Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX 799M B

KPH 9001

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

EDWIN CONANT

(Class of 1829)

OF WORCESTER, MASS.

A fund established in 1892, the income thereof to be applied to the benefit and increase of the College Library.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Siebenundsiebzigster Band.

(Nr. 1—26.)

Künstler-Verein.
Bibliothek:
* Eb 14 *
BREMEN

Berlin 1910.
Hermann Hillger Verlag.

Digitized by Google

P. Germ., 193.4
KH154
KPH 9001
HARVARD COLLEGE
SEP 15 1930
LIBRARY
Conant fund

Digitized by Google

Register.

Siebenundsiebzigster Band.

Politisches und Sozialpolitisches. Seite

Arning, Dr., M. d. R. und d. H. d. A., Marokko und die Gebrüder Mannesmann 21
*** Freihandel und Schutzzoll 101
*** Das neue Wahlrecht in Preußen 121
*** Keine Politik der Straße 141
*** Im abgetragenen Philosophenmantel 161
*** Die Pappenheimer 181
*** Kotillon und Politik 201
*** Die polnische Schlachta droht 222
*** Eine Nuntiatur in Berlin 281
*** Großblock und Generalstreik 301
*** Die Heiligen und die Ritter 321
*** Unsre politischen Blaschecks 341
*** Verständigungsansichten 361
*** König Eduard † 381
*** Alt und Jung 401
*** Nationalismus und Internationalität 421
*** Uff 441
*** Die Enzyklika 461
*** Bernhard Dernburg 481
*** Eine Blockprobe 501
Corbach, Otto, Deutschfeindl. Russenfreundschaften 42
— Europäische Politik 103
— Recht oder Gewalt 163
— Kulturpolitik in China 203
— Staatshilfe oder Selbsthilfe 263
— China auf dem Wege zur Revolution 363
— Slavische und europäische Einheit 403
— Der japanische Faktor in der Politik König Eduards 442
— Großbritannien und die englische Rasse 503
Eschwege, Ludwig, Reichskaligesetz 241
Karmann, Dr. Carl U. L., Eine verpaßte Gelegenheit 261
Katscher, Leopold, Wie die „andre Hälfte“ lebt 23. 44
v. Liebert, E., M. d. R., Der deutsch-portugiesische Handelsvertrag 61
Martin, Marie, Das nationale Interesse an der Tüchtigkeit der Frau 144. 164
Menippus, Lanx satura aus Bayern . . . 473. 515
Prehn v. Dewitz, H., Der Streit um Kreta . . . 143
Raschdau, Ludwig, k. Gesandter z. D., Die Aufgaben der preußischen Gesandtschaften im Reiche 81
— Deutschland in Persien 323
Rein, Prof. Dr. W., Völkerpsychologisches aus unserm Reichsland 283
v. Skal, Georg, Der Kampf gegen die Vermischung der Rassen 123
— Zollpolitik der Vereinigten Staaten 303
Stahlberg, Friedrich, Gute Polizei 383
Stammer, Georg, Rückwandererbewegung . . . 444
Steinberger, Dr. Fr., Um das preußische Wahlrecht 221
v. Zedlitz u. Neukirch, Frhr., M. d. L., Die Wünsche des deutschen Volkes für 1910 1

Militärisches.

v. Bieberstein, Oberstleutnant a. D., Rogalla, Die Ergebnisse der Luftschiffahrtübungen bei Köln 125. 146
— Die politisch-militärische Lage auf der Balkanhalbinsel 224

Kolonniales.

Solff, Oberleutnant a. D., Wichtige Verkehrsfragen im deutschen Südsee-Gebiet 41

Rechtswissenschaft.

Stammer, Georg, Minderwertige Verbrecher . . 64

Naturwissenschaften, Heilkunde und Technik. Seite

Hesse, Prof. Dr. Richard, Vitalismus u. Mechanismus 486
v. Padberg, Ober-Reg.-Rat Alexander, Zur Katzenfrage 62
Rusch, Franz, Astronomische Ketzereien 288
Schlaf, Johannes, Astronomische Ketzereien . . . 105
— Astronomische Ketzereien des weiteren . . . 386, 404

Erd- und Völkerkunde.

Abt, Dr. Ernst, Diluvialmenschen-Schicksal 226
Brepohl, F. W., Zigeunerleben im Winter . 464. 483
Heilborn, Dr. Adolf, Wilhelm Filchners Südpolar-Expedition 1911 243

Handel und Geldwesen.

Heinemann, Ernst, Das Anleiheproblem in Deutschland 148
Mercator, Die Knebelung des Preußischen Staates durch das Hibernia-Syndikat und die Aufgaben der Gesetzgebung 126
— Die serbische Kriegsanleihe und die serbische Tantiemenindustrie 342
— Die Sphinx der Berliner Großbanken 445
— Das Finanzduell im preußischen Herrenhause . 463
— Aus der Finanzwelt 96. 357

Erziehungswesen.

Heilborn, Dr. Adolf, Unter falscher Flagge . . . 274
— Die Rundschreiben der Adlerbibliothek 335
— Also: die „Adlerbibliothek“ ist keine Jugendlektüre! 394
— Schundliteratur 453
Lörcher, Dr. med. G. H., Über Moral und Menschenzüchtung 423
Schaukal, Richard, Echte und unechte Kinderbücher 89
Stürmer, Dr. Fritz, Ein pädagogisches Experiment 447

Philosophisches.

Ritter, Prof. Dr., Schopenhauer und die Politik 364. 384

Biographisches.

Breitner, Dr. Erhard, Peter Altenberg 450
Friedegg, Dr. E. E., Rudolf v. Bennigsen . . . 183
— Lueger 232
Klein-Hattingen, Oskar, Ein Kriegsschriftsteller . 83
Schlaikjer, Erich, Friedrich Naumann 285
v. Skal, Georg, Roosevelt 374
Strindberg, August, Björnson und ich 372
Strobl, Dr. Karl Hans, Ein Hamlet der Liebe II . 7

Ästhetisches.

Alafberg, Dr. Friedrich, Wagner und Böcklin . . 407
Everth, Dr. Erich, Vom Bildformat 85
— Vom Gesetz in der Kunst 289
Geiger, Ludwig, Reise nach Süd-Frankreich. 26. 47
Hn., Dr. A., Vom Wandern und vom Reisen . . 367
Silbergleit, Arthur, Ästhetizismus 189

Kulturgeschichtliches.

v. Fredrik, Lothar, Die Kondottieri 469
Friedrich, Paul, Deutschlands Kulturaufgaben . . 166
Goldschmidt, Kurt Walter, Kultur-Sezession . . 305
Grautoff, Otto, Der Amerikanismus in Paris . . 66
Klemperer, Victor, Persönlichkeit 353
Kurtz, Rudolf, Prolog zur Puderquaste 31

Digitized by Google

Seite

Rahmer, Dr. S., Zum Todestage von Ernst v. Wildenbruch. Dichtkunst und Musik . . 50
Rath, Willy, Das Geheimnis der Marionette . . 344
Schaukal, Richard, Im Wanderschritt des Lebens 452
Sutter, Ernst, Einsamkeit 471
Zweig, Stephan, Die demokratische Menge und ihre Dichter 268

Literaturgeschichtliches.

Bleibtreu, Karl, Das Byron-Geheimnis 87
— Das Byron-Jubiläum 187. 209
Deibel, Franz, Ein romant. Kaleidoskop 109
Geiger, Prof. Dr. Ludwig, Die Urgestalt von Wilhelm Meisters Lehrjahren 249. 266
Ježower, Ignaz, Schiller und die Wirklichkeit 308. 325
Klemperer, Victor, Ernst Moritz Arndt als Lyriker 69
— Der Humor in den Sprüchen des Talmud . . . 107
— Paul Heyses Beziehungen zu Italien 205
— Der Politiker Freiligrath 488. 511
Kurtz, Rudolf, Der junge Goethe 327. 349
Pieth, Dr., Liliencron und die Romanfabrikanten . 409
Rahmer, Dr. S., Zum hundertjährigen Bühnenjubiläum des „Käthchen von Heilbronn“ . . 229
— Kleistdenkmal und Kleistforschung 509
Sarrazin, Prof. Dr. G., Shakespeare als Zeuge in einem Zivilprozeß 247
Schaukal, Richard, Prinz Hamlets Briefe . . . 251
— Münchhausen 388
— Das stolze Volk der Übersetzer 429
Schlaikjer, Erich, Björnstjerne Björnson 365
Strobl, Dr. Karl Hans, Otto Julius Bierbaum . 128

Musikwissenschaft.

Neißer, Dr. Arthur, Vom Künstlerfest in Zürich . 494
Rubiner, Ludwig, Ferrucio Busonis Musikästhetik 29

Bildende Kunst und Kunstgewerbe.

Abeking, Hermann, Die Schwarz-Weiß-Ausstellung der Berliner Sezession 5
— Ausstellung von Werken der französischen Kunst des XVIII. Jahrhunderts 168
— Ausstellung ungarischer Maler 186
— Ausstellung amerikanischer Kunst 329
— Edouard Manet 370
— Berliner Sezession 1910 . . . . 427. 448. 466. 506
Brod, Dr. Max, Marées 228
Grautoff, Otto, Der Salon der Indépendants in Paris 406
Heilborn, Dr. Adolf, Volkskunst 426
Lux, Jos. Aug., Kunstgewerbe II 3
Wantoch, Dr. Hans, Leopold Graf v. Kalckreuth . 265

Novellen, Erzählungen, Skizzen.

Aakjär, Jeppe, Als Ane noch lebte 90. 112
— Ellens Brautlichter 410. 431
Berndt, Martin, Die Vorhänge 10
Braun, Felix, Die Blinde und das Licht . . 331. 350
Hjortö, Knud, Jahrhundertfeier 212
Jules, Die Hausgeisterchen 451
Katz, Richard, Beinahe 52
v. Molo, Walter, Ins heilige Land 231
Scheerbart, Paul, Zack und Sidi und der große Kopf 291. 310
Schur, Ernst, Die Geschichte vom kleinen Andreas 150
— Warum der Christoph kein Bauer wurde . . . 491
Schussen, Wilh., Die Klugheit am Ende . . 252. 271
— Eine Hochzeitsreise 513
Sommer, A., Der Backenzahn 392
Stilgebauer, Edward, Die Todbringenden . . . 390
Straschek, Marie, Begegnung 33
Sutter, Otto Ernst, Der Philosophie des Ofens . 131
Wiener, Oskar, Die beiden Schwestern . . 171. 191
Wildberg, Bodo, Hermine Lichtenau 72

Seite

Gedichte.

Altheer, Paul, Wunden 350
Bormann, Karl, Zwei Gedichte 33
Busse, Carl, Aus Lebensmitten 271
Friedrich, Paul, Pierrot und der Mond 410
Ginzkey, Franz Karl, Der Künstler 71
— Drei Gedichte 149
Greiner, Leo, Im Sommer 331
Heller, Leo, Zwei Gedichte 52. 231
Koch-Schicht, L., Gang zum Friedhof 212
Larsen, Werner Peter, Orchideen 291
Liebmann, G., Es führt kein Weg von Mensch zu Mensch 111
Lucka, Emil, Die Namen 451
Picard, Jakob, Die Künstler 10
Schanz, Frida, Sprüche 170
Schaukal, Richard, Juninacht, Die Kleinigkeiten . 512
Schussen, Wilhelm, Böser Blick 10
— Zwei Gedichte 132
— Im Frühling 389
Silbergleit, Arthur, Choral 89
— Volkers Nachtgesang 251
— Hände 430
Swinburne, Charles, Einen Tag, eine Nacht. Deutsch von Sigmar Mehring 90
Treuge, Lothar, Oden des Horaz 471. 490
Wagner, Christian, Geisterweg 271
Walter (Freyr), Robert, Drei Gedichte 190
Wantoch, Hans, Drei Lieder einer Liebe 372
Wegner, Arnim T., Letzte Nacht 310

Vermischte Aufsätze.

Friedegg, Ernst E., Das Wiener Kaffeehaus . . 334
Hn., Dr. A., Verdeutsch 347
J., Letzte Worte 392
v. Molo, Walter, Der Mörder 133
Neißer, Arthur, Ostern in Rom 313
Schlaikjer, Erich, Psychologie der Heilsarmee . . 204
— Eine Warnung an die Abstinenten 504
Schur, Ernst, Huret über Berlin 67

Aus den Theatern.

14. 35. 37. 55. 56. 75. 92. 114. 115. 153. 194. 214. 233. 255. 275. 294. 314. 375. 413. 433. 456. 474. 514.

Zeitgedichte.

Terentius, Der Kalender 19
— Die Vortänzer 79
— Die Kometen 98
— Der forsche Junker 119
— Das Glück zu Zweien 138
— Der Rollkutscher 177
— Der Jurist am Tartarus 199
— Im Osten 217
— Der Fernseher 239
— Frühlingsanfang 259
— Die Stadtmütter 279
— Der versäumte Weltuntergang 437
— Ghaselen 478
— Die frumme Frau 498
— Der standhafte Zinnsoldat 518

Randbemerkungen.

Scheerbart, Paul, 17. 77. 96. 134. 158. 176. 198. 217. 238. 257. 277. 358. 378. 398. 418. 437. 458. 478. 497. 518
Randbemerkungen. 15. 38. 57. 76. 92. 115. 136. 155. 173. 195. 215. 235. 256. 275. 294. 315. 336. 354. 376. 395. 414. 434. 456. 475. 495. 516

Neue Bücher.

39. 98. 119. 139. 159. 177. 199. 218. 279. 298. 319. 339. 359. 419. 438. 458. 479. 498. 519.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 1. Berlin, den 1. Januar 1910. 39. Jahrgang Band 77.

Die Wünsche des deutschen Volkes für 1910.

Von Frhr. v. Zedlitz und Neukirch, M. d. L. (Berlin).

Das Jahr 1909 stand unter dem Zeichen der Reichsfinanzreform. Ihre Nachwirkungen beeinflussen auch an des Jahres Wende noch in erster Linie die politische Gesamtlage.

Das eine Hauptziel, dem Reiche die zur Gesundung seiner Finanzen notwendige Mehreinnahme von einer halben Milliarde Mark zu verschaffen, ist quantitativ wohl ungefähr ebenso erreicht, wie bei Annahme des Sydowschen Reformplans. Zwar erheben sich Zweifel darüber, ob die neueingeführten Steuern durchweg die veranschlagten Erträge liefern werden; dasselbe aber würde auch gegenüber den Sydowschen Vorschlägen der Fall gewesen sein. Denn die Fehlerquelle ist in beiden Fällen nahezu die gleiche: die Schätzung des Ertrages ist optima fide, aber auf sehr unsicherer Grundlage erfolgt.

Um so mehr aber gibt die Reichsfinanzreform nach allen andern Richtungen, als der rein fiskalischen, Anlaß zu nur zu berechtigter Kritik. Steuerpolitisch sind Kaffeezoll und Zündholzsteuer schwer zu rechtfertigen, weil sie nicht Genußmittel, sondern notwendige Lebensbedürfnisse der großen Masse des Volkes treffen. Sie sind eben Lückenbüßer in des Wortes verwegenster Bedeutung, Notbehelfe zur Ausfüllung der Lücken, die durch die Ablehnung wichtiger Teile des Sydowschen Finanzplanes gerissen waren. An dieser Ablehnung sind alle bürgerlichen Parteien mehr oder minder beteiligt. Elektrizitäts- und Inseratensteuer sind von allen bürgerlichen Parteien verworfen, an der Ablehnung der Weinsteuer und Tabaksbanderolensteuer sind vornehmlich Liberale und Zentrum, an der Ablehnung der Erbanfallsteuer und der Herabsetzung der Branntweinsteuer dagegen Konservative und Zentrum beteiligt.

Sodann ist die Forderung allgemeiner und gleichmäßiger Besteuerung des Besitzes unerfüllt geblieben. Wohl trifft ein Teil der neuen Steuern die besitzende Minderheit, aber weder allgemein, noch gleichmäßig. Handel und Industrie, sowie der städtische Grundbesitz haben den Löwenanteil zu tragen; die Quittung bildet die Gründung des Hansabundes.

Diese unter dem Gesichtspunkte gerechter Besteuerungspolitik sehr zu bedauernden Mängel der Reichsfinanzreform sind aber vom Standpunkte allgemeiner nationaler und staatserhaltender Politik geradezu verhängnisvoll. In Deutschland ist erfahrungsgemäß jeder starken Inanspruchnahme der Steuerkraft für Reichszwecke eine starke, radikal oppositionelle Strömung gefolgt. Sie kam unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes ganz den damals straff oppositionellen Linksliberalen zugute, 1890 diesen und den Sozialdemokraten. Jetzt, da auch die Linksliberalen sich grundsätzlich zur Bewilligung von 400 Millionen Mark indirekter Steuern bereit erklärt haben, schwellt die radikale Strömung allein die Segel der Sozialdemokratie. Die obengeschilderten Mängel der Reichsfinanzreform haben naturgemäß den Zug nach Links noch sehr erheblich verstärkt: sie liefern der Sozialdemokratie die wirksamsten Waffen.

Umgekehrt ist die Widerstandskraft der bürgerlichen Parteien gegenüber der Sozialdemokratie unheilvoll erschüttert. Deren schwere Wahlniederlage im Jahre 1907 nach bis dahin ununterbrochenen Siegeslaufe war zu einem guten Teile die Frucht des entschlossenen Zusammengehens derjenigen Parteien, deren nationale Gesinnung nicht mit der Hypothek konfessionell-hierarchischer Bestrebungen belastet ist. Der Ausgang der Reichsfinanzreform hat diese geschlossene Kampflinie nicht nur gesprengt, sondern ihren rechten und linken Flügel in den schärfsten Gegensatz gebracht. Ob unser Volk für den Gedanken konservativ-liberaler Paarung schon reif war, und ob selbst ein Bismarck die Kraft besessen hätte, auf dieser Grundlage eine feste nationale Mehrheit im Reiche zusammenzuschweißen, kann dahingestellt bleiben; sicher ist, daß Fürst Bülows Kraft dazu nicht ausreichte. Der Rückschlag des Mißerfolges ist schwer, und es wird langer Zeit bedürfen, um den Faden auch nur da wieder anzuknüpfen, wo er jetzt jäh gerissen ist. Der Block von 1907 ist sonach aus den Fragen praktischer Tagespolitik ausgeschieden, umgekehrt aber das Zentrum durch seine entscheidende Mitwirkung bei der Reichsfinanzreform wieder in die Reihen der-

Digitized by Google

jenigen Parteien eingerückt, die für positive Politik in Betracht kommen. Nicht als ob es für seine Tätigkeit Lohn verdiente. Diesen hat es mehr als reichlich durch den Sturz des Fürsten Bülow und die Sprengung des Blocks bereits erhalten. Aber die Tatsache, daß im Reichstage keine positive Mehrheit mehr besteht, die das Zentrum entbehrlich machte, muß nach ihrem vollen Gewichte gewürdigt werden.

So ist in großen Zügen das Bild unsrer politischen Gesamtlage um die Jahreswende. Sie erfüllt den Vaterlandsfreund mit der bangen Sorge, daß wenn keine Wendung zum Besseren eintritt, die noch vor kurzem auf nationaler Grundlage so fest zusammengeschlossenen bürgerlichen Parteien sich für absehbare Zeit unheilbar verhetzen und ihre Kräfte in gegenseitiger Bekämpfung aufbrauchen. Der „Tertius gaudens“ würde dann in der Hauptsache die Sozialdemokratie, zu einem kleineren Teile das Zentrum sein. Das ist eine schwere Gefahr, der auf jeden Fall vorgebeugt werden muß.

Das Ziel, dessen Erreichung sich der Patriot für das Jahr 1910 wünschen muß, ist hiernach klar. Fragt sich, welcher Weg zum Ziele führt.

Die Anfang 1909 vorhandene politische Konstellation wieder herbeiführen zu wollen, wäre vergebliches Bemühen. Der Block gehört, nachdem er bei der Reichsfinanzreform versagt hat, zurzeit der Vergangenheit an; das ist eine Tatsache, mit der man sich, wie immer unerwünscht sie sein mag, ebenso abfinden muß, wie mit der andern, daß an ein Vorübergehen an dem Zentrum nicht mehr zu denken ist.

Es bleibt also tatsächlich zur Gesundung der politischen Lage nichts übrig, als auf eine Milderung der Gegensätze zwischen rechts und links hinzuarbeiten, damit wenigstens ein Zusammenarbeiten an den positiven Aufgaben der Zeit und ein Zusammengehen gegen die Sozialdemokratie wieder ermöglicht wird. Mit der Sammlung zu positiver Arbeit wird sich auch ein modus vivendi mit dem Zentrum finden lassen, der zur Eindämmung der roten Flutwelle helfen kann.

Das Vorspiel zur Reichstagssession läßt aber erkennen, daß im Reichstage bedauerlicherweise die Vorbedingungen für eine solche Entwicklung der Dinge noch fehlen. Ob unter diesen Umständen der Zwang zu schaffender Arbeit die Hoffnungen voll erfüllen wird, die Herr v. Bethmann in seiner Einführungsrede im Reichstage darauf setzte, erscheint sonach mindestens zweifelhaft. Ungleich günstiger liegen die Dinge in Preußen. Im Abgeordnetenhause haben die bürgerlichen Parteien noch bei der Verabschiedung der schwierigen Besoldungsgesetze das Schauspiel seltener Einmütigkeit geboten. Der Streit um die Reichsfinanzreform berührt diese Körperschaft auch nicht unmittelbar. Wenn Herrn v. Bethmann ferner darin beizutreten ist, daß die Sammlung der Blockparteien sich allein durch positives Zusammenarbeiten an großen gesetzgeberischen Aufgaben erreichen lassen wird, so stehen auch in Preußen ungleich mehr solcher Aufgaben auf der Tagesordnung, als im Reiche. Die bei einem Etatsdefizit für 1910 von annähernd 100 Millionen Mark wohl kaum mehr zu bestreitende Notwendigkeit, weitere Deckungsmittel für den Staatsaufwand zu schaffen, bietet die Möglichkeit, den schlimmen Wirkungen der Ablehnung der Erbanfallsteuer die Spitze abzubrechen und der Rückbildung der konservativen Partei zu einer reinen Agrar- und Junkerpartei vorzubeugen. Im Zusammenhange damit bietet die unmittelbar bevorstehende Reform des Wahlrechts die Gelegenheit, auf der einen Seite den Konservativen die Sicherheit zu gewähren, daß in Preußen die Bedenken gegen die Erbanfallsteuer nicht bestehen, die Herr v. Heydebrandt so nachdrücklich aus dem Reichswahlrecht herleitete, auf der andern Seite wenigstens einen beträchtlichen Teil der Forderungen zu erfüllen, die der nicht auf die Einführung des Reichswahlrechts festgerittene Liberalismus inbezug auf das Wahlrecht erhebt. In dieser Hinsicht wird, wer die Augen offen hat und nicht bloß durch die Parteibrille sieht, keinen Zweifel darüber hegen können, daß eine einigermaßen dauernde Neuordnung unsres Wahlrechts sich nicht erreichen läßt, ohne daß wenigstens grundsätzlich die Möglichkeit eröffnet wird, nach Maßgabe des Bedürfnisses zur geheimen Stimmabgabe überzugehen.

Endlich bedarf es noch des Abschlusses der Gesetzgebung zum Schutze des Deutschtums in den Ostmarken durch Einführung einer wirksamen Parzellierungskontrolle; eine Vorlage dieser Art bedeutet einen kräftigen Appell an Konservative, Freikonservatie und Nationalliberale zur Sammlung unter dem nationalen Banner. Die dringenden Aufgaben der preußischen Gesetzgebung gewähren also reichen Anlaß zu gemeinsamer Arbeit wenigstens für die Rechte und die Nationalliberalen. Die parteipsychologischen Momente liegen für den Erfolg in Preußen ungleich günstiger als im Reiche, und von einem solchen ist auch eine heilsame Wirkung auf die Parteiverhältnisse im Reiche mit Sicherheit zu erwarten.

Freilich ist ein Erfolg nur bei einer planmäßig auf dasselbe Ziel gerichteten Regierungspolitik zu erwarten. Wer vom Zwange zu schaffender Arbeit allein die Gesundung unsrer politischen Verhältnisse erhoffen wollte, hätte die Rechnung sicher ohne den Wirt gemacht. Nach dem Schleifen der Zügel in den letzten Stadien der Reichsfinanzreform tut uns mehr denn je eine kräftige Führung seitens der Regierung not. Sicher verlangt unser Volk nach Stetigkeit der Regierungspolitik, aber doch nur nach Stetigkeit der Richtung im Gegensatz zum Zickzackkurse und verbunden mit kräftiger Initiative. Wie die Dinge bei uns liegen, vollzieht sich die Wiederannäherung der auseinanderge-

Digitized by Google

sprengten Glieder der Reichstagsmehrheit von 1907 sicher nicht, wenn nicht die Regierung energisch zum Sammeln bläst. Noch ist es Zeit, aber lange darf mit dem Heilungsprozeß nicht gewartet werden, wenn das Jahr 1910 die Wunden schließen soll, die das Jahr 1909 schlug.

Kunstgewerbe.

Von Joseph Aug. Lux (Dresden).

II.

Aber die Sache des Kunstgewerbes ist an zu viele praktische Rücksichten, an einen zu schweren komplizierten Apparat der Produktion und Distribution, an zu viele Voraussetzungen der Konsumtion gebunden, als daß die schrankenlose Freiheit und, wenn man durchaus will, die persönliche Willkür von allzu langer Dauer hätte sein können. Die dienenden Faktoren, Produktionsweise, Maschine, Massenerzeugung, der Markt, die nicht als Träger der neuen Idee, sondern als ihre Erfüllung notwendig waren, spielten sich als tyrannische Herren auf und waren nur durch eine immer vollendeter ausgebildete Typisierung zu gewinnen. Vornehmlich was Möbel und Kleingerät betrifft. Je größer das gewerbliche, industrielle und kommerzielle Schwanzstück der Kunstgewerbebewegung wurde, desto mehr schrumpfte ihr Territorium im Reich der Kunst ein. Heute ist es klar, daß, wenn überhaupt, das Kunstgewerbe nur eine sehr kleine Provinz der Kunst darstellt. Um sie überhaupt zu retten, bleibt nichts anderes übrig, als aus der Not eine Tugend zu machen, die ursprünglich individuelle, künstlerische Sache, die über den Kirchturmhorizont hinausragt, zu einer nationalen, sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen und mithin ethischen Angelegenheit zu stempeln. Man konnte und kann noch darüber sehr erbauliche Reden in den Kunstgewerbevereinen hören und in den neuen Verbänden, die ihre Interessen auf Geschäftsethik gründen und ein gewisses Normalmaß von „Kunst“ vorgesehen haben. Normalmaß, nicht mehr und nicht weniger! Das Individualistische, Überschäumende, Dionysische, aber auch jugendlich Unreife ist gehörig beschnitten, „die Bewegung ist endlich in ruhige Bahnen geleitet“. Das Religiöse der kunstgewerblichen Bewegung, das alle anging, weil es sich gleichsam um die künstlerische Wahrheit der inneren Freiheit handelte, ist dahin; jetzt wartet die Heilsarmee auf uns. Das Preisbuch einer bekannten Firma ernennt jeden, der ihre Möbel kauft, zum „Qualitätsmenschen“ und „künstlerisch verdienstvollen Förderer“. Gottvater Ruskin und der heilige Geist William Morris sehen wohlgefällig auf das Werk herab. Es gibt sonderbare Kreuzungen im Geistigen. Wie konnte der englische Quäkergeist in diese kühl rechnenden Geschäftsleute fahren? Wie vereinbart sich dieser Pietismus mit dem geradezu amerikanischen Geschäftssinn? Sogar die Künstler, die sich so absurd gebärdeten, wurden Ethiker. Oder sie fielen ab, wenn ihnen das künstlerische Gewissen höher stand. Ich denke vor allem an Obrist und Pankok. Im vorigen Herbst wurde in einer Münchener Auktion ein unverkäuflich gebliebenes Pankokzimmer aus seiner früheren Zeit verschleudert, ein betrübendes Schauspiel! Ich gratuliere dem Käufer; er hat für ein Spottgeld eine der reizendsten und kostbarsten Schöpfungen der großen Bewegung erworben und damit für ein paar hundert Mark einen Haupttreffer gemacht. Es wird eine Zeit kommen, wo die Museen diesen Verkaufspreis verhundertfachen werden. Ich erwähne diesen Fall nur, weil er so charakteristisch für den Umschlag ist. Die Bewegung, die große Welle, ist verebnet. Ein paar Gestaltungsgrundsätze sind gefunden, auf die man sich rasch geeinigt hat, und mit denen sich's bequem wirtschaften läßt. An Stelle der Freiheit, der individualistischen Selbstherrlichkeit, der persönlichen Akzente, die der Kunst eigen sind, tritt der Organisationsgeist. Man will vor Überraschungen sicher sein und die gewonnenen Erfahrungen in Ruhe verwerten. Man will die Machtgrenzen industriell und merkantil erweitern; der künstlerische Akzent verschiebt sich immer mehr nach rückwärts, zugunsten allgemein brauchbarer marktgängiger Typen. Denn die Organisation will feststehende Normen haben, Durchschnittsmaße, kein Zuviel, kein Zuwenig. Meistersingerei. Sie hält sich für schöpferisch. Allzu persönliche Eigenart ist nur eine Verlegenheit. Sie taugt nichts in dem großen Betrieb, fort damit! Die Durchschnittsware hebt sich in demselben Maß als die künstlerisch wertvolle Einzelleistung seltener wird. Jeder kleine Musterzeichner kann das ästhetische Einmaleins auswendig. Es ist sehr interessant zu sehen, wie der Oberlehrer endlich den Sieg über den Künstler davongetragen hat. Nun sehnt man sich natürlich, dem Zustand die erwünschte Dauerhaftigkeit zu geben, vor allem muß das Publikum dingfest gemacht werden, und dann der Nachwuchs, Kunstschüler und Lehrlinge, wofür man ja die neuen Doktrinen geschaffen hat. Es ist eine höchst merkwürdige, aber in der Geschichte gar nicht seltene Tatsache, daß ein vorübergehender Freiheitsrausch nur wieder um so stärkere Fesseln bringt, ein neues, selbst auferlegtes Joch, nachdem ein altes abgeschüttelt worden ist. Man hatte der Schablone, der künstlerischen Unfreiheit, dem Akademismus den Krieg erklärt und hat, vor der eignen Freiheit erschrocken, in einem unduldsamen Puritanismus Zuflucht gesucht, der als direkt kunstfeindliches Prinzip bereits hemmt, wie Puritanismus immer. Zweck, Konstruktion, Material, oder mit Betonung des ethischen Momentes, Sach-

Digitized by Google

lichkeit und Ehrlichkeit, das sind die Merkmale einer neuen, zwar verstandesmäßig erkennbaren, aber durchaus nicht immer sinnfälligen Schönheit.

Es sind logische Begriffskonstruktionen, die das bloße Skelett bilden. Nicht zu entbehren zwar; aber dem Künstler und unserer Sinnenliebe ist doch das blühende Fleisch drum und dran die Hauptsache, gerade das, was uns der Puritaner wegdisputieren möchte. Allerhand Inkonsequenzen müssen sich aus dem inneren Widerspruch ergeben. Die Architektur sucht Anlehnung an ältere heimische Motive — Heimatkunst —, und da läuft vieles unter, was keineswegs mehr „sachlich“ oder „ehrlich“ ist. Unser Schönheitsempfinden lehnt sich unwillkürlich gegen den rein technischen Stil der Ingenieurbauten, gegen die skelettartigen Eisenkonstruktionen auf, obzwar sie die strikte Erfüllung jener Forderungen darstellen, andrerseits sind die großen modernen Damenhüte weder konstruktiv noch sachlich, noch zweckvoll, oft nicht einmal von besonderer Qualität, und sie sind doch meistens wunderschön. Wie es überhaupt nichts Künstlerischeres gibt als einen modernen Modistinnenladen. Die sogenannten Reformkleider waren zwar konstruktiv und sachlich, puritanische Idealwerke, aber sie waren gleichzeitig meistens von so abschreckender Häßlichkeit, daß die entschiedene Ablehnung, die sie bei den Frauen von Geschmack gefunden haben, nur zu begreiflich ist. Die sehr beliebte Biedermeierei im Interieurwesen ist mit jenen streng formalen Grundsätzen nicht vereinbar, wenngleich viele der Meinung sind, daß „sachliche“ Formen so aussehen müßten. Ein anderer, der die „Ehrlichkeit“ betont, lehnt sich an die Tyrolische Gotik an. Und wieder andre, besonders scharfsinnige Doktrinäre der Puritanerästhetik, gingen mit dem wahnwitzigen Gedanken um, die Werke eines van de Velde, eines Pankok, eines Olbrich als Gegenbeispiele zu publizieren. Es ist durchaus nicht Böswilligkeit, was diese falsch seriösen Leute bewegt, die das Pathos ihrer Überzeugung haben, wenn dadurch auch die Torheit nicht geringer erscheint. Aber es ist der Geist der Pedanterie, der Schulmeisterei, der Kleinlichkeit, der Bildstürmerei, der die Kunst im Gewerbe majorisiert, maßregelt und zur bedeutungslosen Hörigkeit herabdrückt. Das ist der Querschnitt von heute. Man erkennt sie nur nicht sogleich, weil dieser mesquine, unduldsame, kleinliche Subalternengeist sich in sehr großen, dekorativ wirkenden Formen verpuppt hat, Kartelle schließt, Ordnungspolizei macht, namentlich gegen unliebsame Outsiders Zunftregeln auferlegt und ein neues Kulturbewußtsein verkündet, das sich angeblich beim Ankauf eines glatten Möbels als die ethische Gratisdraufgabe unverzüglich einstellt. Wir lächeln dazu. Wir können uns darüber nicht täuschen lassen, daß das moderne Kulturbewußtsein eine sehr komplizierte Sache ist, die mit dem glatten Möbel, wenn überhaupt, am allergeringsten zusammenhängt. Aber wir sehen dem harmlosen Seelenfang aus der Ferne gelassen zu, weil im Grunde genommen ganz reelle Geschäfte gemacht werden, und wir freuen uns, wenn wir hören, daß die Geschäfte gut gehen.

Wir sind natürlich auch weit davon entfernt, zu glauben, daß für den großen Marktbedarf, den die Industrie zu decken hat, etwas andres besser sei, als einfache Typen von gleichgültiger, fast abstrakter Form. Es will nur gesagt sein, daß sie grade deshalb für uns kein Grund zur Debatte sind. Die Sache sieht sehr verschieden aus, wenn man sie vom Standpunkt des Künstlers und des Liebhabers betrachtet, oder vom Standpunkt des beteiligten Interessenten. Die erzieherischen, nationalen, sozialen, kulturellen, ethischen Vorwände, die mit der Sache des Kunstgewerbes verknüpft wurden, als sie aufgehört hatte künstlerisch zu sein, dienen dem Propagandabedürfnis. Sie sind das Plakat. Nur so ist die Übertreibung zu begreifen. Der Wert der ideologischen Bestrebungen, die von der kunstgewerblichen Sache aus Zusammenhänge mit allen Lebensgebieten suchen, soll nicht geleugnet werden. Diese Bestrebungen haben der kunstgewerblichen Bewegung als wirksamer geistiger Hebel gedient, solange sie im Namen der innern Freiheit geschehen sind und nicht den Sinn der geistigen Bevormundung und Maßregelung hatten. Kunstdoktrinen, die alles erklären und alles beweisen wollen, beweisen und erklären am Ende nichts. Sie sind eine neue Binde um die Augen. Mir scheint, daß sich die Entwicklung augenblicklich in diesem Stadium befindet. Im internationalen Wettbewerb entscheidet nicht die mittlere Linie der anständigen Durchschnittsleistung, sondern die persönliche Originalleistung. Die soziale und wirtschaftliche Hebung von unten her, die Verantwortlichkeit gegen Dinge und Menschen, die das Qualitätsgefühl bestimmt, hängt von großen, vielverzweigten Faktoren ab, die als elementare Gewalten das Leben der Nation determinieren; darüber kann keine kunstgewerbliche Schönrederei hinwegtäuschen. Auch hier ist die Lage des Qualitätsarbeiters vorderhand so, daß er über den Lohntarif nicht hinauskommt; ja, er sieht sich sogar in vielen entscheidenden Gewerben mehr und mehr von der Maschine verdrängt. Die Arbeitsfreude, die ihn angeblich seelisch nährt, ist eine Redensart, die in den betreffenden Klassen Spott und Unwillen erregt. Das Kulturbewußtsein der arbeitenden Stände ist — trotz politischer Gegensätze — im guten wie im schlechten mit dem der bürgerlichen Klassen identisch. Eher noch konnte das Kulturgefühl eine Bereicherung vom Kunstgewerbe her erfahren, als dieses von künstlerischen Impulsen beherrscht war, denn jetzt, wo die ethischen Impulse herrschen. Wenn auch Ethik und Kunst zutiefst wurzeleins sind, so streben sie dennoch in ihrer Entwicklung nach ganz verschiedenen Zielen. Wie leicht erlernbar und allgemein die Puritaner-

Digitized by Google

doktrin des neudeutschen Kunstgewerbes auch geworden ist, so wird aus den Katheder-begriffen von Zweck, Konstruktion, Sachlichkeit allein niemals ein vollendetes organisches Werk, am allerwenigsten aber ein Kunstwerk entstehen. Es bedarf wieder eines höheren künstlerischen Konzeptes, das, wie immer, ein persönliches Gesicht zeigt. Nicht das seichte Dogma entscheidet, sondern das unberechenbare Kulturgefühl des Künstlers, das über eine hohe Ahnenschaft verfügt. Aus dieser sehr komplizierten innern Verfassung heraus kann vorübergehend die Laune und der Geschmack für Enthaltsamkeit und Einfachheit entstehen; keineswegs entsteht sie als Kulturbewußtsein aus Simpelhaftigkeit und aus notgedrungener Pfründnerei. Der Künstlermensch weiß, daß Einfachheit durchaus nicht das letzte Ziel der bildenden Kunst ist; ihr letztes Ziel ist ein sich sorgloses Verschenken, ein Überquellen von Reichtum, von Schmuckgedanken, die, wie der Blumenstrauß, keiner andern Bestimmung dienen als unsrer Sinnenfreude.

Es ist darum ein wahres Glück, daß die Welt nicht überall mit Brettern vernagelt ist. Ein Glück, daß trotz aller Meistersingerei doch so viele Menschen sind, die der eignen Freude leben, und daß aus aller Herren Länder so viele schöne Dinge zusammenströmen, wie unsere internationalen Läden zeigen. Von jeher waren große Künstler, große Dichter und große Menschen Kosmopoliten, und die kleinen sind trotz Kunstgewerbebewegung auch heute wieder Zünftler, Bündler, Schutzzöllner geworden. Dadurch aber ändert sich unser Verhältnis zur schönen Welt nicht; als Liebhaber fischen wir nach wie vor die Perlen heraus und fragen nicht mehr nach Merckertum und Dogma. Wir haben was anderes zu tun. Daß es sehr viele Leute gibt, — es sind gerade die ausschlaggebenden, die also denken, — das kann man in Oscar Bie's Buch vom „Kunstgewerbe" zwischen den Zeilen lesen. Es will allen wieder Mut zu ihrem Persönlichen machen und ist gerade deshalb ein sehr bedeutsames Symptom für den Stand der Dinge. Es ist zwar kein politisches Buch, meint der Autor stolz bescheiden, kein werbendes, kein erklärendes. Gut denn; dafür aber ist es ein klärendes Buch.

Die Schwarz-Weiß-Ausstellung der Berliner Sezession.

Von Hermann Abeking (Berlin).

Wenn die Berliner Sezession sich im Vorwort ihres Kataloges darüber beklagt, daß das Interesse des Publikums an den zeichnenden Künsten ein geringes sei — hieran knüpft sich allerdings die Hoffnung, daß es der Ausstellung gelingen möge, es in weitestem Maße zu wecken —, so ist es nötig, die Wahrheit der so sicher aufgestellten Behauptung einmal näher zu ergründen. Verhält sich das Publikum wirklich den Werken der Graphik und der Zeichnung gegenüber wesentlich passiver als gegen die der Malerei oder Bildhauerkunst? Ich möchte diese Frage mit einem glatten „Nein" beantworten. Wer ist beliebter geworden als Wilhelm Busch, Adolf Oberländer oder der Radierer Max Klinger? Wer ist mehr von der breiten Masse verstanden worden als gerade sie? Sind nicht auch die Namen unsrer Modernen, wie Töny, Recznizek, Heine in aller Munde? Liegt es nicht in dem Wesen der Sache, um einmal ein ungeschultes Publikum anzunehmen, daß dieses gleich dem Kinde an dem einfachen Spiel der Linie eine reine verstehende Freude empfindet, die bei dem schweren Rüstzeug der Malerei versagt? Und doch kommt die Sezession zu dem genannten Resultat, wahrscheinlich auf Grund der Besuchsziffer ihrer wechselnden Ausstellungen. Wo liegt hier der Fehler? Der Fehler liegt hier im Zusammenbringen der Ausstellung selbst.

Denn die Mitglieder der Sezession sind keine Graphiker von reinstem Wasser. Es sind hauptsächlich Maler, die wohl zeichnen können, um eine Impression, eine Studie aufzunehmen, die aber zum größten Teil dem Wesen der Schwarz-Weiß-Kunst völlig fern stehen. Diese ist eine abgerundete Kunst für sich. Wenn sie auch mit einfacheren Mitteln arbeitet, so verlangt sie doch eine geschlossene, ruhige Bildwirkung, ein klares Erschöpfen der Fläche und der Idee. In diesem Gebiete eine Vorstufe zur Malerei zu sehen, ein leicht zu beackerndes Feld, auf dem man seiner Laune und Sorglosigkeit keine Zügel anzulegen braucht, ist verwerflich. Das merkt das Publikum wohl, denn es will immer das Ziel, nicht den Weg. Und das mit Recht. Nun läßt sich einwenden, daß vorstehende Zeilen den Begriff Schwarz-Weiß-Ausstellung allzu eng fassen, daß dieser sehr wohl auch Skizzen und Studien, kurz das, was der Maler mit Griffel und Feder zum werdenden Bilde notiert, einschließen kann. Sollte das der Fall sein, dann ist das Publikum mit seiner Passivität doppelt und dreifach im Recht. Was hat es denn von den ewigen Akten, die der eine nun einmal ein wenig besser und der andre etwas schlechter zeichnen kann? Eine solche Ausstellung könnte sich nur an Künstler und Künstlerschüler wenden.

Dem Auslande steht wieder ein weiter Raum zur Verfügung. Hier ist es eine Reihe Lithographien und Radierungen von Manet, die an erster Stelle genannt werden muß. Manets Blätter bieten sowohl dem, der sein Lebenswerk kennt, wie auch dem, der demselben ferner steht, einen köstlichen Schatz. Manet ist ganz Techniker. Sein Ton und Strich fügen sich vollkommen dem malerischen Vorwurf. Und trotzdem oder gerade

Digitized by Google

deshalb ist er wieder ganz Idee. Denn das absolute Aufgehen der Technik in den gewollten Zweck läßt erstere vergessen und den geistigen Gehalt zur Vorherrschaft gelangen. So ist eine Episode aus dem Bürgerkrieg in massiger Breite zur Sprache gebracht. Ein Pferderennen huscht in der Lebendigkeit einzelner Flecken an uns vorüber. Die sehr humorvollen Knabenköpfe auf der Galerie eines Theaters „Im Paradies", auf dem Olymp würden wir sagen, weisen in abgerissenen Strichen das flackernde Licht. Zu toniger Ruhe führt eine Anzahl Radierungen. Ein Kabinettstückchen sind die schlafenden Katzen, in japanischer Feinheit und doch nordischer Schwere und Kraft.

Von Vincent van Gogh sieht man in letzter Zeit fast allzuviel. Vincent van Gogh war der ewige Kämpfer, der in zahlreichen Blättern immer wieder versuchte, die Natur so zu zeigen, wie er sie sah, der sich immer wieder aufs neue bemühte, ihr in seiner Weise nahezukommen. So sehr jene Werke, in denen es van Gogh gelingt, sein Ideal restlos zu verwirklichen, auf die allergrößte Achtung und Bewunderung Anspruch haben, so sehr ermüdet es allmählich, seinen nicht immer allzu glücklichen Experimenten folgen zu müssen. Hier sind eine Landstraße und eine Landschaft mit Telegraphenstangen hervorzuheben, Zeichnungen, die mit eindringlicher Stärke die Sprache ihres Schöpfers reden.

Auch von Toulouse-Lautrec wird an dieser Stelle nicht ganz das geboten, was uns den großen Lithographen als den Meister des weichen Stiftes verehren macht. Doch dazu hätte es wohl auch einer größeren Sammlung bedurft. Immerhin spricht auch hier die wundervolle Weichheit und Zartheit seiner leichten Hand und sein feiner Geschmack, der jede Flauheit zu vermeiden weiß. Besonders hübsch und ansprechend ist die „Frau im Bett, mit ihrem Hund spielend", ein Blatt, das den Reiz der schwellenden Kissen, den Duft des Boudoirs in unnachahmlicher Grazie wiederzugeben vermag.

Ein merkwürdiger, um nicht zu sagen höchst unerfreulicher Umstand ist die Ausstellung von achtzehn Zeichnungen von Ernst Josephson, die uns den Kopf schütteln macht, bis wir auf folgenden Passus des Kataloges aufmerksam werden: „Diese Zeichnungen sind in den Jahren 1888/89 kurz nach der geistigen Umnachtung des Künstlers entstanden." Mit all ihren Entgleisungen könnten die aus so traurigen Verhältnissen hervorgegangenen Blätter wohl nur in den Augen des Mediziners einigen wissenschaftlichen Wert haben. Was sagt aber das „zu interessierende" Publikum hierzu, das sich keine Kataloge gekauft hat?

Ein wackerer Meister der Radierkunst ist der Schwede Anders Zorn. Er ist flott und gediegen zugleich. Ein großes sachliches Können steht ihm zu Gebote, mit dem die Fähigkeit der Komposition und der Charakterisierung Hand in Hand geht. Seine Bildnisse „Rodin", „Albert Engström" und „Trubetzkoy vor dem Modellierschemel" sind im Malerischen wie im Ausdruck von gleicher Verve. Auch seine nackten Mädchenkörper „Im Sommer", die „Ausbesserung" geben das Freilicht wie die Dämmerung des Zimmers, ebenso die lebendige Weichheit des Fleisches mit gleicher Freiheit wieder. Anders Zorn ist ein durchaus gesundes, frohes Talent, dem wir stets mit rechter Freude begegnen. Mehr noch ist Carl Larsson eine sonnige Heiterkeit auf die Stirn geschrieben. Wenn er auch an Kraft und Gewandtheit sich mit Zorn nicht zu messen vermag, so weiß er sich doch besonders in den Radierungen der Kinder von einer sehr angenehmen Seite zu zeigen. Auch die größeren Aktstudien für einen Plafond, verkürzte Leiber, sind von guter Qualität.

Ins Weiche, fast ins Wattiche geht Charles Condec mit seinen im Tone des Rötels gedruckten Lithographien. In doppeltem Gewand präsentiert sich Jan Toorop. Seine Apostelköpfe und religiösen Darstellungen sind von herber Schwere, die sich fast in das Mittelalterliche verliert und zum Hölzernen steigert. Um so mehr überrascht es, Jan Toorop in den Lithographien für das Jubiläumswerk der Kgl. Kerzenfabrik in Gouda als gewandten modernen Zeichner zu finden, der mit raschen Strichen das Treiben der Fabrik, die Wirrnis der Maschinen und die eifrige Arbeit fleißiger Hände zu schildern versteht. Dabei bleibt er originell und weiß seinen Arbeiterinnen und Arbeitern den ihnen eigentümlichen, beinahe gemeinsamen und doch individuellen Ausdruck zu verleihen. Die wenigen Farbflecke sind ebenfalls geschickt in das Ganze gefügt. Von der Arbeit spricht auch Frank Brangwyn in seinen Radierungen, aber er hat die schwere, zyklopische gewählt. Hafenarbeiten, Brücken- und Häuserbauten sind sein Feld. Und wie die Menschen sich beugen unter ihrer Last, so taucht sich auch die Umgebung in düstere Schatten, nur von einzelnen Lichtern gestreift. Mit gewaltigem Ton und Strich wachsen bie Blätter Brangwyns sich zu großen Erlebnissen aus.

Max Liebermann zeigt wieder kleine farbige Szenen vom Strande und vom Meere, ein Thema, das ihm geläufig geworden ist. Dennoch erscheint es, als ob er hier an Frische und Ton, die sich manchmal verloren hatten, gewinnt. Von Max Slevogts Lithographien zum Lederstrumpf läßt sich nicht mehr ganz das aufrecht erhalten, was anläßlich seiner Illustration der Ilias gesagt worden war. Gewiß, auch hier ist das gleiche Leben wie dort, der gleiche, gut erfaßte Impuls des gegebenen Augenblicks. Aber man muß sich schließlich fragen: Ist das wirkliche Illustration? Während wir die Zeilen eines Buches überfliegen, um uns am Schlusse desselben das Gesamtergebnis zu resümieren, ist die eingefügte Illustration

Digitized by Google

das stabile Element, das den Beschauer zum gründlichen Verweilen einladet. Und hier versagt Slevogt. Nachdem er uns durch seine Verve gelockt, bietet er der kritischen Betrachtung nichts mehr. Der hartnäckige Beschauer, der wie in seiner Knabenzeit das Gegenständliche der fremdartigen Waffen, Gewänder und Landschaft zu ergründen sucht, ist auf ein haltloses Raten angewiesen. Dennoch sind wir überzeugt, daß Slevogt der Mann ist, der das von ihm gewählte Genre der Illustration zu neuem Leben erwecken kann, doch muß er einmal seiner Rastlosigkeit scharfe Zügel anlegen. Bei Lovis Corinth ist das gleiche Bemühen völlig hoffnungslos. Der treffliche Maler wird den Weg zur Graphik nie und nimmermehr finden. Seine Lithographien zum „Buch Judith“ sind so völlig aller Buchausstattung entgegen, die doch nur die Entfernung von der Hand zum Auge voraussetzt, daß sie höchstens als erste rohe Skizzen zu Gemälden in Betracht kämen, die allerdings dann wieder nur für den Maler selbst Wert zu haben vermöchten. Die Komposition ist nicht im entferntesten abgeschätzt oder durchdacht, ja selbst auf die Proportion der Körper ist nicht die geringste Rücksicht genommen worden. Von den eingefügten Farbflecken schweigt die Achtung, die der Künstler auf anderem Gebiete ehrlich verdient.

Hans Thoma bietet seine Lithographien und Radierungen, in denen er dem Gemüt und der etwas schweren Phantastik des deutschen Volkes entspricht. Fritz Boehle schließt sich Thoma als Schüler an in etwas trockener, aber stets gediegener Arbeit. Leopold von Kalkreuth läßt sich als ernster Meister des Griffels erkennen, der der geistreichen Sprache eines Manet und selbst Zorn zwar fern steht, aber doch viel Kluges und auch Reizvolles schafft. Wilhelm Trübner ist als Radierer in der nüchternen Glätte seiner Blätter wohl nur als Außenseiter zu erwähnen.

Von Leistikow sieht man einige seiner bekannten Gouachen. Martin Brandenburgs ausgezeichnete Baumstudien verdienen unumschränktes Lob. Hans Baluschek sagt in seinen Volksszenen nicht viel, zumal ihn Käthe Kollwitz mit ihren Zeichnungen „Bilder des Elends“ auf diesem Gebiete schlägt. Käthe Kollwitz hat nächst ihrem meisterhaften Können das rechte Herz für die Ärmsten der Armen. Die Radierung „Arbeitslosigkeit“ mit den wundervollen Kinderköpfchen erweckt Bewunderung und Rührung zugleich. Heinrich Zille möge sich hier anschließen, der zwar den Humor des niederen Volkes vertritt, aber diesem innerlich äußerst nahe steht. Sein „Sonntagnachmittag“ ist außerdem eine sehr beachtenswerte malerische Leistung.

Karl Walser bringt diesmal nichts rein Graphisches, das er so liebenswürdig zu meistern versteht. Seine Theaterdekorationen zum „Sommernachtstraum“ und zum „Alpenkönig und Menschenfeind“ sind in ihrer feinen Farbgebung äußerst apart und von subtilem Reiz. Emil Rudolf Weiß ist ebenfalls mehr in das Malerische übergegangen; immerhin sind einige seiner trefflichen Holzschnitte vorhanden. Emil Orlik wartet mit weichen, stilvoll empfundenen Schabkunstblättern auf. Genannt seien noch Marcus Behmer, der Phantast, der ein wenig an Witz verliert, Robert L. Leonard, der in kecker Weise seine Beobachtungen notiert, Lyonel Feininger, der Karikaturist der Straßen und Häuser, Willy Belling mit den humorvollen Radierungen allerlei gefiederten Getiers. Den peniblen aber gut abgestimmten Arbeiten von Ilna Ewers-Wunderwald kann man die Achtung nicht versagen, wenn sie auch mehr japanische Stickereien als Zeichnungen zu sein scheinen.

Den Mittelsaal füllen zwei große Dekorationen Ferdinand Hodlers und Studien von Arnold Waldschmidt, die eigentlich in einer graphischen Ausstellung nicht am Platze sind. Hodler schildert den „Aufstieg“ und den „Absturz“ im Hochgebirge. Es ist anerkennenswert, wie es dem Künstler gelingt, die gewaltige Höhe der Fläche zu füllen und zu beleben. Dennoch herrscht hier das rein Tatsächliche vor, ein Umstand, der den Nicht-Bergsteiger kaum zum völlig packenden inneren Erlebnis gelangen läßt. Arnold Waldschmidt ist entschieden ein gutes Talent. Ob es sich aber für ihn empfiehlt, den Werdegang seiner Arbeit, die den Körper in fast geometrische Formen zerlegt, an die breite Öffentlichkeit zu bringen, ist fraglich. Diese wird leicht geneigt sein, seine angewandte Methode für gequält, ja selbst für eine Eselsbrücke zu halten.

Ein Hamlet der Liebe.

Von **Karl Hans Strobl** (Brünn).

II.

Für Frau v. Staël war Benjamin Constant eine notwendige Ergänzung. Sie bedurfte jemandes, der ihr unbedingt ergeben war, den sie beherrschte und der ihres Willens Arm sein konnte. Aber dies konnte kein unbedeutender Mensch sein, kein Mann ohne Energien, kein „blindes“ Werkzeug. Mit einem solchen wäre sie allzu bald fertig geworden. Sie hätte ihn benützt und ihn, nachdem sie seiner überdrüssig geworden, als uninteressant beiseite geworfen. Constant besaß genug Selbstständigkeit, um ihr immer neue Anregungen zu geben und war dabei doch ganz und gar von ihrem Wesen durchdrungen. Sie sah sich in ihm, aber in so geistvollen und immer neuen Varianten, daß sie sich noch vervielfältigt glaubte und, über

Digitized by Google

ihren eigenen Reichtum erstaunt, aus diesem Verhältnis nie versagende Reize genoß. Die Äußerungen der Zeitgenossen beweisen, daß man in der Gesellschaft den eigentümlichen Zauber dieses Bündnisses als wirksam und belebend empfand. Niemals war Frau v. Staël so heiter, geistreich und beweglich, als wenn Constant dabei war. Er brachte ihr die Schlagworte, deren sie bedurfte, er war ihr ebenbürtiger Partner in allen Debatten, er war zugleich ihr bestes Publikum. Nur in seiner Gegenwart entfaltete sie sich in der ganzen opalisierenden, flimmernden Pracht ihres Geistes.

So war das Bild, das die Welt von der Freundschaft der beiden bedeutenden Menschen empfing; so prägten sie sich dem Gedächtnis der Zeitgenossen ein. Inzwischen aber hatte für sie ein schwerer Seelenkonflikt ganz eigentümlicher Art begonnen; ihre Beziehungen waren von tragischen Schatten verdüstert. Länger als anderthalb Jahrzehnte sprach man ihre Namen gemeinsam aus, und der weitaus größte Teil dieser Zeit war für sie schmerzliche Qual; drückendes Gefesseltsein, unaufhörliche Fluchtversuche, zerknirschte Rückkehren für Constant; schmerzliches Mißtrauen, Angst vor dem Verlassenwerden, erbitterte Eifersucht für Frau v. Staël.

Das Buch eines deutschen Autors läßt uns zum erstenmal diesen seltsamen Liebesroman bis in seine tiefsten psychologischen Abgründe klar werden. Josef Ettlinger, der Herausgeber des „Literarischen Echo", der bereits einer anderen Gestalt aus Frau v. Staëls Kreis, der schönen Madame Récamier, ein deutsches Denkmal gesetzt hat, legt uns in seiner Biographie Benjamin Constants (Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin, 324 S.) den „Roman eines Lebens" vor. Von diesem Buch verlohnt es sich, Einiges zu sagen. Einer Zeit, wie der unseren, die sich bemüht, Vorurteile abzulegen und an Stelle veralteten Hasses und Mißtrauens gegen den französischen Nachbarn die Würdigung seiner Eigenart und die Erkenntnis der Wechselwirkungen der beiden großen Völker zu setzen, muß dieses Buch willkommen sein. Ettlinger sieht mit allem Recht in Constant einen der einflußreichsten Vermittler deutschen Geistes jenseits des Rheines. Die Geringschätzung des Franzosen für den deutschen Barbaren ist Constant unbekannt. Er hat Deutschland gründlich kennen gelernt, seine Aufenthalte in Braunschweig, Weimar, Göttingen haben ihn mit zahlreichen bedeutenden Männern zusammengebracht, er hat aus dem Verkehr mit Goethe und Schiller ein tiefes Verständnis ihrer Persönlichkeit und Kunst gewonnen und hat mit einer Nachdichtung des „Wallenstein" zum erstenmal den Franzosen Schillers Welt zu erschließen versucht. (Daß dieser „Wallenstein" ein Monstrum ist, ein Zwitter aus französischem Akademismus und deutscher Charakterdramatik, tut seinem Verdienst keinen wesentlichen Eintrag.) Wie sympathisch ihm deutsches Wesen war, bekennt er immer unumwunden, und fast erinnert er in seinem Bienenfleiß, den er an seine Lebensarbeit, diese ungeheure „Geschichte der Religionen", setzte, an einen deutschen Gelehrten. Ettlingers Buch ist schlechthin mustergültig. Durch seine Komposition, die ohne Zwang ist und diese Biographie wirklich fast wie einen Roman zu lesen gestattet. Durch die Umsetzung außerordentlich gründlicher Studien in klare, plastische Darstellung. Durch das gute Deutsch, durch diesen sorgsamen Stil, der keine Nachlässigkeiten durchgehen läßt. Und nicht zuletzt durch die scharfsinnige Art der psychologischen Entwicklung; hier ist eine vortreffliche Synthese gelehrten Studiums und schriftstellerischer Eigenschaften von erstem Rang gelungen. Den Kern von Ettlingers Buch bildet die Darstellung von Constants Verhältnis zu Frau v. Staël. Hier feiert auch seine Psychologie ihren höchsten Triumph.

Schon im dritten Jahre ihrer Bekanntschaft beginnt Constants Mißvergnügen an seiner Lage. Im dritten Jahr! Und noch länger als dreizehn Jahre blieben seine Beziehungen zu Frau v. Staël nach außen scheinbar unverändert, spielte er die Rolle ihres Liebhabers in der Gesellschaft weiter, während er ihr Wesen immer kritischer betrachtete und immer deutlicher empfand, daß sie ihn sich selbst entzog. Welche Frau, die imstande war, ihn trotz seines Widerstrebens noch so lange festzuhalten! Schon Mitte Mai 1797 nennt er seine Beziehungen zu Frau v. Staël „ein Band, von dem ich mich aus Pflichtgefühl oder auch, wenn Sie wollen, aus Schwäche halten lasse, das ich aber nun einmal, wie die Dinge liegen, nicht eher zu lösen vermag, bevor mich nicht eine höhere Pflicht dazu zwingt, weil ich es nur durch das offene Eingeständnis zerreißen könnte, daß ich seiner schauderhaft müde bin (was mir meine Höflichkeit verbietet)". Benjamin Constant, der ein Seelenkenner ohnegleichen war, der uns in „Adolphe" den ersten psychologischen Roman gegeben hat, nennt hier die Mächte, die ihn an Frau v. Staël fesselten, beim Namen, ohne sie dadurch bannen zu können: Pflichtgefühl, Höflichkeit und Schwäche. Nachdem er sich ein wenig in der Politik umgetan hatte und bald durch Napoleon außer Gefecht gesetzt worden war, meldete sich bei ihm, wie bei jedem, der aus der Öffentlichkeit mit einer Niederlage abgegangen ist, der Hang zur Einsamkeit. Er ersehnt die stilleren Freuden des Landlebens. Er wünscht, seinen literarischen Neigungen nachgehen zu können. Er denkt an die legitimen Reize einer eignen Häuslichkeit. Aber Frau v. Staël bedarf der großen Welt, der Aktionen, der Intrigen, zumindest einer lauten Geselligkeit, einer Gesellschaft, die ihr huldigt. Selbst auf ihrem Landsitz Coppet bei Genf will sie nichts davon vermissen. Sie nimmt Constant in Beschlag, bemächtigt sich seiner, reißt

Digitized by Google

ihn in ihren Wirbeln herum, zwingt ihn zu seinem Dienst als geistreicher Partner angeregter Debatten. So unterdrückt sie alle Empörung im Keim und verhindert, daß Constant seine Fluchtgelüste verwirklichen kann.

Im Jahre 1802 starb Herr v. Staël. Es galt nun allen Freunden und Bekannten für ausgemacht, daß Constant seine Freundin heiraten werde. Wenn Constant an eine Ehe dachte, so verlangte er von ihr den häuslichen Frieden, eine große Ruhe, stilles Behagen, als Erholung von dem anstrengenden Getümmel um Frau v. Staël. Es ist überaus bezeichnend, daß er nun trotzdem die verwitwete Geliebte um ihre Hand bat. Pflichtgefühl und Ritterlichkeit ließen ihn ihr seinen Schutz antragen. Aber Frau v. Staël lehnte ab. Vielleicht, weil sie allzu deutlich sah, daß Constants Antrag ihm keine Herzenssache war, vielleicht, weil sie wirklich — wie behauptet wird — ihren Namen von europäischer Berühmtheit nicht ablegen wollte. Nun trägt Constant seine Heiratswünsche und Hoffnungen weiter. Und schon scheint sein Abfall nahe, als ihn das Schicksal wieder mit engen Fesseln an Frau v. Staël schmiedet. Mit dem napoleonischen Verbannungsurteil trifft sie ein schwerer Schlag. Nun kann sie Constant nicht verlassen, Pflichtgefühl und Ritterlichkeit gebieten ihm, bei ihr auszuharren, als ihr Trost und ihre Stütze. Frau v. Staël beschließt, eine große Reise durch Deutschland zu unternehmen und die Entrüstung Europas über Napoleons Urteil als Labsal zu genießen. Und Constant begleitet sie auf diesem Triumphzug, nimmt, mit der Sehnsucht nach Einsamkeit und Ruhe im Herzen, an den lärmenden Gesellschaften und glänzenden Empfängen teil.

Endlich — in Leipzig — trennt er sich von seiner Freundin und tritt die Rückreise in die Schweiz an, entschlossen, nun ganz der Literatur zu leben. In Lausanne angekommen, erfährt er, daß der alte Necker, Frau v. Staëls Vater, in Coppet gestorben ist. Frau v. Staël liebt ihren Vater abgöttisch, sie treibt einen Kultus mit ihm, und Constant weiß, daß diese Nachricht ihr ganzes Wesen schwer erschüttern wird. Ohne zu zögern, begibt er sich abermals auf die Reise, um ihr beizustehen.

Und nun schwanken seine Empfindungen, Pläne und Entschlüsse mehr als jemals. Er macht sich die bittersten Vorwürfe wegen seiner Schwäche, sucht sie vor sich selbst zu verteidigen und entschuldigen, er strebt aus seinem Verhältnis zu entkommen und wagt nichts für seine Freiheit zu tun. Frau v. Staël reist in Italien und quält Constant mit wahnwitzigen, eifersüchtigen Briefen, mit tollen Drohungen. Constant ist empört und mit sich einig, ein Ende zu machen. Frau v. Staël kehrt zurück, und Constant ist zu ihren Diensten wie zuvor. Inzwischen aber tritt eine Frau zum zweitenmal in sein Leben, die bereits in Braunschweig eine große Anziehung auf ihn ausgeübt hatte. Es ist Charlotte v. Hardenberg, geschiedene Frau v. Marenholtz, die er als Frau du Tertre in Paris wiederfindet. Eine stille, sanfte Frau, von anschmiegsamer, hingebender Weiblichkeit, voll Güte und Liebenswürdigkeit, gelassen und ohne besondere geistige Ansprüche, in allem das Gegenteil von Frau v. Staëls rastloser Art. In ihr erblickt Constant nun sein Ideal einer Ehegattin. Die alten Beziehungen werden wieder aufgenommen, die alte Neigung stellt sich ein und verjüngt sich zu einer flammenden Leidenschaft.

Und nun spielt sich das seltsamste, groteskeste und aufregendste Kapitel dieses Romans ab. Herr du Tertre willigt in die Scheidung, Charlotte ist frei, und am 5. Juni 1808 findet — während Frau v. Staël in Wien weilt — ihre Hochzeit mit Constant statt. Aber Constant hat sich die strengste Geheimhaltung ausbedungen: er muß, um einen Skandal zu verhüten, Frau v. Staël erst vorbereiten. Sie kehrt aus Wien zurück, und Constant findet sich in Coppet ein, stellt sich ihrem Dienst wie sonst, während seine Gattin voll Geduld auf dem Lande bei Neuchatel die Entwicklung der Dinge abwartet. Constant ist nun ganz ohne Steuerung. Pflichtgefühl und Ritterlichkeit wirken nun nach beiden Seiten hin, seine Schwäche läßt keinen raschen Entschluß zu. Es ist ihm peinlich, seine Gattin in der Nähe zu wissen und sich nicht zu ihr bekennen zu dürfen. Und vielleicht noch peinlicher ist es ihm, Frau v. Staël eine Eröffnung machen zu sollen, die sie so schmerzlich verwunden, die ihr eine so bittere Enttäuschung bereiten muß. Es ist kein erhebendes Schauspiel, wie sich Constant in seelischen Qualen windet, wie sich sein kluger Kopf bemüht, immer neue Vorwände zu ersinnen, um die Katastrophe hinauszuschieben. Die Lage wird immer heilloser, und endlich faßt Charlotte den mutigen Entschluß, selbst der Freundin ihres Gatten gegenüberzutreten, um ihm die tragische Schlußszene zu erleichtern.

Diese Szene spielt am 9. Mai 1809 in Sécheron bei Genf. Sainte Beuve erzählt, daß Constant Charlotte in einem Gasthof ohne weitere Vorbereitungen als seine Gattin vorgestellt habe. Das war der Mut der Verzweiflung, der Kopfsprung in die Flammen. Es mag eine Szene gewesen sein, zu deren Schilderung alle Raserein der Leidenschaft, alle Ausbrüche der Wut, der Empörung, des Wahnsinns aufgeboten werden müßten. Endlich findet sich Frau v. Staël in das Unvermeidliche, doch stellt sie die Bedingung, daß Constant noch einige Zeit geheim bleiben müsse, damit sie Zeit gewänne, vor der Welt selbst den Bruch vorzubereiten. Und so endet der Roman mit einer tragischen Farce. Constant kehrt noch einmal in Frau v. Staëls Haus zurück, ein Hamlet der Liebe, von ihrem stärkeren Willen bezwungen, läßt sich von ihr herumschleppen, mit Vorwürfen geißeln und als Abtrünnigen mißhandeln. Und

Digitized by Google

noch einmal muß sich Charlotte vor der Welt verstecken. Erst Mitte Oktober findet Constant den Mut, Coppet zu verlassen und mit Charlotte sein kleines Landhaus Les Herbages bei Paris zu beziehen, wo er endlich seinen Frieden zu finden hofft.

Aber es ist, als seien Frau v. Staëls Verwünschungen an seinem Leben haften geblieben. Das Behagen der Ehe wird Constant bald zur lästigen Gewohnheit, und aus dem Gleichmaß seiner Beziehungen zu Charlotte sehnt er sich, wie es scheint, oft genug nach der Unruhe, dem großzügigen und an geistigen Sensationen reichen Leben neben Frau v. Staël. Zu tief ist diese Frau in sein Schicksal eingedrungen, um sich ihrer ganz entledigen zu können. Allzu aufdringlich stellen sich die Vergleiche zwischen ihr und der Gattin ein, und sie prägen immer deutlicher die Erkenntnis, daß das, was Frau v. Staël zu reichlich geboten hat, Charlotte vollkommen vermissen läßt.

Noch einmal flammt Constant in einer großen Leidenschaft auf. Für Frau v. Récamier. Aber es ist eine unglückliche, unerwiderte Neigung. Und mit dem Abschluß dieser Herzensgeschichte gehört Constant zu den Enttäuschten der Liebe, der sich als lächelnder Philosoph über die Unzulänglichkeiten seiner Frau tröstet.

Die Künstler.

Von **Jakob Picard** (Konstanz).

Wir sind die Türme, die am Morgen
Das erste neue Licht anfliegt,
Wenn unten, furchtsam uns verborgen,
Noch Dunkel zwischen Dächern liegt —

Wir sind Gestalten, die am Abend
Einsam am Horizonte stehn
Und, sich am eignen Sterben labend,
Mit jedem Tage untergehn —

Böser Blick.

Von **Wilhelm Schussen** (Schwäbisch-Gmünd).

Am End vom Tag, am End vom Jahr
Aus einem Aug ein böser Blick
Kann nehmen mir, verderben mir
Ein ganzes Jahr, ein ganzes Glück.

Und lange, lang ist mir dann bang.
Und doch wie oft, wie schnell betört
Mit scheelem Aug, mit scheelem Mund
Hab ich der andern Glück zerstört.

Die Vorhänge.

Erzählung von **Martin Beradt** (Berlin).

Den ganzen Tag war Regen gewesen, und als wir, entschlossen, durch die Zufälle der Witterung uns nicht um die von Venedig erwarteten Erlebnisse betrügen zu lassen, einen der flinken Dampfer bei S. Maria Elisabetta di Lido bestiegen und nach S. Marco fuhren, schwoll wieder ein Regensturz herunter, der zwar vorüberging wie eine Wolke, die aus Versehen niederregnet, aber sich doch als so heftig erwies, daß wir recht angefröstelt bei S. Marco ankamen. Wir gingen rasch, in unsere Mäntel gehüllt, ohne aufzublicken, über den Platz, den man nicht ansehen kann, ohne in tiefen Betrachtungen länger zu verweilen, und verschwanden bald in eine der seitwärts einmündenden Gassen, deren Fenster mit knatternden Rolladen verschlossen oder mit im Winde unheimlich aufrauschenden Vorhängen seltsam genug verhängt waren. In ihrem weiteren Verfolge stießen wir auf ein beglänztes Restaurant, in dem schon von außen eine beträchtliche Zahl von Menschen zu sehen war, sehr verschieden gekleidet, zum Teil in der unschönen Tracht von nur flüchtig mitheranspazierten Touristen, zum Teil aber in der üppigeren Gewandung der Venetianer, oder doch der auf längeren Aufenthalt eingerichteten Fremden, alle aber sich an Speisen und Getränken und allerlei lauten und leisen Reden gütlich tuend oder, wie es schien, nach erledigter Mahlzeit nur im Gespräche noch den Aufenthalt hindehnend. Wir schritten ohne Zögern auf einen der im lebhaftesten Teile stehenden Tische zu, weil wir durch das Wetter etwas niedergedrückt waren und eine solche Mißstimmung in der Fremde leicht weiter schreitet, wenn man sich nicht bemüht, erfrischende Eindrücke auf sich wirken zu lassen, und fanden richtig für zwei Menschen, die einige Stunden einander recht nahe sein wollen, geeignete Plätze an einem nur für zwei Personen eingerichteten Tisch. Kaum hatten wir indessen unsere Umhüllungen aufgehängt, uns auf die Stühle niedergelassen und für unsern Körper die geeignete Stellung gefunden, als vom Nachbartisch aus mit nicht zu verkennenden Gebärden, ja mit deutlichem Anruf ein an seinem Tische allein sitzender Mann, nach Aussehen und Gehaben ohne Zweifel ein Italiener, sich an uns wandte. Durch das Flackern seiner Augen und das Bloßlegen ganz weißer Zahnreihen unterstützte er seine Gesten und seine Worte, die, so leise sie erst hervorgestoßen wurden, doch von uns bald als Aufforderung zur Fröhlichkeit erkannt wurden. Wir stutzten zunächst, da bei unsrer steifen norddeutschen Art, die von unsrer gegenwärtigen Depression noch verstärkt wurde, eine solche unerbetene Annäherung uns unangemessen deuchte; da uns aber zu gleicher Zeit einfiel, daß wir von unsrer

Digitized by Google

fremden Art lassen mußten, wenn wir auch nur einigen Nutzen von unsrem schließlich doch auch der Belehrung gewidmeten Aufenthalt haben wollten, und der andre auch bald ein so fröhliches Lachen anhub, daß seine Annäherung zu einer Selbstverständlichkeit wurde und wir uns mit unsrem Bestreben, ihn abzuwehren, lächerlich vorkamen, geschah es bald, daß unsre eignen Mienen von ihrer Kälte verloren oder sich glätteten; jedenfalls begann er, auf seinem Platze sitzen bleibend, mit den lauten gepreßten Zischlauten, die die Italiener leichthin an sich haben, ein Gespräch, das er nur unterbrach, wenn wir dem Kellner auftrugen, daß er Speisen oder Getränke an- oder abtragen sollte. Er hatte bald heraus, daß wir, zumal sobald er langsam sprach, ihn wenigstens in den wesentlichen Teilen verstanden, wenn wir auch selbst in seiner Sprache von einer etwas schweren Zunge waren. So sagte er denn zunächst:

„Fröhlich sein, Signori, fröhlich sein!"

Als ich mit den Schultern zuckte, daß dazu ein Grund nicht vorhanden war, wurde er erregt, nahm das zum Speisen bestimmte Messer in die Hand, stellte es senkrecht auf den Tisch und sagte, nur mühsam langsam sprechend und in einer ganz gefährlichen Weise die Zahnreihen entblößend:

„Wissen Sie, Signori, wie es einem Deutschen (Sie sind doch Deutsche, man sieht es an den Bärten und an der Traurigkeit) erging, als er zu Venedig nicht fröhlich sein wollte? Signori, wenn Sie es nicht wissen, lassen Sie es mich erzählen. Vielleicht kennen Sie die Historie aber; denn ich habe sie des öfteren schon an dieser Stelle unheiteren Nordländern erzählt, und es könnte unglücklicherweise der Fall sein, daß einer von diesen sie einem andern und dieser sie einem von Ihnen in einem Winter droben erzählt hätte. Aber da es nicht der Fall zu sein scheint (wir schüttelten die Köpfe), so erzähle ich die Geschichte gern noch einmal. Denn ich fürchte, daß wenn Sie nicht ernstlich in sich gehen und diese für Venedig so unpassende Traurigkeit von sich tun, es Ihnen auch so ergehen könnte wie jenem Magister. . . .

„Also, Signori", und er hub an:

„Ein kleiner Magister aus Schwaben, das doch in Deutschland liegt, hatte seine Ersparnisse aus drei Jahren zusammengenommen und war stracks nach Venedig heruntergefahren, nachdem er furchtbar viel Geschichte zuvor getrieben hatte und so alle Untaten aller Dogen von Dandolo bis zu Morosini herab und Manin, wie die Zahl seiner mitgenommenen Sachen, kannte. Als er hierorts auf dem Bahnhof anlangte, ließ er, der sein Gepäck vorsichtig vorausgeschickt hatte, sich nicht bereden, einen der städtischen Dampfer zu besteigen, die ihn für wenig Geld durch den großen Kanal überall hingeführt hätten, sondern mit einer offenbar auf längere Erwägungen zurückzuführenden Halsstarrigkeit verschaffte er sich gegen natürlich nicht geringen Lohn eine der am schönsten ausgestatteten Gondeln und ließ sich auf ihr durch allerlei Nebenkanäle in die schon abendlich verblassende Stadt schiffen. Er war schon unter mancherlei Brücken hindurchgefahren, das Wasser, durch das sich die Gondel spülte, hatte tausendfach an die Häuser geklatscht, mit jenem seufzenden Ton, wie ihn nur in Venedig hat; hundert verlorene Gondeln waren an ihm vorübergerauscht, er hatte schon völlig die Übersicht über Ort und Raum verloren, nachdem er anfangs dem Gondoliere, einem durchtriebenen Burschen, allerhand gemessene Weisung gegeben hatte, als plötzlich, irgendwie von andern Häusern flankiert, ein Haus vor ihm aufstieg, das einem andern aus der Menge der es umringenden Gebäude nicht zu erkennen gewesen wäre, ihm aber durch den gurgelnden Laut der hier dreifach anklatschenden Wasser oder durch eine andre geheimnisvolle, nur ihm offenbare Weise sich deutlich gemacht haben mußte. Jedenfalls ließ er mit einer für einen deutschen Magister in einer fremden Stadt auffallenden Heftigkeit den Gondoliere an den Steinstufen landen, was diesem, da der Wunsch so plötzlich und unvorbereitet ausgesprochen wurde, nur mit Mühe gelang. Er hatte auch die Gondel noch nicht völlig angelegt, zwischen ihrem Rand und der untersten vom Wasser noch leicht überspülten Stufe lag noch ein Zwischenraum von reichlich einem halben Meter, als schon der durchaus nicht langbeinige Magister aufsprang, von der Gondel auf die Stufen schritt, den schwarzen Türring anzog, dann steif zurückstieß, so daß die Tür in ihren Seiten und Breiten schütterte, und, als sie nicht nachgeben wollte, zwei aus dem dunklen Holz der Tür herauswachsende Männerköpfe von getriebenem Metall so heftig schüttelte, daß die Tür nachgab, oder das Schloß sich drehte, oder eine innen wach gewordene Person rasch herbeischlüpfte und die Tür beflissen öffnete. Wenn es eine Person gewesen war, die ihm geöffnet hatte, so mußte sie sich rasch hinter einen der aufgetanen Türflügel geduckt und wohl erst, als er weiter gegangen, wieder den Riegel vorgeschoben haben. Denn er bemerkte beim Durcheilen der nur halbdunklen Diele keine Gestalt und schritt, unbehindert und von einer gleichsam selbstsicheren Gewalt getrieben, die von der Diele aufsteigende Stiege in ein Zimmer hoch, dessen Flügeltüren weit aufstanden und in dem, da auch die Fensterflügel weit geöffnet waren, die Vorhänge in einer seltsam erregenden Weise im Winde gingen. Da sie in der langen Zeit, in der das Zimmer nicht benutzt worden war, gewachsen waren, schleiften sie in langen Schleppen über den Boden und vollführten eine um diese Dämmerungsstunde jedenfalls grausige Musik, von der man wohl glauben konnte, daß aus ihr einem um die tieferen Dinge Bemühten allerlei Kunde von erstorbener Untat und vertanem Lebensdrang aufsteigen mochte. Jedenfalls schritt der Magister, der zuerst erschrocken an

Digitized by Google

der Schwelle innegehalten hatte, gerade auf die Vorhänge zu, trat auf die wieder im Zuge majestätisch hinschleifenden Schleppen hinauf, hörte noch den Ruderschlag seines Gondoliere gelangweilt von unten aufschlagen und faltete dann mit einem schon übermenschlichen Mute einen der Vorhänge, der sich um sich selbst gewunden hatte, auseinander und schlug ihn leicht wie ein Gewand um sich herum. Er tat das, obwohl er auf das heftigste erzitterte, und tauchte vorübergehend, als der Wind den Vorhang anblies, in ihm wie in einem Strudel, ganz von ihm übergossen, unter. Was dann zunächst geschah, ist keineswegs gewiß. Der Gondoliere soll dreimal mit seinem Ruder unten an die geheimnisvoll wieder zugetane Tür geschlagen haben und, als keine Antwort erscholl und seine Hoffnung allmählich entschwand, den ihm selbst unheimlich gewordenen Gast wiederzufinden, mit einem grimmen Fluche durch den Kanal weitergegondelt sein. Jedenfalls dauerte es eine ganze Weile, bis sich oben in dem Hause etwas begab. Diesmal taten sich die von jenem Zimmer in die Seitengemächer führenden Türen auf, und ein ganzer Zug von plötzlich beweglich gewordenen Vorhängen schleppte sich herein. Die meisten schleppten schwer, rauschten dumpf und schaurig und schlugen am Boden auf, als ob sie hinkten, einige aber tänzelten mit leichtem Aufschlagen, als ob sie ganz hohe Hacken wie eitle Damen trugen, ja, etliche schwebten, den Boden nicht berührend, in der Luft, wie wenn die Querfangen und Ringe, an denen sie hingen, zu hoch für sie angebracht wären. Alle aber waren von dem Winde bauschig bewegt und schlugen nach den Seiten aus oder quollen in der Mitte zu dicken Bäuchen auf. Wenn man durch sie durchsehen wollte, legten sie sich in Falten zusammen und verstellten den Blick. Versuchte man es dann bei einem andern Vorhang, geschah das Gleiche bei diesem, und bei den ersten schlugen die Falten, eine Durchsicht gestattend, auseinander. Es war dies wie ein Spiel oder ein Spuk und um so bedenklicher, als die Vorhänge in allen Farben rauschten und dadurch einen noch mehr verwirren konnten. Die meisten waren braun, in einem eintönig alten Tone, aber andre wieder waren tiefblau, von einem das tiefste Blau des Meeres noch überschattenden Blau, einige waren auch wie Zinnober rot, und einige von den tänzelnden waren in dunkler, aber auch in lichter Weise grün. Soviele Farben gab es, daß von dem Grün, in dessen Farbe noch die wenigsten Vorhänge schimmerten, alle Zwischentöne zwischen dem Grün des Lorbeerbaumes und dem einer Silberpappel vorhanden waren. Alles das gab ein Gesurre und Geschwirre ab, ein Fahren und Reiten, ein Schreiten und Wandern, daß es wie eine Parade aller in diesen Gemächern Abgestorbenen aussah, daß es dem in einen Vorhang ängstlich gedrückten Manne vorkam, als hätte jede dieser abgestorbenen Seelen, da sie den Körper verloren, einen Vorhang sich genommen und bewegte sich in diesem wie in einem Körper, so daß man aus den Bewegungen des Vorhanges die seelischen Bewegungen entnehmen konnte. Jedenfalls wäre dies das einzige Mittel gewesen, diese Bewegungen, die nicht willkürlich schienen, sich zu deuten, und es begann denn auch sofort etliches anzuheben, was nach einer solchen Deutung fast zu verlangen schien.

Zunächst begann den sinnlichen und unbeweibten Mann ein tänzelnder meergrüner Vorhang zu locken. Der Magister wickelte sich aus seinem Vorhang heraus und sah auf diesen Vorhang immer länger, bis ihm an dem Saum des Vorhanges schließlich Sandalen zu sitzen schienen; ja, er sah jetzt auch Füße, deren Bewegungen auf einen Tanz schließen ließen, er hörte plötzlich die Rhythmen einer feurigen Serenata erklingen; diese Füße tanzten nicht allein, er konnte Füße erkennen, die sich regelmäßig zwischen jene Füße schoben und ihnen dann wieder auswichen, wie es im Tanze zu geschehen pflegt. Plötzlich stieß ein Windstoß mitten in den tiefen Bausch des Vorhanges, so daß er sich krümmte, so laut aufseufzte, als wenn er einen Aufschrei nur mit Mühe unterdrückte, und dann jäh durch die Luft und das Fenster hinausflatterte. Ein andrer dunklerer Vorhang schien ihm nachzujagen, beide trieb ein Zugwind durch dasselbe Fenster, daß sie bald nach außen hingen; etwas Schweres und ein etwas weniger schwerer Gegenstand, vielleicht zwei Körper, schienen sich von ihnen, die sich zu Seilen zusammenwanden, hinunterzulassen; man hörte im Wasser etwas aufschlagen, dann etwas niederplumpsen, und der Magister steckte im Schrecken auch schon die Nase durch das Fenster. Mochte es der Windzug sein, der seine Augenwinkel anblies, oder mochte er zu spät gekommen sein, er hörte nur das Anklatschen und Aufzüngeln, das er schon kannte, und von den untergegangenen oder entkommenen Flüchtigen, die er schon zu erretten bereit gewesen war, fand sich keine sichtbarliche Spur.

Von dem Zugwind getrieben, von dem Geschlurfe der Schleppen gelockt, wandte er sich in das Zimmer zurück und erschrak, als er jäh in dem nun schon fast völligen Dunkel einen Vorhang zur Decke aufsteigen sah. Es geschah aber, daß dieser selbe Vorhang, vielleicht, weil er glaubte, daß der Magister den Aufstieg nicht recht bemerkt hatte, noch einmal rasch zum Steinboden herabstieg und dann, nach einem großen Aufrauschen vom Boden sich abermals erhob und jäh nach rückwärts ausschlagend vom Boden aufstieg. Es kam nicht so weit, daß auch das untere Ende sich bis zur Decke aufschwang, aber das obere Ende wurde so reich, daß es in weiten Falten, ganz breit ausgestaltet, über die Decke hinstrich und hinschurrte, was sich wie ein Anklopfen und heimliches Zeichengeben nach oben anhörte; hiernach

Digitized by Google

rauschte der Vorhang wieder herunter. Aber als er über die Decke hingestrichen war, hatten sich von dieser kleine Stücke von Stuck gelöst, die zuerst nur hinabtupften und sacht auf die Schleppen fielen, dann aber von diesen herunterkollerten und, selbst vom Winde weiter bewegt, nun einen merkwürdigen Tanz auf dem Boden vollführten, der sich anfangs wie das Aufschlagen von Hacken anhörte, mit denen man in manchen Gegenden den Tanz begleitet, aber sicherlich ein Zeichengeben nach unten bedeutete. Vielleicht war es eine Dame, die nach oben einem von ihr heimlich verborgenen Liebhaber das Zeichen zu einer Ausfahrt durch die nächtlichen Kanäle gegeben hatte und dann, um ihren unter ihr wohnenden, um ihre Tugend besorgten Eltern das für jeden Abend verabredete Zeichen nach unten gab, daß sie zu Hause wäre. Vielleicht hatte sie auch die Fenster offen gelassen, um die sich immer im Winde weiter bewegenden Steine immer neue Zeichen ihrer Gegenwart geben zu lassen, während sie selbst schon über eine Stiege in das obere Geschoß geschlüpft und dann auf das Dach und mit dem andern zusammen über andre Dächer gestiegen, die Stiegen dort behutsam hinabgegangen, in eine sie schon erwartende Gondel gehuscht und unter heimlichen Küssen hinaus nach Murano oder Torcello oder in die Stadt Chioggia gefahren war.

Plötzlich aber begann ein ganz dunkler Vorhang zu kreisen. Er schlug sich in immer enger werdenden Windungen um sich selbst, als wenn er zu einem Seil gedreht werden sollte. Erst war er unten noch schleppig, und auch oben hingen noch mehrere Falten auseinander, aber dann trieb der Wind die Falten immer umeinander, immer wieder umeinander, bis er ganz straff, wie ein großer Tau, von der Decke herabschwang. Durch dieses Sichumsichselberdrehen war er verkürzt, so daß er den Boden nicht mehr berührte, wie ein Pendel ausschlug und plötzlich von dem über ihn, der keinen Halt am Boden hatte, stärkere Gewalt bekommenden Winde um einen zarten, matten Vorhang, der in seiner Nähe träumend schwebte, klatschend geschlagen wurde. Man hörte von dem erdrückten Vorhang keinen Ton, so laut war das Klatschen und Anschlagen, mit dem das Tau ihn umwand, ihn umschlang, ihn hin- und herschwenkte und dann, als der Wind plötzlich jäher durch das Fenster drang und das Tau stärker antrieb, ihn einfach erwürgte. Auch bei diesem Erwürgtwerden gab der mattfarbene Vorhang keinen Laut von sich; ein vages Licht, das gerade durch das Fenster drang und auf den unglücklichen Vorhang überstrahlte, ließ ihn vielmehr deutlich lächelnd erscheinen.

Hierbei aber wurde der Magister plötzlich wild. Dieses lautlose Eingehen einer hingemordeten Seele trieb all seine zurückgedrängten Gefühle auf, und eine beinah tolle Sucht, die fast Erwürgte aus dem würgenden Tau zu reißen, trieb ihn, hinzuzuspringen, erst mit der vorgestreckten einen Hand das sich jetzt gemächlich hinbewegende Tau zu packen, dann, als es sich ihm ohne Sträuben ergab, auch mit der andern Hand zuzugreifen und dann es gewaltsam von dem zweiten, erwürgten Vorhang zu reißen. Aber es ging nicht anders, die Verschlingungen waren zu verwickelt, sie gingen auch zu weit nach oben, als daß sie von unten her rasch zu entwirren gewesen wären, so daß der Magister, dessen Wut immer weiter schwoll, nicht anders konnte, als mit seinen gar nicht langen und nicht recht geschickten Beinen an dem Tau hochzuklettern, um die Verschlingungen von oben aufzureißen. Er hielt dabei, recht zu seinem Schaden, die Beine nicht sehr fest an das Tau gedrückt, weil er nicht mit der Wucht seiner doch immerhin nicht ganz dünnen Schenkel den würgenden Druck, den schon das Tau auf den Vorhang ausübte, vermehren wollte. Und obwohl er sich die Aufgabe dadurch erschwerte, glückte es ihm, da die Leidenschaft seine Kräfte verstärkte, bis fast zu der Decke zu gelangen, als er plötzlich merkte, daß es ihm von oben noch weniger gelingen möchte, die Umschlingungen aufzuschnüren, da durch die von unten ausgehenden Umschnürungen die Windungen oben viel zu fest waren, als daß er mit der im günstigsten Fall benutzbaren einen Hand hier vorwärts kommen konnte. Er entschloß sich, zumal ihm der Wind wieder heftig ins Gesicht und, da sich das Tau umdrehte, heftig in den Nacken blies, langsam hinunterzusteigen. Da er aber die Beine an sich schon lose hielt und in der Vorstellung, daß oben der Hals des erdrückten Wesens sei, plötzlich auch die Hände lockerer das Tau fassen ließ, verlor er das Gleichgewicht und stürzte kopfüber, die Beine nach oben, hinunter auf den Steinboden, auf dem er aufschreiend in dumpfem Falle liegen blieb.

Der Schrei war hinausgedrungen. Eine Laterne war über den Kanal gehuscht, ein Gondoliere hatte Lärm geschlagen. Andre waren mit raschen Pfiffen und eiligen Ruderschlägen hinzugekommen. Der ihn früher hingefahren, war dabei und drang, als der noch am meisten mit dem wunderlichen Hergang Vertraute, als erster auf die Steinstufen. Sein Versuch, die Tür aufzudrücken, mißlang indes; sein Versuch, sie aufzuschmettern, war nicht glücklicher. Eine Person, die von innen heranschlurfte und die Tür beflissen öffnete, fand sich nicht zu. Einer der mit den Gondeln Wartenden hatte darüber schon belustigt ein Lied angestimmt. Ein andrer ahmte den Schrei nach, den er gehört hatte. Er machte das so geschickt, daß man allmählich irre wurde, ob überhaupt vorhin aus dem dunklen Hause ein Notschrei gekommen oder vielmehr einer der beschäftigungslos herumfahrenden Gondoliere den Schrei aus Uebermut oder Langerweile ausgestoßen hatte. Man begann in laute Zurufe auszubrechen, einer nach dem andern stieß mit dem Ruder ab und durch die dunkle Flut weiter, und selbst der schon auf die Steinstufen

Digitized by Google

Gesprungene, der in seinen Forderungen für Fahrten für nicht ganz ehrlich galt, sprang in seine Gondel zurück und fuhr, mit einem andern zusammen ein Lied von einer dunklen Jessica anstimmend, mit rauschendem Kahne davon. Von draußen hörte man, als die Kielflut unter den Gondeln verrauscht war, wieder das Schurren der Vorhänge über dem Steinboden, das zuweilen über eine feste Masse hinzugehen schien."

Hier hielt der Mann, der bis dahin in gemächlichem Zuge geredet hatte, an, entblößte abermals seine weißen Zahnreihen und weidete sich ganz unverhohlen an den wohl durchaus die Zeichen des Grausens tragenden Gesichtern von uns beiden. Ich selbst streckte meine Hände zu einer atemlosen Gebärde vor, um einen Fortgang, ein Ende zu hören. Er aber lachte nur und rief:

„Fröhlich sein, meine Herren, fröhlich sein. Nicht in unsre Vorhänge so viel hineinträumen. Dieser Wein da ist gut und, wenn Sie gestatten, trinken wir eine Flasche zusammen. Nehmen Sie sich in Acht! Sie sehen beide so aus, als ob Sie die alten Geschichten von Venedig wieder aus ihrer Verborgenheit hervorholen wollten. Wenn man so gesonnen und nur ein wenig betriebsam ist, erzählt einem jeder Vorhang allerlei heldische und unheldische Dinge. Aber man soll nicht so sein, weil es krank macht und vergiftet. Auch sind diese Geschichten tot und man soll sie ruhen lassen. Trinken wir diese Flasche (er hatte dem Kellner schon gewinkt) auf das Seelenheil unsrer Magisters aus Schwaben!"

Ich bewunderte, wie dieser Mann unsre Seelenstimmung fast richtig getroffen hatte, und es kam mir fast unheimlich vor wie die Historie, die er erzählt hatte.

„Ist er denn nicht mehr erwacht? Ist er tot gewesen?" fragte indessen mein Begleiter, heftig erschrocken.

Aber er war aus dem Fremden nichts mehr herauszubekommen. Er schenkte nur noch aus der Flasche ein, die in einem schön geflochtenen Korbe ihm gebracht war, und trank auf das Wohl jenes Magisters aus Schwaben, auf das wir nachdenklich mit ihm anstießen.

Aus den Theatern.

Die Einweihung des neuen Meininger Hoftheaters gestaltete sich zu einem theatergeschichtlichen Ereignis ersten Ranges. Unsre ganze moderne Bühnen- und Schauspielerkunst, wäre sie denkbar ohne die jahrelange Vorarbeit der Meininger? Und doch, wieviel gibt es noch zu tun, zu bessern an unsern heutigen Bühnen, auch an den großen Stadt- und Hoftheatern! Was diese noch alles von Meiningen lernen können, das zeigte klar und deutlich die Eröffnungsvorstellung, in der „Wallensteins Lager" und die ersten vier Akte der „Piccolomini" gegeben wurden. Die ganze große Kunst der alten Meininger erstrahlte hier in neuem Glanze und bewährte auch ihre Durchschlagskraft und dramatische Wucht wie in früheren Zeiten. Lauter, jubelnder Beifall erscholl, als der Vorhang sich hob und die Szene im Lager von Pilsen sichtbar wurde, dasselbe geschah zu Beginn der berühmten Bankettszene, noch ehe ein Wort gesprochen war: so überwältigend war die Wirkung, die von dem hergezauberten Leben auf der Bühne sich auf die Zuschauer übertrug. In der Pracht, mit dem großen Aufgebot von Menschen kann freilich auf unsern größeren deutschen Bühnen selbst nicht gearbeitet werden — leider nicht. Aber der künstlerische Ernst, der hier waltete, der strebende Fleiß, der hier verwandt worden ist, fordert nicht bloß Hochachtung und Anerkennung heraus, sondern vor allem Nacheiferung! Das wäre dort so eine Aufgabe für einen großstädtischen Theaterleiter, da er nun einmal ständig nicht mit solchen Mitteln arbeiten kann, wenigstens alljährlich einige solcher Vorstellungen zu ermöglichen und seine Schauspieler heranzubilden, wie es in Meiningen in so vorbildlicher Weise geschah und allen Anschein nach weiter geschehen soll. Wäre es nicht angängig, wenigstens einmal im Jahr so eine Festspielwoche einzurichten, um dem abgehetzten Großstädter dann zu zeigen, was wirkliche, hohe Kunst ist, was erreicht werden kann, wenn mit großem Ernst und unermüdlicher Ausdauer gearbeitet wird?

Die Mission der Meininger, die von großer kulturgeschichtlicher Bedeutung ist, hat also noch keineswegs geendet; ihre Kunst ist noch keineswegs Gemeingut der Nation geworden. Deshalb halte ich es nicht für richtig, wollte man sich jetzt darauf beschränken, nur in Meiningen und für die Leute dort zu spielen, und es dem Zufall überlassen, ob sich auch andre gelegentlich in dem abseits von den großen Verkehrslinien liegende Residenzstädtchen einfinden. Glaubt man von den früher so berühmten Gastspielreisen absehen zu müssen (was ich persönlich bedauern würde, denn ich halte das für die beste Art weiterhin zu wirken), dann mache man aus Meiningen, was Wagner aus Bayreuth schuf, eine Festspielstadt. Ich bin fest überzeugt, es wird an Besuchern nicht fehlen und ein großer Segen von einem solchen Unternehmen ausgehen. Alte Meininger, wie soeben Amanda Lindner und Alexander Otto, und auch die jüngeren, die anderwärts tätig sind, könnten dort auftreten und der deutschen Schauspielkunst fernab von dem Getriebe der Großstadt eine neue Stätte des Ruhms schaffen.

Alle diese Gedanken, die sich dort einstellten, ließen die würdige und schlichte Feier und Weihe des neuen Hoftheaters zu einem großen Ereignis werden, für das im Grunde dem edlen, kunstbegeisterten Fürsten zu danken ist, der alles dies schuf, dem Herzog Georg. Nicht ohne Rührung sah man den alten Herrn, 84jährig, aber von ungetrübter Frische und Freundlichkeit, in der Hofloge des neuen Hauses erscheinen; nachdem die alte, berühmte Stätte im vorigen Jahr ein Raub der Flammen geworden war, gab er sofort den Auftrag zum Bau des neuen Hauses, das nun bestimmt sein wird, die alte, heilige Tradition der Meininger der jungen Generation zu übermitteln. Franz E. Willmann (Leipzig).

* * *

Schlenthers Glück und Ende.

Die Raben umkreisen das Haupt des Wiener Burgtheaterdirektors, und das Ende seiner Theaterschaft ist nur eine Frage von Tagen und Wochen. Hinter den Kulissen wird gegenwärtig nur mehr um die — Leichenkosten verhandelt. Schlenther bekommt nämlich etwa 40 000 Mark, wenn er „hinausgeworfen" wird. Wenn er *selbst* geht, bekommt er nur eine Pension. Dem Temperament Schlenthers entspricht es nun, lieber „gegangen zu werden". Dem Herzen des Hoftheaterintendanten tut es anderseits weh, einen höheren Beamten nach zehn Jahren hinauszuwerfen, wenn das 40 000 Mark mehr kostet. Sie werden aber sicher einig werden: Herr Schlenther wird etwa bis zur Treppe *selbst* gehn und sich über die Treppe — werfen lassen und für diesen halben Wurf nur 20 000 oder

Digitized by Google

30 000 Mark bekommen. Herr Schlenther ist heute schon eine gefallene Größe, und bald wird ein andrer sein schweres Erbe antreten. Baron Berger vom Hamburger Schauspielhaus wird dieser Erbe nicht sein. Baron Berger ist zwar nicht um eines Haares Breite mehr liberal, als er klerikal ist; aber er steht nun einmal im Geruch, ein Liebling der Juden — des eigentlichen Burgtheaterpublikums — zu sein, und die Lieblinge von Juden liebt Kaiser Franz Josef so wenig wie die Juden selbst. Baron Berger aber und Herr Kainz haben Schlenther zur Strecke gebracht. Von Jour zu Jour, von Mann zu Mann, von Frau zu Frau ist mit fieberhaftem Eifer gegen Schlenther gearbeitet worden, bis also das also präparierte Publikum streikte, und der Theaterkassierer selbst eines Tages dem Intendanten, Fürsten Montenuovo, meldete, daß es mit Herrn Schlenther nicht mehr gehe. Der Theaterkassierer ist auch bei einem Hoftheater der mächtigste Faktor. Sein Urteil gilt auch dort für inappellabel. Ein Defizit ist nämlich an einer Hofbühne nebensächlich, solange es — nicht da ist. Was Herr v. Berger gegen Schlenther hat? Ganz einfach: er will sein Nachfolger werden! Und Herr Kainz: Er will auch Schlenthers Nachfolger werden. Dieser brave Mann läßt Herrn Schlenther durch seine Sprachrohre sogar den Vorwurf machen, daß er mit ihm einen für das Burgtheater ungünstigen Vertrag geschlossen habe. Der Mime war nämlich billiger als für 1200 Mark pro Abend nicht zu haben, und Schlenther durfte ihn nicht ziehen lassen, weils der Kassierer nicht will . . .

Neun Jahre lang war Paul Schlenther ein guter Burgtheaterdirektor. Sogar ein ausgezeichneter. Denn erst vor wenigen Monaten ernannte ihn der Kaiser zum Hofrat. (Ein österreichischer Hofrat ist ungefähr soviel wie ein preußischer Geheimer Oberregierungsrat, wahrscheinlich sogar etwas mehr, und die Hofratswürde ist die höchste, die an einen Leiter des Burgtheaters jemals vergeben ward.) Schlenther trieb es in diesem zehnten Jahr nicht anders als in den neun ersten. Er setzte dem Publikum denselben Fraß vor, wie all die Jahre vorher. Bei einem Stück von Hans Müller kam es zu einem großen Skandal. Das Stück war wirklich schlecht; aber Müller hat nie ein gutes geschrieben, und sein Unsinn hat sich im Burgtheater etlichemal bewährt. Jetzt sind die Leute störrisch geworden, und wenn einer von den ihren, der vielgeliebte Schnitzler oder der nichts könnende Herr Hoffmannsthal, aufgeführt würden, Schlenther könnte es ihnen nicht mehr recht machen . . . Schlenther soll das Repertoir verelendet haben. Mit Verlaub, meine Herren Intriganten, wieso? Herrn Schlenther plagen meines Wissens seit dem ersten Tage seiner Theaterregierung keine literarischen Skrupel und Zweifel mehr. Er spielt, was das Publikum will, nimmt, was gut und billig ist, und führt die österreichischen Dramatiker wenig auf, weil sie allesamt nicht nur nichts können, sondern auch dem Publikum nicht gefallen. Ein Burgtheaterdirektor ist kein Publikumsdresseur . . . Schlenther soll ferner für keinen künstlerischen Nachwuchs gesorgt haben? Wirklich unerhört! Von der alten Burgtheatergarde sollen etliche Säulen geborsten sein? In der Tat — welch eine Gemeinheit Schlenthers, daß Sonnenthal gestorben ist! Der Mann verdiente, für den Tod Sonnenthals, für den Tod Lewinskys, Kraftels und der Mitterwurzer gerädert und gevierteilt zu werden! Aber eins mögen mir die Herrschaften verraten: wie sorgt man bei Lebzeiten Sonnenthals für einen Nachfolger? Hat denn Sonnenthal mit seinen 74 Jahren und seinem zahnlosen Mund nicht noch kurz vor seinem Ende den 19jährigen Hamlet gespielt? Ist ein Burgtheaterdirektor imstande, einem Sonnenthal, der mehr als 50 Jahre am Burgtheater war und tausend „Beziehungen“ hatte, eine Rolle abzunehmen? Und welcher Komödiant, der ein Liebling des Publikums ist, gibt bei Lebzeiten eine Rolle ab, ohne seinem Direktor ein Bein zu stellen? Und welcher Schauspieler wird ein „würdiger Nachfolger“ Sonnenthals dadurch, daß er den Meister spielen — sehen darf? Ich kann den Feinden Schlenthers noch ein Geheimnis verraten: auch der mehr als 80jährige Baumeister wird eines Tages sterben, und Schlenther hat keinen Nachfolger für ihn. Meine Herren, bei jeder Hofbühne folgt auf eine Generation der Blüte eine Generation des Verfalls. Das liegt an den Verhältnissen, die stärker sind als die Menschen. Schlenther hat den Verfall der Wiener Hofbühne nicht gefördert, er konnte ihn kaum hemmen. Ein andrer hätte es auch nicht gekonnt. Eine andre Frage ist die, ob er imstande wäre, später den Schutt wegzuräumen und ein neues Burgtheater aufzubauen. Aber für das untergehende Burgtheater ist er heute ebensosehr der Mann, wie er es neun Jahre lang gewesen ist: ein kluger, sehr gebildeter Mensch, der die Grenzen seiner Macht, der das Oben und das Unten kennt, der nicht senil und nicht verbraucht ist, der genau so an seinem hohen Amt klebt wie ein andrer. Dieser andre wird auch nicht zaubern können.

Ernst F. Friedegg (dzt. Berlin).

Randbemerkungen.

Die Amerikanisierung Australiens.

Daß sich die Polypenarme der allamerikanischen Politik der klugen Männer im Weißen Hause immer fester um Kanada schließen, braucht nicht wunderzunehmen. Der Kanadier ist dem Yankee benachbart; er muß dessen Werbungen schließlich erliegen. Was man sich aber in Downingstreet nie hätte träumen lassen, geschieht jetzt: auch Australien amerikanisiert sich zusehends, entfremdet sich dem Mutterlande und liebäugelt schon mit dem Sternenbanner. Am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts war von einer solchen Wandlung im Commonwealth noch gar nichts zu spüren. Australien war noch durch und durch britisch und dem Amerikanertum in allem fremd, worin sich die beiden angelsächsischen Typen unterscheiden. Der praktische Republikanismus der politischen Einrichtungen Australiens hatte noch in keiner Weise die Gefühle der Anhänglichkeit gegenüber dem monarchischen England gestört. Australien folgte vertrauensvoll der englischen Führung, oft vielleicht zu diensteifrig. Jetzt aber gewahrt man schon bei flüchtiger Beobachtung ganz erstaunliche Wirkungen amerikanischer Einflüsse. Das zeigt sich in kleinen wie in großen Dingen. Am obersten Gerichtshofe werden amerikanische Entscheidungen öfter herangezogen als englische. In den Läden werden vorwiegend charakteristische amerikanische Kleidungsstücke und Nahrungsmittel feilgeboten. In den Theater- und Konzertsälen sind drei Viertel der hauptsächlichsten Künstler Amerikaner. In den Buchhandlungen ist die amerikanische Literatur mehr vertreten als die englische. Manche australischen Kaufleute blicken nach Amerika, wie nach den Hauptquartieren des Welthandels. Für die politische Zukunft Australiens fällt am meisten die Handhabung der Gesetze ins Gewicht. Sie ist eine notwendige Folge des großen Fehlgriffes, den die Schöpfer der australischen Verfassung taten, indem sie sich nach dem Muster der Vereinigten Staaten, anstatt nach dem kanadischen richteten. Der Commonwealth ist ein Staatenbund, worin wie in der nordamerikanischen Union die „State rights“ eifersüchtig festgelegt sind. Genau wie in den Vereinigten Staaten entstehen daher in Australien fortwährend „boundary problems“, Kompetenzstreitigkeiten zwischen der Bundesgewalt und den Einzelstaaten. Dabei kann man sich natürlich nur an das amerikanische Rechtswesen halten, und so kommt es, daß die vielen Bücher britischen Staatsrechts, die in andern Kolonien ein vorzügliches Mittel bilden, um das Abhängigkeitsgefühl vom Mutterlande wach zu erhalten, im australischen Leben gar keine Rolle spielen. Und man studiert und übt auch sonst amerikanisches, nicht englisches Recht. Es ist auch in Betracht zu ziehen, daß Australien Amerika viel näher liegt als England.

Digitized by Google

Wie leicht kann die neue imperialistische amerikanische Politik eines Tages dazu führen, Australien handelspolitisch dem amerikanischen Wirtschaftsgebiet anzugliedern, wie es mit Britisch-Westindien schon geschehen ist, so daß sich der australische Handel mehr und mehr vom Mutterlande ab und nach den Vereinigten Staaten hinlenken würde. Was könnte aus den Träumen englischer Imperialisten noch werden, wenn einst ein amerikanischer Chamberlain eine Zollunion mit den wichtigsten englischen Kolonien zustande brächte? Otto Corbach.

* * *

Russland und Japan.

Eventus stultorum magister. Nirgends mehr als in der Experimentalphysik und der auswärtigen Politik bestätigt sich das Wort des alten Livius. So war alle Welt überrascht, als der Burenkrieg ausbrach, und die Buren lange und glänzend siegten, überrascht ebenso, als das für friedliebend geltende Nordamerika sich in recht brutaler Weise Cubas und der Philippinen bemächtigte; überrascht endlich, als Japan die Russen aufs Haupt schlug. Noch ist ja in guter Erinnerung, wie ungläubig selbst unser gebenedeites Auswärtiges Amt war und noch am Ausbruch des Krieges zweifelte, als schon die japanischen Torpedos gen Port Arthur fuhren. Der Erfolg hat die Unkundigen eines andern belehrt. Nun aber, post eventum, glauben sie wieder mit großer Sicherheit prophezeien zu können und fallen nun in das andre Extrem. Jetzt ist den Unkundigen ein Krieg zwischen Japan und Rußland die natürlichste Sache von der Welt. Gewiß, die Dinge in Ostasien haben wiederum ein ernsteres Aussehen bekommen, und eine Spannung ist sicherlich vorhanden. Zum Krieg wird es jedoch jetzt nicht kommen. Die Russen haben kein Geld, und die Japaner sind gerade mit knappster Not einer großen finanziellen Krisis entronnen und brauchen noch Jahre, um ihre Nationalwirtschaft auf einen durchaus gesunden Fuß zu bringen. Am wichtigsten aber ist der Einspruch Englands. Die Briten haben jetzt all ihre Kräfte gegen Deutschland nötig, oder glauben sie wenigstens nötig zu haben. Da käme ihnen ein Kampf und infolgedessen eine Schwächung ihrer Bundesgenossen recht ungelegen. Eine Schwächung Japans — die ginge noch an. Aber ein neuerlicher Zusammenbruch Rußlands wäre ihnen äußerst fatal; denn sie brauchen das Slavenreich gegen uns. Wirth.

* * *

Der historische Angeklagte.

Der gewesene österreichische Gymnasiallehrer Heinrich Friedjung ist vor etwa zwanzig Jahren wegen seiner liberalen Gesinnungen ohne Ruhegehalt in jungen Jahren pensioniert worden. Dann warf er sich auf die patriotische Geschichtsschreibung und bezieht, weil er sich in ausländischen Zeitungen als ein zuverlässiger Kenner aller offiziellen und offiziösen österreichischen Stellen erwiesen, in dieser und jener Form seine Pension. Nebenbei bezieht er von offiziösen Gnaden noch den Titel eines gewaltigen Historikers. Wiewohl seine historischen Darstellungen in einem unglaublichen „Deutsch“ abgefaßt sind, habe ich mich niemals dazu entschließen können, ihn für einen österreichischen Lamprecht zu halten. Meine Meinung über ihn war immer, daß er zwar ein überaus fleißiger und gewissenhafter, aber ebenso weltfremder und talentloser Mensch war. Als ihn die Wiener Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitglied ernannte, fand ich meine Meinung bestätigt. Dem Herrn Friedjung übergab nun vor $^3/_4$ Jahren das Wiener Auswärtige Amt Dokumente, nach deren gewissenhafter Prüfung Herr Friedjung etwa fünfzig Mitglieder des kroatischen Landtags beschuldigte, von der serbischen Regierung teils direkt, teils durch einen Belgrader Verein Geld zur politischen Agitation gegen Österreich bekommen zu haben. Die fünfzig Abgeordneten verklagten Herrn Friedjung wegen Beleidigung, und elf Tage lang wurde darüber vor den Wiener Geschworenen verhandelt. Am ersten Tag hielt der pensionierte Gymnasiallehrer Friedjung den hochverräterischen Klägern einen Vortrag über Patriotismus, Geschichte, Kroatien, die Türkei &c., wobei er die merkwürdigsten Dinge zusammenschwätzte. Z. B. schmetterte er die weise Lehre hin, die Kroaten wären zu einem besonderen österreichischen Patriotismus verpflichtet, denn sie hätten vor — zweihundert Jahren an der Seite der Österreicher gegen die Türken einen Krieg geführt. Der große Historiker zieht da sonderbare Schlüsse. Weiß er denn nicht, daß Preußen gegen Österreich im Jahre 1866 einen Krieg geführt, und daß drei Jahre später der Dreibund geschlossen wurde. Ich weiß wirklich nicht, was Herr Friedjung mit den Erinnerungen an die Schicksale seiner Urahnen anfinge, wenn ihn das liebe Vaterland so stiefmütterlich behandelte wie die Kroaten? Erbaulich aber wie die ganze Beweisführung des hysterisch-historischen Angeklagten war das Ende des Prozesses. Herr Friedjung legte ein Dokument vor, daß der erwähnte gefährliche Belgrader Verein unter dem Vorsitz eines Professors Markowitsch im Oktober 1908 allerhand Gemeinheiten gegen Österreich beschlossen hätte. Das Dokument war das Sitzungsprotokoll mit Markowitschs Unterschrift. Herr Markowitsch bewies, daß er in der kritischen Zeit als harmloser Reisender in Berlin gewesen sei, also in seiner Abwesenheit einer gefährlichen Sitzung präsidiert habe. Herr Friedjung hat darauf den Klägern eine Ehrenerklärung gegeben, sonst hätte ihn selbst der Gerichtspräsident, der offen zu seinen Gunsten Partei nahm, vor dem Urteil der Geschworenen und dem Gefängnis nicht bewahren können. Herr Friedjung aber läßt sich als verdienstvollen Mann rühmen: durch den Prozeß sei das Gift zerstört worden, das das Verhältnis der Kroaten zu Österreich trüben müßte. Wie groß wäre Herr Friedjung erst, wenn der Prozeß das Gift nicht zerstört hätte? Diesmal ist Herr Friedjung mit den gefälschten Dokumenten natürlich aufgesessen. Aber er hätte auch mit echten nichts anzufangen gewußt.

Ernst E. Friedegg (dzt. Berlin).

* * *

„Das Madonnenbild“.

Es ist eine Lust zu leben, man lernt, man lacht nie aus. In einer Wiener Sommerfrische spendete ein Herr ein Madonnenbild von Künstlerhand, das auf Wunsch der Gemeinde der zuständige Pfarrer einweihen sollte. Der Pfarrer erklärte, die Weihe nur dann vornehmen zu können, wenn die Gemeindevertretung, unter Vorlage eines Trauungsscheines, den Nachweis erbringe, daß dem Maler nur dessen ehelich angetraute Gattin als Modell für die Madonna gedient habe. Die Gemeindevertretung verzichtete auf die Einweihung! Die Sache hat klingelnde Schellen, für die Gemeindevertretung, die das Bild einweihen lassen will, für den Pfarrer, der päpstlicher ist als der Papst. Wie gut, wie groß warst du, barbarisches Mittelalter gegen unsre Miasmenzeit! Der Künstler mit dem Trauungsschein, wie wenig Madonnen hätten wir, wie wenig Personifizierungen all dessen, was wir mit den Begriffen Weib und Mutter sagen! Die Religion wuchs aus der Ethik! Und noch eins, es heißt: „Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen, um es anzubeten!“

Walter v. Molo (Wien).

* * *

$22^3/_4$ Minuten.

„Meine Ruhe ist hin, mein Herz ist schwer“ — seitdem ich nämlich Nr. 46 des „Öffentlichen Anzeigers zum Amtsblatt der Königlichen Regierung zu Kassel“ gelesen habe. Ein Problem zermartertert mir seitdem den Kopf, ein Problem, das immer schwieriger wird, je mehr ich mich damit beschäftige. Zunächst, ehe ich den Leser mit den mich peinigenden Zweifeln und Sorgen anstecke, den nackten Tatbestand. Irgend ein Individuum ist aus der Strafanstalt „Aumühle“ bei Mixhausen entwichen. Gebührendermaßen erläßt der Staatsanwalt zu Limburg in oben genanntem Blatte einen Steckbrief hinter dem Entflohenen her und bittet um seine Wiedereinlieferung. Zugleich aber teilt er mit, daß das Individuum noch eine Restgefängnisstrafe von 219 Tagen $22^3/_4$ Minuten zu verbüßen habe. Und nun beginnen die Skrupel. Ich frage

Digitized by Google

mich: „Sind die Beamten in Aumühle mit Präzisions-Chronometern ausgerüstet? Wenn ja, so ist weiter zu fragen, von wann an laufen die 219 Tage 22¾ Minuten? Vom Betreten des Anstaltsterrains oder erst von der Wiedereinführung in die Zelle? Ist jemand da, der diesen Moment kontrolliert, fixiert und protokollarisch feststellt? Wird bei Ablauf der Strafzeit ganz sicher dafür gesorgt sein, daß, wenn 22½ Minute verflossen sind, sich der Schlüssel im Schlosse dreht, so daß eine viertel Minute später die Zelle sich öffnet? Sage man nicht, daß dies überflüssige Fragen sind; im Gegenteil, das Wohl und Wehe der Beamten hängt daran, denn § 345 St.-G. bedroht mit harter Strafe den Beamten, der vorsätzlich oder fahrlässig eine Strafe vollstrecken läßt, von der er weiß, daß sie überhaupt nicht oder nicht der Art oder dem Maße nach vollstreckt werden darf.

Geradezu entsetzlich kompliziert wird die Frage, wenn die Verbüßung der Reststrafe vom Moment der Wiederergreifung an gerechnet wird. Da erwischt ihn vielleicht ein Gendarm, der gar nicht nach der Uhr sieht oder, wenn er es tut, nur eine billige, unzuverlässige zur Verfügung hat, oder ein Dorfschulze ohne Sinn für Mathematik sperrt den Häftling ins Spritzenhaus, ohne Stunde und Minute zu notieren. — Nur eines kann noch helfen, ein Gnadenakt, der dem Entsprungenen 23¾ Minuten seiner Strafzeit schenkt. Ich rate dem Herrn Ersten Staatsanwalt dringend, solch einen Akt nachzusuchen.

Dr. jur. M. P.

Entwicklungen.

Ich glaube nicht", sagte der Priester Malach, „daß die Sterne des Himmels so schnell aus ihrer Bahn herausgeschleudert werden könnten. Ich glaube auch nicht, daß wir selber so schnell von unserm Wege abkommen könnten."

„Ich aber", versetzte der Priester Hostu, „glaube, daß doch zuweilen die Entwicklung sehr sprungweise vorgehen könnte — sowohl die der Sterne — wie die der Menschen."

Die beiden Herren saßen auf einer Marmorbank auf der höchsten Terrasse des großen Tempels, den die Europäer auf Java erbaut hatten, um den unbekannten Gott zu ehren.

Hinter der Marmorbank lag die Leiche des Oberpriesters Mena; hinter der Leiche sandte ein großer Scheinwerfer karminrotes Licht kerzengerade zum Sternenhimmel empor.

Es war das Ehrenamt der beiden Herren, für das korrekte Funktionieren des roten Scheinwerfers zu sorgen — auch hatten sie einen Baldachin aufzuspannen, wenn es regnete.

Malach hatte graue Haare, Hostu pechschwarze. Beide trugen gelbseidene weite Mäntel. Und rechts wie links von der Bank stand ein kleines, sehr gutes Fernrohr, durch das die Beiden öfters während des Gespräches zu den Sternen hinüberblickten.

Hundert Meter von der Dachterrasse entfernt — etwas tiefer — ragten die großen Teleskope zum Himmel empor — es waren nicht weniger als fünfzig Teleskope, von denen sich mehrere sehr oft drehten.

Es war eine sehr milde Tropennacht — nicht zu warm, da der große Tempel der Europäer ziemlich hoch lag.

Malach richtete sein Fernrohr zum Jupiter und sagte langsam:

„Aber die Langsamkeit aller Entwicklungen habe ich so oft mit dem verstorbenen Mena gesprochen. Wenn wir bedachten, wie langsam sich die großen Religionen entwickelt haben, so mußten wir uns immer wieder sagen, daß die Eile eigentlich unsrem Sonnensystem ganz fremd ist. Wie viele Jahrhunderte hat es doch gedauert, bis die Menschen einsahen, daß sie garnicht berechtigt seien, von einem Allgott zu sprechen — daß es unreligiös sei, von einem so ungeheuerlich Großartigen, niemals für uns Faßbaren — von einem Unendlichkeitsgeiste — zu sprechen. Und dann hat es wieder noch Jahrhunderte gedauert, bis die Menschen einsahen, daß es auch unreligiös sei, sich mit seinen Gedanken dem Geist, der die Unendlichkeit erfaßt und ausfüllt, nähern zu wollen. Man darf gar nicht daran denken. Da, wo das Denken eben schlechterdings aufhören muß — auch für den Gebildetsten aller Räume — da setzt ja gerade die Religion ein. Und die Religion darf es natürlich nicht wagen, die Zäune, durch deren Höhe sie so gut gedeckt ist, zu überspringen. Das ist eben unreligiös, wenn man das tut. Ach ja, wie lange hat es gedauert, bis die Priester einsahen, daß der Allgott nie von ihnen erwähnt werden darf — daß sie nicht einmal von der unendlichen Welt sprechen dürfen. Lieber Hostu, es hat doch Jahrtausende gedauert, bis die Priester der Erde Religionen anerkannten, in denen das Höchste nicht einmal gedacht werden darf. Danach haben wir auf der Erde wieder die Sterne als Götter verehrt — und schließlich erschien uns auch das zu plump — und wir verehren jetzt nur noch den großen Unbekannten, der uns führt — ganz langsam — ganz langsam. In unserm Sonnensystem ist die Eile ein fremdes Element."

„Ja", erwiderte Hostu, „doch der Jupiter dreht sich doch so schnell — in zwölf Stunden hat sich dieser Riese um sich selbst gedreht. Das ist doch eine phänomenale Eile. Und die Kometen rasen doch auch, wenn sie der Sonne näher kommen, so furchtbar schnell dahin."

„Aber lieber Hostu", sagte nun Malach sehr rasch, „Sie dürfen doch nicht physische Fortbewegung und geistige Entwicklung für gleichartig halten. Das dürfen Sie nicht tun."

„Oh! Oh!" sagte Hostu wieder, „ich glaube doch, daß man bei den Kometen, wenn sie sich der Sonne nähern, auch von einer geistigen Entwicklung sprechen könnte. Die Veränderungen der Coma und die Schriftbildungen dürfen doch nicht nur physisch gedeutet werden.

„Der unbekannte Gott", sprach nun Malach sehr ernst, „wird vielleicht wissen, ob da furchtbar schnelle psychische Entwicklungen in den Kometen vor sich gehen. Wir wissens jedenfalls nicht. Für uns ist ja alles, was wir sehen, nur Erscheinung. Und diese Erscheinung richtig zu deuten, ist uns sicherlich nicht beschieden. Wir können nur Ahnungen haben — und diesen Ahnungen entsprechend bestimmte Glaubenssätze formulieren, die natürlich nur für uns selber eine Bedeutung haben. Und so glaube ich an die Langsamkeit aller psychischen Entwicklungen; was wir menschlichen Geist nennen, haben wir als sehr langsam und schwerfällig dahintappendes Phlegmatikerwesen anzusprechen. Ich kann wir nicht helfen: ich glaube, so ist es."

Digitized by Google

„Und ich," erwiderte Hostu lächelnd, „denke nicht daran, das zu glauben. Ich glaube an blitzartig schnelle Entwicklungen. Der große Unbekannte wird nicht nur das Langsame fördern und alles schnelle im Physischen belassen. Das wäre so einseitig; und er ist doch sonst immer so vielseitig — dieser unbekannte Geist unsres Sonnensystems!"

Beide Herren sahen nun durch ihr Fernrohr zum Jupiter.

Und Malach sagte dabei:

„Sie sprechen wieder zu bestimmt vom unsichtbaren und unbekannten Gott. Wir wissen doch nicht, ob der Unbekannte das ganze Sonnensystem göttlich durchglühte — das wissen wir doch nicht. Der große Unbekannte könnte doch von dem Physischen in der dreidimensionalen Erscheinungswelt gar keine Notiz nehmen. Gedanken sind doch auch denkbar, wenn man sie außerhalb des Dreidimensionalen denkt. Und Götter sind doch noch mehr als Gedanken — die Götter können doch noch viel weiter vom Dreidimensionalen entfernt sein, als die Gedanken der Menschen. Ich sehe aber einen Jupitermond. . ."

„Den seh ich," rief Hostu hastig, „ebenfalls. Es ist der äußerste Jupitermond — ich glaube, es ist der dreiundzwanzigste. Aus seinen Polen kommt eine rauchartige Masse hervor."

„Das seh ich auch!" sagte Malach, „aber es soll mich nicht davon überzeugen, daß auf diesem Jupitermond psychische Entwicklungen von sich gehen. Auf der Erde gehen alle psychischen Entwicklungen sehr langsam vor sich. Und ich selber werde wahrlich ebenso schwer aus meiner Bahn urplötzlich geworfen wie ein Stern. Ich sitze hier und halte Wache bei dem großen Toten, der hinter uns liegt. Und nichts soll mich von hier fortbringen. Nichts soll mich urplötzlich aus meiner Bahn werfen. Aber — da gehen ja ganz kolossale Veränderungen auf dem Jupitermonde vor. Das ist ja noch nicht dagewesen. Jetzt kommen ja Eruptionen — auch am Aquator."

„Das seh ich auch," rief Hostu heftig, „aber mein Fernrohr genügt mir nicht. Ah! sehen Sie, Malach, dreißig Teleskope sind bereits auf den Jupitermond gerichtet. Von den zwanzig andern Teleskopen sind mindestens noch zehn frei. Wenn wir ohne Besinnen sofort hinrennen, finden wir vielleicht ein Teleskop für uns."

Die letzten Worte hörte Malach kaum noch, denn Hostu stürzte schon davon.

Malach erhob sich — und rannte ihm dann mit außerordentlicher Behendigkeit nach — die weiten gelben Mäntel der beiden flatterten wie beim Sturm.

Und die beiden Herren fanden noch zwei Teleskope unbenutzt, die sie sofort auf den Jupitermond richteten. Dieser zeigte jetzt bereits eine große Anzahl kometarischer Ausstrahlungen.

Und ehe die Morgensonne erschien, konnten die Priester an ihren Teleskopen — es waren sehr bald alle fünfzig Teleskope auf den Jupitermond gerichtet worden — konstatieren, daß sich dieser Mond vom Jupiter fortbewegte — als kompliziertester Komet . . . .

„Nun," rief Hostu dem Malach zu, „wenn das keine rasend rasche Entwicklung ist, so weiß ich nicht mehr, was Schnelligkeit ist. Wollen Sie, lieber Malach, vielleicht behaupten, daß diese Umwandlung eines Mondes in einen Kometen nur physischer Natur und nicht psychischer Natur sein könnte?"

Malach sah sich scheu um und rief dann ganz heiser:

„Aber lieber Hostu! Was haben wir getan! Wir haben unser Ehrenamt vernachlässigt. Ich sehe, daß das rote Licht des Scheinwerfers hinter der Leiche des alten Mena nicht mehr brennt."

„Das ist höchst peinlich!" sagte Hostu.

Und er ging langsam mit Malach nach oben.

„Aber," fuhr er fort, „es zeigt, daß Sie, lieber Malach, auch sehr schnellen Entwicklungen doch nicht so ganz unzugänglich sind, wie Sie selber wohl glauben

Patentiert

„Agfa"-Belichtungstabelle

für Tages- und Blitzlicht.

(In einem Instrument.)

Die „AGFA"-BELICHTUNGSTABELLE ermittelt ohne jede Berechnung, durch einfache Schieberstellung, für jede Platten- und Filmsorte
für Tageslicht
die richtige Belichtungszeit
für Blitzlicht
die nötige Menge „Agfa"-Blitzpulver.
Kompendiös. Leicht. Handlich.

à 75 Pfg. durch die Photohändler.

„Agfa"-Platten Extra rapid
„Agfa"-Chromo-Platten
Hoch farbenempfindliche Momentplatten
Ohne Gelbscheibe anzuwenden.

CHROMO-„ISOLAR"-Platten mit Gratis-Gelbfilter
Hoch farbenempfindl. 26° W. = 13° Sch. Lichthoffrei.

Bezug durch Photohändler.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

Digitized by Google

möchten. Sie sagten vorhin oben auf der Marmorbank so feierlich, daß Sie Ihr Ehrenamt unter keinen Umständen vergessen würden."

„Und ich vergaß es doch!" sagte Malach traurig.

„Indessen," rief nun Hostu ganz laut, „dieser Jupitermond ist etwas Ungeheuerliches. Der große Unbekannte will uns wohl beweisen, daß wir noch recht viel Unbekanntes in unserm Sonnensystem haben — noch viel mehr, als wir dachten — noch viel mehr."

Malach schwieg. **Paul Scheerbart.**

Der Kalender.

Am Jahresende schafft man froh
Sich die Kalender an en gros.
Man hängt sie auf und stellt sie hin
Und denkt: es ist viel Weißes drin.
Gestellt, gelegt sind sie gefunden,
Broschiert, geblecht und eingebunden,
Die Schreibtischplatte, das Büfett,
Das Portemonnaie, das W.-Closet,
Was irgend leer und gähnend steht,
Wird mit dem Almanach besät.
Woraus man denn ersieht mit Lust:
Der Mensch ist sich der Zeit bewußt,
Mit tüchtiger Beamtenmiene
Verlangt er ne Kontrollmaschine.

Der Pastor weiht sich den Kalendern
Mit heilgen Sprüchen an den Rändern,
Da es nach außen wirksam ist:
Nicht *sein*, auch *scheinen* muß der Christ.
Dagegen wünscht sich die Justiz
Im Jahrbuch die Terminnotiz
In mannigfachen Variationen,
Um jede Tat gerecht zu lohnen.

Der Redakteur wünscht Jubiläen,
Das Zentrum nackte Kunst zu sehen,
Und wer als Börsianer wandelt,
Sucht, daß er auch am Jonteff handelt.
So an des Jahres Wechselstufe
Regnets Kalender für Berufe,
Für Ordenssammler, Schweinezüchter,
Für Maler, Schuster, Schneider, Dichter,
Für Flottenfreunde, groß und kleine,
Für Sanges- und für Raufvereine,
Für Damenmoden; Antitrunk;
Für sexuelle Aufklärung;
Für Wahlrecht, Ethik und Moral;
Mit der Devise „Ich war kahl"!
Mit Kientopfbildern ersten Rangs
Und mit Friseurabonnemangs,
Mit Gelbsuchtmitteln gut, doch scharf,
Geheimaufnahmen nach Bedarf,
Mit Gratisspenden deutscher Zolas
Und mit dem Spiel der Pianolas.

So furchtbar ist die Konkurrenz
Der Almanachs von Herbst zu Lenz.
Und durch der Tage Wagenburg
Kommt niemand vor Kalendern durch.
Nur Einer hat nicht diese Nöte —
Er freut sich still der Tagesröte
Und denkt: ich brauch nicht nachzusehen;
Geschehen wird, was muß geschehen,
Behaglich wart ich drum die Zeit,
Acht nicht auf gestern, morgen, heut.
Gottlob, ich werde nur geschoben,
Drum kann ich die Kalender loben —
Es bleibt mir jeder Tag verhüllt,
Weil meine Zeit sich selbst erfüllt.

So denkt der Bethmann fromm in Preußen
Und läßt die andern Zettel reußen.

Terentius.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der **Compagnie Générale Transatlantique, Paris** bei, auf den wir unsre Leser ganz besonders aufmerksam machen.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
—— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. ——

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ∴ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Unsere Weinstuben werden auch am diesjährigen Silvester von Nachmittag 6 Uhr an vollständig geschlossen sein.

BERLIN W. 8.
29. 12. 1909.
Leipzigerstr. 25.

M. Kempinski & Co.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.
Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.
Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST
OTTO ERDMANN JUNIOR
BERLIN S.W. 61.
TEMPELHOFERUFER 21.

Autoren

verlangen vor Drucklegung ihrer Werke im eigenen Interesse die Konditionen des alten bewährten Buchverlags sub. B L. 190 bei
Haasenstein & Vogler A.G., Leipzig.

Bücher Katalog

über interessante, hochwichtige und belehrende Bücher versende an Jedermann gratis und franko.
Reform-Verlag Fr. Schneider, Halle a. S. 115, Zwingerstr. 4/5.

Vereinigung: Die Wissenschaft für Alle.

Die Vereinigung bezweckt Wißbegierigen und Bildungsbedürftigen aus allen Kreisen des deutschen Volkes auf billigstem Wege Gelegenheit zu geben, ihr Wissen zu erweitern und ihre Bildung zu vertiefen.

Zu einem **Mitgliedsbeitrag von Mark 1.50 vierteljährlich** erhalten die Mitglieder

1. die Halbmonatsschrift **„Das Wissen"**, und
2. zwei Bände der **„Bücher des Wissens"** (Ladenpreis à 50 Pfg.); sie haben
3. freien Zutritt oder Eintritt zu ermäßigten Preisen zu den von der Vereinigung bezeichneten Vorträgen, und ferner hat jedes Mitglied das Recht,
4. sechs weitere Bände der **„Bücher des Wissens"** vierteljährlich nach eigener Wahl zum Vorzugspreis von je 30 Pfg. (statt des Ladenpreises von je 50 Pfg.) zu beziehen. — Erschienen sind bis Anfang 1910 140 Bände „Bücher des Wissens". Außerdem sind die Mitglieder berechtigt
5. zum Bezuge der von der Vereinigung in jedem Jahre neu erworbenen Bücher zum Vorzugspreis für Mitglieder und
6. zur Inanspruchnahme des Fragekastens und Sprechsaales der Halbmonatsschrift **„Das Wissen"**.

Für Nichtmitglieder der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle" kostet die Zeitschrift „Das Wissen" jährlich Mk. 7.20 und jedes Exemplar der „Bücher des Wissens" 50 Pfg., zusammen jährlich Mk. 11.20. Mitglieder genießen daher, abgesehen von den übrigen Rechten, eine

Preisermässigung von Mark 5.20 jährlich.

Mitglied der Vereinigung kann jedermann werden, der Eintritt jederzeit erfolgen. Alle Buchhandlungen, sowie die Geschäftsstelle der Vereinigung nehmen Anmeldungen entgegen. Der Mitgliedsbeitrag Mk. 1.50 ist vierteljährlich im Voraus zahlbar. Weitere Pflichten übernehmen die Mitglieder nicht. Probenummern der Halbmonatsschrift „Das Wissen" und Satzungen der Vereinigung kostenlos von der

Geschäftsstelle der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle"
(Hermann Hillger Verlag)
Berlin W. 9, Potsdamerstr. 124.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Mießler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 2. Berlin, den 8. Januar 1910. 39. Jahrgang Band 77.

Marokko und die Gebrüder Mannesmann.

Von Dr. Arning, M. d. R. u. d. H. d. A.

Die Daily Mail hat im letzten Sommer eine Broschüre erscheinen lassen, überschrieben: „Our German Cousins." Dieses deutschfeindliche Blatt, das keine Gelegenheit vorüberläßt, unsre politische, kommerzielle und industrielle Stellung anzugreifen, und das englische Gesamtreich zum Kampfe gegen das gefahrdrohende Deutschtum aufzurufen, will in diesem Buche seinen Landsleuten die Schwere und die Größe der deutschen Gefahr so vor Augen stellen, daß sie endlich einsehen, wo ihr wahrer Feind auf dem Erdenrund steht. Das Buch aber will nicht allein, ja noch nicht einmal in der Hauptsache, den törichten Gedanken der englischen Kriegshetzer dienen, die die militärische Invasionsgefahr in den Vordergrund stellen. Es will den Engländern bange machen vor der wachsenden, gewerblichen, industriellen und kommerziellen Macht des deutschen Volkes. Es wird da in kurzen, knappen und klaren Abschnitten ein Bild von der Entwicklung im Deutschen Reiche aufgerollt, das in manchen Punkten ganz vorzüglich durchgeführt ist und sehr oft auch den deutschen Leser mit Stolz erfüllen kann vor der Achtung, die hier ein scharfer Gegner des Deutschtums der teutonischen Kraft entgegenbringt.

In den Vordergrund stellt er als eine mahnende Lehre für seine Landsleute den Einfluß, den die allgemeine Dienstpflicht auf Körper und Geist des einzelnen, auf die Disziplinierung und Energie der Gesamtheit ausübt. Er preist die deutsche Schule, die in all ihren Abstufungen den jungen Deutschen heranzieht zu wirkungsvollem Kampfe um die Futterplätze der Welt. Er gibt ein hohes Lob den deutschen Frauen, die sich nicht betören lassen vom Suffragettesrummel, sondern sich der ihnen von der Natur auferlegten Pflicht unterziehen und dafür sorgen, daß die Armee des Kaisers Soldaten hat, und daß die Expansionskraft des Reiches durch die alljährliche Bevölkerungszunahme eine Furcht der Nachbarn bleibt.

Er stellt seinen Landsleuten das kluge und hochausgebildete Schutzzollsystem als eine nachahmungswürdige Einrichtung vor Augen. Vor allen Dingen aber beschäftigt er sich eingehend mit dem deutschen Geschäftsmann und seinen Methoden. Hier wird dem deutschen Kaufmann, dem deutschen Industriellen ein Lob gesungen, wie er es, so berechtigt es sein mag, wohl noch nie, vor allen Dingen noch nie von einem Gegner, gehört hat:

„Der deutsche Kaufmann ist fleißig, klug und unternehmend. Seine Geschäftsgewandtheit zeigt sich im höchsten Maße im Fabrikwesen und besonders im Maschinenbau. Auf diesen Grundlagen erwachsen die „terrible Germans", die den Kampf auf Leben und Tod wagen mit den Engländern und Amerikanern um die Oberherrschaft auf dem Markte der Welt. Die großen Firmen in Rheinland und Westfalen, in Sachsen und Schlesien sind es, die ihre Streitkräfte ordnen, um die fremden Wettbewerber an jedem Punkte der zivilisierten Welt aus dem Felde zu schlagen. Durch sie ist Deutschland für die Eroberung des Exportes organisiert in derselben wissenschaftlichen, feinen Weise, wie der Generalstab in Berlin den Krieg vorbereitet gegen jeden möglichen Gegner und gegen jede nur denkbare Kombination von Feinden."

Zu diesen Männern nun gehören die Gebr. Mannesmann in Remscheid, die nicht gescheut haben, weder die persönliche Gefahr, noch den Verlust von Millionen, um der deutschen Industrie und dem deutschen Handel ein weites neues Gebiet zu erobern.

In den Ausführungen der Daily Mail ist der tiefere Grund zu suchen, der die französische Regierung und die Union des mines Maroccaines veranlaßt, jedes Mittel anzuwenden, um den gefährlichen deutschen Wettbewerber von dem marokkanischen Markte abschütteln zu können, ehe er überhaupt in der Lage ist, seine Energie, seine Tatkraft, seine Kenntnisse gegenüber dem schwächer veranlagten Gegner zur Geltung zu bringen. Der Franzose weiß, daß er, wenn der deutsche Kaufmann, der deutsche Industrielle auf festem Grunde ihm in Marokko gegenübertritt, nicht siegen kann, daß er und seine Industrie unterliegen müssen.

Der deutsche Reichstag aber und das deutsche Auswärtige Amt hat die unbedingte Verpflichtung,

Digitized by Google

hier jedes Mittel aufzubieten, um diese Grundlage zu erhalten.

Man ist seit einer Reihe von Jahren im Auslande daran gewöhnt worden, daß die Vertretung unsrer industriellen und kommerziellen Interessen dem persönlichen Ruhebedürfnis unsrer Vertreter des auswärtigen Dienstes untergeordnet wird. Alle Augenblicke gehen einzelne Tatsachen durch die Presse, die hierfür Zeugnis ablegen. Alljährlich werden von den verschiedensten Fraktionen im Reichstage derartige Einzelangelegenheiten vorgebracht und der Beachtung des Auswärtigen Amtes empfohlen. Die politische Parteizerrissenheit des Bürgertums bringt es dann vielfach mit sich, daß der Hilferuf des einzelnen nicht von den andern Parteigruppierungen aufgenommen wird. So ist es denn im allgemeinen dem jeweiligen Vertreter des Auswärtigen Amtes leicht gemacht, unter Darbietung einer Fülle bureaukratischen Materials und unter Aufwendung einiger patriotischer Redewendungen die Kläger abzuweisen.

Meist spielen sich diese Vorgänge in abgelegenen Gebieten ab, betreffen einzelne Personen, deren Geschäftsschädigung unsern Handelsverkehr im ganzen nur unwesentlich berührt und das allgemeine Interesse nicht erweckt, obwohl die Anhäufung all dieser Einzelheiten im Laufe der Jahre unzweifelhaft dahin gewirkt hat, daß auch der gesamte Umfang unsres Handelseinflusses in der ganzen Welt dadurch Schaden leidet. Die fremden Staaten sind es gewohnt geworden, an ein nachhaltiges Eingreifen des Deutschen Reiches nicht mehr zu glauben, und der deutsche Kaufmann unterläßt es, mehr zu wagen, als unter den gegebenen Umständen ihm absolut sicher erscheint. So haben diese beiden, eng miteinander verknüpften Schadensursachen schon weit mehr Unheil angerichtet, als sich zahlenmäßig nachweisen läßt.

In der Angelegenheit der Gebr. Mannesmann hat sich eine seltene Einheit der bürgerlichen Parteien gezeigt. Diese wird am letzten Ende mit dadurch hervorgerufen sein, daß man auch da, wo man sich früher anders aussprach, es doch innerlich empfunden hat, wie durch die Erledigung der politischen Angelegenheiten der Marokkoaffäre dem Ansehen des Deutschen Reiches ein Abbruch geschehen ist. Deswegen will man jetzt das unter allen Umständen halten, was uns nach der Algesirasakte als gutes Recht in handelspolitischer Beziehung zusteht.

Ferner hat man das Gefühl, daß hier ein außerordentlich entwicklungsfähiger, in der nächsten Nähe Europas gelegener Markt auf dem Spiele steht. Wenn hier nicht alles geschieht, was geschehen muß, so haben wir einen imaginären Verlust zu ertragen, dessen Höhe gar nicht abgeschätzt werden kann.

Unsre gewaltige Eisenindustrie ist, wenn man auch nicht von der Ansicht ausgeht, daß unsre Mineralvorräte in 30 Jahren erschöpft sind, im hohen Maße von den phosphorfreien Erzen Marokkos abhängig. Nicht allein die Industriekapitäne sind in ihrem Voranschreiten gefährdet, sondern die Hunderttausende deutscher Arbeiter, die ihr Brot in dieser Entwicklung finden, werden den Schaden zu tragen haben.

All die Parteien des Reichstages, die für diese Mannesmannschen Bergwerkskonzessionen eingetreten sind, haben es außerdem aus dem Gefühl heraus getan, daß hier Erwerbungen vorliegen, deren Gesetzlichkeit kaum angezweifelt werden kann. Dieses ist so oft und eingehend erläutert worden, daß es sich nicht lohnt, noch einmal darauf zurückzukommen. Nur darauf möge noch einmal hingewiesen werden, daß die Union des mines Maroccaines zwar immer davon spricht, sie werde die Rechtmäßigkeit ihrer Behauptungen beweisen, ohne bis jetzt, soweit bekannt, auch nur den Versuch dazu gemacht zu haben.

Als eine Folge der Reichstagsverhandlungen ist es anzusehen, daß nunmehr die internationalen — oder, besser gesagt, die deutsch-französischen Verhandlungen — laut einer offiziösen Korrespondenz so weit gediehen sind, daß diejenigen Unternehmer, die „ohne gesetzliche Grundlage" in Marokko gearbeitet haben, in einer ihren wirklichen Leistungen entsprechenden Weise bevorrechtigt werden sollen. Die Entscheidung darüber, was bevorrechtigt ist, soll einem parteilosen Schiedsgericht unterstellt werden, das vom Schweizer Bundesgericht oder seinem Präsidenten gebilligt wird. Es ist zu hoffen und zu wünschen, daß diese Maßnahmen nicht getroffen werden, ehe noch einmal der deutsche Reichstag hierzu Stellung genommen hat. Denn die, auch in der offiziösen Mitteilung hervorgehobene Stelle, die lautet: „Ohne gesetzliche Grundlage" läßt tiefer blicken, als unsren Ansprüchen gut scheint, da die sämtlichen bisher gestellten Gutachten an der Gesetzlichkeit der Mannesmannschen Gerechtsame keinen Zweifel hegen. Es wäre wünschenswert gewesen, daß das Auswärtige Amt nicht — wie leider geschehen — sich ohne Not von vornherein zu einer solchen Anschauung bekannt hätte.

Es ist wohl zweifellos, daß es nur dem einmütigen Auftreten der Parteien im Reichstage zu danken ist, wenn unser Auswärtiges Amt von der Absicht zurückgekommen ist, die Angelegenheit einem Schiedsgerichtshof zu unterbreiten, bei dem von vornherein die deutschen Interessen als aussichtslos hätten gelten müssen.

Der französische Botschaftsrat, Graf Berkheim, der den Verhandlungen des Reichstags in der Diplomatenloge anwohnte, wird eingesehen haben, daß die französischen Ansprüche nicht nur der Begutachtung unsres Auswärtigen Amtes überliefert sind, sondern der gesamten deutschen Volksvertretung am Herzen liegen. Und das ist ein Ergebnis dieser Reichstagssitzungen, das

Digitized by Google

voraussichtlich nicht nur in Frankreich, sondern auch in der übrigen Welt zur Kenntnis genommen werden wird.

Wie die „andre Hälfte" lebt.

Eine „Kultur"-Studie aus dem Themsebabel.

Von Leopold Katscher.

I.

Ich hatte Gelegenheit, Wilde aller Art auf allen Stufen der Verkommenheit kennen zu lernen; aber ich habe nie etwas Verkommeneres, Trübseligeres und Elenderes gesehen als das Leben, das ich im Osten Londons hinter mir ließ. Der Wilde, der nach Tagen des Überflusses wieder Hunger leiden muß und niemals für den nächsten Tag seines Daseins sicher ist, besitzt wenigstens ein selbständiges Leben; er ist keine Maschine, aus der so viel Kraft herausgepreßt wird, als die ihm zugeteilte schlechte Nahrung hergibt; und ich muß allen Ernstes sagen, daß, wenn mir die Wahl gestellt würde, das Leben jener Wilden oder das jener Armen im Ostende Londons zu führen, ich das erstere vorziehen würde."

Sollte es wirklich in einer Stadt wie London, wo jährlich Riesensummen für die Bekehrung der Zulus, der Südseeinsulaner u. s. f. gesammelt werden, ein solches Elend geben wie Huxley in obigen Worten andeutet und George R. Sims, Howard J. Goldsmid und andre englische Autoren es in so entsetzlichen Farben schildern? Ist es denkbar, daß die „Königin der Städte", die in sanitärer Beziehung allen ihren Mitschwestern als Vorbild dient, solch menschenunwürdige, gesundheitsschädliche Höhlen in sich birgt, und zwar in unmittelbarer Nähe der vornehmen Viertel, ohne daß der sonst so leicht unzufriedene, alles bemäkelnde John Bull mit seinen derben Fäusten eingreift und Abhilfe schafft? Erst im Jahre 1883 wurde durch die erschütternden Schilderungen eines George Sims die Aufmerksamkeit des großen Publikums in größerem Maßstabe auf die Mißstände geleitet. Ein allgemeiner Entrüstungsschrei ging durchs ganze Land, und man bemüht sich seither nach Kräften, das grenzenlose Elend, das sich mit Worten kaum beschreiben läßt, zu lindern.

Edle Frauen, wie Octavia Hill, auf die wir noch zurückkommen, und verschiedene Baugesellschaften, die sich gebildet haben, sind in erster Linie darauf bedacht, billige und doch menschenwürdige Wohnungen für die Armen und Ärmsten zu bauen. Denn in der leidigen Wohnungsfrage ist das Hauptelend zu suchen. Wer das Eastend mit seinen Sackgassen, seinen verfallnen, schmutzigen Häusern, dem Unrat vor und in denselben nicht gesehen hat, kann sich unmöglich einen Begriff davon machen, welches Dasein seine beklagenswerten Bewohner fristen! Einzelne Seitenstraßen sehen aus, als ob ein feindliches Heer sie mit seinen Kanonen bombardiert hätte; die meisten Fensterscheiben sind zerbrochen und mit Papier verklebt, die Dächer schief und jeden Augenblik zum Einstürzen bereit. Die „Zimmer" (!) dieser Baracken werden größtenteils nur einzeln vergeben, und zwar zu dem unerhörten Preise von 2½ bis 6 Mk. die Woche.

Als ich vor 33 Jahren zum erstenmal eine mir bekannte Familie in Pell Street besuchte, konnte ich es kaum fassen, daß Menschen von Fleisch und Blut in einer solchen Atmosphäre und einer solchen Umgebung zu leben vermögen. Die Leutchen hatten früher bessere Tage gesehen, aber der Ernährer, ein tüchtiger Schneidermeister, starb und hinterließ die Frau mit sechs Kindern, von denen das älteste zehn Jahre zählte, das jüngste ebensoviel Wochen. Schmalhans wurde bald Küchenmeister; sie mußten ihre kleine, aus drei Zimmerchen bestehende Wohnung in High Street (Whitechapel) aufgeben und mit einem Zimmer in Pell Street zufrieden sein, für das sie 3 Mk. wöchentlich bezahlten; aber in welchem Zustande befand sich dieses! Die Wände feucht und zerbröckelt, der Fußboden schlecht, die Zimmerdecke rauchgeschwärzt und voller Spalten und Risse, durch die Wind und Regen freien Zutritt ins Innere hatten. In dieser Stube kochte, aß und schlief Frau M. mit ihren sechs Kindern! Diese Stube aber gehörte noch zu den „anständigen". Die beiden Brüder der besagten Frau M. wohnen noch ganz anders. In der Nähe der Pell Street befindet sich ein sogen. „Square", der aber mit den umzäunten, im üppigen Grün prangenden Plätzen der besseren Stadtteile nichts gemein hat als eben den Namen. Statt der Bäume und Blumen sieht man hier Berge von Unrat, Gemüseabfällen, Lumpen und dergl. mehr, statt der gleichförmigen, saubern Rohziegelgebäude elende Spelunken, die jeder Beschreibung spotten. Die Haustüren stehen zumeist offen und haben weder Schloß noch Riegel. Der Flur, den eine erstickende Luft erfüllt, ist gewöhnlich so dunkel, daß man nur mit Mühe die morsche Treppe findet. In dem Dachstübchen eines solchen Hauses vegetieren nun die Brüder der Frau M. mit ihren Familien. Der ältere hat Frau und drei Kinder, der jüngere Frau und zwei Kinder, macht zusammen neun, sage neun Personen. Hat man den halsbrecherischen Aufgang erstiegen, so kommt man auf einen noch dunkleren Vorplatz; am schrecklichsten ist jedoch die Stube selbst: kahl und leer, in dem baufälligen Kamin glimmt auch bei der größten Kälte nur eine Handvoll halbausgebrannter Kohlen.

Von Mobiliar keine Spur. An einer quer durchs Zimmer gezognen Leine hingen ein paar Lumpen, und an beiden Längsseiten desselben lagen

Digitized by Google

schmutzige, halbvermoderte Strohsäcke, die Lagerstätten der beiden Familien. Die eine der Mütter ist tagsüber in einer Knopflochwerkstatt, die andre in einer Kaninchenrupfstube beschäftigt. Die erstere verdient, wenn sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeitet, täglich 1 Mark; sie kann, wenn sie sehr geübt ist, ein Dutzend Knopflöcher in der Stunde machen und bekommt dafür 1, sage einen Penny, wobei sie aber Zwirn und Nadeln selbst liefern muß. Noch schlimmer ist das Kaninchenrupfen; denn die Härchen erfüllen die Luft, werden mit eingeatmet und wirken höchst nachteilig auf die Lungen, und dabei ist der Verdienst so gering, daß man verhungern kann, 10 bis 12 Schilling die Woche bei 12stündiger Arbeit!

„Molly, warum gibst du dem Jungen keine Milch? Er schreit vor Hunger," sagte Julia, die vierzehnjährige Kusine der ersteren, die mich an diesen Ort des Jammers begleitet hatte.

„Milch!" rief Molly, und dabei flammte es begehrlich in ihren matten Augen auf. „Ja, wenn ich welche hätte! Mama hat ja gestern mein Sonntagskleid und unsre letzte Decke ins Leihamt getragen, damit wir heute Brot haben. Du weißt ja, Vater und Onkel sind seit drei Wochen ohne Arbeit, und was Mutter und Tante verdienen, genügt kaum für Brandy. O, Julia, ich habe solchen Hunger und die Babys auch," rief das Kind laut schluchzend.

Kann man sich etwas Herzzerreißenderes denken? Von Hunger und Kälte geplagt, in steter Angst, von der heimkehrenden, halbtrunkenen Mutter gezüchtigt zu werden, muß solch ein armes Wesen, das selbst noch dringend der Pflege und Aufsicht bedarf, treu auf ihrem Posten ausharren!

Die schlimmste Folge der Armenübervölkerung ist unstreitig die sittliche Verkommenheit der heranwachsenden Generation. Statt Irren- und Armenhäuser, Gefängnisse und sonstige Asyle für die Bewohner des Eastends zu errichten, sollte der Staat diese Anstalten dadurch minder nötig machen, daß er billige und gute Wohnungen erbaut — statt dies einzelnen Philanthropen oder von diesen angeregten Gesellschaften überlassen —, um sie von dem Drucke der grausamsten Vampire, der „Landlords", zu befreien. Man muß selbst einen Gang durch Ost-London gemacht und die Leute in ihren Höhlen und Kellern aufgesucht haben, um die Tragik ihres Schicksals zu begreifen! Es ist wahrlich kein Wunder, daß die Armenviertel mit ihrem Drum und Dran Herde aller möglichen Verbrechen, Schlupfwinkel der Langfinger, Einbrecher, Mörder, der unzähligen Prostituierten sind, kurz aller, die das Licht, vor allem aber die Diener der Hermandad scheuen! In diesem modernen Sodom und Gomorrha leben auch viele fleißige und nützliche Mitglieder der Gesellschaft, die das Böse verabscheuen und dagegen ankämpfen, denen es aber täglich, stündlich in allen Gestalten vor Augen tritt. Es führt sie in Versuchung, bis sie, durch die äußerste Not gezwungen, selbst in den Sündenpfuhl stürzen. Die gefährlichsten Versucher sind die „Public Houses" (die Wirtshäuser). Mit den wenigen Pfennigen, die vielleicht der Pfandleiher für das letzte anständige Kleidungsstück gegeben, eilt man nicht etwa zu seiner hungernden, frierenden Familie, nein, sondern in den „Schnapspalast". Da ist's hübsch warm und angenehm! Der Schnaps versetzt einen bald in jenen Zustand, in dem man der hungernden Kinder, des Landlords, dem man die Miete schuldet, kurz, alles Böse vergißt.

Es ist erstaunlich, daß die Temperenzvereine, die über ein großes Vermögen verfügen, nicht in der Übervölkerung und sanitätswidrigen Behausung der Armen die Wurzel des Übels, den Hang zur Trunksucht suchen, diese ausrotten und damit nicht nur die Zahl der Verbrechen vermindern, sondern auch die Zahl der während des Rausches erzeugten Kinder. Sie zählen nach Tausenden, sind entweder blöde, wahnsinnig oder kränklich und überfüllen die Irren- und Krankenhäuser Londons, von den vielen Mißgeburten gar nicht zu reden!

Die Leser werden fragen, weshalb denn die arbeitenden Klassen gezwungen sind, in dem von Verbrechern bevölkerten Stadtteil zu leben, und warum sie nicht lieber in die Vorstädte ziehen, wo sie für 3 bis 4 Schillinge die Woche luftige und saubre Wohnungen haben könnten. Die bessern Handwerker mieten auch schon vielfach in den von den verschiedenen Baugesellschaften errichteten „Cottages" und „Blocks" und machen dadurch im Innern der Stadt Wohnungen für die Allerärmsten verfügbar. Aus dem Jahresbericht der „Peabody-Stiftung" *) geht hervor, daß die wöchentliche Durchschnittseinnahme ihrer Mieter sich auf $23\frac{1}{2}$ Schillinge beläuft, und das ist mehr als der gewöhnliche Fabrikarbeiter und Tagelöhner in London im besten Fall verdienen kann. Von $23\frac{1}{2}$ Mark ist man bei richtiger Einteilung imstande, ca. 5 Mark Miete und 2 Mark Fahrgelder bezahlen zu können, es bleiben noch immer 16 bis 17 Mark zum Leben. Wie aber sollen die Tage-

*) Peabody, ein Amerikaner von Geburt, kam im Jahre 1873 nach London und erwarb sich in kurzer Zeit ein ungeheures Vermögen. Von 1862 bis zu seinem im Jahre 1869 erfolgten Tode schenkte er eine Summe von über 10 Millionen Mark „zur Verbesserung der Lage der Armen und Bedürftigen Londons und zur Förderung ihres Wohlseins, was wohl am besten durch die Herstellung guter und billiger Wohnungen zu erreichen wäre." Seine Vertrauensmänner nahmen diesen Gedanken auf und kauften sofort einen größern Häuserkomplex an. Whitecroßstraße — auch „Peabodystadt" genannt. In nächster Nähe des Zentrums von London werden z. B. ca. 5000 Personen in 1883 Wohnungen beherbergt. Die Peabodystiftung baut jährlich für mindestens 1000 Personen neue Wohnungen. Doch kommt dies direkt nur der bessern Arbeiterklasse zugute. Der Raum gestattet es uns nicht, näher auf diese segensreiche Stiftung einzugehen. Wer sich genauer darüber unterrichten will, lese das sehr bemerkenswerte Buch: „Die Wohnungen der arbeitenden Klassen in London" von Dr. Wilhelm Ruprecht (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprechts Verlag).

Digitized by Google

löhner, deren Zahl Legion ist, bei dem geringen Lohn von durchschnittlich 8—12 Mark die Woche und dem Überangebot an Arbeitskraft es ermöglichen, 6—7 Mark Miete und Fahrgelder zu erschwingen? Dann kommt noch dazu, daß die Arbeiter, die in den Häfen, Lagerhäusern und Landungsplätzen Beschäftigung suchen, schon in den allerersten Morgenstunden am Platze sein müssen, wenn sie überhaupt etwas verdienen wollen.

Den Berichten der Enquête-Kommission, die 1883 berufen wurde, zu erforschen, wie die arbeitenden Klassen wohnen, entnehmen wir folgendes:

„In Clerkenwell gehört es nicht zu den Seltenheiten, daß 16 Häuser nur einen Abort haben. In St. Lukes befinden sich die Klosetts im Keller, zumeist in unbeschreiblichem Zustande und in nächster Nähe der Wasserleitung. In den ärmsten Teilen Londons werden diese ebenso unreinen als ungesunden Orte, die jedem zugänglich sind, da die Haustüren weder Schloß noch Riegel haben, von Obdachlosen als Schlafplätze benützt."

Dieselben Kommissäre berichten weiter auf Grund der Angaben des Inspektors der dem Londoner Schulrat unterstehenden städtischen Schulen, daß in der Metropole 88 % der Armenbevölkerung mehr als den fünften Teil ihres Einkommens für Miete aufwendet. Die hohen Mietpreise sind die naturgemäße Folge der übergroßen Nachfrage und diese wieder die der unerhörten Übervölkerung. Eine enorme Anzahl der Bewohner des Armenviertels ist, wie bereits erwähnt, unbedingt gezwungen, in der nächsten Nähe ihrer Arbeitgeber zu wohnen, weil viele derselben — wie Schneider, Schuhmacher, Rahmenfabrikanten &c. — es zur Bedingung stellen. Die Ärmsten sind demzufolge ganz der Willkür der wucherischen Landlords preisgegeben, die für die denkbar elendesten Stuben hohe Preise fordern und auch bekommen. In den letzten vier Jahrzehnten hat sich die englische Gesetzgebung vielfach mit der Verbesserung der Arbeiterwohnungen beschäftigt; eine Zusammenfassung der Gesetze ist jedoch noch nicht veröffentlicht, so daß das große Publikum über dieselben im unklaren bleibt. Die 1851 von Lord Shaftesbury und nach ihm benannte „Laboring Classes Lodging Houses Act", wonach „alle Häuser, Fabriken, Werkstätten, Arbeitsräume, Senkgruben u. dgl., die von der zur Prüfung ausersehenen Kommission als ungesund befunden werden, zu demolieren sind", hat mehr Böses als Gutes gestiftet. Auf Grund dieser Verordnung wurden nämlich ganze Häuserreihen niedergerissen, ohne daß man für das Unterkommen der obdachlos Gewordenen Sorge getragen hätte. Infolge der dadurch entstandenen Mehrnachfrage stieg der Mietpreis noch um ein Beträchtliches, und die auf die Straße gesetzten Familien, die in der Nähe der City bleiben mußten, waren trotz derselben gezwungen, im Osten de zu bleiben. Die vorerwähnte Kommission betont auch, daß die großen Eisenbahngesellschaften ihre Gesetzespflicht, Leute, die infolge der Straßendemolierungen zugunsten neuer Eisenbahnlinien obdachlos geworden sind, unterzubringen, nicht erfüllen. Diese Vorschrift ist, wie so manches andre einschlägige Gesetz, ein toter Buchstabe geblieben, und es wurde bislang kein Fall bekannt, daß auch nur eine der Gesellschaften die auf die Straße gesetzten Mieter untergebracht oder auch nur entschädigt hätte. 1868, 1879 und 1882 sind noch die Bestimmungen hinzugetreten, daß „Häuser, die gesundheitsschädlich befunden werden, Luft oder Licht entbehren und dadurch die Nachbarhäuser schädigen könnten", oder solche, die „für menschliche Wohnungen ungeeignet sind, geschlossen oder niedergerissen werden müssen, sobald der Gesundheitsbeamte bei der Lokalbehörde Anzeige erstattet". Infolgedessen demolierte man ganze Straßen, tausende Familien wurden ihres Heims beraubt, ohne daß man, wie das Gesetz es ebenfalls vorschreibt, neue Gebäude errichtet hätte. Die Plätze stehen zum großen Teil noch heute unbebaut, und das Elend der Armen wird immer größer. Ein Zimmer, für welches sie früher 2 Mk. bezahlt, bekommen sie jetzt nicht für den doppelten Preis, und sie können weniger denn je Anspruch auf etwaige Reparaturen erheben; denn sie müssen froh sein, überhaupt unter Dach und Fach zu kommen.

In diesem Meer von Jammer, in dem Hunderttausende von Mitmenschen zu versinken drohen, taucht eine Erlöserin namens Octavia Hill auf. „Sie ist die einzige Person, die für die ärmsten Klassen in ausgedehntem Maße Wohnungen schafft. Sie hat sich einen Stab von Helferinnen, jungen und älteren, verheirateten und unverheirateten Damen herangezogen, die, von ihrem Geist beseelt, ihr in dem schweren Werke beistehn. Ihr leitender Grundsatz ist, die Armen mit guten, gesunden und billigen Wohnungen zu versehen, ohne sie durch Geschenke zu demoralisieren, ohne ihnen das Bewußtsein zu rauben, daß jeder seines eignen Glückes Schmied. Obwohl sie Häuser auf Grund und Boden errichtet hat, welcher teurer ist als der, auf dem irgendeine der vielen Baugesellschaften Häuser erbaut hat; obwohl sie ferner an die ärmste Klasse, welche nur eine geringe Miete zahlen kann, und von der andre Hauswirte überhaupt die regelmäßige Zahlung der Miete nicht erreichen zu können behaupten, vermietet hat, bringen sämtliche Häuser eine 4- bis 5prozentige Verzinsung ein, und außerdem wird noch eine Entschädigung für das Einsammeln der Miete erzielt. Octavia Hill führt das gute finanzielle Ergebnis auf zwei Gründe zurück: Die Abwesenheit von Mittelspersonen und große Strenge im Bestehen auf pünktlicher Bezahlung der Miete . . . Der Mietpreis in ihren Häusern beträgt 1·25 bis 2·75 die Woche für

Digitized by Google

eine Stube. Um ihre Mieter zu veranlassen, mehrere Räume zu bewohnen, wenn es ihre Mittel irgend erlauben, gibt sie ein zweites und drittes Zimmer erheblich billiger ab als ein einziges.

Vor vielen Jahren hat sie einen Plan ersonnen, wie den Ärmsten des Eastends zu helfen wäre, und diesen Plan Mr. Ruskin vorgelegt. Er fand seine Anerkennung in so hohem Maße, daß er Miß Hill eine sehr große Summe zur Ausführung bewilligte. Heute beträgt das Kapital, das zu ihrer Verfügung steht, $1^1/_4$ Mill. Mark. Sie baut nicht nur neue Häuser, sie kauft auch alte an und gestaltet sie menschenwürdig. Sie geht, wenn sie ein Haus erworben, unerschrocken in die verrufenste Straße, zu den rohesten Leuten, teilt ihnen mit, daß sie Besitzerin desselben sei und ihnen gestatte, in demselben zu verbleiben, falls sie sich verpflichten, die regelmäßige Miete pünktlich zu bezahlen und sich allmählich an Reinlichkeit zu gewöhnen.

Trotz der anscheinend strengen Behandlung, die ihnen von Miß Hill zuteil wird, fühlen die Mieter ihre hingebende Menschenliebe und sind dankbar dafür. Sie sorgt aber auch für ihre geistige Entwicklung, indem sie ein großes Versammlungszimmer für sie erbaute, wo die Knaben zweimal, die Mädchen einmal wöchentlich in verschiedenen für sie nützlichen Fächern unterrichtet werden. Im Sommer werden gemeinschaftliche Wanderungen ins Freie unternommen, damit die Armen, welche sonst nie Gelegenheit hatten, Wald und Flur kennen zu lernen, in dem Anblick der herrlichen Gottesnatur wenigstens auf einen Tag ihr Elend vergessen.

Reise nach Süd-Frankreich.

Von **Ludwig Geiger** (Berlin).

I.

Vor mehr als einem Jahrhundert hat der gute W. A. v. Thümmel ein mehrbändiges Werk: „Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs“ geschrieben, das zur Zeit seines Erscheinens großes Aufsehen machte, mancherlei Nachahmungen hervorlockte, dann jahrzehntelang von den Frommen und denen, die auf ihre Sittlichkeit besonders stolz waren, mit Abscheu genannt wurde, nun aber seit langer Zeit, da es seit länger als einem halben Jahrhundert nicht wieder gedruckt worden ist, in den Bibliotheken modert, viel genannt, aber von keinem Menschen gelesen wird.

Ich habe nicht den geringsten Ehrgeiz, meinem ehrwürdigen Vorgänger Konkurrenz zu machen. Er gab eine novellistische Darstellung, in der das Angeschaute und Erlebte durchaus zurücktrat hinter die Erfindungen seiner Phantasie; er benutzte den bequemen Rahmen einer Reisebeschreibung hauptsächlich dazu, um in ihn allerlei lustige und freie Geschichten einzuspannen; ich verfolge eine ganz andre Absicht. Ich möchte schlicht die Eindrücke wiedergeben, die ich während einer vierwöchentlichen Reise in mich aufgenommen, und möchte meine wanderungslustigen Landsleute auf ein Gebiet lenken, das, wenigstens im Herbst, gewiß der günstigsten Jahreszeit für diese Reise, fast gar nicht besucht wird. Denn diese Reise ist gar nicht so umständlich, wie man häufig denkt, und die dagegen vielfach vorgebrachten Vorurteile sind vielfach zu bekämpfen.

Zunächst sei auf eine Einrichtung hingewiesen, die in Deutschland wenig bekannt sein dürfte: die eines französischen Zirkularbilletts, das weit billiger und praktischer ist als die in Deutschland möglichen zusammenstellbaren Fahrscheine. Man kann nämlich schriftlich von Deutschland aus, unter genauer Angabe der zu durchfahrenden Strecken, ein Billettbuch von Grenze bis Grenze bestellen — in unserm Falle von Jeumont, der ersten französischen Station von Köln aus, bis Petit Croix, der letzten vor Straßburg. Man erhält es fertig an der ersten und liefert das erledigte Heft an der letzten Station aus, wobei man eine vorher entrichtete Anzahlung von 10 Franks zurückerhält. Den Preis für das Billett zahlt man an der Anfangsstation (er beträgt für eine Reise von etwa 3500 km 180 Franks) und hat dann während der ganzen Reise nicht einen Pfennig nachzuzahlen, sondern nur nötig, die einzelnen Coupons des Heftes, die allerdings nicht als Fahrkarten benutzt werden dürfen, an der Kasse in vollgültige Billetts umzutauschen. Man genießt auf Grund solcher Karten den großen Vorteil, 30 kg Freigepäck zu haben, so daß wir während der ganzen Reise nicht das allergeringste für das Gepäck zu zahlen hatten, mit Ausnahme der 5 Centimes Stempel, die man bei jedesmaliger Aufgabe erlegen muß.

Die Gepäckbeförderung ist mustergültig: nie ist uns ein Stück Gepäck verspätet abgeliefert worden, geschweige, daß etwas verloren ging, nie ist das geringste aus den verschiedenen Kollis abhanden gekommen, obwohl sich unter ihnen ein unverschlossener Hutkasten befand.

Dieser Belobigung, einer Widerlegung weit verbreiteter Vorurteile, mag sich dann gleich eine zweite und dritte anreihen. Die viel getadelte Unsauberkeit der französischen Hotels nämlich und der Eisenbahnwagen ist, wenn auch nicht verschwunden, so doch geringer geworden. Wir sind niemals erster, einmal sogar freiwillig und ein andres Mal der Not gehorchend, dritter Klasse gefahren, und selbst in diesen Fällen hatten wir weder durch das Benehmen des Publikums, noch durch die übermäßige Unbequemlichkeit der Sitze zu leiden. Bei Bummelzügen (trains mixtes) läßt freilich die Be-

Digitized by Google

schaffenheit der Wagen zu wünschen übrig, namentlich sind die zu den Waggons führenden Stufen recht hoch und machen durch ihre eigentümliche Form Kletterkünste notwendig, über die nicht jeder verfügt; die Wagen der Schnellzüge unsern Durchgangswagen nachgebildet, wenn auch freilich mit schmaleren Gängen als in Deutschland, sind meist gut beleuchtet und stehen in Ausstattung den unsrigen nicht viel nach. Schnelligkeit und Sicherheit der Fahrt sind gradezu bewundernswert; ich persönlich hatte die Empfindung, als wenn das Geräusch viel geringer wäre, als bei deutschen Wagen, als wenn die Wagen ruhiger gleiten, so daß die Erschütterung nicht so heftig ist, wie namentlich bei sehr schnellen Fahrten in Deutschland.

Freilich hat man — das gilt aber für alle Klassen, nicht nur für die zweite — manche Unzuträglichkeiten zu überwinden. Die eine besteht darin, daß der mit Recht als höflich gerühmte Franzose auf Reisen oder im Eisenbahnwagen recht unhöflich ist. Es ist uns gar nicht selten vorgekommen, daß wir in Kupees kamen, wo nur ein oder zwei Reisende saßen und gleichwohl alle Plätze mit Gepäckstücken belegt waren. Die Insassen des Kupees machten bei unserm Eintritt keine Miene, Koffer, Kisten, Taschen und Überzieher in die reichlich vorhandenen Netze zu legen, und hatten auf unsre im artigsten Tone vorgebrachte Frage, wieviel Plätze besetzt seien, entweder gar keine oder eine ausweichende Antwort, so daß wir einfach Selbsthilfe gebrauchten und die Plätze von den Gepäckstücken befreiten. Ist dies einmal geschehen, so findet man übrigens in den Mitreisenden keineswegs widerwärtige Nachbarn, sondern durchaus gesellige und gefällige Gefährten.

Dieser eine Übelstand hängt mit dem andern zusammen, daß man Schaffner weder sieht noch hört. Das Ausrufen der Stationen geschieht, wenn überhaupt, nur auf dem Perron und so undeutlich, daß man durchaus keinen Namen versteht. In den Kupees erscheint der Schaffner zum Abrufen niemals, — wenigstens haben wir in den vier Wochen unsres Herumreisens derartiges nie gehört. Da er nun ebensowenig bei der Abfahrt eines Zuges sichtbar ist, und gewiß niemals, wenn man einen Platz sucht, so entstehen für den Reisenden recht widrige Zustände, und es kann, zumal bei Nacht dem schwerhörigen, kurzsichtigen und der Entfernung nicht kundigen Reisenden sehr wohl passieren, über die Station, an der er aussteigen will, hinauszufahren. Da auch niemals eine Kontrolle stattfindet, so kann der Unredliche mit Leichtigkeit eine höhere Klasse benutzen als die, zu der seine Fahrkarte berechtigt; die einzige Kontrolle, die geübt wird, ist das Durchlochen der Fahrkarte beim Einsteigen und die Abnahme derselben beim Verlassen des Zuges. Aber auch da wird nicht jene Schneidigkeit und Gründlichkeit geübt, die auf deutschen Bahnhöfen gang und gäbe ist.

Was die Hotels betrifft, so findet man in den Provinzstädten — denn die Weltorte Biarritz und Cannes nehmen eine Sonderstellung ein — und auch die Pyrenäenorte Luz und Luchon unterscheiden sich wenig von den feinen Fremdenherbergen der ganzen Welt — manchmal glänzende Hotels, z. B. in Montpellier. Aber auch in den meisten andren ging es recht anständig zu: die Zimmer, in denen ein großer Spiegel niemals fehlt — manchmal finden sich sogar zwei oder drei —, sind, wenn auch nicht von blendender Sauberkeit, aber doch so, daß der Aufenthalt darin nicht zur Qual wird; nur einmal, kurz vor dem Verlassen Frankreichs, in Valence, lernten wir an Zimmern, an der sogen. Bequemlichkeit, Tischtüchern und Servietten das Grauenhafteste kennen, was man sich vorstellen kann.

Ist man demnach im allgemeinen auch in deutschen Hotels behaglicher aufgehoben, so kann man den französischen eine größere Billigkeit nachrühmen. Mehr als 4 Franks pro Person und Bett haben wir, wenn wir keine besonderen Ansprüche machten, nie bezahlt, mehrfach 3 und einmal sogar nur 2,50 Franks. Dazu kommt, daß die Trinkgelder erheblich geringer sind als in Deutschland. Zwar verstehen auch in Frankreich Kellner, Hausknechte und Zimmermädchen — Portiers gibt es in den Provinzhotels fast niemals — die Hände auszustrecken. Besonders ergötzlich war es in Avignon, wo ein Zimmermädchen im Vestibül unverwandt einen Engländer, der sich noch nicht erkenntlich gezeigt hatte, anstarrte, ihm auch folgte wohin er ging; ob sie freilich von dem spröden Sohne Albions, der, wie seine Landsleute überhaupt, nicht sonderlich zu Extraausgaben bereit war, etwas erlangt hat, vermag ich nicht zu sagen. Die Summen jedoch, mit denen sich die dienstbaren Geister bescheiden und durch ein: merci bien, oder merci beaucoup ihre volle Zufriedenheit zu erkennen geben, sind weit geringer als im lieben Deutschland.

Auch die Essensfrage kann man zugunsten Frankreichs entscheiden. Zwar muß man sich zunächst an den Zwang gewöhnen, der dem Menschen auferlegt wird, nur von 12—2 und von 7—9 Hunger zu haben oder wenigstens das Eßbedürfnis zu befriedigen, denn zu andern Zeiten erhält man in den meisten Gasthäusern entweder gar nichts oder nur die allerbescheidenste Kost. Aber zu den angegebenen Zeiten findet man überall eine gute und zumal billige Mahlzeit. Denn dadurch, daß fast überall der leichte, aber durchaus trinkbare Wein in den festen Preisen der Dejeuners und Diners einbegriffen ist, ist der Preis, der zwischen 2 und 3,50 Franks für die erstere, 3 und 4,50 Franks für die letztere Mahlzeit schwankt, durchaus nicht hoch. Die Verschiedenheit und das reichliche Maß der Speisen, die Abwechslung, indem Fisch, Gemüse und Obst einen notwendigen Bestandteil jeder Mahlzeit

Digitized by Google

bilden, die Zubereitung und die Art des Servierens ist fast überall zu loben. Wir hatten einmal in einer ganz kleinen Stadt einen kurz bemessenen Aufenthalt von 6,53 bis 7,36 und bekamen dicht beim Bahnhof in einer gar nicht verlockend aussehenden Wirtschaft ein durchaus preiswertes Diner in 20 Min. serviert.

Nur an eins kann man sich schwer gewöhnen: an das erste Frühstück und das Brot. Schon die fast allgemein durchgeführte Sitte, diese erste Mahlzeit in dem noch nicht zurechtgemachten Schlafzimmer einzunehmen, ohne daß besonders serviert wird — das Ganze wird auf einem großen Brett hineingebracht — ist den meisten Deutschen unbehaglich, aber auch die Qualität entspricht nicht dem üblichen Preise, der zwischen 1 Frank und 1,50 Franks schwankt. Denn außer dem Getränk (Tee, Kaffee oder Kakao) gibt es nichts als etwas Butter und Brot, das letztere auch nicht gerade reichlich. Und dieses Brot geschmacklos, in den abenteuerlichsten Formen, Ungeheuer von Brötchen mit allerlei Ausbuchtungen, die der Phantasie des Bäckers zwar Ehre machen, aber leider keine schmackhaften Zutaten aufweisen, ist von einer qualvollen Nüchternheit.

Wir begannen unsre Reise, nachdem wir 14 Tage in Paris zugebracht hatten, mit Biarritz. Es ist ein Paradies. Die Saison war im Abnehmen, es war noch voll, aber die rechte Eleganz fehlte. Selbst in dem Kasino, wo wir der Vorstellung eines Variététheaters beiwohnten, sahen wir zwar enorme Hüte, die uns die Aussicht versperrten, aber, wenige Ausnahmen abgerechnet, recht einfache Toiletten. Die Spieltische waren nur von einer kleinen Schar umstanden, die ihre Einsätze von 1 Frank meist nur zögernd machte.

Aber wie herrlich, wie zauberhaft ist dieser Ort. Das blaue Meer, das dem Beschauer hier so recht den Begriff von Unendlichkeit darbietet, am Ufer die zahllosen prächtigen Hotels und Villen, die lachende Pracht der Gärten, in dem Wasser die ganz eigenartigen Klippen, die tief in das Meer hineinragen, von denen man manche zu jeder Zeit bequem erreichen, andere während der Ebbe erklettern kann, auf denen man so ganz das Gefühl der absoluten Einsamkeit hat, fern von allem, nur umrauscht von den Wogen. Wie schön ist der Blick vom Leuchtturm, wie erquicklich die Spaziergänge am Strande! Und dann das Leben am Strande selbst! Dieses fröhliche Treiben der Kleinen, besonders bei dem Beginne und Anwachsen der Flut. Wir sahen einmal ein kleines Mädchen, das seine Sandburg gegen den Anprall der Wogen verteidigte. Sobald die Flut einen Teil der Stützmauer weggeschwemmt hatte, war flugs ein neuer Damm aufgeschüttet; die Kleine saß dann übermütig in dem breiten Graben, der von der Mauer umzogen war, bis dann schließlich eine ganz unerwartete, besonders starke Welle die ganze Herrlichkeit zertrümmerte und die lachende Verteidigerin zum Abzuge zwang.

Ein Singen und Klingen überall. An einem Tage habe ich konstatiert, daß wir von 12 Uhr, dem Anfang des Dejeuner, bis abends beständig Musik hörten, ohne etwa ein Konzert zu besuchen, denn beim Frühstück wird musiziert, am Strand ist zu allen Zeiten, freilich an verschiedenen Plätzen Konzert, Musik fehlt nicht beim Diner und setzt sich in manchen Cafés bis tief in die Nacht fort. Ja selbst morgens, als ich im Schreibzimmer des Hotels saß, hatte ich Gelegenheit, der Probe eines guten Quartetts zu lauschen. Musikfeinden mag das zu viel sein, Musikverständigen wird die Qualität nicht immer genügen; naiven Musikfreunden, wenn sie nicht zugleich Fanatiker des Plauderns sind, werden diese heiteren Weisen, die meist ansprechend vorgetragen werden, als notwendiger Bestandteil des fröhlichen Treibens erscheinen. Ob Biarritz eine rechte Sommerfrische für Norddeutsche ist, dürfte bei der dort herrschenden großen südlichen Hitze zweifelhaft erscheinen; für Liebhaber der Abwechslung mag das zwar außerordentlich herrliche, aber doch eben eintönige Strandleben ermüdend sein; für einige Tage, namentlich bei strahlend blauem Himmel, ist das Promenieren, das Sitzen und Liegen am Strand voll zauberhafter Frische und bietet herrliche Erquickung.

Es war so schön, daß wir nach größeren Ausflügen per Automobil und zu Schiff kein Verlangen hatten, selbst nicht nach Puente Rabbia kamen, ein Versäumnis, das uns von Kundigen sehr verdacht wurde; unser einziger Abstecher führte uns nach San Sebastian, das infolge seiner gänzlichen Verlassenheit gegenüber dem von Menschen gefüllten Biarritz einen tristen Anblick bot. Vielleicht erhöhte der trübe Himmel, der eine kurze Zeit hindurch auch gewaltigen Regen spendete, das Unbehagen; aber der Anblick vom Strande, so schön auch die Berge an beiden Seiten sind, der Bucht, so malerisch auch das Königliche Schloß liegt, läßt sich nicht mit dem vergleichen, den die französische Rivalin bietet. Man sieht das Meer eigentlich nur von weiter Ferne und muß es der Kraft der Phantasie überlassen, einen Anblick vor die Seele zu rufen, den das beglücktere Biarritz in jeder Minute vor die Augen zaubert.

Während wir in San Sebastian von spanischem Wesen und spanischen Sitten wenig zu bemerken hatten, genossen wir ein spanisches Schauspiel, das sich aber in Süd-Frankreich sehr eingebürgert hat — denn auch zu Toulouse und Arles hätten wir Gelegenheit haben können, ein solches zu sehen — in Bayonne: ein Stiergefecht. Die Schilderung eines solchen will ich um so weniger versuchen, als wir, da wir es ansahen, kaum etwas Unbekanntes zu erblicken meinten: so vertraut kommen auch dem erstmaligen Besucher alle Vorgänge vor, dergleichen er schon in Opern gesehen oder in Romanen und landschaftlichen Schilde-

Digitized by Google

rungen Spaniens gelesen hat: der feierliche Einzug der Mannschaft und der Stiere, die ehrfurchtsvolle Verbeugung der Hauptpersonen vor der Tribüne des Maires, der eigentliche Kampf und das blutige Ende. Es ist ein Schauspiel, das aufreizt und die Nerven peitscht. In Bayonne produzierten sich gewiß nicht die vornehmsten Matadore, obwohl es Einzelnen nicht an Geschicklichkeit fehlte, aber doch war an aufregenden und entsetzlichen Momenten kein Mangel. Freilich der Stier des ersten Gefechtes war ein dummes, gemächlich dreinglotzendes und schwer zu reizendes Tier, aber er brachte es doch fertig, das Schauderhafte auszuführen, nämlich mit seinen Hörnern zwei Pferde zu verletzen, die lautlos verendeten und nachher aus der Arena herausgeschleift wurden. Die Kämpfer, die den Stier mit Lanzen verwunden, machten ihre Sache zum Teil so ungewandt, daß das Publikum pfiff und johlte; ihre Geschicklichkeit, über die Barrieren zu springen, um sich vor dem Stiere zu retten, war nicht immer tadellos. Das ganze Spiel ist von einer ekelerregenden Gewaltsamkeit, von einer so unnötigen Grausamkeit, daß es jeden, der nicht etwa nach blutdürstigen Erregungen sich sehnt, geradezu abstößt. Wir hatten jedenfalls nach den zwei ersten Kämpfen, die vermutlich nicht die Krone des Ganzen waren, genug, so daß wir den Schauplatz verließen. Das einzig Unterhaltende ist das Publikum, das seine Lieblinge bejubelt und seine Abneigung gegen die Minderbegünstigten zum Ausdruck bringt; belustigend war mir auch, wie beim Billettbesorgen sich ein gutgekleideter Mann an mich drängte und dem Billeteur zurief: vier Billetts für einen meiner guten Freunde, und durch diesen Zuruf mir gewiß keine besseren Plätze verschaffte, als ich sonst erhalten hätte, aber für sich ein Trinkgeld ergatterte.

Nach dieser Naturentartung, die als kulturhistorische Merkwürdigkeit kennen gelernt zu haben, uns nicht gereute, trat die Natur in ihrer Großartigkeit und Lieblichkeit wieder in ihre Rechte. Denn das nächste Ziel unsrer Reise war Pau und die Pyrenäenbäder Luz und Luchon.

In Pau fesselte uns außer einer berühmten Pyrenäenaussicht das in seiner Einheitlichkeit so stimmungsvolle Schloß, das eine große erstorbene Vergangenheit in köstlichen Bildern hervorzaubert; an den beiden Pyrenäenorten entzückte uns die herrliche Gegend. Schon die Fahrt von Pierrefitte nach Luz auf der elektrischen Bahn ist von überwältigender Schönheit: die grandiosen Felsen und der tief unten tosende Bach mit seinen zahllosen Fällen und seinem geheimnisvollen Rauschen bereitet auf Ungeahntes vor. Und dann die Fahrt im offenen Wagen über St. Sauveur mit manchen Erinnerungen an Napoléon III. nach dem Cirque de Gavarnie. Man fährt durch zerklüftete Steinmassen, durch eine erschreckend öde, in ihrer Starrheit und Unfruchtbarkeit erhabene Gegend, die im Volksmunde die „Hölle“ heißt. Von dem Örtchen Gavarnie aus hat man einen recht beschwerlichen Weg zu gehen, gar manchmal über Steine durch angeschwollene Bäche, ziemlich mühsam, wenn auch nicht gefährlich. Aber der Aufstieg lohnt, denn man gelangt zu einer überraschenden, ungeahnten Einsamkeit: himmelragende Felsen, von denen majestätisch die Wasser herabstürzen, eingeschlossen von den Riesenburgen fühlt man andächtig seine Schwäche. Damit der Humor auch in der Erhabenheit nicht fehle, stritten sich die zwei Sendlinge der beiden in der Nähe des Cirque gelegenen Wirtshäuser um uns als Gäste: der eine deklamierte uns sein Menu vor, der andre erklärte, der feindliche Wirt habe gar keine Köchin. Wir folgten unserm Instinkt, suchten das höhergelegene, dem eigentlichen Cirque noch näher gerückte Wirtshäuschen auf und hatten unsre Wahl nicht zu bereuen.

Der wilden Großartigkeit des Cirque de Gavarnie steht der Cirque de Lys in seiner unbeschreiblichen Lieblichkeit gegenüber. Schon Luchon, das freilich nach Schluß der Saison vereinsamte, aber immer noch elegant erscheinende Bad, erfüllt mit Lust, aber die entzückende Fahrt durch Wälder, die man fast deutsch nennen möchte, durch fruchtbare Täler, vorbei an fetten Weiden kontrastiert seltsam mit der Starrheit der Gegend, die wir vor einigen Tagen durchfuhren. Der Weg nach den Wasserfällen ist weit steiler als der in Gavarnie; er wäre trotzdem nicht sehr beschwerlich gewesen, wenn nicht ein Gewitter, das die Nacht vorher niedergegangen war, die Wege fast unpassierbar gemacht und statt der zwar nicht promenadenmäßigen, aber nicht allzu unbequemen Felspfade uns Bäche beschert hätte, die wir einfach durchwaten mußten. Der gewaltige Wasserfall, den man nur nach Erlegung eines Obolus anstaunen darf, und der Gesamtanblick dieses Kessels, der Spanien von Frankreich abzuschließen scheint, ist, zumal wenn er von der hellsten Sonne bestrahlt wird, von einer unendlichen Hoheit und zauberhaften Lieblichkeit.

Ferruccio Busonis Musikästhetik.

Von **Ludwig Rubiner** (Berlin).

Gewöhnlich wird man von den Versuchen der Künstler, über Gegenstände ihrer Kunst etwas allgemein Bestimmendes zu sagen, enttäuscht. Es scheint, als sei von der Energie des Schaffens nicht nur alles Verstandesmäßige aufgesogen und in Form gewandelt, sondern als habe das vollendete Werk auch von den ganz besonderen, persönlichen und oft stark symbolischen Empfindungen des Schaffenden keinen Rest zurückgelassen, der nicht in Stimmung und geheimen Hintergrund umgebildet wäre. So

Digitized by Google

haben die meisten ästhetischen Äußerungen von bedeutenden Künstlern die peinigende Wirkung des rein Allegorischen: man hört Worte, die zu deutlich erkennen lassen, daß sie nur Scheinbegriffe sind und sich auf besondre, eigentümliche und verborgne Ideen beziehen, die der Künstler von seinem Werke hat. Gerade die Ideologie sucht man in jeder Schrift eines Künstlers; aber man ist fast immer gezwungen auf den Umwegen des Psychologischen, die nichts mit Kunst zu tun haben, die Leerheit der Künstlerworte gestalthaft zu machen und symbolisch auf das ganze Werk des Künstlers zu deuten. Solche Überlegungen von Künstlern über ihre Kunst bekommen daher erst ihre — ganz unverbindliche — allgemeine Bedeutung, wenn man das Werk des Künstlers als bekannt voraussetzt. Aber Busoni nimmt in seiner Ästhetik*) nicht seine Persönlichkeit und sein Werk als Voraussetzung, sondern — die Musik selbst.

Sofort mit den ersten Worten seines Versuchs entfernt er die Gefahr, die zufälligen und relativen Momente im persönlichen Leben des Künstlers allgemein als Wesensbestandteile des Kunstwerkes zu deuten. Damit opfert er alle Prüfungen und Siege seiner eignen Persönlichkeit als Schaffender dem höheren, allgemeineren und weiter spannenden Sinn des Kunstwerkes zuliebe. Mit rätselhaftem Taumeln des Herzens hält oft jemand plötzlich im Mittelpunkt seines Lebens ein, er atmet nicht und horcht nur in den Raum, um die Gesetze seiner Wege und seines Schaffens zu erkennen. Poe spricht einmal von der — nie erfüllten — Möglichkeit, sich auf dem Gipfel eines hohen Berges blitzschnell herumzudrehen, und das ganze Leben im Umkreise mit einem einzigen Blick aufzufangen, als läge alles gradlinig, wie eine plane Zeichnung da. So ist der Versuch des Schaffenden, die Ästhetik seiner Kunst zu finden. Aber dieser Versuch, alle Dinge des Umkreises in ein begrenztes Bild zu spannen: voll schmerzhaftester Erkenntnis auch jene Gesetze bloßzulegen, die mit denen des eignen Schaffens nicht identisch sind — dieser Versuch muß zu einem ungeheuren Ringen gegen die lebensgierig sich wehrenden Nerven der Persönlichkeit werden und zu einem tötlichen Vernichten des Ich.

Jeder Schaffende glaubt am Ende — und am Anfang —, sein Werk erwirke eine völlig neue Ordnung der Welt. Alles Neue, was er vom Zufall des Tages empfange, sei eine neue Gesetzmäßigkeit. Und nun wirkt bei Busoni am Eingang des Buches die Vernichtung der eignen Persönlichkeit mit einer kleinen menschlichen Erschütterung:

„Der Geist eines Kunstwerkes, das Maß der Empfindung, das Menschliche, das in ihm ist, — sie bleiben durch wechselnde Zeiten unverändert an Wert; die Form, die diese aufnahm, die Mittel, die sie ausdrückten, und der Geschmack, den die Epoche ihres Entstehens über sie ausgoß, sie sind vergänglich und rasch alternd."

Diese ersten Worte der Schrift sind auch die letzten, die — auf die unmerkbarste und übertragenste Art — etwas von der eignen Persönlichkeit Busonis aussagen. Diese scheinbar harmlosen Worte geben sofort den Eindruck, als seien sie aus dem schweren und oft labyrinthischen Erleben langer Jahre herausgerungen. Man überschaut: vor diesem Buche liegen Aufregungen, Nächte, die ohne Schlaf zu Ende gehen müssen; Werke, die ins Feuer geworfen wurden, und deren Keimempfindungen doch heimlich weiterleben.

Der Künstler entringt sich den gefälligen und lockenden Genüssen die Kunst mit dem Leben zu vermischen, und stellt sich endlich auf die harte Einsamkeit einer einzigen Kunst, einer Sonderkunst: „Die Kunstformen sind umso dauernder, je näher sie sich an das Wesen der einzelnen Kunstgattung halten, je reiner sie sich in ihren natürlichen Mitteln und Zielen bewahren."

Der ästhetische Entwurf Busonis stellt nun nichts andres dar, als den Versuch, alle Gesetze und Bedingungen des einzelnen musikalischen Werkes abzuleiten aus der strengen Sonderstellung der Musik unter den andren Künsten. Es ist der Versuch, an Stelle der grenzverwirrenden Barock-Kunstanschauung, die in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts den persönlichen ästhetischen Axiomen Richard Wagners folgte, die Musik in ihr Land abzugrenzen — wo sie dann freilich grenzenlos wachsen kann. Das Wesen des musikalischen Werkes wird als das eines in sich sprossenden, treibenden, wachsenden Komplexes enthüllt.

Hier liegt der neue Wert für eine zukünftige Musikästhetik.

Hanslick deutete das Musikwerk als ein Spiel der Formen. Hausegger, Seidl und, popularisierend, Kretzschmar als eine Sprache. Beiden Auffassungen war gemeinsam, daß sie rein vom schaffenden Subjekt und seiner Willkür ausgingen.

Busonis Deutung geht vom Objekt aus. Er nimmt die Musik als Gegebenes — das ist das Neue. In der Literatur war seit den erstaunlichen Rudimenten der „Hamburgischen Dramaturgie" die Möglichkeit gegeben — wenigstens beim Drama — das Kunstwerk als etwas unter seinen eignen Bedingungen des Materials Aufkeimendes zu begreifen. Sie blieb ungenutzt. In der bildenden Kunst machte Adolf Hildebrand vor zwanzig Jahren denselben Versuch mit dem „Problem der Form".

In der Musik mußte es erst Busoni aufnehmen, überhaupt die Grundprobleme zu skizzieren. Die stets scharf und wach gehaltene Fähigkeit sich in Kunstwerke einzuführen, ihre Muskelspannungen mitzuerleben, nicht nur sie im Rausch auf sich herabrieseln zu lassen, muß notwenig zu dem

*) Ferruccio Busoni: „Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst", bei Friedrich Vieweg in Groß-Lichterfelde.

Digitized by Google

klaren Begriff vom Sonderleben des Kunstwerkes kommen.

Hier muß die Frage stehen: was kann diese besondere Kunst, die Musik — und was kann sie nicht?

Busoni: „Sie kann sich zusammenballen und auseinanderfließen, die regloseste Ruhe und das lebhafteste Stürmen sein; sie hat die höchsten Höhen, die Menschen wahrnehmbar sind — welche andre Kunst hat das? — und ihre Empfindung trifft die menschliche Brust mit jener Intensität, die vom „Begriffe“ unabhängig ist.

Sie gibt ein Temperament wieder, ohne es zu beschreiben, mit der Beweglichkeit der Seele, mit der Lebendigkeit der aufeinanderfolgenden Momente; dort, wo der Maler oder der Bildhauer nur eine Seite oder einen Augenblick, eine „Situation“ darstellen kann und der Dichter ein Temperament und dessen Evolution mühsam durch Worte mitteilt.

Darum sind Darstellung und Beschreibung nicht das Wesen der Tonkunst; somit sprechen wir die Negation der Programmmusik aus.“

Also, fragt man, die sogenannte „absolute“ Musik? Busoni sagt: Die Musik ist unkörperlich, sie schwebt, ihre Materie ist durchsichtig. Es ist tönende Luft. „Absolute Musik ist ein Formenspiel ohne dichterisches Programm, wobei die Form die Hauptsache sein soll. Aber gerade die Form steht der absoluten Musik entgegengesetzt, die doch den göttlichen Vorzug erhielt, zu schweben und von den Bedingungen der Materie frei zu sein.“ „Absolute Musik ist etwas ganz Nüchternes, das an geordnet aufgestellte Notenpulte erinnert, an Verhältnis von Tonika und Dominante, an Durchführungen und Codas.“ „Diese Musik sollte vielmehr die architektonische heißen, oder die symmetrische oder die eingeteilte, und sie stammt daher, daß einzelne Tondichter ihren Geist und ihre Empfindung in eine solche Form gossen, weil es ihnen oder der Zeit am nächsten lag.“

„In Wirklichkeit ist die Programm-Musik ebenso einseitig und begrenzt, wie die absolut genannte. Anstatt architektonischer und symmetrischer Formeln, anstatt der Tonika- und Dominantverhältnisse hat sie das bindende dichterische, zuweilen gar philosophische Programm, diese Schiene, sich angeschnürt.“

So ist also mit dem Begriff des Organischen dem Musikwerk eine neue Deutung mit unendlichen Folgerungen gegeben: „Jedes Motiv enthält wie ein Samen seinen Trieb in sich. Verschiedene Pflanzensamen treiben verschiedene Pflanzenarten, an Form, Blättern, Blüten, Früchten, Wuchs und Farben von einander abweichend. Selbst ein und dieselbe Pflanzengattung wächst an Ausdehnung, Gestalt und Kraft in jedem Exemplar selbständig geartet. So liegt in jedem Motiv schon seine vollgereifte Form vorbestimmt. Diese Form bleibt unzerstörbar, doch niemals sich gleich.“

Diese Lehre von der Prädestination des Kunstwerkes trennt das Werk plötzlich los vom Leben des Schöpfers. Sie stellt es uns gegenüber als ein Geschöpf mit seinem eignen Leben und Schicksal und mit seiner Seele.

Wo bleibt der Schöpfer? Er lebt ewig jenseits der Grenzen, in denen sein Werk sich bewegt. Er ist nichts vor seinem Werk, sein Werk ist alles. Die Biographie des Künstlers ist nur noch eine Sache des Vergnügens. Das Leben des Künstlers, welchen Wert hätte es noch für sich? Es hat nur den Wert: Schaffen zu lassen.

Der Künstler ist jene Gestalt, die aus den letzten Linien der Werke herausſteigt. Der Künstler ist ein Drama, oder eine Bildsäule oder eine Sinfonie.

Niemand hat ein stärkeres Persönlichkeitsbewußtsein als der Schaffende. Es ist sein Kleid vor der Welt. Nur das höchste Verantwortlichkeitsgefühl vor seiner Zeit kann ihn zwingen, das Kleid abzuwerfen und nackt sich den Tod zu geben, vor seinem Werke.

Die heutige Generation sieht im Kunstwerk nicht mehr die vom Moment entzündete Trunkenheit eines heftig aufgewirbelten Stimmungssturmes, sondern gleichsam ewig vorbestimmte Notwendigkeiten. Das Kunstwerk hat in sich sein eignes Schicksal. Man darf nichts andres tun als alle Wege bereit machen für dieses innere Leben des Kunstwerkes.

Vor seinem Werk muß der Künstler der Lust seines Rausches entsagen. So erscheint es nicht mehr als Überraschung, daß im umkehrenden Gegensatz zu früheren Kulturen heute aus ästhetischen Werten die stärksten ethischen gezogen werden. Die Sachlichkeit zur Ethik erhoben, fordert die vollendetste Opferung der Persönlichkeit.

Man denkt an Gustave Flauberts martervolle Abtötung des Ich vor den stählernen Mauern der Kunst, wenn man in dem ästhetischen Entwurf Busonis nichts Geringeres erkennt, als die Hingabe und Selbstvernichtung einer Persönlichkeit — ihrer Zeit ein Werkzeug und Opfer. —

Dieses Buch liest man mit überraschtem Mitgefühl über seine zukunfttragenden Werte, die der heutigen Generation soeben selbstverständlich wurden.

Prolog zur Puderquaste.

Von **Rudolf Kurtz** (Nieder-Schönhausen).

Die spirituelle Bühne strahlt in den festlichen Lichtern des Gala-Abends. Schattenhaft gleiten Vorhänge auseinander. Unruhige Bewegung in des Parterres verwirrend bunter Landschaft: Entscheidende Decolletées, Spitzengewebe von phan-

Die Puderquaste. Von Franz Blei. Hans v. Weber Verlag (München).

Digitized by Google

tastischer Durchsichtigkeit, lichtviolette Riesenkreise von weißen Federwogen überschäumt, opalisierende Seidengewänder, aufsteigend in unvergeßlicher Schlankheit, und dazwischen der Fräcke unnachsichtliche Korrektheit. Ein Herr in Schwarz verbeugt sich gemessen:

Gestatten Sie mir, werte Festgenossen, an dieses Abends feierlicher Sinnlosigkeit Ihnen das Profil eines Zeitgenossen zu skizzieren, als dessen beispiellose Tugend ich benennen möchte, daß er sich bei seinen literarischen Ausflügen nie gelangweilt hat. Um Ihnen die Heiterkeit eines völligen Fernseins kritischer Belehrung gewähren zu können, lassen Sie mich das Antlitz meines Helden zu der klaren Geistigkeit der „imaginary portraits" stilisieren: was es an Ähnlichkeit verliert, gewinnt es als Motiv meines kleinen speech. Der Doktor Blei aus München improvisiert jene heitere Oberflächlichkeit, die zu nichts verpflichtet und ihre Qualitäten gleichsam schenkt. Nur um Sie vor gewohnter Langeweile zu bewahren, gestatten Sie mir den paradoxen Einfall, dieses Vordergrunddasein mit jenem Ernst zu betrachten, den Sie allerdings nur für Gemeindebeamte reserviert haben.

Der Doktor Blei ist ein Fanatiker des Lebens, obschon er vorher heimlich seinen Schatten hineinkonstruiert. Ihn reizt nicht die zufällige Verkettung der Wirklichkeit, die im Spiegel sich bildet; seine Neugier gilt der Moral, wie sie Walter Pater verstanden hat, als das, was den Spiegel zur bewegten Flut macht. Er hat das Temperament des Epilogisten Gourmont, den ornamentalen Stil, der an einen feineren Jossot erinnert, aus dessen Vasenformen ein menschliches Gesicht wächst, das wieder in eine groteske Karikatur zwischen Mensch und Vase sich zurückbildet. Die Dinge gewinnen ihre stärkste Ausdehnung, sie berühren sich mit allem. So hat es der Betrachter leicht, die Kultur als objektiven Wert zu benennen, und sicher endet seine Literatur in einem Typus, der eine persönliche Einheit des Stils für sich hat. Er erzählt das Exempel von der schönen Ninon de l'Enclos oder schneidet die Silhouette eines alten wohlerzogenen Herrn mit sonderbaren und feinen Gewohnheiten oder berichtet die Moralität von Beau Brummel, dem Dandy. Er ist weniger um das Standbild bemüht, als um die Darstellung seines Kulturgefühls, dessen metaphisischer Ausdruck die Idee des Dandy ist, der Mann ohne Schatten, der immer nur in den Zügen der andern lebt und immer zu einer eignen Lebensgestaltung kommt. Er ist der Skeptiker, dessen einzige Gewißheit seine Haltung ist, und darum werden ihm alle Dinge eine Gewißheit. Werte Festgenossen, die Haltung, das ist das Entscheidende in der Literatur des Doktor Blei. Es ist minder beträchtlich, ob diese oder jene Fabel ein wirkliches Geschehnis berührt, überhaupt ist alles Einzelne unbeträchtlich, wertvoll ist das einfache Dasein dieser Maxime: Die Haltung. Das Moralische wird dadurch zur Angelegenheit der Körperpflege, oder, wie er es bei Gelegenheit Beardsleys sagt, wenn er als Objekt des preziösen Moralisten dieses empfindet: Die moralische Qualität, wie sie sich in seiner Körperlichkeit ausdrückt. Oder noch einfacher: „Der Mensch ist die Geste einer Idee". Ich möchte die nachlässige Eleganz dieser Formel nicht entbehren, die, ein Impromptu scheinend, die kräftige Kondensation einer Weltanschauung ist. Diese sorgfältige Enthaltsamkeit der Formgebung vor allem profiliert den Doktor Blei reizvoll gegenüber jener Literatur, die Wilde noch immer in deutschen Gemeinplätzen travestiert. In seinem Epilog zum Leben Brummels steht: „Wer auffällt, so oder so, der tut das immer auf eigne Gefahr und wird nie die Genugtuung spüren, zu herrschen, sondern immer den Schmerz, beherrscht zu werden, und wäre es auch nur durch das Betrachtetwerden der andern". Er berichtet mit der Sachlichkeit eines sehr kühlen, klaren Beobachters, dessen Distanz zum Stoff man unendlich vermutet, obwohl Sinn und Inhalt nichts als Ausdruck seiner abenteuernden Phantasie ist. Wohl zu beachten ist diese Substanzlosigkeit des Thematischen, sonst, werte Festgenossen, ist es nicht ohne Gefahr, in jener Sammlung moralischer Betrachtungen zu blättern, in der Lüsternheit die Gebärde des Soziologen hat und Psychologie die Haltung eines Verliebten. Es ist für uns Menschen des aktiven Berufs nicht ungefährlich, sich einer Moral zu überliefern, die sich mit der gleichen Innigkeit an der imitatio christi wie an den liaisons dangereuses orientiert. Vielleicht ist es auch nur die vollendete Höflichkeit dieses Literaten, Sinn und Rhythmus seiner Aperçus der Laune des Lesers zu überliefern. Jeder Versuch, sie absolut zu empfinden, verwandelt den Doktor Blei in eine Pensionsvorsteherin. Sie haben die Freiheit, die Maske gemäß Ihrem Temperament zu bestimmen. Über Ihre persönlichen Neigungen, werte Festgenossen, bleibt nur die Form, in der sich die Träume dieses sachlichsten der Abenteuerer gestaltet haben: Eine abgestufte, hinterhältige, empfindlich bemessene Prosa, deren kokette Einfalt Sie vielleicht an die Landmädchen von Greuze erinnert. Aber es sind Seiten in seiner Literatur, die einen so durchsichtigen Einklang von Absicht und Können ausdrücken, daß sie dem gegenüberstehen, das ich Ihnen nun, in einem pathetischen Envoy, als Sinn des Essays mitteilte:

Envoy: Die Form des Essays dringt auf Entmaterialisierung, Auflösung der Inhalte im Stil. Stil im Sinne des Mystikers, als letzten Ausdruck der Persönlichkeit. Die Ruhe der Dinge gleitet in dem ewigen Wechsel, sie rinnen in mystischen Fäden zu einem lebendigen Teppich des Lebens, in dessen Ornamenten Possen und Trauerspiele leuchten, das Meer und die Landschaft. Der Essayist hört den Rhythmus des Wechsels, sieht die Dinge ineinander vergehen

Digitized by Google

und aufleuchten, und in der Seligkeit des Losgelösten verwandelt sich das Starre durch die Befruchtung des Feuers, wie es Heraklitos in diesem Gleichnis ausgesprochen: Sie leben den Tod der andern, sie sterben das Leben der andern; Haushälter über alle Dinge ist in Wahrheit der Blitz.

Die spirituelle Bühne strahlt in den festlichen Lichtern des Gala-Abends. Das Publikum ist ermüdet. Leere Fischaugen starren nach der Bühne, ruhige Atemzüge der Schlafenden. Der Herr in Schwarz verneigt sich ernst und sachlich. Die Lichter verlöschen, Unruhe. Dann: Geräusch der Aufbrechenden.

Zwei Gedichte.

Von **Karl Bormann** (Wien).

Schönheit der Sekunde.

Daß sie so unbeschwert und sinnlos gleiten,
macht diese Augenblicke klar und tief.
Wie einen, der den ernsten Tag verschlief,
und den in seines Gartens Lieblichkeiten

der Abendwolken letzte Helle rief,
betäubt es mich, nur ruhig hinzuschreiten,
verwirrt den Blick, der spielend durch die Weiten
der traumverwandten Talgehänge lief.

Wollüstige Demut sieht hier mit Entzücken
auf welken Bäumen alle Frühlingsfarben —
dann silberschimmernd breite Ströme fließen.

Nichts bleibt, wenn diese Stunden lächelnd starben,
die wachen Augen höher zu beglücken,
als fester sie und inniger zu schließen.

Es wird Nacht.

Nun ist die Welt ein dämmernd weites Meer.
Der stolzen Wahrheit müde Majestät
ächzt, sinkt — und schläft. Menschliche Spur verweht
in Dunkelheit, die still ist, öd und leer.

Doch eine Schar von Frau'n und Männern, seht!
sie ziehen durch den Nebel stumm einher
und tragen Krüge auf den Schultern, schwer
von allem, was des Tags zugrunde geht.

Viel Schiffe sind und Ruder vorbereitet.
Versunkne Hoffnung, tote Schönheit schreitet
Zum Strand hinab, aus tiefem Schlaf erwacht.

Und alle Segel voller Sehnsucht schwellen
nach ferner Fahrt durch blinkend schwarze Wellen
und einem neuen Licht jenseits der Nacht.

Begegnung.

Von **Marie Stražchek**.

So oft Edith in ihrem unruhigen Hin- und Hergehen in den dünnen, gelben Sonnenstrahl trat, der sich zwischen zwei Mauerecken draußen in das Zimmer hereingezwängt hatte, ging er scharf und schneidend über ihre hohe und stattliche Gestalt und ließ helle Funken aus ihrem schimmernden blonden Haar aufsprühen. Agnes sah es jedesmal. Und jedesmal ging wie fliegender Wolkenschatten die Erinnerung über ihre Seele, wie sie selbst als junges Mädchen ihr Haar, das von unscheinbarer dunkelblonder Farbe war, in glatten Scheiteln getragen hatte.

Sie liebte Edith und ihre Schönheit, aber heute griffen sie ihr schmerzhaft ins Herz, und aufseufzend lehnte sie sich tiefer in die Sofaecke, über die schon die Schatten der kommenden Dämmerung zu weben begannen. Edith wurde es leichter, da sie die dunklen Augen der Freundin nicht mehr deutlich sehen konnte und nicht mehr ihren ernsten, unbestechlichen Blick. Nun wollte sie erzählen. Und als das helle, gelbe Gold, das zuletzt wie ein glänzendes Messer an der Wand gehangen hatte, ganz vergangen und ein sanftes graues Licht gekommen war, glitt das junge Mädchen neben Agnes auf das Sofa nieder, faltete die Hände in dem Schoß, daß sie auf ihrem dunklen Kleide schimmerten wie blasse Perlen, und begann zu sprechen. Ihr Atem ging bebend, und einzeln, wie heiße Tropfen, kamen die Worte ihr über die Lippen.

„Agnes, sieh, ich habe ihn liebgewonnen! Agnes, es ist ja unrecht; ich bin nächtelang wachgelegen und habe mir's vorgesagt, daß es unrecht ist. Aber ich freute mich doch so unsäglich, wenn eine Gelegenheit war, zu ihm zu gehen. Ich lachte und weinte über das Glück, daß die andern den gehässigen Streit um meine Erbschaft angezettelt haben und ich deshalb nun so oft und so viel mit ihm zu sprechen hatte. Du hast mich ja an ihn gewiesen, ich kam ihm da schon von vornherein mit besonderer Sympathie entgegen, und es rührte mich, daß er nach seinem Stock greifen mußte, wenn er aufstehen wollte, und daß er ihn weglehnen mußte, wenn er Einem die Hand geben wollte; da eilte ich immer zu seinem Schreibtisch, damit er nicht früher aufstünde, und hielt ihn am Arme auf seinem Sessel zurück, und er gab mir beide Hände und lächelte dankbar und gütig zu mir auf. Und es war mir, daß ich seine Hände und seine Augen, die so hell und segensreich sind wie ein sonniger Tag — hätte küssen mögen. Agnes, zürnst du mir? Du hast ihn ja auch einmal gekannt, du mußt es begreifen, du mußt —"

Agnes regte sich nicht und Edith verstummte in Sinnen. Im oberen Stockwerk ging jemand mit harten Schritten über das Zimmer über den

Digitized by Google

Mädchen hin. Die Palme, die noch in einer eigentümlichen Helle zwischen den weißen Vorhängen am Fenster stand und schattenhaft groß aussah, erbebte, und im ganzen Zimmer klirrte es leise.

„Soll ich das Licht aufdrehen?“ fragte Agnes. Edith gab keine Antwort und fuhr aus ihren Gedanken heraus zu sprechen fort: „Und wie wunderbar das ist, Agnes, daß wir nie ein Wort davon sprachen, wovon wir beide wußten. Es war ja doch wie eine Brücke zwischen uns, wo unsere, seine und meine Gedanken, von einem zum anderen gingen, wo sie sich begegneten und sich um den Hals fielen: „Dich — Dich grüße ich, Du bist mir das Liebste auf Erden.“ Und, Agnes, ich weiß, daß wir beide von dieser Brücke gewußt haben und daß nur mehr fein wie ein Faden aus Spinngewebe eine Grenze zwischen uns lag — ein Hauch hätte diese Grenze zerstören können — wir fühlten beide diesen feinen Faden und fühlten beide, wie zart und zitternd er zwischen uns hing, und wußten eines vom anderen, daß keines daran rühren werde, nicht mit einem Hauch — und es ist nie ein Wort und nie ein Blick zwischen uns gewechselt worden, Agnes! Nie ein Wort, das Unrecht gewesen wäre und — ein Glück!“

„Nur einmal,“ fuhr Edith fort, „da kam ich hin, und der Schreiber im ersten Zimmer sagte mir: „Die Frau Rechtsanwalt ist drinnen“. Die Füße versagten mir fast augenblicklich den Dienst, und ich setzte mich und wartete. Und wie er mit ihr dann herauskam — Gott, sie sah gar nicht her, wer hier wartete — sieh, Agnes, da traf mich über sie weg ein Blick, ein verlorener, unbewußter Blick, wie aus der tiefsten Ferne — ein Blick, so sprechend, daß ich es von da an gewußt habe. Er aber hatte das nicht gewollt, vielleicht gedacht, ich hätte es nicht gesehen; vielleicht auch, daß es ihm selbst nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Er hat sie bis an die Stiege hinaus begleitet und reichte mir, zurückgekehrt, die Hand, als sähe er mich erst jetzt, und war zuvorkommend und freundlich wie immer; ich aber fühlte, wie sein Herz zitterte, ich fühlte es in dem Zittern des meinen! Aber was ist das alles!? Ich habe nächtelang um ein Wort von ihm gebetet, Agnes, um ein einziges Wort, das mich seiner Liebe versichert hätte, und ich weiß es nicht, was für ein namenloses Glück es für mich gewesen wäre! Du mußt es begreifen, — Du, Agnes, mit deiner feinen Seele, Du mußt es begreifen!“

Es war, als bettle das junge Mädchen um Entsühnung, und als wäre das leise „Nein“, das zurückklang, ein Urteil.

Edith schlang die Hände fester ineinander und sagte: „Dann kennst du die Liebe nicht.“

Die andere erwiderte nichts. Sie stand auf und ging lautlos zum Schreibtisch hinüber, um dort die Lampe aufzudrehen. Sorgfältig, als wäre ein Kranker im Zimmer, zog sie die grüne Seide über das Licht und ließ vorsichtig das Rouleau vor das Fenster herab. Dann setzte sie sich wieder in die Ecke, die nun ganz im Finstern war und in der Edith immer noch regungslos saß, und ihre weißen Hände leise schimmerten.

Endlich fragte Agnes: „Wie sieht sie aus?“

„Sie ist klein und zierlich wie ein Eichkätzchen. Sie hat sehr dunkles Haar und schwarze, glänzende Augen. Sie trug eine moderne Frisur und einen großen Hut und dunkle Seide und Spitzen, und feine Goldketten rieselten an ihr herab. Ach, er hält sie wie ein Kleinod. Und ich, Agnes, ich muß sie lieben, weil sie ihm so nahe ist, und ich muß sie hassen, weil sie seine Frau ist und immer da steht, wenn ich an ihn denke.

Aber ich weiß nicht, ob er es ihretwillen getan hat, daß er mich nicht an sein Herz genommen —“

„Edith!“ kam es wie ein Schreckensruf aus dem Dunkel. Aber sie sprach unbeirrt weiter, leise und mit stockendem Atem und wie im Fieber: „Als ich gestern auf seine Aufforderung zu ihm kam, traf ich ihn schon im ersten Zimmer und er führte mich sofort in das seine. Ich ging an seiner rechten Seite, wo er den armen Fuß hat und den Stock hält, aber er hatte mir seine linke Hand herübergereicht und hielt die meine fest. Die Tür mußte ich schließen. Dann sagte er: „Edith, ich will Ihnen etwas sehr Ernstes sagen.“ Und wir setzten uns nicht wie sonst an seinen Schreibtisch, sondern hinüber in die kleinen Fauteuils. Er behielt meine Hand und blickte dabei weit hinaus zum Fenster, vor dem einige volle Baumkronen und darüber ferne Bergkonturen stehen. Mir schnürte eine heiße Beklemmung die Kehle zusammen, und ich zitterte in der innersten Seele, was er mir nun sagen werde. Ich wußte, daß es nicht meinen Prozeß und mein Geld betreffen werde, sondern unser persönliches Verhältnis zueinander, das so seltsam und wunderbar geworden war: zu fein, um sich so — schwebend — halten zu können, und zu bewußt, um uns nicht hinzureißen —“

Da war es Edith, als ob Agnes weine, sie hielt inne und fragte leise: „Agnes?“ „Und was sagte er?“ gab Agnes ebenso zurück und horchte auf den Seufzer, der durch den halbdunklen Raum hinzitterte.

„Sehen Sie, liebe Edith, sagte er, ich habe meine zwei Knaben. Sie wissen, wie mir die ans Herz gewachsen sind. Nun sind sie eben in dem Alter, wo Kinder mit ihren klaren und hellsichtigen Augen jedes Fehl sehen und mit ihren reinen Seelen uns schmerzlich verurteilen für ewig und uns verlieren für ewig. Ich möchte sie schonen. Und ich möchte vor ihnen lauter und ehrlich bleiben. Ich mag vor meinen Söhnen die Augen nicht niederschlagen müssen. Edith, wir beide, Sie und ich, sind

Digitized by Google

stärker als die empfindlichen Kinderseelen, deren tiefster Grund für Lebenszeit vergiftet würde, wir sind stärker und darum, Edith. — — Ach, Agnes, mir schiens, als ob auch ihm die Stimme versage — darum müßten wir uns nie mehr wiedersehen. Er hat seine Kanzlei da einem jungen Doktor übergeben und in Prag die eines älteren Kollegen, der sich ins Privatleben zurückzieht, übernommen; und er reist schon in den nächsten Tagen hin und seine Familie kommt nach. Das war alles, Agnes! Kein Wort sonst von seiner Liebe, kein Wort, daß sie mir gehört und daß er sie mir aus dem Herzen reißt. Mir, mir hat er alle Kraft zugemutet! Ich muß sehr blaß geworden sein, denn ich fühlte mich kalt bis zu meinem Herzen. Ich saß wie erstarrt und konnte keinen Ton sprechen. Ich hätte auch nicht gewußt, was. Er ließ dann meine Hand los, faßte seinen Stock und sagte, indem er aufstand: „ich könnte nicht bürgen für mich, wenn ich nicht ginge.“ Agnes, ich glaube — nein — ich weiß es: in diesem Augenblick kämpfte er — aber er küßte nicht einmal meine Stirne, nicht einmal meine Haare und nicht meine Hand, er wandte sich und ging ans Fenster. Endlich konnte ich aufstehen. Da kam er zum Schreibtisch und zeigte mir einen Pack Akten und sagte, daß er meine Angelegenheit genau geordnet und klare Aufzeichnungen für seinen Nachfolger gemacht habe, und daß dieser alles gut zu Ende führen werde. Und nun, Edith, leben Sie wohl, leben Sie herzlich wohl, sagte er; und ich sah zu, wie er sorgfältig seinen Stock gegen den Schreibtisch lehnte, damit er mir beide Hände geben könne — und damit ihn sein Gefühl nicht übermanne; ich weiß es, Agnes! Ob ich etwas sagte, dessen erinnere ich mich nicht mehr; nur dessen, daß er mich bis zur Tür begleitete, sich da wie jedesmal von mir verabschiedete, daß der Schreiber mich grüßte, wie jedesmal, und daß ich draußen auf der Stiege mir halblaut sagte: „Weinen darfst du nicht.“ Ich erschrak, daß es jemand gehört haben könnte; und dann dachte ich, daß ich um dich telegraphieren müsse, daß du kommen sollst und ich es dir sagen muß — dann kams wie ein Fieber über mich —.“

Edith schwieg erschöpft. „Er hat großartig gehandelt,“ sagte Agnes.

Da schnellte Edith empor: „O Gott, nein, nein!“ rief sie und griff mit beiden Händen an ihre Schläfen; „nein, ich wollte seine Liebe haben! Mit Leib und Seele nur seine Liebe! Agnes, hörst Du — nur ein Wort —, einen Kuß, eine Stunde, die mir gehört hätten, ganz mir!“

„Über seine Frau hinweg?“

„Oh — du — du kennst die Liebe nicht!“

„Wer sagt dir das? — Allerdings, Edith vielleicht ist das wirklich nicht Liebe, denn ich weiß, daß ich dessen fähig bin, die erste leise Empfindung für einen Mann, der mit seinen Gedanken oder nur mit seinem Wort einer andern Frau gehört, zu unterdrücken, bevor sie für mich zu loderndem Brande würde — oder gar zum Schicksal für dreie. Ich glaube, ich würde sie augenblicklich unterdrücken können aus dem einfachen, natürlichen Respekt vor — fremdem Eigentum, so wie man an fremdem Geld oder an fremden Briefen nicht rührt.“

„Du!“ rief Edith, drohend, als wiese sie eine Beleidigung zurück, und faßte die Freundin zornig und leidenschaftlich an beiden Armen. Aber unerschrocken blickten die dunklen, ernsthaften Augen in das weiße Gesicht im Dunkel:

„Oh, Edith, du wolltest es auch darum nicht! Ich weiß, du denkst noch einmal beschämt daran, daß dein Herz einmal hat Wege gehen wollen, die nicht die Wege der Lauterkeit gewesen wären. Schon die einfachste Erziehung verbietet, die Hand auszustrecken nach fremdem Gut. Du aber wirst deine Hände einmal vor dich hinhalten und sagen: sie sind rein geblieben; und du wirst ihm danken und ihn höher stellen, und er wird dir mehr sein, als wenn er dir gegeben hätte, wonach dein Herz heute ruft und lechzt!“

Edith war in die Kniee gesunken und barg den blonden Kopf in den Schoß der Freundin. Es wurde lautlos still, nur die kleine Taschenuhr, die Agnes an sich trug, tickte fein und schnell. Drüben über dem Schreibtisch lag gleich einer magischen grünen Insel der runde Lichtschein der Lampe, still und umgrenzt von dem tiefen Schatten, der das Gemach füllte und wie mit einer Zauberkraft Worte über Mädchenlippen lockte, die sie in der Tageshelle nie gesprochen hätten.

„Ich aber — Edith — ich habe seine Liebesworte gehört und seine Küsse gefühlt — unter dunklen Parkbäumen sind wir einst gegangen, und er hatte seinen Arm um mich geschlungen; den linken Arm, denn damals schon mußte er mit der rechten Hand sich auf den Stock stützen. Wir waren beide noch sehr jung, und wir dachten, daß nichts auf der Welt uns trennen könnte, wenn wir auch voneinander mußten. Ich habe dann Jahre hindurch auf ihn gewartet und nur an ihn und nur in ihm gedacht und gelebt, bis dann die Andere, die jetzt seine Frau ist, in sein Leben gekommen ist. Da zwang ich mein Herz und meine Gedanken von ihm, und, Edith, es gelang und ich habe ihn endlich vergessen. Nur wenn ich von ihm höre, dann schwingt und erklingt meine Seele wie eine schwere Glocke.“

Und nach einigen Augenblicken der Stille hob Agnes ihre junge Freundin empor und küßte sie. Dann ging sie rasch hin und drehte alle Lampen im Zimmer auf und klingelte dem Dienstmädchen, damit es Ediths Anordnungen für den Abend entgegennehme.

Aus den Theatern.

Königliches Schauspielhaus zu Berlin.

Hermann Sudermann: Strandkinder. Schauspiel in 4 Akten.

Der literarische Weihnachtsmann hat über den Theatermarkt noch kurz vor dem Fest seinen Sack voll

Digitized by Google

vergoldeter Premieren-Nüsse ausgestreut. Darunter befand sich auch ein dicker Knallbonbon, der den Namen Hermann Sudermann trug. Wie das aber bei Bescherungen häufig vorkommt, es war nicht alles Gold, was glänzte, manche Nüsse zeigten sich beim Aufknacken hohl, und der Knallbonbon mit süßer Füllung . . .? Also sehen wir uns seinen Inhalt näher an.

Von den drei Fabeln, die sich in Sudermanns „Strandkindern" durcheinanderwirren, ist eine, die nicht nur wirkungsvoll, sondern auch psychologisch wertvoll hätte gestaltet werden können. Zeit: Blüte des Deutschordens, der von Danzig seine Macht fühlen läßt; Motiv: Blutrache zwischen den Söhnen Rynkes, Gregor und Heymeringk, auf diesem Ufer - - und zwischen der Falknertochter Brigolla auf jenem Ufer. Vor vielen Jahren hat der Falkner den Rynke, jetzt haben die Rynke-Söhne den Falkner erschlagen. Bei der Gerichtsverhandlung durch den Orden kommen beide Verbrechen ans Licht. Da nun keine Blutrache geduldet wird, soweit die Macht des Ordens reicht, muß einer der Rynke-Söhne die Falknertochter zum Weibe nehmen. Trotzdem nun der wahre Mörder des Falkner, der leidenschaftliche Gregor, die leidenschaftliche Falknertochter auf den ersten Blick geliebt hat, stößt er den Bruder in diese Ehe, da der Tote zwischen ihm und Brigolla steht. Aber die jähe, starke Liebe der beiden findet durch alle Hindernisse und Zäune den Weg. Dieser psychologischen Handlung gegenüber steht Sudermann vollkommen rat- und machtlos; er bringt es über einige äußerliche Ansätze nicht hinweg. Statt daß die beiden sich zu einander kämpften oder aneinander zerschellten, müssen sie versuchen, den scheinbar zwischen ihnen stehenden Bruder und Schwager Heymeringk (der in Wirklichkeit Brigolla mit tausend Freuden abträte) zu töten. Auf diese Weise treibt Sudermann die Handlung wenigstens weiter, wenn er auch auf falschem Gleise fährt. Die falsche Weichenstellerin aber heißt in dem Drama „Melide".

Dieser Name ist nicht zu sprechen, sondern zu singen, was im Königlichen Schauspielhause auch reichlich geschieht. In Melide aber haben wir eine durch Kotzebues Temperament hundertmal verwässerte Mignon (aus Ägyptenland) vor uns, die sich zum Schluß als Fürstentochter erweist, damit die Handlung ein um so glücklicheres Ende nimmt. Denn neben dem kraftstrotzenden Element, das in Gregor und Brigolla verkörpert ist, will Sudermann auch das Sentimentale und Süßliche nicht vermissen, das nach alter Praxis ebenso auf das Publikum wirken soll. Ja, er bläst lieber diese Flöte zweimal. Wie Melide zuerst Heymringks Eigentum ist, das ihn mit dem Bruder höchst unnötigerweise in tötliche Feindschaft stürzt, und wie sie später seine fürstliche Erkorene wird, so verbindet sie alle bisher erwähnten Figuren mit der dritten Fabel, die Sudermann in seine Handlung verwebt.

Das ist nämlich die Geschichte der eigentlichen Enterbten, der Strandkinder, der Dorfproletarier, die von den Fischern am Strande als Schiffbrüchige aufgelesen und zu harter Frohn gezwungen wurden. Ihre einzige Heilige ist Melide, die ihnen mit sentimentaler Miene Lieder der Heimatlosen singt. So heißt es in einem etwa:

Weiß nicht, was meine Mutter ist,
Ich weiß nicht, wer mein Vater war.

Man könnte über dieser Feinheit allein stundenlang sinnend träumen. Aber was soll ich sagen: von einem anständigen Theaterstück für das Publikum erwartet man, daß jeder schließlich befriedigt zum Abendbrot gehen kann. Das ist Gott sei Dank bei Sudermann der Fall. Die Enterbten werden besser situiert werden; das gute Paar, Melide und Heymeringk, darf wohl bald in den Honigmond treten, und das böse Paar: Gregor und Brigolla wird zur Strafe von dem Meere verschlungen. Wohin sollte auch eine Ehe führen, in der man gegenseitig den Schwiegervater erschlagen hat!

Freilich selbst über die Art, wie sich diese rein äußerliche Kulissenhandlung abwickelt, muß man den Kopf schütteln. Es spielt sich im Schlußakt alles mit einer Geschwindigkeit herunter, wie sie im Kindertheater mehr am Platze wäre als auf der Szene, die ein vormaliger realistischer Dichter beherrscht. Mag aber diese Hilflosigkeit noch hingehen!

Über eins jedoch möchte man gern ein Urteil von Sudermann haben: über das Paar Gregor und Brigolla. Gewiß, zum Schluß schickt er sie als die Bösen ins Wasser; man versteht, des lieben Friedens willens, damit die Gutmütigkeit triumphiere. Aber vorher stellt er sie doch als die Großen, die Kraftmenschen, die Abernaturen hin! — Diese Hilflosigkeit darf man nun wirklich nicht mehr verzeihen; der Dichter muß wissen, was seine Figuren sollen, ehe er sie in das Leben hinausschickt. Wenn er ein Ragout braut mit der Devise: ich weiß selber nicht, was es werden soll, so kann er sich nicht wundern, daß wir diese Speise zurückweisen.

Aber auch das Gute, der geschickte Aufbau des Gerichtsaktes, soll nicht verschwiegen werden.

* * * Dr. O. A.

Neues Operettentheater zu Berlin.

Franz Lehár: Der Graf von Luxemburg. Operette in drei Akten von Willner und Bodanzki.

Als die drei Lebemannstypen der Verfasser dieser neuesten Lehár-Pikanterie sich inmitten des fröhlichen Komödiantenvölkchens vor der Rampe zeigten, und als über die smarten Mienen der Operetten-Dioskuren das selbstverständliche Schmunzeln der gewohnten Tantièmen-Einheimser glitt — da ward mir plötzlich der Sinn der modernen Operette klar. Es handelt sich da lediglich um den stillschweigenden Pakt, den das sinnenkitzelbedürftige Publikum mit seinen Operettenlieferanten eingegangen ist: „Lieferst Du mir, mein verehrter Lieferant, die gehörig gepfefferte Ware, so verspreche ich, Dein Publikum, Dir als Entgelt dafür regen Zulauf! Vor allem vergiß mir die „Lustige Witwe" nicht! Wir bedürfen dieses Typus des sich vor seiner eigenen Sinnlichkeit fürchtenden und doch ihr unterliegenden modernen Gesellschaftsweibes durchaus heutzutage! Und gerade in der Operette ist für diesen mondainen Typus der Frau von heute der rechte Platz. Die sehnende Walzermelodie, die ihre feinen Lippen unbewußt trällern, das Wiegen ihres geschmeidigen Leibes in Toiletten vom „dernier chic" — all' das können wir in der „jetztzeitigen" Operette nicht mehr missen!" . . . So entstand denn wieder die Gestalt dieser deutsch-österreichisch singenden Pariser Opernsängerin Angèle, die an den schönen flotten Grafen von Luxemburg verheiratet wird, um eine standesgemäße Partie für den „Förschten" Basil aus Operettenrußland abzugeben. So erwuchs wieder der verhaltene Walzertakt des zweiten Aktes mit dem üblichen entrüsteten Scheintrennungsschmerz als Finale, so erblühte wieder die übliche, liebliche gute Lösung im musikarmen, reminiszenzenreichen Schlußakt. So hatte Franz Lehár wieder einen seinem slavischen Temperament schmeichelnden, prickelnden Stoff in die gewohnte Form der Duette und Terzette und Couplets gegossen. Eines dieser Couplets, „Ich bin verliebt", — das der köstliche Julius Sachs — ein wahres Masken-Schminkgenie! - mit schlürfendem Witz und fanatischer Karikaturfreudigkeit vortrug — dieses Couplet ist ein kleines Kabinettstück der Operettenmusik von heute. Lehár entfaltet da einen rhythmischen und instrumentalen Esprit, wie ihn kein zweiter unter seinen Konkurrenten besitzt. Man möchte diese Librettisten — — steinigen, daß sie Lehár zwingen, diesen feinsinnigen Musikerwitz dem Geschmack des Publikums zum Opfer zu bringen und daß sie Lehár die süßen Schmachtfetzen trivialster sentimentaler Liedertexte zum Komponieren vorzulegen wagen und dann noch gar — man denkt an die Zeit der Mascagni-Intermezzi! — zwingen, die Schmachtlimonade im Zwischenakt zu kredenzen, auf daß das liebe Publikum den „liaben" Schlager gleich mitsummen kann! . . . Solange wir freilich geborene Operettendarsteller vom Schlage eines Fritz Werner, solange wir männliche komische Alten wie Herrn Julius Sachs, solange wir toilettenlüsterne schöne Theater-

Digitized by Google

damen von dem Temperament der Mizzi Wirth besitzen, so lange wird auch das Operettenpublikum nicht literarischer in seinen Ansprüchen werden! . . . .

Dr. Arthur Neisser.

* * *

Komische Oper in Berlin.

Oskar Strauß: Das Tal der Liebe. Musikalische Komödie in drei Aufzügen (nach Max Dreyer) von Rudolf Lothar.

Eines ist gewiß: daß es im alten Geleise der Weaner Duliäh-Operette nicht mehr weiter gehen kann, das fühlen die beteiligten Autoren, so Textdichter wie Komponisten, heute deutlicher denn je. Nur über das „Wie" der Reformen sind sie sich absolut vor der Hand nicht einig, und so verlegen sie sich denn aufs Experimentieren. Wie wärs, wenn wir zugkräftige moderne Komödien zu musikalischen Bühnengebilden umgestalteten, die einerseits die literarische Vorlage nicht verleugnen, andrerseits aber auch dem gewohnten Operetten-Herkommen nicht zu offensichtlich ins Gesicht schlagen dürfen? Rudolf Lothar hat die erforderliche librettistische Schlangenmenschgeschicklichkeit, um auch aus der feinsten Komödie eine liebe, so recht niedliche, verschleiert pikante Operette hervorzuzaubern. Hokus pokus! Die Menschen etwas vereinfachen, die Geschehnisse etwas zusammenziehen, die entstandenen Lücken der Psychologie durch Lieder und Tanzduette ausfüllen — und siehe da: die „musikalische Komödie" ist fertig. Nur immer heran, teuerster Maestro Oskar Strauß! Schreib ein paar deiner kleinorchestrierten Kabarettweisen mit verhaltener Chromatik oder einfachster Diatonik — und das Publikum ist schon befriedigt! — — Es entsteht auf solche Weise ein verkünsteltes, fast verschnörkeltes Gemisch von Komödie, Komischer Oper, Operette mit dem leisen Unterton „Kabarett" — aber es entsteht noch lange keine echte musikalische Komödie, wie wir sie alle sehnsüchtiglich erwarten, sondern Rudolf Lothar hat ganz einfach den gröbsten Kern der Handlung bloßgelegt, und Oskar Strauß hat diesem Kerne eine leichte, zu leichte Hülle in Form eines Partiturchens umgelegt, dem die rechte innere Freudigkeit fehlt. Man lächelt nur mit kaum erwachendem Behagen über diesen lustigen Kampf zwischen der aufgezwungenen Sittlichkeit des gichtischen Markgrafen und der gesunden Urkraft des schönen starken „Ammenkönigs" Hans Stork. Eine Art Simplizissimusamüsement wie an einer Reznicekzeichnung hat man an jener lüsternen Szene, wo die nach Liebesgenüssen dürstende junge Markgräfin mit dem „wachehabenden" Grenadier, eben jenem schönen Hans, Jugenderinnerungen austauscht . . . . Aber Oskar Straußens Muse ist zu preziös biedermeierisch für derartige leis webende Pikanterien, zu naiv, zu volksliedkeusch. Seine Märsche klingen wie das Zirpen trippelnder Zinnsoldaten — so geschickt sie auch gesetzt sind. Aber bös kann man diesem Epigonen Lanners und Joh. Strauß' Vater nicht sein. Zürnen kann man auch Herrn Direktor Gregor nicht, daß er seine Künstler zur Operette erziehen will. Frl. Heide und Herr Grünwald gaben ein munter ungezwungenes Debütantenpärchen ab, und Herr v. Reznicek leitete die Vorstellung mit Liebe und Zärtlichkeit . . .

Dr. Arthur Neisser.

* * *

Deutsches Theater.

William Shakespeare: „Der Widerspenstigen Zähmung. Einstudiert von Max Reinhardt.

Der Geist von Reinhardts Neueinstudierung der übermütigen Shakespeareschen Komödie ist leicht zu fassen. Es handelt sich hier um ein Zirkus-Ausstattungsstück mit Klown-Tricks in Darstellung, Musik und Szenerie. Wenn Shakespeare ein paarmal vorschreibt, daß sich seine Menschen ohrfeigen oder prügeln, läßt Reinhardt das ganze Stück hindurch fast unaufhörlich dies Geprügele und Gestoße andauern. Ferner reiten bei ihm Petruchio und Kätchen auf einem hölzernen Gaul, einer Art Wiegenpferd, von der Hochzeit fort. Und in der Szene, wo der Schneider für Kätchen die Kleider und Hüte bringt, läßt Reinhardt diese Riesenkartons mit Zirkustrick immer höher und höher auf dem Tische aufbauen, bis Petruchio ganz oben Kätchen in die Hutschachtel hineinstülpt und sie dort in tausend Angsten sitzen bleibt. Eine Masse Klowngestalten springt herum, und die Musik ahmt Kätchens Klagen nach. In dem artistischen Stile dieser Beispiele ist die ganze Aufführung gehalten.

Aber was wollte Reinhardt mit dieser Einstudierung, hat er mit ihr vielleicht das Richtige getroffen? — Es ist wahr: in „Der Widerspenstigen Zähmung" entspricht vieles nicht mehr unserm Geschmack und erscheint roh. Freilich die Löwenklaue Shakespeares greift auch hier hindurch, ein tieferer, ewiger Gehalt fehlt nicht. So suchten die meisten Aufführungen unsrer Zeit, diesen Gehalt herauszubilden und das rohere Beiwerk früherer Jahrhunderte in den Schatten zu rücken. Ist doch das die selbstverständliche Methode, mit der man alten Werken gegenüber verfährt. Aber schließlich hätte es auch Wert, Shakespeares Widerspenstige einmal so kennen zu lernen, wie sie zu des Dichters Zeiten gegeben worden sein mag. Wir sehen ja auch Dürers und Rembrandts Bilder mit allem Zeitgemäßen, genau wie sie von diesen Meistern gemalt worden sind. Warum sollten uns an Shakespeares Komödien die Exzentrizitäten und Derbheiten mehr stören? Zwar das Bühnenhaus hat sich seit jenen Jahrhunderten viel komplizierter entwickelt, als die Malweise, und man müßte Shakespeare auch mit den Mitteln jener Zeit spielen, um die alte Wirkung zu erzielen. Doch dem sei, wie ihm wolle; wenn nur der Geist jener früheren Aufführungen lebendig wird! War das bei Reinhardts Einstudierung der Fall? . . . .

Im Gegenteil! Die Einstudierung Reinhardts ist nichts andres als eine Parodie Shakespeares, ein Sich-Lustig-Machen über ihn. Genau wie Reinhardt früher in „Einen Jux will er sich machen" nicht Nestroy neu aufführte, sondern sich als Regisseur über ihn und die Biedermeierzeit belustigte, genau so macht er sich hier seinen Jux mit Shakespeare. Ein Beweis unter hunderten: Wenn Katharina zum Schluß Proben ihrer Fügsamkeit gibt, so empfand es Shakespeare sicher gleich seinem Auditorium als durchaus richtig, daß sie gleich einem Hündchen gezähmt ist. Man denke selbst noch an Kleists „Kätchen von Heilbronn". Reinhardts Regie verulkt aber diese Stelle genau so wie weit tiefere, welche die Komödie aufweist; und zwar nimmt Petruchio hier die Attitude des Dompteurs an, der sich im Zirkus für den Applaus nach gelungener Vorführung bedankt. Wegen des Kontrastes zu den üblichen Neu-Einstudierungen und der Sensation wollte Reinhardt eben das Klown- und Zirkus-Element dreifach unterstreichen. Hierzu trägt auch seine Szenerie bei, indem er auf die raffinierte Bühne der Neuzeit die kindlich primitiven Kulissen des früheren Theaters versetzt. Das wirkt genau so, als wollte ein moderner Maler das Fliegen als ein Treppaufwärtssteigen wiedergeben. In Nestroys „Einen Jux will er sich machen" waren auf den Hintergrund im alten Stile Menschen gemalt, vor denen die Darsteller ihren Hut zogen. Derselbe Parodie-Geist waltete auch hier. Aber es lebt etwas in „Der Widerspenstigen Zähmung", was sich gegen die Verulkung wehrt. Reinhardt und Nestroy — es mag passen. Aber Reinhardt und Shakespeare — es paßt gar nicht. Wir mögen es nicht, daß auf den Text des großen Briten Intermezzi eines andern geflickt werden.

Die Aufführung ist nur insofern mit Freuden zu begrüßen, weil sie endlich einmal klar zeigt, wohin der Regieunfug unsrer Zeit führt. Jetzt kann kein Einsichtiger mehr leugnen, daß der Regisseur die Starrolle, wie sie früher der Hauptdarsteller inne hatte, mit noch einem größeren Sacke von Willkürlichkeiten sich angemaßt hat. Und wie eine Schmarotzerpflanze richtet er alles um sich zugrunde. Den Dichter erwürgt er, und die Darsteller drückt er in gleicher Weise zu Boden. So kann von schauspielerischen Leistungen in Reinhardts Neueinstudierung

Digitized by Google

überhaupt kaum noch die Rede sein. Die Glieder-Gelenkigkeit entscheidet.

Hier läge die Frage nahe, ob Reinhardt zu seiner Aufführung vielleicht durch die Zirkus-Veranstaltung der Schauspieler im Vorjahre und ihren Erfolg angeregt worden ist. Aber schließlich darf man auch den berechtigten Antrieb nicht verkennen, durch den er gleichfalls auf seinen Irrweg getrieben wurde.

Zweifellos ist ein Klownelement in den Shakespeareschen Lustspielen enthalten, und es bleibt ein Verdienst Reinhardts, dies z. B. in seiner Aufführung von „Was ihr wollt" entschlossen herausgearbeitet zu haben. Ebenso zweifellos wohnt dieses Element „Der Widerspenstigen Zähmung" inne; aber es beherrscht das Stück nicht einzig und allein. Was man Reinhardt also vorwerfen muß, ist das Übermaß der Klowntricks, die bald eine gähnende Langeweile hervorrufen. Er verfällt hier in den Fehler, den sogar der Zirkus vermeidet. Sind doch selbst dort die Klowneinlagen nur zum Füllen der Pausen zwischen ernsteren Leistungen vorhanden. So war es bei Shakespeare in ähnlicher Weise der Fall.

Auch die Entschuldigung, daß die Komödie in Shakespeares Komödie vor dem Kesselflicker Schlau gespielt werde, ist hinfällig. Mögen die Schauspieler für den Burschen auch ein lustiges Stück heraussuchen, so ist es doch nicht aus seiner Seele geboren, und manches muß darin sein, was über sein Verständnis hinausgeht. Ja, es ergibt sich zwischen beiden Stücken sogar ein tieferer Kontrast: genau so, wie der Kesselflicker fälschlich zu einem glänzenden Adelsmenschen aus einem schmutzigen Kerl kostümiert wird, genau so kostümiert Katharina ihr im Innersten leuchtendes Wesen in ein störrisches, häßliches Gebaren. Und wenn sie zum Schluß aus der Krähe eine Taube wird, so sollte vielleicht Schlau wieder aus dem Lord der ruppige Kesselflicker werden. Warum dieser letzte Teil der Shakespeareschen Komödie fehlt, wissen wir nicht. Jedenfalls hätte Reinhardt, wenn er in dem Stück keinen tieferen Gehalt sah, sondern es für vollkommen veraltet hielt, lieber von der Einstudierung absehen sollen.

Bewegte sich aber seine Aufführung auch in falschen Bahnen, so überschüttete sie doch das Publikum mit einem wahren Regen von Regieeinfällen, wie das bei einem so guten Regisseur natürlich ist. O. A.

Randbemerkungen.

Landhunger in Amerika.

In den Vereinigten Staaten ist in den letzten Jahrzehnten mit dem einst so unermeßlich scheinenden freien öffentlichen Lande gewüstet worden. Die Folgen machen sich heute schon empfindlich fühlbar. Amerika hat erst 8,25 Einwohner auf 1 qkm, wogegen England 132,66 und Deutschland 112,14 haben. Man sollte es also nicht für möglich halten, daß in der Union schon Mangel an billigem Lande eingetreten sein könnte. Dennoch steigen die Bodenpreise mit einer Schnelligkeit, daß die Farmer massenweise nach Kanada abwandern, weil dort der Boden noch ungemein billig ist. Gegen 80 000 Farmer mit etwa 80 000 Millionen Dollar Kapital verlor die Union in diesem Jahre schon an Britisch-Nordamerika. Jetzt hat die amerikanische Regierung im fernen Nordwesten der Union drei Landstrecken, die bisher den Indianern reserviert waren, der Besiedlung geöffnet: Coeur d'Alane, Spokane und Flathead. Von diesen Gebieten umfaßt das letztere 400 000 acres, während die beiden andern kleiner sind. Was stellte sich nun bei der neuen Landverteilung heraus? Die Zahl der Bewerber schwoll sofort so sehr an, daß sich die Aussicht auf Erfolg bei den Anteilen von Coeur d'Alane auf 1 von 333 stellte, bei Spokane auf 1 von 400 und bei Flathead auf 1 von 15. Im ganzen fanden sich bei der Verlosung über 300 000 Anwärter ein, junge und alte Leute aus den verschiedensten Stand[en] und Klassen, Müllerburschen, Landarbeiter, Kaufle[ute] Schreiber, Ärzte, Rechtsanwalte, Schullehrer und sel[bst] Sängerinnen. Die meisten hatten bei der Ankunft nic[ht] genügend Geld, um sich Billette für die Rückreise [zu] kaufen, und es wird schließlich nichts übrig bleiben, [als] viele Tausende auf Regierungskosten wieder in ih[re] Heimat zu befördern. Natürlich lassen diese Erfahrunge[n] auf eine ungesunde Bodenbesitzverteilung schließen. De[r] gesamte kulturfähige Boden in den Vereinigten Staaten einschließlich des als Weideland benutzten, ausschließlich des Berg- und Heidelandes, beträgt 47 515 047 acres. Die ganze Oberfläche der Union beträgt 77 635 300 acres. Ein Viertel der anbaufähigen Fläche, mit Ausschluß der Parzellen unter einem acre, gehörte 1200 Besitzern, durchschnittlich kommen also auf einen Einzelnen 16 200 acres. In ein weiteres Viertel teilen sich nur 6200 Besitzer mit durchschnittlich je 3150 acres. Das dritte Viertel ist unter 50 770 Besitzer verteilt, so daß 380 acres auf jeden kommen, und vom letzten Viertel erhalten 261 830 Besitzer durchschnittlich 70 acres. O. C.

* * *

Japan in Korea.

Der leitende Gedanke ist der, ein ostasiatisches Ägypten zu schaffen. Allein der Vergleich stimmt nicht so recht. Die Ägypter sind gar nicht kriegerisch, gar nicht selbstbewußt, mit Ausnahme der Beduinen, deren Zahl nicht stark ist. Die Koreaner sind dagegen stolz auf ihr Volkstum, lassen sich nichts gefallen und schätzen den Tod gering. Auch ist es für die Ägypter ein mildernder Umstand, daß ihre Herren, die Briten, weder in Glauben noch Rasse, weder in Tracht noch Sprache, ihnen, den Beherrschten, gleich sind. Man dient lieber einem Fremden, als einem übermütigen, nörgelnden, anmaßenden Bruder. In den Japanern erblicken dagegen die Leute von Tschosen Verwandte, die sich überheben. Hat nicht das „Sonnenaufgangsland" seine Bildung erst vom Land der „Morgenfrische" erhalten? Hat es nicht von dort Schrift und konfuzische Lehren, die Geheimnisse der Staatsverwaltung und den Buddhismus bezogen? Wie kommt es dazu, sich jetzt als Lehrmeister Koreas aufspielen zu wollen? Wahrscheinlich, weil es selbst ein paar technische Kniffe von den Männern des Westens erlernt hat. Weil es von dort Feuerwagen und Dampfschiff und das Blitzschreiben bezog. Weil es vom Westen Kanonen und Granaten einführte. Sind denn das aber Dinge, die ein Janban (Adliger) so sehr achten muß? Achtet man einen Straßenräuber, der mit überlegener, bäurischer Kraft über einen herfällt? Und dabei haben doch die Japaner jene Dinge gar nicht selbst erfunden. Sie sind die bloßen Affen der Fremden gewesen. Wenn wir die Weisheit des Westens bei uns einführen wollen, so können wir das lieber gleich von Westen selbst her tun. Der katholische und protestantische Missionar mögen das vermitteln.

Das erste, was von den Japanern überhaupt bekannt ist, das sind Wikingerfahrten nach der Südküste Koreas. Damit treten sie in die Hallen der Weltgeschichte ein. Stets wurde das Erscheinen der Japaner als unleidlicher Eingriff empfunden. Die Wikingerfahrten hörten erst auf, als ganz Korea, im 7. Jahrhundert, unter die Oberhoheit des Tang geriet. Darnach, um 920, wurde das Tschosen ein unabhängiger Nationalstaat. Die Halbinsel fiel den Mongolen anheim, aber machte sich wieder frei. Seit 1352 regiert die jetzige Dynastie. Sieht also auf eine Überlieferung zurück, wie sie das arabische Ägypten nie gekannt hat. Die Zeit der klassischen Kultur zog herauf. Da plante Hideyoschi die Unterwerfung Koreas und im Anschluß daran Chinas. Die Lage von 1592 hat viel Ähnlichkeit mit der heutigen. Nur daß die Tataren noch die Stelle der Russen vertraten. Was aber geschah? Die sieggewohnten Heere Hideyoschis überwanden unter General Kato mit leichter Mühe ganz Tschosen. In kürzester Zeit waren sie an den ewig weißen Bergen, an der Grenze der Mandschurei angelangt. Nun aber be-

Digitized by Google

gann erst die Schwierigkeit. Die Koreaner, aus ihrer ersten Bestürzung erwacht, rafften sich zu Taten auf. Sie erfanden sogar ein Panzerschiff — das erste der Weltgeschichte. Und kämpften in offner Feldschlacht gegen die Mannen des Mikado. Nun trat ein Ereignis ein, das gerade wieder wie ein Scheinwerfer heutige Möglichkeiten beleuchtet. China, das mit Recht sich bedroht fühlte, trat ganz von selbst für das Land der Morgenfrische ein und schickte ihm Truppen zu Hilfe. Sechs Jahre nach ihrem Eindringen wurden die Japaner aus der Halbinsel wieder herausgeschlagen.

Durch den Krieg von 1894, die Ermordung der koreanischen Königin 1896, die neuerliche Besetzung und Ausbeutung des Landes seit 1904 machten sich die Inselleute nicht beliebter. Heißer, haushoher Zorn lodert bei den Patrioten gegen jeden Japaner auf und gegen jeden Koreaner, der wirklich oder angeblich japanische Politik treibt. So ist die Ermordung Itos, so des Ministers Ji zu erklären. Wirth.

* * *

Schilda-Rüdesheim.

Gibt es einen Menschen — nein, das ist zuviel gesagt — gibt es einen Deutschen, der Rüdesheim nicht kennt? Nein, ein so gottverlassenes Geschöpf existiert nicht. Kann Rüdesheim mit einem andern Orte verwechselt werden? Unmöglich. Vielleicht, daß es noch irgendwo auf der Welt eine menschliche Ansiedlung gibt, die sich erdreistet, den erlauchten Namen zu führen, außer dem Ortslexikon und etwelchen Postbeamten weiß kein Sterblicher von ihr. Und doch muß die Verwechslung zwischen dem berühmten Rüdesheim und dem unbekannten viel näher liegen, als man denkt. Neulich bestellte eine Firma in dem gleichfalls notablen Geisenheim bei der Stadtverwaltung von Rüdesheim eine Quantität Gaskoks. Die Postkarte kam aber zurück, denn die Stadtverwaltung hatte die Annahme verweigert, „weil", so stand ausdrücklich als Grund angegeben, „die nähere Bezeichnung des Bestimmungsortes (Rh.) fehlt". Nun könnte man ja der billigen Witze über diese geniale Handhabung der Geschäfte genug machen, aber besser sind vielleicht ein paar ernste Worte. Nämlich, daß der Bureaukratismus in der Staatsverwaltung ein abscheuliches und lächerliches Ding ist, in der städtischen aber, die doch eine Selbstverwaltung ist, noch abscheulicher und lächerlicher berührt. Freilich, die Lächerlichkeit überwiegt, und deshalb wäre es gut, wenn Rüdesheim, um ja nicht verwechselt zu werden, von nun an statt des leicht zu übersehenden Zusatzes Rh. den Doppelnamen Schilda-Rüdesheim führte. Dr. M. P.

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Bruno Wille: Die Abendburg. Chronika eines Goldsuchers in zwölf Abenteuern. Verlag von Eugen Diederichs (Jena). Preis: geh. Mk. 5.—.

Walter Heichen: Auf See und in Kamerun. Ein Buch für die deutsche Jugend. Phönix-Verlag (Kattowitz). Preis: geb. Mk. 4.50.

René Ghil: Oeuvre: I. Teil IV. Buch: L'Ordre altruiste. Verlag von L. Vanier (A. Messein Nachf.) (Paris). Preis: geh. Mk. 2.80.

A. Oscar Klaußmann: Abenteuer der Luft in Ballon und Flugmaschine. Phönixverlag Siwinna (Kattowitz). Preis: geb. Mk. 4.—.

Chr. D. Pflaum: Die Poetik der deutschen Romantiker. Verlag Deutscher Schriftenverlag (Berlin). Preis: geh. Mk. 2.50.

Wilhelm Arminius: Die Goethe-Eichstädts. Weimarer Roman aus der Gegenwart. Verlag von B. Elischer Nachf. (Leipzig). Preis: geh. Mk. 4.—.

Anna Klie: Goldene Flügel. Märchen und Skizzen. Heckners Verlag (Wolfenbüttel). Preis: geh. Mk. 1.50.

Helene Christaller: Ruths Ehe. Roman. Verlag von Friedrich Reinhardt (Basel). Preis: geh. Mk. 4.—.

Vollständiger Geschäftskalender für 1910. Verlag von J. E. v. Seidel (Sulzbach i. O.). Preis: Mk. 1.—.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

N.P.G.

Vornehmer, wohlfeiler

Wandschmuck

sind Bromsilber-Photos der Neuen Photographischen Gesellschaft, Aktiengesellschaft, Steglitz 181 · Enorme Auswahl von Gemälden und Skulpturen klassischer und moderner Kunst · Illustrierte Prospekte stehen gern zur Verfügung

Amateur-Photographen

verlangen unsere Gesamtpreisliste über Photopapiere und Probehefte der Zeitschrift «Das Bild» gratis

N.P.G.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.: Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

WERKSTÄTTEN F...
HANDWERKSKU...
OTTO ERDMANN JUN...
BERLIN S.W. 61...
TEMPELHOFERUFER...

Autore...

verlangen vor Drucklegung ... Werke im eigens en Interess... Konditionen des alten bewä... Buchverlags sub. B L. 190 bei... Haasenstein & Vogler A.G., Le...

Bücher Katalo...

über interessante, hochwichtig... und belehrende Bücher versend... an jedermann gratis und frank... Reform-Verlag Fr. Schneide... Halle a. S. 115, Zwingerstr. ...

Vereinigung: Die Wissenschaft für Alle

Die Vereinigung bezweckt Wißbegierigen und Bildungsbedürftigen aus allen Kreisen des deutsch... Volkes auf billigstem Wege Gelegenheit zu geben, ihr Wissen zu erweitern und ihre Bildung zu vertiefen.

Zu einem **Mitgliedsbeitrag von Mark 1.50 vierteljährlich** erhalten die Mitglied...

1. die Halbmonatsschrift **„Das Wissen"**, und
2. zwei Bände der **„Bücher des Wissens"** (Ladenpreis à 50 Pfg.); sie haben
3. freien Zutritt oder Eintritt zu ermäßigten Preisen zu den von der Vereinigung bezeichneten Vorträgen, und ferner hat jedes Mitglied das Recht,
4. sechs weitere Bände der **„Bücher des Wissens"** vierteljährlich nach eigener Wahl zum Vorzugspreis von je 30 Pfg. (statt des Ladenpreises von je 50 Pfg.) zu beziehen. — Erschienen sind bis Anfang 1910 140 Bände „Bücher des Wissens". Außerdem sind die Mitglied... berechtigt
5. zum Bezuge der von der Vereinigung in jedem Jahr... neu erworbenen Bücher zum Vorzugspreis für Mi... glieder und
6. zur Inanspruchnahme des Fragekastens und Sprech... saales der Halbmonatsschrift **„Das Wissen"**.

Für Nichtmitglieder der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle" kostet die Zeitschrift „Das Wissen" jährlich Mk. 7.20 und jedes Exemplar der „Bücher des Wissens" 50 Pfg., zusammen jährlich Mk. 11.20. Mitglieder genießen daher, abgesehen von den übrigen Rechten, eine

Preisermässigung von Mark 5.20 jährlich.

Mitglied der Vereinigung kann jedermann werden, der Eintritt jederzeit erfolgen. Alle Buchhandlungen sowie die Geschäftsstelle der Vereinigung nehmen Anmeldungen entgegen. Der Mitgliedsbeitrag Mk. 1.5... ist vierteljährlich im Voraus zahlbar. Weitere Pflichten übernehmen die Mitglieder nicht. Probe... nummern der Halbmonatsschrift „Das Wissen" und Satzungen der Vereinigung kostenlos von de...

Geschäftsstelle der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle"
(Hermann Hillger Verlag)
Berlin W. 9, Potsdamerstr. 124.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Mießler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 3. Berlin, den 15. Januar 1910. 39. Jahrgang Band 77.

Wichtige Verkehrsfragen im deutschen Südsee-Gebiet.

Von Oberleutnant a. D. K. Solff, Ingenieur (Steglitz).

Nachdem der Anfang 1908 in der „Gegenwart“ zuerst angeregte und ausführlich begründete Vorschlag, zur bessern Verbindung unsrer afrikanischen Kolonien unter sich und mit dem Mutterlande das jüngste der modernen Nachrichtenmittel, die drahtlose Telegraphie, zu verwenden, auf guten Boden gefallen ist und infolge lebhafter Förderung durch die dabei interessierten Staatsbehörden seiner baldigen Verwirklichung entgegensieht, ist die gleiche Frage für den in verkehrstechnischer Beziehung bisher höchst stiefmütterlich behandelten deutschen Besitz in der Südsee allmählich ebenfalls akut geworden.

Betrachten wir zunächst einmal die Kolonie Deutsch-Neu-Guinea, die mit dem Bismarck-Archipel, den Karolinen und Marianen zu einem Gouvernements-Bezirk vereinigt ist, so haben wir hier ein Inselgebiet vor uns, das, von dem geschlossenen Areal des Kaiser-Wilhelms-Landes abgesehen, etwa der Größe des Königreichs Bayern entspricht, sich dabei aber über eine Kreisfläche von ca. 3500 km Durchmesser verteilt. Von diesem gewaltigen Gebiet ist bisher nur die nahe der Peripherie liegende Karolineninsel Jap durch ein von der Deutsch-Niederländischen Telegraphengesellschaft verlegtes Seekabel mit Menado auf Celebes, Schanghai und der amerikanischen Marianeninsel Guam verbunden und damit an das allgemeine Weltkabelnetz angeschlossen. Von Jap aus müssen Telegramme nach andern Punkten des deutschen Schutzgebiets, so u. a. auch nach dem Sitz des Gouvernements Herbertshöhe auf Neu-Pommern, durch Schiffsgelegenheit befördert werden, was unter Umständen Wochen in Anspruch nimmt. Wie sehr durch diesen Mangel an Verkehrsmitteln nicht nur die kommerzielle Entwicklung, sondern auch die einheitliche Verwaltung des Bezirks erschwert wird, zeigt u. a. der Umstand, daß die Meldung von den im Juli 1908 auf Ponape ausgebrochenen Eingeborenen-Unruhen den Gouverneur erst nach zwei Monaten erreichte.

Der deutschen Privatindustrie gebührt ein hohes Lob dafür, daß sie in tatkräftiger Initiative zuerst den Weg beschritten hat, auf dem dieser Mangel am einfachsten zu beheben ist. Die deutsche Südsee-Phosphat-Gesellschaft (Bremen), die eine Konzession zur Ausbeutung der wertvollen Phosphatlager auf der Insel Angaur der Palau-Gruppe besitzt, hat aus eignen Mitteln durch die Deutsche Gesellschaft für drahtlose Telegraphie (Berlin) zwei Funkentelegraphen-Stationen errichten lassen, die Angaur mit Jap verbinden, und somit die Palau-Inseln an das Weltkabelnetz anschließen. Die Eröffnung dieser Linie, die eine Strecke von ca. 500 km überbrückt, hat Ende 1909 stattgefunden. Auf Veranlassung der deutschen Reichspostverwaltung ist die Station auf Jap so eingerichtet worden, daß ihr Wirkungsbereich jederzeit beliebig vergrößert werden kann. Es ist hier also der Grundstein gelegt zu einem Funkentelegraphennetz, das sich mit relativ geringen Mitteln über den ganzen Bezirk des Gouvernements von Neu-Guinea mit Einschluß der Marschall-Inseln ausdehnen ließe.

Die Subvention, die das Deutsche Reich der Deutsch-Niederländischen Telegraphengesellschaft für den Ausbau der oben erwähnten Kabellinien Menado—Jap—Schanghai und Jap—Guam bewilligt hat, beträgt 1 900 000 Mk. Für etwa die Hälfte dieser Summe ließe sich bereits ein Funkentelegraphennetz schaffen, das die wichtigsten Handelszentren und Sitze der Bezirksämter: Jap (Westkarolinen), Ponape (Ostkarolinen), Jaluit (Marschall-Inseln), Herbertshöhe (Bismarck-Archipel) und Friedrich-Wilhelm-Hafen (Kaiser-Wilhelms-Land) unter sich verbindet und über Jap an das Weltkabelnetz anschließt. Die hier in Betracht kommenden größten Entfernungen betragen zirka 2000 km, was etwa der Reichweite unsrer Reichsfunkenstation Norddeich bei Norden entspricht.

Von Herbertshöhe aus wäre dann auch Samoa mit den heutigen Mitteln der Funkentelegraphentechnik erreichbar. Die Entfernung zwischen beiden Punkten beträgt ca. 4000 km in der Luftlinie, das sind 1000 km weniger, als die Strecke Berlin-Kamerun, die, wie die neusten Erfolge der Station Nauen der Gesellschaft „Telefunken“ gezeigt haben, mit den in der Praxis er-

Digitized by Google

probten Mitteln bereits überbrückt werden kann. Selbst einschließlich der beiden für diese Linie erforderlichen Großstationen würde das Anlage- und Betriebskapital für ein den gesamten deutschen Besitz in der Südsee umschließendes Funkentelegraphennetz noch nicht die Höhe der oben genannten, an die Kabel-Gesellschaft gezahlten staatlichen Subvention erreichen.

Samoa, „die Perle der Südsee", das seit seiner Besitzergreifung keinen Reichszuschuß erfordert hat, und dessen kommerzielle Entwicklung sich dauernd in aufsteigender Linie bewegt, bedarf infolge seiner isolierten Lage inmitten der englischen Interessensphäre in erster Linie einer engern Verbindung mit dem Mutterland. Bereits 1905 hatte sein rühriger Gouverneur den Plan angeregt, Samoa mit den nur 1000 km entfernten englischen Fidschi-Inseln funkentelegraphisch zu verbinden, um so Anschluß an das dort landende allbritische Pacific-Kabel zu erreichen. Leider blieben seine dahingehenden Bemühungen bisher ohne Erfolg. Inzwischen ist man uns von englischer Seite auch hierin wieder zuvorgekommen. Ein weit ausschauender Plan ist bereits angenommen und in seinen Grundzügen festgelegt, der, falls wir nicht schleunigst Gegenmaßregeln ergreifen, uns ebenso, wie das bei den Kabelverbindungen überall der Fall ist, auch in der Frage der funkentelegraphischen Verbindung mit unsern Südsee-Kolonien vom guten Willen Englands abhängig macht. In Melbourne tagte Ende 1909 eine aus Vertretern aller australischen Staaten und der englischen Kronkolonien in der Südsee zusammengesetzte Konferenz, die über die Errichtung drahtloser Stationen zum engeren Anschluß aller britischen Besitzungen im Stillen Ozean an die „Commonwealth of Australia" beriet. Eine zu diesem Zweck gegründete Gesellschaft, die „Pacific-Islands-Radiotelegraphie-Co.", die mit der englischen Marconi-Gesellschaft in engster Fühlung steht, ist von dieser Konferenz mit der Ausarbeitung eines Radialsystems von Funkenstationen betraut worden, das alle einigermaßen wichtigen Länder und Inselgruppen Ozeaniens umschließt. Das vorläufige, zur Erledigung der nötigen Vorarbeiten erforderliche Anlagekapital wurde auf 1 500 000 Mk. normiert und unter lebhafter Beteiligung der interessierten englischen Handelsgesellschaften voll gezeichnet.

Einige grundsätzliche Bestimmungen aus den Beschlüssen dieser Konferenz sind für uns Deutsche besonders beachtenswert. Zunächst soll das geplante Netz auch in die deutschen Interessensphären der Karolinen, des Bismarck-Archipels und Samoas hinübergreifen, wobei ausdrücklich betont wird, daß die Stationen auch Telegramme andrer bewährter Funkentelegraphensysteme, z. B. des deutschen, aufzunehmen und zu beantworten verpflichtet seien. Nach den Beschlüssen der berliner internationalen Telegraphen-Konferenz vom Jahre 1906, denen sich auch die englische Regierung angeschlossen hat, ist das eigentlich selbstverständlich. Immerhin sieht es gegenüber dem Verhalten der Markonigesellschaft, die diese Beschlüsse für die von ihr gebauten und betriebenen Stationen, zu denen leider auch die Schiffsstationen des Norddeutschen Lloyd und der „Hapag" gehören, gestützt auf ihre bis 1915 laufenden Verträge nicht anerkannt hat, wie ein Entgegenkommen aus. Der Pferdefuß hinkt aber nach! — Es wurde nämlich weiterhin ausdrücklich bestimmt, daß alle Stationen britisches Eigentum bleiben und für Reichsverteidigungszwecke besondern Bestimmungen unterliegen. Das heißt also: im Kriegsfalle verfügt England nach Gutdünken über die Verbindungen unsrer Kolonien mit dem Mutterlande. Daß dies keine befriedigende Lösung der deutschen Verkehrsinteressen bedeutet, liegt wohl auf der Hand. Es gibt nur einen Weg, uns der auch hier wieder merkbaren englischen Einkreisungspolitik zu entziehen, und das ist die Schaffung eines rein deutschen Funkenstationsnetzes nach den oben erläuterten Gesichtspunkten.

Nun ist es ja freilich eine undankbare Aufgabe, in dieser Periode stetig wachsenden Steuerdrucks, da zudem durch Luft- und Flugschiffahrt das öffentliche Interesse und der private Geldbeutel in weitestem Maße in Anspruch genommen wird, für eine Idee zu werben, die wieder nur neue Geldopfer zu verlangen scheint. In dem im Heft 13 und 14 des Jahrgangs 1908 dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz: „Die Bedeutung der drahtlosen Telegraphie für die Entwicklung unsrer Kolonien" ist aber an der Hand praktischer Erfahrungen und eines reichen statistischen Materials bereits nachgewiesen worden, daß drahtlose Verbindungen, im Gegensatz zu den teuren Kabellinien, sich auch schon bei verhältnismäßig schwachem Verkehr selbst zu erhalten und sogar einen Gewinn abzuwerfen vermögen. Es ist also kein Wechsel auf die ferne Zukunft, wenn wir unser Kapital in solchen Anlagen festlegen. Hier bietet sich deutschem Unternehmergeist ein neues Feld der Betätigung, das bei entsprechender staatlicher Unterstützung nicht nur die rein ideale Förderung nationaler Interessen, sondern auch baldigen realen Gewinn verheißt.

Deutschfeindliche Russenfreundschaften.

Von Otto Corbach (Charlottenburg).

Was mögen sich wohl moderne Asiaten denken, die den Gang der politischen Ereignisse in Europa verfolgen können? Wenn sie beobachten, wie dasselbe Rußland, das im Kriege mit Japan eine Reihe schmachvoller Niederlagen erlitt und

Digitized by Google

nur durch die Gunst mächtiger Freunde vor zugleich demütigenden und kostspieligen Friedensbedingungen bewahrt blieb, heute wieder von vielen Seiten umworben wird? Vor dem russisch-japanischen Kriege sah man in Asien außerhalb Japans russische Dinge meist durch europäische Brillen und darum stark vergrößert. Man gewahrte, wie nichtrussische Europäer eine gewisse abergläubische Scheu vor dem riesigen russischen Reiche hegten, und wie die Engländer in ständiger Sorge vor russischen Angriffen auf ihren asiatischen Besitzungen lebten und die englische Diplomatie bei allen Auseinandersetzungen mit Rußland aus Befangenheit und Mangel an Entschiedenheit den Kürzeren zog. Kein Wunder, wenn der russische Einfluß in Süd- und Mittelasien und in ganz Nordchina unaufhaltsam und ohne ernsthaftem Widerstand zu begegnen, vordrang. Nur die Japaner hatten mit unbefangenen Augen ausgekundschaftet, daß der russische Koloß immer noch, wie zur Zeit des Krimkrieges, tönerne Füße hatte. Sie führten schon ihren Krieg mit China nur deshalb, um dem unentschiedenen Zuschauen Chinas gegenüber dem brutalen Vordringen Rußlands ein Ende zu bereiten. Die Einmischung der drei Mächte Rußland, Deutschland und Frankreich vereitelte das und machte den späteren Kampf mit Rußland selbst notwendig. Dessen Verlauf hat aber den Asiaten gründlich die Augen über Rußland geöffnet. Überall findet es heute offenen Widerstand und nirgends gelingt ihm mehr etwas. Die neuern chinesisch-russischen Verhandlungen bilden eine Kette von Demütigungen für Rußland, und was erst die japanisch-russischen Erörterungen anlangt, so sprechen die fortwährenden Befürchtungen erneuter ostasiatischer Verwicklungen, die in der russischen Presse laut werden, in dieser Hinsicht Bände.

Wie anders sieht es um die Lage der Russen in Europa aus: Gewiß, eine Zeitlang schien es, als fühle sich Europa glücklich, durch die Japaner vom russischen Alb befreit worden zu sein, und besäße auch die Kraft, sich ganz von russischer Bevormundung loszusagen. Der Druck, den die Anmaßung Rußlands, die europäische Vormacht zu bedeuten, auf die übrigen Nationen ausübte, verursachte eine allgemeine Stagnation im politischen Leben. Es geschah nichts mehr, weil man sich aus uneingestandener Furcht vor Rußland nichts zu unternehmen getraute, und weil Rußland, um Zeit zu gewinnen, seine Kräfte für eine Betätigung seines Ausdehnungsdranges auf umstrittenen Gebieten zu sammeln, nichts geschehen lassen wollte. Die beiden Pole, um die sich die europäische Diplomatie gleichförmig drehte, hießen Aufrechterhaltung des status quo und Nichteinmischung in die innern Angelegenheiten eines fremden Staates.

Fast alles, was seit dem Frieden von Portsmouth im Bereiche der europäischen Politik geschah, wäre vor dem russisch-japanischen Kriege zwar denkbar, aber, weil man Rußlands Macht gewaltig überschätzte und die Entschlossenheit, ihm ernsthaft die Stirn zu bieten, nirgends vorhanden war, nicht möglich gewesen. Das Gefühl, daß das geschwächte Rußland mehr auf französische Freundschaft angewiesen sei, als umgekehrt Frankreich auf russische Freundschaft, gab der französischen Regierung den Mut, die Entente cordiale mit England einzugehen, und das gewaltig anwachsende Ansehen Englands machte wiederum die völlige Trennung vom Papsttum erst begreiflich. Norwegen hätte sich vor dem Kriege nie getraut, die Union mit Schweden zu kündigen. Die deutsche Diplomatie hätte kaum je in der Marokkopolitik jene plötzliche Schwenkung vollzogen, die den Sturz Delcassés und die Konferenz in Algesiras herbeiführte, wenn sie nicht nach der Schlacht bei Tsuschima den Rücken frei gefühlt haben würde. Der Sturz Abdul Hamids durch die Jungtürken war auch nur denkbar, weil sich diese vor den Russen sicher fühlten, und nur die mangelnde Kriegsbereitschaft Rußlands ließ Fürst Ferdinand König der Bulgaren und Kaiser Franz Joseph Suverän von Bosnien und der Herzegowina werden.

Nun bringen es aber die geographischen Verhältnisse mit sich, daß der Einfluß Deutschlands auf dem europäischen Festlande, wenn nichts dagegen unternommen wird, in dem Maße zunehmen muß, wie der russische schwindet. Für das Schicksal der europäischen Kultur könnte das auf die Dauer kein Nachteil sein; denn was man auch im Auslande von den reaktionären Eigenschaften des deutschen Staatswesens reden mag, dem russischen ist es allemal vorzuziehen, und dann hat die innerpolitische Entwicklung Deutschlands seit dem ostasiatischen Kriege gelehrt, daß die Tage des reaktionären konservativ-klerikalen Regimes im Preußen-Deutschland gezählt sind. Aber in England und Frankreich, unter den Slaven Österreichs und jetzt im Dreibundstaate Italien ist das Deutschtum gehaßt und gefürchtet und will man lieber dem kulturfeindlichen Zarenstaate wieder zur Macht verhelfen, als den Einfluß Deutschlands noch weiter anwachsen lassen. Nachdem französische Milliarden die Petersburger Regierung soviele Jahrzehnte in den Stand setzte, das eigne Volk in drückendster Knechtschaft zu erhalten, vermag das Pumpgenie der russischen Staatskunst jetzt auch aus der englischen Furcht vor Deutschland Kapital zu schlagen. Die Entwicklung, die die Dinge in Rußland seit dem Kriege genommen haben, können die englische Russenfreundschaft nicht im geringsten erklären. Die Duma ist mehr als ein Zerrbild von einem Parlament und immer noch fast ohne jeden wirklichen politischen Einfluß. Die Reaktion ist heute schlimmer und grausamer als je, und die wirtschaftlichen Zustände im Zarenreiche waren noch zu keiner Zeit trost- und hoffnungsloser wie gegen-

Digitized by Google

wärtig. Und nur deshalb kann die Regierung des Zaren das russische Volk planmäßig ausplündern, weil ihr die biederen kultivierten Westeuropäer immer noch unbegrenzten Kredit bewilligen; die Zinsen, die für den Dienst der Anleihen aufgebracht werden müssen, lassen sich dem Muschik allemal noch ausprügeln. Und zu den alten Freunden kommen immer neue. Vor dem russisch-japanischen Kriege gab es nur ein russisch-französisches Bündnis. Heute gibt es außerdem eine englisch-russische und jetzt obendrein noch eine italienisch-russische Entente, und die Slaven Österreichs gebärdeten sich noch niemals zarenfreundlicher als seit dem kläglichen Zusammenbruch der Russenherrlichkeit in Asien.

Einer kurzen Zeitspanne politischer Veränderungen und politischen Fortschritts in Europa folgt wieder eine Zeit langweiliger Stagnation unter russischer Vormundschaft. Rußland muß sich erholen, Kräfte sammeln, bis es wieder auf Eroberungen und Beute ausgehen kann. Inzwischen müssen die Kabinette in Schlaf gesungen werden: Europa hat Ruh, und wenn Europa Ruhe hat, so hat Europa Ruh.

Wie die „andre Hälfte" lebt.

Eine „Kultur"-Studie aus dem Themsebabel.

Von **Leopold Katscher.**

II.

Wir haben uns bemüht, den Lesern ein Bild jener Armen zu entwerfen, die, obgleich an Körper und Seele gebrochen, doch wenigstens ein schützendes Dach haben. Aber es gibt in der Fünfmillionenstadt noch unglücklichere Geschöpfe, solche, die nicht die Wohltat eines eignen Heims genießen und daher angewiesen sind, ihr Haupt auf einer Bank in Regents-Park, unter Brückenpfeilern, Torwegen &c. zu betten, wenn sie die 3—4 Pence, die sie dem „Deppity"*) eines Common Lodging-House für die Nachtherberge zahlen müssen, tagsüber nicht verdienen können. Dantes Hölle mit all ihren Qualen mag ein angenehmer Aufenthaltsort sein im Vergleich zu einer solcher Schlafherberge im Ostende, in der die Hefe der menschlichen Gesellschaft ihre Nächte zubringt. „Hefe der Gesellschaft" sage ich — das ist nicht ganz richtig, denn nicht nur Arbeitsscheue und Verbrecher findet man dort, wie oft irrtümlich vorausgesetzt wird, sondern auch einen großen Prozentsatz solcher, die bessere Tage gesehen: tüchtige Handwerker, die infolge schlechten Geschäftsganges brotlos geworden, unvorsichtige Ausländer, welche die Jagd nach Gold in die Themse-Metropole verschlägt, Advokaten, Ärzte, Künstler, die dem Kampf ums Dasein nicht gewachsen waren.

Howard J. Goldsmid, der vor einigen Jahren den Mut und die Selbstüberwindung hatte — denn beides gehört dazu — die Common Lodging Houses aus eigener Anschauung kennen zu lernen, schildert diese in seinem Buche „Dottings of a Dosser, Enthüllungen über das innere Leben und Treiben in den niedrigen Londoner Schlafhäusern". Man glaubt einen entsetzlichen Hintertreppenroman zu lesen, und doch beruhen alle Daten auf strenger Wahrheit. Wenn der Leser das Gruseln lernen will, wolle er uns an der Hand unsres Gewährsmannes in eines der „besten" Common Lodging Houses, „Beehive" (Bienenstock) genannt, begleiten.

Bevor Goldsmid seine Studienreise antrat, suchte er sein Äußeres so viel als möglich demjenigen seiner zukünftigen Genossen ähnlich zu machen. „Ich bin überzeugt, meine eigne Mutter hätte mich in dem zerlumpten, unordentlichen Aufzug nicht erkannt."

Ein enger, schmutziger Korridor führt in das Innere des „Beehive". An der Tür steht eine alte Hexe als Cerberus, und erst nachdem man vier Pence bezahlt und dafür ein fettiges Stück Papier in Empfang genommen, auf dem z. B. geschrieben steht: Sat. 259 p. — zu deutsch: „Sonnabend, Bettnummer 259 bezahlt" — wird man eingelassen. Das sogenannte „Lesezimmer" ist vollständig dunkel und fast niemals besucht. „Man nennt es Lesezimmer, weil man darin nichts zu lesen findet", meinte ein Witzbold. Von dort führt eine Tür in die „Küche", dem Versammlungsorte der „Dosser". Man könnte sie mit mehr Berechtigung ein Rattenloch nennen, so dunkel, niedrig, schlecht ventiliert und ungesund ist sie. Einige rohgezimmerte Bänke und Tische stehen umher; an den beiden Längsseiten der rauchgeschwärzten Wände befinden sich Kamine, in denen ein kleines Feuer brennt. Die Anwesenden sind: Dockarbeiter, Taschendiebe, Straßenkehrer, Streichhölzchenverkäufer u. dgl. Es ist noch früh und der Raum nicht überfüllt; der Teekessel brodelt auf dem Feuer; die Benützung des kochenden Wassers ist in den vier Pence mit inbegriffen. Das ganze Gemach strotzt von Schmutz, die Luft ist schon jetzt erstickend. Kein Landwirt würde seine Schweine in einem so gesundheitsschädlichen Raum unterbringen .... Die Konversation entspricht ihm; man hört Redensarten und Flüche, die einem das Haar zu Berge steigen machen. Es kommen immer neue Gäste, die ihr mitgebrachtes kärgliches Mahl verzehren; der Geruch von gebratenen Heringen, Speck und allerlei Spirituosen trägt nicht zur Verbesserung der Atmosphäre bei. Mr. Bluegown, dessen Gunst ich mir durch eine Flasche Bier erworben, stellt mich besonders interessanten Persönlichkeiten vor, wie dem „Red John", einem geschickten Einbrecher, der

*) Deputy — im Volksjargon „Deppity" — ist der Pächter eines Common Lodging House, also ein Schlafstellenvermittler.

Digitized by Google

der Polizei viel zu schaffen macht; dem Bull-head, einem Taschendieb, der eine besondere Art hat, Taschenuhren zu ziehen, dem „Peer of England“, einem greisen Streichhölzchenverkäufer und einstigem Landedelmann. Bluegown ist seit Jahren ständiger Gast hier und verdient sich sein täglich Brot durch das Waschen von Hemden der Besucher des Hauses. Er läßt sich vier Pence fürs Stück bezahlen. Um 12 Uhr nachts ist es in der Küche kaum mehr zum aushalten. Die Atmosphäre wird immer dicker, die Flüche werden immer derber, bis sich die Leute schließlich in ihre Schlafkammern zurückziehen. Aber welche Szenen bieten sich erst hier! Die Räume sind noch schlechter ventiliert, die schmalen Bettstellen stehen so dicht nebeneinander, daß ein Mann kaum dazwischen stehen kann. An den Wänden hängen die polizeilichen Verordnungen, welche besagen, wieviele Betten in einem Zimmer stehen dürfen u. dergl. mehr. Alle Schläfer gebrauchen die Vorsicht, ihre Kleider unter das Kissen zu legen. Die Bettlaken, die schmutzige Decke und die Kissen weisen in einer Ecke die Inschrift auf: „Gestohlen aus J. Smith's Beehive Chambers Brick Lane.“ Halb und ganz betrunkene Männer füllen den Raum; die Ausdünstungen und das überlaute Schnarchen machen den Aufenthalt fast unerträglich. „Ich weiß nicht, was auf meine Sinne ekelerregender wirkte. Die ganz nackten Menschen, die ihr einziges Hemde während der Nacht von Bluegown reinigen ließen und sich unruhig auf den von Ungeziefer wimmelnden Betten wälzten, oder diejenigen, die in schmutzstarrender, in allen Farben des Regenbogens geflickter Wäsche dalagen. Es war ein jammervoller, entsetzlicher Anblick! Von Schlaf, wirklichem Schlaf keine Rede! Nach etwa einstündigem, unruhigem, von bösen Träumen gequältem Schlummer wachte ich auf und beeilte mich in meine Kleider zu schlüpfen, um in die erfrischende Nachtluft zu kommen, die meinem fieberheißen, von Insekten arg zugerichteten Körper eine unaussprechliche Linderung brachte.“

Worte vermögen nicht die Verkommenheit und Armut zu schildern, die in Flower und Dean Street (Spitalfield) herrschen. Es ist eine der schlimmsten Straßen des Ostends, und die Bewohner sind ihrer würdig. Trotzdem Goldsmid vorher schon ein halbes Dutzend „Lodging Houses“ besucht hatte und vor nichts mehr zurückzuschrecken glaubte, kostete es ihm eine große Überwindung, einen Teil der Nacht im „Little Wonder“, das in oben genannter Straße zu finden ist, zuzubringen. Der Name hat seine Berechtigung, denn es ist wirklich ein „kleines Wunder“ an Schmutz und üblen Gerüchen, an Armut und Verkommenheit seiner Gäste, die sich einer Sprache und eines Benehmens befleißigen, wie man dergleichen sonst wohl nirgends begegnet; du lieber Himmel, was für Männlein und Weiblein kommen hier zusammen!

Ein Mann mit einem ungefähr zweijährigen schlafenden Kinde im Arm tritt in die „Küche“ ein; draußen tobt der Sturm und bindfadendick fällt der Regen zur Erde. Er sieht oft erwartungsvoll nach der Tür, endlich erscheint ein abgezehrtes, geisterhaftes Weib, ein wenige Monate altes Kind fest an die Brust gedrückt. Beide sind bis auf die Haut durchnäßt und zittern vor Kälte.

„Bringst du?“ fragt der Mann gespannt.

„Gar nichts. Meine Schwester hat ihr letztes Kleid versetzt, um Milch für ihr krankes Baby zu kaufen, und auch Bob konnte mir nichts leihen, sein Wirt hat ihn gepfändet.“

Ohne ein Wort zu sagen, nahm der Mann den schlafenden Jungen und schritt zur Tür. Die Frau folgte ihm schweren Herzens. Ein etwa 16jähriges, in dünne Fähnchen gekleidetes Mädchen, das, wenn der Hunger es nicht so sehr entstellt hätte, hübsch gewesen wäre, kauerte in der Nähe derselben. Das nasse Kleid der armen Frau streifte ihre halbnackten Beine, sie sprang auf und reichte dieser ihre letzten vier Pence. „Die armen Kinder sollen nicht in die grausige Nacht hinaus; bleiben Sie mit ihnen hier; ich werde schon unter einem Brückenpfeiler Schutz finden.“ Nur zögernd wurde das Opfer angenommen.

„Bravo! Rebekka, du bist ein Goldkind! Ein Engel!“ ertönte es im Kreise.

„Die Würmchen müssen sich draußen den Tod holen!“ Der Wirt stand gleichmütig dabei, ohne dem mitleidigen Mädchen zu gestatten, die Nacht in seinem Hause zu verbringen.

Derartige Szenen kommen leider nicht so oft vor, wie Schlägereien und Zänkereien zwischen den Megären, welche die „Küchen“, wie der Fachausdruck für das gemeinsame Zimmer lautet, überfüllen.

Der Mittellosen liebste Ruhestätte sind die Parks und ihre besten Freunde die Polizeimänner, unter deren hartem Äußeren oft ein mitleidiges Herz schlägt. Diese drücken, soweit es ihre Pflicht gestattet, ein und auch beide Augen zu und vermeiden es, an den versteckten Bänken, die den Obdachlosen als Schlafstellen dienen, vorbeizukommen. Die Stufen vor den Haustüren in der Thrawel-, der Flower- and Dean- und der Dorsetstraße sind Nacht für Nacht mit Schlafenden überfüllt. Auch sieht man unzählige Leute mit übernächtigen Gesichtern und vor Müdigkeit halbgeschlossenen Augen diese Straßen auf und ab gehen; viele verdienen zwar kein Mitleid, aber andre wieder sind unverschuldet ins Elend gekommen.

Als ich einmal nach Mitternacht aus einer Gesellschaft heimkehrte, führte mich mein Weg über „Primrosa-hill — einem im Nordwesten Londons gelegenen hügeligen Kinderspielplatz — an einer Bank vorüber, auf der ein etwa 20jähriges abgemagertes Mädchen zusammengekauert saß und bitterlich weinte. Auf mein Befragen, was ihr

Digitized by Google

fehle, erzählte sie mir, daß sie seit zwei Tagen fast nichts gegessen und die dritte Nacht hier zubringe. Sie sei Hosennäherin, könne aber keine Arbeit finden; ihr letzter Arbeitgeber habe ihrer Ehre nachgestellt und sie entlassen, als sie seinen Wünschen nicht willfahrte.

Gibt es denn in London keine Asyle für Obdachlose, keine Armenhäuser? Gibt es keine Gesetze, die Schlafvermieter zwingen können, ihre Spelunken menschenwürdiger auszustatten und billiger zu vermieten? Doch! Aber die ersteren sind, trotzdem sie selbst von den Ärmsten nur im alleräußersten Notfalle aufgesucht werden — die Gründe zu erörtern, würde uns hier zu weit führen —, namentlich im Winter stets überfüllt. Auch der Gesetze gibt es eine Menge, aber sie sind teils veraltet, teils mangelhaft und werden außerdem von den Vermietern nicht befolgt.

„Der Pächter eines common lodginghouse oder sein Vertreter hat die Pflicht, jedem Polizeibeamten zu jeder Zeit den Eintritt in das Haus oder einen Teil desselben zu gestatten.“ Aber die Polizei hat schon ohne „die gemeinen Schlafhäuser“ genug zu tun und bekümmert sich daher leider sehr wenig um diese. Wäre es anders, dann hätte die vorstehende Bestimmung einen großen Nutzen; aber der ganze Zweck ist verfehlt, so lange die Inspektion stets am Tage stattfindet. Der Inspektor — ein Polizeikommissar — sieht die Zimmer, wenn sie leer und von den üblen Gerüchen der vorangegangenen Nacht einigermaßen gelüftet sind; er sieht, daß die kleinen Stuben voll Betten stehen, aber er sieht nicht die Insekten, die diese während der Nacht unerträglich machen. Er weiß, daß so und so viele Menschen in dem Raum schlafen werden, aber er weiß nicht oder will nicht wissen, welche Sorte von Menschen. Die Inspektion ist eine Komödie, denn die Pächter werden vorher avisiert, an welchem Tage und zu welcher Stunde der Beamte zu erscheinen gedenkt und richten sich danach. Die Kunden der Schlafstellen sagen es offen, daß die Polizeibeamten von den Pächtern bestochen werden.

Wenn typhöses Fieber oder eine andere ansteckende Krankheit die armen „dosser“ ans Bett fesselt, dann schreitet das Gesetz ein, aber nicht im Interesse der Erkrankten, sondern in dem des Publikums, und zwar desjenigen, das außerhalb des Ostens wohnt. „Der Pächter des Hauses muß sofort von der Erkrankung Anzeige erstatten, und zwar bei der Polizei, beim Armenarzt und beim Armenkommissär des Bezirks, in welchem das Haus steht. Die Polizei kann dann die Überführung des Patienten in ein Krankenhaus und die Vernichtung oder Desinfizierung des Bettes anordnen und dem Besitzer Entschädigung anbieten.“ Dies alles kann sie tun, wenn sie es für nötig erachtet. Zumeist tut sie es jedoch nicht. Die Klausel spricht nur von der erkrankten Person und verfügt nicht, daß das ganze Haus, in welchem oft über 50 Menschen übernachten, desinfiziert werde.

Viele Leser werden vielleicht der Ansicht sein, daß es für die Pächter kaum möglich wäre, ihre Häuser sauber und nett zu halten, da sie von ihren unsauberen Kunden besucht werden. Wir wollen jetzt wieder Goldsmid („Dottings“) sprechen lassen:

„Ich bin der festen Überzeugung, daß, wenn die Schlafhäuser reiner wären, ihre Besucher es bald auch würden, daß, wenn sie in denselben Licht, Luft und etwas Komfort fänden, sie nach und nach die Bierpaläste aufgäben. Man kann von Geschöpfen, die das unerbittliche Muß und die Gesetze verdammen, den schmutzigsten Tieren gleich zu vegetieren, nicht verlangen, daß sie sich wie gesittete Menschen benehmen. Man müßte sie allmählich gewöhnen, bessere Formen anzunehmen. Wäre es nicht möglich — in London, wo alles möglich ist —, Gesellschaften zu gründen, die die Schlafstellenpächter auskauften, die elenden Hütten niederrissen und an deren Stelle menschenwürdige Wohnungen für die „dossers“ bauten? Und zwar einfache, solide Häuser mit großen, luftigen und gut ventilierbaren Zimmern, Badeeinrichtungen und reinlichen, gut funktionierenden Klosetts? Die Möbel müssen sehr einfach, aber stark konstruiert sein. Auch wäre es wünschenswert, billiges, aber gesundes Essen zu verabreichen, damit die Leute auch ordentlich Nahrung zu sich nähmen. Das Unternehmen müßte als rein geschäftliches behandelt werden, denn es ist gegen die menschliche Natur, Wohltaten zu empfangen, die sie doch bezahlt. Würde sich dieses Unternehmen rentieren? Bestimmt. Die Gesellschaft könnte 10—12% Dividende bezahlen, und das wäre bei den heutigen Zeiten nicht zu verachten. Der Gewinn der Herbergenpächter ist riesig, die Ausgaben sind unbedeutend. Im „Beehive“ z. B. stehen 300 Betten, die ungefähr 35 Pfund Sterling wöchentlich einbringen, während die Ausgaben — nach Aussage des „Deputy“ — höchstens 15 Pfund Sterling ausmachen, es bleibt also ein Reingewinn von 20 Pfund Sterling!“

Warum sollte eine „Gesellschaft“ die „dossers“ nicht ebenso zur Reinlichkeit und Ordnung erziehen können, wie Octavia Hill ihre Mieter erzogen hat? Es bedarf dazu allerdings vieler Geduld und fester Hände, aber was kann man nicht bei gutem Willen erreichen? Es wäre den armen Leuten, die jahraus, jahrein sich abrackern, um das Schlafgeld zu verdienen, wahrlich zu gönnen, daß sie wenigstens reine Betten und gemütliche Räume fänden!! Sie bezahlen jetzt à Person 4 Pence die Nacht, für ein Doppelbett 8 Pence; macht 4 Schilling und 8 Pence für die Woche. Für dieses Geld könnten die Leute ja schon ein kleines möbliertes Zimmer mieten. Ja wohl, aber welcher Hausherr würde Mieter annehmen, die ihm gar keine Garantie zu bieten vermögen, die nichts besitzen, als die Lumpen, die sie am Leibe

Digitized by Google

tragen? Für diese Sorte Menschen, die so von der Hand in den Mund leben, nützen alle die „Idealstädte“ gar nichts, die von den verschiedenen philanthropischen Baugesellschaften in den südlichen und nördlichen Vorstädten Londons ins Leben gerufen worden sind. Die Cottages der „Gesellschaft für Handwerker-, Arbeiter- und andre Wohnungen“, die für je eine Familie bestimmt und vortrefflich eingerichtet sind, kosten jährlich von 312—624 Mark und bestehen aus sechs, vier und drei Zimmern, Küche, Waschküche usw. Zu jedem dieser Häuschen gehört ein Vorder- und Hintergärtchen. Die Gesellschaft besitzt drei „Estates“ mit über 4000 Häusern, und überall sind die Straßen breit und sauber. In den Fenstern sieht man wohlgepflegte Blumentöpfe. Auch für das geistige und religiöse Bedürfnis der Bewohner und für ihre Erholung im Freien wird reichlich gesorgt. Kirchen, Schulen, Lesezimmer, Versammlungsorte und öffentliche Gärten sind für sie errichtet worden, dagegen findet man nicht ein einziges Wirtshaus. Die gute Luft, die Reinlichkeit und die Enthaltsamkeit von geistigen Getränken bringen es schon mit sich, daß die Leute sich eines gewissen Grades von Wohlbehagen erfreuen. Und ähnliche Baugesellschaften gibt es, außer den bereits erwähnten, noch viele kleinere und größere. Doch sie alle sorgen nur für die besseren Handwerker und Arbeiter — und das ist allerdings schon sehr viel —, aber für die „dossers“ („Pennbrüder“) bleibt noch künftigen Menschenfreunden viel zu tun übrig. Wir wollen hoffen, daß Octavia Hill und ihre sich stets vergrößernde Schar von Helfern und Helferinnen imstande sind, das grenzenlose Elend zum Teil wenigstens zu lindern, und daß sich, durch ihr mutiges Beispiel angespornt, im In- und Auslande bald recht zahlreiche wackere Nachahmerinnen finden!

Von großer Bedeutung für die Lösung der Lodginghouse-Frage versprechen die fünf wohlfeilen und großartigen Ledigenheime zu werden, die seit einigen Jahren in London unter dem Namen „Rowton Houses“ von einer gemeinnützigen Gesellschaft in mustergültiger Weise und mit glänzendem Erfolg unterhalten werden.

Reise nach Süd-Frankreich.

Von **Ludwig Geiger** (Berlin).

II.

Zwischen diesen beiden Pyrenäenbädern hatte ein Besuch von Lourdes uns in andere Stimmung versetzt. Auch hier eine herrliche Natur: vom Calvarienberg ein weiter Blick ins Land, von den Kirchplätzen aus eine anmutige Aussicht auf den mit einer Burg gekrönten Hügel. Lourdes selbst braucht schwerlich beschrieben zu werden, den einen erscheint es als Stätte krassesten Aberglaubens, den andern als gnadenspendender Wallfahrtsort. Wer als Fremder den vielgenannten Ort kennen lernen will, wird, nachdem er durch die schmutzigen Gassen mit ihren sich schiebenden Menschenmassen gewandert, freudig enttäuscht, wenn er auf die heiteren Plätze gelangt, wo Bildsäulen des heiligen Michael und der Jungfrau stehen und durch die keineswegs düsteren, sondern hell blinkenden prächtigen Kirchen, die den Andächtigen zum Besuche laden. Sie sind angefüllt mit Stickereien, Danktafeln, Fahnen, Geschenken aller Art, zum Teil höchst kostbaren, durch die Geheilte oder deren Angehörige ihre Anerkennung für die gespendete Hilfe zum Ausdruck bringen. Über prächtige Treppen und Säulengänge führt der Weg zu der Quelle, wo die Jungfrau erschienen sein soll. Man schaut in die Bäder, in denen die Kranken Heilung suchen und nach ihrer Versicherung finden, man kommt an einem Bureau vorbei, in dem solche Heilungen konstatiert werden, an einem andern, in dem Messen verkauft und von wo aus, laut einem bestimmten Tarif, das heilkräftige Wasser versendet wird. Man betritt die Grotte selbst, die, erleuchtet von unzähligen Lichtern, vollgepfropft mit Krücken von Lahmen und Krüppeln, die gesunde Beine und aufrechte Gliedern wieder erhielten oder erhalten zu haben meinen. Man stolpert fast über Andächtige, die still und laut, geschäftsmäßig und von wahrer Andacht erfüllt, Gebete sprechen. Man sieht Frauen, die aus Körben Kinderschuhe entnehmen und mit ihnen die Wände abkratzen. An einer andern Stelle, an der wohl ein Dutzend Hähne das immer fließende Wasser spenden, füllen Männer und Frauen große und kleine Krüge, die sie ihren Lieben zur Erquickung und Genesung, oder sich selbst als Erinnerung mitnehmen an den Ort, der ihnen neue Gesundheit gab oder geben soll. Wilde Ausbrüche der Verzweiflung, verzückte Inbrunst glaubensstarker Fanatiker haben wir weder gesehen noch gehört; ein Pilgerzug aus Agen (die weiblichen und männlichen Mitglieder des Zuges trugen auf der Brust eine weiße Denkmünze am blauen Band, auf dem der Name der Stadt gedruckt war), der aus anständig gekleideten Leuten bestand, setzte sich aus äußerlich gesunden Männern, Frauen und Kindern zusammen, die, hätte man nicht ihre Denkmünze erblickt, den Eindruck harmloser, zum Teil etwas gelangweilter Spaziergänger machten. Wer selbst nicht an das Wunder glaubt, das viele glücklich macht und den geschickten Ausnutzern frommen Sehnens Millionen einbringt, kann leicht in polternde Entrüstung geraten; der fromme Betrachter mag sich von der Erhabenheit der Stätte durchschauert fühlen; wer kulturgeschichtlich zu schauen und zu denken gelernt hat, wird den Besuch dieser Stätte menschlicher Hilfsbedürftigkeit und frommen Wahns zu seinen lehrreichsten Erinnerungen zählen. Er wird vielleicht ein Lächeln

Digitized by Google

nicht unterdrücken, wenn er in unmittelbarer Nähe der heiligsten Plätze massenhafte, weithin lesbare Inschriften angebracht findet, in denen die Besucher zur Obacht auf ihre Portemonnaies aufgefordert werden, und wenn er vor dem Betreten jener zur Andacht geweihten Orte viele Verkäuferinnen von Eßwaren bemerkt, deren Körbe turmhoch aufgeschichtet sind. Aber jeder, außer den blindestem Glauben Ergebenen, wird mit größtem Entzücken die auf dem Calvarienberg aufgestellten Denkmäler bewundern. Sie rühren von einem Pariser Künstler her und sind erst in allerneuster Zeit entstanden, noch sind nicht alle fertig. Statt der üblichen Kapellen, in denen die typischen Figuren in Stein gemeißelt und mit bunten Gewändern ausstaffiert sind, befinden sich hier wundervolle Figuren in Bronze auf kleinen, erhöhten Plätzen vollkommen freistehend: Christus, Römer, Juden, Männer und Frauen mit einer so edlen charakteristischen Haltung, mit so wundervollem Ausdruck der Gesichter und der Glieder, daß wir diese wahren Offenbarungen echter Kunst mit höchstem Entzücken betrachteten.

Lourdes trennte die von der Natur so verschwenderisch ausgestatteten Pyrenäenbäder; auf sie folgte Toulouse, die Stadt der herrlichen Renaissancehäuser, einzelner gewaltiger, ganz alter, andrer geradezu komisch wirkender Kirchen, in denen romantischer und gotischer Stil in sonderbarster Weise mit einander abwechseln, die Kirchenschiffe in Richtung und Aufbau dem Eingangstor und dem anfänglichen Plane nicht entsprechen oder geradezu widerstreiten.

Es mag unhistorisch sein, auf die Renaissancezeit das Mittelalter folgen zu lassen: aber die geographische Lage nötigte uns Carcassonne, Aigues Mortes, Les Baux und Montmajour nach den Werken hoher Kunst der Blütezeit zu sehen. Und gerade hier erkennt man, wie wenig diese Mischung der Zeiten schadet, wie das Erfülltsein von der Zaubermacht der Renaissance nicht hindert, sich dem seltsamen Reiz dieser mittelalterlichen Stätten hinzugeben.

Denn seltsam ist es in diesen verlassenen Festungen zu wandern, die zum Teil auf römischen Grundlagen aufgeführt, dem XII. und XIII. Jahrhundert hauptsächlich ihre Entstehung verdanken, durch diese leeren Räume einherzugehen, denen Trümmer alter Häuser oder elende hineingebaute Baracken einen Schein des Lebens, aber eines durchaus ärmlichen und gedrückten zu geben, in diesen toten Zeugen stärkster Macht, einen Gegensatz schwacher Wirklichkeit zu erwecken suchen. Ungeheure Türme, an denen Generationen arbeiteten und die ungeübter Kriegskunst unwiderstehlich waren, fast unzugängliche Gefängnisse und Burgverließe, Folterkammern und Gerichtssäle, verlassene Kapellen und Andachtsstätten, Prachtsäle nebst kleineren behaglichen Räumen.

Scheinbar drei- oder viermal dasselbe und doch jedesmal etwas Neues: hier eine für sich abgeschlossene, im ganzen wohlerhaltene Festung mit zwei Umfassungsmauern, die mit ihren Erkern und Türmen zu lieblicher Aussicht auffordern, dort ein armseliger Flecken, der sich an die gewaltigen Verteidigungswerke anschließt, am dritten Orte Trümmer von Schlössern und Häusern, auf einer einsamen Höhe gelegen, bei denen man die ganze Phantasie zu Hilfe rufen muß, um das Einzelne zu rekonstruieren, während man bei den früheren an der Hand des Vorhandenen die strategischen Hilfsmittel bequem studieren kann.

In Aigues Mortes machten wir zuerst die traurige Beobachtung, wie pietätlos man der Vergangenheit entgegentritt. Man kann es den Bewohnern eines Fleckchens zwar nicht verargen, wenn es auch seinen Jahrmarkt haben will mit den üblichen Buden, Karussels und dergl.; zu solchen Kirchweihen gehört nun auch einmal Spektakel und Musik, oder was man wenigstens so nennt. Aber es verdirbt dem Beschauer doch die Stimmung, wenn er, auf einem Turm dieser riesenstarken Zeugen einer kraftvollen Vergangenheit stehend, sinnigen Betrachtungen über den Wandel der Zeiten und die Vergänglichkeit selbst des Mächtigsten hingegeben, mißtönendes Tuten und Lärmen verstimmter Instrumente, das Kreischen und Juchzen trinklustiger Gesellen zu sich heraufschallen hört. Man kann ja auch solche Mischung sich poetisch erklären: das frohe Leben der Gegenwart, das in die Oede der Vergangenheit hineintönt; mir aber erschien dieses Lärmen wie eine Leichenschändung; die Toten sollen ihre Ruhe haben und nicht gestört werden durch das Toben herumziehender Zechbrüder.

Wir hatten Aigues Mortes von Arles aus besucht. Nach Natur, Renaissance und Mittelalter lockte das Altertum und hielt uns fest. Arles, Nîmes, Orange, nicht hinter einander, sondern durch verschiedene Zwischenstationen getrennt, sind Wahrerinnen köstlicher antiker Schätze. Sagen wir es gleich, auch hier wissen die Franzosen ehrwürdige Baulichkeiten seltsam zu verschandeln. Daß in dem alten Theater zu Orange außer wirklich antiken Stücken auch moderne Schauspiele aufgeführt werden, will ich nicht als Entweihung dieser Räume hinstellen, aber daß die alten Arenen zu Stiergefechten benutzt, Rettungsvorrichtungen aus Holz für die Stierkämpfer, eine hölzerne Einfriedigung des ganzen Innenraums für Pferde und Stiere eingerichtet, moderne Sitzbänke für die Zuschauer und Logen für die Honoratioren angeklebt sind, und was andere geschäftsmäßige Ausnutzung solcher bewundernswerter Räume mehr ist, das ist ein schlimmes Gebaren, das verurteilt werden muß. Denn wirklich ehrwürdig bleiben solche Räume als Zeugen einer großen Vergangenheit, mag auch der Gebrauch, den man früher von ihnen machte, nicht eben ein sehr erhebender gewesen sein. Gewiß empört sich

Digitized by Google

unser sittliches und religiöses Gefühl, wenn man daran denkt, daß hier Menschen den wilden Tieren vorgeworfen wurden, nicht geübte, waffenbewehrte Kämpfer, sondern nackte, von Hunger und Qualen ausgemergelte Gestalten, die sich zwar oft mit Löwenmut verteidigten, aber doch sicherem Tode verfallen waren; aber solche Kämpfe dienten doch nicht zu roher Befriedigung gemeiner Schaulust, sondern es lag ihnen eine Idee zugrunde: die Bestien rächten das Heidentum an verfehmten Christen oder bestraften die Sklaven in ihren wirklichen oder vermeintlichen Verbrechen an ihren Herren. Schauplätze vergangener Epochen, in denen solches geschehen, sollten, wenn sie durch einen dankenswerten Zufall erhalten sind, als Denkmäler der Vorzeit bestehen bleiben, aber wahrlich nicht nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden zur Befriedigung ekler Grausamkeitsgelüste verwendet werden. Und auch wenn in Nîmes dem herrlichen Tempel ein mit roter Wandtünche bestrichenes Museum angeklext ist, kann man solche unhistorische Würdelosigkeit nicht streng genug tadeln.

Zu solchen Betrachtungen gelangt man glücklicherweise erst nach dem Anblick oder, wenn man ihnen selbst während des Anschauens Gehör gibt, so läßt man sich doch den ergreifenden Eindruck des Tempels zu Nîmes, des Theaters und des Triumphbogens in Orange, sowie des Theaters und der Arena in Arles nicht stören und trüben. Es sind vielmehr Weihestunden, die man an solchen Stätten genießt. Man klettert die Sitzreihen empor bis zu den obersten Stufen, um einen Überblick über das Ganze und einen Ausblick ins Freie zu erlangen. Selbst wenn man nicht imstande ist, auf alle Fragen der Antiquare Bescheid zu geben, selbst wenn man die gelehrten Untersuchungen nicht kennt, die über solche Orte angestellt sind, man schwelgt in dem Hochgefühl, Reste jener großen Zeit zu betreten und zu befühlen. Wie für die Ewigkeit sind diese Mauern errichtet. Wie wußten diese Baumeister, ohne die Gesetze der Optik und der Akustik zu kennen, Räume herzustellen, wo jeder — mochte er sitzen, wo er wollte — gut sehen und deutlich hören konnte. Man versetzt sich in seiner Phantasie in eine jener grandiosen Vorstellungen antiker Dramen, man sagt sich die herrlichen Verse aus Schillers Kraniche des Ibikus vor, wenn man nicht etwa gelehrt genug ist, einen Sophokleischen Monolog zu deklamieren. Man braucht nicht gerade schwärmerisch angelegt zu sein, und doch fühlt man sich an solchen Plätzen dem Alltag und der Gewöhnlichkeit entrückt. Man mag mit seinem Sinnen und Tun der Gegenwart angehören und durchaus keine Lust verspüren, ein Lobredner entfernter Vergangenheit zu sein, es ist einem doch, als lebte man in solchen Momenten in einer Epoche, wo alles besser und größer war. Und merkwürdig, dies Gefühl hatte ich viel weniger, wenn ich in Arles die Straßen durchwanderte, wo auf Schritt und Tritt, neben einer Verkaufsbude, wo geröstete Kastanien feilgehalten wurden, auf großen Plätzen oder in engen Winkelgassen, neben hohen Häusern oder inmitten armseliger Baracken schlichte oder kostbare Reste vergangener Zeiten sich dem Blick entgegendrängen, auch nicht einmal in dem römischen Tempel zu Nîmes, wo das Klingeln der elektrischen Bahn und die geputzte Menge des Sonntagspublikums gar zu sehr an das Moderne gemahnte, sondern an dem Triumphbogen von Orange, wo nur die einsam harrende Droschke an die Gegenwart erinnert, bei dem Durchschreiten des trotzig und kühn aufragenden Pont du Gard, einem schier unglaublichen, alle Stürme der Zeit besiegenden Riesenwerke, oder hoch oben auf der höchsten Spitze der Arena, von wo das Auge frei in die Landschaft schweift, und die Ewigkeit der Natur — nicht einmal besonders anmutender Landschaftsbilder — mit der Ewigkeit der Kunst so wunderbar harmoniert.

Das Schwelgen in der Antike, zumal wenn die Denkmäler der letzteren sich in kleinen, ruhigen Orten befinden, macht vielleicht dem Beschauer den Lärm der Großstadt doppelt unangenehm. Und doch gewöhnt man sich leicht in Marseille und Lyon an das vertraute Treiben geschäftiger und reicher Plätze. Zwar die Cannebière, die breite Straße, auf die die Bewohner von Marseille so stolz sind, enttäuscht gewaltig. Der nüchterne Deutsche kann, wenn er diese, zwar geräumige, aber mit Läden vierten oder fünften Ranges angefüllte Straße durchwandert, den prahlerischen Stolz der guten Bewohner der Stadt kaum begreifen und fühlt sich, wenn er, wie wir, bei trübem Wetter, an dem nicht übermäßig belebten Hafen vorbeischreitet, einigermaßen ernüchtert, denn von der Großartigkeit des Weltverkehrs ist trotz des Einlaufens und Abfahrens mancher Ozeandampfer nicht viel zu sehen. Aber der Wanderer erlangt Respekt vor den stattlichen, modernen Kirchen, namentlich der so wunderbar gelegenen Notre Dame de la Garde, und ist begeistert von dem herrlichen Spaziergang, dem Prado, und der unvergleichlichen, doppelt entzückenden, weil sie so unerwartet kommt, Aussicht auf das Meer, die man bei einer Fahrt über die Corniches genießt.

Das war die schönste Vorbereitung für Cannes, Nizza, Monte Carlo, Monaco. Wer wollte es wagen, diese hundertmal beschriebenen Herrlichkeiten noch einmal zu schildern. Man soll sich durch den Anblick der Gier und der leidenschaftlich verzerrten Gesichter der Spieler nicht die Freude an den herrlichen Sälen verderben lassen und bei der zauberhaften Landschaft, einem wahren Weltwunder, wo die Natur ihre Gaben verschwenderisch ausgestreut hat, wo die Kunst mit der Natur wetteifert, nicht an die Unglücklichen denken, die hier ein tristes Leben durch schmäh-

Digitized by Google

lichen Tod endeten. Man bleibt immer wieder gefesselt durch diese Pracht, die ewigen Frühling, überschäumende, nie endenwollende Lust zu verkünden scheint.

Unsre Reise neigte sich zum Ende. Auf Nîmes, das wir erst nach Cannes besuchten, folgte als Schlußstück Avignon mit Villedieu, das an Carcassonne und die andern Festungen oder verlassenen Städte des Mittelalters erinnert, und Vaucluse. Auch in dem gewaltigen Papstpalast der ersteren Stadt wird man von dem Gefühl des Bedauerns erfüllt, das den Betrachter bei den Resten der Antike ergreift. Zwar hat dieser Sitz der geistlichen Herrschaft der Welt, die sich den römischen Kirchenfürsten entgegensetzten, nicht den gleichen Anspruch auf unsre Verehrung, wie die der Kunst oder der Schaulust gewidmeten Stätten des Altertums. Aber es ist doch geradezu jämmerlich anzuschauen, wie diese stolzen, prächtigen Säle, diese mächtigen Hallen Jahrhunderte hindurch zu einer Kaserne degradiert waren und durch Einfügung neuer Mauern, mancher Stockwerke und hölzerner Treppen fast bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet wurden. Noch kann man allerdings, auch ohne daß die begonnene Rekonstruktion irgendwie vollendet ist, staunen über die Kühnheit der Baumeister und das trotzige Beginnen der Kirchenfürsten, sich uneinnehmbare Burgen zu verschaffen, die einer ganzen Welt Widerstand zu leisten imstande waren.

Schon in Avignon wird die Erinnerung erregt an Petrarca und dessen gewaltigen Aufschrei gegen die Käuflichkeit und die Unsittlichkeit des päpstlichen Hofes; hier sieht man die Kerkerzelle des von ihm bewunderten Freundes Cola di Rienzi; des Dichters Beschreibung des Mont Ventoux wird dem Kenner lebendig, wenn er bei der Eisenbahnfahrt nach Isles sur Sorgue, diesen gewaltigen Bergriesen beständig erblickt. Wer wollte es daher unterlassen, auch dem stillen Vaucluse einen Besuch abzustatten, wo er so gerne und so lange träumte, dachte und dichtete. Zwar die Fahrt in der Bahn und die letzte Strecke, die man im Omnibus zurücklegt, ist nicht eben berauschend, und der Cirque, der das Tal abschließt, nicht mit denen von Lys und Gavarnie zu vergleichen. Die im Frühjahr wasserreiche Gegend war trocken und öde; der Wasserfall, der im Frühjahr und manchmal auch im Herbst seine starken Massen in die Tiefe sendet, war nicht zu erblicken und nicht zu hören; statt der muntren, geschwätzigen Quelle, die der Dichter so oft besang, ein träges, stilles Wasserbecken, das höchstens durch seine Farbe erfreute. Aber die Stätte, wo ein großer Mann geweilt — und wenn auch die pietätlose Nachwelt einen Fabrikschornstein unmittelbar an die Einsiedelei gebaut hat —, übt auf das Gemüt einen unverlöschlichen Zauber. Und wenn man auch die elende Hütte, die man als „Haus Petrarcas“ zeigt, nicht als Wohnstätte des Dichters anerkennen mag, — an dem Ursprung der Sorgue, an den steilen Felsen, die die Quelle umgeben, zu Füßen der Ritterburg, wo ein Freund des Dichters weilte, unter dessen Schutze der Poet sich so sicher wußte, ahnt man den Dichtergeist, fühlt sich herausgehoben über Raum und Zeit und weiht dem großen Mitschöpfer einer neuen Kultur, dem Manne, der eben weil er nichts weniger als ein Heiliger war, gerade durch seine Menschlichkeiten jedem Fehlen den so nahe steht, andächtiges Gedenken.

In dieser Stimmung schieden wir aus Süd-Frankreich und eilten der Heimat zu.

Zum Todestage von Ernst v. Wildenbruch.

Dichtkunst und Musik.

(Mit einem Briefe des Dichters.)

Von Dr. **S. Rahmer** (Berlin).

Jene subtile literar-ästhetische Forschung, die sich nicht daran genügen läßt, das äußere Leben und den literarischen Charakter des Dichters zu schildern, sondern die, in der Arbeitsstube des Dichters verweilend, die Eigenart seines Schaffens studiert und von diesem Gesichtspunkt in die geheime Tiefe der Dichterseele eindringt, wird mit besonderm Eifer und Interesse die Dokumente studieren, in denen der schaffende Künstler sich über die Entstehung, Konzeption und Entwicklung seiner Werke äußert. In diesem Sinne ist der Brief von Ernst v. Wildenbruch, den ich hier am Gedenktage seines Todes der Oeffentlichkeit übergebe, ein für die Erkenntnis seines Schaffens wertvolles Schriftstück. Wildenbruch äußert sich hier eingehend über sein Verhältnis zur Musik und über den Einfluß der Musik auf seine dichterische, besonders dramatische Produktion.

Der Einfluß der Musik auf die Phantasie des Dichters, den Fr. Nietzsche schon in seinem Jugendwerke, „Die Geburt der Tragödie“, eingehend gewürdigt hat, kann, wie das Studium dichterischer Bekenntnisse ergibt, ein sehr verschiedener sein. Trotz der großen Vorliebe Göthes für die Musik, trotz des Einflusses, den sie auf das Befinden seines Körpers und seiner Seele ausübte, trotzdem zweifellos auch sein dichterisches Schaffen durch musikalische Eindrücke stark gehoben wurde, fehlt uns doch jeder Anhaltspunkt dafür, daß seine dramatische Konzeption durch eine musikalische Stimmung eingeleitet, von musikalischem Unterbewußtsein begleitet war. Anders bei Schiller. Er gesteht in einem Briefe an Göthe, als den vorbereitenden Zustand vor dem Aktus des Dichtens nicht etwa eine Reihe von Bildern mit geordneter

Digitized by Google

Kausalität der Gedanken vor sich und in sich gehabt zu haben, sondern vielmehr eine musikalische Stimmung. „Die Empfindung ist bei mir anfangs ohne bestimmten und klaren Gegenstand; dieser bildet sich erst später. Eine gewisse musikalische Gemütsstimmung geht vorher, und auf diese folgt bei mir erst die poetische Idee.“ Die Angaben seines Freundes Andreas Streicher, der den Dichter vor und während des dichterischen Schaffens beobachtete, bestätigen die Eigenbeobachtung Schillers.

Von andern und zwar gerade den stärksten Dramatikern, so von Alfieri, Grillparzer, Kleist, Ludwig, Hebbel, besitzen wir Aeußerungen, nach denen in noch weit höherem Maße die Musik befruchtend auf ihre Phantasie wirkte. Nicht bloß die Poesie des lyrischen und epischen Dichters, dessen musikalische Empfindung Klang und Rhythmus des Verses bedingen, sondern auch die Konzeption und Gestaltung dramatischer Vorgänge wird geweckt, hervorgerufen und unterhalten durch musikalische Empfindungen und Gefühlseffekte. Die musikalische Stimmung kann eine neue Schaffensperiode des Dramatikers einleiten, und, indem sie anhält, befruchtend auf die Tätigkeit der Phantasie wirken. Wie der alte epische Dichter und Seher nicht nur seine Gebilde leibhaftig vor sich erblickt, sondern dabei auch musikalischen Klang hört, wie er seine Beschreibungen von ihnen, ihren Taten und Reden in rhythmischem Takt und in melodischem Tonfall empfindet, so ringt auch die produktive Kunst des Dramatikers zunächst nach Melodien, und sie erst bedingt das erste Aufsteigen neuer Kunstbilder. Dabei ist es natürlich ganz gleichgiltig, ob es sich um Gehörseindrücke handelt, die von außen durch das Ohr vermittelt werden, oder um Gehörsillusionen, die interzentral entstehen. Zur Erklärung müssen wir annehmen, daß die Musik eine viel weitergehende Wirkung auf den mit starker Phantasie begabten Dichter ausübt, als auf den phantasiearmen musikalischen oder nicht musikalischen Menschen. Bei dem nüchternen Alltagsmenschen erregt die Musik vor allem die Gefühlssphären, und je höher sein musikalisches Verständnis reicht, desto stärker wird sich ihm der innere Gehalt des Musikstückes und seine Tendenz aufdringen. In dem musikalischen und dabei phantasievollen Zuhörer werden darüber hinaus durch die Musik noch weit entfernte Seelenzustände hervorgerufen, Phantasiebilder, die wohl mit dem Inhalte der Musik zusammenhängen, an die der Komponist selbst aber nicht gedacht hat. Natürlich werden die Phantasiebilder nur dann sich weiter entwickeln, feste Gestalt annehmen und zur dramatischen Konzeption führen können, wenn sie an Erinnerungsbilder anknüpfen bezw. solche wachrufen, die im Unterbewußtsein schlummern und auf Erlebnisse, Erfahrungen, Beobachtungen, Handlungen u. s. f. zurückzuführen sind. Ebenso wie der Dichter den unwillkürlichen passiven Ablauf der Vorstellungen (Phantasie) als unbewußten Vorgang empfindet und schildert, so können auch die durch die Musik befruchteten Erinnerungsbilder seinem Gedächtnis und Bewußtsein so völlig entschwunden sein, daß sie gleichsam aus dem Nichts entstanden scheinen, und daß er so zu der Ansicht kommt, die Musik sei die produktivste Kunst, oder sie sei die Wurzel bezw. die algebraische Formel aller andern Künste.

Wir pflegen die Dichter, auf die die Musik die geschilderte weitgehende Wirkung ausübt, nach dem Vorgange Nietzsches als dionysische Dichter zu bezeichnen. Gehörte auch Ernst v. Wildenbruch zu ihnen? Bei seinem warmen Interesse und seiner eifrigen Pflege der Musik ließ sich annehmen, daß auch bei Wildenbruch eine intimere Beziehung zwischen musikalischem Eindruck und dichterischer Produktion vorlag. Mit Forschungen nach dieser Richtung beschäftigt, deren Resultate ich in einer Abhandlung: „Aus der Werkstatt des dramatischen Genies“ (München 1906) zusammenfaßte, wandte ich mich mit einer Anfrage an den Dichter und erhielt von ihm umgehend einen eingehenden Bericht in einem Schreiben, das ich an dieser Stelle zum ersten Male wortgetreu und lückenlos wiedergebe. Der Brief lautet:

Berlin, 24. I. 1906.

Sehr geehrter Herr!

Die anregende Macht der Musik habe ich stets auf das lebendigste empfunden. Aber nicht jede Art von Musik, sondern eigentlich nur große Instrumental- und Opern-Musik, auch nicht die Musik aller Musiker, sondern eigentlich nur von dreien von ihnen: Beethoven, Gluck und Weber. Richard Wagner wirkt auf mich sehr stark, vielfach überwältigend, aber nicht ausschließlich durch seine Musik, sondern durch den dramatisch-musikalischen Gesamt-Akkord seines Werkes.

Die Bewegung, die von der Musik auf mich ausgeht, ist aber nur allgemeiner Art; sie erregt meine Phantasie im allgemeinen, weckt aber keine bestimmten Bilder, Vorstellungen oder Kombinationen. Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß mir jemals eine dramatische Konzepzion unter dem direkten Eindruck oder unter der Nachwirkung irgend eines Musikwerks entstanden wäre, auch wenn diese so mächtig auf mich gewirkt haben oder wirken, wie es mit Beethovens C-moll und neunter Symphonie, mit Glucks Ouvertüre zu Iphigenie (ich weiß nicht einmal im Augenblick, ob in Tauris oder Aulis) und mit Webers Ouvertüre zum Freischütz der Fall ist. Übrigens muß ich zu den drei für mich gewaltigen Musikern als vierten noch Händel nennen.

Meine dramatischen Konzepzionen sind ausnahmslos in der Art entstanden, daß mir ein Konflikt vor die Seele kommt. Entweder ein Konflikt von Persönlichkeit zu Persönlichkeit,

Digitized by Google

oder von Persönlichkeit zu umgebenden Verhältnissen oder Konflikt in der Persönlichkeit mit sich selbst, und endlich Kombination dieser verschiedenen Möglichkeiten. Ein Konflikt aber, und nur ein solcher, war immer die treibende Wurzel, aus der allein meine Dramen herausgewachsen sind.

Hochachtungsvoll, ergebenst

Ernst v. Wildenbruch.

Der Dramatiker Wildenbruch hat nach seinem eigenen Bekenntnis nichts Dionysisches. Er konstatiert wohl einen mächtigen Einfluß der Musik, eine starke Anregung, die von ihr auf seine Phantasie ausgeübt wird, aber er leugnet, daß die Musik in direktem Zusammenhang stehe mit seinem dichterischen Schaffen, und aus seinen Angaben geht hervor, daß die dramatische Konzeption bei ihm im wesentlichen das Resultat der Verstandestätigkeit und der Überlegung ist. Die Musik erweckt in ihm nicht jene Ausdrucks-Illusionen, die wir bei vielen andern Dramatikern treffen, d. h. Phantasiebilder, die in folgerechter Verknüpfung sich über den unmittelbaren Eindrucksgehalt der Musik hinaus entwickeln.

Zwei Gedichte.

Von **Leo Heller** (Groß-Lichterfelde).

Freudlos.

Vor vielen Dingen fühle ich ein Bangen,
Die friedlich dann und still vorbeigegangen.

Die kleinen Freuden, die sich zu mir wenden,
Ich fürchte stets, daß sie mit Tränen enden.

So seh ich nie der Sonne lichtes Drängen,
Weil über mir nur Wetterwolken hängen.

Wir starren . . .

Wir starren manchmal trostlos in die Leere
Und denken schaudernd an die nächsten Tage.
Wie frucht- und hilflos scheint uns jede Klage,
Zu lastend ruht auf uns des Schicksals Schwere.

Und dennoch zwingt es uns zum Weiterleben,
Das Leben hält uns wie mit Eisenklammern.
Und sei's nur, um uns selber zu bejammern,
Daß wir vor eignem Leide tief erbeben.

Beinahe.

Novelle von **Richard Katz** (Prag).

Es war ein eigener Mensch, dieser Französischlehrer Rothe, der mir da in seinem Schulzimmer gegenübersaß und sich langsam im Schaukelstuhle wiegte, während er den formlosen Rauchgebilden seiner mittelmäßigen Zigarre nachstarrte. Schon sein Äußeres war ungewöhnlich. Auf der kleinen, mageren Gestalt saß ein breiter, von rotbraunem, wirrem Haar umrahmter Kopf mit feingeschnittenen Zügen. Die breite, weiße Stirn und die scharfen Augen zeugten von einer hohen Intelligenz. Dabei steckte in dem unscheinbaren Körper dieses Mannes eine eiserne Energie und Zähigkeit, die es ihm ermöglichte, Tag für Tag dreizehn Privatstunden zu geben und nebenbei noch umfassende philosophische Studien zu treiben. Philosophie war überhaupt seine Leidenschaft; er kannte seinen geliebten Schopenhauer beinahe auswendig und war auch ein feiner Kenner aller andern bedeutenden Philosophen, deren Werke er jedoch ausschließlich zu dem Zwecke studierte, um sie in irgend eine Beziehung zu Schopenhauer bringen zu können, dessen affenartig häßliches Porträt mit der Überschrift „In hoc signo vinces“ über seinem Schreibtische hing. Rothe war ein ungemein verschlossener Mensch, der bloß zu sehr wenigen Freunden Beziehungen hatte und dessen Beliebtheit als Lehrer sich nur dadurch erklären ließ, daß er seine umfassenden Kenntnisse der französischen Sprache den Schülern so eindringlich und systematisch beizubringen wußte, daß er fast gar keine Mißerfolge zu verzeichnen hatte.

Für seine Freunde hatte er nur Sonntags einige Stunden frei, die er meistens dazu benützte, mit ihnen über Philosophie oder Sprachforschung zu plaudern, denn auch seinen besten Bekannten gegenüber war er in jeder andern Beziehung von einer beinahe verletzenden Verschlossenheit. So war meine Verwunderung um so größer, als Rothe an jenem Tage über seine Jugend zu erzählen begann. Wir hatten gerade einen hitzigen Disput über das kürzlich erschienene Werk eines jungen, talentierten Autors geführt. Ich griff einzelne Stellen des Buches, die mir übertrieben und unwahr erschienen, aufs heftigste an, während mein Gegenüber gerade diese Partien als die besten bezeichnete. Da sich keiner von dem andern überzeugen lassen wollte, stellten wir den fruchtlosen Streit nach kurzer Zeit ein.

Mit einer leichten Handbewegung, welche den grauen Tabaksqualm, der in dichten Streifen über uns lag, ein wenig verscheuchte, begann Rothe: „Sehen Sie, mein Lieber, es ist doch gewiß sonderbar, daß ich, als der Ältere und Erfahrenere von uns beiden, die gewagtesten Ansichten eines jungen Talentes vor Ihnen in Schutz nehme, aber ich fühle mich gewissermaßen mit jedem jungen

Digitized by Google

Dichter solidarisch, denn beinahe wäre ich selbst einer geworden. Ja, staunen Sie nicht, auch ich hatte einst Stunden, in denen ich glaubte, etwas Großes, noch nicht Dagewesenes schaffen zu können, und die Erinnerung an diese Stunden habe ich mir in meinen nüchternen, aufreibenden Beruf als das Kostbarste hinübergerettet, was mir mein dürftiges Schicksal bot. Ja, auch ich wäre beinahe ein Dichter geworden, — Beinahe. — — Und wenn ich damals nur fünf Minuten früher unter dem Bette hervorgekrochen wäre, wer weiß, ob ich jetzt meine Schüler die unregelmäßigen Verba konjugieren lassen müßte. — Sie lächeln? Sie begreifen nicht? — Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen eine kleine Episode aus meiner Jugend erzählen werde. Also hören Sie!

Ich stamme aus einer völlig verarmten, kinderreichen Familie und war daher schon von meinem dreizehnten Jahre an darauf angewiesen, mir selbst mein Brot zu verdienen. Damals trat ich als Schreiber bei einem Kaufmann ein und verdiente mir so fünfunddreißig Mark monatlich, mit denen ich für alle meine Bedürfnisse aufzukommen hatte. Die fortwährenden Entbehrungen und Demütigungen hatten mich bald scheu und feige gemacht, so daß ich nicht einmal mehr den Willen hatte, meine Existenz aus eigener Kraft zu verbessern, sondern in einer Art fatalistischer Weltanschauung meine geisttötende Arbeit verrichtete. Ich wagte es nicht einmal, gegen die steten, widerlichen Vorwürfe meines Chefs zu protestieren, der bei der geringsten Nachlässigkeit den in seinen heiligsten Gefühlen enttäuschten Wohltäter spielte und mir alle zwei Tage mit der Kündigung drohte. Kam ich abends in mein Zimmer, so warf ich mich völlig erschöpft und mutlos auf das Bett und brachte meine freie Zeit in einem dumpfen, traumlosen Halbschlummer hin. In dieser Weise verlebte ich sieben Jahre meiner Jugend, als mich ein unerwartetes Ereignis aus meinem stumpfen Dahinvegetieren aufschreckte.

Ich hatte es nie verstanden, mir Freunde zu erwerben, denn einmal war ich viel zu schüchtern, um meine Freundschaft irgend jemandem aufzudrängen und dann war ich schon damals ein unschöner, schweigsamer Bursche, dessen Freundschaft gewiß niemanden locken konnte. Da fügte es sich einmal, daß der Sohn meines Chefs, ein eleganter, junger Mann, Doktor der Medizin, aus Gott weiß welchem Grunde auf mich aufmerksam wurde. Wahrscheinlich war es nur eine flüchtige, mitleidige Regung, die ihn dazu veranlaßte, ein paar Worte mit mir zu wechseln und mich aufzufordern, ihn zu besuchen. Es ist mir noch jetzt ein Rätsel, woher ich damals den Mut nahm, dieser Einladung Folge zu leisten. Mit einem entsetzlichen Herzklopfen saß ich ihm dann in seinem komfortablen Zimmer gegenüber und hatte die größte Mühe, seine Fragen zu beantworten und auf sein harmloses Plaudern einzugehen. Jetzt erst merkte ich erschreckt, wie schlecht es mit meiner Bildung bestellt war, daß ich von hundert Dingen, die dem jungen Doktor völlig geläufig waren, keine Ahnung hatte und daß ich nicht einmal imstande war, einen geordneten Satz zu sprechen. Meine übergroße Schüchternheit und Unwissenheit mußten ihm auffallen und er riet mir die Lektüre einiger Bücher an, die er mir aus seiner Bibliothek zur Verfügung stellte. Mit einigen unzusammenhängenden Dankesworten nahm ich die Bücher an, die er aufs Geratewohl herausgegriffen hatte — es waren Lenaus ausgewählte Werke —, und entfernte mich. Erst nach einigen Tagen kam ich dazu, mit dem Lesen zu beginnen, und damals fing auch mein Lesehunger an, der mich seither nicht verlassen hat. Die weltschmerzlichen Betrachtungen des Dichters fesselten mich von der ersten Zeile an, ich las halbe Nächte durch und wiederholte unermüdlich alle Stellen, die mir unklar geblieben waren. Nach vierzehn Tagen kannte ich die meisten Gedichte auswendig und ging wieder zu meinem Bekannten, um mir neue Bücher zu holen.

Ich will Sie nicht mit der Schilderung ermüden, wie froh und eifrig ich alles, was zu der kleinen Bibliothek des Doktors gehörte, durchgelesen und in mir verarbeitet habe; vielleicht interessiert es Sie aber, daß ich damals, durch Molières Werke veranlaßt, den Plan faßte, das Französische um jeden Preis zu erlernen.

Dabei hatte sich durch den ständigen Verkehr ein freundschaftliches Verhältnis zwischen mir und dem Doktor angebahnt, das von ihm mit mitleidiger Überlegenheit geduldet, von mir mit schwärmerischem Überschwange genährt wurde. Dieses Verhältnis war für mich von unbezahlbarem Werte; nicht nur, daß es mein Selbstbewußtsein bedeutend hob, sondern es regte mich auch zu geistiger Tätigkeit an, denn das einzige Mittel, meinem neuen Freunde näher zu kommen, bestand ja darin, mich wenigstens annähernd auf sein geistiges Niveau zu erheben.

Eines Abends saß ich vor Heines Buch der Lieder. Eine seltsame Stimmung war über mich gekommen, eine plötzliche Selbsteinschätzung, — Selbstüberschätzung, wenn Sie wollen. Ich fühlte, ich könnte auch einer werden, einer, dem der Dichterberuf eine Mission ist, und — verachten Sie mich nicht zu sehr — vor meinen Augen tanzten Tantiemen, weltliche Ehren und Nachruhm einen wilden, verwirrenden Reigen. Den Stoff zu einem Gedichte fand ich sofort; worüber hätte ich auch sonst schreiben sollen, als über meine junge Freundschaft? Es formten sich mir die Verse auf dem Papier; sehr holprig, wie ich jetzt weiß, formvollendet, wie es mir damals schien. Mit der gewöhnlichen Selbstüberhebung des Anfängers hatte ich zu der schwierigen Form des Sonetts gegriffen. So schilderte ich denn unsern „Seelenbund“ mit allen Übertreibungen, deren nur

Digitized by Google

die Jugend fähig ist, und die das reifere Alter mitleidig belächelt. Als mein Opus nach vielfachen Umarbeitungen endlich fertig und abgerundet vor mir lag, konnte ich mich nicht entschließen, es sofort wieder zu vernichten, wie es ursprünglich meine Absicht gewesen war. Mein Erstlingswerk war mir lieb und teuer geworden, und ich konnte der Versuchung nicht widerstehn, eine Abschrift davon an meinen Freund zu schicken. Kaum war aber der Brief in den Kasten gefallen, als meine frühere Feigheit mich wieder befiel. Ich hätte vor Scham vergehen mögen und weinte vor Wut. Endlich schlief ich mit dem festen Entschlusse ein, meinen Freund den nächsten Tag aufzusuchen und ihn zu bitten, mir das Gedicht zurückzustellen. Sollte er mich auch auslachen und verspotten, ich würde damit wenigstens verhindern, daß er es andern zeigte und meine unverantwortliche Torheit weiter bekannt würde. Als ich den nächsten Tag mit rotem Kopfe und von Angstschweiß bedeckt vor dem Doktor stand, fing er selber an, von dem Gedichte zu reden, dankte mir und lobte die Arbeit in einer Weise, die mich stolz machte. Er habe das Gedicht auch einem bekannten Kritiker, dem Doktor Rieber, gezeigt; Rieber habe sich meine Geschichte von ihm erzählen lassen, ihm interessiert zugehört und ihn dann aufgefordert, mich ihm vorzustellen. „Kommen Sie also heute Abend ins Café Bauer", schloß der Doktor. Dieses Glück!

Ich war kaum imstande, meinem Freunde zu danken. Nach kurzer Zeit mußte ich ins Bureau gehen und brachte, unfähig etwas zu arbeiten, den Nachmittag in einem traumhaften Glücksnebel zu. Selbst die gehässigen Vorwürfe meines Chefs, der mir wieder einmal mit der Kündigung drohte, ließen mich diesmal kalt.

Zu Hause angekommen, kleidete ich mich mit größter Sorgfalt an und schon eine Stunde vor der verabredeten Zeit machte ich mich auf den Weg. Im Café Bauer wurde mir wieder furchtbar ängstlich zumute; ich wagte es kaum, mich an einen der kleinen Marmortische zu setzen und bei dem beängstigend elegant gekleideten Kellner einen Kaffee zu bestellen. Mit furchtbarem Herzklopfen wartete ich nun der Dinge, die da kommen sollten. Nach einer Stunde — mir war's, es sei ein ganzer Tag gewesen — kam mein Freund mit einem älteren Herrn ins Kaffeehaus und ging mit seinem Begleiter auf mich zu. — Eine plötzliche übergroße Angst schnürte mir die Kehle zu und ich fühlte, wie meine kaum gebändigte Feigheit riesengroß in mir emporwuchs. Mühsam gelang mir eine lächerlich steife Verbeugung, als der Doktor mich dem Kritiker vorstellte. Der begann sofort in scherzhaft anerkennendem Tone von meinem Gedichte zu sprechen, das ihm, wie er sagte, als erste Talentprobe eines Autodidakten sehr gefallen habe und da das Entdecken von Talenten seine Spezialität sei, hätte ich nicht die geringste Aussicht, ihn so bald wieder loszuwerden. Schließlich forderte mich auf, es ihn sogleich wissen zu lassen, wenn ich etwas Neues gearbeitet hätte und begann, mir einige Dutzend guter Ratschläge zu geben und mir nachzuweisen, inwieweit mein Opus noch verbessert werden könne.

Seine Worte schlugen wie aus weiter Ferne an mein Ohr. Ich saß da, feige und mutlos wie in den ärgsten Tagen meiner früheren Stumpfheit, und starrte angelegentlich auf meine schäbig gentile Kleidung. Scham und Furcht vor etwas Unbestimmtem wechselten kaleidoskopartig in mir und plötzlich, mitten in einem feinangelegten Satze des Kritikers, sprang ich auf, griff nach Hut und Mantel und stürmte hinaus. Ganz verblüfft blieben die beiden zurück.

Das wilde Schneegestöber und der kalte Novemberwind brachten mich bald zur Besinnung. Ich lief geradewegs nach Hause und warf mich halb sinnlos vor Schmerz auf mein Bett; hatte ich mir doch durch meine grenzenlose Feigheit die ganze Zukunft verdorben, einmal verjagt, kam das Glück gewiß nicht wieder.

Als ich tags darauf meinen Freund aufsuchte, um mich wegen meines unverantwortlichen Betragens zu entschuldigen, empfing er mich etwas kühl. Doktor Rieber sei über mein unmotiviertes Weglaufen allerdings mehr erstaunt als unwillig gewesen, doch habe es ihn trotzdem schwere Mühe gekostet, ihn weiter für mich zu interessieren. Ob es ihm gelingen würde, mich in der nächsten Zeit noch einmal mit dem Kritiker zusammenzubringen, sei allerdings mehr als fraglich. Ich möge mir den Fall zur Warnung dienen lassen und ein andres Mal mehr Selbstbeherrschung zeigen.

Also doch noch eine schwache Hoffnung, den mir so wertvollen Protektor wiederzugewinnen; es war noch nicht alles verloren! — Die nächste Zeit nützte ich so fleißig wie möglich aus, um dem Kritiker einige besser gelungene Arbeiten vorlegen zu können. Doch war ich viel zu aufgeregt und zerstreut, um auch nur etwas Mittelmäßiges zusammenzubringen, und ich zerriß unbefriedigt ein Konzept nach dem andern. Ungefähr eine Woche nach meinem ersten, unglücklichen Debüt stand ich abends am Fenster und schaute auf die Straße hinunter. Da — auf das Haus zu kam der junge Doktor und der Kritiker. Wie ein Blitz durchfuhr es mich: Die kommen zu dir. Wieder überfiel mich dasselbe fürchterliche Angstgefühl. — Ein Satz zur Tür, um sie abzuschließen. — Der Schlüssel fehlt! — Hier, in dieser Proletarierbehausung mit dem ungemachten, unsauberen Bette, den spärlichen, wackligen Möbeln war es mir ja völlig unmöglich, mich als Gleicher unter Gleichen zu fühlen; damals habe ich es gefühlt, dieses „In-den Boden-sinken-wollen". Glauben Sie mir, es ist keine leere Redensart! Ohne mir darüber klar zu werden, daß ich im Begriffe stand, meine so tief bedauerte Torheit zu wiederholen, suchte ich überall

Digitized by Google

nach dem so oft zitierten Mauseloch, um mich zu verkriechen. Schon knarrt die Holztreppe unter den Schritten der beiden. Angstvoll schweift mein Blick umher, um ein Versteck zu finden und — einer plötzlichen Eingebung meiner Feigheit folgend — ich krieche unter die eiserne Bettstelle.

Es war die allerhöchste Zeit, denn schon geht die Tür auf und sie treten ein. „Hier ist also Rothes Zimmer," sagt der Doktor und sieht sich neugierig um. Es wundert mich, daß wir ihn nicht zu Hause treffen; er hat mir doch die Zeit seiner Anwesenheit auf das Bestimmteste bezeichnet. Hoffentlich kommt er bald zurück." Doktor Rieber ließ sich ganz atemlos auf den Sessel sinken, der das Prunkstück meines Mobiliars bildete. „Ja wenn ich das gewußt hätte, wäre ich nicht die drei Stock gestiegen," meinte er ärgerlich. „Ich will meinetwegen noch ein paar Minuten warten, aber länger habe ich keine Zeit. Wenn Sie mich nicht bei meiner schwachen Seite, dem Aufspüren von Talenten, gepackt hätten, würden mich keine zehn Pferde in diese Spelunke gebracht haben."

Mir wurde in meinem Verstecke immer schwüler und ängstlicher zumute; das Blut hämmerte in den Schläfen und mein Atem ging so laut, daß ich mich jeden Moment entdeckt glaubte.

Doch die zwei hatten sich gerade in ein Gespräch über den Wert meines Erstlingsgedichtes vertieft und Doktor Rieber sprach sich ungemein anerkennend darüber aus. Er hege keinen Zweifel, sagte er, daß man es hier mit einem starken Talente zu tun habe, dem nur die kundige Leitung und Förderung fehle. Er verspräche sich für die Zukunft sehr viel von meiner Begabung und sei der Überzeugung, daß ich meinen Weg schon machen würde. Es tue ihm leid, daß er voraussichtlich nicht mehr Gelegenheit finden werde, sich mit mir zu befassen, doch sei er momentan mit Arbeit überhäuft und werde dann sogleich einen mehrwöchentlichen Urlaub antreten.

Mir wurde angst und bange. So hatte ich also die letzte Gelegenheit versäumt, das Glück beim Schopfe zu packen. Lebt wohl ihr Träume von Ruhm, Glück und Reichtum! Ich hatte mir selbst das Grab für meine Hoffnungen geschaufelt! Schon war ich drauf und dran, mein Versteck zu verlassen. Behutsam streckte ich einen Fuß vor — noch einen Augenblick Festigkeit und ich war draußen. Schwerlich hätten die beiden Ärgeres getan, als über den staubbedeckten reuigen Flüchtling gelächelt. Aber der Gedanke an dieses fatale Lächeln war mir unerträglich, er lähmte mich buchstäblich. Die Furcht vor dem Fluche der Lächerlichkeit hielt mich mit Eisenklammern dort fest, wo ich war. Und jetzt wäre es wohl auch zu spät gewesen. — Noch in halber Betäubung hörte ich die Tür zufallen. Mein Schicksal war besiegelt. — — — — —

Sehen Sie, so bin ich beinahe ein Dichter geworden. — — —

Wehmütig hatte Rothe die letzten Worte gesprochen und der ganze Schmerz eines verfehlten Lebens hatte sie getragen.

„Und Sie haben es seit jener Zeit nicht mehr versucht, sich auf diesem Gebiete zu betätigen?" fragte ich endlich.

„Versucht wohl, aber mein Selbstvertrauen war dahin und die tiefe Bitterkeit machte ein gedeihliches Schaffen unmöglich. Vielleicht erklären Sie sich jetzt meine Vorliebe für Schopenhauer."

Aus den Theatern.

Neues Theater zu Berlin.

Otto Anthes: Don Juans letztes Abenteuer. Drama in 3 Akten.

Es ist um unsern dramatischen Nachwuchs wahrlich nicht so bestellt, daß man ein Werk, in dem sich entwicklungsfähige Keime zeigen, gleichültig beiseite schieben könnte. Aus Otto Anthes Don Juan-Drama spricht aber zum mindesten eine dichterische Anlage, mag ihr die Eroberung des dramatischen Gebietes versagt bleiben oder nicht. Vorerst freilich wird in dem Stück mehr gesprochen, als daß die Gedanken des Dichters Handlung und Gestalt angenommen hätten; aber auch so hebt sich der Schleier von mancher psychologischen Tiefe. Und die Sprache des Dichters führt auf ihren klingenden Wellen hier und dort frische Blüten mit sich.

Don Juans letztes Abenteuer fällt mit dem ersten Abenteuer von Cornelia Muttani zusammen, beide Erlebnisse und beide Gestalten basieren auf der Erkenntnis, daß es einen Rausch der Sinne und eine tiefere Liebe gibt, die oft getrennte Wege gehen. Für Anthes ist Don Juan kein von Höllendünsten umwitterter, trotziger Verführer, sondern ein Liebender, der das leidenschaftliche, reich veranlagte Weib nicht finden kann und deshalb, von innerem Drange getrieben, immer neue „Weiber" in die Arme schließt. So wird ihm das Leben zum Sinnenrausch, ohne daß er die wahre Liebe kennen lernt, nach der sein ganzes Wesen verlangt. Endlich, als ihm das Haar bereits ergraut ist, findet er in Cornelia die lange entbehrte Geliebte, die aber die Braut eines andern, Franzeskos, ist.

Zwar gelingt es Don Juans Künsten bald, das Bild Franzeskos in ihrer Seele mit Nebeln zu umhüllen; aber die brauende Düsternis, die er verwirrend über ihr Haupt heraufbeschwört, ist wieder Sinnenrausch, nicht Liebe. Cornelia gehört zu jenen, scheinbar kühlen Frauennaturen, in denen hinter festen eisernen Toren ein Feuermeer wogt — deren wilde Leidenschaft vorerst als Ruhe schlummert. Ähnlich wie viele Mädchen denjenigen erwählen, der ihnen zuerst als Mann naht und ihre Sinnlichkeit wachruft, so wird auch sie Don Juans Beute. Wie ein Rausch, wie ein wilder Aufruhr treibt es sie unentrinnbar in den Strudel, trotzdem sie Franzesko liebt.

Nun aber will Don Juan die Probe machen, ob der Genuß nicht doch stärker sein werde als die Liebe, und er sich vielleicht durch ihn den Weg zu Cornelias Liebe bahnen könne. Deshalb ruft er ihren Bräutigam herbei, der Cornelia mitten bei dem Bacchanale in Don Juans Hause überrascht. Da, bei dem Klange seiner Stimme sinkt der ganze Wust und Rausch wie ein Albdruck von ihrer Seele: sie stürzt Franzesko zu Füßen, und ob er sie „Dirne" schilt, sie entgegnet ihm nur immer wieder „Aber ich liebe dich". Für den Don Juan hat sie nur mehr das eine Wort „Es ekelt mich", mag er sich auch selbst den Dolch in das Herz stoßen, weil das „Weib", das er fand, ihm verloren ist, und er an der Liebe für sich auf

Digitized by Google

ewig verzweifelt. Von nun ab wird Franzeskos Arm Cornelia sicher hegen.

Es ist natürlich, daß von diesen beiden Charakteren Cornelia mehr interessiert als Don Juan. Dieser verliert zu viel von seiner dämonischen Größe, wenn er nicht seinem tiefsten, berückenden und vernichtenden Wesen treu bleibt, sondern wie bei Anthes stark vermenschlicht und verweichlicht wird. Dagegen hat der Dichter in Cornelia einen bedeutenderen Charakter skizziert, der Höhen und Tiefen, ein ganzes breites Menschentum andeutet. Das Motiv, daß sich ein weibliches Wesen einem andern hingibt, als den sie liebt, ist von Anthes noch in einer Nebenfigur, freilich in andrer Weise angeschlagen. Denn wenn Lukrezia Antonio, den Freund Don Juans, liebt, so ist es im Grunde dieser, nämlich Don Juan, den ihre Liebe meint. Übrigens erscheinen die Freunde Don Juans in dem Stücke gleichsam als die personifizierten einzelnen Bestandteile seiner Seele, von dem dichterisch-verschönenden Element bis zum roh-genießenden.

Die Kehrseite der mangelnden Gestaltungskraft, wie sie das Drama aufweist, ist jene Beredsamkeit, mit der die Figuren ihre Empfindungen aussprechen, — ja aussprechen müssen, weil sonst keine Klarheit herrschen würde. Wenn Cornelia mitten in ihrem Sinnenrausch die Situation damit erklärt, daß ihr Bruder einmal im Rausche eine Torheit, ja ein Verbrechen habe begehen wollen, sich am nächsten Morgen aber nicht entschuldigte, weil er gestern „ein andrer“ gewesen sei; wenn sich ferner Don Juan etwa als „Geist der unglücklichen Liebe“ bezeichnet, so spricht der Dichter hier recht ungeschickt aus der Coulisse. Von derartigen Worten ist das Stück aber übervoll.

Trotz alledem muß man der Bühne Schmiedens Dank wissen, daß sie einen Dichter zu Worte kommen ließ, der uns schon heute manches Gute bietet, von dem sich aber in Zukunft noch Besseres erwarten läßt. Dr. O. A.

* * *

Theaterbankerott.

Im Berliner Hebbel-Theater hat die Direktion Dr. Eugen Robert, die schon seit Jahresfrist mehr um Erfolge auf dem Kapitalmarkt, als auf dem Gebiet künstlerischer Leistungen warb und rang, ihr seltsam zähes Leben ausgelebt. Bei Dr. Roberts Zusammenbruch wird man weder Mitleid noch die Notwendigkeit verspüren, ihm die einzelnen Fehler nachzurechnen. Er hat, vollständig theaterfremd, in zweieinhalb Theaterjahren nicht eine Tat getan, die für die Entwicklung der Theaterkunst irgendwie belangreich wäre. Er hat seine zum Teil wahrhaft guten schauspielerischen Kräfte nicht auszunützen noch die Stücke zu finden vermocht, die künstlerischen oder finanziellen Erfolg oder beides zugleich verhießen. Das einzige Mal aber, da sich die Direktion des Hebbel-Theaters von allen literarischen Skrupeln befreite und entschloß, mit Wiederaufnahme eines Reißers vergangner Theaterjahrgänge das Land der unbegrenzten Einnahmemöglichkeiten zu suchen, wählte man einer Darstellerin zuliebe, die vielleicht alles, nur nicht eine Salondame von großen Gesten und hinreißendem Charme zu geben imstande ist, Sardous „Cyprienne“.

Mit solchen Theatergründern, die Zufall und Laune und die Sucht nach einflußreichen Positionen auf den Theaterthron bringt, zu rechten, hat weder Sinn noch Zweck, und hinterher ihres Leichtsinns wegen, mit dem sie Kapital und damit die Existenz andrer Leute aufs Spiel setzen, um selbst ein ehrgeizerfülltes und talentleeres Leben zu führen, den moralischen Kritiker zu spielen, kann einem nicht beifallen. Dr. Eugen Robert, der ein guter Journalist gewesen sein mag und zu diesem Beruf jetzt wohl nach seiner Theaterirrfahrt zurückkehren wird, ist als Theaterleiter wohl für ewig begraben, und es verlohnt der Mühe nicht, seine Theaterleitung in längern Grabreden wenn auch nur kurze Zeit, neu auferstehen zu lassen. Was uns am meisten beschäftigt und die Spalten der Tagespresse leider nicht genug erfüllt, das ist die Erbschaftsfrage.

Man hat wohl hier und da gelesen, daß diese und jene Schauspieler und Theaterleute sich um die Direktion bemühen, daß aber die Möglichkeit rechnerisch und künstlerisch gesunder Arbeit unter den hohen Pachtbedingungen nicht gegeben sei: diese reinen Tatsachenberichte aber sind das einzige, was die Presse über die Nachfolge brachte. Sie hat sich nicht für den einen oder gegen den andern Bewerber ausgesprochen, sondern den Dingen ihren Lauf gelassen. So wird sich ihr vielleicht eines Tages ein Herr als Leiter eines Instituts, das öffentliche und künstlerische Beachtung beansprucht, vorstellen, der sich für diesen Posten durch nichts weiter als durch seine Geldmittel für befähigt dokumentiert hat. Durch diese Gleichgültigkeit der Presse in Fragen der Theaterleitung ist jüngst auch eine kurze Zeit ein Herr Leiter eines im Norden Berlins gelegenen Schauspielhauses geworden, dem die Bürgervertretung in Kaiserslautern seiner schmierenhaften Darbietungen wegen den Titel „Kaiserslautener Stadttheater-Ensemble“ aberkannte, als er mit seiner Truppe eine Tournee, sagen wir nicht durch die umliegenden Dörfer, aber die noch kleineren Städte machte. Und in Kaiserslautern ist man doch wahrhaftig nicht verwöhnt! — — —

Überall in deutschen Landen kümmern sich die Journalisten mehr als in Berlin darum, wem die Leitung eines Theaters ihrer Stadt anvertrant wird. In Berlin debattiert man lange über die Fähigkeiten der Anwärter auf den Posten eines Museumsdirektors; über die Fähigkeiten der Kandidaten für eine Theaterleitung unterhält man sich nicht. Und doch beruht heute ein guter Teil des Ansehens und des bißchen künstlerischer Würde, das Berlin besitzt, auf seiner Stellung als erste Theaterstadt, die mehr ein Zufallsprodukt als das Resultat strenger künstlerischer Erziehung und Tradition ist. Wer in Berlin die finanziellen Mittel zur Führung einer Bühne und die Geduld hat, zu warten, bis eines der bestehenden Theater frei oder von seinem Leiter gegen eine Entschädigung abgegeben wird, der „setzt sich durch“. Die Konzessionsbehörde, die neben Geldnachweis auch künstlerische Qualitäten fordert, ist bald befriedigt: ein Attest eines anerkennenden Künstlers genügt, und das zu beschaffen, fällt keinem Direktionsbegierigen schwer. Da hier eine Wandlung zum Bessern durch gesetzliche Bestimmungen nicht zu erhoffen und auch nicht zu erstreben ist, wäre es Pflicht der Presse, die das Resultat einer Direktionsführung, die Vorstellungen, beurteilt, den Ursachen schlechter Leistungen nach bestem Können vorzubeugen: sich gegeu nnfähige Theaterleiter zu wehren. Zwar wird sie es nicht unbedingt verhindern können, daß sein Geld einem Dilettanten die Tür eines Direktionszimmers öffnet. Aber sie wird im Falle der Ablehnung oftmals Pächter und Verpächter zur rechten Zeit noch kopfscheu machen können und einem fähigen Mann den Weg bahnen helfen. Gustav M. Hartung (Berlin).

* * *

Der neue Herr des Burgtheaters.

Mein Aufsatz in Nr. 1 der „Gegenwart“ war noch feucht von der Druckerschwärze, als die von mir behauptete Aktualität der Direktionskrise im Wiener Burgtheater mit drehbühnenartiger Geschwindigkeit auch schon erledigt war. Schlenther erlag binnen wenigen Tagen dem kombinierten Angriff seiner Erbfolgekandidaten und ihrer Wiener Sprachrohre. Wie es möglich wurde, daß der Leiter des Hamburger Deutschen Schauspielhauses, Herr Alfred v. Berger, zum neuen Mann ernannt werden konnte, ist mir heute noch ziemlich unverständlich. Seit zwanzig Jahren war Herr v. Berger der ständig präterierte Prätendent für die Burgtheaterkrone. Für diesen Zweck war ihm, dem Sohne eines liberalen österreichischen Ministers, kein Mittel zu gering. Zunächst schrieb er für die Neue Freie Presse, die nicht nur das weitaus größte und angesehenste österreichische Blatt, sondern auch jüdisch und liberal ist, unendlich lange Sonntagsplaudereien. Zum Lohn für diese fromme Tat ward nicht nur er selbst, sondern auch die Neue Freie Presse ein Faktor, der Herrn v. Berger für die Direktion des Burgtheaters proklamierte. Unter solchen Umständen galt Freiherr v. Berger dem Kaiser Franz Josef für einen extremen Judenfreund,

Digitized by Google

und von jemand, der es eigentlich wissen müßte, habe ich in Wien erfahren, daß der alte Kaiser deshalb im intimen Kreise die Kandidatur Bergers mit einem: Niemals! glossiert hat. Kaiser Franz Josef läßt sich zwar im allgemeinen nur schwer zur Änderung seiner Ansichten und Absichten bereden, aber ich denke mir, daß ihn im Falle Berger der Charakter und das Leben des Freiherrn davon überzeugt haben müssen, daß der Freiherr es mit dem jüdischen Liberalismus nicht gar so bös meint. Man brauchte dem Kaiser schließlich nur folgende Episode aus dem Leben des neuen Hamburger Lessings, (so muß man ihn doch wohl nennen, da er selbst in der Österreichischen Rundschau *seine* „Hamburger Dramaturgie" seit Jahren publiziert) entgegenzuhalten: Eines Tages erinnerte man sich im Wiener Rathaus des hundertjährigen Todestages Schillers. Der Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse" Alfred Freiherr v. Berger hielt die Festrede und entdeckte vor den christlich-sozialen Gastgebern, daß der Freiheitsdichter Schiller eigentlich ein Kleiner von den Ihren gewesen ist, ein ganz gewöhnlicher — Klerikaler. Infolge dieser literarischen Entdeckung durfte Herr v. Berger für die „Neue Freie Presse" über Schiller nicht schreiben und war monatelang aus dem Feuilletonparadies der „Neuen Freien Presse" verbannt. Einmal begegnete er dann ganz zufällig dem sehr bösen Herausgeber der „Neuen Freien Presse", und im Handumdrehen machte er sich den Gegner zum besten Freund, indem er ihm in einfachen und bescheidenen Worten versicherte, wie sehr der Antisemitenführer Lueger, der Bürgermeister von Wien, die „Neue Freie Presse" und den Chef bewundere und verehre. Seither war zwischen Herrn v. Berger und der „Neuen Freien Presse" nur mehr eitel Freundschaft und Liebe.

Herr v. Berger ist also kein so schlimmer Mensch. Er läßt immerhin mit sich reden. Der Mann versteht es, sich den Verhältnissen anzupassen. In der „Neuen Freien Presse" ist er liberal. Wenn er im Rathaus steht, muß er natürlich auch zum klerikalen Tanz aufspielen können. Das geschieht übrigens alles nur für die heilige Kunst und das kostbare Burgtheater. Denn das Wiener Rathaus liegt genau gegenüber dem Burgtheater, und wenn auch den Rathausgewaltigen selbst der Rathauskeller näher liegt, als das Burgtheater: bei der Ernennung des Burgtheaterleiters haben sie doch auch ein kräftig Wörtlein mitzureden.

Wie er sich seiner Hamburger Verpflichtungen entledigt hat, das ist auch eine der hübscheren Taten des Freiherrn v. Berger. Am 23. Dezember lehnte er einen Wiener Antrag mit der Begründung ab, durch seinen Abgang würden wesentliche Interessen des Hamburger Schauspielhauses schwer verletzt, kurz: er sei dort unentbehrlich. Den Eigentümern des Theaters versicherte er, seine Kandidatur für den Wiener Posten wäre endgültig erledigt. Um das den Aktionären ad oculos zu demonstrieren, verreiste Herr v. Berger für die Zeit der Wiener Burgtheaterkrise auch noch, freilich nicht nach Amerika, sondern nur nach — Wien. Vorsichtshalber nahm er sich auch einen Unterhändler mit, der ihm zufällig einen neuen Antrag brachte, die Leitung des Burgtheaters zu übernehmen. Der unglückliche Freiherr v. Berger trug nun den Hamburgern an, das Wiener Hoftheater und das Hamburger Schauspielhaus ein Jahr lang zugleich zu leiten, bis ein würdiger Nachfolger für ihn gefunden sei. Selbstverständlich lehnten die Hamburger es ab, sich in die kostbare Kraft mit Wien zu teilen, das eine Tagereise entfernt liegt. Die Undankbaren! sagt jetzt Herr v. Berger. Er war bereit, seine Gesundheit aufzuopfern... Auf die Erklärung der Hamburger, die ihm unverhüllt Wortbruch vorwarfen, telegraphierte er gekränkt, sie seien augenscheinlich bestrebt, sein den lautersten Motiven entsprungenes Vorgehen im falschesten Lichte zu zeigen. Dieser bedauerliche Schritt überhebe ihn der Qual der Wahl, da ihm ein weiteres gedeihliches Wirken in Hamburg nach diesem Zwischenfall unmöglich erscheine. Die wesentlichen Interessen des Schauspielhauses, die durch seinen Abgang entschieden verletzt werden, sind ihm gleichgültig geworden.

Was das Burgtheater von ihm sonst zu erwarten hat? Als Direktor kenn ich ihn nicht, und er findet jedenfalls in dem armseligen Wien andre Verhältnisse vor als im reichen Hamburg. Als *Schriftsteller* ist er eine komische Figur: er schreibt neun Spalten lang, und das ganze Feuilletongerede ist kaum einen Satz wert. Zuweilen kam er mir auch wie die bekannte Märchenfigur des böhmischen Berggeistes Rübezahl vor: er bepackt einen mit unendlich viel Gold, und wenn man die Bürde glücklich nach Hause geschleppt hat, ist man ganz schwarz von der — Kohle, die durchaus nicht brennen will.

Ernst Egon Friedegg (Berlin).

Randbemerkungen.

Das Nietzsche-Denkmal.

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß es keine Stelle mehr gibt, wo man vor der Öffentlichkeit sicher ist. Man mag in das weltfremdeste Dorf ziehn, wenn man nur etwas leistet, kann man sicher sein, daß einem die Reporter nachkommen, daß man von Interviewern beglückt wird.

Aber auch noch den Toten läßt diese Zeit keine Ruhe. Hatte sich da der große norwegische Komponist Edvard Grieg doch gewiß nicht aus Sensationseitelkeit seine letzte Ruhestätte an dem großen rauschenden Nordmeer ausbedungen, um in dem Donner der Brandung auf einsamer Landspitze zu schlafen; und schon las man, daß das einsame Grab ganze Scharen von neugierigen Engländern und Deutschen herbeigelockt hatte, die nichts eiligeres zu tun hatten, als überall Zeugnisse ihrer „unsterblichen" Persönlichkeiten zu hinterlassen und die Grabstelle so zu verschandeln, daß die Regierung sie unzugänglich machen lassen muß. So nehmen diese Barbaren und Parvenubötier den wenigen Feineren, die einmal den Schauer solch weltabgeschiedener Heldeneinsamkeit empfinden möchten, das auch.

Nun liegt im Silfersee eine heimliche Insel, „Chasté" genannt, zu deutsch: Die Keusche. Hier barg sich der menschenfliehende Philosoph Nietzsche und konzipierte seinen Zarathustra. Da las man denn neulich eine emphatische Klage eines Zeitgenossen in einer sehr großen Zeitung, der sich darüber beschwerte, daß nur ein schlichter Gedenkstein von dieser Tatsache dort zeuge. Es gehöre sich doch, „man wäre es doch dem großen Toten schuldig", ihm anstatt eines solchen pauvren Tumulus ein lebensgroßes Denkmal zu errichten. Daß diese guten ehrlichbegeisterten Menschen so wenig Verständnis dafür haben, daß das so einem Großen gar nicht gefallen würde. Man bringt doch auch einem Mann, der sein Kind verloren hat, kein Ständchen zum Zeichen der Sympathie. Wahrlich — das Heute ist des Pöbels. Also sprach Zarathustra.

Paul Friedrich.

* * *

Der renitente Gutsbesitzer.

Ich fühle mich veranlaßt, unser Beamtentum gegen verschiedene böswillige Anklagen in Schutz zu nehmen. Nämlich man behauptet, es sei mit einem besonders dicken Zopf geschmückt und sei das, was man im ärgsten Sinne des Wortes Bureaukratie nennt. Ich will gar nichts dagegen sagen, aber ich möchte behaupten, daß nicht allein die Beamten und Staatsbehörden bureaukratisch sind, sondern auch die Kommunen und andre Selbstverwaltungs-Körper. Der Bazillus der Bureaukratie muß nun einmal in der deutschen Luft stark verbreitet sein, und die Infektion muß erfolgen, sowie jemand ein Amt, gleichgültig welcher Art, übernimmt.

Man höre folgendes Stück:

Bei der landwirtschaftlichen Unfallsversicherung ist es üblich, daß zu Beginn eines jeden Geschäftsjahres von den versichernden Landwirten Beiträge eingezogen werden, die als Kaution oder Vorschußzahlung auf die nach Ab-

Digitized by Google

lauf des Jahres aus dem Lohnnachweise festzustellende Versicherungsbeiträge gelten. Ein Gutsbesitzer war um die Vorschußzahlung nicht ersucht worden, hatte aber am Jahresschluß den Versicherungsbeitrag richtig und rechtzeitig gezahlt. Zu Anfang des Jahres ging nun das Gut durch Verkauf in andre Hände über. Inzwischen aber hatte ein Beamter der Unfallversicherung herausgefunden, daß der Gutsbesitzer die vorjährige Kaution nicht gezahlt habe, die Kaution für einen Betrag, der schon entrichtet war. Nach Schema F fordert man ihn nun sofort auf, diese Kaution von 53 Mark und etlichen Pfennigen einzuzahlen. Er protestiert, er habe gegen die Berufsgenossenschaft keine Verbindlichkeiten mehr, seine Versicherungssumme sei bezahlt, wozu also jetzt noch eine Kaution; auch möge man sich, wenn man von dem Gute etwas wolle, an den neuen Besitzer wenden. Selbstverständlich ließ sich die Behörde auf eine Widerlegung der triftigen Einwände des Gutsbesitzers nicht ein; wie ginge das auch, da jede Behörde bekanntlich unfehlbar ist — sondern forderte abermals die sofortige Einzahlung des Betrages, der selbstverständlich später, nach ungefähr einem Jahre, zurückerstattet werden solle. Der Gutsbesitzer, von der merkwürdigen Ansicht durchdrungen, daß auch behördliche Verfügungen eine gewisse Logik aufweisen müssen und nicht gegen den gesunden Menschenverstand verstoßen dürfen, hat nicht gezahlt, ist renitent geblieben und hat sogar gebeten, ihm die gesetzlichen Bestimmungen aufzugeben, wonach er die Kaution zahlen müsse. Eine Antwort ist bisher noch nicht erfolgt und möglicherweise wird sie erst mit dem Gerichtsvollzieher kommen.

Wir aber fragen: Wozu braucht die Reichsversicherungs-Ordnung, wie die Regierung es will, umgeändert und bureaukratisiert zu werden, wenn die jetzigen Selbstverwaltungsbehörden so schöne Schildbürgerstückchen machen, daß auch so und so viele Assessoren Besseres nicht werden leisten können. Dr. M. P.

* * *

„Postdirektor" Sir Shackleton.

Zu allen Zeiten hat der Wandertrieb, der Forschungsdrang, der Reiz des Unbekannten den Menschen in die Weite getrieben. Was ist es andres, wenn dem mazedonischen Alexander sein Vaterland zu klein war, und er den unter damaligen Verkehrsverhältnissen dem Heute gegenüber auch nicht wesentlich schwierigeren, bewaffneten Spaziergang nach Indien unternahm? Dabei hatte er als König den Vorzug, sich Begleiter in beliebiger Zahl kommandieren zu können, so daß er nicht Gefahr lief, bei späterer Berichterstattung über seine Reise-Erlebnisse als blagueur angesehen zu werden. Dieser spätre Bericht ist nämlich eine große Hauptsache bei der ganzen Reiserei und bisweilen der einzige Zweck der Übung. Dabei ist an sich auch noch nichts Schlimmes, und wenn Stanley vor Jahren seine erste Afrikareise nur unternahm, um „How I found Livingstone" für den New York Herald zu schreiben, so wird dadurch die Bedeutung des mit seiner bekannten rücksichtslosen Energie durchgeführten Zuges nicht geringer. Après tout il faut vivre, und wenn Sven Hedin (oder sein Impresario) in Prenzlau (oder war es eine andre Weltstadt?) für einen Vortragsabend 12 000 Mark verlangt, so riecht das etwas reichlich nach business, aber es nimmt halt jeder, was er kriegen kann. Auf einem gänzlich andern Brett steht die smartness des biedren Ehrendoktors Cook, der zuerst mit Hilfe braver Freunde, die erst jetzt den Mund auftun, den Leuten eine Besteigung des Mac Kinley-Berges vorschwindelt, dann (vorsichtshalber allein) den Pol erobert, sich ein nettes rundes Sümmchen als Vorschuß für Vorträge zahlen läßt und sich darauf konsequenter- und sehr verständigerweise auch von diesen drückt, offenbar weil seine Wahrheitsliebe es ihm nicht gestattet, seinen Hörern soviel vorzulügen. Scheiden wir aber einmal Mr. Cook hier aus, der zu der besondren Klasse der Nicht-Reisenden gehört, so ist nicht einzusehen, weshalb es gerade dem Forschungsreisenden verwehrt sein sollte, „to make the best of it".

Wenn Shackleton, kaum daß er nach Hause gekommen ist, statt aus dem Rohmaterial seiner Reisetagebücher die wissenschaftlichen oder, wenn er solche nicht hat, die allgemein interessierenden Ergebnisse seiner Fahrt herauszuarbeiten, diese unbehauenen Klötze selbst auf den Markt bringt, so ist das zwar viel einfacher und vielleicht auch schneller Gewinn bringend, aber am letzten Ende nicht nur geschmacklos, sondern auch unklug.

Also nicht Ende gut, alles gut. Außerdem hat diese Historie aber auch noch ein Intermezzo, das recht übel riecht.

Hatte da vor Jahren ein Walfischfänger englischer Nation in der Richtung auf den Südpol festes Land zu sichten geglaubt, dem er als patriotischer Entdecker den kurzen, aber schönen Namen: „King Edward VII.-Land" beilegte. Damit war die Sache für lange Zeit erledigt, und diese Taufe hatte etwa den gleichen Wert, wie die Farce des auf dem Nordpol aufgepflanzten Sternenbanners; denn das Eiskönig-Land spottete aller Bestrebungen der Wiederentdeckung.

Es ist also ganz in der Ordnung, daß Shackleton, da er ohnedies in der dortigen Gegend zu tun hatte, beschloß, dieses Paradies aufzufinden, und es entspricht auch nur dem praktischen Sinne dieses Volks der Meister-Kolonisatoren, daß er diesem — allerdings vorläufig wahrscheinlich noch menschenleeren und vermutlich für die nächsten paar mal hunderttausend Jahre noch unbewohnbaren — Lande, das sich erst durch eine energische Pendelung der Erdachse aus seiner Eiszeit befreien mußte, nun auch die Segnungen der Zivilisation zuteil werden lassen wollte. Wegen des eben erwähnten Überflusses an Menschenmangel konnte diese nun nicht, wie üblich, in Christentum verschiedener Konfessionen, Mordwaffen und Feuerwasser bestehen. Wollene Strümpfe und Halstücher sind nur für das tropische Afrika beliebt und verlangen außerdem auch Menschen, die sie zu tragen verdammt werden. Also was tun? So sann er auf Rettung und verfiel („man lebt dort im Zeitalter des Verkehrten") auf den Heiligen Stephan oder wie sonst anders der General-Postmeister von Neu-Seeland heißt. Von diesem ließ sich Shackleton (ohne jedes Examen!) zum Postdirektor aller von ihm im antarktischen Festlande zu eröffnenden Postämter ernennen, wurde mit einer eigens dazu hergestellten Uniform angetan, die bei allen Eröffnungsfeierlichkeiten (auch des Parlaments, das ist in Antarktis so Sitte) zu tragen war, und erhielt ferner, damit ist der Schritt von der Posse zum ernsten business getan, ein Stempelkissen, einen Datumstempel und nicht weniger als 10 000 Marken von New Zealand zu 1 Penny ausgehändigt. Deren Schönheit (die stehende Figur des Handels sieht wirklich gut aus, was man in so barbarischen Ländern, wie Deutschland an Briefmarken nicht gewohnt ist) wurde durch den zweizeiligen Aufdruck King Edward VII.-Land verunziert, bezeichnenderweise in grüner Farbe; damit sollte nicht etwa auf die Hoffnung hingedeutet werden, das Märchenland zu finden, sondern auf die greenhorns, die später darauf hineinfallen würden, für teures Geld diese Marken, und noch dazu gebraucht oder gar auf ganzem Brief zu kaufen. Sonst hat es weiter keinen Zweck.

Hören wir aber den offiziellen Bericht Shackletons, den er am 11. Mai 1909 aus Adelaide über die Eröffnung des Postamts an den General-Postmeister erstattet:

„Ihrer Anordnung gemäß erlaube ich mir hiermit, meinen Bericht über das von mir am Südpol eröffnete Postamt zu erstatten, das dort von den in meiner Begleitung befindlichen Mitgliedern der britischen Südpol-expedition benutzt wurde. Als die „Nimrod" anfangs 1908 Neu-Seeland verließ, führte sie eine Anzahl Marken mit besonderm Überdruck, einen Datum-Stempel und ein Siegel mit sich, und ich wurde von Ihnen, als dem zuständigen General-Postmeister, ermächtigt, in einem Postamt, das ich in unserm Winterquartier zu eröffnen hätte, Marken zu verkaufen und die Amtspflichten eines Postdirektors zu übernehmen. Als wir den Polarkreis nörd-

Digitized by Google

lich King Edward VII.-Land erreicht hatten, verkaufte ich die ersten Marken, damit die Expeditionsmitglieder durch den Dampfer „Konnya“, der die „Nimrod“ bis an das Packeis geschleppt hatte, ihre Briefe nach Neu-Seeland befördern könnten. Die erste Post wurde von mir prompt mit der „Konnya“ abgefertigt. Als wir die zum King Edward VII.-Land gehörigen Gewässer erreicht hatten und etwa eine Meile von Land im Eis festlagen, eröffnete ich gewissermaßen eine Filiale des Postamts in Neu-Seeland. Hier wurden mir Briefe zur Beförderung bei nächster Gelegenheit übergeben, und ich verkaufte Marken für künftige Korrespondenzen. Die Post, die uns aus Neu-Seeland zuging, enthielt etwa 800 Briefe, die an nicht existierende Personen adressiert waren. Darunter waren Aufschriften wie: König Albatroß, Herrn Seehund, Frau Robbe, Frl. Möwe, Johann Frost, Herrn Schnee, Firma Max Bär & Co., König Pinguin usw. Diese Briefe sollten jedenfalls an die Absender zurückgehen. Da es infolge der ungünstigen Eisverhältnisse nicht möglich war, King Edward VII.-Land zu erreichen, mußten wir bei Kap Royds Winterquartiere beziehen. Dort wurde versucht, die Briefe so gut wie möglich zu verteilen. Viele waren nur nach „Antarctica“ adressiert, nicht nach King Edward VII.-Land. Die Briefe an Mitglieder der Familie Pinguin wurden zur offenbaren Ueberraschung dieser interessanten Vögel alle abgeliefert. Was dann weiter damit geschehen ist, kann ich nicht sagen. Ebenso wurden die Briefe an die Seehunde, an Herrn Eisberg usw. ausgetragen. Die unbestellbaren Briefe sind zurückgegangen. Die erste Post von der Nimrod aus Neu-Seeland, die in Antarctica geöffnet wurde, enthielt 1510 Briefe, und 550 Briefe nahm die Nimrod vom King Edward VII Land mit. Alle Briefe sind durch meine, als des Postdirektors Hände gegangen und mit dem dazu angeschafften Stempel abgestempelt. Auf der Inland-Hochebene habe ich auf 88 Grad 5 Minuten südlicher Breite und 162 Grad östlicher Länge am 7. Januar 1909 ein Zweigpostamt eröffnet. Ich meine, daß das im Bereich des sich an das Hochland anschließenden King Edward VII. Land liegt. Ich bin gern bereit, ihnen Photographien des zuerst eröffneten Postamts, des Winterquartiers, von dem aus die größte Anzahl von Briefen befördert wurde, und des Zweigpostamts auf der Hochebene zu senden.

Gegen 2000 Briefe sind durch meine Hand gegangen. Den größten Teil der Marken habe ich an die Teilnehmer der Expedition verkauft. Die eingeschriebenen Briefe, deren Empfänger nicht aufzufinden waren, sind an das Hauptpostamt in Cristchurch zurückgegangen. An mich als Postdirektor gerichteten Ersuchen bin ich, soweit tunlich, nachgekommen. Soweit mir bekannt, war das Hauptpostamt in Christchurch angewiesen, eine große Zahl von Briefen mit offenbar fingierten Adressen nicht nach Antarctica zu befördern. Bei meiner Rückkehr nach Neu-Seeland habe ich den Datum-Stempel und das Siegel, sowie meine Belege und Rechnungen dem Hauptpostamt übergeben.

Ganz ergebenst

E. H. Shackleton,
Postdirektor.“

Das war also ein Anhängsel einer wissenschaftlichen Expedition! „Die ihn mit Butter versorgt“.

J. R.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW.
— Telefon-Amt VI, No. 669. —

N.P.G.

Vornehmer, wohlfeiler

Wandschmuck

sind Bromsilber-Photos der Neuen Photographischen Gesellschaft, Aktiengesellschaft, Steglitz 181 · Enorme Auswahl von Gemälden und Skulpturen klassischer und moderner Kunst · Illustrierte Prospekte stehen gern zur Verfügung

Amateur-Photographen

verlangen unsere Gesamtpreisliste über Photopapiere und Probehefte der Zeitschrift «Das Bild» gratis

N.P.G.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.
Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.
Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Ziehung 5. Feb...
4. Schlesische ...
Lose à 1 M. 11 Lose ... Porto u. Li...
3842 Gewinne. Gesamtw...
6000 ...
spec. 48 Pferde und 6 Equipa...
4000 ...
und 3800 Silbergewinne M...
2000 ...
1. Hauptgew.: Equipage m. 4 Pferd...
1000 ...
Lose empfehlen und versen...
Lud. Müller & C...
Bankgeschäft Berlin C., Breite...
Telegr.-Adr.: Glückmüll...

Vereinigung: Die Wissenschaft für Alle

Die Vereinigung bezweckt Wißbegierigen und Bildungsbedürftigen aus allen Kreisen des deutschen Volkes auf billigstem Wege Gelegenheit zu geben, ihr Wissen zu erweitern und ihre Bildung zu vertiefen.

Zu einem **Mitgliedsbeitrag von Mark 1.50 vierteljährlich** erhalten die Mitglieder

1. die Halbmonatsschrift **„Das Wissen"**, und
2. zwei Bände der **„Bücher des Wissens"** (Ladenpreis à 50 Pfg.); sie haben
3. freien Zutritt oder Eintritt zu ermäßigten Preisen zu den von der Vereinigung bezeichneten Vorträgen, und ferner hat jedes Mitglied das Recht,
4. sechs weitere Bände der **„Bücher des Wissens"** vierteljährlich nach eigener Wahl zum Vorzugspreis von je 30 Pfg. (statt des Ladenpreises von je 50 Pfg.) zu beziehen. — Erschienen sind bis Anfang 1910 140 Bände „Bücher des Wissens". Außerdem sind die Mitglieder berechtigt
5. zum Bezuge der von der Vereinigung in jedem Jahre neu erworbenen Bücher zum Vorzugspreis für Mitglieder und
6. zur Inanspruchnahme des Fragekastens und Sprechsaales der Halbmonatsschrift **„Das Wissen"**.

Für Nichtmitglieder der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle" kostet die Zeitschrift „Das Wissen" jährlich Mk. 7.20 und jedes Exemplar der „Bücher des Wissens" 50 Pfg., zusammen jährlich Mk. 11.20. Mitglieder genießen daher, abgesehen von den übrigen Rechten, eine

Preisermässigung von Mark 5.20 jährlich.

Mitglied der Vereinigung kann jedermann werden, der Eintritt jederzeit erfolgen. Alle Buchhandlungen sowie die Geschäftsstelle der Vereinigung nehmen Anmeldungen entgegen. Der Mitgliedsbeitrag Mk. 1.50 ist vierteljährlich im Voraus zahlbar. Weitere Pflichten übernehmen die Mitglieder nicht. Probenummern der Halbmonatsschrift „Das Wissen" und Satzungen der Vereinigung kostenlos von der

Geschäftsstelle der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle"
(Hermann Hillger Verlag)
Berlin W. 9, Potsdamerstr. 124.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Mießler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 4. Berlin, den 22. Januar 1910. 39. Jahrgang Band 77.

Der deutsch-portugiesische Handelsvertrag.

Von E. v. Liebert, M. d. R.

In den Tagen des 4. und 7. Dezember des vergangenen Jahres hat sich das Plenum des Reichstags mit dem von den portugiesischen Cortes bereits genehmigten Handelsvertrage beschäftigt. Die Aufnahme war ungewöhnlich unfreundlich. Ein Abgeordneter der Reichspartei, drei vom Zentrum, zwei nationalliberale, drei von der freisinnigen Volkspartei, zwei Sozialdemokraten übten äußerst scharfe, zum Teil sarkastische Kritik an den einzelnen Bestimmungen des Vertrages. Der einzige, der ein wohlwollendes Urteil fällte, war der konservative Abgeordnete Graf v. Kanitz. Schließlich ward der Vertrag einer Kommission von 28 Mitgliedern überwiesen. Dieser fällt eine große Verantwortung zu, weil unter den obwaltenden Umständen nur eine en bloc-Annahme oder eine Ablehnung des ganzen Vertrages möglich ist.

Welchen Eindruck die Verhandlungen im Plenum auf die interessierten Kreise des deutschen Exporthandels gemacht haben, beweist ein Artikel der „Deutschen Volkswirtschaftlichen Korrespondenz“ vom 11. Dezember v. J., in dem es zum Schlusse heißt: „Es zeigt sich eben wieder einmal, wie verhängnisvoll die Übertragung mehr oder weniger berechtigter Verstimmungen im Reichstage, die auf allgemein politische Gründe zurückgehen, auf das wirtschaftliche Gebiet ist. Wenn ein großer Teil der Parteien heute noch nicht in die ihm von der Regierung gebotene Hand einschlagen will, so soll man dies jedenfalls die an der Ausfuhr nach Portugal interessierten Kreise nicht entgelten lassen.“ Man hat also aus der herben Kritik an dem Vertrage nur die allgemeine Verstimmung über die gegenwärtige innere Lage herausgehört.

Bei der Zustimmung oder der Ablehnung heißt es aber vor allen Dingen mit den gegebenen Tatsachen rechnen. Die deutschen Unterhändler hatten von vornherein einen schweren Stand, weil Portugal im Jahre 1908 einen neuen Zolltarif mit bedeutender Erhöhung der Sätze aufgestellt, und weil die dortige Regierung für den Abschluß von Handelsverträgen durch die Cortes auf dem Wege der Gesetzgebung bindende Vorschriften erhalten hatte. Danach war eine Anzahl Artikel einzeln benannt, deren Sätze weder gebunden noch ermäßigt werden dürfen. Bei andern Artikeln gestattet das Gesetz eine Ermäßigung, die jedoch nicht über 30 % betragen darf. Bei allen andern dem Zoll unterliegenden Waren ist die Bindung der Zollsätze erlaubt, falls von der Gegenseite entsprechende Vorteile gewährt werden.

Diese Richtlinien waren gegeben. Der letzte Vertrag mit Portugal war 1892 abgelaufen und seitdem die Zollerhebung beiderseits nur nach den eigenen Tarifen geregelt. Die Meistbegünstigung allein zu erreichen hatte keinen wesentlichen Wert, da Deutschland alsdann keine Vorteile, sondern nur keine Nachteile gegenüber den andern Staaten erlangt hätte. Es handelte sich vielmehr um eine möglichst weitgehende Bindung des portugiesischen Zolltarifs für die einzuführenden deutschen Waren. Dies ist in gewisser Weise erreicht, wie eine Gegenüberstellung der dem Handelsvertrage angefügten Tabelle A (Zollerhöhungen) und Tabelle B (Zollermäßigungen) ergibt. Danach sind von der Gesamteinfuhr Portugals aus Deutschland gebunden in der derzeitigen Höhe 57 %, im Zolle erhöht 26,7 %, ermäßigt 12,4 %, teils erhöht, ermäßigt und gebunden 3,9 %. Somit verbleibt es für 60 % bei den bisherigen Zollsätzen, für 12 % kann eine Ermäßigung eintreten; für rund 72 % unsrer Ausfuhr kann also eine Verschlechterung gegen bisher nicht eintreten.

Sehr bedauerlich bleibt es, daß die deutsche Textil- und die Eisenindustrie gegen die einzelnen Zollsätze so viel Einwendungen zu erheben haben, wie sie durch die Abgeordneten Merkel (Sachsen), Linz (Barmen) und Eickhoff (Remscheid) zur Sprache gebracht wurden. Ebenso sind auch die Klagen der rheinischen Winzer gewiß berechtigt. Aber es ist sehr schwer, auf einem so schwierigen Gebiete es allen Interessenten recht zu machen, und jeder Handelsvertrag wird seine erbitterten Gegner haben.

Während einzelne Teile der Industrie zu klagen haben, sind die Handelskreise mit den Abmachungen des Vertrags zufrieden und verlangen dringend, ihn in Kraft zu setzen. Die deutsche Einfuhr nach Portugal hat sich in erfreulicher

Digitized by Google

Weise gesteigert, sie belief sich 1908 auf 33 Mill. Mark, eine Ziffer, die nur hinter der Einfuhr Großbritanniens zurücksteht. Dieser Verkehr würde durch Ablehnung des Vertrags geschädigt, es würde ein Zollkrieg eintreten, und dieser Zustand ist uns in unserm Verhältnis zu Canada höchst unliebsam entgegengetreten.

Der deutsche Handelstag hat sich deshalb warm für Annahme des Vertrags ausgesprochen. Die Oldenburger Handelskammer behauptet, daß eine Ablehnung die deutsche Schiffahrt mit Portugal vernichten würde, und diese wird durch die Oldenburg-Portugiesische Reederei mit 15 Dampfern, durch den Bremer „Neptun" mit der gleichen Zahl betrieben.

Zu berücksichtigen bleibt ferner, daß wir es in Portugal mit einem Lande zu tun haben, das sich im Laufe von zwei Jahrhunderten nur geringe Industrie zu schaffen vermochte, nachdem der berühmte Methuenvertrag von 1703 es wirtschaftlich von England abhängig gemacht hatte. Da wir ungefähr die gleichen Waren wie England ausführen, so liegt es an uns, die kräftig aufgenommene Konkurrenz dauernd zu behaupten. Es kann nicht zugegeben werden, wie Dr. Südekum aussprach, daß der Vertrag in London entworfen sei. Im Gegenteil empfindet man in England mit Besorgnis, daß Deutschland nunmehr als erste Macht in Portugal mit den Vorrechten auftreten wird, die aus einem Handelsvertrage entspringen.

Auch die Bedenken sind zurückzuweisen, die Herr Dr. Südekum im Reichstage gegen die Abweichungen zwischen dem portugiesischen und französischen Text des Vertrages kundgab, und die zu Schwierigkeiten bei Verhandlungen vor portugiesischen Gerichten führen könnten. Das anerkannte Werk „System der Handelspolitik" von Dr. Josef Grunzel in Wien sagt Seite 436: „Im Verkehr mit überseeischen Staaten, deren Sprache weniger gekannt ist, wird zuweilen eine dritte Sprache gewählt, welche den Angehörigen beider Staaten leichter zugänglich ist, oder es wird außer den Texten in den beiden Staatssprachen noch eine dritte Ausfertigung in einer Weltsprache (gewöhnlich französisch oder englisch) vorgenommen, und diese dritte Ausfertigung gilt dann als authentischer Urtext."

Die Angriffe gegen die deutschen Diplomaten, die auch bei der Besprechung des Handelsvertrags im Reichstage nicht fehlten, scheinen hier nicht am Platze zu sein. Man braucht die Diplomatie nicht als eine starke Seite des deutschen Staatslebens anzusprechen und wird gerechterweise doch zugeben müssen, daß die deutschen Unterhändler hier ihre Schuldigkeit getan und unter schwierigen Umständen das Mögliche erlangt haben.

Es bleibt abzuwarten, wie sich die Kommission entscheiden wird, die am 20. Januar zur Abstimmung schreiten wird.

Zur Katzenfrage.

Von Ober-Reg.-Rat Alexander v. Padberg (Hildesheim).

Zu den schlimmsten Geißeln, die die kulturfreundliche Vogelwelt, das heißt die Formen, die sich in der Nachbarschaft menschlicher Wohnstätten angesiedelt haben, bedrohen, gehört nach dem Urteil aller sachverständigen Instanzen die Katze, sei es die wohlanständige Hauskatze, deren Reich in Haus, Hof und Garten liegt, und die mit der Miene der Unschuld und Sanftmut jeden Vogel schlägt, jedes Nest ausraubt, dessen sie habhaft werden kann, sei es die wildernde Hauskatze, die ihre Streifzüge auf die Feldmark des Dorfes, die Anlagen der Städte ausdehnt, sei es endlich die verwilderte Katze, vor der kein Erdnister, kein Heckenbrüter, kein Kitzchen oder Junghäschen sicher ist. Für den Vogelschützer, dessen Aufgabe darin besteht, die Vogelwelt der deutschen Heimat als ein Stück ihrer selbst zu erhalten, ergibt sich daher die gebieterische Notwendigkeit, das herumstrolchende Katzenvolk im Zaume zu halten. Diese Frage ist seit dem Jahre 1905 vielfach besprochen worden, und zwar aus Anlaß einer Aufzeichnung des preußischen Landwirtschaftsministers über das Recht, Katzen zu töten, die er an den hessischen Tierschutzverein gesandt hat mit dem Wunsche, daß sie in geeigneten Zeitschriften veröffentlicht werde.

Neuerdings hat eine Stuttgarter Zeitschrift die Katzenfrage in einer Weise zur Erörterung gebracht, die es verdient, weitern Kreisen bekannt gegeben zu werden.

Von jeder Katze, heißt es da, die sich in einem Garten, Hofe oder dergleichen zeigt, droht Gefahr für die dort befindlichen Vögel. Es erhebt sich aber die weitere Frage: Steht der durch Tötung der Katze verursachte Schaden nicht außer Verhältnis zu der durch die Katze verursachten Gefahr? (§ 228 B.G.B.) Halten sich in einem Garten oder Hof nur Sperlinge auf, die überall auf der Straße ebensogut zu beobachten sind, sofern ihr Treiben interessieren sollte, und taucht in dem Hofe eine wertvolle Angorakatze auf, die einen Angriff auf diese Sperlinge vorbereitet, so würde dem Hofbesitzer der Nachweis, daß von der Katze eine Gefahr für die Sperlinge drohte, an deren Treiben er seine Freude hatte, als Entschuldigung für die Tötung der Katze nicht viel helfen, da hier der verursachte Schaden außer allem Verhältnis zu der Gefahr der Vernichtung eines Sperlings steht. Ein andres Beispiel: Bekanntlich brüten in allen größeren Anlagen, auch im Berliner Tiergarten, Erd- und Buschnister, wie Ammern, Rotkehlchen, Amseln, Grasmücken, Laubsänger, Zaunkönige und andere. Für diese bedeutet jede umherstrolchende Katze eine unmittelbare Lebensgefahr. Da aber das Vogelleben für Anlagen und Parke einen

Digitized by Google

sehr wesentlichen Bestandteil bildet und für viele Besucher eine Quelle reinster Freuden ist, so ist jede Gemeinde als Eigentümerin der Anlagen befugt, durch Wegfangen der Katzen die Gefahr abzuwenden, die den Besuchern der Anlagen dadurch droht, daß die Katzen die Vögel und damit das durch die Vögel erzeugte Vergnügen vernichten. Zur Abwendung der dem Vogelbestand durch das Katzengeschlecht drohenden Gefahr gibt es aber nur ein sichres Mittel, das ist die Tötung der Katzen; die Zerstörung ist daher zur Abwendung der Gefahr im Sinne des § 228 erforderlich. Wer Katzen hält, mag dafür sorgen, daß sie sich nicht von seinem eignen Grundstück entfernen.

Jedem privaten Grundbesitzer ist es aus naheliegenden Gründen zu empfehlen, seine Verfolgung des Katzenvolkes geheim zu halten. Mindestens riskiert er sonst, daß der geschädigte Katzenbesitzer ein gerichtliches Verfahren wegen Sachbeschädigung anhängig macht, wenn es auch nicht zu einer Bestrafung kommen kann. Gleichwohl ist dieses nicht mit Sicherheit vorherzusagen, denn wer weiß, wie ein Gericht, und namentlich ein Schöffengericht, entscheiden wird. Zu empfehlen ist jedenfalls, wenn möglich, keine Schußwaffen anzuwenden, da sich aus § 367 Nr. 8 St.G.B. strafbar macht, wer „an bewohnten oder von Menschen besuchten Orten ohne polizeiliche Erlaubnis mit Feuergewehr oder anderm Schießwerkzeuge schießt". Viel ratsamer ist der Gebrauch einer der vielen unauffällig arbeitenden Kastenfallen, wie sie im Handel zu haben sind. Durch sachgemäße Aufstellung und Überwachung solcher Fallen in öffentlichen Anlagen können sich die Gemeindeverwaltungen große Verdienste um den Vogelschutz erwerben.

In jüngster Zeit bringt „Der praktische Ratgeber im Obst- und Gartenbau" (Nr. 32 vom 8. Aug. 1909) Abbildung und Beschreibung einer angeblich vorzüglichen Katzenfalle. Indem wir den Leser darauf verweisen, fügen wir hinzu, daß als Köder ein Säckchen mit Baldrian aufgehängt wird. In die Falle kann man noch etwas Baldriantropfen träufeln. Baldrian ist ein untrügliches Mittel, um Hidigeigei anzulocken. Um das gefangene Tier zu töten, wird ein Schuß durch das Gitter von vorn mitten in die Brust angeraten. Ich selber habe wiederholt Untertauchen des Kastens in Wasser mit sicherm Erfolge angewendet.

Zur Katzenfrage bringt auch die Ornithologische Monatsschrift des deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt Nr. 4 1909 (S. 187—192) eine lesenswerte Abhandlung. Wir lassen das Wichtigste folgen. Es besteht ein Zweikampf im großen im Herzen unseres Volkes, der zwischen Vogel und Katze. Dem Kampfe gegen die Katze haftet eben jetzt der Charakter der Ungerechtigkeit, der Selbsthilfe an, er scheint eine Machtfrage zwischen zwei Liebhabereien, der für Vögel und der für Katzen zu sein. Der einen huldigen die Oberen, die Gebildeten, der andern das Volk. Letzterem geht das Verständnis für Vogelschutz und für das Tierleben ohne positiven Nutzen überhaupt ab, erstere ignorieren das Tatsächliche, was die Katze trägt und im Herzen des Volkes hält, ihren Nutzen als Mäusevertilger und ihr vielen Menschen angenehmes, anspruchsloses Wesen als Haustier. Und mit beidem müssen wir rechnen, wenn wir weiter kommen wollen. „Für die Vogelschützler muß die Losung nicht sein: Bekämpfung der Katze! sondern Ersatz schaffen für die Katze, Ersatz für die Mäusevertilgerin. Ein lebendes oder totes Mäusevertilgungsmittel, das ist das Ziel! Eine automatische Idealmäusefalle zum Beispiel. Ein Preis von Tierschutzvereinen, Behörden und Vogelfreunden würde vielleicht Erfolg haben. Oder Heranziehung einer besondren Mäusefängerhunderasse, die steuerfrei bleiben müßte. Oder Import eines geeigneten ausländischen Geschöpfs." Soweit die Ornithologische Monatsschrift.

Ich selber habe mich mit dieser Frage in meiner Schrift „Holzzucht auf mittleren und kleinen Landgütern", 2. Auflage (Paderborn bei Schöningh 1905, S. 85 und 86) beschäftigt. In Heckenlandschaften findet niemals ein erheblicher Mäusefraß statt. Professor Altum, der berühmte Zoologe und langjährige Dozent an der Forstakademie Eberswalde, hat mir im August 1899 über diese wichtige Frage das Folgende geschrieben: „Die Erdmaus, Arvicola agrestis, eine dem Getreide-, Rüben-, Kohl- und Kartoffelbau kaum schädliche Art, liebt verwachsene, schlechte, lückige Waldstellen, zumal flache Senkungen mit Dorngestrüpp, Farnen, Gras und Kräutern. Die überaus schädliche Wühl- und Feldmaus, A. arvalis, findet auf den weitgedehnten landwirtschaftlichen Kulturflächen ihre eigentliche Heimat. Ihre Feinde sind aber hier zu wenig zahlreich, um mit Erfolg gegen sie zu wirken. Arvalis lebt nicht in Waldhecken, heckt und vermehrt sich dort auch nicht, aber sie wird in oft zahllosen Individuen durch die Bestellungs- und Erntearbeiten auf dem Felde in deren verwachsene Ränder und Gräben getrieben. Daher ist das Mäuseraubzeugs-Jagdterrain in den Feldhecken erstens zeitweise stark mit Beute besetzt und zweitens örtlich sehr beschränkt. Hier konzentrieren sich Wiesel, Hermelin, Iltis, Marder und Igel, und legen gegen unsre Schützlinge ein um so schwereres Gewicht in die Wagschale, weil sie auch zur Winterszeit daselbst kräftig wirken. Je stärker die landwirtschaftlichen Flächen von solchen Hecken durchschnitten werden, desto schwächer und seltener ist daselbst der gefürchtete Mäusefraß. Manche derartige Plage wird im Keime durch Vermindern der Mäuse über Winter und im Frühlinge, also durch starke Beschränkung ihrer Fortpflanzung erstickt sein. Schon ein einziges Wiesel, Mustela

Digitized by Google

vulgaris, kann einen ganzen Kornboden von Mäusen frei halten. Es vertrat bei den alten Griechen unsre Hauskatze, und zwar mit entschiedenem Erfolge."

Über den erheblichen Nutzen der Feldhecken habe ich in der eben erwähnten Schrift (Seite 82—91) eingehend berichtet. Sie finden sich in Schleswig-Holstein, in einem Teile der Provinz Hannover, in Oldenburg, im nordwestlichen Westfalen. Im Salzkammergute, Steiermark und Kärnten ist es vielerorten nur durch Anlage lebender Hecken möglich geworden, einträglichen Feldbau zu treiben. In Nordfrankreich, Belgien, Holland und Oberitalien zeichnen sich die Landesteile, deren Felder von Hecken eingefriedigt sind, durch hohe Bodenkultur aus. Im Waeslande in Ostflandern, berühmt durch blühenden Ackerbau, bewirken die Buschhecken, daß der Horizont überall aussieht wie ein hoher Wald.

Der Leser wolle sich nicht wundern über die Mannigfaltigkeit des hier zum Vortrage Gebrachten. Bei einigem Nachdenken wird sich der Zusammenhang mit der Vogel- und Katzenfrage ergeben, der Zusammenhang mit einer der wichtigsten Angelegenheiten, die das Wohl unsrer Fluren und Wälder angeht.

Minderwertige Verbrecher.

Von **Georg Stammer** (Berlin).

Der Magdeburger Militärprozeß, der das Bild eines im Dämmerzustande begangenen Mordes aufrollt, legt es wieder einmal nahe, sich der Gefahr bewußt zu werden, die der Öffentlichkeit aus der Handlungsweise geistig kranker und abnormer Menschen erwächst. Ein ähnlicher Fall, wie der des viel besprochenen Husareneinjährigen, ereignete sich vor etwa 10 Jahren am hellen lichten Tage in Berlin auf dem Dönhoffsplatze. Ein junger Mann erschoß ein ahnungslos des Weges daherkommendes Mädchen. Man dachte an Eifersucht, an Rache, an alles mögliche, nichts ließ sich erweisen. Der Täter, der immer wieder behauptete, er wisse von nichts, wurde zu einer langen Zuchthausstrafe verurteilt. Er hatte bereits viele Monate davon verbüßt, als er eines Tages in der Zelle eine Flasche Tinte austrank und auch absolut nichts davon wissen wollte. Die Strafanstaltsverwaltung ordnete die Beobachtung seines Geisteszustandes an, und man kam zu dem Schluß, daß der Mann an Dämmerzuständen litte und in einem solchen sowohl den Mord begangen als auch die Tintenflasche ausgetrunken habe. —

Solche Mordtaten sind ja nun nicht gerade an der Tagesordnung, wie die menschliche Gesellschaft überhaupt vor den Untaten aller wirklich Geisteskranken im allgemeinen geschützt ist, da ihr Zustand vielfach durch allerhand Anzeichen erkennen läßt und dann eine rechtzeitige Unterbringung in eine Irrenanstalt ermöglicht. Viel gefährlicher für die Öffentlichkeit ist jene Klasse unglücklicher Menschen, die man mit dem Ausdruck „Geistig minderwertig" zu bezeichnen pflegt. Es sind die erblich belasteten Abkömmlinge degenerierter, oft schon verbrecherischer Eltern, Schwachsinnige, Epileptiker, Hysteriker, Alkoholiker &c. In den dürftigsten Verhältnissen zur Welt gekommen, mangelhaft veranlagt, erblich belastet, bar jeder Erziehung und besseren Beeinflussung wachsen sie heran, stumpf gegen jede Empfindung von „gut" und „böse", unfähig, die Folgen einer Handlungsweise zu übersehen, machtlos ihren niedrigsten Trieben gegenüber, gesetzlos, zuchtlos, besserungsunfähig, ein Spielball der Zufälle und eine Geißel für die menschliche Gesellschaft, die sie allerorts bedrohen und gefährden. Mord und Totschlag, die schlimmsten und schwersten aller Verbrechen, werden gerade von diesen „Geistig Minderwertigen" verhältnismäßig oft begangen, aus irgendeiner nichtigen Laune, aus bizarren Ideenverbindungen, aus ganz törichten Motiven. Der Tragweite ihrer Tat sind sich die Minderwertigen nicht bewußt, sie stehen gefühllos und ahnungslos dem unsäglichen Unheil gegenüber, das sie anrichten, und gerade deshalb sind sie bei weitem gefährlicher als die gewerbsmäßigen Verbrecher, die nicht willkürlich, sondern planmäßig vorgehen und unter Aufbietung eines gewissen Intellekts mit Umsicht und Besonnenheit ihr schauriges Vorhaben ausführen, wohl wissend, daß ein Ende mit Schrecken auf sie lauert.

Die vorkommenden Mordtaten sind überwiegend geistig Minderwertigen zuzuschreiben, mehr noch aber sind diese beteiligt an den vielen Fällen von Brandstiftung. Es ist geradezu erstaunlich, wie immer wieder der „Minderwertige" zur Erreichung irgendeines vermeintlichen Vorteils zur Brandfackel greift und wie ungeschickt er sich gerade bei Ausführung dieser Untat anstellt, die fast immer mit seiner Überführung endet, besonders in den vielen Fällen, die sich auf dem platten Lande ereignen.

Wir wollen nicht alle Verbrechensarten durchgehen und hineinsehen, welche Rolle die „Geistig Minderwertigen" dabei spielen, aber nötig ist es noch, der an Zahl jährlich ungeheuer wachsenden Sittlichkeitsverbrechen zu gedenken, bei deren Begehung die „Geistig Minderwertigen" überaus typisch in Erscheinung treten. Wer ist es, der sich an Kindern immer wieder vergeht, der sie auf ihren Spielplätzen aufsucht und aufs Feld, ins Haus, in die Wohnung verschleppt? Immer und immer wieder der „Geistig Minderwertige", der Schwachsinnige, der verkrüppelte Degenerierte! Auf ihren Gesichtern kann man es lesen, da steht die Wollust gekennzeichnet, die

Digitized by Google

versteckte, heimliche, die unfertige und unbefriedigte! Armselige Menschen, haltlos, scheu, unsicher und unheimlich, oftmals wahre Karikaturen, die Träger der Schuld ungezählter Geschlechter. Und wie maßlos der Schaden, den sie anrichten! Wer wollte es überdenken, wieviel tausende und abertausende Kindesseelen jahraus jahrein durch die Schandtaten dieser Leute vergiftet werden.

Allem dem gegenüber bleibt nur die Frage, warum nicht in die Irrenanstalten mit diesen Individuen, vor denen ja keiner von uns sicher ist? Gewiß, sicher vor ihnen ist niemand, sie sind eine eminente Gefahr, und es ist angezeigt, auf der Hut zu sein. Die Gefahr ist aber eben gerade so groß, weil wir es nicht mit Geisteskranken zu tun haben, die in Irrenanstalten unschädlich gemacht werden könnten, sondern mit „Minderwertigen," die nur als abnorm anzusprechen sind, die den Keim der Geisteskrankheit auch vielleicht schon in sich tragen, die womöglich sogar schon geisteskrank sind, die aber von der Wissenschaft noch nicht völlig entlarvt werden konnten.

Die neuste Strafanstaltsstatistik zeigt uns, daß im Jahre 1907 538 geisteskranke Gefangene in den Anstalten interniert waren, gegenüber 358 im Jahre 1902. Die erhebliche Zunahme ist nicht zu erklären mit dem Anwachsen der Geisteserkrankungen, sondern mit dem Fortschritt der Wissenschaft, der es heute möglich ist, Menschen als geisteskrank zu erkennen, die vor Jahren noch als gesund gehalten werden mußten.

Die Sicherung der Menschheit vor den Verbrechenstaten der „Minderwertigen" liegt deshalb in den Händen der Wissenschaft. Die wachsende Kenntnis der Psyche des Menschen mit ihren Krankheitserscheinungen bis hin zur Geistesumnachtung, wird mehr und mehr die Möglichkeit an die Hand geben, die Spreu vom Weizen zu unterscheiden. Wir dürfen hoffen, daß die Zeit nicht fern ist, die jene Linie schärfer hervortreten läßt, die eine zulässige Abnormität begrenzt und für alles, was darüber ist, Verwahrung fordert.

Dieselben Minderwertigen, die eine Verbrechenstat begangen haben, der Schuld überführt, zu einer Freiheitsstrafe verurteilt und dem geordneten Strafvollzuge überwiesen sind, werden zur Gefahr für diejenigen in den Anstalten, wie sie draußen eine Gefahr für die Öffentlichkeit waren. Nicht, daß die Sicherheit des Strafhauses unter ihnen litte, wohl aber sind sie eine Verderbnis für die Arbeit, die der Strafvollzug leisten soll und an denen mit Erfolg versucht wird, die der Besserung zugänglich sind, die sich helfen lassen wollen, und die für ein ordentliches Leben wohl noch zu gewinnen sind, wenn die Beamten, Geistlichen und Lehrer ihre besten Kräfte ihnen zuwenden, sie aufrichten und vorwärts bringen. Diese Arbeit in den Anstalten unterminieren die Minderwertigen. Mit ihrer Unzufriedenheit, Unstätigkeit und Hysterie, mit ihrem Querulantentum, ihren Klagen und Beschwerden nehmen sie die Anstaltsbeamten, vom Arzt und Direktor bis zum Aufseher herunter, derart in Anspruch, daß diesen kaum noch Zeit verbleibt, mit den wirklich Bedürftigen zu verkehren. Für jede auch nur scheinbare Vernachlässigung ihrer Person empfindlich, übelnehmerisch und launisch, beanspruchen sie ein hohes Maß von Nachsicht und Schonung. Wollte man sie für ihre schlechte Disziplin mit Hausstrafen belegen, so würde man ihre Widerstandskraft nur noch mehr schwächen. Niemand verfällt in der Strafanstalt schneller, als der geistig Minderwertige, dem man in der Enge der Zelle die Zügel der Gewalt anlegen wollte. Der gesunde Gefangene, der sich einer Vernachlässigung oder eines Vergehens schuldig macht, muß dafür bestraft werden, wenn er es verdient hat, sonst leidet die Autorität und wird die Strafanstalt zum Narrenhaus. Eine exemplarische Strafe am rechten Fleck und im richtigen Moment dient auch der Besserungsidee und bezweckt auch nur das Beste des Sträflings. Der „Minderwertige" dagegen muß geschont werden, wenn er nicht noch minderwertiger werden soll. Und die Antwort darauf ist zynischer Übermut, nicht selten Toben und Schreien, das der Erkenntnis erwächst, für „minderwertig" gehalten zu werden und nun sich alles erlauben zu können.

Da ist es dankbar zu begrüßen, daß Hand in Hand mit dem Fortschreiten der Wissenschaft und mit den Erfahrungen, die im Strafvollzuge gemacht worden sind, die Regierung sich dazu verstanden hat, zunächst versuchsweise, die Minderwertigen aus dem Strafvollzuge herauszunehmen und auf eine Sonderabteilung zu legen, die einer Strafanstalt angegliedert ist. Hier sind die Minderwertigen auch Sträflinge, stehen aber unter besonderer ärztlicher Aufsicht; man sieht ihnen manches nach, ohne dadurch das Gerechtigkeitsgefühl gesunder Gefangener zu verletzen und billigt ihnen manche kleine Wohltat zu, die ihrer Gesundheit förderlich ist. So ist z. B. die Einzelhaft aufgehoben, die Gefangenen sind in gemeinsamer Haft unter stärkerer Beaufsichtigung untergebracht, geräuschvolle Arbeit ist vermieden, auch für genügend Abwechslung bei der Arbeit gesorgt, Außenarbeit nach Möglichkeit bevorzugt und ihnen Redefreiheit gewährt.

Diese Sonderabteilung für „Minderwertige" ist jetzt fast 3 Jahre in Betrieb, und die neuste Gefängnisstatistik hebt ihre segensreiche Wirksamkeit ausdrücklich hervor, so daß zu hoffen ist, daß dem ersten Versuch, dem Provisorium, eine endgültige, dem Bedarf angemessene Einrichtung folgen wird. Wie die amtliche Statistik besagt, ist „das Verständnis für die Krankheitserscheinungen gehoben worden und die Beobachtung der Kranken auf ihre geistigen Mängel sowohl vom humanitären wie praktischen Verwaltungsstandpunkt fruchtbar gewesen".

Digitized by Google

Der Amerikanismus in Paris.

Von Otto Grautoff (Paris).

Empfindet der durchreisende Deutsche die Veränderungen, die Paris im letzten Jahrzehnt verwandelt haben? Der Deutsche, der durch eine Pariser Reise einen Traum seiner Jugend erfüllt, geht in seiner so liebenswerten Blindheit durch die Straßen dieser Stadt und findet seiner Bewunderung keine Grenzen. Staunend und oft ein bißchen verliebt blickt er den schönen Frauen nach und erfährt nur selten, daß die Blendende eine Engländerin oder Deutsche war. Wieviele in Frankreichs Hauptstadt als pariserisch angestarrte Toiletten stammen von Berliner oder Londoner Schneidern. Und derlei Enttäuschungen gibt es noch mehr. Der ausländische Einfluß in Paris ist seit einer Reihe von Jahren bedeutend, sodaß er den Franzosen selbst zuweilen bedenklich erscheint. Aber wenn die Franzosen von fremdländischen Einwirkungen sprechen, nennen sie immer zuerst den Deutschen, der ihnen der Bedrohlichste dünkt. Deutschland jedoch ist, zwar nicht in dem gleichen Sinne wie Frankreich, ein altes Kulturland, und ein Austausch ihrer Gesinnungen und Produkte kann kaum einem dieser europäischen Staaten schädlich werden. Unheilvoll aber ist der amerikanische Einfluß, der sich schlimmer und vielseitiger in der Landeshauptstadt spreizt als sonst ein fremdländischer.

Wir sehen seine verheerenden Wirkungen hauptsächlich in der Architektur, in den Vergnügungen, in der Presse. Es gibt ein ganzes Stadtviertel, das vornehmlich von Amerikanern bewohnt ist, hier und in den Avenuen und Straßen, in denen sich die Reichen der Stadt angesiedelt haben, erheben sich viele Paläste amerikanischer Finanzleute. Die Physiognomie ihrer Häuser ist aufdringlich und überladen. Die anspruchsvolle Prunksucht, die verführt sie, die wahrhaft schönen Traditionen der französischen Architektur, die doch die höchsten und weitesten Repräsentationspflichten vollauf bedenkt, in die Irre zu lenken. Wenn Grundriß und Aufriß nach den altbekannten Pariser Vorbildern entworfen sind, wird in der Fassade und in der Innenausstattung die Entwicklungsidee des Baues dadurch zerstört, daß die Fassade mit Ornamenten prunkvoller Art wie ehedem in Berlin beklebt und womöglich noch mit plastischen Relieffiguren geschmückt wird. Dieser prunksüchtige Architekturstil, dessen Schrecken wir in Deutschland vor zwanzig und zehn Jahren durchlebten, wuchert jetzt in Paris, dank dem Einflusse amerikanischer Plutokraten fröhlich in die Höhe. Mit aller erreichbaren Pracht und mit allem ersinnlichen Prunk wollen Amerikas rasch reich gewordene Söhne gefeiert werden. Sie strömen nach Paris, das Heinrich Heine das Phantom der Lebenden nannte, in dem sie eine Vereinigung des sündigen Babels mit Roms antiker Größe erblicken. Die Stadt muß diese Illusionen zur Wirklichkeit werden lassen. Die Versuche der Pariser in ihren Vergnügungsanstalten nie geahnte, erschaudernde Raffinements, königlichen Luxus und paradiesische Freuden zu versprechen, mögen uns lächelnswert und erheiternd erscheinen. Die Amerikaner glauben an diese Vortäuschungen und lassen sich in Lokale ziehen, deren Portale mit häßlichen Marmorfiguren überladen und mit Gold bemalt sind, in denen große Spiegel, strahlende Kronleuchter oder changierende Farbeneffekte einen kläglichen Luxus vortäuschen und mehr oder minder diskutierbare Schönheiten ihre Liebe verkaufen. Ich spreche hier nicht von der moralischen Verderbtheit innerhalb dieser Lokale, die auf ein anderes Blatt gehört, als vielmehr von dem entsittlichenden Einfluß der Aufmachung, der Innen- und Außenarchitektur, der Tanzkunst, der Gesprächsformen dieser Örtlichkeiten, die ursprünglich nur der barbarischen Vergnügungsweise amerikanischer Krösusse ersonnen sind. Aber natürlich nicht allein Amerikaner suchen diese Stätten auf. Auch eingesessene Pariser werden hier Gäste und verbilden sich ihre Sinne an dieser Talmikunst. Was wir seit zehn Jahren zu bekämpfen beginnen, hier findet es neuen Unterschlupf. Was will es heißen, daß alle diese Unechtheiten und Jahrmarktströdeleien von der leichten und heiteren Pariser Atmosphäre ein wenig verklärt werden. Es ist ja nicht nur Nachtspuk, auch am Tage ragen diese goldigen und bemalten Budenarchitekturen gen Himmel und verhäßlichen das architektonische Bild sehr vieler Straßen. Und die Formlosigkeit, der drinnen die Menschen in trüben Nachtstunden sich ergeben, wird auch am Tage nicht vergessen. Der demoralisierende Einfluß dieser Sybariten-Tempel wird auch im Sonnenschein deutlich. Zu dieser Art von Innen- und Außenarchitektur und Feenglanz, die wie ein ausschweifendes Laster erscheint, ist die gesteigerte Empfindsamkeit und Erregbarkeit der Sinne ein paralleles Symptom. Wenn fortwährend mit überlautem Prunk, gewöhnlichen Licht- und Farbenmitteln, eindeutigen Tanzweisen und eindeutigen Worten auf die niedrigsten Sinnesnerven kräftig gewirkt wird, so werden sie allzu bewußt und vordringlich und gewinnen in dem Innenleben der Menschen so hohe Bedeutung, daß viele die natürliche Kraft verlieren, die sexuellen Energien ihres Wesens in eine gesunde und sozial wertvolle Lebensethik umzusetzen. Und diese Zeitstimmung, in der viele Schwache moralisch erkrankt sind, hat sich die Presse zunutze gemacht. Oder vielleicht ist es umgekehrt richtiger, daß die Schwächlinge sich die Presse schufen, die von Mord und Totschlag, von Lastern und Verbrechen und aller Art Schmutzereien täglich breitspurig erzählt und durch ihre Einflußatmosphäre das Volk vergiftet. Die Presse hat in Frankreich selbst geringeren Einfluß

Digitized by Google

als bei uns auf die Regierenden, da im Lande selbst ihr Charakter zu sehr durchschaut wird. Wenn ein Minister oder Kammermitglied „Lump", „Lügner", „Mörder", „Erpresser" in einem Journal genannt wird, verhallt es wirkungslos. Nur auf die Menge wirkt solche abscheuliche Sprache natürlich verderblich, wie auch die Mordgeschichten und unreinlichen Abenteuer sittenloser Frauen die Phantasie der Masse ungesund beeinflussen. Mit einer lasziven Freude jagen halbgebildete Reporter barbarischen Sensationen nach. Bei einem Morde drängen sie sich der Justiz vor und lassen sich von dem Verbrecher scheußlige Einzelheiten erzählen, die sie phantastisch in die Länge dehnen und mit abschreckenden Illustrationen geschmückt in ihrer Zeitung zum Abdruck bringen. Wird ein so berühmtes Opfer wie Frau Steinheil freigesprochen, so jagen sie dieser Heldin nach, verfolgen sie auf Schritt und Tritt, erfinden Heiratsanträge, die ehrsame Advokaten ihr gemacht haben sollen, spüren ihre neueste Liaison auf und erzählen in nackten Worten unkeusch und schamlos, wer ihr Reisebegleiter ist und wann er abends in ihr Zimmer trat. Dazu kommt: die Hälfte oder mehr dieses Tratsches ist dreister Schwindel. Wer die Menschen lieb hat, stöhnt auf angesichts dieser vielfältigen Verderbnis und gefahrvollen Beeinflussung des Publikums, angesichts der Beschmutzung der idealen Aufgabe der Presse.

Dürfen wir, werden Leser fragen, diese schlimmen Zeiterscheinungen amerikanischen Einflüssen zuschreiben? Ja. Was ist dieses Gebaren anderes als Reklame, die nicht für Ideen propagiert, sondern für den Geldsack Einzelner? Und diese jeder idealen Kulturarbeit entgegengesetzte Tätigkeit, die auf Kosten der Gesundheit der Nation Einzelne bereichert, degradiert die Moralität des Volkes. Noch vor wenigen Jahrzehnten war dem französischen Volk dieser Mangel an moralischem Bewußtsein fremd. Ja die hohe und ernste Kulturarbeit, die es vielfältig zum Nutzen der ganzen Welt leistete, diente uns Anderen in vielen Stücken als Vorbild. Aber der amerikanische Einfluß, der ganz Europa umgiert, lehrte hitzig über alle Schranken hinweg nach persönlichen Gütern zu streben, hat dieses Ideal mit häßlicher Unmoralität beschmutzt. Frivoler Leichtsinn, persönliche Besitzgier haben die Moralität der Pariser erschüttert — der Pariser. Aber Paris ist nicht Frankreich, und die Hauptstadt ist nicht gleichbedeutend mit dem Land. In den reichen und fruchtbaren französischen Provinzen, die sich von dem Einfluß des amerikanischen Merkantilismus freigehalten haben, ruht die Hoffnung auf eine Gesundung der Landeshauptstadt, die sich aus eben diesen Provinzen immer wieder verjüngt.

Huret über Berlin.

Von Ernst Schur (Groß-Lichterfelde).

Es ist ein seltnes Glück, von einem unparteiischen Kritiker ein Urteil über sich selbst, über Anlagen, Entwicklung, Resultate der Ausbildung zu erhalten und so nach allen Seiten hin zu sehen, wie man auf den andern wirkt. Gewiß, es sind keine festen Urteile, die du erhältst. Auch der Kritiker ist abhängig wiederum von seinem Milieu.

Das muß man in Betracht ziehen. Man darf nicht blindlings das Urteil als bindend und richtig hinnehmen. Man darf auch nicht ungebärdig werden, wenn die Kritik falsche Wege geht oder verwundbare Stellen trifft. Aber der kleinen Abwägung von Richtigkeit und Nicht-Richtigkeit steht der Komplex einer Gesamtauffassung, die dem nahen Betrachter fast unmöglich ist, da er zu sehr mitlebte, wo er betrachten soll.

Ob Huret Vollblutfranzose ist? Fast möchte man es verneinen. Er läßt so sehr alles Temperament beiseite; er sieht so gründlich von schwungvoller Darstellung, von Begeisterung und Haß, die den Schilderungen erst den persönlichen Stempel geben würden, ab, daß man in ihm beinahe etwas von einem gründlichen, systematisierenden Deutschen vermutet. Sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls kommt diese Reserve dem sachlichen Gehalt seines Werkes über Berlin zugute. Wir verzichten im Hinblick auf die Wichtigkeit der Aufgabe, die eine vorsichtige Behandlung erheischt, auf die geistreich schillernde Nuance. Man mag an Heine denken, der über Frankreich schrieb. Aber der Unterschied liegt nicht nur in den Personen (Heine war ein Dichter, Huret ist ein Journalist), sondern auch im Stoff: Frankreich wird man lieben können, weil es so viel Schönheit besitzt und zur Betrachtung reizt, lockt; von Deutschland wird man dies nicht sagen können, das eben erst am Anfang einer Entwicklung steht, die Schönheit bringen soll. So daß, wenn ein Franzose über Berlin schreiben will, ihm nichts übrig bleibt, als: Betonen des eignen Standpunkts, Ablehnen des Fremden; oder genaue, sachliche Untersuchung, ein sorgfältiges Nebeneinanderreihen, so daß die Einzelzüge das Gesamtbild ergeben. Daß Huret das Letztere vorzog, wollen wir im Interesse unsrer Erkenntnis mit Dank begrüßen.

Es ist merkwürdig, zu beobachten, wie ein Fremder sieht. Es ist lehrreich für eigne Betrachtungsweise. Er sieht gewissermaßen nur die Oberfläche der Dinge. Wir, die wir mit den Wurzeln unsres Seins in das Erdreich unsrer Umgebung gesenkt sind, spüren intime Beziehungen, wo der nur Sehende nichts wahrnimmt. Wir stehen bei jeder Wahrnehmung in einer Fülle von Beziehungen, die wir sogleich mit in Betracht ziehen, unbedenklich, instinktiv. Der Außenstehende sieht nur ein Begeben und registriert kühl die

Digitized by Google

veranlassenden Faktoren, die er wirksam sieht. Dieser wird also unbefangener, frischer urteilen; jener wird tiefer blicken. Und wo dieser nur die Oberfläche sieht, wird jener der Gefahr nicht entgehen, durch die Fülle der Beziehungen verwirrt zu werden. Dieser zieht vielleicht zu voreilig seine Schlüsse und kombiniert zu waghalsig, es fehlt ihm das innere, sichere Gefühl. Jener kommt wahrscheinlich, vor lauter Spüren, In-Betracht-ziehen, Erwägen zu gar keinem Resultat und überläßt die Entwicklung sich selbst. Beide also können sich korrigieren; diese willkommene Bereicherung ist der Gewinn. Was dieser so sieht, beurteilt jener anders. Was ist richtig? Richtigkeit gibt es auch hier nicht. Beides sind Ergänzungen.

Der Ausländer, der so ein fremdes Land betrachtet, hat den Vorteil, daß er freier, kühler beobachtet. Ja, das ist Voraussetzung des Wertes. Er wertet vieles nach seinem Sinn, nach seinen Anlagen; er übersieht manche Nuance und kommt auf Grund dieser Wahrnehmung zu falschen Schlüssen. Er ist aber auch nicht in unsern Vorurteilen befangen; er steht den Dingen unparteiischer gegenüber. So sieht er alles größer. Er sieht die leitenden Linien, das Bleibende.

Huret ist ein sachlicher Beobachter. Diese Objektivität macht ihn zu einem guten Führer für die, die greifbare Resultate suchen. Mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer setzt er Beobachtung neben Beobachtung. So kommt ein Bild zustande, das nicht hinreißt, weder dem Inhalt noch der Form nach, das aber den Vorzug besitzt, Material zu geben.

Man kann nicht sagen, daß Huret, wie es so leicht bei einem Franzosen der Fall ist, das Fremde durch die Brille der eignen Vorurteile sieht. Er hält sich frei von leichtem Lob und engem Tadel. Nur ganz von fern wird man merken, daß ein Franzose dieses Buch schrieb, an der Überraschung, mit der er auf dem Gebiet des Fortschritts manche Neuerungen konstatiert. Es liegt dieser Überraschung das Gefühl zugrunde: eigentlich war ich gerüstet, ein Land der Barbaren zu finden und nun stoße ich auf Kultur, Organisation.

Was Huret am meisten imponiert, das ist diese Organisation. Organisationen auf den verschiedensten Gebieten. In der Hygiene der Krankenhäuser, der öffentlichen Reinlichkeitspflege (Volksbäder), der weitausgreifenden Macht der Geldinstitute, der Wirtschaft, der imponierenden Ausdehnung der Industrie.

Das Gegenstück zu dieser beinah zur Enge, ein andres Mal zur Größe gesteigerten Disziplin ist die Maßlosigkeit der Lebensführung des einzelnen, die Huret beobachtet. Die Leute essen und trinken hier, als feierten sie alle Tage Kirchweih, sagte er. Die Leute geben das Geld gern aus, im Gegensatz zu dem Franzosen, der ein erbarmungsloser Sparer ist. Huret ahnt, daß Deutschland bald den reichen Ländern nicht mehr nachstehen wird, dank der Rührigkeit der Banken, dank der Energie auf dem Geld- und Industriemarkt.

Eine unverbrauchte Kraft wittert der Franzose in dieser Lebensführung, die sowohl Geld wie geistige Spannkraft vergeudet. Zugleich aber auch die Renommiersucht des Parvenüs und die Unerzogenheit des Neulings, der mit seinen Gliedmaßen, wie mit seinen Mitteln, noch nichts Rechtes anzufangen weiß und bei aller Sucht, aufzufallen, doch nicht seine Unreife verbergen kann. Huret sieht zugleich das nüchterne, alteingesessene Kleinbürgertum, das aus den engen Traditionen heraus aufgewachsen ist, die bescheidenen, kleinen Leute, die Sonntags ihren Ausflug machen und die Natur lieben.

Bewundert Huret so die expansive Kraft dieses Organismus, der für ihn noch etwas Ungeschlachtes, Formloses, Chaotisches besitzt, so vermißt er alles, was Geschmack, Eleganz, feinere Lebensführung betrifft. Er staunt geradezu vor dieser barbarischen Unkultur, die sich in tausend kleinen Zufälligkeiten des Benehmens, der Sitte, der Konventionen zu erkennen gibt. Die Maßlosigkeit erschreckt ihn, die auf der andern Seite als Gegenstück die beispiellose Beengung in der öffentlichen Bewegungsfreiheit, die ewige Kontrolle und Bevormundung durch Behörden, Polizei hat. Alles, was Ordnungssinn, Pflicht anlangt, muß er anerkennen. Die Macht, der Reichtum imponieren ihm. Die Kunst, der Geschmack, die Grazie des Lebens, die Freiheit der Lebensführung, das Temperament fehlen ihm, und er nimmt das wie etwas Selbstverständliches hin.

Ein solches Bild hat seinen Wert. Man sieht, wie wir andern erscheinen. Im Leben wird der einzelne dieser Wohltat nie teilhaftig. Er erfährt nicht, wie er wirkt. Er sieht sich nicht selbst. So geht er der Möglichkeit der Korrektur verlustig.

Hier aber, auf dem Gebiet der Öffentlichkeit, der Gesamterscheinung ist solche Untersuchung von Wert, sie hat, insofern diese Aufzeichnungen frei von Haß und Schmeichelei sind, dokumentarischen Wert. Da dient es unsrer Erkenntnis gerade, daß dieser Franzose sein Temperament verbirgt, so nachdrücklich verbirgt, daß man ihn einen Pedanten nennen muß.

Er ist äußerst gründlich. Er läßt die Dinge reden. Er sucht auf, was aufzusuchen ist und registriert, was er sieht und notiert, was ihm gesagt wurde.

So wird uns ein Spiegel vorgehalten, in dem wir uns selbst erkennen. Darin liegt der Wert. Fast sehen wir uns selbst schon als vorübergegangene historische Erscheinung. Chronikenartig ziehen die Szenen unsrer Gegenwart vorbei, in der wir selbst mitwirkten. Alles, was uns so nah ist, liegt unter uns; wir übersehen es, wie man vom Ballon aus eine Landschaft landkartengleich überschaut. Indem wir uns fremd werden, kommen wir uns näher. Indem wir uns überschauen, sehen

Digitized by Google

wir tiefer in uns hinein. Wir können zuhören und bekommen dadurch die Möglichkeit, über uns nachzudenken.

Das ist es: ein Buch, das zum Nachdenken bringt. Weite Perspektiven eröffnen sich, wie es immer der Fall ist, wenn das Gegenwärtige unter dem Gesichtswinkel historischer Auffassung, das Vorübergehende als etwas Typisches betrachtet wird. Nach vor- und rückwärts schweift der Blick; die Erinnerung an Tacitus, der über Germanien schrieb, taucht auf, und zugleich sieht man für die Zukunft neue Möglichkeiten. Von dem reinen Germanentum ist wenig geblieben. Wendisches, jüdisches Blut strömte hinein und schuf und schafft gerade auf diesem Vorposten der Entwicklung, den Berlin vorstellt, neue Mischungen, neue Charaktere.

So mag das Unentwickelte, Unreife, Unausgeglichene, das schließlich in allem zu bemerken ist, gerade eine Hoffnung für die Zukunft sein.

Ernst Moritz Arndt als Lyriker.

Von Victor Klemperer (Oranienburg).

Fast genau auf den Tag kann man es angeben, bis wann Ernst Moritz Arndt zu den meistgelesenen deutschen Schriftstellern gehörte, und wann sein so wunderbar reichhaltiges und doch einheitliches, sein so unsäglich frisches, kräftiges und liebevolles Werk im Gedächtnis der Lebenden einzuschrumpfen begann. Am 18. Januar 1871 ging in Versailles der heißeste Lebenswunsch des leidenschaftlichen Patrioten in Erfüllung, und im gleichen Augenblick waren die von diesem einen Wunsche ganz erfüllten Schriften des Mannes — überflüssig geworden. Das klingt hart, offenbart aber nur eine Naturnotwendigkeit. Worten der Sehnsucht öffnet sich nur das Herz des Sehnsüchtigen. In dem Gestillten werden andre Wünsche rege, und so wendet er sich andern Dichtern und Priestern zu. Heute kennen die meisten nur noch die Arndtschen Vaterlandslieder aus den Befreiungskriegen. All sein andres ist versunken; selbst seine „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ und seine „Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein“, zwei Bücher, die auch dem historisch gar nicht vorgebildeten Leser in ihrer Schlichtheit und Fülle zu mindestens neun Zehnteln unmittelbaren, reichsten Genuß bieten (und die übrigens durch ihre Aufnahme in die Reclam-Bibliothek jedem bequem zugänglich sind) — selbst diese kostbarsten Stücke der deutschen Memoirenliteratur sind kaum noch über den Kreis der Fachleute hinaus vielen bekannt.

Wer die Aufgabe hat, auf engem Raume derart über Arndt zu berichten, daß sein Wesen und Leben in möglichster Vollständigkeit hervortritt, der folgt am besten dem Lyriker Arndt. Denn reichliche siebzig Jahre hindurch hat der Jüngling, der Mann und Greis all sein Tun und Empfinden mit Versen begleitet, die gewiß nicht immer formvollendet und tief, die aber ebenso gewiß immer der lauterste Ausdruck seines Herzens sind, und die zum Teil ein mächtiges Stück deutscher Geschichte in schöne Beleuchtung setzen. Arndt selber hat seine Gedichte so richtig eingeschätzt, daß der Abdruck seiner Worte jede eigene Kritik erübrigte. Als er ganz kurz vor seinem Tode um Weihnachten 1859 eine vollständige Ausgabe veranstaltete, schreibt er, er müsse nun scheidend seine „kleinen Dinge“ ordnen. Zu diesen rechne er seine Verse. „Manche von ihnen sind seinen Deutschen lieb geworden, wohl nicht wegen ihrer Vollkommenheit, sondern eben, weil die meisten echte Kinder der Geschicke und Gefühle unsrer Tage sind, Kinder des Augenblicks und der Gelegenheit.“

Arndt wurde im damals schwedischen Rügen auf dem von seinem Vater verwalteten Schoritz am 26. Dezember 1769 geboren. Von Politik war in seinem Elternhause kaum die Rede, von deutschem politischem Empfinden nun gar erst recht nicht. Wohl dagegen drang ein starker Hauch der aufblühenden deutschen Literatur auch in das bescheidene Arndtsche Heim. Der Alte rühmt es später in seinen Erinnerungen besonders, daß damals auch einfachere und ungebildetere Menschen, wie seine schlicht bäuerischen Eltern es waren, an der Dichtung der Gegenwart Anteil nahmen. So steht denn Arndts frühestes Dichten deutlich unter dem Einfluß Klopstocks und der Anakreontiker; „Hermanns Siegeslied“ vom Jahre 1787 — „Wodan, Donnerer, sie sanken, die Eroberer!“ — macht den pomphaften Anfang, Trink- und Liebesgedichte, sowie philosophische Betrachtungen, in denen unheimlicher Aufwand mit antiken Gottheiten und mythologischen Anspielungen getrieben wird, füllen sehr viele Seiten. Sie begleiten eine glückliche langsame und vielseitige Ausbildung. Die Verhältnisse des alten Arndt bessern sich, und so braucht der reichbegabte und ungemein gewissenhafte Ernst Moritz seinen Werdegang nicht zu überhasten. Er ist vom Stralsunder Gymnasium geflohen, weil er in dieser „sinnlichen“ Stadt für die eigene Reinheit fürchtete, er hat sich privatim im Elternhause für die Universität vorgebildet, hat in Greifswald und Jena Theologie studiert, wobei er von Fichte vielerlei Anregung erhielt, und konnte nun wohl eine fette Rügensche Pfarre ernten. Aber innerlich zieht ihn nichts zu diesem Beruf, und so begibt er sich zur Vervollständigung seiner Bildung auf Reisen, in denen er ein gutes Stück Welt beobachtet, und die ihm später ein schönes Buch eintragen. Erst als Dreißigjähriger „befestigt“ er sich als Dozent der Geschichte an der Universität Greifswald; er ist nun auch ein

Digitized by Google

frischgebackener sehr glücklicher Ehemann. Bis hierhin interessiert an den Gedichten eigentlich am meisten, was — nicht darin steht. Einen deutschpolitischen Gedanken sucht man nämlich vergebens. Um so größeren Raum nimmt das philosophische Ringen ein, das freilich nicht immer zu klarer Gestaltung führt. Die allzu einseitige Geistigkeit des Aufklärungszeitalters vermag den gemütstiefen Menschen nicht zu befriedigen. Da versteigt sich oft „der Nächte flüsterndes Gespräch ... auf das Ding und das Nichtding, auf die Monaden und Ideen, auf das Bewegliche ..., auf das Unendliche", zu Leibniz, Newton, Kant ... Der Schluß ist demütiges Hinnehmen des Verschleierten. Und im frischen Glück seiner Ehe wendet er sich vom Grübeln ab und singt (1800) ein erdenfestes, schaffensfrohes „Lebenslied".

Steh und falle mit eignem Kopfe,
Tu das Deine und tu es frisch!
Besser stolz an dem irdnen Topfe,
Als demütig am goldnen Tisch:
Höhe hat Tiefe,
Weltmeer hat Riffe,
Gold hat Kummer und Schlangengezisch.

Bau dein Nest, weil der Frühling währet;
Lustig bau's in die Welt hinein;
Hell der Himmel sich oben kläret,
Drunten duften die Blümelein:
Wagen gewinnet,
Schwäche zerrinnet —
Wage! Dulde! Die Welt ist dein.

Bald genug ist „Dulde!" die einzige Parole des nun gefesteten Mannes. Die Gattin stirbt nach einjähriger Ehe bei der Geburt eines Sohnes, und der Vereinsamte stimmt bittere Klagelieder an. Aber dann rafft er sich bedeutend empor. Persönlich einsam geworden, gibt er sich ans Allgemeine hin: „Die Freiheit auch ist dieses Jahr begraben, um ihre Leiche krächzen fremde Raben." Mit seinem klaren Blick, seiner gründlichen Bildung sieht er schon 1801, was kommen muß: Die Herrschsucht des Konsuls Bonaparte ist innerlich schrankenlos, und Deutschlands Schwäche kann ihr von außen keine Schranken setzen. Arndt sieht die notwendige völlige Erniedrigung Deutschlands voraus, und nun, da es in Not ist, nun erkennt und umfaßt er es in höchster Leidenschaft als sein Vaterland.

Doch in dieser Entwicklung eilt der Prosaschriftsteller dem Lyriker voraus. Schon hat sich Arndt in „Germanien und Europa" (1803) und in den beiden ersten Teilen vom „Geist der Zeit" (I 1806, II 1809) als bester Deutscher, als schärfster Gegner Napoleons gezeigt, und noch tragen seine Verse einen ziemlich idyllischen Stempel. Sein Franzosenhaß muß erst den Siedepunkt erreichen, ehe er in Gedichten losbricht. Vorderhand scheinen ihm die Verse gerade Ablenkung und Erholung von der in Prosa geführter politischen Fehde zu bedeuten. Zu Liebes- und Freundschaftsgedichten gesellen sich jetzt als besondrer Schmuck einige Kinderlieder für befreundete schwedische Familien (Arndt arbeitet um diese Zeit für die Regierung in Stockholm). Das gelungenste ist wohl die „Ballade":

Und die Sonne machte den weiten Ritt
Um die Welt,
Und die Sternlein sprachen: wir reisen mit
Um die Welt;
Und die Sonne, sie schalt sie: ihr bleibt zu Haus,
Denn ich brenn' euch die goldnen Auglein aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt.
Und die Sternlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht ...

Auch allerhand im üblichen Wortsinn Balladisches taucht auf. Gewiß hat Arndt damals manches von den schwedischen, englischen und schottischen Volksliedern gesammelt, die 1857 als zweiter und besserer Teil der „Blütenlese aus Altem und Neuem" erschienen. (Die antiken Nachbildungen des ersten Teils sind vielfach unbeholfen.)

Endlich, im Anfang 1810, hat ihn die deutsche Leidenschaft so ganz überwältigt, daß sie nun auch von seiner Lyrik Besitz und bald fast ausschließlichen Besitz ergreift. Ein „Gebet" an den „alten, lieben, deutschen Gott" eröffnet den Reigen, der „Schlachtgesang": „Zu den Waffen, zu den Waffen! Zur Hölle mit den wälschen Affen!" folgt sofort. Aber Arndts große Zeit als deutscher Tyrtäus kommt doch erst 1812, als er als Sekretär des Freiherrn v. Stein anfangs in Petersburg weilt, danach die ganzen ungeheuren Zeitereignisse vom bedeutenden Standort aus, und selber unermüdlich mitarbeitend, durchlebt. Jetzt geht von ihm Lied um Lied aus, bald einzeln, bald einer flammenden Prosaschrift mitgegeben. In all diesen Gedichten ist fürchterlicher Haß wider den Unterdrücker und innigste Liebe zum Vaterlande unlöslich zusammengeschmolzen, und bei allen gibt der kindliche Glaube, zu dem Arndt nun gelangt ist, den dritten Ton des gewaltigen Akkordes ab. Es mag befremdlich erscheinen, daß ich minder Bedeutendes mit Zitaten belegte und hier, wo es sich um Arndts Größtes und Eigentliches handelt, einen bloßen Hinweis gebe. Aber all diese Stücke: „Was ist des Deutschen Vaterland?", „Der Gott, der Eisen wachsen ließ", „O Schill, o Schill, du tapferer Held!", „Wo kommst du her in dem roten Kleid?" und all die andern vom Blücher, vom Gneisenau, Scharnhorst ..., sind sie nicht alle wirkliche von keiner Literaturströmung mehr abhängige Volkslieder geworden? Volkslieder wohl auch schon insofern, als sie mancher Turner und Student singen mag, ohne den Namen ihres Verfassers zu kennen. —

Der Sturm braust endlich vorüber. Deutschland ist frei — von außen, nicht im Innern. Und nun beginnt der Freiheitskämpfer und Patriot eine trübere Fehde mit schwererem Herzen als seinen Franzosenfeldzug. Er, der gut konservative Mann, muß gegen die Reaktion der Regierungen, die

Digitized by Google

besonders nach Kotzebues Ermordung furchtbar drückend wird, zur Feder greifen. Es ist ihm Herzenssache, und so steht auch hier der Vers neben der Prosa. „Vorwärts, vorwärts! rief der Blücher — Rückwärts klingt ein Klang der Hölle.“ Man verwickelt den kühnen und treuen Mann, der mit dem letzten Teil des „Geistes der Zeit“ (1818) für innere Freiheit eintritt, in die Demagogenverfolgungen und nimmt ihm seine Bonner Geschichtsprofessur.

Nun ist der Alternde für volle zwanzig Jahre halbwegs matt gesetzt. Seine Produktion versiegt zwar nicht, ist aber eine geringere. Das Privatleben — er hat sich zum zweiten Male verheiratet — nimmt ihn mehr in Anspruch. Doch folgt er immerfort den politischen Ereignissen, und sein Glaube an Deutschland und ganz besonders an Preußen bleibt unerschütterlich. Diese stilleren Jahre zeitigen manches schöne geistliche Lied. Eine große Herzensfrömmigkeit zeichnet den Mann aus, jeder letzte Rest von Frömmelei fehlt. Ja, er wendet sich mit Leidenschaft gegen alle Engherzigkeit, die andre als spezifisch christliche Religiosität verdammt.

Schmält mir Goethen nicht und Schiller,
Ihr des engen Eifers heiß,
Alle eure Jammertriller
Geb ich gern für solche preis.

Besondere Innigkeit verleihen dieser stilleren Epoche die Klagen um Wilibald, den Lieblingssohn Arndts, der 1834 im Rhein ertrank.

Mit siebzig Jahren, wo andre sich zur Ruhe begeben, tritt Arndt wieder in die Öffentlichkeit. Friedrich Wilhelm IV. hat ihn wieder in seine Professur eingesetzt, bald kündet sich die kommende Freiheitsbewegung an, und der alte Professor dient seinen alten Idealen. Er tagt mit im Frankfurter Parlament, er ist dabei, als man dem König von Preußen umsonst die deutsche Kaiserkrone feierlich anbietet. Seine Verse begleiten wieder den Gang der Ereignisse. 1849 erscheinen die „Blätter der Erinnerung meistens um und aus der Paulskirche in Frankfurt“. Der letzte Ton dieses Buches klingt nun durch alle noch übrigen Lebenstage des Alten hindurch. Arndt schildert die vergebliche „Kaiserfahrt“ der Abgeordneten nach Berlin. „Zu den Scheinen, die nur gleißen, warf man unsern Kaiserschein.“ Aber das Lied klingt in volle, feste Hoffnung aus:

Kaiserschein, du höchster Schein,
Bleibst du denn in Staub begraben?
Schrein umsonst Prophetenraben
Um den Barbarossastein?
Nein! und nein! und aber nein!
Nein! Kyffhäusers Fels wird springen,
Durch die Lande wird es klingen:
Frankfurt holt den Kaiser ein.

Elf Jahre nach seinem Tode erfüllte sich Arndts großes Sehnen, dem er so oft schönste Worte geliehen hatte. Da begann man denn sein überflüssig gewordenes Werk zu vergessen.

Der Künstler.

Romanze von **Franz Karl Ginzkey** (Wien).

Um das Haupt des toten Gatten
Schlingt die Gräfin von Kastilien
Ihre schmerzerstarrten Hände.
Weinend spricht sie diesen Schwur:

„Treu will ich dir sein, Geliebter,
Treu durch alle meine Tage.
Will in Schmerzen dein gedenken,
Bis mich selbst das Grab verschlingt!“

Stürme brausen auf und nieder,
Welkes Laub durchfegt die Fluren,
Wirbelnd treibt es auf den dunkeln
Fluten des Guadalquivir.

In der Vätergruft des Schlosses
Liegt die Gräfin Tag und Nächte
Auf dem Sarkophag des Gatten,
Reglos wie ein Marmorbild.

„Gräfin, nehmt doch Trank und Speise,
Kommt hinauf in Tageshelle!
Hier im Eishauch dieser Grüfte
Würgt Euch noch des Todes Faust!“

Mühsam zum verhaßten Leben
Steigt empor sie schwanken Trittes.
„Ruft Alonso Berrugnete,
Ihn, des Königs edlen Freund!“

„Don Alonso, wackrer Meister,
Aus Carraras lichtem Marmor
Sollt mein Bildnis Ihr gestalten,
Betend an des Gatten Gruft!“

Berrugnetes kühner Meißel
Schafft das Bild in wilder Trauer.
Tief ins Antlitz gräbt der Künstler
Ihm den herben Witwenschmerz.

Oben nun, in lichten Hallen,
Geht sie weinend und in Treue.
Unten, auf dem Sarg des Gatten,
Wacht ihr blasses Marmorbild.

* * *

Wieder braust durchs Land der Frühling,
Spaniens übermütger Frühling
Wirbelt Blüten in die hellen
Fluten des Guadalquivir.

Wieder lockt mit Gaukelsehnsucht
Er die winterlich Enttäuschten.
An der Liebe lichte Wunder
Wieder glaubt das Menschenherz.

Auch die Gräfin von Kastilien
Lächelt still: Nun kommt der Frühling!
Jetzt erst fühlt sie sein Erscheinen,
Da er naht zum fünftenmal.

Digitized by Google

Und zum fünften Male reitet
Sayavedra von Sevilla
Vor das Schloß in stolzer Demut,
Fleht um ihre blasse Hand.

„Euer treues Werben rührt mich,
Edler Ritter Sayavedra,
Will mit Euch den Lenz begrüßen
Und mit Euch ein neues Glück!“

Oben nun, in lichten Hallen,
Ruht ihr Mund auf seinem Munde.
Unten, auf dem Sarg des Gatten,
Wacht ihr blasses Marmorbild.

* * *

Prunkend nahn zur Hochzeitsfeier
Edle Granden, naht der König,
Auch Alonso Berrugnete
Naht sich als erstaunter Gast.

In des Künstlers stiller Seele
Lebt und trauert noch das Antlitz,
Das er schuf in herber Andacht:
Einer Witwe heilger Schmerz.

Doch die Gräfin von Kastilien
Heißt ihn frohen Blicks willkommen.
Um den Mund der schönen Witwe
Spielt das Lächeln einer Braut.

Da ergrimmt sich Berrugnete,
Spricht zu seiner stillen Seele:
Wieder narrte dich, o Künstler,
Weiberschmerz und Weibertreu!

Nachts, beim Tanz der tollen Gäste,
Nimmt die Fackel der Ergrimmte,
Nimmt den Hammer, nimmt den Meißel,
Schleicht hinab zur stillen Gruft.

Oben schwirrt zum Tanz die Fiedel,
Jauchzt der Silberklang der Becher,
Unten naht sich Berrugnete
Finstern Blicks dem Sarkophag.

Und schon hebt er wild den Hammer:
„Stirb, du falsches Marmorantlitz,
Trügerische Witwentreue — —“,
Doch da sinkt ihm jäh die Faust.

Tief ergriffen steht der Künstler
Vor der Majestät des Schmerzes,
Vor dem wunderbaren Antlitz,
Das er selbst im Traume schuf.

Um des Bildes blasse Schönheit
Huscht das Flackerlicht der Fackel —
Da erkennet Berrugnete:
Dieses Angesicht blieb treu!

Seiner eignen Seele Trauer
Spiegelt sich in diesem Antlitz.
Ewge Treue bis zum Tode
Hält dies Bild: Ein Künstlertraum!

Dann erhebt sich Berrugnete,
Spricht zu seiner stillen Seele:
Auf dem Grabe des Verlassnen
Wacht die Treue meiner Kunst!

Im Gemüt ein Stillverklärter,
Geht er fort durch Tor und Garten,
Schreitet, fern dem Fest, ein Wandrer,
Pilgernd durch die hohe Nacht.

Hermine Lichtenau.

Skizze von **Bodo Wildberg** (Berlin).

Auf der Stadtbahn lernte ich ihn kennen. Es war sonst niemand im Abteil, und der schmale blonde, blauäugige Jüngling, dem man es ansah, wie mühevoll er gegen eine angeborene Schüchternheit ankämpfen mußte, redete mich nach einem Zögern an — er hatte meine neueste Novelle gelesen. Das schmeichelt einem jeden Schriftsteller, besonders aber solchen, die nicht eben zur Volkstümlichkeit durchgedrungen sind.

Er gab mir seine Karte: Hermann Lichtenberg. Mit einer freimütigen Vertraulichkeit, die ihm sicher etwas Ungewohntes war, erzählte er mir, daß seine Eltern nicht mehr am Leben seien, daß er ein kleines Vermögen besitze, und sich als Dilettant in der Literatur betätige.

In Charlottenburg mußte ich den Zug verlassen. Wenige Tage später jedoch traf ich abermals mit Herrn Lichtenberg zusammen. Es ist merkwürdig, daß man sogar im ungeheuren Berlin gewissen Personen immer wieder begegnet. Ich fuhr diesmal nach dem Grunewald, um dort einen gefeierten Kollegen in seiner Villa aufzusuchen. Herr Lichtenberg wollte den milden Vorfrühlingstag zu einem Ausfluge nach Paulsborn benutzen. Und wiederum waren wir allein im Abteil, und wiederum erzählte mir der junge Mensch allerlei Intimes aus seinem Leben.

„Ich weiß nicht“, sagte er unter anderm, „ich habe immer solche Furcht vor dem Eisenbahnfahren, und doch fesselt mich jede Fahrt mit eigenstem Zauber. Wenn der Zug rattert, stampft und stöhnt, da erheben sich in meinem Geiste die Gebilde meiner Kindheit, gewinnen Farbe und treten lebendig vor mich hin.“

Ich bat ihn, mir einiges davon zu sagen. Und er erzählte:

„Meine Eltern hatten sichs in den Kopf gesetzt, daß ihr erstes Kind eine Tochter sein würde.

Digitized by Google

Hermine sollte sie heißen. Aber was da kam, war ein Junge — und so wurde ich Hermann genannt. Ich war ein scheues Kind und spielte ungern mit andern. Ein Ereignis meiner Kindheit scheint mir bestimmend gewesen zu sein für mein ganzes ferneres Dasein. In einer jener Anwandlungen sonderbaren Selbsthasses, die meine frühen Jahre verdunkelten, blickte ich einst in einen mächtigen Stehspiegel, eine sogenannte Psyche, die dort im Salon meiner Eltern stand. Ich erwartete darin mein dümmliches sechsjähriges Jungensgesicht zu sehen. Aber was wie aus einer grauen Wolke da herausschimmerte, war das Antlitz eines überaus holdseligen kleinen Mädchens. Es nickte mir freundlich zu. Selig reckte ich meine Kinderarme nach dem lieblichen Spiegelbild; da zerfloß es wieder in graues Geschleier, und mein eigenes, mir widerwärtiges Angesicht glotzte mir aus dem Glase entgegen.

Aber dieses kleine Mädchen war keine Traumerscheinung. Es hat mich dann oftmals besucht, ist lächelnd zu mir gekommen, wenn ich allein in dem großen, buschigen Garten spielte, der unser einsames Haus umgab. Ach wie tollten wir zusammen auf dem Rasen! Wie suchten wir gemeinsam die ersten Veilchen, wie stürmisch jagten wir den schwefelgelben Schmetterlingen nach, die von einem benachbarten Lupinenfelde — jetzt drücken es längst abscheuliche Mietskasernen — in unsern Garten hinüber getaumelt kamen!

Dann sah ich das Mädchen lange Jahre nicht. Als ich auf die Schule und unter andre Knaben gebracht wurde, da schwand sogar die Erinnerung an die süße kleine Spielgefährtin in Nichts dahin.

Sie dürfen mich nicht auslachen, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich auch als Jüngling ein schüchterner Mensch blieb und nie recht den Mut hatte, mit dem andern Geschlechte Beziehungen anzuknüpfen.

Ich weiß nicht mehr recht, wann es geschah, daß ein Wort, ein Name in meinem Hirne Leben gewann, der alsbald mein ganzes Leben bis in die feinsten Nervenenden hinein mit unaussprechlichem Entzücken, mit zartester Wollust erfüllte. Dieser Name lautete: Hermine Lichtenau.

Hermine würde sie heißen, Hermine Lichtenau. Und bald würde sie meinen Lebenspfad kreuzen.

Und so kam es auch. Nachdem ich, nicht mehr gegen meine Gewohnheit, aber sehr gegen meine Natur und ihre geheimen Wünsche, wieder einmal die halbe Nacht mit lästigen Zechgenossen im Kaffeehause verbracht, stieg ich auf dem Dönhoffsplatze in einen der elektrischen Straßenbahnwagen, die dort, am Anfange der Kommandantenstraße, den Ausgangspunkt der Linie 62 einnahmen.

Der Wagen war leer. Aber in dem Augenblicke, da der verschlafene Schaffner das Zeichen zur Abfahrt gab, betrat eine junge, schlanke, blonde, ganz in Schwarz gekleidete Dame das Gefährt — und setzte sich in einiger Entfernung mir gegenüber.

Und kaum hatte ich in ihre Züge geschaut, da wußte ich, daß *sie* es war: das kleine Mädchen aus dem Spiegel, die liebe kleine Gefährtin aus dem einsamen Heimatsgarten, der an die weltverlorenen Lupinenfelder grenzte . . . . . Es war Hermine Lichtenau!

Sie betrachtete mich nur einen Moment lang mit großen, verträumten, graublauen Augen. Dann machte sie sich mit ihrer Handtasche zu schaffen, aus der sie Geld für ihre Fahrkarte entnahm. Sollte ich sie anreden?

Ich sagte Ihnen schon, daß ich Frauen gegenüber sehr zaghaft bin. Immer überlegte ich: darf ich sie ansprechen? soll ich es wagen? werde ich mir nicht eine Abfuhr holen?

So kamen wir zum Hausvogteiplatz, zur Französischen Straße. Ich betrachtete sie verstohlen, wie sie da saß, unendlich reizend im wechselnden Scheine der Wagenbeleuchtung. Ich marterte mich ab nach einem passenden Worte. Wir waren an der Hedwigskirche angekommen, und noch immer wußte ich nicht, wie ich das Gespräch beginnen sollte. Jetzt kreuzten wir den Opernplatz. Die lange Lichtperspektive der Linden erhellte mir den Sinn. Ich öffnete den Mund zu einer Bemerkung. Da hielten wir am Kastanienwäldchen. Zwei kleinbürgerliche Lebemänner schwangen sich in lauter Unterhaltung auf den Hinterperron des Wagens. Ärgerlich schaute ich auf die Störer. Als ich den Kopf zurückwandte, war das fremde Fräulein verschwunden.

Es war höchst sonderbar: der vordere Ausgang war verschlossen, und wäre sie ausgestiegen, wo die beiden Nachtschwärmer aufgesprungen waren — dann hätte ich sie ja sehen müssen, wie sie an jenen vorbeiging.

Meine Befangenheit hinderte mich daran, den Schaffner zu fragen, ob er gesehen hätte, wie die Dame ausstieg. —

Das war im späten Herbste gewesen; erst in der Silvesternacht sollte ich Herminen wiedersehen.

In dieser ruhelosesten aller Nächte muß sich auch der Scheueste hinauswagen, will er nicht zwischen den lauten Lustausbrüchen feiernder Nachbarn dem Trübsinne verfallen. Ich traf mich mit meinen sogenannten Freunden im Kabarett unter den Linden. Als es zwölf Uhr geschlagen hatte und das übliche nicht endenwollende Prostneujahrsrufen anhob, litt es mich nicht länger am Sekttisch. Ich entwand mich mit großer Mühe dem fürchterlichen Tohuwabohu und eilte dem Ausgange zu. Doch irrte ich mich und geriet in die anstoßenden Räume des Wachsfigurenkabinetts.

Hier war es still — ein Schweigen umfing mich, das zuerst wohltuend, dann erschreckend wirkte. Die Klänge des Wiener Orchesters kamen nur ganz gedämpft und undeutlich herüber, und selbst das Prostgeheul tönte nur wie ferne Meeresbrandung.

In den mattbeleuchteten und einsamen Gängen standen regungslose Gruppen und Gestalten um-

Digitized by Google

her. Hier sah man einen Mönch den Opfern spanischen Irrwahnes auf dem Scheiterhaufen die Absolution erteilen; dort reckte sich eine scheußliche, fast menschengleich geformte Robbe wie zu bedrohlicher Umarmung auf. Auf dem Treppenabsatz aber schäkerte in verblüffender Naturähnlichkeit ein hübscher Soldat mit einem drallen Dienstmädchen.

Ich schritt die Treppe hinab. Hier unten sah ich mit einem Male eine Dame vor mir, die — nun, Sie werden es schon erraten haben, die niemand anders sein konnte als jenes dunkelgekleidete Fräulein aus der Trambahn — niemand anders als die Spielgefährtin meiner Jugend, Hermine Lichtenau.

Der Silvestersekt hatte mich mutig gemacht. Mit der Frechheit der Ängstlichen eilte ich auf sie zu, nahm sie in meine Arme, drückte einen Kuß auf den roten Mund und rief in wonnevollem Taumel immer wieder: Prosit Neujahr, meine Hermine! Prosit Neujahr, mein Goldkind!

Sie duldete ohne Widerstand meine Zärtlichkeiten. Plötzlich erfaßte mich ein Schwindel. Ich wankte — ich verlor das Bewußtsein.

Als ich erwachte, drang die späte Dämmerung des Neujahrstages schon in die glasumhüllten Räume der Passage. Mich fröstelte. Ich saß auf den eiskalten Treppenstufen. Über mir schäkerten noch Soldat und Dienstmädchen, die Robbe hob sich drohend auf, das Autodafé war noch immer nicht vollzogen. Viele starre und entsetzliche Gestalten umdrängten mich — aber Hermine war nicht mehr zu sehen.

Aber ich habe sie wieder und wieder getroffen. Lassen Sie mich schweigen über unser Verhältnis; ich kann Ihnen versichern, daß es rein geblieben ist. Nicht daß ich mich auf den Tugendbold spielen möchte (Herr Lichtenberg errötete bei diesen Worten), eher bin ich ein Raffiné, dem Reinheit die höchste der Wollüste bedeutet.

Als wir das letztemal zusammenkamen, erlebte ich etwas Seltsames. Es war Abend, die Laternen brannten, wir gingen langsam durch eine schwach belebte Straße Moabits. Irgend etwas zwang mich, unsre Schatten zu betrachten, wie wir so dahinschlenderten Arm in Arm. Unsre Schatten, sagte ich. Das ist falsch. Unsern Schatten, hätte ich sagen müssen. Denn wir beide zusammen warfen nur einen Schatten, und es war der Umriß einer Dame mit weit ausladendem Hut — Herminens Schatten, nicht der meine!"

„Aber hier müssen Sie aussteigen — Station Grunewald!"

„Sicher wäre ich über meine Station hinausgefahren, wenn mich der junge Mann nicht selbst darauf aufmerksam gemacht hätte. So mächtig hatte mich sein Bericht gefesselt. Ich erhob mich eilends, da schrie er mich auf einmal an: ‚Achtung! Sie treten der Dame aufs Kleid!'"

Ich weiß nicht, worüber ich mehr erschrak: über die heftige, fast ungezogene Art des eben noch so sanften Jünglings oder über den Umstand, daß außer uns kein Mensch im Abteil zu sehen war — und doch sprach Lichtenberg von einer Dame! Ich wäre durch den Ruck des stoppenden Zuges fast vom Trittbrett geschleudert worden. Ohne Abschied schritt ich davon und schwor mir zu, weitere Unterhaltungen mit diesem Verrückten zu meiden. —

Doch sollte ich ihm noch ein drittes Mal begegnen. Der Sommer war schon fast vergangen, da sah ich Herrn Lichtenberg unter den Leuten, die auf dem Bahnsteig der Station Beußelstraße auf den westwärts fahrenden Zug harrten.

Ich versuchte, ihm aus dem Wege zu gehen; aber er hatte mich bemerkt und eilte spornstreichs auf mich zu. Er sah so elend aus, daß sich ein lebhaftes Mitleid in meiner Seele zu regen begann. Hektische rote Flecken brannten auf seinen Wangen. Seine Hagerkeit war beängstigend; sein sonst nahezu stutzerhaft gepflegtes Äußere schien stark vernachlässigt.

„Nun?" fragte ich, indem ich mich bemühte, viel Sympathie und Munterkeit in meinen Händedruck zu legen, „was macht Fräulein Hermine Lichtenau?"

Er seufzte. Dann sprach er, und seine Worte flackerten wir irre Flammen.

„Hermine? Meine Schwesterseele! O, der geht es schlecht. Ach, wenn Sie das arme Kind sehen, würden Sie sich entsetzen! Sie ist schrecklich mager geworden. Sie fällt vom Fleische — oder, um mich treffender auszudrücken: das Fleisch fällt von ihr. Sie ist schon fast ein Gerippe — ach ja!"

Leicht erschaudernd trat ich einen Schritt von ihm weg.

Er lächelte trübselig. „Sie will mit diesem Zuge kommen", sagte er, „Sie will mich abholen — zu einer langen Reise .... ach, das wird wunderschön sein!"

„Zu einer langen Reise? mit der Stadtbahn?"

Er erwiderte nichts. Seine Blicke waren in banger Sehnsucht dem nahen Bahnhofe in der Putlitzstraße zugewendet; von dorther mußte der Zug kommen.

Dann sprach er wieder mit mir. „Sie dürfen wirklich nicht erschrecken, wenn sie jetzt sehr häßlich aussieht. Wie kann man auch en beauté sein, wenn man nur noch Haut und Knochen ist! Aber mich stört das nicht im geringsten .... Ach! da kommt der Zug!"

Fieberische Wonneschauer schienen seinen Körper zu erschüttern. Am Ende der fast schnurgerade verlaufenden Strecke zeigte sich ein Rauchwölkchen, und gleich darauf kam die Lokomotive in Sicht.

Lichtenberg packte mich beim Handgelenk: „Da! Sehen Sie! Hermine hat es so eilig, daß sie vor dem Eisenbahnzuge herläuft."

„Sie sind krank," sagte ich begütigend, indem ich mich vorsichtig von ihm losmachte.

Digitized by Google

Er achtete nicht auf meine Rede. „Ja, ja, sie rast vor dem Zuge her! Sehen Sie nicht ihren weißen Hut — da, gerade vor der Lokomotive! mit ein paar schwarzen Federn darauf.“

Ich mußte lächeln. „Das ist eine weiße Tafel mit der Aufschrift Nordring,“ belehrte ich ihn. „Sie müssen es hundertmal gesehen haben.“

„Nein, nein, es ist ihr Hut! Aber sie dürfen sich jetzt nicht zu sehr entsetzen — sie sieht tatsächlich noch viel schlechter aus als ich dachte .... man muß sie schon recht lieb haben, um sie schön zu finden.“

Immer näher flog der stampfende, rollende Bahnzug.

„In der Tat — die Ärmste — sie ist nur noch ein Gerippe!“

Jetzt war die Lokomotive am Ende des Bahnsteigs angekommen.

Da schrie Hermann Lichtenberg gellend auf: „Hermine! Ich komme zu dir! In deine Arme! An deine Brust!“

Und mit einem tigerschnellen Satze warf er sich auf das Bahngleis. Der Zug donnerte achtlos über ihn hinweg. Eh ich zur Besinnung gelangen konnte, war alles vorüber.

Der Tod mußte augenblicklich eingetreten sein.

Ich hatte später Gelegenheit, mit einem Arzte zu sprechen, der die kaum noch kenntlichen Überreste meines unglückseligen Bekannten untersucht hatte. Es war ein ernster Mann, ein Sachverständiger in Fragen der Seele und des Geschlechts, mit dem sichs gut und vernünftig sprechen ließ. Er fragte mich, ob mir denn nie etwas Ungewöhnliches an dem jungen Menschen aufgefallen wäre.

Ich erzählte ihm, was ich hier aufgezeichnet halte.

„Sehr interessant!“ bemerkte er. „Ein sehr beachtenswerter Fall.“

„Sie halten natürlich diese Hermine für ein bloßes Phantom, Herr Doktor? für eine Vision, erzeugt von der krankhaften Einbildungskraft des Verstorbenen?“

„Wie man es nimmt,“ entgegnete der Gelehrte. „Ich für meinen Teil wäre geneigt, der Dame eine gewisse Realität zuzubilligen.“

„Sie meinen also, daß sie wirklich existiert?“

„Existiert hat, wollen Sie wohl sagen.“

„Sie meinen, daß sie ihm im Tode nachgefolgt ist?“

„Das war nicht nötig, mit ihm lebte, mit ihm starb sie. Er suchte außer ihm, was in ihm war. Er war sie, und sie war er. Verstehen Sie mich jetzt?“

„Ich glaube Sie zu verstehen, Herr Doktor.“

Aus den Theatern.

Lessing-Theater zu Berlin.

Hermann Bahr: Das Konzert. Lustspiel in drei Akten.

Während die Posse auf unsern Bühnen mit vulgärer Freude triumphiert, dem Drama seinen Platz wegnimmt und sogar die Stücke der Klassiker zu sich herüber schmuggeln möchte, ist es mit dem feineren Lustspiel schlimm genug bestellt. Die grobe Masse der Theaterbesucher will eben schallende Effekte, die auch in stumpfe Ohren dringen, und Konflikte, die einem flachen Verständnis angemessen sind und ohne jede Geistestätigkeit aufgenommen werden. Trotz alledem würde aber das feinere Lustspiel bei einem, wenn auch kleineren Kreise, seine Stätte finden, vorausgesetzt, daß es überhaupt existierte. Es sind aber nur erst Ansätze vorhanden.

Hier könnte Hermann Bahr, dessen Lustspiel „Das Konzert“ hoch über seinen letzten Arbeiten steht, ein Wegweiser sein. Gewiß machen sich auch diesmal die Mängel dieses jonglierenden Plaudertalents bemerkbar. Die Handlung gibt, besonders für den letzten Akt, nicht genug her, und die schwierigeren Charaktere sind eben keine Charaktere, sondern Sprechrollen. Dafür finden sich aber Lustspielwirkungen feinerer Art, an denen man seine Freude haben kann.

Der Anfang des Stückes gemahnt an Frank Wedekinds „Kammersänger“. Denn auch Hermann Bahrs Pianist Gustav Heink ist ein Frauenliebling, der von allen Seiten, besonders von seinen Schülerinnen und dem Hausfräulein, vergöttert wird. Hin und wieder verschwindet er immer wieder mit einer andern Dame auf ein paar Tage in sein Gebirgshäuschen, unter dem Vorwande, irgendwo ein „Konzert“ zu veranstalten.

„Jung gewohnt, alt getan.“ Denn wirklich fängt Heink zu altern und müde zu werden an. Aber gerade das muß er seines Rufes wegen verbergen. So machen ihm seine „Konzerte“ im Gebirgshäuschen längst nicht mehr die frühere Freude; aber er hält an ihnen fest, um vor der Welt interessant zu bleiben und sich selbst seine Jugend zu beweisen. Klappern gehört nun einmal zum Handwerk. Beim Beginn des Stückes unternimmt er also wieder mit einer ganz jungen Frau eine Konzertreise.

Aber nun tritt der Gatte der entführten Frau mit der Gattin des Pianisten in Verbindung, und Bahr versteht es, aus dem dreieckigen Verhältnis mit Humor ein viereckiges zu machen. Diese beiden stehen nämlich plötzlich in dem Gebirgshäuschen dem andern Paare gegenüber und erklären ihm, daß sie sich ruhig heiraten könnten, da ihre Liebe so heiß sei; sie ihrerseits hätten dies auch beschlossen. Nun beginnt das Spiel, daß keiner im Grunde weiß, wer seine Frau sein wird, und durch die Gefühlswirren schimmert von vornherein die Wahrscheinlichkeit, daß die beiden alten Paare wieder zu einander finden werden. Gewiß, auch dieses Motiv ist von andern Autoren schon vorgedacht; dennoch hat Bahr gerade in dem zweiten Akt manche hübsche Situation auf dem Schachbrett seines Stückes gezogen.

Im dritten machen sich dagegen die Schwächen der Anlagen stärker fühlbar. Zur Gattin hat Bahr dem Pianisten eine überaus kluge Frau Marie gegeben, die alle Menschen und Fäden des Stückes in ihrer Hand hält und autorähnlich jeden dorthin führt, wohin er gehört. Hier tritt die Künstelei zutage. So glaubt man es Bahr nicht recht, daß sich Doktor Jura, Maries Gegenspieler, trotz der Liebe zu seiner Frau, wirklich in Marie verliebt und selbst im dritten Akt ihren Plan nicht durchschaut. Immerhin endigt das Stück wieder mit dem hübschen Motiv, daß der Pianist trotz aller Vorsätze durch sein Gewerbe der Liebelei verfallen bleibt.

So steht das Stück auf einem geistigen Niveau, wie es sonst nur wenige sogenannte „Lustspiele“ erreichen. Auch ihm darf man nicht zu ernst zu Leibe gehen, da keine eigentliche dramatische Begabung zu uns spricht,

Digitized by Google

sondern als deren Surrogat die geistreiche Causerie überwiegt. Aber man wird diesem klugen und gewandten Schachspieler mit Freuden zusehen. Dr. O. A.

Randbemerkungen.

Der englische Wahlkampf.

Als die „Times“ neulich in einem Leitartikel ihr Bedauern darüber ausdrückte, daß die deutsche Flottenpolitik in den Wahlkampf hineingezerrt worden sei und sich daran sogar ein Politiker wie Balfour beteilige, mochten ihre Tränen ehrliche oder Krokodilstränen sein; jedenfalls nutzte ihr Bedauern nichts mehr, wie keine Quarantäne mehr hilft, wenn eine Seuche schon eingeschleppt und verbreitet ist. Die „Deutsche Gefahr“ hatte ihre Schuldigkeit getan.

Der englische Wähler ist der erfahrenste, den es gibt, infolgedessen auch der skeptischste. Er hat die meisten Enttäuschungen erlebt; denn in England entsprechen die Taten des parlamentarischen Lebens ebensowenig wie anderwärts den großen Worten, womit während der Wahlkämpfe Versprechungen gemacht werden. Darum ist dem Wähler in England mit der Zeit Lust wie Traurigkeit vergangen; er fühlt sich entweder bedrückt oder von einem Alb befreit. Die politischen Führer wissen es und verhalten sich danach. Wer den Massen am besten das Fürchten beizubringen und sich als ihren Beschützer zu empfehlen vermag, hat die meiste Aussicht, gewählt zu werden.

Das Gespenst, das die Liberalen im Jahre 1905 aufmarschieren ließen, um Schrecken zu verbreiten, war der chinesische Kuli als „moderner Sklave“. Karikaturen zeigten gefesselte chinesische Arbeiter, die von Aufsehern zu den Minen in Südafrika getrieben wurden. Im Vordergrunde sah man bei einer solchen die Schatten zweier englischer Soldaten, wovon man den einen sagen ließ: „Sieh, darum haben wir und viele andre unser Leben verloren.“ So völlig drehte sich damals der Kampf um diese Frage, daß unionistische Blätter heute noch spöttisch von den „pigtail elections“ und vom „Yellow Parliament“ als ihrem Ergebnis reden. Daß aber Furcht die Kraft war, die den Liberalen ihre große Mehrheit zusammenfegte, trotz alles Humanitätsgeredes von „moderner Sklaverei“, verriet Winston Churchill im Unterhause, als er auf eine Rede Chamberlains entgegnete: ein Gehirnarbeiter, der keine Vorstellungskraft besitze, möge nicht begreifen können, mit was für einem Gefühl der „einfache Mann, der nichts zu verkaufen hat als den Schweiß seiner Stirn“ gewahre, wie das kosmopolitische Kapital mit den ungeheuren Arbeiterreserven Asiens Fühlung nehme. Angst sei es, was ihn beschleiche, Angst, daß diese Verbindung dauernd werden möchte, und sei diese Angst berechtigt, dann drohte den Grundlagen der europäischen Zivilisation eine tödliche Erschütterung.

Die Rolle, die damals der chinesische Kuli spielte, sollte für die Liberalen diesmal der „Lord“ spielen, das heißt, das Zerrbild vom Lord, das Lloyd George und Winston Churchill in ihren Reden ausmalten. Es ist noch in frischer Erinnerung, welch großartige Wirkung damit im Anfang des Wahlkampfes auch erzielt wurde. Allenthalben hoben sich die Aussichten für die Whigs. Der Tarifreformgedanke, der einzige, der neben dem sozialistischen englischen Wählern noch Hoffnungen einzuflößen vermag, weil sich keine Erinnerungen an erlebte Enttäuschungen damit verknüpfen, schien keine Zugkraft mehr auszuüben. Also mußten die Tories, um zu versuchen, eine Wendung zu ihren Gunsten herbeizuführen, ein Schreckgespenst heraufbeschwören, das es mit einem Lloyd Georgeschen „Lord“ aufnehmen konnte; dafür gabs nichts besseres als die alte bewährte „Deutsche Gefahr“, nachdem das sozialistische Gespenst sich schon als unzulänglich erwiesen hatte. Andeutungen auf deutscher Seite, daß unsre Regierung jetzt geneigter wie früher sein möchte, [illegible] englischen Abrüstungsgedanken einzugehen, kamen [illegible] Tories zustatten. Sie ließen sich bequem so aus[illegible] als ständen die Liberalen heimlich mit Deutschland [illegible] Bunde, als versuche man jenseits des Kanals alles [illegible] liche, das Gespenst der Tarifreform als eine Deutsch[illegible] verderbliche, „folglich“ England heilsame Erscheinung [illegible] zeitig zu bannen.

Auf diese Weise gelang es glücklich, in der [illegible] Phase des Wahlkampfes den „Lord“ der Liberalen in [illegible] Hintergrund und ‹The Kaiser› mit seiner Flotte und [illegible] für englische Augen drum und dran hängt in den [illegible] dergrund zu rücken. Und je weiter man damit kam, [illegible] mehr hob sich die Zuversicht, stiegen anscheinend auch [illegible] Aussichten der Unionisten. Darum wird es für den [illegible] fall der Wahlen vielleicht darauf ankommen, wovor [illegible] englische Spießer sich mehr fürchtet: vor den „Lord[illegible] oder deutschen „Dreadnoughts“. O. C.

* * *

Im Reich der Mitte

muß man zweierlei unterscheiden: die tiefe Unterströmung im Volke und die Wirbel und Stürme an der Oberfläche. Die Unterströmung geht ohne Zweifel auf eine Verjüngung und Nationalisierung Chinas aus. Das ist eine Bewegung, die wohl einmal langsamer, einmal schneller vor sich geht, aber die gewiß nicht mehr zurückgedämmt werden kann. An der Oberfläche dagegen herrscht bald liberaler Reformeifer, bald wiederum die Reaktion. Das war schon so in den Tagen, als Kang-hu-wei auftrat und als der Kaiser Kwang-sü seiner Machtvollkommenheit durch seine Muhme entkleidet wurde; das ist auch jetzt [illegible] nach dem Tode der beiden sich lebenslänglich hassenden Souveräne. Ein Hauptpunkt ist dabei das Verhältnis von Mandschu und Chinesen. Seit 265 Jahren ist ein Fremddynastie am Ruder. Sie steht nicht mehr so fe[illegible] wie unter Kang-hi und Kien-lung, andrerseits ist sie durch vielfache und gefährliche Stürme nicht allzusehr erschüttert worden. Der ungeheure Aufstand der Taiping, der eine nationalistische Erhebung zugunsten der Mingtradition gegen die Mandschu bedeutete, wurde niedergeschlagen. Selbst das Sinken an Prestige, das durch die Kriege seit 1857 eintrat, wurde überwunden. Der Ausgang des Boxerkrieges wurde dem Volke so dargestellt, als ob schließlich die Fremden vor dem Glanze des Himmelssohnes erschrocken wären und demütig um Verzeihung gebeten hätten für die Zerstörungen, die sie angerichtet; als ob die Fremden gar von dem Himmelssohne selbst gerufen worden seien, um ihm als Söldner gegen unzufriedene Landeskinder beizustehen. Derartige tendenziöse Darstellungen waren im Grunde gar nicht so weit von der Wahrheit entfernt. Genug, die Dynastie hat sich wieder einmal behauptet. Yuan-shi-kai, der doch der Kaiserin-Muhme beigestanden hatte, der aber anscheinend nicht respektvoll genug gegen den unglücklichen Kwang-sü verfahren ist, mußte ruhig seine Absetzung und Verbannung über sich ergehen lassen. Dabei war er kurz zuvor noch der Generalissimus von Tschili, verfügte über das best[illegible] modern ausgerüstete Heer (150 000 Mann) von ganz China und hätte wohl daran denken dürfen, selbst nach der gelben Seide des Himmelssohnes zu langen. Nichts zeigt mehr die immer noch dauernde Macht des regierenden Hauses als die geringe Bewegung, mit der des großen Organisators, Reformers und Japanfeindes Sturz im Volke aufgenommen wurde. Zwar meldeten sich genug Stimmen, die eine Wiedereinsetzung Yuan-shi-kais in seine Ämter [illegible] rieten, aber der seiner Würde sehr bewußte Regent, Prinz Tschun, muß durch innere, der Öffentlichkeit zu wenig bekannte Vorgänge in seinen feinsten Gefühlen als Mitglied des Herrscherhauses gekränkt worden sein, daß er sich zu einem solchen Schritt nicht verstehen will.

Inzwischen geht namentlich die Reorganisation der Landesverteidigung munter voran. Man spricht davon, daß schon gegenwärtig die Zahl sämtlicher verfügbarer Friedenstruppen sich auf 1,2 Millionen belaufe. Nicht minder wird an der Herstellung von Luftschiffen gearbeitet.

Digitized by Google

Augenblicklich steht der Ausbau der Marine im Vordergrund. Bis zum Jahre 1916 sollen zwanzig „Wagehälse“ (Dreadnoughts) und zwanzig Kreuzer erstellt werden. Die chinesische Studienkommission war jetzt auf den deutschen Werften. Sie ist auch vom Kaiser besonders freundlich begrüßt worden. Ein gutes Verhältnis zwischen Deutschland und China ist allerdings nur zu empfehlen. Man darf jedoch füglich die Frage aufwerfen, ob es denn wirklich den Gipfel menschlicher Einsicht bedeute, wenn das alte Europa den gelben Gästen seine Geheimnisse zeigt. Aber diese Entwicklung scheint eben einmal nicht mehr aufzuhalten zu sein. W.

* * *

Samson und Dalila.

Der Schneiderssohn und Hausdiener W. hatte es durch unendlichen Fleiß dahin gebracht, daß er als Dozent für englische Sprache an der Humboldt-Akademie lehren konnte. Er hatte freilich sich zu diesem Zwecke noch einen ausländischen Namen und last not least einen dito Titel beilegen zu sollen geglaubt; denn er kannte den deutschen Philister gründlich. So war denn aus dem Hausdiener selbstherrlich ein B. A. geworden. Und der Dozent der Humboldt-Akademie und B. A. L. . . . . soll nach dem Urteil seiner Berufsgenossen und Schüler ein tüchtiger Lehrer gewesen sein. Da plagte ihn der Teufel, und er nahm ein Weib, ein mittelloses noch dazu, eine Schülerin, die sich in den B. A. verliebt hatte. Ihr beichtete er die Lüge seines Daseins, und sie ging hin und „verklaschte“ ihn der Polizei, weil in der Ehe dann nicht alles so gewesen ist, wie es sein sollte. Die alte Geschichte von Samson und Dalila; aber sie empört jeden anständig Denkenden immer wieder aufs Neue. Ein Mann wäre solcher Infamie gar nicht fähig, die Frau empfindet das aber gar nicht als verächtlich; sie hat sich, wie es auch in diesem Falle heißt, „gar nichts dabei gedacht“. Sie empfindet gar nicht, daß ihre Infamie um so infamer ist, als sie den Bettgenossen, den sie für einen Betrüger hielt, nicht gleich, nachdem sie um den Betrug wußte, denunzierte, sondern erst, da es anders kam, als sie sich gedacht, aus Rachsucht also. Ob Moebius nicht doch recht hat, wenn er das Weib als geistig minderwertig erklärt? Und Schopenhauer und Nietzsche? H.

Hausbaupflanzen.

Von **Paul Scheerbart** (Friedenau).

Von dem großen Tempel, den die Europäer auf Java zu Ehren des unbekannten Gottes gebaut haben, lebte auch der Chemiker und Botaniker Constantin.

Und Herr Constantin war ebenfalls ein Priester. Er arbeitete viele Jahre in seinem Laboratorium und in seinen Gärten, die das Laboratorium umgaben. Er war sehr schweigsam, und man wunderte sich sehr, als er plötzlich eines Tages alle Priester des großen Tempels bitten ließ, ihn zu besuchen.

Die Priester kamen und sahen in Constantins größtem Garten eine sehr große, hausartig wirkende Laube aus violetten kleinen Blättern mit großen karminroten Glockenblumen dazwischen. Man staunte die Laube an, und Constantin lächelte.

Dann ließ der Herr Constantin seine Gäste das Innere der Laube betreten, und da staunten alle die Wände an, denn die sahen so aus, als wären da sehr viele Äste zusammengewachsen.

„Die Äste sind ja zusammengewachsen!“ sagten die Herren, und der Herr Constantin lächelte abermals.

„Das ist“, sagte er nach einer Weile zögernd, „das Wichtigste meiner Erfindung. Es ist mir eben gelungen, mit Hilfe von Chemikalien Schlingpflanzen mit holzartigen Ästen derartig zu züchten, daß die Äste gleich nach dem ersten Wachstum zusammenwachsen, ohne dadurch im Wachstum behindert zu werden. Die Blätter und Blüten entwickeln sich nur dort, wo die Sonne hinkommen kann. Wachsende Häuser habe ich erfunden — Hausbaupflanzen. Wir brauchen nicht mehr mit toten Materialien zu bauen — wir können mit lebendigen Baumaterialien bauen. Ich glaube aber, daß damit nicht nur die Architektur in andre Bahnen gelenkt werden dürfte. Ich habe noch mehr erfunden.“

Und er geleitete seine Gäste hinaus zu einer kleinen Schlucht. Aber die führte eine Brücke, die scheinbar nur aus Moos bestand. Sie war aber auch aus holzartigen Schlinggewächsen hergestellt. Nur hatten hier die Schlingpflanzen moosartige Blattbildungen, denen ein Betreten von Menschenfüßen nichts schadete — selbst die Räder eines schweren Wagens ließen kaum eine Spur zurück. Das Zusammenwachsen der holzartigen Äste war hier noch viel vollständiger als in der Laube, die Herr Constantin zuerst gezeigt hatte.

Natürlich staunten die Priester die neuen Erfindungen mit großen Augen an, und man war sehr bald davon überzeugt, daß diese Art Schlingpflanzen sowohl die Architektur wie auch das ganze Ingenieurwesen der Erde verändern müßten.

Man gratulierte Herrn Constantin, und die Begeisterung für die neue Sache stieg von Minute zu Minute; und Constantin erzählte dabei immer mehr von andern, auch zusammenwachsenden Holzarten.

Und von diesen Erfindungen hörten natürlich in ein paar Tagen alle Menschen der Erde. Und die Begeisterung für die Bauten mit lebendigem Pflanzenmaterial brachte in allen Köpfen beinahe eine große Verwirrung hervor, so daß der Herr Constantin gefeiert wurde — wie eine neue Gottheit. Und er lächelte nicht mehr; er sah plötzlich aus wie ein großer Weltengebieter; er bekam etwas Starres und hörte nicht mehr hin, wenn andre sprachen.

Dagegen sprach er um so mehr. Er sagte zu einigen Priestern eines Tages:

„Täuschen wir uns nicht. Wir haben jetzt die Gesetze, die in der Natur herrschen, gründlichst erkannt. Wir wissen, daß alles dem Menschen möglich ist; er kann jetzt nicht nur die Natur zwingen, Häuser und Brücken zu bauen — er kann die Natur zwingen, alle Dinge, die wir brauchen, in ständigem Wachstum zu erhalten. Wir sind

Digitized by Google

nicht mehr genötigt, Bäume zu fällen und Steine zu bearbeiten. Wir brauchen nur unsern neuen Hausbaupflanzen durch ein paar Stahlgerüste die Richtung zu geben — dann entwickelt sich alles von selbst ohne unser Zutun. Jetzt erst sind wir die wahren Beherrscher der Natur."

Die Priester erschraken, als sie das hörten. Man wollte widersprechen, aber Herr Constantin hörte nicht darauf.

Da rief der Priester Hostu laut:

„Lieber Constantin, wo bleibt denn aber der unsichtbare Gott, in dessen Tempel wir uns befinden? Wo bleibt der? Ist der plötzlich überflüssig geworden?"

Herr Constantin sah den Priester Hostu lange an, lächelte dann und sagte langsam:

„Nach dem, was ich getan habe, kann ich wohl beanspruchen, daß man erst längere Zeit über meine Worte nachdenkt, bevor man mir erwidert. Ich bin nicht gewillt, meine Zeit in nutzlosen Diskussionen zu vergeuden."

Danach begab sich der Herr Constantin auf Reisen und kehrte erst in Jahresfrist zurück.

Währenddem hatten die Priester immer wieder gehört, daß der Herr Constantin das, was er zuletzt im Tempel gesprochen hatte, überall in tausend Variationen wiederholte. Und dabei wurde er von allen Menschen so ehrfurchtsvoll behandelt, als wenn er tatsächlich plötzlich ein veritabler Gott geworden sei.

Das ging denn doch den Priestern im großen Tempel des unbekannten Gottes zu weit.

Und der alte Priester Malach sagte in einer stillen Nacht auf einer der Dachterrassen des Tempels zu dem Priester Hostu:

„Wenn das so weitergeht, dann sind wir bald sehr überflüssig. Wir haben dann bald stillzuschweigen von dem unbekannten Gott, dem wir dienen. Wir haben dann nur noch auf die Stimme des bekannten Herrn Constantin zu hören und können einen Constantinstempel bauen. Wer hätte das noch vor Jahresfrist geglaubt? Was sagen Sie zu der Sache, lieber Hostu?"

Hostu sagte langsam:

„Man muß ihn überlisten. Ich habe einen Plan. Er war zu allen Zeiten ein Freiheitsfanatiker und ist es auch heute noch. Können Sie mir, lieber Malach, die Berechtigung verschaffen, diesen Herrn Constantin gefesselt in unsern großen Sitzungssaal zu bringen? Es wäre ja wohl nur die Zustimmung aller Priester notwendig — nicht wahr?"

„Und", fragte nun Malach, „was wollen Sie da gefesselt mit ihm machen? Wir können doch nicht einen der Unsern so ohne weiteres fesseln".

„Ich verpflichte mich", erwiderte Hostu, „diesen Herrn Constantin dazu zu bringen, daß er freiwillig alle seine Äußerungen über seine große Macht zurücknimmt. Ich verpflichte mich mit dem heiligsten Eide. Aber ich bitte, mich nicht auszuforschen. Gelingt mir mein Plan nicht, so ist Herr Constantin sofort frei — es soll ihm kein Leid geschehen. Ich lasse köstliche Emailfesseln für ihn herstellen. Ich rechne auf seine Freiheitsliebe."

Malach willigte ein, alle Priester wurden von Hostus Plan in Kenntnis gesetzt, und alle waren einverstanden mit Hostus Plan. Und als nun Constantin nach Jahresfrist in den Tempel des unbekannten Gottes zurückkehrte, wurde er sofort mit den köstlichsten Emailfesseln in den großen Sitzungssaal der Priester geführt. Alle Priester waren dort versammelt und saßen ringsum in ihren geschnitzten Elfenbeinsesseln in ihren schwarzseidenen Mänteln, die nur bei feierlichsten Gelegenheiten getragen wurden.

Herr Constantin blickte erstaunt umher.

Er sah aus wie ein Gespenst, denn das grüne Licht, das nur aus dem Fußboden kam, wirkte sehr geisterhaft; der ganze Fußboden bestand aus grünem Glase, und alles Licht kam nur von unten; unter dem Fußboden brannten tausend elektrische Flammen.

Hostu kam dem Gefesselten entgegen und sagte mit ganz weicher Stimme:

„Vergeben Sie uns, daß wir Ihnen Fesseln angelegt haben; sie sollten nur einen symbolischen Charakter tragen. Sie fühlen sich doch durch die kostbaren Fesseln unangenehm berührt — nicht wahr?"

„Allerdings", rief Herr Constantin, „ich bin empört und verstehe nicht, wie man es wagen durfte, den Erfinder der zusammengewachsenen Hausbaupflanzen zu fesseln."

Seine Stimme dröhnte durch die weite grün durchleuchtete Halle. Und alle Priester wagten kaum zu atmen, sie beugten sich auf ihren Elfenbeinstühlen weit vor, um zu hören, was nun kommen würde.

Und Hostu sagte wieder ganz milde:

„Ich wußte, daß Sie für die Freiheit schwärmen würden — auch jetzt. Sie haben das immer getan. Aber — wenn Sie so sehr für die Freiheit schwärmen, müssen Sie dann nicht auch für die Freiheit der Natur schwärmen?"

„Ich soll", sagte Constantin ruhig nach einigen Minuten, „zurücknehmen, daß die Menschen jetzt die Natur beherrschen — das soll ich — nicht wahr?"

„Ich", erwiderte Hostu leise, „dachte, Sie könnten durch diese symbolische Fesselhandlung wohl von selbst darauf kommen, das zu tun, was wir möchten. Ich freue mich, daß Sie uns sofort verstanden haben. Es kann doch nur ein unbekannter großer Geist sein, der Ihnen bei Ihrer Erfindung die richtigen Ideen eingab. Sie haben doch die Ideen nicht erzeugt. Jede Erfindung ist doch nur eine Entdeckung. Und somit herrscht doch immer noch Er — der große Unbekannte."

Da sank der große Herr Constantin auf beide Knien und hob seine gefesselten Hände hoch empor. Und alle Priester erhoben sich von ihren Sitzen.

Digitized by Google

Und der Herr Constantin sagte leise:
„Ich weiß, daß nur Er, der Große, uns alle führt — auch mich hat er geführt, als ich das neue Holz entdeckte. Vergebt mir, daß ich mich hinreißen ließ, mehr von mir zu halten — als ich berechtigt war.“.

Da nahm der Herr Hostu dem Herrn Constantin die Fesseln ab, hob ihn auf und küßte die Hände des Erfinders.

Die Vortänzer.

Zwei Tänzer müssen bei Hofe erscheinen
Zur Oberkontrolle von sämtlichen Beinen.

Sie kommen aus Adelsgeschlechtern, sehr alten,
Wo solche Talente sich bestens entfalten.

Bei Walzer, Mazurka, Gavotte, Menuette,
Da tanzen die Tänzer wohl um die Wette

Und führen die Prinzen, der Hofherren Blüte,
Die Räte erster bis vierter Güte,

Die Uniformen und Reichstagsmänner —
Dieweil sie eben die besten Kenner

Und weil sie am reichsten und schönsten verstehen
Die Kunst zu hüpfen auf allen Zehen.

Hah, welch ein Amtchen! So auserlesen,
Wie keines noch sein wird, noch war gewesen.

Ein Amt, so wichtig und schwer zu erfassen,
Das kann man nicht ein paar Maitres lassen!

Das kostet Gehirn und kostet des Schweißes
Ne schwere Menge, man weiß, man weiß es.

Drum braucht man dafür nur die feinsten Köpfe
(Ein Vortänzer ist kein Dutzendgeschöpfe!)

Und deshalb wird das Ereignis auch eben
Im Reichsanzeiger bekannt gegeben.

Es steht zwischen Staats- und gelehrten Sachen —
Das heißt: O lasset das Witzemachen.

Und also nimmt denn der Untertane
Mit Ernst die Kunde hin, die sotane

Und denkt als Bürger nur still-beschämlich:
„In manchen Dingen bin ich zu dämlich“.

Terentius.

Geschäftliches.

Die gegen Ende des Jahres 1908 von der „AGFA“ (Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin) auf den Markt gebrachte „Agfa“-Blitzlampe zur Entzündung vermittels Schwedenhölzchen, die sich in kurzer Zeit schnell eine große Anzahl von Freunden warb, wird von der Firma nicht mehr verkauft, weil inzwischen ein neues Modell ausgearbeitet worden ist, das eminente Vorzüge gegenüber der seitherigen Ausführung aufweist. Die Entzündung erfolgt auf eine neuartige, völlig gefahrlose Weise vermittels pyrophoren Metalls bei denkbar einfachster Handhabung mit absoluter Sicherheit. Die Lampe ist in jedem Moment gebrauchsfertig, es bedarf keinerlei Vorbereitungen außer dem Aufschütten des nach der „Agfa“-Blitzlichttabelle ermittelten Quantums „Agfa“-Blitzlicht. Hunderte von Zündungen können erfolgen, ehe eine Erneuerung des funkengebenden Metalls stattzufinden hat. Diese kann jeder Benutzer unter Aufwendung von 50 Pfennig mit Leichtigkeit selbst vornehmen. Auch das neue Modell der „Agfa“-Lampe ist von mäßigem Volumen und Gewicht, so daß es bequem in der Kleidertasche mitgeführt werden kann. Dabei ist die Lampe elegant und stabil, weil ganz aus vernickeltem Metall angefertigt. Der Preis von M. 3,50 per Stück für Federauslösung mit Fingerdruck oder Fadenzug muß angesichts der zahlreichen wertvollen Eigenschaften der Lampe als äußerst mäßig bezeichnet werden. Eine zweite Ausführung, die auch pneumatische Federauslösung gestattet, kostet M. 1,50 per Stück mehr inkl. Gummischlauch und Ball, sowie Fußgestell zur Benutzung als Stehlampe. Die neue „Agfa“-Blitzlampe bildet wieder eine wertvolle Bereicherung der photographischen Ausrüstung und wird sich bald Freunde verschaffen.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

N.P.G.

Vornehmer, wohlfeiler

Wandschmuck

sind Bromsilber-Photos der Neuen Photographischen Gesellschaft, Aktiengesellschaft, Steglitz 181 · Enorme Auswahl von Gemälden und Skulpturen klassischer und moderner Kunst · Illustrierte Prospekte stehen gern zur Verfügung

Amateur-Photographen

verlangen unsere Gesamtpreisliste über Photopapiere und Probehefte der Zeitschrift «Das Bild» gratis

N.P.G.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.: Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.
Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.
Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Ziehung 5. Februar.
4. Schlesische Pferde-Lotterie
Lose à 1 ℳ 11 Lose = 10 Mark. Porto u. Liste 25 Pf.
3842 Gewinne. Gesamtwert Mark
60000
spec. 48 Pferde und 6 Equipagen Mark
40000
und 3800 Silbergewinne Mark
20000
1. Hauptgew.: Equipage m. 4 Pferden Mark
10000
Lose empfehlen und versenden
Lud. Müller & Co.
Bankgeschäft Berlin C., Breitestr. 5.
Telegr.-Adr.: Glücksmüller.

Vereinigung: Die Wissenschaft für Alle.

Die Vereinigung bezweckt Wißbegierigen und Bildungsbedürftigen aus allen Kreisen des deutschen Volkes auf billigstem Wege Gelegenheit zu geben, ihr Wissen zu erweitern und ihre Bildung zu vertiefen.

Zu einem **Mitgliedsbeitrag von Mark 1.50 vierteljährlich** erhalten die Mitglieder

1. die Halbmonatsschrift **„Das Wissen"**, und
2. zwei Bände der **„Bücher des Wissens"** (Ladenpreis à 50 Pfg.); sie haben
3. freien Zutritt oder Eintritt zu ermäßigten Preisen zu den von der Vereinigung bezeichneten Vorträgen, und ferner hat jedes Mitglied das Recht,
4. sechs weitere Bände der **„Bücher des Wissens"** vierteljährlich nach eigener Wahl zum Vorzugspreis von je 30 Pfg. (statt des Ladenpreises von je 50 Pfg.) zu beziehen. — Erschienen sind bis Anfang 1910 140 Bände „Bücher des Wissens". Außerdem sind die Mitglieder berechtigt
5. zum Bezuge der von der Vereinigung in jedem Jahre neu erworbenen Bücher zum Vorzugspreis für Mitglieder und
6. zur Inanspruchnahme des Fragekastens und Sprechsaales der Halbmonatsschrift **„Das Wissen"**.

Für Nichtmitglieder der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle" kostet die Zeitschrift „Das Wissen" jährlich Mk. 7.20 und jedes Exemplar der „Bücher des Wissens" 50 Pfg., zusammen jährlich Mk. 11.20. Mitglieder genießen daher, abgesehen von den übrigen Rechten, eine

Preisermässigung von Mark 5.20 jährlich.

Mitglied der Vereinigung kann jedermann werden, der Eintritt jederzeit erfolgen. Alle Buchhandlungen, sowie die Geschäftsstelle der Vereinigung nehmen Anmeldungen entgegen. Der Mitgliedsbeitrag **Mk. 1.50** ist vierteljährlich im Voraus zahlbar. Weitere Pflichten übernehmen die Mitglieder nicht. Probenummern der Halbmonatsschrift „Das Wissen" und Satzungen der Vereinigung kostenlos von der

Geschäftsstelle der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle"
(Hermann Hillger Verlag)
Berlin W. 9, Potsdamerstr. 124.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Mießler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 5. Berlin, den 29. Januar 1910. 39. Jahrgang Band 77.

Die Aufgaben der preußischen Gesandtschaften im Reiche.

Von Ludwig Raschdau, k. Gesandter z. D. (Berlin).

Ein angesehenes Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses äußerte sich dieser Tage dahin, daß bei der Behebung der Schwierigkeiten, die sich der Einführung von Schiffahrtsabgaben in einzelnen Bundesstaaten entgegenstellten, die preußischen Gesandten sich verdient machen könnten; sie würden damit, sagte er unter der Heiterkeit des Hauses wörtlich, doch auch endlich einmal etwas zu tun bekommen.

Die Auffassung, die der Herr Abgeordnete mit der letzten Wendung bekundete, steht in Preußen nicht vereinzelt da. Im Gegenteil, sie ist bei uns sehr verbreitet, und erst kürzlich ist in einigen Blättern die Frage erörtert worden, ob denn die preußischen Gesandtschaften bei den deutschen Bundesstaaten nicht besser zu beseitigen seien, nicht bloß aus Gründen der Sparsamkeit, sondern auch, weil ihr Nutzen nicht erkennbar sei, und nicht zum wenigsten, weil ihr Fortbestehen einen unzutreffenden Eindruck von der Geschlossenheit unsres Staatswesens im Auslande erwecke.

Es kann nicht überraschen, daß die im Abgeordnetenhause ausgesprochene Ansicht die ziemlich allgemein giltige ist. Von der Wirksamkeit unsrer preußischen Gesandten an den verschiednen deutschen Höfen hört in der Tat die Öffentlichkeit so gut wie nichts. Zunächst scheidet ja in ihrer Tätigkeit die wichtige Aufgabe, die der Diplomat im Auslande zu erfüllen hat, der Schutz der Landsleute, fast vollständig aus. Wenn der Deutsche im Auslande ein Unrecht erlitten zu haben glaubt, möge es von den Beamten des fremden Staats oder von Privaten herrühren, so wird er gewöhnlich bei seinem amtlichen Vertreter Hilfe oder doch wenigstens Rat suchen. Der Preuße, der in Oldenburg oder Karlsruhe sich beeinträchtigt glaubt, geht vernünftigerweise zum Richter oder zu der zuständigen inneren Verwaltungsbehörde, um zu klagen oder sich zu beschweren. Es kommt ihm gar nicht der Gedanke, daß sein engerer Heimatsstaat an dem Orte durch einen Gesandten vertreten sei, und wenn er ihm kommen sollte, so wird der Geschädigte sich wohl selbst sagen, daß er auch ohne den Gesandten sicher ist, sein Ziel, wenn es vernünftig und billig ist, zu erreichen. Mit einem Wort: der Schutz der Privatinteressen seiner Landsleute fällt in der Tätigkeit der preußischen Gesandten so gut wie ganz fort. Und da der Einzelne dieses diplomatischen Vertreters nicht bedarf, so wird ihm auch von seinem Dasein praktisch kaum etwas bekannt. Wenn und soweit es sich um diesen beträchtlichen Zweig der diplomatischen Aufgaben handelt, sind die preußischen Gesandten an den deutschen Höfen ohne Zweifel überflüssig.

Eine Fülle weiterer Aufgaben, die der Botschafter und Gesandte im Auslande zu besorgen hat, wird immer nur in beschränktem Maße den preußischen Vertretern im Reiche obliegen. Die Beobachtung aller Vorgänge auf parlamentarischem und legislativem, auf wirtschaftlichem, militärischem und sozialpolitischem Gebiet ist Pflicht der Ersteren; sie haben den Stoff zu verarbeiten und in übersichtlicher Form nach Hause zu berichten, von den Vorgängen auf dem Gebiete der großen Politik, die ja ursprünglich ihr einziges Feld war, und die natürlich auch heut eine Hauptrolle spielt, ganz zu schweigen. Von allen diesen Vorgängen fällt nur wenig in das Arbeitsgebiet eines preußischen Gesandten. Die Beobachtungen, die in dieser Richtung die Zentralämter des Reichs und Preußens interessieren, werden wohl hie und da von den preußischen Vertretern vermittelt; in der Hauptsache aber sind die Reichsämter ebenso wie die preußischen Ministerien in der Lage, sich direkt über die sie interessierenden Ereignisse und Maßnahmen zu unterrichten. Ursprünglich ging der größte Teil des Verkehrs zwischen den Reichsämtern und den einzelnen Bundesregierungen und ebenso auch der der preußischen Ministerien mit letzteren durch die Vermittlung der preußischen Gesandten. Der außerordentliche Umfang solcher Geschäfte aber und die Notwendigkeit ihrer Beschleunigung führte bald zu dem direkten Wege, und heut dürfte wohl der bei weitem größere Teil dieser Korrespondenz sich unmittelbar vollziehen. Auch nach dieser Richtung wäre also die Einrichtung preußischer Gesandtschaften nicht geradezu unentbehrlich. Tatsächlich wird der Verkehr zwischen den verschiedenen

Digitized by Google

Zentralstellen in Berlin und den Einzelregierungen durch die zeitweilige Abwesenheit der preußischen Gesandten von ihren Posten in keiner Weise unterbrochen, auch wenn sie keinen Stellvertreter zurücklassen, wie das bei den Gesandschaften in den Kleinstaaten gewöhnlich der Fall ist. Dann erfolgt eben die gesamte Korrespondenz unmittelbar von Regierung zu Regierung.

Demnach möchte scheinen, daß die Frage, ob Preußen sich seine Ausgaben für die Unterhaltung besonderer Vertretungen bei den Bundesstaaten sparen könnte, eine gewisse Berechtigung habe. Dennoch möchten wir sie nach unsrer Kenntnis der Verhältnisse verneinen, und zwar mit aller Entschiedenheit, soweit es sich um die deutschen Mittelstaaten handelt. Gewiß, auch ohne diese Einrichtung würde das Deutsche Reich bestehen können; aber wer die Entwicklung des Reichs seit seiner Gründung genauer beobachtet, wird gerechterweise zugeben müssen, daß die Mitwirkung der Gesandten, so wenig bemerkbar sie auch dem Fernstehenden ist, dem größeren Vaterlande von Nutzen gewesen ist. Man vergißt bei uns häufig, daß das Deutsche Reich auf einem Vertrage beruht, und daß dabei die Einzelstaaten von ihren Souveränitätsrechten an das Reich und die es repräsentierende höchste Gewalt einen Teil freiwillig abgegeben haben. Im übrigen aber ist den Staaten ihre Unabhängigkeit geblieben und sowohl der monarchische Einfluß wie die Stärke der Exekutive ist, besonders in den Mittelstaaten, durch die Reichsgründung nicht wesentlich verändert worden. Außerdem nimmt jeder Staat an der Reichsregierung durch seine Mitgliedschaft im Bundesrat ständigen Anteil. Dieses Verhältnis hat zur Folge, daß die Zentralbehörden in Berlin, sowohl die des Reichs wie Preußens, mit den Regierungen der Bundesstaaten dauernd sozusagen „parlamentieren“ müssen. Für die laufenden Geschäfte bietet der schriftliche Weg keine Schwierigkeiten. Anders ist es mit wichtigen politischen Maßnahmen, bei denen man sich in Berlin zunächst vertraulich über die Stellung der Bundesregierungen aufklären oder entstandene Meinungsverschiedenheiten ausgleichen will. Da sind Persönlichkeiten, die durch ihre gesellschaftliche Stellung und ihre Verbindungen, sowie vermöge ihrer Kenntnis der örtlichen Verhältnisse sich genau unterrichten und vermitteln können, von großem Wert, und in solchen Fällen ist der preußische Gesandte kaum zu ersetzen. In München besonders, wo die Reichsverwaltung immer auf eine alte Tradition und berechtigte Empfindungen Rücksicht nehmen wird, kann der preußische Gesandte, der den Boden kennt, ungemein nützlich sein. Aber von dieser Tätigkeit gibt kein Weißbuch und keine auch noch so gut unterrichtete Zeitung Kunde. Sie ist um so wertvoller, je weniger sie bekannt wird. Aus dem Umstande, daß man von diesen Herren nur hört, wenn sie bei der großen Neujahrsgratulation erscheinen oder einen glänzenden Ball geben oder sich auf dem Bahnhof zum Empfange fürstlicher Persönlichkeiten einfinden, macht sich das große Publikum ein falsches Bild von ihrem Treiben und Tun. Gewiß, sie ersticken nicht unter der Last der Geschäfte, und das kürzlich von dem Grafen Posadowski geäußerte und bei dessen unermüdlicher Arbeitskraft erklärliche Wort, es sei noch niemand an zu viel Arbeit gestorben, trifft sicher auf diese Beamten zu. Das hindert aber nicht, daß ihre Mitarbeit sehr verdienstlich werden kann. Fürst Bismarck hat bezüglich der im Innern Deutschlands zu verfolgenden Politik eine Richtung angegeben, die auch von seinen Nachfolgern nicht verlassen worden ist. Der natürliche Druck, den Preußen vermöge seines Umfangs und seiner Bevölkerung, und besonders auch durch seine wirtschaftliche Überlegenheit im Reiche, auf seine Bundesgenossen ausübt, sollte nach dem Willen des großen Staamtsanns seine Ausgleichung oder doch wenigstens eine Milderung erfahren durch die formelle Behandlung und durch die entgegenkommende Rücksichtnahme auf die Sonderinteressen der Bundesstaaten. Diese Politik findet ihren Lohn in der Bereitwilligkeit der Bundesstaaten, ihren Pflichten gegen das Reich treu nachzukommen. Trotz der Kompliziertheit der Reichsmaschinerie hat sie in dieser Richtung bisher nicht versagt. Ein Rädchen in diesem Kunstwerk bildet das Institut der preußischen Gesandten, und wenn man nicht das ganze Werk ändern will, sollte man auch dieses Rädchen an seinem Platze belassen.

Da auf die Kostspieligkeit des Apparats verwiesen wird, so sei erwähnt, daß die gesamten Unkosten für die preußischen Gesandtschaften im Reich sich auf etwa 370000 Mk. belaufen. Die persönlichen Gehälter der Gesandten sind fast überall noch dieselben, die vor Gründung des Reichs bestanden haben, und, etwa von München abgesehen, so niedrig, daß ein verheirateter Missionschef, der nicht eignes Vermögen besitzt, bei den Besetzungen der Stellen kaum berücksichtigt werden kann. Man hält ja heut vielfach das repräsentative Auftreten der Diplomaten für überflüssig und beruft sich auf das Wort Friedrichs des Großen, er brauche seinem Gesandten kein großes Gehalt geben, jedermann wisse, daß so und so viel Tausende von Bajonetten hinter ihm stehen. Bisher haben aber nicht einmal die Republiken unter den Großmächten sich zu diesem Grundsatz bekannt. Innerhalb Deutschlands sind die Ansprüche geringer, und so hat man an eine Aufbesserung der Gehälter der preußischen Diplomaten nicht gedacht. So lange unser auswärtiger Dienst über wohlhabende, ihrer Aufgabe gewachsene Beamte verfügt, die für den Vorzug, ihren diplomatischen Beruf im Vaterlande auszuüben, gern ihr eigenes Vermögen angreifen, braucht man ja auch nicht an eine Erhöhung der Gehälter zu

Digitized by Google

denken; besonders jetzt, da überall Sparsamkeit empfohlen wird, kann davon keine Rede sein. Aber die hier und da hervortretende Meinung, daß der preußische Staat für seine Vertretungen übertriebene Ausgaben leiste, ist nicht zutreffend.

Noch auf ein andres Moment sei hier hingewiesen. Das Preußentum hat nicht überall in den deutschen Grenzen einen sympathischen Klang. Wenn seit der Gründung des Reichs in einflußreichen gesellschaftlichen Kreisen der deutschen Residenzen die Ausgleichung mancher politischer und sozialer Gegensätze, besonders zwischen Nord und Süd, hat erzielt werden können, so fällt auch auf diesem Gebiet der stillen Wirksamkeit manches preußischen Gesandtenheims ein anerkennenswerter Anteil zu.

Schließlich wird man auch die eingangs erwähnten Bedenken, daß das Bestehen der preußischen Gesandtschaften einen falschen Eindruck im Auslande über unsre politischen Verhältnisse erwecke und zu unerwünschten Folgerungen führe, nicht zu hoch einschätzen dürfen. Selbst das Land, das immer am meisten auf unsre inneren Spaltungen seine Pläne aufgebaut hat, stellt seit der furchtbaren Enttäuschung im Juli 1870 solche Möglichkeiten nicht mehr ernstlich in Rechnung. Diejenigen aber, die sich bei uns über jene Verhältnisse Gedanken machen, pflegen dabei in der Hauptsache durch andre Erwägungen beeinflußt zu sein. Sie bringen damit das Fortbestehen des aktiven und passiven Gesandtschaftsrechts in Verbindung, das zwischen den einzelnen Bundesstaaten und dem nichtdeutschen Auslande besteht. Das aber ist eine Frage, die mit der hier behandelten nur in sehr losem Zusammenhange steht.

Ein Kriegsschriftsteller.

Von **Oskar Klein-Hattingen** (Friedenau).

Julius v. Pflugk-Harttung hat als Historiker einen wohlverdienten Namen. Hier sei einmal die Aufmerksamkeit auf den Kriegsschriftsteller gelenkt, der sich seit etwa 25 Jahren ungemein fruchtbar gezeigt und Bedeutendes geleistet hat.

Sein Erstling ist ein kleines Buch, *Perikles als Feldherr*, das er 1884 als Tübinger Universitätsprofessor veröffentlichte, zu einer Zeit, wo die Auffassungen von Curtius und George Grote von den Menschen und Dingen im alten Griechenland herrschend waren. Curtius stützt sein Urteil über Perikles auf Thukydides, und gerade dessen Zuverlässigkeit, die für ihn unantastbar ist, unterzieht der Verfasser des genannten Büchleins einer Prüfung. Dabei kommt er über des Perikles Leitung des Peloponnesischen Krieges zu einem Urteile, das von dem bis dahin geltenden völlig abweicht. Er zeigt, daß Thukydides zwar keine Unwahrheiten berichtet, wohl aber seine Parteinahme für Perikles durch die Art der Darstellung erkennen läßt, und auch durch das Verschweigen von Vorgängen, die dem Ruhme seines Helden abträglich sind. Perikles war „ein großer Bürgermeister“, seine Stärke war das Finanzwesen, überhaupt die Staats- und Stadtverwaltung. Er war auch „ein guter Kriegsminister, der weitschauend vorbereitete, aber als General verstand er das Vorhandene nicht auszunutzen“. Ja, er war gradezu ein unfähiger Feldherr, so daß das Unglück der Athener wesentlich auf seine Rechnung kommt. Das war die Meinung der Athener selbst, die ihn seines Amtes entsetzten und mit einer Geldstrafe belegten. Durch seine Parteigänger kam er zwar wieder ins Amt, aber sein Einfluß blieb danach, bis zu seinem Tode, gering. Bei dieser Untersuchung stellte sich Pflugk-Harttung als erster die schwierige, hier unumgängliche Aufgabe, die Machtmittel des athenischen und des peloponnesischen Bundes zu ermitteln. Er findet: Perikles wußte die überlegenen Kräfte Athens, die durchaus Angriffskräfte waren, nicht zu verwenden; er, der sich belagern ließ, tat das Gegenteil von dem, was er hätte tun müssen. — Doch um eine gute Geschichte des Peloponnesischen Krieges geben zu können, dazu sei eine scharfe, systematische Kritik des Thukydides notwendig. Mit andern Worten: der Tübinger Gelehrte forderte eine bessere Art der Erforschung der griechischen Geschichte. Sie kam; Meyer, Beloch u. a. führten sie zum Siege.

Zwei Jahre später, 1886, erschien in der Allgemeinen Weltgeschichte des Groteschen Verlages von Pflugk-Harttung eine *Geschichte des Mittelalters*, bis auf Karl den Großen. Dieses Werk, als Universalgeschichte einzig dastehend, kommt hier in Betracht, weil da die kriegerischen Vorgänge mit besonderer Hingabe dargestellt sind. Das zeigt sich z. B. bei dem Kapitel vom Kriege der Ostgoten mit den Römern. Von diesem verworrenen langen Kriege mit seinen glänzenden Schlachten und schwierigen Belagerungen, von den mannigfaltigen Zuständen der Zeit oder den in ihr wirkenden Kräfte, davon gibt der Verfasser lebhafte Bilder. Ebenso behandelt er die Kämpfe der andern Germanenvölker, und immer arbeitet er auf kritischem Untergrunde, nur freilich, daß er an der Armseligkeit des Quellenmaterials zu leiden hat. Beispielsweise: die große Entscheidung auf den Katalaunischen Feldern, wo Attilas Einbruch in Gallien zurückgestaut wurde — was quellenmäßig darüber vorliegt, ist so viel wie nichts.

Eine besondere Untersuchung widmete Pflugk-Harttung *Belisars Vandalenkrieg*. Er legt da (s. Historische Zeitschrift, Band 25.) die kritische Sonde an den bedeutendsten Geschichtsschreiber der Spätgriechen, an Prokop, und bereitet dadurch

Digitized by Google

der Forschung in mancher Hinsicht neuen Boden. Er zeigt die wesentlichen Ursachen des beispiellosen Zusammenbruches des großmächtigen Vandalenreiches in Afrika; des beispiellosen, weil die Kriegsentscheidung durch die 5000 Reiter Belisars herbeigeführt wurde und sein Fußvolk gar nicht zum Schlagen kam. Aber die Besiegten urteilt der Verfasser: Die Vandalen „waren unruhig, unternehmend, aber (das) doch mehr als Räuber, wie als Soldaten. Ernsten Entscheidungen wichen sie gern aus oder suchten durch List und Verschlagenheit zu ersetzen, was ihnen an Tatkraft und Zähigkeit gebrach. Feigheit in offener Feldschlacht ist es gewesen, wodurch sie schließlich zugrunde gingen". Im Anfang ihrer Herrschaft herrschte bei ihnen Sittenstrenge, aber allmählich verweichlichten sie unter der Sonne Afrikas, in der fruchtbarsten Provinz des alten Römerreiches. Ihr großes Unglück war schließlich, daß Kaiser Justinian einen bedeutenden Feldherrn mit einem wohldisziplinierten Heere gegen sie sandte, daß ein Belisar einem Gelimer gegenübertrat, einem fahrigen, unkriegerischen Germanenkönig. — Übrigens wagte sich der Gelehrte nicht nur an Thukydides und Prokop heran, sondern auch an Tacitus. Eingehend untersuchte er im „Rheinischen Museum" die Schilderung des Krieges des Germanicus im Jahre 16 und wies nach, daß sich der römische Geschichtsschreiber auf Berichte von Militärs gestützt hat, die das Kriegsgebiet ungenau kannten, und daß er diese Berichte rhetorisch aufputzte. Das Forschungsergebnis ist: die große Schlacht des Jahres 16 hat nicht an der Weser, sondern an der Aller stattgehabt.

Soviel von der Kriegsschriftstellerei Pflugk-Harttungs über Stoffe weit entlegener Zeiten. Sein eigentliches kriegsgeschichtliches Gebiet liegt in der neuen Zeit, ist die Zeit Napoleons I. Da ist seine grundlegende, seine Hauptarbeit die 1903 erschienene Vorgeschichte der Schlacht bei Belle-Alliance. An sie schließen sich eine Menge in Fachorganen veröffentlichte Untersuchungen an, Arbeiten, die, wie die genannte Vorgeschichte, über die Kriegszeit von 1815 reichen Aufschluß geben, aber noch des Abschlusses bedürfen.*) Um einiges von den Ergebnissen der Napoleonforschung Pflugk-Harttungs hervorzuheben — verdienstvoll ist vor allem seine gerechte Beurteilung Wellingtons. Er zerstört die Sage, daß Wellington durch sein Ausbleiben den Verlust der Schlacht bei Ligny verschuldet habe. Er zeigt nämlich, daß der englische Feldherr vor der Schlacht Blücher und Gneisenau nur eine bedingte Zusage gab, daß er sich vorbehielt, bei dem bevorstehenden Kampfe den Umständen nach zu handeln. Als er nun am 16. Juni bei Quatre-Bras selbst angegriffen wurde, konnte er zur Unterstützung der Preußen bis zuletzt keinen Mann entbehren; abgesehen davon, daß er erst um Mittag, als es zu spät war, mit Gneisenau über die Art der Unterstützung in Verhandlung trat. Dennoch war der Herzog den bei Ligny kämpfenden Preußen ein großer Helfer, weil er bei Quatre-Bras 40 000 Franzosen auf sich zog, so daß die Preußen in der Übermacht waren, siegen oder schlimmstenfalls der Vernichtung entgehen konnten. Anders lagen die Dinge vor der Schlacht bei Belle-Alliance. Es ist gewiß, daß Wellington die Entscheidungsschlacht ohne die bestimmte Hilfezusage Blüchers nicht angenommen, daß er sich zurückgezogen hätte, weil er, wegen der vielen unzuverlässigen und unausgebildeten Truppen in seiner Armee, einen langen, harten Kampf nicht aushalten konnte. Blücher versprach dem Herzog, wahrscheinlich aus strategischen Gründen, in der Absicht nämlich, ihn vorm Feinde festzuhalten, mehr, als er wegen des Standes der Dinge bei der preußischen Armee nach der schweren Niederlage bei Ligny halten konnte. Dadurch brachte er Wellington in die Gefahr, vernichtet zu werden. Nur der Umstand, daß Grouchy so spät bei Wavre erschien, machte es der preußischen Armeeleitung möglich, ihre Zusage zum Teil zu halten. Freilich war das das besondere Verdienst des Generals v. Ziethen, der auf Wellingtons dringendes Ersuchen, trotz des Befehls Blüchers, über Papelotte nach Plancenoit abzuschwenken, geradeswegs auf La Haye losging. Doch erst spät, gegen 4 ½ Uhr am Nachmittage, waren zwei preußische Brigaden in der Lage, an der Entscheidungsschlacht teilzunehmen; auf zwei volle Korps, das Mindeste, was Blücher versprochen hatte, wuchs die preußische Hilfe bis zum Ausgange der Schlacht nicht an. Die Wahrheit über den 18. Juni 1815 ist nach Pflugk-Harttung: der Sieger bei Belle-Alliance war Wellington; aber sein Sieg, vornehmlich mit deutschen und englischen Truppen, wurde ermöglicht durch die Entziehung von Kräften, die die Preußen bei Wavre und die auf Plancenoit vordringenden und dann dort kämpfenden Preußen auf die Armee Napoleons bewirkten. Auf dem Schlachtfelde focht auf dem linken englischen Flügel ein Teil des Ziethenschen Korps erfolgreich, doch nicht entscheidend mit, weil der Gardeangriff Napoleons schon abgeschlagen war; als Ziethen eingriff. Überdies: die Preußen Bülows eroberten auf der französischen Rückzugslinie Plancenoit erst dann endgültig, als Wellington den Kaiser nach Belle-Alliance zurückgeworfen und zum Weichen auf seiner Rückzugslinie genötigt hatte. Wellington gewann also den Feldzug in Belgien; aber ohne die Mitwirkung der Preußen, ohne die Tatkraft Blüchers und Gneisenaus ist sein Triumph über Napoleon undenkbar.

*) In dem Schlußbande meiner Napoleon-Biographie (Berlin bei Ferd. Dümmler), der im vorigen Jahre erschienen ist, findet man die hier und dort verstreuten Untersuchungen Pflugk-Harttungs zur Napoleonischen Kriegsgeschichte sämtlich verzeichnet.

Digitized by Google

Nicht unerwähnt darf hier die vortreffliche Arbeit bleiben, die Pflugk-Harttung unter dem Titel veröffentlicht hat: Nelson, Wellington, und Gneisenau, die militärischen Hauptgegner Napoleon I. (S. Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichte, Bd. 28.) Diese Charakteristiken, wie zutreffend und fein, die vergleichende Nebeneinanderstellung der drei, wie anzieheud und lehrreich! Was wunder, daß ein Fachmann wie Friederich, der Verfasser der Geschichte des Feldzuges von 1813, urteilte, die Schilderung der drei Kriegshelden sei der bedeutendste militärische Artikel, der in neuster Zeit erschienen sei.

Des weitern ist hier hinzuweisen auf die großen illustrierten Sammelwerke Pflugk-Harttungs, worin er sich mit einem Stabe von Mitarbeitern an den weitesten vaterländischen Leserkreis wendet. Da kommt zuerst in Betracht: Napoleon I., zwei Bände, Berlin 1901; darin vom Herausgeber die Schilderung der Kindheit Napoleons, die seines Aufenthaltes auf Elba und die der Hundert Tage. Dann das zweibändige Werk: Krieg und Sieg 1870—71; darin im ersten Bande vom Herausgeber die Vorgeschichte und die Vorbereitung des Krieges. Im zweiten Bande gab er, zur Ergänzung des ersten eine Kulturgeschichte; d. h. er und seine Mitarbeiter schilderten das Leben im Kriege überhaupt in allen seinen Einzelheiten. Er selbst schilderte — wo fand man dergleichen sonst? — die Schlacht und den Festungskrieg. Das Ziel des Werkes macht der Herausgeber mit dem Worte klar: „Erst im Zusammenfassen des Technischen mit dem Kulturellen läßt sich die Gesamtleistung des deutschen Volkes in Waffen erkennen, läßt sich innerlich erfassen, wie es gearbeitet, erduldet, gerungen, gekämpft und großartig bewältigt hat, um den glänzendsten Siegeslorbeer zu gewinnen, der je einem Volke beschieden war.“ Ein drittes Sammelwerk, daß 1896 von Pflugk-Harttung herausgegeben wurde, ist das: die Heere und Flotten der Gegenwart. Seine Herausgeberschaft beschränkt sich jedoch auf den ersten und den zweiten Band.

Endlich: in neuster Zeit ist Pflugk-Harttung als Herausgeber einer Weltgeschichte aufgetreten, des prächtigen, auf sechs Bände berechneten Sammelwerkes, das vom Verlage Ullsteins Weltgeschichte genannt wird, vielleicht weil der Name des Urhebers nicht so leicht von der Lippe kommt, wie der des Verlegers. In diesem Werke behandelt der Herausgeber u. a. wiederum die napoleonische Zeit.

Um den Kriegsschriftsteller Pflugk-Harttung zu schätzen, dürfte nicht zuviel mit der Behauptung gesagt sein, daß er, der „Zivilist“, zu den besten Kriegsschriftstellern unsrer Zeit gehört, und daß er, was die Kriegsgeschichte des Jahres 1815 angeht, schlechthin der hervorragendste Forscher und Kenner ist.

Bemerkenswert, wie der Forscher von seinem Berufe überhaupt denkt. Man lese darüber in seinem neuesten Werke, Splitter und Späne aus Geschichte und Gegenwart, Berlin 1908, die Abhandlung, Geschichtsforschung und Schreibung. Da kommt wohl einer zum Vorscheine, der sich etwas vom Herzen schreibt, einer, der in der Welt der Literaten merkwürdige Erfahrungen gemacht hat. Das unerschöpfliche Thema mag hier beiseite bleiben. Genug, daß der Sechzigjährige von sich sagen darf, sein Streben habe immer der Wahrheit gegolten; genug, daß ihm zugestanden werden muß, daß er in den Jahrzehnten seines Forscherlebens zur Ermittlung der geschichtlichen Wahrheit einen ansehnlichen Beitrag geleistet habe.

Möchten dem Unermüdlichen noch viele Jahre frischer Arbeitskraft beschieden sein!

Vom Bildformat.

Ästhetische Studie von Dr. Erich Everth (Berlin).

Meist wird das Format als etwas „Äußerliches“ nicht genügend beachtet, wenn man sich den Eindruck eines Bildes klar macht.

Jedes Format aber ist doch ein verhältnismäßig einfaches, somit eindrückliches Linien- und Flächengebilde, das so gut seinen Ausdruck hat wie andre Formen im Werke und zudem als äußerste und große Silhouette des Ganzen auffällt, dabei durch den Rahmen gleichsam unterstrichen oder seitlich „angestrichen“ wird. Also ein Element im künstlerischen Gesamtkomplex, das mitspricht, zugleich Verbindungen mit allen andern Eindrucksmomenten des Bildes eingeht, sie nach Ähnlichkeit oder Kontrast verstärken, nach Unähnlichkeit aber und Widerspruch stören kann — und das alles nicht selten bis zur bewußten Merklichkeit. Derart paßt es also etwa zu Thema, Stimmung, Technik, — keineswegs nur zu linearen Formen im Innern des Bildes; spricht doch die moderne Psychologie viel von „Empfindungsanalogien“. Schon von weitem und gerade da, ehe das Innere deutlich werden kann, wirkt die Begrenzungsfigur auf uns ein und erzeugt „faktisch-psychologisch“, wenn schon nicht bewußt, ein Vorurteil über das bei näherer Betrachtung zu Erwartende.

Denn: kennen wir nicht ernste, sachliche Formate einerseits und hinwiederum andre, anscheinend von der Dinglichkeit ganz heterogener Gegenstände, etwa eines Schildes, diktierte, wo also gleichsam bloß eine Bemalung stattfand? Oder ferner pikant ausgeschnittene oder gar bizarre uff.? Ja, haben demgemäß nicht auch verschiedene Epochen von

Digitized by Google

starkem, eignem Stil verschiedene Abschnittslinien bevorzugt, die ihrem ganzen Kultur- und Kunstcharakter entsprechen? Wie zeigen das doch z. B. die kapriziösen, spielerischen, geschweiften und geschwungenen des Rokoko! Woher sollte es auch anders sein: eine Vorliebe, wie die dieser Zeit, für Rundliches wird ja wohl auch runde Formate mit sich führen. — Nicht minder treten örtliche Unterschiede heraus; um uns auf das rechtwinklige Format zu beschränken: die ernst düstern Spanier, etwa Zurbaran, mit ihren häufig quadratischen oder hohen Tafeln — und dagegen die heitern Venezianer mit ihrer berühmten Neigung zu Breitbildern! Ja, Ähnliches ist auch bei ausgeprägten Einzelpersönlichkeiten unter den Künstlern zu finden: auch sie sind zuweilen in dieser Wahl ganz konsequent, wenn auch gewiß unbewußt, verfahren.

Vergleichen wir z. B. einmal ein Breitformat mit einem mehr quadratischen: sogleich haben wir zwei, bei allen Unterschieden ähnliche und prägnante Individualitäten, die den letzteren Gesamtkontur oder ihm nahestehende deutlich lieben, — nämlich Rubens und Stuck. Nun, wie durchaus paßt das zu ihrem ganzen Wesen! Zeigt sich ein Werk aber als einheitlich in solchem Grade, durch und durch, so gibt das wohl gar einen Prüfstein an die Hand für Echtheit, Ehrlichkeit, Ursprünglichkeit — selbst bei dem viel angefeindeten Stuck. Aber sehen wir uns solchen interessanten Fall doch einmal genauer an! Wie wirkt denn überhaupt ein annähernd quadratisches Format? Wir brauchen für unsre Zwecke hier bloß Worte zusammenzustellen, die man häufig für solche Formen gebraucht findet. Da nennt man so etwas z. B.: „kernig", zusammengenommen, gedrungen, geballt, kompakt (gelegentlich auch klumpig), dick, wuchtig, schwer, kräftig. Und auf der andern Seite nun der Charakter der beiden genannten Meister, ebenfalls im einzelnen: sie lieben die energische Linie, volle, satt ausgerundete Konturen; breite Massen von Licht und Schatten, von Menschen und Landschaftsteilen; saftige, schwere, blutvolle, breit und dick hingestrichene Farbe (in eminentem Grade Ölmaler beide, schwer denkbar in Pastell); ferner hoch und dicht bepackte Bildflächen, die Landschaft gern mit hohen Horizonten, gewichtigen Hügeln, vollen Baumkronen, wolkenbedecktem Himmel; endlich „vlämische" Kraftmenschen-Typen der Leiber!

Die Eigenart der dargestellten menschlichen Körper ist übrigens vielleicht immer — soweit sie dem Künstler nicht gleichgültige Staffage waren — das Verbindende für alle andern Qualitäten eines Bildes; wie ja alles vom spezifischen Körpergefühl (nicht zu verwechseln mit den wirklichen Leibesproportionen) des Künstlers selber ausgeht und viele Künstler einen ausgesprochen persönlichen Typ im Körper ihrer Figuren zeigen. Wäre etwa z. B. Feuerbachs berühmtes römisches Modell Nanna bloß Zufall in seinem Werk? Körperliche Einfühlung empfinden wir aber wirklich auch gegenüber den Bildformaten: da bezeichnen wir ja Steh- und Liegeformate, da heißen uns manche nach menschlich-leiblichen Proportionen mißfällig, schlank oder atembeklemmend schmal.

Auch für Beispiele der letzten Art können wir Künstler nennen, die eine deutliche Vorliebe dafür an den Tag legen. Bei Burne Jones z. B. sind nicht nur die Figuren „prärafaelitisch" schmächtig, sondern häufig ebenso die Bildtafeln und helfen zum Eindruck des Ganzen mit; bei ihm sind sie nicht bloß fein und zart, sondern oft schier allzu gestreckt, bis zur Schlaffheit auseinandergezogen, abgespannt, lasch und „fleischlos" dünn, fragil und schwank; glücklicherweise wenigstens nicht aufgerichtet, sondern breitgelegt. Und Ähnliches kommt noch bei andern durchgängig vor. Ein weit weniger „exzentrisches" und „einseitiges" zwar, aber doch immer noch ausgesprochenes Breitformat beliebt häufig z. B. Veronese (ich denke etwa an die allbekannten großen Freibilder der Dresdner Galerie), dessen ganzem Charakter, Stimmungen und Themengehalt das entspricht; keineswegs nur, so scheint mir, ist es durch seine nicht seltenen Kompositionen von Zügen bedingt. Seine Formate sind also freilich schon konsolidierter, und ihnen entspricht ein andres Inneres als bei den Prärafaeliten; doch auch bei ihm ist innerlich wie außen (im Vergleich etwa zu Quadraten) wenig Zentrierung, mehr Entlassenheit — auch wohl mal innen Ausgelassenheit —, etwas Gelöstes, Lässiges, wie es dem genußfrohen Sohne Venedigs zu jener Zeit natürlich ist. Zudem scheint alles erleichtert vom Druck, weil nicht so viel hoch hinaufgepackt ist, und die behaglich auseinandergezogene episch „breit" erzählende Komposition in dem bequemen „Liegeformat" ist bei aller raffiniert feinen Abgewogenheit nicht straff und streng zu nennen. Anders bei Klinger. Denn: noch andre Ausdrucksnuancen stimmen mit ähnlichen, d. h. gleichfalls breiten Formaten zusammen; die verschiedenen Proportionierungen innerhalb dieser Art haben verschiedene Seiten des Ausdrucks an sich. Das zeigt den vorigen gegenüber eben z. B. Klinger.

Er bietet mit den beiden letztgenannten Künstlern zusammen vielleicht das sprechendste Beispiel einer Vorliebe für das Breitformat, das in fast allen seinen großen Bildern herrscht, in der Kreuzigung so gut wie in „Christus im Olymp" oder in der Pietà. Und es ist ganz lehrreich, etwa die Kreuzigung mit der von Stuck oder die Pietà mit der Böcklinschen in deren mehr quadratischen Formaten zu vergleichen, wie sie nämlich in allem entsprechend differieren. (Ähnliche Bemerkungen sind bei Böcklins Bildern selber zu machen; um nur zwei der ausgeprägtesten und berühmtesten zu nennen: man sehe den wuchtigen Odysseus und das heitere Spiel der Wellen in ihren Formaten, jenes quadratisch, dieses breit.) Mir scheint auch

Digitized by Google

nicht, daß bei Klinger jedesmal neu nur aus der Sache heraus dasselbe Format entstanden sei; denn durchweg sind da gemeinsame persönliche Züge, die sich mit dem Format ganz wohl in Beziehung bringen lassen und etwa am reinsten beim Parisurteil hervortreten.

Hier ist der ganze Eindruck überall in dem Wort „antik-heiter" zu fassen. Das entspricht dem gelassenen Format, das nicht so „an sich hält", sich nicht so zusammennimmt, wie z. B. das Quadrat, sondern eher sich ein wenig gehen läßt, entspannt, leger, elegant, anmutig; drinnen herrscht hier antike Lebensfreude, doch mit antiker Haltung immer noch vereint — (wie ja auch die Bezeichnung „heiter" den Ernst nicht ausschließt, man braucht nur an den Sinn zu denken, den Schiller dem Worte gab). Zunächst nämlich ist das Thema aus der griechischen Mythologie und von einer ihrer heitersten Stellen, wie der königliche Knabe eine Schönheitskonkurrenz nackter Göttinnen entscheidet. Und die Auffassung ist gleichfalls echt hellenisch: licht die Farbe, heller, unbewölkter Himmel, stille Luft, luftige, lockere Fügung der übrigens durchweg schlanken Personen, die vornehm, keineswegs sich drängend erscheinen, noch auch zu Massen zusammengewürfelt, sondern mit weiten Zwischenräumen postiert sind — man möchte von ionischem Raumgefühl sprechen —; wie denn die Bildfläche, nach oben nicht überfüllt, große leere Flächen im Fußboden und Hintergrund zeigt. Locker also und ruhig, so wirkt das Gemälde, gänzlich anders jedenfalls als dieselbe Darstellung bei dem so nordischen, durch und durch malerisch-gedrängten Rubens, wo allerlei Nebensachen zwischen den Hauptfiguren wimmeln und kribbeln. Lockere Durchsichtigkeit zeichnet nicht minder die Placierung der Klingerschen Gestalten in der Tiefenrichtung aus, auch nach hinten ist das Bild nicht vollgestopft; die eigentliche Szene nimmt nur einen reliefgleich schmalen Streifen vorne ein.

Das aber ist ein weiteres Charakteristikum der großen Klingerschen Bilder und ebenfalls derer des Veronese und Burne Jones. Rubens und Stuck wiederum dringen gerne quadratisch auch nach der Tiefe, dick, vierschrötig, würfelig — genau so wie sie auch in der Fläche, weiter innerhalb des Rahmens noch wieder, oft quadratische Begrenzung der Hauptszenen zeigen, etwa eines besondern und möglichst lückenlosen Figurenknäuels innerhalb der ganzen Fläche. Hiergegen also besitzt die leichte, weniger kubische Entwicklung des Vorgangs in einem flachen Streifen vorn nicht nur die so oft erörterte Wandgemäßheit, sondern paßt noch besonders zu der oblongen Bildbegrenzung, wird auch von ihr wohl mit bedingt —, wenigstens bei so ebenmäßiger Komposition und solcher Vorliebe für jenes Format wie hier! Dem letztern eben bleibt eine solche Anordnung ähnlich auch in der Richtung nach hinten, d. h. sie ist dorthin so wenig ausgreifend wie nach oben. Eine einzige Richtung, die seitliche, wird noch mehr bevorzugt.

Damit sei es genug für dieses Mal.

Diese Bemerkungen sollten ja nur die Möglichkeit eines weitern Ausbauens der Frage dartun. Zunächst also könnte man darangehen, die Psychologie der einfachsten Figuren erschöpfend zusammenzustellen; über all die einzelnen elementaren Linien und Figuren ist ja bereits in der ältern Ästhetik, namentlich bei Köstlin, ein großes, höchst brauchbares, nur noch nicht nach letzten Gesichtspunkten geordnetes Material zusammengetragen. Leider hat Köstlin vom Bildformat ebensowenig geredet wie andre große Ästhetiker. Einer aber hat davon gesprochen: Fechner. Erinnern wir uns freilich, daß er nun ein an sich wohlgefälligstes und häufigstes Verhältnis von Rechteckseiten statistisch und experimentell eruiert hat, das an allerlei Dingen am üblichsten und bevorzugtesten ist, so werden wir beim Bildformat nun doch wohl sagen: sein Normalschema (innerhalb des rechtwinkligen Formats) wird aufgelöst werden müssen in die Bestimmung, daß das Format zum Innern passe; wenn auch gewiß jene seine Aufstellung ihren Wert behalte für mehr abstrakte Fälle, also im Kunstgewerbe am ehesten, und auch beim Bilde etwas immer nebenher Mitsprechendes noch treffe. An Extremen sieht man auch das Letztere ein: z. B. noch exzentrischere Seitenverhältnisse, als die etwa bei Burne Jones, sind schließlich in größerem Maßstab ästhetisch kaum möglich, aus mancherlei Gründen, sind denn auch nach Fechner nicht viel vertreten, kommen bei Bildern eigentlich nur als Wandfriese hoch oben festgelegt vor.

Das Byron-Geheimnis.

Von **Karl Bleibtreu** (Zürich).

Da in diesem Jahre eine internationale Byronfeier in Athen stattfinden wird und jüngst Edgecombes „Byron, die letzte Phase" wieder ein Aufmerken auf Byrons angebliche oder wahre erotische Irrungen hinlenkte, so lohnt sich wohl, einige neue Winke darüber zu geben. Indem Edgecombe die so durchaus edle, vornehme Persönlichkeit des Dichterlords deutlich hervorhebt, sucht er sein Andenken zugleich gegen altbekannte Gerüchte und besonders das Anklagebuch „Astarte" zu schirmen, das Byrons eigener Schwiegersohn, der seither hochbetagt gestorbene Lord Lovelace gehässig gegen den Großen schleuderte. Lag hier nur die moralinsaure Kleinlichkeit eines aristokratischen Spießbürgers vor, der lieber sein eigenes Nest der Familienehre schändet, als daß er sich verkneifen kann, einem Genius seine Philisterelle anzulegen?

Digitized by Google

Begriff der gute Earl nicht, daß sein Name nur in einer Randglosse der Literaturgeschichte als „Byrons Schwiegersohn" einige Daseinsbedeutung gewinnt, daß Byron, wäre er der ärgste Unhold, immer noch den unsterblichen Ruhm des britischen Hochadels bilden würde? Die so denken, täuschen sich. Der Earl war ein gebildeter Mann; von seinem Sohn, Lord Wentworth, der zweifellos seine Billigung dazu gab, wissen wir es aus persönlicher Erfahrung. Da Lovelaces Buch in England Unwillen erregte, selbst bei solchen, die ihm zu glauben geneigt sind, so entschloß er sich zu solchem Schritt offenbar aus besonderen geheimen Beweggründen. Wir glauben diese zu kennen. Fühlte er sich gezwungen, nochmals durch die Inceſt-Fabel jede weitere Nachforschung nach den wahren Gründen für Lady Byrons plötzliche Trennung von ihrem Gatten, mit dem sie in glücklichster Ehe lebte, zu unterbinden? Unsres Wissens muß Lovelace mindestens eins gewußt haben: daß Lady Byron vollständig andre Gründe für ihr rätselhaftes Betragen hatte und erst in hohem Alter unter Suggeſtion der allgemeinen, von ihr nicht veranlaßten Gerüchte jene zweideutigen halben Winke an Mrs. Beecher-Stowe, die geschwätzige Autorin von „Onkel Toms Hütte", verlautbart haben soll. Denn wie reimt sich dazu, daß damals der Enkel Lord Wentworth, unterstützt von Lady Byrons besten Freundinnen, feierlich und öffentlich erklärte: die Beecher-Stowe müsse das Ganze erfunden oder Lady Byron mißverstanden haben, da diese (sie starb hochbetagt mehr als 40 Jahre nach Byrons Tod) weder mündlich noch schriftlich je die leiseſte Andeutung solcher Art gemacht habe? Und wie steht es mit Lushingtons Zeugnis, des lebenslangen Rechtsanwalts der Lady, daß diese nie einem andern als ihm selbst ihren wahren Scheidungsgrund mitgeteilt habe, durchaus verschieden von den umlaufenden Inceſt-Gerüchten? Wir können über jeden Zweifel beweisen, daß Lady Byron nicht im entferntesten an Byrons durchaus einwandfreies Verhältnis zu seiner Halbschwester dachte, ebensowenig aber die monomanische Närrin war, zu der einige unberufene literarische Sachwalter Byrons sie stempeln möchten, sondern daß sie leider äußerst zwingende gute Gründe hatte. Sie hätte übrigens ein Monstrum von Heuchelei sein müssen, wenn sie ihre Schwägerin schuldig wußte und dennoch ihr Leben lang mit ihr in zärtlichster Freundschaft lebte, was auch besonders während und nach der Scheidung der Fall war und nur einmal eine Unterbrechung erlitt (nach Publikation der Mooreschen Biographie und der Erinnerungen der Gräfin Guiccioli), wofür wir die gründlichste psychologische Erklärung haben.

Lovelaces karge Beweismittel bestanden einzig in einigen zweideutigen Briefen Lady Byrons, die im Licht unsrer eigenen Untersuchung durchaus zu ihrem System paßten, da sie notgedrungen nie mit der Sprache herausrückte, und obendrein ihren andern unzweideutigen Briefen völlig widersprachen; außerdem in einem überaus zärtlichen Brief Byrons 1819 an die geliebte treue Schwester, der sich von gleichen Wendungen in seinen Gedichten an Augusta nicht unterscheidet und dessen Anspielung auf Dantes Francesca nur bedeuten kann, daß dies äußerlich durch die Verleumdung geschaffene Verhältnis an Romantik noch die berühmteste Inceſt-Fabel der Weltliteratur übertreffe. Was hingegen umgekehrt Edgecombe vorbringt, um Lovelaces Pamphlet zu entkräften, ist in hohem Grade widersinnig. Er schiebt als wahres Byrongeheimnis dessen Jugendliebe für Mary Chaworth unter, mit der Byron in Ehebruch — sie hieß jetzt Mrs. Musters — gestanden und das durch Leighsche Adoption legitimierte Kind Medora Leigh gezeugt habe. Mrs. Leigh (Augusta Byron) sei zu so unerhörter Selbstlosigkeit, den Makel jener Inceſt-Gerüchte auf sich sitzen zu lassen, durch pekuniäre Berechnung bewogen worden, weil Byron dafür sein Vermögen an die Familie Leigh vermachen sollte. Das stimmt weder zu Augustas nachweislich anständigem Charakter, noch zu Byrons steter Betonung ihrer Selbstlosigkeit, noch zur juristischen Möglichkeit, da doch seine legitime Tochter Adah solcher Schiebung im Wege stand; vor allem widerspricht die Tatsache, daß Byron keineswegs solche angebliche Verpflichtung einlöste, vielmehr wiederholt erklärte, er spare an seiner Person, um Adah recht viel Erbgut hinterlassen zu können. Dies geschah auch, von Legat an die Leighs war keine Rede. Handelte es sich aber beim Scheidungsgrund um gewöhnlichen Ehebruch, der hier obendrein ein romantisches Gepräge trug (alle Welt kannte Byrons Jugendliebe) und überhaupt vor der Ehe stattgefunden haben mußte, so lag nicht der geringste Grund vor, auf beiden Seiten bis zum Tode ein tödliches Schweigen zu beobachten. Nun schrieb Byron bald nach der Scheidung den „Traum", worin er mit offenbarster Wahrhaftigkeit seine unerfüllte, unerwiderte Neigung für Mary Chaworth schildert, die sich nämlich damals schon im Irrenhaus befand, was natürlich Byrons eigene Schmerzensstimmung — aus völlig andern Gründen — poetisch anregte. Zum Überfluß steht fest, daß er zweimalige Annäherungsversuche der in ihrer Ehe enttäuschten Dame ablehnte. Bei seiner krankhaften Aufrichtigkeit und Sucht, mit dem Feuer zu spielen — vergl. „Manfred" in unsrer Beleuchtung —, hätte er sich früher irgendwo ein poetisches Geständnis — vergl. die Thyrza-Lieder usw. — entschlüpfen lassen, aber weder so, noch im „Tagebuch" von 1814, wohin allein die Zeit des Ehebruchs verlegt werden könnte, noch sonst in mündlichen Äußerungen liegt die kleinste Andeutung vor. Edgecombes wohlgemeinte „Rettung" erinnert an das drollige Buch „Der wahre Byron" des Amerikaners Jeaffreson, der die ominöse Thyrza als ein 4 Jahre

Digitized by Google

früher verstorbenes 12jähriges Kind auslegt! Nun, diese „erfundene" Thyrza war Byrons wahres Lebensgeheimnis, sie ist Manfreds Astarte und Laras verkleideter Page. „Sie glich von Antlitz mir, von Haar, von Auge" usw. bezieht sich wahrlich nicht auf die arme unscheinbare Augusta, ihrem Bruder physisch und psychisch schreiend unähnlich, sondern auf eine Unbekannte, die ihn in Männerkleidern begleitete und die er für seinen jüngeren Bruder wegen ihrer erstaunlichen Ähnlichkeit ausgeben konnte. Mein Buch „Das Byron-Geheimnis" wird zwar eine volle Rechtfertigung Lady Byrons, einer in jeder Hinsicht verleumdeten bedeutenden und edeln Frau, enthalten, aber auch Byron als „more sinned against than sinning" erweisen. Alle bisher unlösbaren Widersprüche sowohl in in ihrem als seinem Verhalten werden sich lösen. Wenn er kurz vor seinem Tode hinwarf, Zudringliche abschüttelnd: „Der Grund war so einfach, daß niemand ihn erraten wird", so bitten wir um Verzeihung: wir haben es erraten durch genaue Forschung und, was mehr, erfuhren einst in London die Wahrheit durch einen klassischen Zeugen. Die Wahrheit ist selten allen angenehm, doch wir müssen der plumpen Herausforderung der Lovelaceschen Schmähschrift endlich einmal entgegentreten. Vielleicht könnten wir Rider Haggards berühmten Romantitel wählen: „The Return of She"!

Echte und unechte Kinderbücher.

Von **Richard Schaukal** (Wien).

Das Kind ist ein unerschöpfliches Wunder. Ehret die Kinder, auf daß es euch wohl ergehe auf Erden. Nur in einer Zeit, leer, öd und abgeschmackt, wie die unsre ist, hat man dieses innerlichste Gebot so schnöde übertreten dürfen, ungestraft. Gerad heraus gesagt: unsre Kinderbücherfabrikanten sind dem Menschen, der seine Kinder, Kinder überhaupt, liebt und ehrt, ein Greuel. Wie läppisch ist die Fatzkerei, die heut allüberall das „Kind und seine Welt" erfindet! Da lob ich mir die braven Tage der Eltern und Großeltern, als man im Kinde harmlos, instinktiv noch das Göttliche, das Natürliche pflegte und bediente. Einem „Fitzebutze" gegenüber (15. Tausend!), der die ganze aufgeblähte Armseligkeit des gewaltsamen Um-jeden-Preis-etwas-vorstellen-Wollens, die Willkür unsrer barbarischen Intellekt„bildungs"ära ausatmet, sei denn endlich wieder einmal auf die köstlichen alten Bücher der literarischen Anstalt Rütten & Loening in Frankfurt a. M., der Geburtsstatt des unsterblichen „Struwwelpeter" hingewiesen, auf „Prinz Grünewald und Perlenfein", „König Nußknacker", „Bastian der Faulpelz", „Die Insel Marzipan" usw. Da ist naive Lust an dem schicksalvollen Wechsel von Leid und Freud, an unsrer bunten, arglosargen Welt; da ist das, was Kinder brauchen: Märchenlust und ahnungsvolle Seelenheimlichkeit. Nichts von „pitschepatsch" und „ringeldireih" und all dem schleckrigen Gemächte, sondern bescheidenstille Anmut und liebe Einfältigkeit, wie sie die unschuldigen Geschöpfe selbst unbewußt betätigen in ihren Fragen, ihren Spielen. Und für das erwachende, heranreifende Gefühl des „Höheren" ist bestens gesorgt: was für ein prächtiges Sammelwerk ist das „Klassische Bilderbuch" desselben Verlages: „Der Pegasus"! Kopisch und Lichtwer, Chamisso und Schiller, Mörike und Goethe, Gellert und Claudius sind friedlich gesellt hübschen klaren — nicht fratzenhaften — Bildern. Aber da fabriziert man alljährlich krampfhaft allerlei albernes Geversel (die Zeichner und Maler stehen immer noch turmhoch über den unsäglichen, ausgemergelten „Dichtern" und — o! — „Dichterinnen"), das mir vorkommt wie der letzte Aufguß einer Garküchensuppe: pfui Teufel, es schüttelt einen nur beim Gedanken!

Choral.

Von **Arthur Silbergleit** (Berlin).

In mir ist alle Leere,
In Dir ist alle Macht.
Wenn Deine Huld nicht wäre,
Ich hauchte keine Nacht!
Wenn nicht von Deiner Lende
Mir Lust und Leben käm:
Ich hübe meine Hände
Nicht gen Jerusalem!

In mir ist alle Leere,
In Dir ist alle Macht.
Du bist das Hohe, Hehre,
Ich aber bin geflacht!
Du bist der Berg der Berge,
Ich aber schmales Tal,
Ich Barke, Du der Ferge,
Ich Orgel, Du Choral!

Tränt meine Trauer trüber,
Träufst Du mir Trost und Traum.
Wir fließen sanft hinüber
Von Ufersaum zu -saum
Und werden treu verbündet
Wie Vater und wie Sohn,
Und Deine Stimme kündet
Auch meinen toten Ton.

Digitized by Google

In mir ist alle Leere,
In Dir ist alle Macht.
Wenn Deine Huld nicht wäre,
Ich hauchte keine Nacht!
Verschlungene Choräle
Rauscht unser Zwiegesang
Dieselbe Heimwehseele
Und geht denselben Gang.

Einen Tag, eine Nacht.

Von Algernoon Charles Swinburne.

Deutsch von Sigmar Mehring.

Einen Tag, eine Nacht zum Spiele lud Minne uns,
Sang uns ein Lied, für uns eigens erdacht,
Und die Traummelodien berauschten die Sinne uns!
Daß unser Glück nicht zu flüchtig entrinne uns,
Hat uns in Hulden Frau Minne bewacht
Einen Tag, eine Nacht.

Und sie barg vor der Welt mit gebreiteten Schwingen uns,
Hielt uns gefeit gegen Neid und Verdacht.
Daß kein Fuß uns verfolge und Späher nicht fingen uns,
Hieß sie die heimlichen Myrten umringen uns.
Seele und Leib flammten wollustentfacht
Einen Tag, eine Nacht.

Doch Frau Minne strebt fort, und bald ist sie entschwunden uns,
Auf steigt der Morgen in leuchtender Pracht.
Nach der Nacht, die versüßt hat die wonnigsten Stunden uns,
Mag sie nun ziehn, die zum Lieben verbunden uns,
Wie's nur gewährt ihre himmlische Macht —
Einen Tag, eine Nacht.

Als Ane noch lebte ...

Aus dem Dänischen des Jeppe Hakjär.

I.

„Ssss! Willst du wohl herauskommen, du Diebshalunke!"

Jens Paulsen lag auf den Knien und fuhr mit der Feuerzange unter das breite Ehebett, wo die Katze sich an einer Bratwurst gütlich tat, die sie vom Gesims in der Speisekammer gestohlen hatte.

„Hörst du nicht? Wie lange soll ich dirs noch sagen?

Jens Paulsen rumorte weiter mit der Feuerzange. Die Katze hatte sich wie ein Stachelschwein im hintersten dunklen Winkel zusammengerollt, wo sie sich hinter der Wurst verschanzte und die Bewegungen der Feuerzange mit grün schimmernden Augen verfolgte.

Der alternde Jens Paulsen vertrug es nur schlecht, den Kopf so nach unten hängen zu lassen; das wußte die Katze offenbar aus früheren Scharmützeln mit ihrem lieben Hausvater. Auch den alten Knien tat es niederträchtig weh, so auf der kalten Steindiele herumkriechen zu müssen. Jens Paulsen richtete sich ein wenig empor und streckte die Glieder, während er die Katze und ihre Brut bis ins dritte und vierte Glied verfluchte.

Als er damit seinem Zorn neue Nahrung zugeführt hatte, ging er aufs neue zum Angriff über, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß er — der im Blinden fechten mußte — die Feuerzange an der Wand entzweischlug.

Nun kannte seine Raserei keine Grenzen mehr. Er schleuderte seinen einen Holzschuh mit fürchterlichem Lärm unter das Bett hinein, ohne doch die Katze zu treffen; er focht wild mit dem Überrest der Feuerzange, aber sie vermochte nichts mehr zu erreichen. Die Katze begann das Ganze als einen guten Spaß aufzufassen und griff scherzend mit den Pfoten nach der Feuerzange, wie die kleinen Kätzchen nach dem Finger greifen, wenn man mit ihnen spielt.

„Gott im Himmel, was gibt es doch für Satanstiere", stöhnte Jens Paulsen und erhob sich gemartert von der Steindiele.

Nun war ihm endlich eine neue Kriegslist gekommen. Er füllte eine Untertasse mit Milch und hielt sie im gestreckten Arm unter das Bett hinein.

Sein „Klein Miezchen! Kleines, schönes Miezchen!" hätte die Katze vielleicht in die Falle gelockt, wenn seine Raserei nicht so unbeherrscht gewesen wäre. Sein klappriger Kopf aber vertrug nun einmal nicht, so lange nach unten zu hängen. Er fuchtelte mit der Schale nach der Katze herum, daß die Milch verschüttet wurde. Schließlich schleuderte er halb sinnlos vor Wut die Schale samt Inhalt gegen die beiden grünen Augen hinein, die wie Laternen im Dunkeln glühten.

„Ah, du schwarzes, verfluchtes Beest," zischte er durch die Zähne, „du wärst nichts besseres wert, als daß man das Bett über dir zusammenbrennen sollte." Und während er nun ganz in ein weinerliches Heulen hineingeriet, fügte er hinzu: „So muß man allein herumgehen und mit allen Dingen basteln! Kein Mensch ist da, der einem die helfende Hand reicht. Die ganze Geschichte droht um einen herum zusammenzubrechen! Das war, weiß Gott, anders, als Ane noch lebte!"

In diesem Stoßseufzer klangen alle Jens Paulsens Klagen aus.

Er war nun im vierten Jahr als Witwer zurückgeblieben und regierte allein das ganze Haus in Küche und Hof. Natürlich fiel es dem-

Digitized by Google

entsprechend aus. Jens Paulsen hatte darum auch ein offenes Ohr für den Rat der Nachbarn, daß er sich sowohl um seiner selbst als um andrer willen wieder verheiraten müsse. Er konnte ja doch nicht dauernd so herum dösen; das war ja um vor die Hunde zu gehen. Und eine Haushälterin war doch nicht wie die eigene Frau. Natürlich sollte er nicht nach den jungen Mädchen greifen, er mußte eine finden, die im Alter zu ihm stimmte. Bei einer solchen konnte man dann auch auf einen Schilling Mitgift rechnen — so oder so.

„Wie dünket dich nun um Mette Sophie Hopp", fragte sein guter Freund und Ratgeber, der schiefe Tomas.

„Ja hm", Jens Paulsen hatte ja gehört, daß sie ein so sehr häßliches Frauenzimmer sein sollte.

„Ja, hübsch ist sie meiner Seele nicht; ganz und gar nicht! Sie ist aber über diese Sachen hinaus, und das scheint mir hier von Wert zu sein — bei deinem Alter, Jens! Du darfst ja nicht vergessen, daß du reichlich klapprig geworden bist, und dann nützt es nichts mehr, daß man hinter den Unterröcken her ist und auf Schönheit und runde Backen sieht." So sprach der schiefe Tomas.

„Nein, ah nein, das ist ja selbstverständlich. Eine Frau wie Ane aber, die bekomme ich nie mehr", sagte Jens Paulsen.

„Nein, die Sorte kommt nicht wieder zurück. Die hält der liebe Gott fest, wenn er sie einmal in den Fingern hat", antwortete der schiefe Tomas.

Der Hinweis auf die Mette Sophie hatte aber doch Eindruck gemacht. Es geschah in den folgenden Tagen mehr als einmal, daß Jens Paulsen plötzlich mit einem Bund Heu in Gedanken stehen blieb und das Für und Wider einer Verbindung mit Mette Sophie Hopp vor sich her murmelte. Und das Resultat der widerstreitenden Empfindungen wurde schließlich, daß Jens Paulsen eines Tags um Johannis herum seine fürchterlich vernachlässigten Schaftstiefel unter der Bank hervorholte, sie gründlich schmierte und den Hof in seinem besten Putz verließ.

Gegen Mittag sah die einsam wohnende Mette Sophie Hopp eine geduckte Gestalt um ihr kleines Roggenfeld herumgehen, die bald eine breite Geste mit der Hand machte, als nehme sie etwas in Besitz, bald mit dem Kopf schüttelte und Schläge in die leere Luft führte, als wolle sie etwas von dannen jagen.

„Was war das für ein wunderlicher Mensch? War er verrückt oder führte er irgend etwas im Schilde." Mette Sophie ließ ihn nicht aus den Augen.

Ein Schluderpeter war er nicht, sein Anzug sah gut aus. Und gar Stiefel hatte er an! Kinder, Kinder!

Man sollte doch nicht glauben, daß er käme, um — — he he! Hi hi! Aber warum sollte er sonst dort um ihren Roggen herumstampfen? Der Teufel sollte ihn holen — fühlte er da jetzt nicht einem Kalb den Rücken? He he, hi hi! Es war offenbar an der Zeit, daß sie die Stube in Ordnung brachte.

Mette Sophie verschwand von der Hausecke, wo sie bis jetzt gestanden hatte. Kurz darauf flog der Stubenkehricht aus der Flurtür heraus, und alle Geister der Unreinlichkeit wurden mit einem kräftigen Besen herausgefuchtelt.

Als Jens Paulsen nachher in der Stubentür stand, war das Ganze wie geblasen. Die Sonne spielte mit langen Staubstreifen, die zu den geblümten Bettgardinen hinüberführten. In den fingertiefen Furchen in dem langen Tisch lagen kleine Wasserbäche mit sandigem Untergrund — ein Beweis, daß der Strohwisch mit aller Kraft gebraucht worden war. Am wenigsten hatte im Grunde Mette Sophie selber abbekommen. Immerhin war sie nicht ganz so häßlich, wie Jens Paulsen gefürchtet hatte. Ja, wäre dieser verfluchte große Schnurrbart nicht gewesen und diese total platt geschlagene Nase und die häßliche Warze am Kinn mit den sieben weißen stacheligen Haaren — dann wäre sie schließlich nicht häßlicher gewesen als andre auch, die Mann und Haus bekommen hatten. Und der schiefe Tomas hatte recht: Der kleine Hof war verdammt gut! Er würde im Verkauf mindestens 7000 Mk. wert sein, so tadellos, wie er gehalten war.

„Ja, denn wir wissen ja nicht so schrecklich viel voneinander", begann Jens Paulsen und stellte seinen Stock an die Bank.

„Nein, wer ist die Person", antwortete Mette Sophie. „Mir ist, als sollte ich dich kennen. Der Name will mir aber nicht einfallen."

„Die Leute nennen mich vielfach Jens im Winkel, mein natürlicher Name ist sonst aber Jens Paulsen."

„Ja, der Name klingt mir bekannt genug."

„Dann hast du vielleicht auch gehört, daß ich Witwer bin?"

„Ja," antwortete Mette Sophie und kratzte die Warze, „mir ist, als hätte ich davon einmal Wind bekommen."

„Das ist ein beschwerliches Leben", fuhr Jens Paulsen mit einem Seufzer fort. „Das ist meiner Seele nicht, als da Ane noch lebte — — eine solche Frau bekomme ich aber niemals wieder."

Jens Paulsen sah mit einem hilflosen, schwermütigen Blick zu ihr auf.

„Darüber kann man ja nicht gut urteilen, wenn man selbst nichts davon kennt. Hast du im übrigen eine Bauernstelle?"

„Ja, ich habe weiß Gott ein hübsches, kleines Heimwesen. Es ist größer als deins. Vielleicht nicht überall so guter Boden, ich erntete aber im letzten Jahr 600 Garben Roggen und habe eine

Digitized by Google

feine Besatzung: vier Kühe und eine Färse, die um Lichtmeß kalbt."

„Das ist nicht so wenig! Setz dich auf die Bank, Jens Paulsen, während ich etwas Brot auf den Tisch schaffe."

Mette Sophie nahm das Brotmesser vom Balken herunter und strich es zweimal über ihre Schürze, erst mit einem langen Strich von der Hüfte nach vorn, dann von der entgegengesetzten Kante einen langen Bogenstrich über den Magen — als solle diese Stelle des Körpers durch ein Kreuz geschützt werden.

Dann glitt Mette Sophie in die Speisekammer hinein. Bald darauf saß Jens Paulsen vor einem Berg von Rollwürsten und geräuchertem Fleisch, das auf dem gescheuerten Tisch appetitlich glänzte und seine Geruchnerven durch einen herben, würzigen Duft zu starkem Einhauen reizte.

Es war lange her, daß der einsame Jens Paulsen ordentliches Essen bekommen hatte. Mette Sophie bekam einen Schreck, als sie ihn schlingen sah; es freute sie aber doch, daß es ihm so wohl schmeckte.

„Alles ließ sich ertragen, wenn man nur sein ordentliches Futter bekäme", sagte er kauend.

„Gewiß, das ist viel wert", antwortete Mette Sophie.

„Das ist die halbe Gesundheit! Aber wie soll ichs in meiner Lage bekommen? Kannst du mir das vielleicht sagen", fragte er verschmitzt.

„He he, hi hi", lachte Mette Sophie und wischte sich mit dem Rücken der Hand die Krumen vom Mund. Im übrigen machte sie keine Miene, ihm das zu verraten. Von ihrem Lachen angesteckt, ließ aber nun auch Jens Paulsen ein lautes Lachen hören und glaubte sich bereits mehr als halb verstanden.

Aus den Theatern.

Kammerspiele des Deutschen Theaters zu Berlin.

Herbert Eulenberg: Der natürliche Vater. Ein bürgerliches Lustspiel.

Es liegt ein Hohn, eine Ironie in Titel und Untertitel dieser romantischen Tollheit, ein Hohn, der das leise Weinen verbergen soll, der derbe Späße poltert, um die kollernden Tränen zu verstecken. In der Widmung an seinen Sohn, die dem (bei Erich Reiß erschienenen) Werke vorgesetzt ist, sagt Eulenberg von „seinen, unsern Vätern":

„Sie waren alle in sich selbst verschlossen,
Sie schämten sich in ihrem eignen Haus,
Sie taten jede Pflicht, doch leicht verdrossen,
Oft lachte ich, mehr weinte ich sie aus,
Daß sie mit Fremden leicht die Worte fanden
Und vor dem eignen Blut die Zunge banden."

Kennt ihr das nicht, diesen unseligen Trieb, der einen heißt, die Nächsten über Gebühr zu quälen, von ihnen (wie von sich selbst) das Höchste, alles zu verlangen, bei Fremden aber alles zu entschuldigen oder doch viel milder zu beurteilen? Jenen Trieb, der einen den Nächsten herzlos, ja, roh erscheinen läßt und wächst doch gerade aus großem, gütigem Herzen? Vom Schelten und Poltern solches Triebes hallt die Komödie wieder, und das Weinen darüber gebar ihren tollen Humor. Eine seltsam romantische Komödie, Jean Paul und Ernst Theodor Amadeus standen bei ihr Pate, auch Grabbes Wüstheit spukt in die Feier hinein, und so ward's ein merkwürdig Ding, davor sich die zünftigen Critici bekreuzigen, — es paßt in keine Schablone. Vielleicht ist's auch vorbeigeraten, der Hippogryph ging mit dem Dichter durch; was tut's, wenn er nur lustig ist dieser tolle Ritt; muß denn alles eine Vernunft, einen Sinn, eine „Tendenz" haben, sind wir denn wirklich so grämliche Vernünftlinge geworden? Mich hat das bunte Spiel von Herzen lachen gemacht, ich habe meine helle Freude an den funkelnden Bildern und treffenden Worten gehabt, davon auch nicht ein einziges den Dichter, den Eigenen, verleugnet. Sind denn eure Ohren so des Schmalzes voll, daß ihr das silberne Klingeln gar nicht hört, ihr gestrengen Herren Critici, die ihr euch geschüttelt und bekreuzigt habt vor diesem „natürlichen Vater"? — Nun zum Spiel, das als Ganzes meinem Empfinden nach die Komödie zu sehr ins Groteske drängte. Glänzend waren Wegener als natürlicher Vater, Diegelmann als Hausknecht, Kühne als Apotheker Düsterich und Biensfeld als verhungerter Lehrer; nur karikierte er die Karikatur anfänglich zu stark, dafür war er im letzten Akte, da er endlich einmal sich an reelleren Dingen, als Sternschnuppen, satt essen kann — „mich reden machen ist ein Frevel, Kind" —, unnachahmlich gut. Liebenswürdig und echt in den Tönen (nur nicht im Gesange) war auch Fr. Konstantin-Strakosch als Beate, „ein schönes Mädchen". Warum der Richter Arnolds allein in all der Biedermeierei moderne Kleider trug und spielte, ist mir nicht klar geworden. Dr. A. Hn.

Randbemerkungen.

Türkisierung.

Es ist nicht immer gesagt, daß eine Regierung, die über ein buntes Völkergemisch herrscht, auf viel Widerstand stoßen muß, wenn sie zugunsten eines einheitlichen Bevölkerungskernes Angehörige andrer Sprachenfamilien entnationalisiert und dabei auch vor Zwangsmitteln nicht zurückschreckt. Man hat nie davon gehört, daß sich in den Vereinigten Staaten Polen, Russen, Tschechen, Ungarn, Franzosen, Italiener, Spanier, von Deutschen, denen man an und für sich kein bedeutendes nationales Beharrungsvermögen zutraut, ganz zu schweigen, dagegen aufgelehnt hätten, daß sie ihre Kinder in Schulen schicken müssen, worin nur in englischer Sprache unterrichtet und worin das amerikanische Volk als andern Völkern überlegen dargestellt wird. Im britischen Kanada ist nie ernsthaft versucht worden, den starken französischen Bestandteil der Bevölkerung zu entnationalisieren. Sprache, Religion, Gewohnheiten und Anschauungen der französischen Einwohner werden dort noch heute aufs peinlichste geschont und berücksichtigt, trotzdem hat die Union von jeher auch auf französische Auswanderer eine viel größere Anziehungskraft ausgeübt als Britisch-Nordamerika, wie ja auch, trotz aller dagegen gerichteter Maßnahmen der englischen Regierung, auf die Engländer selbst.

Als die Jungtürken im ottomanischen Reiche ans Ruder kamen, suchten sie durch ähnliche politische Grundsätze wie die, die es den Amerikanern immer so leicht machten, Angehörige fremdsprachiger Völker zu entnationalisieren, Bindemittel für die mannigfaltigen Bevölkerungsarten des ottomanischen Reiches zu schaffen. Tatsächlich gelang es auch, Türken, Griechen, Bulgaren, Albaner, Syrer, Araber usw. für gemeinsame neue politische Ideale zu begeistern und damit der Führung der

Digitized by Google

Jungtürken zu unterwerfen. Zu Rechtlichkeit und Duldsamkeit, erklärte Nasim Bey, seien die neuen Herren nicht nur verpflichtet, beides liege auch in ihrem eigenen Interesse. Wäre es ihnen möglich gewesen, an diesen ursprünglichen Grundsätzen hartnäckig festzuhalten, und sie uneingeschränkt zur Geltung zu bringen, so würde es ihnen gewiß gelungen sein, selbst bei dem Versuch, Schule und Heer einen einheitlich türkischen Charakter zu geben, schwierige Kämpfe mit eigensüchtigen Nationalitäten zu vermeiden; denn der politische Widerstand einzelner Bevölkerungsgruppen gegen die ausschließliche Anwendung einer bestimmten Sprache in den Schulen und im Heer läßt sich immer darauf zurückführen, daß jene Einheitssprache Träger bestimmter mit Gewaltmitteln ausgerüsteter Machtansprüche einer bevorrechteten Nationalität sein soll. Auch in der nordamerikanischen Union würde der ausschließliche Gebrauch des englischen Idioms vielseitigen Widerspruch hervorrufen, wenn er für fremdsprachige Einwohner Knechtschaftsverhältnisse zugunsten des angelsächsischen Bevölkerungskernes mit sich brachte. Die Jungtürken haben sich offenbar mit der Zeit genötigt gesehen, viel Wasser in den demokratischen Wein ihres ersten Programms zu gießen, um die ihnen gefährlichen politischen und religiösen Vorurteiler der Mehrheit ihrer engeren, national-türkischen Landsleute etwas zu versöhnen. So erklärt sich jetzt die Bildung neuer Parteien, die in das politische Leben der neuen Türkei einen ähnlichen Nationalitätenhader zu entfachen drohen, wie er in Österreich-Ungarn von jeher soviel Unheil stiftet. So hat ein junger syrischer Arzt, Doktor Haidar Bey, eine „gemäßigt-liberale“ Partei ins Leben gerufen, deren ausgesprochener Zweck es ist, die Gegenden Kleinasiens und Arabiens, wo ausschließlich arabisch gesprochen wird, vor einer „Türkisierung“ zu bewahren. 32 Abgeordnete des Parlaments sind sofort beigetreten. Aus ähnlichen Beweggründen hat sich der Albaner Doktor Ibrahim Temo gedrungen gefühlt, eine „demokratische Partei“ zu gründen, die gegen die in Kleinasien bestehende Aristokratie der Beys und Aghas ankämpfen soll. Ibrahim Temo mußte unter dem alten Regime ins Ausland flüchten, wo er sich nach Genf wandte und dort blieb, bis er nach der Proklamation der Verfassung in seine Heimat zurückkehrte. In seinem Aufruf zitiert er den Koran, um zu beweisen, daß der Islam das demokratische Prinzip opfert. Demgemäß suche auch die jungtürkische Regierung die der türkischen Rasse nicht angehörigen Untertanen zu unterdrücken. Sonst hätte beispielsweise das Parlament auf jungtürkischen Antrag hin die Gründung von Vereinen, die auf dem Nationalitätsprinzip beruhen, nicht verbieten dürfen. Obgleich Albaner, hofft er auch Angehörige andrer Volksstämme im ottomanischen Reiche hinter sein Banner zu scharen. Deswegen behält aber doch seine Gründung ein vorwiegend nationalistisches Gepräge.

Unter Umständen können die neuen Parteibildungen auch günstig auf die weitere politische Entwicklung der neuen Türkei einwirken: wenn es ihnen gelingt, die demokratischen Neigungen im Jungtürkentum zu stärken, soweit sie mit der unbedingt notwendigen Einheitlichkeit der öffentlichen Schulen und des Heeres vereinbar sind.

* * * O. C.

Deutsche und Italiener in Südamerika.

In einem Teil der amerikanischen Presse nimmt das Gerede von einer deutschen Gefahr für Südamerika, besonders Brasilien, eher zu als ab, und man bringt mit ihr neuerdings auch eine italienische in Zusammenhang. Italien ist mit Deutschland verbündet, — was liegt also — für amerikanische Phantasten — näher, als anzunehmen, daß die massenhafte Einwanderung aus Italien für die Unabhängigkeit südamerikanischer Republiken ebenso bedrohlich sei, als die Stärke ihrer deutschen Bevölkerung. 400000 Italiener beherrschen den brasilianischen Staat von Sao Paulo, und viele Tausende von Italienern wohnen in andern Teilen der Republik. Sao Paulo ist die europäischste Stadt Brasiliens, eine wirklich moderne italienische Stadt. 1½ Millionen Italiener mit ihren Kindern leben in Argentinien und üben dort einen sehr starken Einfluß aus. Der italienische Arbeiter ist nüchtern, ehrlich, fleißig und sehr intelligent. — Hunderttausende deutscher Einwanderer beherrschen die Südstaaten Brasiliens in der Nähe der atlantischen Küste, und der Norddeutsche Lloyd allein hat dort einen Grundbesitz von nahezu 1 Million Hektar. In Argentinien gibt es zahlreiche tüchtige und wohlhabende deutsche Kaufleute. Sie beherrschen dort wie anderwärts in Südamerika den größten Teil des Außenhandels.

Bemerkenswert ist nun, daß ein bedeutender Südamerikaner, der ehemalige argentinische Minister des Auswärtigen, Dr. C. S. Zeballos, in der Londoner „Times“, die doch sonst gern amerikanischen deutschfeindlichen Betrachtungen eine Freistatt gewährt, entschieden gegen die wider Deutschland und Italien erhobenen Verdächtigungen Stellung nimmt. Es sei lächerlich, meint er, sich vor italienischem und deutschem Einfluß in Südamerika zu fürchten. Italien und Deutschland gingen in diesem Weltteil nur auf wirtschaftliche Eroberungen aus, und solcher Wettbewerb sei eine Wohltat und ein Vorteil für jede der südlichen Republiken. „Ich hatte die Ehre“, fährt Dr. Zeballos fort, „mich über diesen Gegenstand im Januar 1904 (gerade zur Zeit der größten amerikanischen und brasilianischen Erregtheit) mit dem König von Italien und dem Deutschen Kaiser, ebenso mit dem Fürsten v. Bülow zu unterhalten. Sie bekundeten damals, wie sie es heute tun, unmißverständlich die freundlichsten und versöhnlichsten Gefühle gegenüber südamerikanischen Ländern. Laßt italienische und deutsche Auswanderer und italienisches und deutsches Kapital frei zu uns kommen. Beides soll willkommen sein.“ O. C.

* * *

Minister bei Rothschild.

Vor einigen Tagen ist in Wien Emil Horner gestorben, der jahrzehntelang für das Bankhaus S. M. v. Rothschild als Prokurist gezeichnet hat. Prokurist bei Rothschild! Man bricht vor Bewunderung fast zusammen; denn das alte Haus hat sich bis heute nicht dazu entschließen können, sich statt der Prokuristen etliche Direktoren zuzulegen. Man ist also aufgelöst in Staunen und Bewunderung und glaubt, Herr Emil Horner habe durch Jahrzehnte nicht nur russische Finanzminister gestürzt und erhoben, sondern mindestens die Rolle des alten Maier Rothschild gespielt, dessen Gattin den Streit der hohen und höchsten Herren um Krieg oder Frieden mit dem ebenso gemütvollen wie vorsichtigen Spruch entschied: „Meine Herren — ich kann Ihnen sagen, Sie streiten sich umsonst herum. Es wird kein Krieg geführt — mein Mann gibt kein Geld her!“ Und nun, da Horner gestorben ist, erfährt man plötzlich, daß er nicht den Grafen Witte weggejagt, nicht den österreichisch-serbischen Krieg verhindert hat, sondern daß sein Ressort die Wohltätigkeit des Hauses Rothschild war und daß sich sein Umgang mit Fremden aus Rußland lediglich auf die zahlreichen Menschen beschränkte, die Rothschild um eine Unterstützung angehen und also das alte Bankhaus noch des Vertrauens würdigen, das ihm die unterschiedlichen Regierungen heute nicht mehr entgegenzubringen scheinen. Denn kaum hat Theodor Ritter v. Taussig, von dessen Tode ich vor etlichen Wochen hier gesprochen habe, die Augen geschlossen, so bringt schon der österreichische Finanzminister eine Anleihe ohne Hilfe der Rothschild-Gruppe unter. Gewiß, nach dem Ausspruche des früheren Ministerpräsidenten Dr. v. Koerber — so einer Art österreichischen Bülows — „ist“ Österreich; aber Rothschild wird wahrscheinlich noch lange sein, wenn die österreichischen Völker einander aufgefressen haben werden. Als Bankhaus wird es freilich immer mehr zur Seite geschoben werden. Warum auch nicht? Wir haben in der letzten Zeit so viel Throne stürzen sehen, warum sollte nicht auch der goldene Thron Rothschilds einmal zu wackeln anfangen? Und bald werden auch die andern Prokuristen des Bankhauses S. M. v. Rothschild nur noch Wohltätigkeitsminister sein. Auch nicht ganz zu verachten.

Digitized by Google

Welcher Potentat außer Rothschild kann sich dergleichen leisten? E. F.

* * *

Die politischen Parteien 1848—1890.

Friedrich Naumann ist zweifellos eine der kenntnisreichsten Persönlichkeiten unsres Parlaments, ein Mann, der, auch wenn man nicht immer seine Ansichten teilen kann, gewiß verdient, gehört zu werden. Das Thema zudem, das er sich für seinen Vortragszyklus gewählt hat, die „Geschichte der politischen Parteien", ist so allgemein interessant, daß ein Referat über diese Vorträge hier wohl am Platze ist.

Mit dem Jahre 1848, als die preußische Verfassung in Sturm und Drang geboren wurde, hebt auch die Geschichte der Parteien in Deutschland an. Zwar hatte es schon vordem (in Bayern, Sachsen, Württemberg) Land-Parlamente gegeben; indessen ermangelten diese, in denen man zwischen „Adelsbank" und „Demokratenbank" zu unterscheiden gewohnt war, der zusammengeschlossenen Parteien. Solche bildeten sich erst, als die Nation ihre inneren Stürme erlebt hatte. Da erstand der „Frankfurter Bundestag" und „die Nationalversammlung in Berlin". Bei dem ersteren konnte man von einer Parteigruppierung noch nicht gut sprechen. Anders lag die Sache bei der Nationalversammlung. Hier rivalisierten miteinander Royalisten und Demokraten. In der Mitte (daher der Name „Zentrum") standen die Ahnen der Schwarzen von heute. Bis zur Abdankung Friedrich Wilhelms IV. reichte diese erste Periode der Parteienbildung, die zweite umfaßt das Schaffensgebiet Wilhelms I. und Bismarcks, des „Riesen von Friedrichsruh". Erst wehte — und Friedrich Naumann, dessen oberstes Ziel heute die Demokratisierung des Liberalismus ist, begrüßt dieses mit posteriorer Freude — unter Wilhelm I. gut liberale Luft. Landtag und Regierung zogen meist am selben Strange. Dann aber kam die historische Militärvorlage. Durch sie — unter der Einwirkung der innerpolitischen Kämpfe — entstand die Fortschrittspartei und die konservative Partei. 1861 erlassen Männer, wie Forckenbeck, Virchow, Mommsen, den Aufruf zur Begründung der Fortschrittspartei. Und der zündet: man schafft eine erste „echt deutsche Partei". Nur leider trug sie den Todeskeim vorweg in sich, weil sie — das „Programm" gebot es nun einmal! — alsbald gegen den damals stärksten Mann Deutschlands, gegen Bismarck, anstürmen mußte. Dieser verstand es, die Fortschrittspartei, obwohl sie mit dem linken Flügel des Zentrums zusammen die absolute Mehrheit bildete, zu vernichten; denn das Parlament durfte zwar „beschließen", es hatte aber keine ausführende Gewalt. Der Tag von Königgrätz schuf eine neue Partei: die Nationalliberalen. Altangesehene Fortschrittler, vor allen Lasker und Forckenbeck, machten ihren Frieden mit dem eisernen Mann und stießen zum Lager der Nationalliberalen, in das sich auch Bennigsen, Miquel begaben. Allein Bismarck war (im Parteisinn) nicht treu: ihm mißfiel, daß die Nationalliberalen ein parlamentarisches Ministerium anstrebten, während er selbst nur mit einem ministeriellen Parlament regieren wollte. Und er zog die Konsequenzen des starken Mannes, schloß, nach dem Kulturkampf, Frieden mit dem immer mächtiger gewordenen Zentrum und huldigte der Anschauung: „Ein neuer Papst, eine neue Welt!" Er wollte dann vor allem die Reichsfinanzen regeln, wofür der Liberalismus, gekettet an sein „Parteiprogramm", nichts übrig hatte. Dazu kam die Besorgnis vor der wachsenden Sozialdemokratie, die zu den Ausnahmegesetzen führte. An ihnen ist die liberale Partei zugrunde gegangen. Die Konservativen aber, die Bismarck eine zeitlang zu den „Reichsfeinden" gerechnet hatte, waren die klugen Rechner, die aus der verworrenen Situation sich stark zu machen verstanden: 1876 ward die deutsche konservative Partei gegründet und zwar mit einem (von der Verschwommenheit der Liberalen scharf abstoßenden) absolut klaren Parteiprogramm. Nun ging der ganze Kampf gegen Liberalismus. Und dieser wurde darüber zu Grabe getragen. Der Friedrichsruher Riese hatte auf der ganzen Linie gesiegt!

Ohne jeden rhetorischen Pomp, aber immer fesselnd entwickelte Naumann in großen Zügen und mit unerbittlicher Folgerichtigkeit den Zusammenbruch der Reichsgründungspartei, die ihre Machtstellung an die Konservativen abgeben mußte. Ottomar Ludwig.

* * *

Kleine österreichische Justizscherze.

Die österreichische Justiz beehrt den österreichischen Staatsbürger mit einem selbst für ihre Blindheit unerhörten Mißtrauen, bedenkt ihn — wo immer das nur möglich ist, mit Fußtritten, und wenn sie zufällig einmal erkennt, daß sie mit ihren täppischen Hufen den Unrichtigen getroffen hat, sagt sie einfach: Pardon, und der Zwischenfall ist für sie erledigt. Ein Dorn im blinden Auge sind ihr die Menschen, die Poste-restante-Briefe schreiben, und ich wundere mich nur, daß sie die Postverwaltung, die den Unfug solcher Briefbeförderung duldet, nicht schon längst wegen Hehlerei unter Anklage gestellt hat. Kürzlich einmal wurde eine solche Poste-restante-Sendung, die in Prag ankam, durch irgend eine Nachlässigkeit in eine Zeitung verschleudert — Nachlässigkeit von Postbeamten ist in Österreich durchaus erlaubt. In der Sendung waren Pillen. Absender und Empfänger sind erforscht und verhaftet worden. Die Empfängerin, eine verheiratete Frau, die mit ihrem Gatten in Unfrieden lebt, sollte die Absicht haben, mit den Pillen den Ehemann zu vergiften. Die Verhaftung schien um so dringender notwendig, als der Absender ein Doktor der Chemie und Assistent am Czernowitzer Laboratorium ist und nach der Meinung der Nachbarn außerdem die schöne Frau liebte. Binnen wenigen Tagen ward der Verbrecher im schlechtesten Zuge und im gefesseltsten Zustande aus der entfernten Provinzstadt vor den Prager Untersuchungsrichter geschleppt, wo der infame Giftmörder wochenlang leugnete — bis die Gerichtschemiker feststellten, daß die Pillen reines — Brom enthielten. Vielleicht könnte man eine größere Menge davon der aufgeregten Justitia morgens, mittags und abends zu verzehren geben, oder wie wär es, da schon unbedingt verdächtigt werden muß — wenn die Polizeichefs und Untersuchungsrichter mindestens bis zur Feststellung der Frage, ob ein Verbrechen vorliegt, vorläufig sich selbst in Untersuchung ziehen wollten?

Noch eine kleine österreichische Justizmiszelle sei hier erzählt: Vor kurzem wurde eine Grünkramhändlerin in Wien verurteilt, weil sie in die alte Nummer eines frommen katholischen Blättchens, das auf dem Kopf ein Christusbild trägt, Käse eingewickelt hatte. Verurteilt wurde sie — vom höchsten Gerichtshof des Landes — wegen „Herabwürdigung einer Einrichtung der katholischen Kirche". Der österreichische oberste Gerichtshof hat damit das Käseblättchen heilig gesprochen und es dadurch selbstverständlich auch dem Schicksal entrissen, eingestampft oder zu sonstigen menschlichen Zwecken verwendet zu werden. Denn wenn der Käse nicht wert ist, in dem Papier verpackt zu sein, wird natürlich auch die Stampfe nicht zu Ehren kommen. Eine Preisfrage für die österreichischen Rechtsgelehrten: Darf man den Obersten Gerichtshof in das fromme Papier verpacken und als Muster ohne Wert zu den Hindus schicken? Dr. jur. E. E. F.

* * *

Aus dem hellen Sachsen.

In Bautzen, das zwar an der Spree liegt, sonst aber scheinbar mit Berlin nichts gemein hat, scheint ein unglaublich reges geistiges Leben zu herrschen. Weder Theater, noch städtische Kapelle können sich dort auf die Dauer halten, denn „Hären Se, 's geht Se niemand hin!" Na, am Ende könnte man darüber noch hinwegsehen; denn wahrscheinlich wollen sowohl Schauspieler wie Musikanten essen und trinken und sich kleiden und sind vermessen genug, deshalb für ihre Leistungen Eintrittsgelder zu erheben. Wenn die Bautzener nun nichts bezahlen wollen, so ist das zwar nicht hübsch, aber am Ende verständlich. Nun beabsichtigt aber auch der Bautzener

Digitized by Google

Gewerbeverein seine Bibliothek aufzulösen, weil sie von den Mitgliedern seit vielen Jahren nicht mehr benützt wird. Und das ist am Ende doch bedenklich; denn diese Benützung kostet kein Geld. Ich habe es nicht der Mühe wert gehalten, im Konversationslexikon nachzusehen, wieviel Einwohner Bautzen hat. Hätte ich es aber getan, so hätte ich genau gewußt, wieviel Intellektuelle und wieviel Böotier und Banausen darunter sind. Das Exempel ist durchaus leicht zu rechnen; aber das Fazit ist für die alte Stadt wenig schmeichelhaft. Dr. M. P.

* * *

Kritik und Gegenkritik.

Ein ob seiner phänomenalen Gedächtniskraft vor einigen Jahren gemaßregelter Kritikus und geistiges Ziehkind der großen Tagesleuchte Kerr hat sich jüngst im Theater von einer Schauspielerin für eine Kritik eine Gegenkritik in Form einer Ohrfeige gefallen lassen müssen. Seine Kritik sprach von einer „reizlosen Transleithanierin, für die sich ein richtiger Berliner ungern auch nur die kleine Freibillettsteuer abnehmen ließ“ und einer „Ida Erbswurst als Star“ — die Ziehkinder Kerrs triefen wie ihr ach so geistvoller Herr Papa ja förmlich von dergleichen „Medisancen“ — die Gegenkritik blieb also durchaus im Milieu. Soweit wäre die Sache demnach ganz im Lot und, von der unverdienten Reklame für den gedächtnistüchtigen Kritikus abgesehen, hätte gewiß auch kein anständiger Mensch etwas an der Form der Gegenkritik auszusetzen gehabt. Nun lese man aber einmal, wie sich unser Gedächtniskünstler zu „seiner Affäre“ in einem bekannten Berliner Schmokblatt, das ihn a tempo interviewte, mit Würde und Geist vernehmen läßt:

> „Als ich gestern nach der Premiere das Deutsche Theater verlassen wollte, trat mir eine tief verschleierte Dame entgegen, mit schneeweißem Gesicht, funkelnden Augen und zuckenden Lippen, und zischelte mir zu: „Sie haben heute in Ihrem Blatt einen Artikel über mich gebracht!“ Dabei holte sie mit der rechten Hand zum Schlage gegen mich aus. Ich erwiderte: „Lassen Sie mich zufrieden“ und wehrte den Schlag ab, worauf sie den Regenschirm gegen mich erhob. Ich erhob den meinen, und wir kreuzten zweimal unsere Waffen bis die Dame von den Umstehenden zurückgerissen wurde; darauf verließ ich das Theater und hörte noch, wie die Dame hinter mir herrief: „Er weiß schon, warum!“ . . . .

Ist das nicht eine wundervolle Schilderung des historischen Vorgangs? Ist nicht die beleidigte Dame durch den Stil des ersten Satzes (schneeweißes Gesicht, zuckende Lippen u. s. f) unnachahmlich als Histrionin charakterisiert? Wie graziös wirkt nicht das jambische: „wir kreuzten zweimal unsre Waffen“, wie geistvoll und witzig, nicht wahr? Selbst ein Kerr muß seine helle Freude daran haben. Bravo! Aber eines fällt mir doch auf: den eigentlichen historischen Vorgang stellen andre Blätter anders dar. Z. B. folgendermaßen:

> „Nach Schluß der Vorstellung stürzte die Schauspielerin auf den Kritiker zu und versetzte ihm mit den Worten „Sie wissen ja warum!“ eine Ohrfeige. Der angegriffene Schriftsteller wurde von den Umstehenden beiseite gezogen.“

Welche Darstellung ist nun die richtige? Hat unsern Gedächtnisriesen sein Gedächtnis in diesem einen Falle — im Stiche gelassen! Aber das ist doch wohl kaum anzunehmen; denn es ist ja phänomenal, es behielt ja zufällig einmal Gelesenes jahrelang Wort für Wort getreulich. Oder hat unser (mit Kant zu reden) Wundermann des Gedächtnisses aus . . . aus . . . Bescheidenheit, Galanterie oder sonst welchem Empfinden nur nicht den Empfang jener transleithanischen Südfrucht bestätigen mögen, so etwa wie es auf den Postquittungen gelegentlich heißt: „Will nicht Empfänger sein“? Das wäre doch entschieden zu weit gegangen: was man ehrlich verdient hat, darauf hat man ein gutes Recht, sollte ich meinen.

* * * Worble.

Souterrain-Literatur.

Mit hoher Unterstützung des Reichs-Kolonialamtes erscheint seit zwei Jahren ein illustrierter deutscher Kolonialkalender, der vieles Interessante bringt und in der Tat geeignet ist, in breiten Schichten für unsre Kolonien Propaganda zu machen. — Das soll ja wohl auch sein Zweck sein; aber gerade wegen seiner vornehmen Bestimmung und mit Rücksicht auf die Unterstützung eines deutschen Reichsamtes hätte die Verlagsbuchhandlung ihren Inseratenteil ein wenig kritischer behandeln sollen. Vor allem macht sich in diesem Teile das breit, was ich „Souterrain-Literatur“ nennen möchte. Und besonders ist es eine in Dresden angesehene Zierde des deutschen Verlagsbuchhandels, die in diesem mit amtlicher Unterstützung herausgegebenen Kalender eine unglaubliche Menge Schund anpreist. Daß man aus den Verlagsartikeln dieser geschätzten Firma das Kartenlegen und Wahrsagen, daß man die Blumen- und Briefmarkensprache erlernen kann, und daß man das „Geheimnis des Glückes in der Liebe“ enthüllen kann, mag noch durchgehen. Auch das Lehrbuch für junge Damen, „die Kunst, die Männer verliebt zu machen“, mag meinetwegen angezeigt werden. Bedenklicher sind schon die „Geheimen Liebesnächte“. Aber ganz zu verwerfen sind jene Schriften, die sich nicht erotisch geben, sondern ganz einfach für die Dümmsten der Dummen bestimmt sind. Da findet sich die Kunst „Wetten unbedingt zu gewinnen“. Da kann man durch die geheimen Mächte der Hypnose die Erfüllung aller Wünsche erlangen; wobei eine Illustration — eine Hand, die einen Geldsack hält — die Erfüllung wenigstens eines Wunsches sinnbildlich zeigt. Es gibt dann noch „12 hypnotische Unterrichtsbriefe“ zum Selbststudium, „wodurch man eine bedeutende Macht und Überlegenheit über die Mitmenschen erhält“. Neben dem sechsten und siebenten Buche Mosis, diesem bekannten Unsinn, gibt es ein achtes und neuntes Buch Mosis. Auch ein goldenes Geheimbuch nebst Universal-Rezeptenbuch fehlen nicht. Damit der Übermensch vollkommen werde, ist noch eine Anleitung zum Gewinn in der Lotterie vorhanden unter dem Titel „Rätsel der Lotterie und ihre Lösung“. Wenn jemand mit dergleichen Zeug handelt, und beim gegenwärtigen Zustand der Gesetzgebung daran nicht gehindert werden kann, so ist eben nichts dagegen zu machen. In ein Buch aber, das mit amtlicher Unterstützung erscheint, zur Förderung patriotischer Ziele, gehört dergleichen nicht hinein, auch nicht in den Inseratenteil. Eins von den Büchern, das eine Sammlung unglaublicher Begebenheiten und toller Späße darstellt, heißt wörtlich: „Ein größerer Kohl war noch nie da!“ — Aber schließlich ist nicht jeder Leser des Kalenders, der doch in die breitesten Schichten dringen soll, gescheit genug, sämtliche angepriesenen Bücher unter diesen anmutenden Titel zu bringen. Darum fort mit dieser Anpreisung der jämmerlichsten Souterrain-Literatur. Dr. M. P.

* * *

Rundfragen.

Schreiben ist nicht ganz bequem, Denken ist es noch viel weniger; Denken und Schreiben ist der Gipfel der Unbequemlichkeit, und man kann es deswegen den Leuten, die sozusagen amtlich dazu bestellt sind, nämlich den Redakteuren der verschiedenen Zeitungen nicht übel nehmen, wenn sie sich diese Unbequemlichkeit zu ersparen suchen. Wenn also ein Redakteur seine Zeitung interessant gestalten, sich jedoch selber nicht anstrengen will, dann veranstaltet er eine Rundfrage. Das „Berliner Tageblatt“, das uns die Ferrer-Begeisterung und die Ausdrücke „Huligans“ und der „Erpreßte“ beschert hat, ist auch in dieser Beziehung bahnbrechend voraus gegangen. Es erläßt Rundfrage über Rundfrage, und es gibt keine gesellschaftliche Größe mehr vom Reichskanzler bis zum Portier eines Luxushotels, die es nicht schon gebeten hätte, ihm seine Ansicht über irgend eine Frage mitzuteilen, damit es sie durch die Druckerschwärze der Zeitung lesenden Menschheit überliefern könne. Daß bei diesen Anfragen sehr häufig Blech herauskommt oder nichts andres, als was sich jeder Mensch mit gesundem Menschen-

Digitized by Google

verstand selber sagen kann, tut nichts zur Sache. Die Hauptsache ist, daß ein paar berühmte Namen ins Blatt eingewickelt werden, diesem zur Folie dienen und nebenbei der Redaktion die Mühe sparen, sich selber eine Meinung zu bilden, sie zu äußern und zu begründen. Wenn heute Sven Hedin angefragt würde, was er über elektrische Straßenbahnen im Hochlande von Tibet denkt, so wäre dies kein Wunder, und wir erlebens noch, daß Präsident Taft sich darüber äußern muß, ob Eisbein und Sauerkohl ein bekömmliches Essen sei. Leider macht der Unfug Schule und deswegen sei er einmal festgenagelt. Abhilfe ist natürlich erst dann zu erwarten, wenn die Ungefragten sich diese Belästigung energisch verbitten; aber dazu ist wenig Aussicht. Dazu ist die menschliche Eitelkeit des Befragten, sich gedruckt zu sehen, und wohl auch die Angst vor der Tagespresse zu groß. Und so werden wir bald wieder einmal lesen, was der Liftboy im „Esplanade“ über die Trinkgelder-Gewohnheiten der Gäste zu sagen hat. Na, schließlich hat jedes Volk die geistige Nahrung, die es verdient. Dr. P.

* * *

Aus der Finanzwelt.

So wäre der Jahreswechsel glücklich auch von der Börse überstanden. Selten waren die Meinungen über das Kommende so weit gespalten wie am Schluß des Vorjahres. Auf der einen Seite herrschte die Ansicht vor, daß die jüngste Besserung der Anfang einer neuen Ära sei; auf der andern Seite glaubte man in der Bewegung der letzten Tage des Jahres bereits die Anzeichen einer bedenklichen Übertreibung erblicken zu sollen. Insbesondere verursachte die wesentlich gespanntere Lage des Geldmarktes, die namentlich in der Regulierung der Börsenengagements seit langem nicht mehr gekannte Zinssätze zutage förderte, Beklemmungen bei einem Teile der Spekulation, während ein andrer Teil gerade darin ein günstiges Symptom erblickte, insofern die Opfer an Zinsen gebracht wurden, damit die Spekulation an den Zukunftschancen zu partizipieren in der Lage wäre. Es ist indessen müßig, darüber Betrachtungen anzustellen, ob die Entwicklung der einen oder andern Partei recht gibt; allein so viel steht fest, daß die Börse heute ungleich mehr in der Lage ist, auf etwaige Einflüsse zu reagieren, als früher, weil ihr Organismus durch die gesetzlichen Veränderungen des Jahres 1908 wesentlich gekräftigt ist. Auch vor jener Zeit hatte die Börse mehr als einmal Veranlassung, einzugreifen, die Konjunktur begünstigte ein solches Vorgehen; allein die Kraft fehlte ihr, weil jegliches Vertrauen in die Geschäftstätigkeit durch die Börsengesetzgebung untergraben war. Es entzieht sich aller Beurteilung, wie viel früher, nur um Aufsehen zu vermeiden, hinter den Kulissen reguliert worden ist. Tatsächlich konnte der Bankier keinen Schritt tun im Ultimohandel, der doch nun einmal von der Börse untrennbar ist, ohne befürchten zu müssen, zu straucheln. War aber die Gesetzgebung schon schlimm genug für die Börse, so war sie doch milde im Vergleich zu der Haltung des Richters, der, päpstlicher noch als der Papst, mit Hilfe der Interpretation des Gesetzes, dahin gelangte, die Verpflichtung des Kommittenten, zu bezahlen, einfach in dessen Ermessen umwandelte. Alle Proteste, alle Berufungen auf das Gesetz selber nützten nichts; erst als er merkte, was er angerichtet hatte, als der Kommittent sich jene Auffassung des Richters in der — sagen wir einmal — schrankenlosesten Weise zunutze machte, begann eine gewisse Schwenkung in der Rechtsprechung, der endlich eine Veränderung der Gesetzgebung folgte. Durch diese ist die Börse — vor allem die Banken — wieder auf festere Grundlagen gestellt worden, der Bankkommissionär war in der Lage, wieder Geschäfte, die auf fester Rechtsbasis ruhten, abzuschließen. Der Differenzeinwand war beseitigt und die Depots waren sichergestellt. Nunmehr *konnte* sich wieder ein Geschäft entwickeln; daß aber dieses nicht sofort geschah, erklärte sich daraus, daß die Wirkungen jahrelanger Schäden nicht sofort zu überwinden waren. Allmählich kehrte auch das Vertrauen des Auslandes zu unsrer Börse zurück, der geschäftliche Verkehr erweiterte sich, und die Börse reagierte leichter auf Einwirkungen von außen. Da man die wirtschaftliche Lage für gebessert hielt und insbesondere auch von Amerika Anregungen erwartete, so steigerte sich die Nachfrage in den letzten Wochen und führte zu einer stärkeren Anspannung der Zinssätze. Unter diesen Verhältnissen ist die Börse in das neue Jahr eingetreten. Verbittert wurde ihr die Stimmung ein wenig durch die Berichte einer größeren Bank, die, wie man annimmt, sich der allgemeinen Strömung widersetzt. Für den Augenblick ist unter diesen Umständen die Unsicherheit das charakteristische Merkmal der Lage, erst in den letzten Tagen haben ungünstige Einflüsse wieder die Oberhand erlangt und einen Druck auf die Stimmung ausgeübt. Mercator.

Die Abhängigen.

Von **Paul Scheerbart** (Friedenau).

„Ich weiß wohl“, sagte der Herr Malach, „warum Sie mich zum Oberpriester im Tempel des unbekannten Gottes ernannt haben. Wir haben hier auf Java immer wieder alle Angriffe auf das religiöse Leben unsrer Zeit abzuwehren.

Die Priester hatten gerade in ihrem schattigen Klostergarten ihr Mittagsessen verzehrt.

Und nun standen die großen Aprikosen und Weintrauben auf den schwarzen Ebenholztischen.

Und einzelne der Herren zündeten sich ihre Zigarren an, alle trugen ihre gelbseidenen Mäntel — wie stets bei der Mittagstafel.

Als sie nun hörten, daß der neue Oberpriester sprechen wollte, rückten alle näher, und die älteren Priester erhoben sich und gingen auf den Herrn Malach zu und stellten sich neben ihn.

Und der Oberpriester Malach sprach:

„Da greift wieder ein alter Eremit aus Tibet die ganze Religion an — wie Sie ja schon wissen. Dieser Herr, der sich Knut Weber nennt, ist der Meinung, daß die Götter unsrer Zeit abhängige Götter sind. Und er ist der Meinung, daß es schon beklagenswert genug sei, in den Menschen ganz abhängige Wesen zu erblicken — und daß es ungehörig sei, nun auch den Göttern ein abhängiges Dasein zuzuschreiben — wir täten besser daran, an unabhängige Götter zu glauben.“

„Der alte Herr“, sagte da der Priester Hostu, „ist natürlich von der neuesten religiösen Literatur nicht benachrichtigt worden. Er ist der Meinung, daß wir heute noch die sämtlichen Gestirne als Götter bezeichnen. Das geschieht aber seit sechzig Jahren nicht mehr. Wir äußern uns nicht mehr so bestimmt über den unbekannten Gott und über die unbekannten Götter — wie ehemals.“

„Das aber“, fuhr nun Herr Malach fort, „ist bei dieser Angelegenheit nicht so von einschneidender Wichtigkeit. Denn die Anschauungen der Vorzeit können wir nicht so leicht abstreifen wie ein altes Kleid. Die religiösen Empfindungen

Digitized by Google

sind immerhin in den letzten Jahrhunderten den Gestirnen entgegengebracht worden. Und wir sahen sehr wohl ein, daß die Planeten ganz bestimmt in einem Abhängigkeitsverhältnis untereinander und der Sonne gegenüber standen. Wir mußten auch zugeben, daß die sogenannten Fixsterne — die andern Sonnen — von einander abhingen. Wir mußten einsehen, daß die gesamten astralen Lebewesen unabhängig von einander nicht gedacht werden konnten."

„Ja", meinte nun Herr Hostu, „es ist zweifellos richtig, daß wir die religiösen Anschauungen der Vorzeit nicht wie eine nebensächliche Kleinigkeit behandeln dürfen; wir wissen ja, daß schon vor Jahrtausenden das religiöse Leben im Allerwichtigsten ganz dasselbe war — wie heutzutage. Damals betete man einzelne Götter an und erzählte den Völkern, daß man sehr viel von diesen Göttern wüßte. Wenn das auch Selbsttäuschung war, man verbeugte sich doch vor dem Gewaltigeren, erkannte damit die Macht des Grandiosen an und tat damit im wesentlichen dasselbe, was wir heute tun. Nur sind wir heute nicht mehr der Meinung, daß wir von diesen Gewaltigeren näheres wüßten. Man setzte dann den Allgott auf den Thron und dachte, damit ganz besonders religiös zu sein. Und das wars doch nicht. Das Allzugroße muß für uns doch in der Ferne bleiben. Die natürliche Reaktion dem Theistischen, Pantheistischen gegenüber bildeten dann die astralen Religionen — aus denen dann wieder die Verehrung eines Einzelnen, eines Unbekannten hervorwuchs. Wir können nun natürlich, wie unser Oberpriester ganz richtig bemerkte, nicht von dem unbekannten Gotte sprechen, ohne die Möglichkeit zuzugeben, daß dieser ein astrales Wesen sei. Ob wir das ganze Planetensystem mit der Sonne für ein einziges großes Gottwesen halten — oder ob wir nur den Geist der Erde für das führende Gottwesen anerkennen — oder ob wir ein reingeistiges Wesen als Gottwesen anerkennen — — zweifellos gehört es in unser System, daß wir allen diesen Gottwesen ein Dasein zuschreiben, das wieder abhängig ist von einem andern Gottwesen. Und darin hat der alte Eremit aus Tibet — dieser Herr Weber — wohl recht, daß wir abhängigen Göttern huldigen — auch hier in unserm Tempel, in dem wir den unbekannten Gott verehren — der ja übrigens vor vielen Jahrtausenden auch schon verehrt wurde als ein großer Unbekannter — jedenfalls las ich davon in der Vorgeschichte der christlichen Religion."

„Schweifen wir", sagte Herr Malach, während er sich eine Zigarette anzündete, „nicht zu weit ab. Wir wollen ja hier nicht eine historische Religions-Rundschau veranstalten. Es handelt sich jedenfalls darum, wie wir diesem Herrn Knut Weber zu begegnen haben. Er hat seine Broschüre in einer Auflage von zehn Millionen Exemplaren verbreitet. Und man erwartet nun von den javanischen Priestern — wie stets in der letzten Zeit —, daß sie ihre religiösen Grundsätze wieder energisch verteidigen werden. Wie aber machen wir das?"

Hierauf wurde es ganz still im Klostergarten.

Jetzt steckten sich alle Herren Zigarren oder Zigaretten an, und sie rauchten und dachten nach.

Das Obst auf den schwarzen Tischen blieb ganz unberührt.

Herr Hostu lächelte und sagte dann leise:

„Wir sind doch alle der Meinung, daß der, der eben so fragte, schon die Antwort auf seine Frage in der Tasche hat. Wir wollen nicht vorgreifen."

Alle Priester lächelten, und Malach lächelte ebenfalls — und dann sagte er:

„Ich bin der Meinung, daß wir diesem alten Herrn Weber beweisen müssen, daß die Abhängigkeit gar keine so üble Sache ist. Wir müssen ihm das Grandiose im Abhängigkeitsgefühl klar machen. Das ist alles, was wir zu tun haben."

„Sollen wir das", fragte nun Herr Hostu, „mit schönen Worten machen? Das dürfte doch nach außen hin nicht so ohne weiteres genügen."

„Nein", sagte Herr Malach hart, „wir müssen schon eine deutlichere Sprache führen — natürlich — durch eine beredte Handlung."

Nun sprachen alle Priester lebhaft durch einander — und man wollte wissen, wie die Handlung aussehen sollte.

Und der Herr Malach sagte ganz langsam:

„Wir müßten dem Herrn Weber sagen, daß wir alle zusammen bereit sind, von ihm, dem Herrn Weber, drei Monate hindurch abhängig zu sein — in jeder Beziehung. Wir müßten ihm sagen: Herr Weber, machen Sie mit uns, was Sie wollen. Wir unterwerfen unsern Willen dem Ihrigen in jeder Beziehung. Und wir werden ihm beweisen, daß wir durch diese Abhängigkeit nicht beirrt werden — nicht verletzt werden. Wir werden ihm zeigen, daß man die Existenz des Grandiosen nur dann anerkennen kann, wenn man sich in der abhängigen Stellung vollkommen selig fühlt. Und wenn er das durch unser beredtes Tun eingesehen hat, dann wird er ohne weiteres zugeben, daß auch große Götter sich nichts vergeben, wenn sie sich abhängig machen von noch größeren Göttern. Das Gefühl der Abhängigkeit ist gerade das, auf dem alle Religion aufgebaut ist. Man vergibt sich dadurch nichts, wenn man zum Größeren in Ehrfurcht — und wenns auch mal in ganz gewöhnlicher Furcht sein sollte — hinaufblickt. Und — vergessen wir das nie, meine Herren, es liegt auch nichts Entwürdigendes darin, daß wir in abhängiger Lage erhalten bleiben — stets umgeben von tausend Gefahren, die wir sämtlich nicht in jedem Falle überwinden können — wir bleiben ja dadurch in steter Verehrung des Größeren, der in jeder Sekunde auch die Macht hat, uns zu vernichten. Er hat aber auch die Macht, in jeder Sekunde uns das größte Glück zu geben, das wir

Digitized by Google

in dieser Welt der Erscheinungen haben können; Auch unser Glücksempfinden hängt in jeder Sekunde nur von dem Gewaltigen — dem großen Unbekannten — ab."

Herr Malach erhob sich, die Priester, die noch saßen, erhoben sich auch.

„Und darum frage ich Sie, meine Herren", fuhr Herr Malach fort, „wollen wir uns freiwillig Herrn Weber ausliefern auf Leben und Tod — für drei Monate?"

Es wurde ganz still im Klostergarten, und dann wurde feierlich mit weißen und schwarzen Kugeln abgestimmt.

Und alle Priester sagten zu der Rede ihres Oberpriesters Ja und Amen.

Auf telegraphischem Wege wurde nun Herr Weber von dem Entschluß der javanischen Priester in Kenntnis gesetzt. Und bald wußte alle Welt von diesem Entschluß.

Da saß nun der Herr Weber in Tibet und wußte acht Tage hindurch nicht, was er dazu sagen sollte.

Dann aber fuhr er nach Java und erklärte dort den Priestern, daß er weit davon entfernt sei, diese großartige Tat irgendwie zu seinem Vorteile auszunützen.

Und er erklärte in einer zweiten Broschüre, daß ihm der Wert der Abhängigkeit doch verständlich geworden sei — und daß sich auch kein Gott zu schämen brauche, wenn er von einem noch größeren Gott abhänge — wie der Mond von der Erde.

Die Kometen.

Heuer ists nicht recht geheuer,
Mai droht mit Kometenfeuer;
Vorher aber sieht man einen
Andern Schwanzstern noch erscheinen
Und in der Bevölkrung rings
Hat man Furcht vor solchem Dings.

Zwar ein Trost bleibt, der uns trüstet,
Wenn die Erde sich verwüstet,
Wenn die Nebel des Kometen
Brodelnd ins Gesichtsfeld treten,
Sagt der Preuße inhaltsschwer:
„Steuern zahl ich auch nicht mehr".

Und ich lege ohne Lärme
Ab die Hülle der Gedärme,
Sterbe ruhig in den Sielen,
Nach mir mag man Ibsen spielen
Oder auch ein Stück von Shaw,
Der verdreht die Dinge sah.

Auch vor aller Politike
Wahrt mich Starre im Genicke.

Was die Monarchie gewesen,
Wird man bald im Chaos lesen,
Und der letzte Junker sinkt
In Kloaken, wo es stinkt.

Alle Feinde werden stumme,
Intell'genzen werden Dumme,
Frauenfragen, sexuelle
Hauptprobleme werden schnelle
Abgetan mit armem Ruhm —
Durch das Schweifkometentum.

Jeder kriegt den Nasenstüber,
Selbst der Bethmann muß hinüber,
Doch sein Stab der Staatsbeamten
Sieht ersterbend die verdammten
Nebel ziehn und registriert se — —:
Exzellenz — sagt, wer regiert se?

Terentius.

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden

Carl Michael Bellman: Fredmans Episteln. Aus dem Schwedischen übertragen von Felix Niedner. Bei Eugen Diederichs (Jena).

Endlich, nachdem nun schon seit 13 Jahren alljährlich der gute Knecht Rupprecht der Volkslieder, Sven Scholander, Deutschland mit Wundergaben des nordischen Anakreon überschüttet, wagt es der treffliche Jenenser Verlag, den sonderbaren Heiligen der paradiesischen Zechgelage und Liebesorgien des ausgehenden 18. Jahrhunderts, den von echter Lebenslaune und dionysischer Wein- und Weibesfreude übersprudelnden gemalen Schweden Bellman uns in eine Gesamtübertragung der wundersamen Episteln St. Fredmans vorzuführen. Es gab zwar schon einige Übersetzungen, so die glatten von J. P. Willatzen, auch Hanns von Gumppenberg bot einige sehr gelungene in seiner „Schwedischen Lyrik", — inzwischen ist von ihm bei Langen (München) eine größere Sammlung der Episteln und Lieder Bellmans erschienen. Aber ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, erst in seinem ersten großen deutschen Biographen Felix Niedner (bei Weidmann 1905, ein Jahr darauf folgte bei Gose und Tetzlaff meine wenig bekannt gewordene Studie) sei ihm sein kongenialer Verdeutscher erschienen. Eine Probe dieser absichtlich herben Übertragungskunst als Kostprobe (Epistel 5):

Liebe Brüder, so sei euch der Humpen geweiht
In dieser Welt Elend und Jammer und Leid!
Auf euch raffet
Und schaffet.
Strampelt,
Trampelt,
Trauben zu pressen, denn noch ist es Zeit!

Die „Aleverweser" sind streitbar im Sinn,
Den „Chortrinkern" winkt so stolzer Gewinn:
Scherze sie machen
Und lachen
Und trinken
Und sinken
Dann zwischen den Flaschen dahin!

Digitized by Google

Schenkt die Krüge ein, Brüder, die Deckel schlagt zu!
Fort mit allem Ärger jetzt! Trinket in Ruh!
Nur recht lüstern
Die Nüstern . . .
Strampelt,
Trampelt
In Bacchus Presse: ein Hoch dem Filou!

Branntwein-Apostel steh'n auf jede Nacht,
Künden Sankt Fredmans Gesetze mit Macht:
Rasen und schwärmen
Und lärmen
Und lallen
Und fallen
Gleich Helden in blutiger Schlacht! usw.

Niedner hat uns so diese ganze seltsame Comparserie nebst sämtliche Statisten, den Mollberg, den Movitz, den Fredman, Vater Bergström und die Venus amathusia, die unsterbliche Freudendirne Ulla Windblad, die verkörperte Lebenslust des Roccocco, lebendig gemacht. Soll ich zu Bellmans Preise die Saiten stimmen? Den sein ganzes Volk abgöttisch liebt und dessen Lieder und Weisen jeder Schwede kennt? Denen, die nichts von ihm wissen, die äußeren Daten: Er ward geboren 1740, lebte und liebte unter Gustav III., der ihn oft zu sich lud, und starb 1795. Gustav Roethe hat die trefflich gedruckte und ausgestattete Ausgabe mit einer höchst unzünftigen, glänzenden Vorrede eingeleitet. Paul Friedrich (Berlin).

Das Neue Testament: Übersetzt von Hermann Menge. Mit 40 Vollbildern und Buchschmuck von Franz Stassen. Verlag von E. Appelhans & Co. G. m. H. (Braunschweig). Heft 3—10. Preis: für das Heft Mk. 1.25.

Katalog der deutschen Handschriften der k. k. Öff.-u. Universitätsbibliothek zu Prag. I. Teil. Die Handschriften bis etwa zum Jahre 1550. Verlag von J. G. Calve (Prag). Preis: geh. Mk. 4.—.

Johannes Gaulke: Im Zwischendeck. Ein Kulturbild aus dem Auswandererleben. Freier Literarischer Verlag (Berlin-Tempelhof). Preis: geh. Mk. 2.50.

Reinhard Roehle: Am Berg der Läuterung. Novelle. Verlag von Friedrich Reinhardt (Basel). Preis: geh. Mk. 2.—.

Dantes Göttliche Komödie. Das Epos vom inneren Menschen. Bearbeitet von Else Hasse. Verlag von Jos. Kösel (Kempten). Preis: geh. Mk. 4.50.

Deutsche Humoristen. I. Bd. Peter Rosegger, Fritz Reuter, Wilhelm Raabe, Albert Roderich. („Hausbücherei" Band III). Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung (Hamburg-Großborstel). Preis: geb. Mk. 1.—.

Lothar Engelbert Schücking: Demokratische Betrachtungen. Verlag von Albert Langen (München).

Prof. Dr. Max J. Wolff: Molière. Der Dichter und sein Werk. Verlag der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck) (München). Preis: geb. Mk. 10.—.

John Henry Mackay: Gedichte. Verlag von Bernhard Zack (Treptow b. Berlin). Preis: geb. Mk. 5.—.

Ludwig Teich: Neuer Glaube oder der natürliche Lebensplan als Gottesgesetz. Eine Andeutung des Grundzuges mit Äußerungen weiser Erkenntnis. Kom.-Verlag Otto Wigand m. b. H. (Leipzig). Preis: geh. Mk. 3.—.

Eduard Engel: Goethe. Der Mann und das Werk. Mit zahlreichen Abbildungen. Concordia, deutsche Verlagsanstalt (Berlin). Preis: geh. Mk. 8.50.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ∴ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

Privat-Beamte und Angehörige der freien Berufe!

Sorget für Eure Zukunft und die Eurer Familie

durch Anschluss an den zur Vertretung der wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Interessen der Privat-Beamten gegründeten, durch landesherrliche Verleihung mit Korporationsrechten ausgestatteten

Deutschen Privat-Beamten-Verein zu Magdeburg.

Ueber 27 000 Mitglieder in zirka 500 Zweigvereinen, Verwaltungsgruppen und Zahlstellen.

Neben **Pensionskasse, Witwenkasse, Waisenkasse, Begräbniskasse** und **Krankenkasse sehr wertvolle Wohlfahrtseinrichtungen.**

Gesamtvermögen: Ueber 15 Millionen Mark.

Halbjährl. Beitrag 3 Mk. — Man verlange Prospekt.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schüffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.
Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.
Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Ziehung 5. Februar.

4. Schlesische Pferde-Lotterie

Lose à 1 M. 11 Lose = 10 Mark. Porto u. Liste 25 Pf.

3842 Gewinne. Gesamtwert Mark

60000
spec. 48 Pferde und 6 Equipagen Mark

40000
und 3800 Silbergewinne Mark

20000
1. Hauptgew.: Equipage m. 4 Pferden Mark

10000

Lose empfehlen und versenden

Lud. Müller & Co.

Bankgeschäft Berlin C., Breitestr. 5.
Telegr.-Adr.: Glücksmüller.

Vereinigung: Die Wissenschaft für Alle.

Die Vereinigung bezweckt Wißbegierigen und Bildungsbedürftigen aus allen Kreisen des deutschen Volkes auf billigstem Wege Gelegenheit zu geben, ihr Wissen zu erweitern und ihre Bildung zu vertiefen.

Zu einem **Mitgliedsbeitrag von Mark 1.50 vierteljährlich** erhalten die Mitglieder

1. die Halbmonatsschrift **„Das Wissen"**, und
2. zwei Bände der **„Bücher des Wissens"** (Ladenpreis à 50 Pfg.); sie haben
3. freien Zutritt oder Eintritt zu ermäßigten Preisen zu den von der Vereinigung bezeichneten Vorträgen, und ferner hat jedes Mitglied das Recht,
4. sechs weitere Bände der **„Bücher des Wissens"** vierteljährlich nach eigener Wahl zum Vorzugspreis von je 30 Pfg. (statt des Ladenpreises von je 50 Pfg.) zu beziehen. — Erschienen sind bis Anfang 1910 140 Bände „Bücher des Wissens". Außerdem sind die Mitglieder berechtigt
5. zum Bezuge der von der Vereinigung in jedem Jahre neu erworbenen Bücher zum Vorzugspreis für Mitglieder und
6. zur Inanspruchnahme des Fragekastens und Sprechsaales der Halbmonatsschrift **„Das Wissen"**.

Für Nichtmitglieder der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle" kostet die Zeitschrift „Das Wissen" jährlich Mk. 7.20 und jedes Exemplar der „Bücher des Wissens" 50 Pfg., zusammen jährlich Mk. 11.20. Mitglieder genießen daher, abgesehen von den übrigen Rechten, eine

Preisermässigung von Mark 5.20 jährlich.

Mitglied der Vereinigung kann jedermann werden, der Eintritt jederzeit erfolgen. Alle Buchhandlungen, sowie die Geschäftsstelle der Vereinigung nehmen Anmeldungen entgegen. Der Mitgliedsbeitrag Mk. 1.50 ist vierteljährlich im Voraus zahlbar. Weitere Pflichten übernehmen die Mitglieder nicht. Probenummern der Halbmonatsschrift „Das Wissen" und Satzungen der Vereinigung kostenlos von der

Geschäftsstelle der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle"
Berlin W. 9, Potsdamerstr. 124.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Meißler, Marienborf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 6. Berlin, den 5. Februar 1910. 39. Jahrgang Band 77.

Freihandel und Schutzzoll.

Der Ausfall der englischen Wahlen ist aufrichtig zu bedauern. Die Unionisten hätten eine kräftige Mehrheit gewinnen müssen. So paradox der Wunsch klingt, er wird aus dem Nachfolgenden verständlich werden.

Zunächst darf die Wahl in England nicht als Abstimmung über Krieg oder Frieden aufgefaßt werden. Der Janustempel wäre auch bei einem Siege der Überflottenfreunde nicht geöffnet worden, und wir haben nur über die Skrupellosigkeit der insularen Politiker gestaunt, die zur Erhitzung der Massen mit dem Märchen der deutschen Einfallgelüste arbeiteten. Wir kennen brave Vierfüßler, die rasend bellen und sich äußerst bedrohlich gebärden: in dem Augenblick, wo die Kette reißt, sind sie friedfertige Geschöpfe. Nun sollen wir uns zwar nicht in trügerische Sicherheit einwiegen lassen, denn es gibt auch Kläffer, die wirklich bösartig sind, aber im Grunde ist der Wahlkampf in England um Freihandel und Schutzzoll geführt worden, und mit dem Siege der Unionisten hätten wir vor der Frage gestanden, ob England Stück für Stück jene Schutzzollrüstung angelegt hätte, die alle andern großen Kulturstaaten tragen. Damit würde der Ring geschlossen sein.

Unverkennbar bildet das Vorhandensein eines großen Freihandelsstaates wie England die Quelle, aus der die spärlichen Freihändler aller Länder immer wieder Ermutigung schöpfen. Es wäre in mehr als einer Beziehung bedeutsam, zu erfahren, ob das rein industrielle Inselreich nach Abkehr vom Freihandel die Wiederbelebung seiner nahezu gänzlich darniederliegenden Landwirtschaft versuchen und wie dieser Versuch ausfallen würde. Wichtiger wäre die Wirkung eines englischen Schutzzollsystems auf die Gestaltung der Handelsverträge. Die andern Staaten würden mit Repressalien antworten, wir würden in eine allgemeine Kampfperiode eintreten, und am Ende würde: „Das Ganze Halt“ geblasen werden, ein Ausgang, womit die Freunde eines gemäßigten Schutzzolls zufrieden sein könnten. Vermutlich dürfte ein Übergang Englands zum Schutzzoll die Bildung eines noch in weiter Ferne liegenden europäischen Zollbundes erleichtern; ein freihändlerisches England wird stets der Verwirklichung dieses Planes im Wege stehen. Indessen, das ist Zukunftsmusik. Daß der Gedanke von Zeit zu Zeit wieder auftaucht, läßt erkennen, mit welcher Sorge die amerikanische Entwicklung weitsichtige Geister erfüllt. Sie stellt eine Gefahr für Europa dar, und Ansätze vom Übergreifen der Trusts — man erinnere sich an die Vorstöße gegen unsre Tabakindustrie — sind vorhanden. Weniger freihändlerisch gesinnt als heute war die Welt niemals, und es ist begreiflich, wenn ein Chamberlain und ein Balfour dem Erstarken des deutschen Wettbewerbs durch dasselbe Mittel, das ihn so bedrohlich hat werden lassen, nämlich durch den Schutzzoll, begegnen möchten.

Es hieße die Tatsachen auf den Kopf stellen, wollte man den Aufschwung Deutschlands auf andre Ursachen als die 1879 inaugurierte Schutzzollpolitik zurückführen. Die Löhne sind gestiegen, die Lebenshaltung aller Schichten hat sich gehoben, und nach dem Zurückebben in der Caprivischen Ära ist auch der Landwirtschaft soweit ihr Recht geworden, daß sie trotz der Entwicklung des Reiches zum Industriestaat in Reih und Glied mitmarschieren kann. Solange dieser Gleichtritt nicht gestört wird — und seit dem 20. Februar 1905, wo die sieben Handelsverträge mit Italien, Belgien, Rußland, Schweiz, Rumänien, Serbien und Österreich-Ungarn vom Reichstage beschlossen wurden, ist die Stabilität unsrer Handelsbeziehungen nach diesen Richtungen hin gewährleistet — dürften wir ganz wegen unsrer Entwicklung beruhigt sein, wenn nicht Hemmungen von Amerika, Frankreich und Portugal drohten. Wir dürfen die Schwierigkeiten, die unserm Handel aus den neuen Zolltarifen dieser Staaten erwachsen sollen, als ein Anerkenntnis unsrer Stärke auffassen.

Was Portugal, diese festländische englische Filiale, anlangt, so leiden die Verhandlungen über den deutsch-portugiesischen Handelsvertrag an den Störungen, die Frankreich und die Vereinigten Staaten ausüben. Es herrscht Kampfstimmung, und Portugal scheint entgelten zu sollen, was Mächtigere durch Überspannung ihrer Forderungen anzurichten gewillt sind. Wie es auch auslaufen mag, wir besitzen hier ein Schulbeispiel für ein

Digitized by Google

schutzzöllnerisches Rechenexempel. Die Interessen, die auf dem Spiel stehen, sind in Ansehung der Handelsbilanz nicht groß und leicht zu übersehen. Es fragt sich also, ob unsre Industrie die bisher aus Portugal bezogenen Rohstoffe — in erster Linie wohl Kork — anderweitig beziehen, ob wir auf die portugiesischen Weine eventuell verzichten können, während in einem Zollkriege für unsre Waren Absatzgebiete verloren gehen, die später nicht leicht wiedergewonnen werden können. Zu leidenschaftlichen Erörterungen scheint der Fall nicht angetan, nur so viel ist sicher: kühle Abwägung tut not, damit nicht auf unsrer Seite mehr Interessenten auf der Strecke bleiben als auf jener und England, Amerika und Frankreich als lachende Dritte unsre Absatzgebiete besetzen. Damit soll keineswegs dem mutigen Zurückweichen des Stärkeren das Wort geredet, sondern nur zur Vorsicht gemahnt sein. Zollkriege, einmal entfacht, schlagen schwere Wunden: die schweizerischen und französischen Fabrikanten wissen davon ein Lied zu singen.

Nun stehen wir ferner vor einer Neuordnung unsrer Zollverhältnisse zu Frankreich. Auch hier wird in düsteren Farben ein Zollkrieg an die Wand gemalt, und die Freihändler vom reinsten Wasser, die sich in Deutschland fast nur aus der Sozialdemokratie rekrutieren, nehmen aus dem neuen französischen Tarif Anlaß, den Stab über das Schutzzollsystem zu brechen. Ihre Genossen in der französischen Kammer sind klüger; sie begreifen, daß die Arbeiter ihnen die Gefolgschaft aufkündigen würden, wollten sie an dem Schutzzoll rütteln. Deutschland befindet sich in einer günstigeren Lage Frankreich gegenüber, insofern als ihm durch den Frankfurter Frieden der jedesmalige Minimaltarif gewährleistet ist, es selber jedoch den französischen Export durch Erhöhung der fraglichen Zollpositionen treffen kann, wenn Bier, Spielzeuge, Maroquinerie, Handschuhe, unechte Bijouteriewaren u. a. mit einem zu hohen Zoll belastet werden sollten. Je höher die Positionen heraufgeschraubt werden, um so leichter läßt sich der von der Kammer angenommene Antrag, betreffend eine internationale Verständigung über Herabsetzung der Zölle als Handhabe benutzen. Diese Anregung, von sozialistischer Seite gegeben, ist nicht so sehr ein Zeichen dafür, daß jeder Übertreibung ihr Heilmittel innewohnt, als für ein bei den Radikalen immerhin seltenes staatsmännisches Denken. Sie erblicken in einem vernünftigen Schutzzoll eine Sicherung der nationalen Arbeit und sind sogar soweit gegangen zu fordern, daß von französischen Unternehmern möglichst wenig ausländische Arbeiter beschäftigt werden sollen. Das zielt auf die Belgier. In Deutschland, wo die Phrase von der völkerverbindenden Internationalität und Interessengemeinschaft noch geglaubt wird, hat es mit der Ablehnung polnischer und italienischer Arbeiter durch die sozialdemokratischen, in der Theorie wenigstens, noch gute Wege; in der Praxis freilich setzt es oft genug blutige Köpfe, wenn diese Arbeitskräfte, genügsamer von Natur, die Löhne zu unterbieten wagen. Es darf als Axiom gelten: je stärker der Schutzzoll, desto höher die Löhne. Damit hängt auch des Weiteren zusammen, daß die Steigerung der Löhne auf dem Lande die Bevölkerung seßhafter macht, der Abwanderung nach der Stadt Einhalt tut und so das den städtischen Arbeiter bedrohende Überangebot von ländlichen Arbeitern verhindert. Die Bildung der Reserve-Armee der Arbeitslosen, die sich aus dem platten Lande rekrutieren, muß durch bessre Lebensbedingungen verhindert werden, und das wird ermöglicht durch die Hebung der Landwirtschaft. Die französische Agrarkrisis ist 1892 wie die deutsche 1905 beseitigt worden; der Getreidebau gestaltet sich lohnender. Es kommt weniger auf billiges Brotkorn an, als auf die Möglichkeit es teuer zu bezahlen. Der Landwirt, in seiner Kaufkraft gestärkt, stellt ein inländisches Absatzgebiet dar, nur muß eine weitschauende Gesetzgebung verhüten, daß der Erzeuger der Lebensmittel in die Lage gerät, damit Wucher zu treiben. Hier heißt es richtig ausbalancieren. In den Vereinigten Staaten scheint zurzeit dies für das Gemeinwohl unerläßliche Gleichgewicht verloren gegangen zu sein.

Es hat sich gefügt, daß während der schwebenden Zollverhandlungen zwischen Deutschland und Amerika sich Ausartungen des Fleischtrusts unliebsam bemerklich machten. Selbst dem hochbezahlten amerikanischen Arbeiter und kleinen Gewerbetreibenden wurden die Fleischpreise fühlbar. Die Tagespresse hat ausführlich über die Versuche, den Trust zu boykottieren, berichtet. Das Hinzutreten eines Zollkrieges, der in erster Linie die amerikanische Industrie beträfe, könnte eine Krisis heraufbeschwören, und darum wird es verständlich, wenn zunächst die extremen Agrarier mit ihrem Verlangen nach Einfuhr lebenden Viehs in Deutschland ausgeschaltet werden. Uncle Sam müßte befürchten, daß bei der bedrohlichen Volksstimmung ihm die eigenen Leute in den Rücken fallen, und so leicht entflammbar der Amerikaner für die nationale Idee ist, mit leerem Magen will er doch nicht den Stars and Strips nachlaufen, zumal da er das Schlachtvieh lieber im Lande behält. Man kann Panzerplatten und Eisenbahnschienen, Lokomotiven und Maschinen billiger an das Ausland als an das Inland abgeben, davon merkt der gemeine Mann nichts, besonders nicht, wenn dadurch die Arbeitsgelegenheit vermehrt wird. Nur die volle Schüssel läßt er nicht ohne Widerspruch auf den Tisch des Nachbars setzen und sich mit Redensarten abspeisen. Die Erklärung des amerikanischen Botschafters in Berlin über die Fleischbeschau, die den Boden für eine Verständigung ebnen und Besorgnisse über die Minderwertigkeit des ausgeführten Fleisches beseitigen sollte, kann auf Betreiben der Packers in Chikago zurückzuführen, sie kann aber auch ein Symptom dafür sein, daß man im Weißen Hause Zeit

Digitized by Google

gewinnen will. Jedenfalls brauchen wir es nicht als unumstößliche Gewißheit annehmen, daß der Paynesche Maximaltarif am 1. April gegen Deutschland in Kraft gesetzt wird. Praktisch denkende Leute, wie die Amerikaner sind, gehen nicht leichtherzig das Risiko ein, sich selber eine Ausfuhr nach Deutschland im Werte von 1300 Mill. Mk. zu unterbinden, und sie könnte, falls die Verhandlungen ins Stocken gerieten, unterbunden werden durch eine einfache bundesrätliche Verordnung, die neben dem tarifmäßigen Zollsatze einen Zollzuschlag bis zum doppelten Betrage dieses Satzes oder bis zur vollen Werthöhe festsetzt, während tarifmäßig zollfreie Waren mit einem Zoll bis zur Hälfte ihres Wertes belegt werden können. Das sind scharfe Waffen, die ultima ratio regis, aber man zeigt sie, wie einen Knuckleduster, in guter Gesellschaft nicht. Es genügt zu wissen, daß sie vorhanden sind. Es muß gerechnet werden, und die Firma Brother Jonathan kann rechnen. Außerdem haben einige andre Interessenten, wie Österreich-Ungarn, Kanada, Frankreich, den Rechenstift gespitzt, um gute Lehren aus diesem Handel zu ziehen. In die Wageschale fällt auch die Frage, welchen Nutzen die Trusts von einem Zollkriege haben werden. Unter Roosevelt ging die Woge der Empörung gegen sie hoch, sie sank während des geschäftlichen Niedergangs in der Wahlzeit, und jetzt unter Taft beginnt sie wieder allmählich zu schwellen. Man will sich nicht in unabsehbare Wirrnisse hineinhetzen lassen dem Großkapital einiger Weniger zuliebe; die Allgemeinheit würde die Verminderung der Ausfuhrgelegenheit mit einer Preiserhöhung der einschlägigen Produkte zu büßen haben. So trägt das Schutzzollsystem seinen Regulator in sich, und der Ausblick auf England, wo dessen Einführung wohl doch nur eine Frage der Zeit ist, dürfte gleichfalls den Wagemut der Hochzollfanatiker lähmen und sie einer Vertagung geneigt machen. Kampf wäre Kraftvergeudung, und käme es dazu, so zöge er so weite Kreise in Mitleidenschaft, daß eine allgemeine Abrüstung sich anbahnen würde. Immerhin ist es bemerkenswert, wie wenig Anzeichen für eine Geneigtheit der Völker sprechen, in das Paradies des Freihandels zurückzukehren. Deutschland wird möglicherweise im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts in drei Zollkriege verwickelt, überall sehen wir, wie allen Lehren von Adam Smith und Cobden zum Trotz neue Schutzmauern um die Staaten aufgeführt und alte verstärkt werden, sehen aber auch Bevölkerung und Wohlstand wachsen, gewahren überall das Bestreben, sich auf sich selbst zu stellen, und vorderhand wenig Geneigtheit, sich durch Zusammenschluß zu Zollvereinigungen verschiedener Staaten im friedlichen Wettbewerb gegenseitig zu unterstützen. Aber die Erkenntnis, daß ganz Amerika mit seinen riesigen Bodenschätzen und Naturprodukten, seiner unbezähmbaren Wirtschaftsenergie der Gegner des kleinen Europas ist, gewinnt mehr und mehr Boden und heischt gemeinsame Abwehrmaßregeln. In der Apotheke des Freihandels sind nur Opiate zu finden, Stimulantien, die nötig sind, liefert nur der Schutzzoll, und so ist es im Umschwung der Zeiten dahin gekommen, daß der Freihandel, einstmals das Schiboleth liberal gerichteter Parteien, jede Anziehungskraft eingebüßt hat, wie es dem Kosmopolitismus widerfahren ist, der, vom Nationalismus abgelöst, wie ein ehrwürdiger, aber versteinerter Dinosaurier in Museen angestaunt wird. Aber niemand wünscht ihn ins Leben zurück, denn er gehörte nicht zu den nützlichen Geschöpfen, und selbst der Direktor eines zoologischen Gartens würde sich wegen der Fütterungskosten für seinen Besitz bedanken. Nichts ist bezeichnender für die Zeitlage, als daß in England der Freihandel zu versteinern beginnt, nur geht der Prozeß gemäß dem konservativen Naturell der Engländer langsamer vorwärts als anderswo. Sie wollen Schwarzbrot essen von Korn, das auf englischem Grund gewachsen ist, und sie werden es essen. Der Gedanke hat drüben Wurzel gefaßt und läßt sich nicht mehr unterpflügen.

Europäische Politik.

Von **Otto Corbach** (Charlottenburg).

„Kann Europa, solange es in soviele feindliche Heerlager geteilt bleibt, jemals hoffen, sich neue fremde Märkte zu erobern oder die amerikanische Invasion zurückzuschlagen?“ Auf diese Frage gebe es, meinte einmal der bekannte amerikanische Milliardär Andrew Carnegie, nur eine Antwort: „Europa arbeitet vergeblich, bis es nicht eine Form politischer und industrieller Union gefunden hat, und ein einiges Ganze wird, wie es die amerikanische Union in dieser Hinsicht ist; denn das ist die einzige Grundlage, mit der es überhaupt mit Erfolg gegen Amerika um den Welthandel kämpfen kann.“

Natürlich braucht kein Europäer, der historisch Gewordenes zu würdigen weiß, die nordamerikanische Union als Muster für einen engeren Zusammenschluß der europäischen Staaten gutzuheißen, um einen solchen doch herbeizuwünschen. Streiten läßt sich jedenfalls nicht darüber, daß die Völker Europas lernen müssen, in weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Streitfragen einheitlich vorzugehen, um sich gegen ein einheitlich handelndes Amerika oder Asien wehren zu können.

Auf dieses Problem hat die jüngst in Brüssel vereinigt gewesene Generalversammlung des Berner Internationalen Friedensbureaus wieder aufmerksam gemacht, indem sie folgende Resolution einstimmig annahm: „Die Generalversammlung drückt

Digitized by Google

den Wunsch aus, daß die Regierungen Europas oder einige von ihnen ein paneuropäisches Bureau nach dem Muster jener Einrichtungen schaffen, die die amerikanischen Regierungen in Washington geschaffen haben." Das Berner Bureau wurde beauftragt, diesen Beschluß zur Kenntnis der Regierungen zu bringen und das Wesen der zu schaffenden Einrichtung und deren Notwendigkeit in einer Denkschrift zu erläutern.

Mit der Schaffung solcher Verständigungsorgane wird sich freilich solange noch wenig erreichen lassen, als in den maßgebenden politischen Kreisen der einzelnen Nationen die Fähigkeit, europäisch zu fühlen und zu denken, partikularistisch-nationalistische Bestrebungen dem Wohle Gesamteuropas unterzuordnen, noch so völlig unentwickelt ist wie gegenwärtig. Ein einiges Europa wird solange ein frommer Wunsch bleiben, als nicht die Vorstellung von seiner Nützlichkeit allgemein verbreitet ist.

Die Völker Europas und ihre Lenker müssen noch für eine europäische Politik erzogen werden. Diese Erziehung hat mit der Aufklärung darüber zu beginnen, daß die Möglichkeiten für einzelne europäische Nationen, auf Kosten andrer etwas zu erreichen, verschwindend gering sind im Vergleich zu denen, durch gemeinsame Anstrengungen für alle Vorteile zu erlangen, und daß die Überwindung der nationalen Gegensätze zugunsten einer politischen Einheit Europas durchaus der Tendenz der geschichtlichen Entwicklung entspricht.

Einst gab es in Deutschland 650 unabhängige Staaten. Heute haben wir ein großes einheitliches Deutsches Reich, dessen Gesamtwohl die Sonderzwecke der Einzelstaaten immer mehr zusammenschrumpfen läßt. In Italien gab es im zwölften Jahrhundert 50 Staaten. Einige Tausend nennenswerte Staaten zählte man im Mittelalter auf der ganzen Erde, heute nur noch 65. In Deutschland fand Leibniz, der als Erster den Gedanken einer politischen Einheit der deutschen Stämme vertrat, ebensowenig Verständnis, als Machiavelli bei seinen Landsleuten mit dem Eintreten für ein einiges Italien.

Daß aus Nationalitätsunterschieden politische Gegensätzlichkeit entspringen müsse, läßt sich nicht mehr behaupten, nachdem es in den Vereinigten Staaten gelungen ist, aus Angehörigen sämtlicher Stämme der weißen Rasse eine Nation von erstaunlicher Zusammenhangskraft und einheitlicher politischer Denkweise zu bilden. Auch hat Graf Aehrenthal bewiesen, daß sich mit einem so bunten und infolge verfehlter innerpolitischer Grundsätze noch so unausgeglichenen Völkergemisch wie das der österreichisch-ungarischen Monarchie sehr wohl eine tatkräftige äußere Politik treiben läßt. Und dann waren die Gegensätze, die früher verschiedene Staaten mit Bevölkerungen gleicher Nationalität trennte, viel schärfer als die, die es heute zwischen den Staaten Europas auszugleichen gibt.

Es läßt sich nicht einmal behaupten, daß es einer Nation, die zu groß ist, um unter modernen Kulturverhältnissen ausgerottet werden zu können, übel bekommen muß, wenn sie sich, ohne selbst einen Staat zu bilden, gegen feindselige Staatswesen zu behaupten hat. Das zeigen uns die Polen, die heute an Zahl doppelt so stark sind wie zur Zeit, als sie ihre politische Selbständigkeit verloren und die in unsern Ostmarken trotz der kostspieligen Kolonisationstätigkeit des preußischen Fiskus unaufhaltsam an Boden gewinnen. Man kann auch auf die Franzosen in Kanada hinweisen, die gute kanadische Patrioten sind, und dabei eine Vermehrungsfähigkeit entfalten, welche ebenso erstaunlich ist, wie der Rückgang der Erneuerungskraft der Bevölkerung Frankreichs, die unter dem Schutze eines eigenen Staatswesens steht.

Natürlich ist es der Verkehr, der in Europa wie anderwärts am meisten zum Ausgleich der nationalen Gegensätze beiträgt. Im Mittelalter brauchte man 23 Tage, um von Florenz nach Paris zu kommen, heute nur 28 Stunden. Dazu waren früher nur kräftige Personen den Strapazen großer Reisen gewachsen, während heute schwächliche Kinder und hinfällige Greise bequem die größten Entfernungen überwinden. Auch die Erleichterungen, die der Verkehr dem Warenaustausch verschafft, haben die Beziehungen der Völker zueinander vertausendfältigt und über Europa mit der Zeit ein großartiges Netz der Interessensolidarität gesponnen, das schon heute jeden kriegerischen Konflikt zwischen europäischen Staaten unmöglich erscheinen lassen müßte, wenn nicht in den Köpfen noch Vorstellungen aus mittelalterlichen Zeiten fortlebten.

Es gibt kein Volk, das mehr unter der Uneinigkeit Europas leiden muß und das mehr bei einer Einigung der Völker dieses Kontinents zu gewinnen hätte als das deutsche. Wenn es der politischen Tätigkeit der uns Regierenden gelänge, bei allen andern europäischen Völkern die Überzeugung hervorzurufen und zu nähren, daß unsre militärischen Machtmittel für alle Zukunft nur bestimmt sind, das europäische Wirtschaftsleben vor störenden Einwirkungen schützen zu helfen, statt es selbst für einseitige deutsche Zwecke zu stören, dann wären die schlimmsten Hindernisse für jene Bestrebungen beseitigt, die auf eine allmähliche zollpolitische Abrüstung zwischen den europäischen Staaten gerichtet sind, und wenn einmal die Zollschranken beseitigt wären, die heute den zwischenstaatlichen Handel Europas behindern, so würden sich bei der Lage unsres Landes gerade für unser Wirtschaftsleben die glänzendsten Aussichten eröffnen.

Gewiß läßt sich nicht leugnen, daß unsre Regierenden auch den besten Willen haben, eine das europäische Gesamtinteresse fördernde äußere Politik der Versöhnung zu treiben, aber sie haben bisher dabei so gut wie nichts erreicht. Das

Digitized by Google

deutsche Staatswesen ist im Auslande verhaßt. Engländer, Franzosen, die sämtlichen Südeuropäer, alle unsre Nachbarn, sogar die germanischen Bluts, wie Belgier, Holländer, Schweizer, Skandinavier, von den nichtdeutschen Völkerschaften Österreich-Ungarns gar nicht zu reden, teilen ein starkes Gefühl der Abneigung gegen das politische Deutschland. Der Verdruß hierüber kommt im deutschen Volke dadurch zum Ausdruck, daß es das Interesse am nationalen Prinzip im politischen Leben unter den Gefrierpunkt sinken ließ. Verleger und Herausgeber stramm „nationaler“ Blätter wissen ein Lied davon zu singen. So weit heruntergekommen ist bei uns bereits der politische Wert nationaler Gesinnung, daß es der Beifügung von „unabhängig“ bedurfte, um das Ansehen des Wortes „national“ wieder etwas zu heben. Seitdem werden keine bloß nationalen, sondern nur noch „unabhängig-nationale“ Blätter neu herausgegeben. Als ob sich für alles wahrhaft Nationale das Unabhängige nicht von selbst verstünde!

Die Erfolglosigkeit der uns Regierenden bei dem Bestreben, für ihre Zwecke Vertrauen bei andern Völkern zu wecken, wird vielfach damit entschuldigt, daß angeblich bei diesen gewissermaßen a priori deutschfeindliche Gefühle vorhanden seien, die, durch keine Erfahrungstatsachen gerechtfertigt, allen Versuchen, sie durch Beweise wohlwollender Gesinnung zu verdrängen, trotzten. Dem widerspricht aber, daß sich der Deutsche als eine politische Größe im friedlichen Wettbewerb fast überall leicht in das Vertrauen fremder Nationalitäten einzuschmeicheln weiß, er würde sonst nicht allerwärts, wo er als friedfertiger Weltbürger auftaucht, wirtschaftlich so gut gedeihen und sich unter irgendwelcher fremden Flagge so wohl fühlen, wie es der Fall ist. Engländer und Amerikaner können sich bei weitem nicht so leicht fremder Eigenart anpassen wie er; nur der Russe ist ihm hierin noch überlegen. Im politischen Leben aber verhält es sich genau umgekehrt. Da ist es der Engländer oder Amerikaner, der anzieht, der Deutsche, der abstößt. Das ist nur dadurch zu erklären, daß das Auge des englischen oder amerikanischen Politikers besser wie das des deutschen für alles eingestellt ist, was verschiedenen Nationen gemeinsam frommt, und daß der Engländer oder Yankee geschickter als der Deutsche das politische Interesse eines fremden Volkes mit dem des eigenen zu verbinden vermag. Die politische Zukunft des deutschen Volkes wird davon abhängen, ob es oder seine politischen Führer sich die Befähigung zu einer europäischen Politik, die den Vorteil des eigenen Landes in der Förderung des Gesamtwohles Europas zu finden weiß, anzuerziehen wissen.

Astronomische Ketzereien.

Von **Johannes Schlaf** (Weimar).

Die neusten Ermittlungen des amerikanischen Astronomen Prof. Hale über den Mars mögen uns Anlaß zu einigen astronomischen Betrachtungen bieten, die auf der flachen Hand liegen und trotzdem von niemand bisher gehörig berücksichtigt wurden. Freilich werden sie aber auch nur zu sehr geeignet sein, hinter gewisse Anschauungen der offiziellen Astronomie ein recht bedenkliches Fragezeichen zu setzen. —

Prof. Hale hat, wie letzthin die Zeitungen meldeten, auf seinem Observatorium auf dem Mount Wilson in Kalifornien mit Hilfe seines großen 60zölligen Teleskops photographische Aufnahmen des uns zurzeit sehr nahen Mars gewonnen, die endgültig bewiesen haben, daß die sogenannten, von irgendwelchen Marsbewohnern hergestellten Marskanäle ein für allemal in den Bereich der Fabel gehören, und daß diese Kanäle nichts als optische Täuschungen sind, die jeweilig durch die Konstellation und gegenseitige Verschiebung großer Flächen und Flecken entstehen und wieder verschwinden.

Das Schwanken der Angaben über die Beschaffenheit der Marsoberfläche war uns von jeher nichts Ungewöhnliches: jetzt aber, da unter den augenblicklich sehr günstigen Umständen diese photographischen Aufnahmen erzielt wurden, ist also jeder Zweifel beseitigt, daß es erstlich keine Marskanäle gibt, und ferner, daß der Mars keine harte Oberfläche nach Art unsrer Erdoberfläche besitzt.

Aus dieser von jetzt ab nach der vor der englischen astronomischen Gesellschaft erfolgten Erklärung des Leiters des Greenwich-Observatoriums, E. W. Maunder, wissenschaftlich unbeanstandbaren Tatsache muß sich aber sofort mit jeder Sicherheit des weiteren ergeben, daß der Mars auch keine Bewohner hat. —

Sehen wir aber bei dieser Gelegenheit mal etwas genauer zu, wie es überhaupt mit der Verteilung der substantiellen Dichtigkeitsverhältnisse und des bewußtheitlichen Lebens in unserm Planetensystem bestellt ist. —

* * *

Offenbar muß ein gewisser Grad substantieller Dichtigkeit eine der Hauptbedingungen bedeuten, die das Vorhandensein eines bewußtheitlich organischen Lebens ermöglichen. Wir wissen, daß unsre Erde die für ein bewußtheitliches Leben notwendige Dichtigkeit ihrer Oberfläche besitzt; und die Biologie hat uns zugleich darüber belehrt, daß, bevor die Erdoberfläche diese Dichtigkeit erreicht hatte, auch noch kein bewußtheitliches Leben auf ihr vorhanden war.

Man könnte nun zwar einwenden, daß ja die mindere substantielle Dichtigkeit andrer Planeten

Digitized by Google

immerhin gewisse elementare Eigenschaften besitzen könne, die der Erdsubstanz abgehen, und daß diese anders gearteten Eigenschaften gar wohl ein, wenn auch wesentlich anders gestaltetes, bewußtheitliches Leben, als unser irdisches es ist, ermöglichen könnten.

Darauf ist aber sofort zu erwidern, daß solche anders gearteten elementaren Eigenschaften der andern Planeten unsres Systems schlechterdings ein Unding sind. Denn offenbar muß die Substanz des gesamten Systems hinsichtlich ihrer elementaren Beschaffenheit eine völlig einheitliche sein. Das heißt: es ist unmöglich, daß auf den übrigen Planeten noch andre Elemente vorhanden sind, als sie unsrer Erde eigen. Eine Tatsache, die ja denn auch von der Spektralanalyse lediglich bestätigt wird. (Übrigens noch dazu nicht bloß für unser Sonnensystem, sondern auch für die Substanz der Fixsterne. So daß also im ganzen Kosmos die Substanz eine völlig einheitliche ist!)

Ist unser Sonnensystem ehemals eine einheitliche kosmische Nebelmasse gewesen, wie die Astronomie nach wie vor annimmt, so ist sie auch hinsichtlich ihres elementaren Grundbestandes ein für allemal einheitlich; in dem Sinne, daß kein in ihr vorhandenes Element abhanden und andrerseits kein wesentlich neues hinzukommen kann.

Erreichte nun aber ein Planet — unsre Erde — mit einem gewissen Dichtigkeitsgrade seiner Substanz ein bewußtheitliches Leben, und ist somit dieser Dichtigkeitsgrad eine Bedingung dieses bewußtheitlichen Lebens, so kann auch auf keinem der übrigen Planeten bewußtheitliches Leben eher vorhanden sein, als bis dieser gleiche Dichtigkeitsgrad von ihm erreicht ist. —

* * *

Sehen wir uns nun aber die einzelnen Körper unsres Planetensystems auf ihre jeweilige substantielle Dichtigkeit und also auf die Möglichkeit hin an, daß sie bewußtheitliches Leben besitzen könnten.

Da wissen wir zunächst, daß der Mittelpunkt des Systems, die Sonne, feurig-gasiger Beschaffenheit und daß das Vorhandensein bewußtheitlichen Lebens auf ihr ausgeschlossen ist.

Wie aber wird es mit der Dichtigkeit der sich ihm anschließenden beiden sogenannten untersten Planeten, des Merkur und der Venus, beschaffen sein?

Vom Merkur nimmt die Astronomie an, daß er nicht nur 23mal kleiner sei als die Erde, sondern daß er auch eine mittlere Dichtigkeit besitze, die der der Erde so gut wie gleich, also 5mal dichter ist als die des Wassers. Die Venus aber soll um $^2/_{10}$mal kleiner und nur um ein ganz geringes weniger dicht sein als die Erde.

Demnach würde, was wenigstens die Dichtigkeit ihrer Substanz anbetrifft, kein Hindernis vorhanden sein, daß Merkur und Venus ebensogut ein bewußtheitliches Leben haben könnten wie die Erde.

Freilich wären aber noch andre Bedingungen erforderlich. Z. B. müßten beide Planeten ebenso wie die Erde Wasser und eine der unsrigen gleiche Atmosphäre haben. Denn der Mond, der sehr dicht ist, hat keine Atmosphäre und kein Wasser und also, trotz seiner ungewöhnlichen Dichtigkeit, auch keine Bewohner.

Ist es denn nun aber denkbar, daß Merkur und Venus Wasser und eine Atmosphäre haben, und besitzen sie anderseits wirklich die substantielle Dichtigkeit, die die Astronomie ihnen zuschreibt? —

Was zunächst die Dichtigkeit anbetrifft, so weiß die Astronomie über die des Merkur schlechterdings so gut wie gar nichts. Daß sie der der Erde gleich sein soll, ist eine leider nur zu ungefähre, wenn nicht sogar ganz und gar willkürliche Annahme. Es kann ebensogut der Fall sein, daß die Substanz des Merkur eine feurig-flüssige ist; wenn auch in einem ungleich minder beweglichen Grade als die Sonnensubstanz. Man hat wohl doch zu bedenken, daß, wenn die Planeten vormals durch ringförmige Abschleuderung von der Sonne entstanden sein sollen, der Merkur die jüngste dieser Abschleuderungen ist. Sehr möglich also, daß er, noch dazu der Sonne so überaus nah und so gar sehr klein, trotz der Kühle des Weltraums, überhaupt niemals zu einer völligen Abkühlung und Härtung gelangt, und daß er über einen dicken flüssigen feurigen Zustand nicht hinauskommt. Aus den gleichen Gründen muß es ausgeschlossen erscheinen, daß er Wasser und eine Atmosphäre besitzt. Also hat er auch keine Bewohner und kein bewußtheitliches Leben.

Was nun aber die Venus anbelangt, so läßt sich ohne weiteres bereits ungleich bestimmteres über sie aussagen. Sie ist groß und uns nah genug, daß wir die Vorgänge ihrer Oberfläche beobachten können. Da ist es nun jedoch die Astronomie selbst, die festgestellt hat, daß den Gebilden ihrer Oberfläche wenigstens eine gewisse Veränderung eigen. — Hat die Astronomie dies aber festgestellt, wie ist sie dann, fragen wir, imstande, ihr eine gleiche Dichtigkeit wie der Erde zuzuschreiben? — Gehen auf der Venusoberfläche merkbare Veränderungen vor, so können sie schlechterdings auf nichts andres zurückgeführt werden, als auf Bewegungsvorgänge ihrer Substanz. Da diese Bewegungsvorgänge nur sehr langsam sind, so werden wir mit aller Notwendigkeit anzunehmen haben, daß die Venus von einer dickbreiigen Beschaffenheit ist. Jedenfalls kann sie dann nicht entfernt so dicht sein, wie die Erde. Also kann sie auch keine Bewohner haben.

* * *

Wir sehen also, daß den beiden sogenannten untersten Planeten, Merkur und Venus, kein bewußtheitliches Leben eigen.

Wie steht es nun, von der Erde abgesehen, mit den übrigen Planeten?

Hier käme zunächst der Mars in Betracht. Die Astronomie behauptet, er sei 10mal kleiner als die Erde und $^8/_{10}$mal weniger dicht als diese.

Digitized by Google

Lassen wir dahingestellt, ob er wirklich so klein ist, wie die Astronomie annimmt: sollte er aber wirklich nur um $^3/_{10}$mal weniger dicht sein als die Erde? — Das ist eine Annahme, die ganz unmöglich richtig sein kann, wenn wir die oben erwähnten neusten photographischen Ausmachungen in Betracht ziehen! — Nach diesen steht es nämlich fest, daß die Marsoberfläche irgendwelche härteren, bergähnlichen Bildungen nicht besitzt, dafür aber, meist mehr oder weniger regelmäßig gerundete Flächen und Flecken, und — daß diese Flächen und Flecken recht veränderlicher Natur sind. Daraus aber ist auf eine sehr geringe Dichtigkeit der Marssubstanz und seiner Oberfläche zu schließen. Und zwar mit einer Sicherheit, die mit jenen neusten Ausmachungen Prof. Hales schlechterdings wissenschaftlich ein für allemal unbeanstandbar ist! — Also: der Mars ist ungleich weniger dicht, als die Astronomie bisher angenommen hat — wahrscheinlich gasiger Beschaffenheit; wie die eigentümliche Struktur seiner Flecken und gewisse lebhafte ockerfarbene, rötliche, bläuliche und weißliche Färbungen derselben zu beweisen scheinen! — und es ist durchaus ausgeschlossen, daß er Bewohner, daß er irgendwelches bewußtheitliches Leben hat. —

Was nun aber Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun anbetrifft, so sagt die Astronomie selbst aus, daß Jupiter 4mal weniger dicht als die Erde ist, Saturn 10mal weniger, Uranus 6mal und Neptun ungefähr ebensovielmal.

Also ist es völlig ausgeschlossen, daß diese Körper Bewohner und ein bewußtheitliches Leben haben.

Also stünde es denn so, daß von allen Körpern unsres Sonnensystems einzig und allein die Erde ein bewußtheitliches Leben hat. — Und das wäre denn eine Folgerung, zu der uns in weiterem Betracht die neusten Feststellungen über den Mars genötigt haben. —

Ich begnüge mich hier, sie zu konstatieren und vorderhand bloß auf solche Weise darauf hinzudeuten, was für unerhört weitere Schlußfolgerungen sie für Entstehung, Beschaffenheit und Anordnung unsres Sonnensystems einschließen müssen! —

Der Humor in den Sprüchen des Talmud.

Von **Victor Klemperer** (Oranienburg).

Willst du über ein Sprichwort scherzen,
Weil du zu weise, so bist du ein Tor! —
Wenn der König zur Nacht eine Perle verlor,
Sucht er sie auch mit schlichten Kerzen.

Dieses Talmudwort zeigt so recht, welches Ansehens sich die Spruchweisheit in dem großen Sammelwerk erfreut, von dem der deutsche Leser mehr gehört als gelesen zu haben pflegt. Und ihrer Wertschätzung durch die Weisen des Talmud entspricht denn auch die gewaltige Anzahl, in der die Sprüchwörter und epigrammatisch zugespitzten Sentenzen dort auftreten. Zugleich geht aus dem mitgeteilten Satz (aus dem eigenartigen Gleichnis, meine ich) deutlich hervor, daß im Talmud nicht nur, wie der Laie anzunehmen geneigt ist, bittrer Ernst angetroffen wird, sondern daß dort auch der Humor seinen Platz gefunden hat. Und einen äußerst reichlich bemessenen Platz, wie der im Folgenden unternommene Streifzug — andeutend, nicht erschöpfend — zeigen soll. Ich glaube mit diesen Dingen der Mehrzahl meiner Leser etwas durchaus Neues zu bieten. Dabei sind die inhaltlich so bedeutenden Sprüche schon von verschiedenen gelehrten Männern mit großer Sorgfalt ins Deutsche übertragen worden. Aber eben: die gelehrte Sorgfalt der meisten Übersetzer war größer als ihre Sprach- und nun gar Versgewandtheit, und so wurden die Übertragungen keine rechten Verdeutschungen, und die Holprigkeit der Form vergällte dem deutschen Leser den Genuß des Inhalts. Ich habe nun versucht, nicht nur dem Sinn des Originals, sondern auch dem Wesen der deutschen Sprache, des deutschen Verses Treue zu halten. In der Worttreue des Übersetzens kann ich mich mit andern Autoren kaum messen, in der Sinntreue sicherlich, und im Verdeutschen eben hoffe ich, einen kleineren Schritt über sie hinausgelangt zu sein.

Nun ist noch vorauszuschicken, daß das Titelwort „Humor“ eigentlich nicht genug sagt, daß es vielleicht durch die Dreiheit: Scherz, Humor, Satire ersetzt werden müßte. Aber freilich steht es um solche Unterscheidungen theoretisch immer besser als praktisch. Gewiß, man kann wohl trennen: der Scherz bringt das Komische an sich um des Lachreizes willen, während Humor und Satire dem Komischen ein tieferes Bedeuten beifügen. Doch wo soll ich praktisch die Grenze zwischen geringerem Bedeuten und völliger Bedeutungslosigkeit ziehen? Aber Humor und Satire sind doch scharf auseinander zu halten? Sicherlich — Humor fügt dem Komischen Ernst ohne Schärfe und Bitterkeit, ohne Tragik bei, Satire aber mischt das Komische mit dem Schonungslos-Tragischen. Oder um ein Klarheit bringendes Bild zu gebrauchen: Humorist wie Satiriker nehmen das menschliche Sein und Sehnen als zwei Parallelen, die immer nebeneinander herlaufen und sich nie treffen können, und Humorist wie Satiriker lachen über dies vergebliche Zueinanderstreben der beiden Linien; denn das Komische entspringt ja aus dem Gegensatz, der Unverhältnismäßigkeit eines Kraftaufwandes und seines Erfolges. Aber nun ist eben der Humorist ein gläubiger Mathematiker und schwört auf den Satz, daß sich die Parallelen im Unendlichen treffen. Sein Lachen ist also zwar wehmütig, aber nicht bitter; denn irgendwo im Unendlichen, im Jenseitigen nimmt er einen Treffpunkt von Sein

Digitized by Google

und Sehnsucht an, einen befriedigenden Erfolg somit des Kraftaufwandes. Der Satiriker wiederum hält von dem Schnittpunkt in der Unendlichkeit gar nichts, sieht nur die Trostlosigkeit der Bemühungen im Endlichen und spottet dieser Bestrebungen und seiner selbst, der doch — aus edelster Menschlichkeit — von ihnen nicht ablassen kann . . . Ja — aber was fange ich mit dieser Unterscheidung dem Talmud gegenüber an? Die Weisen des Talmud sind gläubige Leute, sie glauben an Gottes Gerechtigkeit, sie glauben an den Lohn des Frommen, die Strafe des Bösen. Also müssen sie doch wohl, wo sie mit Bedeutung scherzen, durchaus Humoristen sein, so unsatirisch, so versöhnlich wie möglich sein? Nun ja, man nehme einen Spruch wie diesen:

Du kannst es Gott nicht recht verzeihn,
Daß so viel Sünder rings gedeihn?
Hab doch Geduld!
Am Ende rächt sich jede Schuld.

In diesem freundwilligen Warten dürfte bestimmt Humor stecken. Aber nun ein andrer Spruch für die gleiche Sache:

Das bleibt, so lang die Welt besteht
Und ist nicht umzustoßen:
Die Kleinen sprechen das Tischgebet
Für den Schmaus der Großen.

Hier ist eben der Blick der scharf- und klarsichtigen Talmudweisen nicht auf dem Treffpunkt im Unendlichen gerichtet, sondern auf das ganze unabsehbare, trostlos gedehnte Parallelgehen und Nichtzusammentreffen von Menschenleben und Menschenwünschen. Und wenn ich nun von Spruch zu Spruch unterschiede: dies sei Humor und dieses Satire, dann, meine ich, würde meine Skizze um ihr Allerbestes betrogen: sie gäbe dann Einzelheiten, aber sie deutete nicht dieses so überaus merkwürdig zusammengesetzte Mosaikbild jüdischen Denkens an, in dem sich Scherz und Ernst, Humor und Satire, gläubigstes Vertrauen und geradezu naive — für priesterliche Menschen naive Skepsis mischt. Ich will also, um eine Ahnung dieses Mosaiks hervorzurufen, eine Handvoll Talmudsprüche bunt durcheinander gemengt folgen lassen. Sie handeln von Mann und Frau, von Alt und Jung, von jedem Beruf, von jeder menschlichen Schwäche. Sie bedürfen samt und sonders keines weiteren Kommentars.

* * *

Ein Esel läuft,
Wie man sein Futter gehäuft;
Auch Menschenfüße werden vom Magen
Vorwärts getragen.

Bist du zu Haus,
So macht dein Name alles aus.
Und ärgert's dich und du wanderst weit —
So tut's dein Kleid.

An dem Tage der Posaunen
Heißt es Rechenschaft erstatten
Selbst von kleinsten üblen Launen,
Die man büßen ließ den Gatten.

Birgt die Büchse einen Heller,
Klingt's beim Schütteln gell und geller.
Aber ist sie vollgestaut,
Gibt sie nicht den kleinsten Laut.

Bald scheint das Glück dir sonnenfern
Und tanzt vor deiner Nasenspitze ...
Bald dünkst du dich als seinen Herrn,
Und bist noch längst nicht im Besitze.

Das Fasten übertreibe nicht,
Soll dir dein Studium lohnen;
Kann doch im müden Leibe nicht
Ein scharfes Denken wohnen.

Es ist kein Damm so felsenfest,
Er weicht der Liebe Fluten ...
Und eines Würmchens Vater läßt
Sich immer nur vermuten.

Ein Maurer ohne Kelle,
Ein Schuster ohne Pfriem;
Und wär's ein Prachtgeselle —
Wer glaubt es ihm?

Der beste Erzieher für deine Gemahlin
Ist eine Rivalin.

Um die Wissenschaft zu frein,
Mußt du jugendkräftig sein.
Sie wird den alten Freiern
Sich nimmermehr entschleiern.

Er weiß, ich bin für heut versorgt,
Da lädt er mich zur Tafel ein ...
Auf seinem Tisch der Alltagswein,
Der, sagt er, sei für mich entkorkt ...
Er weiß, ich leb aus eignen Taschen,
Da will er gleich mit Wohltat glänzen ...
Er spricht von duftenden Essenzen —
Und schenkt mir lauter leere Flaschen.

Ein Gleiches gilt beim Mahle
Ein Gleiches gilt im Staate:
Verspeise die Granate,
Verschmähe ihre Schale.

Kaum wußt er noch ein Glied zu regen —
Du bliebst im Mauseloch versteckt.
Nun ist der Löwe ganz verreckt —
Da ziehst du aus mit Spieß und Degen.

Wenn deine Leute diebisch sind,
Die guten Dinge schließ ins Spind.
Und sind die Diener alle ehrlich —
Ein Spind ist dennoch unentbehrlich.

Digitized by Google

Es ist noch gar nicht so dumm,
Daß Rabe und Krähe
Beisammen hocken in inniger Nähe:
Sie wissen, warum.

S

Wenn dir ein Endchen Käse verschwand,
Prüfe dein Haus;
Schuld ist das Loch in der Küchenwand
Und nicht die Maus.

S

Grüße den Doktor mit freundlichem Diener,
Wenn er an dir vorübergeht;
Kann sein, daß morgen der Mediziner
An deinem Krankenlager steht.

Ein romantisches Kaleidoskop.

Von Dr. Franz Deibel (Königsberg).

Der Kreis der Jenaer Romantiker, die von dem thüringischen Städtchen aus einem neu erwachten Geist und Lebensgefühl die ersten Siege erfochten hatten, war bald nach dem Beginn des 19. Jahrhunderts in die Diaspora gegangen. Die neuen Zentren in Süd- und Norddeutschland, von denen die Ausbreitung der gewaltigen Strömung ausgehen sollte, hatten sich noch nicht gefestigt, da erschien gleichsam zwischen den Schlachten in einem kurzlebigen Romanjournal der Zeit ein seltsam-bizarres Buch: Nachtwachen von Bonaventura (Penig 1805). Kaum bemerkt von den Zeitgenossen, wurde es später ganz vergessen, um jetzt nach einem Jahrhundert neue anziehende Rätsel aufzugeben. Wie ein Querschnitt durch die werdende und wechselnde romantische Seele mutet es an; typische Züge der älteren Romantiker, der Tieck und Schlegel — und Jean Pauls — paaren sich mit solchen der noch werdenden jüngeren Generation, der Brentano, Arnim, E. T. A. Hoffmann. Und der uns in diesem romantischen Kaleidoskop buntschillernde Bilder schauen läßt, hat sich versteckt im Schleier des Pseudonyms. Wie E. T. A. Hoffmann hinter dem närrisch-tollen Kreisler, so birgt sich sein Wesen hinter einem Nachtwächter, der Poet, Bänkelsänger, Marionettendirektor und „alles dergleichen Geistreiches nach einander war" und nun Szenen des eigenen verschlungenen Geschicks und fremde, auf nächtlichem Gange erhaschte Erlebnisse berichtet. Dieses kuriose Werk voll schriller Dissonanzen und nervenerschütternder Effekte, voll böser Satire und zynischen Spottes, voll phantastischer Halluzinationen und nihilistischer Selbstzersetzung ward nach einer unsicher gegründeten Tradition eine Zeitlang dem Philosophen Schelling zugeschrieben. Er war ja im romantischen Kreise öfter als Dichter hervorgetreten, hatte seine Leidenschaft für Karoline Schlegel, seine spätere Gattin, in wohlklingende pathetische Stanzen ausgeströmt und auch zu dem Schlegel-Tieckschen Musenalmanach auf das Jahr 1802 allerlei Poesien beigesteuert. Seitdem vor einigen Jahren in einem Neudruck des selten gewordenen Buches von Dr. Hermann Michel der Versuch gemacht worden war, die Autorschaft des romantischen Philosophen eingehender zu begründen, ist die Frage in der Literaturwissenschaft nicht mehr zur Ruhe gekommen. Neue Vermutungen tauchten auf: die geistreichste Frau der Romantik, die unvergleichliche Karoline, sollte selbst das exzentrische Buch geschrieben haben. Dann sollte es ein Frühwerk des genialen Königsberger Romantikers E. T. A. Hoffmann sein. Ein Literaturstreit entspann sich, der bald nicht mehr nur in den Fachkreisen interessierte. Und nun ist dem wirklich reizvollen Problem eine überraschende Lösung geworden: das geheimnisvolle Werkchen, in dem noch jeder Leser seltsame Spuren eines genialen, faustischen Geistes fand, rührt von einem Unbekannten, in den Annalen unsrer Literatur kaum Verzeichneten her, von einem Hochbegabten, den das unerbittliche Leben grausam untergepflügt hat. Niemand weiß heute mehr von dem 1810 jung verstorbenen Literaten Friedrich Gottlob Wetzel, und doch lohnt es, den wirren und verschlungenen Gängen seines eben im Neudruck erschienenen Buches nachzugehen.*)

* * *

Aus diesem merkwürdigen Erzeugnis einer dissoluten Zeit klingt als eine unendliche Variation leidenschaftlicher Dissonanz die schmerzhafte Zerrissenheit des romantischen Menschen. Es ist eine laterna magica, deren Zaubergläser auf die graue Wand Momentbilder eines Lebens spiegeln, das sich zumeist auf den Nachtseiten der Natur abspielt. Aus flüchtig vorbeizuckenden, aber eindringlichen Szenen, die oft dem Stifte Callots nachgezeichnet scheinen, schaut ein zerquältes Antlitz; Roquairols Weltschmerz, Godwis blasierte Müdigkeit sind hier bei einem heißen Temperament in bittere Lebensverachtung und -verlachung umgeschlagen.

Ein Skeptiker sieht die Welt in verzerrendem Hohlspiegel. Das Leben ist ihm ein klingelndes

*) Die Nachtwachen des Bonaventura. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Franz Schultz. Im Insel-Verlag, Leipzig, 1909. Den Beweis für Wetzels Autorschaft führt Schultz in einem gleichzeitig erschienenen, für die Kenntnis der Romantik bedeutsamen Buch: Der Verfasser der Nachtwachen von Bonaventura. Untersuchungen zur deutschen Romantik von Dr. Franz Schultz. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1909. Eine andre prächtige Ausgabe der „Nachtwachen" hat jetzt auch der Verlag von Bruno Cassierer (Berlin) herausgebracht. Sie ist auf van Geldern gedruckt, mit Vignetten von Karl Walser geschmückt, und Walser hat auch den stilvollen Einband entworfen.

Digitized by Google

Schellenkleid, das nur Widerstreit und schneidende Gegensätze deckt und schließlich in ein leeres Nichts zerfällt. Gegen das Grauen seiner Erkenntnis wappnet sich dieser Melancholiker, der mit der Hamlet-Maske spielt, indem er alles Zwiespältige mit kaustischem Zynismus als stimulierenden tragischen Spaß genießt, indem er sich an den Faxen des Seins hinieden ergötzt. In Fleisch und Blut übergegangen ist ihm die Ironie als Fähigkeit, Welt und Ich wie ein Schauspiel zu betrachten. Mit vollem Humor beobachtet er des Lebens Marionettenspiel, dessen Direktor die wichtigsten Personen den talentlosesten Akteuren anvertraut hat, diese Farce, deren unergründlicher Regisseur auch verpfuschte Rollen nur widerwillig streicht. Romantische Vorliebe für das Puppenspiel läßt ihn den Vergleich des Lebens mit der Schaubühne endlos wiederholen. Er selbst war einst bei einem Marionettenspieler als Hanswurst angestellt — nebenbei hatte er auch die Könige zu agieren — und wie in Tiecks Märchenstücken oder wie in unsern Tagen bei den Jung-Wienern Schnitzler und Hofmannsthal spielen hier die Welt als Theater und das Theater als Welt reizvoll ineinander, mit ironisch-künstlicher Verwirrung von Wahrheit und Komödie.

Auf seinem „kleinen Welttheater“ führte der Verfasser der Nachtwachen seltsame Momente aus abnormen Menschengeschicken vor. In unheimlich wechselnder gespenstischer Nachtbeleuchtung zeigt er den Todeskampf des Freigeistes, an dessen Sterbebett der Teufel als bekehrungswütiger Pfaffe eine schaudervolle Höllenbreughelsche Unterwelt malt. Oder er berichtet mit leichtem, fratzenhaften Grinsen eines Dichters Los: der hat sich an der Schnur erhängt, die sein vom Verleger zurückgewiesenes Trauerspiel „Den Menschen“ zusammenhielt; neben seiner Dichtung hinterläßt er nur einen skurrilen „Absagebrief an das Leben“: „Der Mensch taugt nichts, darum streiche ich ihn aus . . .“ Abgebrauchtere Züge fehlen nicht; so die Nonne, die eben lebendig begraben wird, weil sie einem Kinde das Leben gab. Ein Lenorenmotiv wird angeschlagen mit grausiger Verquickung von Tanzmusik und Totensang. In solchen Kontrastwirkungen schwelgt er, er liebt und sucht die extrem zerrissene Stimmung jener Brentano-Verse:

„Ich muß die lustigen Triller greifen,
Und Fieber bebt durch Mark und Bein.“

Züge skurrilen Scherzes, Hoffmann-Kreislers „springende Humore“ spielen dazwischen. Einem scheinbaren Selbstmörder, der sich dann als übender Schauspieler entpuppt, hält er eine pathetische Apologie des Lebens; bei einem ehebrecherischen Liebespaar erscheint er, noch ehe „das Ganze ein Gardinenstück zu werden“ beginnt, in der Rolle des störenden steinernen Gastes. Vor dem Pöbel macht er gern den tollen Kauz, ärgert und närrt ihn mit tausend Possen, denn ihm ekelt vor der satten Leerheit des Philisters, alle Anbeter der dummen Vernunft und des bornierten Mittelmaßes verfolgt er mit erquickendem, serapionsbrüderlichem Haß. So hält er bei der Geburt eines Kindes — eine Jean Paulsche Groteske — eine Leichenrede. Als Nachtwächter hat er eines Tags den tollen Einfall, statt der Zeit die Ewigkeit auszurufen und durch diese Verkündigung des jüngsten Tags wird eine lustig verzerrte Szene herbeigeführt, bei der er den einzigen ruhigen Zuschauer ausmacht. All seinen Mitbürgern fallen da die lügenden Larven ab, und er krönt den unheimlichen Spaß durch bitter satirische, die ganze Weltgeschichte als albernen Roman höhnende Abschiedsworte an die untergehende Erde. Ein rascher Maskenreihen, so ziehen diese Bilder vorüber; etwas Automatisches, Unbelebt-Schattenhaftes liegt darüber, wie zuweilen bei Arnim; leicht und luftig drehen sich die Gestalten, wie in einem Basler Totentanz, wie „große Puppen, von einem, der's versteht, gelenkt an Drähten“.

Aber hinter wahnvoll toller Rede und leichthin witzelnden Wortspielen birgt sich ein weiser Narr, bergen sich Tiefsinn und scharfe bitterböse Wahrheiten. Die Satire, die sich wie eine ätzende Lauge durch das ganze Buch gießt, haftet nicht an zeitgenössischen bürgerlichen und literarischen Torheiten. Zwar fehlt auch die begrenztere Persiflage nicht, und da ist es ungemein charakteristisch, daß dieser der Romantik entwachsene Spötter nicht nur rationalistische Flachheit höhnt, sondern auch der eigenen Sippe Art und Unart. Seine Satire zielt höher, gegen Weltschöpfer und Welt, sie zeigt die Relativität aller Werte, sie enthüllt alle Ideale als Phantome. Und von diesem Unwert der realen vernünftigen Welt predigt der Autor bald mit dem satirischen Pathos eines schmerzlich Desillusionierten, bald mit der grinsenden Freude des Nihilisten.

Ergötzlich tut er in einer Verteidigungsrede seinen Richtern dar, daß die „Gerechtigkeit schlechterdings nichts mit der Moralität zu schaffen habe“. Aber die Philister begreifen nicht, wie bitter ernsthaft er es meint, sie wähnen ihn toll und lassen ihn „eines partiellen Wahnsinns“ halber ins Narrenhaus einliefern. Hier bei denen, die den Weg ins schauerliche Unbegrenzte angetreten haben, fühlt er sich erst recht wohl; er stimmt ein encomium moriae an, er liebt die Tollen, denn sie sind mehr denn Larven, sie haben noch Chaos in sich und offenbaren, vom Stachel des Wahns gehetzt, ihre göttliche Seelenfülle. Eine ganze wohlassortierte Narrensammlung führt er vor. Neben grotesken Beispielen menschlicher Gehirnentartung läßt sein satirischer Humor auch andre „Narren“ aufmarschieren: „Nr. 4 sitzt bloß deswegen, weil er in der Bildung um ein halbes Jahrhundert zu weit vorausgeschritten ist“ . . . „Nr. 19 denkt über einen Diebstahl nach, den

Digitized by Google

der Staat an ihm beging — das darf er aber nur im Tollhause.“ Ins Tiefsinnige geht dieser Humor, wenn einem Narren, der sich für die Gottheit hält, ein „Monolog des wahnsinnigen Weltschöpfers“ in den Mund gelegt wird.

Hier im Narrenhaus verlebt er den einzigen Wonnemonat seines Daseins mit einer wahnsinnigen Schauspielerin, die sich für Ophelia hält und sich vergeblich aus dieser Rolle wieder bis zu ihrem Ich herauszulesen sucht. Mit witzigem Zynismus wird der Verlauf dieses Liebeshandels erzählt, der mit einem originellen, unter der Maske zweier Shakespeare-Figuren geführten Briefwechsel beginnt: „Hinter diesem Briefwechsel trat nun unser Wortwechsel ein, und jeder nachfolgende Wechsel, von den Blicken, Küssen und dergleichen an, bis zum Selbstwechsel. Nach wenigen Monaten war das Stichwort zu einer neuen Rolle geschrieben.“

Echt Jean Paulisch steht neben dem Komischen das Empfindsame. Wie sein großes Vorbild liebt der Autor der Nachtwachen die Ironie des Kontrastes, das Nacheinander des „Dampfbads der Rührung“ und des „Kühlbads der frostigen Satire“. An einen schweifenden Dithyrambus über den Frühling reiht er Betrachtungen über den gelungensten Körperteil der Venus Kallipygos. Satirische Szenen läßt er folgen auf eine den schwelgerisch-glühenden Traumfarben des Jean Paul vergeblich nacheifernde Schilderung eines Sonnenaufgangs, den ein Blindgewesener zum erstenmal in himmlischer Verzückung schaut. Neben Zynismen steht ein Wort, das der gesteigerte Sensitivismus des Romantikers und seine Vorliebe für Nervenerotik diktiert: „Die Liebe ist nicht schön — es ist nur der Traum der Liebe, der entzückt.“

So wirbeln die Gegenstände durch das Buch: Komik und Ernst, kauzhafter Spaß und Tragik, Zartheit und Zynismus, böse Satire und schmerzliche Zerfahrenheit. Der Autor spielt auf einem kreischenden, mit Vorsatz widersinnig gestimmten Instrument, und die schwierigsten Dissonanzen spielt er am besten. Je schauerlicher seine phantastischen Späße sind, um so eigener und einprägsamer wirken sie, so wenn er die schweigenden, seltsam gestikulierenden Narren zu einer grotesken Ballettstellung um das Lager der toten Ophelia sammelt; wenn er auf dem Kirchhof einen Unglücklichen, dem ein neuer Sinn die noch nicht Verwesten in ihren Gräbern zeigt, zu seinem toten Lieb begleitet; oder in der grausigen Schlußszene am Grabmal des Vaters, die in ein dreimaliges schreckliches Nichts ausklingt als einen Schlußakkord von der jämmerlichen Vergänglichkeit aller Dinge.

* * *

Es gibt starke, ungewöhnliche Talente, denen das grausame Leben die Entwicklung versagt, die ihre Gaben niemals zur Ernte reifen sehen. Friedrich Gottlob Wetzel war ihrer eins, ein geistreicher Skeptiker, der sein Können verzettelte, ein romantischer Libertin, dem das Leben zerrann. 1779 ist er in Bauzen aus einer wenig begüterten Tuchmacherfamilie hervorgegangen, studierte erst Medizin in Leipzig, dann seit 1801 in Jena, wo der romantische Philosoph Schelling vor allem Einfluß gewann. Da es ihm an Mitteln fehlte, seine Studien zum Abschluß zu bringen, führte er Jahre hindurch ein rechtes Vagantendasein, ungebunden von Ort zu Ort streifend, bald hier, bald da sich bei Freunden aus der Studienzeit einnistend. Die Ruhelosigkeit fand wenigstens äußerlich einen Abschluß, als er nach Erwerbung des medizinischen Doktorgrades das lang geliebte Mädchen als Gattin heimführte und, 1806, den Sitz in Dresden aufschlug. Bis 1810 hat er sein Talent durch eine fürchterliche, abhetzende Lohnschreiberei in klingende Münze umsetzen müssen; anonyme und pseudonyme Schriften, manche nicht ohne originelle und geistreiche Einschläge, sind in der Zeit hingeschleudert worden, als merkwürdigste und anziehendste die „Nachtwachen“. Von 1810 an bis zu seinem frühen Tode 1819 hat Wetzel dann in Bamberg als Nachfolger des Philosophen Hegel den Fränkischen Merkur geleitet, und in dieser ruhigeren Zeit sind eine Reihe von Dramen und vor allem wertvolle Gedichte entstanden, die nicht zu Recht vergessen sind. Ein Berufener, Heine, erkannte wohl seine lyrische Begabung, obwohl Wetzel damals längst verstorben war, und rühmte sie in seiner „Romantischen Schule“: „Auch er ist ein Wahlverwandter unsres vortrefflichen Uhlands, und in einigen Liedern, die ich von ihm kenne, übertrifft er ihn an Süße und hinschmelzender Innigkeit.“ Wetzel aber hatte sein Schicksal vorgeahnt und sich in seinen Gedichten selbst die Grabrede gesetzt:

„Ich trug nur leicht am Erdenplunder,
Unstät und flüchtig, wie ihr wißt;
Ein Vagabund wie ich, was Wunder,
Daß meines Bleibens hier nicht ist!“

Es führt kein Weg von Mensch zu Mensch ....

Von G. Liebmann (Friedenau).

Es führt kein Weg von Mensch zu Mensch — —
Streng abgeschlossen birgst Du nur
In Dir Dich selbst
Und bleibst Geheimnis —
Und eine ungeheure Einsamkeit
Weht ihren eis'gen Hauch um jede Stirne.
Du hier, ich dort: zwei ungelöste Fragen —

Digitized by Google

Kaum, daß ein banger Laut herüberflattert,
Der Dich die Ahnung fremder Melodien
Erraten ließ.
Ein jeder lebt sich selbst und stirbt sich selbst —
Und einsam, wie der Tag Dich wandeln sah,
Wird Dich die Nacht in ihrem Schoße bergen.

Als Ane noch lebte . . .

Aus dem Dänischen des **Jeppe Aakjär.**

II.

Mette Sophie war auf einen Husch in der Küche gewesen und hatte die Kaffeekanne zum Schnurren gebracht. Sie kam jetzt mit einem Milchgefäß herein und begann die Milch abzurahmen. Erst ließ sie ihren nicht sonderlich reinen Zeigefinger am inneren Rand der Schüssel entlang gleiten, um die Sahne zu lösen, dann strich sie ihn sorgfältig an der Kante des Sahnennapfes ab und griff nun zum Schaumlöffel.

Jens Paulsen beobachtete mit Wohlbehagen diese häuslichen Erinnerungen an die Zeit, in der Ane noch lebte.

Bevor der Kaffee gereicht wurde, erbat Jens Paulsen die Erlaubnis, die Stiefel ausziehen zu dürfen. Sie drückten so verflucht.

Mette Sophie wollte ihm behilflich sein und der alte, steife Jens Paulsen nahm das Anerbieten mit Dank an. Die Transtiefel aber saßen, als wenn sie an den Fuß geschmiedet wären, und in ihrem Eifer, sie loszubekommen, zog Mette Sophie den ganzen Jens Paulsen von der Bank, so daß er ihr geradeswegs in die Arme fiel. Einen Augenblick standen sie verschämt einander gegenüber und grinsten beschämt.

„Ich hätte dich bald küssen können", sagte er.

„Dann wäre das Unglück auch nicht so groß gewesen", antwortete Mette Sophie etwas enttäuscht; Jens hatte sie aber bereits losgelassen.

Der Kaffee wurde unter muntern Scherzen getrunken. Mette Sophie biß den Zucker durch und legte den Rest zierlich in die Schale zurück. Dort holte ihn dann später Jens, dessen armselige Zahnstümpfe mit den ganzen Stücken nichts anzufangen wußten.

„Hm, wer solche Zähne hätte", sagte Jens Paulsen, als der braune Kandiszucker wieder wie Staub um die bärtigen Lippen Mette Sophies flog.

„Man muß ja etwas haben, um sich in der Welt durchzubeißen", antwortete Mette Sophie mit einem neuen Gelächter.

Während der Mahlzeit waren nicht viele Worte gewechselt worden, ihre Summe stellte aber doch von Jens Seite einen Heiratsantrag dar, und aus Mette Sophies Ecke war kein Nein gekommen. Die Sache war also klar!

Nun ließ Mette Sophie plötzlich ein Stück Brot fallen, das unter die Bank hineinrollte.

„Wie behandle ich Zittermamsell jetzt Gottes Gaben," sagte Mette Sophie, sank senkrecht an der Bank herunter und begann mit dem Arm unter dem Sitzbrett herumzustreichen.

„Nimm mal einen Augenblick deine Strumpfsocken beiseite," bat sie; sie war an seine Knöchel geraten. Jens Paulsen grinste wie ein geborstener Holzschuh und glitt sofort an der Bank hernieder, um suchen zu helfen.

Die ungewohnte Situation machte sie beide übermütig; die Wirkung der guten Mahlzeit, die von einer passenden Zahl von Schnäpsen begleitet gewesen war, kam hinzu.

Als sie mit den Armen die Kreuz und Quer herumgestrichen hatten, bohrte Jens Paulsen seinen schweren Zeigefinger in Mette Sophies Seite: „Kille, kille, kille!"

Mette Sophie gab ihm eine liebevolle Ohrfeige, und ehe eine Minute vergangen war, saßen die beiden alten Burschen umschlungen auf der Bank, sie mit ihrem unten ausgefaserten Rock, er mit seinen weißen Strumpfsocken.

Die Freierei war nun in der Weise besiegelt, die in allen Ländern Geltung und bindende Kraft besitzt.

Als Jens Paulsen seinen Rundgang beendet und alle Dinge in Stall und Küche und Keller besehen hatte, sagte Mette Sophie Hopp, indem sie ihrem Bewerber zur Tür folgte: „Die Sache steht also jetzt fest: wir beide werfen unsre Lumpen zusammen. Eins aber will ich dir sagen: ich gehe hier nicht fort, bevor ich das Schwein geschlachtet habe."

„Na, hat sich der Gang gelohnt," fragte der schiefe Tomas grinsend, als er am nächsten Tag seinen Nachbar in tiefen Gedanken antraf.

„Ja, das war nicht so wunderlich! Wenn man einen Tag daran gewandt hat, sollte man ja auch gern etwas davon haben."

Jens Paulsen hatte mehr davon, als ihm im Grunde lieb war. Es zeigte sich, daß Mette Sophie so für den Alltagsgebrauch ganz und gar keine süße Pflanze war. In ihrer jahrelangen Einsamkeit hatten beide Eigenschaften entwickelt, die einem Zusammenleben nicht günstig waren. Sie war schnell entschlossen und mit forschem Mundwerk; er war querköpfig und bis zum Trotz beharrlich. Infolgedessen gab es im allgemeinen zwischen ihnen einen Höllenspektakel, und Jens flennte immer mehr nach der Zeit, in der Ane noch lebte.

Harte Worte und Schimpfreden gehörten zum täglichen Brot, und nicht immer erwiesen sie sich als ausreichend. Es gab auch solide Prügel, und es war im allgemeinen Jens Paulsens Schicksal, sie zu empfangen.

Digitized by Google

„Mir geht es, wie Jens im Winkel", war in der Gegend die allgemeine Bezeichnung für ein Hundeleben geworden. Jens war selber durchaus nicht ohne Schuld; er war quängelig und widerstrebend und hatte für Mette Sophies besondre Eigenschaften kein Verständnis: — weder für ihre harten Fäuste, noch für den entschlossenen Griff, mit dem sie alle Dinge in Schick und Ordnung brachte.

Jens mußte täglich hören, daß er ein Jammerlappen und ein stumpfsinniges Tier sei, das wie die Hühner immer in die entgegengesetzte Richtung wolle. Er könne Gott danken, daß er sie ins Haus bekommen habe, meinte Mette Sophie, sonst wäre er längst dem Armenhaus verfallen.

Das letztere war freilich wenig wahrscheinlich; denn Jens Paulsen konnte sich inbezug auf Geiz und Sparsamkeit ungefähr mit Mette Sophie selber messen. Vertragen konnten sie sich aber trotzdem keine Viertelstunde lang.

Einen Tag war es rein toll gewesen. Die Katze war wieder im Spiel gewesen; sie war mit einem frischgeschlachteten Kalbsherzen aus dem Fenster geflitzt. Jens Paulsen behauptete, daß Mette Sophie der Katze die Sachen geradezu in den Weg hinge.

Mette Sophie aber lud ihn ein, sich zum Teufel zu scheren.

„Du bist es, die sich zum Teufel scheren kann, du Saumensch!"

Dann war Mette wieder an der Reihe. „Das fehlte beim Satan noch, daß ich mir von so einem alten steifbeinigen Ochsen, der kaum seine Hosen selber mehr knöpfen kann, sollte etwas sagen lassen!"

Auf diese Weise fielen die Schüsse eine ganze Weile von beiden Seiten. Wenn der eine zur Tür hereinkam, ging der andre hinaus. Die Worte des Sprechenden aber wurden von der Gegenseite immer völlig richtig verstanden und aufgefaßt. Sie waren nämlich ungewöhnlich klar formuliert und deutlich ausgesprochen.

Schließlich aber muß Jens Paulsen eine besonders treffende Bemerkung gelungen sein; denn plötzlich erschien Mette Sophie mit der Feuerzange in der Hand in der Tür. Und nun begann ein Kriegstanz, der damit endete, daß Jens Paulsen das Schlachtfeld verlassen mußte — unter einer Reihe von mystischen Drohungen, daß er seinen häuslichen Herd niemals wiedersehen wolle.

Mit einer für sein Alter und Phlegma ungewöhnlichen Schnelligkeit verschwand er über die Felder nach der Au hinunter.

Hier blieb er stehen und schleuderte erst seine Mütze, dann seine Weste und sein Halstuch mit Heftigkeit auf den Erdboden.

„Gott steh mir bei," seufzte der arme Kerl, „es war ein anderes Ding, als Ane noch lebte."

Unter den überhängenden Ufern schmeichelte die Au mit weichem, hinterhaltigem Murmeln: „Komm nur zu mir herab, du guter Jens Paulsen, du brauchst nichts mehr abzulegen, ich werde dich schon freundlich empfangen."

Jens Paulsens zitternde Hände bastelten an einem Hosenknopf, während er seine halb verwilderten Augen herumlaufen ließ.

Plötzlich heftete sich sein Blick an irgend etwas dort oben auf dem steilen Wiesenhügel. Großer Gott, was war das! Eine von ihren eigenen Schafkoppeln war drauf und dran, über den jähen Abhang herunterzufallen. Da sah man nun, was von diesem Hundeweib zu halten war! Sie pflockte die Schafe so an, daß sie das Leben dabei verlieren mußten.

Jens Paulsen vergaß nun die eigenen Qualen und lief spornstreichs zu der Schafkoppel hinauf. Mit großer Mühe gelang es ihm, die halb erstickten Tiere wieder heraufzubringen. Er sah nun auch den Grund des Unglücks. Die Schafe waren allzudicht an einer andern Koppel angebunden gewesen, die beiden Kupplungen hatten sich in einander verfilzt und bildeten einen Wirrwarr von harten Knoten, die ins Reine zu bringen einen halben Tag erfordern würde. Jens Paulsen weinte vor Wut. Er schleppte die vier Schafe nach einem Busch hin, setzte sich und begann mit seinen harten Nägeln und seinen alten Zahnstummeln an den Knoten herumzuzerren. — Indessen hatte Mette Sophie Unheil befürchtet. Sie war zum schiefen Tomas gestürzt und hatte ihn mitgenommen, um Jens Paulsen zu suchen. Als sie seine Mütze und seine Weste fanden, stand die Sache ihnen deutlich vor Augen. Mette Sophie begann himmelhoch zu greinen. Während der schiefe Tomas die Au abwärts verfolgte, um möglicherweise die Leiche des Vermißten zu finden, ging Mette Sophie — immer laut heulend mit den Kleidungsstücken des Mannes den Strom hinauf.

Jens Paulsen saß auf dem Hügel hinter dem Busch und arbeitete sich mit der zusammengefilzten Kupplung in eine immer wildere Wut hinein.

Dann und wann bekamen die Schafe mit der Faust einen Stoß in die Rippen: „Wollt ihr wohl stehen, ihr Teufelsviehzeug, oder müßt ihr es vielleicht noch mehr durcheinander zwirnen?"

Nun ging die laut brüllende Mette Sophie unten am Fuße des Abhangs vorbei.

Die Zähne in einen starken Knoten hineingepreßt, beugte sich Jens Paulsen über den Rand und horchte. „Was, das war ja Mette Sophie! Was zum Satan hatte dieses Schinderweib dort unten zu suchen?"

„Ah, magst du nicht einen kleinen Augenblick hier heraufkommen! Du verdientest ein paar solide Maulschellen, wie du die Schafe angebunden hast."

Mette Sophie hörte plötzlich zu heulen auf

Digitized by Google

und sah in die Höhe, während ihr die dicken Tränen noch immer über das Gesicht liefen.

„Ah, so bist du also nicht ertrunken! Aber lieber, guter Mann was machst du doch!“

Jens, der durch das irritierende Wirtschaften mit den Schafen die früheren Vorgänge vollständig verschwitzt hatte, rief der Frau, die jetzt den Abhang heraufkrabbelte, noch einmal zu: „Ich meine: du kannst einem nette Sachen anrichten! Da hätte man zwei der besten Schafe verlieren können, weil so'n alter Klepper sich nicht in acht nimmt.“

Mette Sophie hatte sich nun bis an den Rand des Hügels heraufgearbeitet.

„Willst du dir einmal die Kupplung ansehen, die du uns hier beschert hast,“ sagte Jens, schäumend vor Wut und hielt die verhedderten Stricke über den Kopf empor.

„Mein Gott, was ist das?“

„Das ist, daß dein Fell eine derbe Tracht Prügel verdient hätte“, sagte Jens Paulsen und riß wieder in den Stricken wie ein Hund im Darmgeschlinge eines Schafs.

Während er die Knoten mit den Zähnen bearbeitete, zischte er zwischendurch den tragischen Bericht vom Todeskampf der Schafe hervor und wie er im letzten Augenblick zur Stelle gekommen wäre. „Sonst wäre das wieder ruiniert gewesen.“

Mette Sophie fühlte sich in der Tat sehr schuldbewußt. Jens Paulsen verfolgte seinen Triumph.

„Hier kann ich nun den ganzen Tag herumsitzen, um deine Schweinerei wieder in Ordnung zu machen.“

„Aber warum hast du nur deine Kleider an der Au von dir geworfen?“ sagte Mette Sophie und wies die Weste vor. „War es wirklich deine Absicht, dir und mir diese Schande und diese Härte anzutun? Dann hast du auch ein häßliches Gemüt.“

Nun begann Jens sich ein wenig zu schämen. Mit den Kleidern kam ihm die Erinnerung an seinen Selbstmordentschluß zurück. Er sah etwas geniert zur Seite und erleichterte sich, indem er einen Mund voll Strickfasern ausspuckte.

Bald darauf ließ er sich gehorsam und mit hängenden Ohren in Hymens Fessel zurückführen — wie ein fortgelaufener Hund am zerrissenen Strick wieder heimgebracht wird.

Aus den Theatern.

Berliner Theater zu Berlin.

Shakespeare: Macbeth.

Das blutige Drama des Ehrgeizes gehört heute nicht mehr zu den geübten Stücken der deutschen Bühne. In den Zeiten der ersten großen Heroinen bis herauf zur Wolter und Ziegler war die dämonische Lady noch eine gesuchte Gestalt unter den Shakespearefrauen; da man in unsern Tagen, soweit man sehen kann, nur zwei oder drei Darstellerinnen dieser Weibes-Urpsyche findet (die stärkste dürfte wohl immer noch die Sandrock sein), hat das ganze Riesenwerk keinen rechten Raum mehr für sich — seine furchtbare Menschlichkeit verfällt in schwache Dämmerung, wandelt sich nur zum leeren Schauspiel des Auf- und Abstiegs einer Halbnatur, wenn nicht die große Anstifterin, die Verderberin und Lockerin (von bloßer Lust an der Umzingelung des Mannes besessen), wenn nicht die Eva-Macbeth neben dem Manne in ganzer Grausigkeit aufgerichtet steht. Indem sie ihn zum Jasagen verführt, wenn sein herrschsüchtig Blut stark und doch zögernd der ersten furchtbaren Tat entgegenwittert, spricht sie das Symbol des Verneinens aus. Des Mannes Urfeindin, die sein Schöpferisches mit Inbrunst zu vernichten strebt. Das allerälteste Sphinxproblem zwischen Mann und Frau ist aufgerollt. Die Tatkraft des Genies, die einen geraden Weg aufwärts in stiller, starker Sicherheit findet, wird durch das Weib zur armen Lüge. Mann, der du auf die Kupplerin eines leichter zu gewinnenden Ruhmes hörst — Dein rasches Aufwärts legt Blindheit auf deine Augen, stürzt dich noch rascher hinab.

Die Kupplerin des Ruhms, die Lady Macbeth heißt, streicht ruhelos um ihr Opfer, bis sein Haupt, das durch Mord gekrönte, endlich vom Rumpfe fällt. Auch wo sie den von Zukunftsängsten Geplagten allein läßt, von seiner bald geübten Mörderhand fern zu sein scheint, geht sie unsichtbar auf seinen Plänen und Wegen mit. Sie rettet wie ein wildes Schicksal durch seine mächtigen Gedanken; seine Visionen, die ihn vom Festmahl aufschrecken, unter phantastische Nachtgestalten treiben, sind ja nur von ihrer hypnotischen Kraft in sein Hirn gezaubert. Ihre Zugehörigkeit zum Reiche der ewigen Verneinung ist ihr selbst klar:

Kommt an die Weibesbrust,
Trinkt Galle statt der Milch, ihr Morddämonen,
Wo ihr auch harrt in unsichtbarer Kraft
Auf Unheil der Natur!

Das Besinnen Macbeths, selbst im Ansturm wütendsten Herrscherdrangs, bleibt immer noch ferne sichtbar; was er nach dem Mord des Königs, den ihm sein Weib aufträgt, noch an Schändlichem besorgt, steht vor dem Betrachter seines Geschicks nur wie ein Produkt, ein unvermeidliches Resultat des ersten Verbrechens. („. . . . Tat muß fortzeugend gebären . . .“) Aber bei der Lady ist kein Besinnen, sie ist nur Instinkt, Trieb, Tat, List, Verteidigung in einem. Macbeth, der getriebene Held, ist dumm — da er allein auf Banquos und Fleances Tod sinnt, will er die Verderberin nicht mit seinem Plan „ängstigen“: — „unschuldig bleibe, Kind, und wisse nichts, bis du der Tat kannst Beifall rufen“. — Seine mordsinnende Seele zeigt das Wunder, das sie ohne Argwohn sein kann zu der, die ein paar Sekunden von den beiden Opfern sagte, „doch schuf Natur sie nicht für ewge Dauer“. Wenn Banquos Geist den Sitz Macbeths einnimmt, daß sein Schauder furchtbar wird, zischt die Schlange an seinem Ohr: „Was, ganz entmannt vor Torheit?“ Ihr Menschliches taucht nur unbewußt und tastend im Schlaf auf, der Tag ist ihre Tat, aber selbst im Nachtwandel geht ihr Flüstern: „was geschehen ist, kann man nicht ungeschehen machen“. Ihr Tod, von dem man nichts als das Wort vernimmt, bleibt ohne die Lösung dieses Lebens — ein Dämon stellte nur seine Wirkung ein, als er das Ende seines Opfers wußte.

Von der Grundbahn des Naturmythos selbst muß, dünkt mich, die Bahn der Tragödie vom Schotten Macbeth auslaufen. Die Lady hat nur ihre fürchterliche Symbolik zu erfüllen. Ihr innerlich Prinzipielles muß wie eine Flamme herausschlagen oder wie eine Vernichtung, und in allen Künsten der Andeutung müssen sich glühend aus ihr die Taten offenbaren, die ihr Gemahl als die seinen zu tun glaubt. Ihre Stimme sitzt lauernd in ihm und redet ganz plötzlich. In der jüngsten Aufführung des Berliner Theaters suchte Luise Dumont der einzigen

Digitized by Google

Gestalt nahezukommen. Sie wandelte nur wenig auf dem angedeuteten Wege, und es gelangen ihr nur Momente (die dann allerdings Suggestion übten) — sonst sprach sie eine Lady des klassischen Theaters. Der Macbeth Albert Heines ist bei der Kritik nicht gut weggekommen — ich für mein Teil fand (mit wenigen Ausnahmen) alles das in ihm, was ich oben durch die indirekte Schaustellung des Blutkönigs als sein Wesentlichstes zu charakterisieren suchte. Gut waren noch Clewing als Macduff, Bergen als Malcolm. Die Vorstellung verriet ohne Frage einen großen Ernst der Vorbereitung, die Inszenierung brachte starke und lebendige Eindrücke (besonders die Hexenszenen). Die Schwierigkeit der Aufgabe läßt im „Macbeth" gewöhnlich vieles mißlingen — daß hier nur wenig daneben glitt, sei emsig-redlichem Bemühen gedankt. Die Bühnenbilder von Paul Erkens waren großlinig, edelfarbig, zeitlos und, von der Banketszene abgesehen, von düstersymphonischer Wirkung. F. L.

* * *

Tänze.

Tanzpoesien von Fräulein Stefanie v. Dombrowska und historische Tänze, ausgeführt von den Misses Norah und Muriel Ridley. Kammerspiele des Deutschen Theaters zu Berlin.

Was sich viele unter den zahlreichen Freunden moderner Tanzreform längst ersehnt hatten, einmal den traditionellen Tanz, wie er in den höfischen Jahrhunderten in England, Frankreich und Italien üblich gewesen ist, der modernen Tanzpoetik — denn um Tanzpoesie handelt es sich ja da eigentlich nur selten — gegenübergestellt und exemplifiziert zu sehen, das ist nun endlich einmal Erfüllung geworden. In einer nur unter den Artisten (selbst höchsten Stiles!) zu findenden Einmütigkeit, die bewundernswert ist, verbanden sich da zwei englische Tänzerinnen, Misses Norah und Muriel Ridley mit einer russischen Tanzdichterin — um den selbst gewählten Titel beizubehalten! — zu einer Darbietung von apartestem, irrlichterierendem Reize. In knapp anderthalb Stunden zogen in den Kammerspielen des Deutschen Theaters kaleidoskopisch wechselnde Bilder der Hof- und Volkstänze vergangener Jahrhunderte vor unsern Augen vorüber Doch immer wieder unterbrach ein Barfußtanz, gleichsam Einkehr haltend, das naiv daseinsbestätigende Geschreite, Gehüpfe und Gestampfe der beiden fröhlichen Engländerinnen. Es war, als entsinne sich der moderne reflexive Kunstgeist der tiefern Bedeutung alles Tanzens, wenn Fräulein v. Dombrowska im gräzisierenden, fußfreien Gewande eine G. Schumannsche Mazurka, ein Mozartsches Menuett, einen Chopinschen Walzer tanzte. Sie lehnt sich ganz offensichtlich an Isadora Dunkans Stil an, aber ein Zug von weiblicher Melancholie und herzlicher Resignation gibt ihren Tänzen die entscheidende Note. So ist ihre Versinnbildlichung von Griegs „Solveigh" oder von Czibulskas „Liebestraumwalzer" überaus anziehend. Fräulein v. Dombrowska räumt der plastischen Mimik einen hervorragenden Platz ein. Ihre Arme recken und dehnen sich, weisen verlangend nach dem fernen Geliebten, ihre Augen starren in eine Weite, wo das Land der Hoffnung aufschimmert — — unvermutet steigt dann plötzlich aus ihrer Seele ein unstillbarer Drang herauf, sich in tanzender Ekstase Luft zu machen. Aber das ist nur gleichsam das Seifenbläschen eines duftigsten Traumgebildes, das schnell in der Luft zerstiebt . . . bis dann der Tanz zuletzt zur starren Trauer herniedersinkt. . . . Ganz anders nun aber die beiden Tanzschwestern. Echte Varietétanzlust durchzuckt diese beiden schlanken Körper mit den eigenartig kleinen Köpfen und den nippesschlanken Gliedern. Fast denkt man an lebendig gewordene Figurinen auf Spieldosen, und die hüpfenden Achtelrhythmen der Tanzweisen des 16. und 17. Jahrhunderts, nach denen die beiden Mädchen tanzschreiten oder hüpfen oder stampfen, erhöhen noch den leisen Puderquastenzauber dieser Gestaltungen. Pavane, Galliarde, Sarabande, Gavotte, Rigaudon – die Haupttypen des Hoftanzes des 17. Jahrhunderts erstehen hier zu blühendem neuen Leben. Die Kostüme sind nicht nur an sich trefflich gewählt, sondern passen sich auch den geschmeidigen Gestalten der Beiden in ganz merkwürdig vollkommner Weise an. Ein ganz kleines Orchester spielt hinter dem Vorhang und eine sympathische Männerstimme singt zu Zeiten impulsiv den Takt zu dem Tanze. Namentlich bei den altenglischen Volkstänzen, im zweiten Teile des knappen, prägnant umrissenen Programms, erhöhte diese „unsichtbare" Gesangstimme ungemein den Reiz der Tänze. Die prickelnde Musik, die dem empfänglichen Zuschauer und Zuhörer selbst Tanzlust suggeriert, wird durch diese Singstimme erst eigentlich in lebendige Plastik geformt, und eine warme Gefühlsbasis wird auf diese Art geschaffen, wie sie sich sonst bei Tanzmatineen durchaus nicht immer einzustellen pflegt. Fast bedeutet diese Matinee einen Sieg des traditionellen Reigentanz ohne Bewußtheit, ohne sensitives Raffinement, über die modernen tanzpoetischen Reformen. Oder war es nur das Theaterfluidum, das uns in Bann schlug, wenn die beiden Engländerinnen im Kostüm, im historischen Kostüm erschienen, war es dieses Theaterfluidum, das von uns zu weichen schien, wenn Fräulein v. Dombrowska die Rhythmen nur umspielte, nur umkreiste? . . . Jedenfalls war die ganze Veranstaltung überaus lehrreich, freilich wohl mehr für den Spezialisten, für den Kenner, denn für das große Publikum! . . .

Dr. Arthur Neisser.

Randbemerkungen.

Amerikanische politische Methoden.

Ein eigenartiges neues Stück haben sich die Amerikaner geleistet mit ihrem jüngsten Vorschlag, die Mandschureibahnen den Russen und Japanern abzukaufen und sie unter internationale Verwaltung zu stellen. Wenn China mit so etwas ähnlichem hervorgetreten wäre, um die lästige Fremdherrschaft in einer seiner reichsten Provinzen loszuwerden, so würde man das wohl begreiflich, wenn auch zugleich sehr aussichtslos finden. Aber die Union, wie kommt sie, die eifrige Verfechterin der Monroe Doktrin für den eignen Kontinent dazu, urplötzlich zwei andre Mächte vor den Kopf zu stoßen wegen ihrer durch internationale Verträge allseitig anerkannten Sonderrechte im fernen Asien? Gewiß, die Russen und Japaner haben die sich ihnen bietende Gelegenheit nach Kräften im eigenen Interesse ausgenutzt und wirtschaftliche Vorteile in jenen aussichtsreichen Gebieten erzielt, die andern versagt blieben. Der japanische Bahntarif begünstigt in hohem Grade die Entwicklung Dalnys zum Schaden der Fremdenniederlassung in Niutschwang. In den Stationsorten längs der Bahn sind gelegentliche Reibungen vorgekommen wegen der territorialen Hoheitsrechte. Aber alle die hieraus entstandenen Beschwerden sind ohne große Mühe beigelegt worden, oder sie haben sich als unbegründet gezeigt; auf jeden Fall ist nirgendwo ein Verstoß gegen die internationalen Abmachungen nachgewiesen, wenigstens nicht seit dem Eintreten geordneter Verhältnisse nach dem Kriege und dem Übergang der Bahnen in die Hände der Zivilverwaltungen. Auch dagegen läßt sich rechtlich nichts sagen, daß die Japaner den Bau von Bahnen in weit außerhalb ihrer eigentlichen Zone liegenden Gebieten nicht zulassen, weil sie zu diesem Verbot durch die nach dem Kriege abgeschlossnen Verträge berechtigt sind. Damals erhob die Union keinen Einspruch hiergegen, jetzt aber, wo China den Eisenbahnvertrag Ende des Vorjahres erneut bestätigt hat, heißt es auf einmal: „Das Prinzip der offenen Tür ist verletzt!"

Woher die plötzliche Sinnesänderung? Vielleicht weil amerikanische Finanzleute gerne an einem Bahnbau sich beteiligen möchten, den die Japaner als Konkurrenzbahn nicht dulden wollen. Dieser Umstand genügt schon, um die amerikanische Aktion in einem eigentümlichen Licht

Digitized by Google

erscheinen zu lassen, aber hiervon ganz abgesehen, was hat eine solche Aktion für einen Zweck, wenn sie absolut aussichtslos ist. Die Japaner und Russen wären ja rein toll, wenn sie ihre verbrieften Rechte aufgeben wollten; Deutschland und Frankreich hätten auch nicht das mindeste Interesse daran, den amerikanischen Vorschlag durchgehen zu sehen, denn nach der mandschurischen wäre wahrscheinlich die Reihe an unsere Schantung- und die französische Yünnan-Bahn gekommen.

Die Union hat somit die diplomatische Schlappe, die sie sich mit der Ablehnung ihres Vorschlags geholt hat, wohl verdient, ebenso, daß ihre Freundschaft mit Rußland und Japan gewiß nicht gefördert ist durch ihr temperamentvolles Vorgehen. Die Situation in der Mandschurei ist gewiß nicht allseitig befriedigend, aber unerträglich ist sie nicht einmal für China. Sie schließt dauernd große Bedenken und mögliche Gefahren in sich, aber eben deshalb ist doppelter Takt und Vorsicht für alle Nationen geboten, um nicht ohne die zwingendsten Gründe die Dämonen jenes bösesten Wetterwinkels der politischen Welt zu entfesseln. v. P.

* * *

Amerika und der ferne Osten.

Der Handelsverkehr der nordamerikanischen Union mit Ostasien kam erst in Schwung, nachdem im Jahre 1893 die nördliche Überlandbahn in Betrieb gesetzt war. Damit konnte Baumwolle bequem vom Süden her nach Seattle befördert und dort verschifft werden. Die Ausfuhr hob sich innerhalb eines Jahres von 260 auf 820 Millionen Mark. Der Baumwolle folgte Weizen. In dem Zeitraum von 1890 bis 1905 hob sich die Weizenausfuhr nach Japan von 20 800 000 auf 200 000 000 Mark, die nach China von 120 auf 200 Millionen Mark, die nach ganz Asien von 80 auf 500 Millionen Mark. Auch die Einfuhr aus Ostasien stieg erheblich. Seit dem Jahre 1905 ging jedoch der Handel zwischen der Union und den Ländern des fernen Ostens zeitweise beträchtlich zurück und ist im ganzen nicht mehr fortgeschritten. Den vorübergehenden Rückgang verschuldete vor allem der Boykott amerikanischer Waren durch die Chinesen, die damit gegen die amerikanische Einwanderungsgesetzgebung protestierten. Die Wiederbelebung wurde dann erschwert durch ein neues Gesetz, wodurch Ausnahmefrachtsätze aufgehoben wurden, die eingeführt worden waren, um der amerikanischen Ausfuhr nach Ostasien den Wettbewerb mit englischen und deutschen Waren zu erleichtern. Eine gleiche Wirkung hatte die Zunahme des Weizenpreises, die es japanischen und chinesischen Lohnarbeitern teilweise unmöglich machte, den Übergang zum Genuß von Weizenbrot aufrecht zu erhalten. Auch der Rückgang der amerikanischen Schiffahrt im Stillen Ozean mußte den amerikanischen Handel benachteiligen.

Nun verspricht sich aber Präsident Taft Wunder von einer planmäßigen Unterstützung des amerikanischen Handels mit Ostasien durch eine auswärtige Politik, davon zeugte wieder seine Botschaft an den Kongreß, worin den ostasiatischen Verhältnissen ein so breiter Raum gewidmet war. Jetzt nimmt jedoch J. J. Hill, der Eisenkönig, im „Worlds Work" das Wort, um diese Hoffnung auf Grund seiner reichen praktischen Erfahrung in Zweifel zu ziehen. Es sei kein Zufall, meint Hill, daß der amerikanische Handel mit Ostasien um dieselbe Zeit ins Stocken geriet, wo Japan in die Lage kam, daraus Nutzen zu ziehen. Mittlerweile sei auch China erwacht, und sobald diesem erst genügend Kapital zur Verfügung stehe, werde es seine unermeßlichen natürlichen Hilfsquellen ausnützen, seine eigenen Rohstoffe mit seinen billigen Arbeitskräften verarbeiten, und die Waren, deren Herstellungskosten auf der Silberbasis beglichen wurden, im Auslande auf der Goldbasis verkaufen. Nach Hill kann der chinesische Handel ganz gewaltige Profite allein aus dem Unterschiede in den Landeswährungen herausschlagen. Das Goldgeld, das der chinesische Exporteur für seine Waren empfange, erhalte für ihn doppelten Wert, wenn er es wieder in Silber umtausche, um es aufs neue in Rohstoffen und Arbeit für die Herstellung von Ausfuhrwaren anzulegen. In Wirklichkeit ist der Vorteil für den chinesischen Kaufmann noch größer, als Hill annimmt. Die Löhne werden in China in der Regel in Kupfer gezahlt, wie auch der Kupferkäsch (etwa $^1/_7$ Pfg.) die einzige wirkliche Währungsmünze für das chinesische Reich vorstellt. Der Kurs des Silbers selbst wird nach der Anzahl von Käsch bestimmt, die man für ein chinesisches Pfund (Liang oder Tael) Silber erhält. Der chinesische Hersteller kauft also Rohmaterialien und Arbeitskräfte auf der Kupferbasis und verkauft die fertigen Waren im Auslande auf der Goldbasis. Das bedingt noch einen viel größeren Vorteil für den chinesischen Kaufmann, als wenn es sich nur um den Unterschied zwischen Silber und Gold handelte.

Hill ist der Ansicht, daß mit der Zeit keine für die einheimischen Bevölkerungen erträglichen Zölle imstande sein werden, die Märkte Amerikas und Europas vor einer Überschwemmung mit billigen ostasiatischen Waren zu retten. Deshalb rät er seinen Landsleuten, sich von dem Wahn zu befreien, als könnte der Handel mit Ostasien große Dinge für die künftige Wohlfahrt der Vereinigten Staaten verrichten. C.

* * *

Die Parteigeschichte von 1890 bis jetzt.

So lautete das Thema, das sich Friedrich Naumann für den zweiten seiner wissenschaftlichen Vorträge über die politischen Parteien gestellt hatte und vor einem wiederum äußerst zahlreichen Auditorium im Oberlichtsaal der Philharmonie in der ihm eigenen reizvollen Weise zur Abhandlung brachte.

Nach dem Zusammenbruch der Liberalen (1878) ward mehr und mehr die Politik bestimmt durch Interessenfragen des Einzelnen. Unter diesem Gesichtspunkt wählten sich die Wähler die Männer aus, die sie nach Berlin sandten. Die beiden Fragen: „Kampf um die Sozialdemokratie" und „Kampf um die Zölle" beherrschen das ganze politische Leben. Die Zentrumspartei stand organisatorisch auf sehr viel festeren Füßen, als die Nationalliberalen je gestanden hatten. So wird das Zentrum — entgegen der Erwartung Bismarcks — durch das Ende des Kulturkampfes nicht schwächer, sondern es bleibt in voller Stärke. Damit mußte Bismarck rechnen. Er pflegte immerhin lieber noch zu Windthorst als zu Richter zu gehen. Stück für Stück der Bismarckschen Politik kam nur mit Hilfe des Zentrums im ganzen oder zur Hälfte zustande. Das war das Charakteristische jener Zeit. Viele Augen waren hoffnungsvoll auf den damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm gerichtet. Da erfolgte (März 1894) die Fusion der Liberalen unter Richter, Rickert usw. 106 parlamentarische Mitglieder hatte man zusammen, eine Fülle von Geist und Talent war in diesen Männern. Der Zusammenschluß hätte glücken können, wenn es nicht so lange gedauert hätte, bis die Zeit kam, für die er gemacht war. Bismarck wußte die Liberalen abzuwehren mit seiner großen Geschicklichkeit, seiner ganzen Rücksichtslosigkeit, indem er den Kampf gegen den Umsturz aufwühlte, alles in diesen Bannkreis zu zwingen verstand. Derartig wurde der Freisinn zusammengepreßt, daß von den 106 Abgeordneten 1884 nur mehr 67, 1887 gar nur noch 32 verblieben. Der Wahlkampf von 1887, für den wir ein Beispiel soeben in England hatten, stand unter dem Zeichen der Kriegsgefahr, wie sie Bismarck der Welt darstellte. Boulanger stände an der Grenze, dem Bauer sollten schon die Kühe weggeführt werden usf. So wurde das Septennat durchgesetzt, die Kriegsgefahr gab die Parole zur großen Bismarckschen Mehrheit (121 Konservative, 99 Bismärckische Nationalliberale). Bismarck hatte auf seine alten Tage, was er solange ersehnt: ein ministerielles Parlament, mit dem er machen konnte, was er wollte. So setzte er alsbald auch die Verlängerung der Legislaturperiode durch. Da starb der alte Kaiser, $^1/_4$ Jahr später Kaiser Friedrich, viele Hoffnungen hinübernehmend. Und die innere Politik verlor eine Generation. Ohne Übergang

Digitized by Google

kam sofort die Zeit Wilhelms II. Dieser empfand, was ihn Hintzpeter gelehrt, sozialpolitisch also anders als Bismarck. Das gab den ersten Punkt der Differenzen zwischen Kaiser und Kanzler. Die Verlängerung des Sozialistengesetzes wurde vom Kaiser nicht für nötig erachtet. So entstanden die Wahlen von 1890, zwar noch unter Bismarck, aber sozusagen ohne ihn; er sah zu. Diese erste Wahl Wilhelms II. war imstande, die letzte Wahl Bismarks von 1887 auszulöschen. Die Konservativen verloren 28, die Nationalliberalen 57 Sitze, und was vordem Bismarcksche Mehrheit gewesen (220) ging auf 135 Mandate zurück. Alle andern gewannen. Das Zentrum — das kann nicht genug hervorgehoben werden — ist wiederum ausschlaggebend geblieben; es geschieht nichts, was es nicht will. So ist es zwar ohne Verantwortung, aber dennoch „das Maß aller Dinge, ein Parlament im Parlament". Im ganzen ging es den Weg der Zollfreundlichkeit und der vielfachen Einzelgesetzgebung. Von 1890 ab versuchten die Konservativen populär zu werden; sie nahmen den Antisemitismus in das Tivoliprogramm auf. Aber dann ward der Bund der Landwirte gegründet, überhaupt strebte alles nach Sonderorganisationen, nach Verbänden, die sich zwischen Wähler und Parteileitung einschoben. Die Liberalen, mitten drinstehend, protestierten dagegen, daß der Mensch ein Verbandsmitglied sei, konnten diese Entwicklung aber nicht aufhalten und wurden bis 1903 fortgesetzt geschwächt, während die Nationalliberalen sich so einigermaßen noch hielten. Der Gedanke Bülows, endlich eine zentrumsfreie Mehrheit zu bilden, ward verwirklicht nicht auf Kosten des Zentrums — das kam wiederum mit 102 Plätzen aus dem Wahlkampf 1907 heraus —, sondern der Sozialdemokratie. Das Problem der Zukunft stellt sich jetzt für den, der die Dinge mit liberalem Auge ansieht, so: Wie läßt sich aus den 150 (Linksliberalen und Sozialdemokraten) eine Mehrheit von 200 machen? Das Zentrum wird — das hat die Blockerfahrung gelehrt – solange ausschlaggebend bleiben, bis es eine Mehrheit links vom Zentrum gibt, was ich (Naumann) so auszudrücken pflege: von Bebel bis Bassermann! Man zeige mir einen andern Weg, um die Macht des Zentrums zu brechen. Gesiegt haben die Romantik und der Zoll. Anders als die Mitgliederzahl der Parteien stellt sich die Stimmenzahl: $6^1/_4$ Millionen Wähler neigen nach links, 5 Millionen nach rechts. Dies in den Mandaten zur entsprechenden Wirkung zu bringen, ist nur durch eine andere Wahlkreiseinteilung zu erzielen. Daran müßte ein Kanzler, der wieder einmal auf den Gedanken verfiele, eine zentrumsfreie Mehrheit zu bilden, in erster Linie denken. Dann würde die Volksmehrheit eine Parlamentsmehrheit sein. O. L.

* * *

Die Schule als Asyl für Obdachlose.

Wir wissen vor Humanität schon nicht mehr, wohin wir sollen. Und im Jahrhundert des Kindes sind wir selbstverständlich am humansten gegen die Kinder. Unsre Volksschulkinder werden in der Schule gebadet, spielen in der Schule, erhalten Frühstück in der Schule und werden zum Teil auch schon mittags in der Schule gespeist. Nun ist armen vernachlässigten Geschöpfen, deren Eltern nichts an ihnen tun können, solche Fürsorge gewiß lebhaft zu gönnen. Aber allgemach fängt man doch wohl an, zu weit zu gehen. Jetzt hat ein humanes Gemüt den Vorschlag gemacht, Kinder, deren Schlafstellen zu Hause zu wünschen lassen, nachts in den Schulsälen zu beherbergen, und wir zweifeln gar nicht daran, daß dieses Projekt binnen kurzem zur Ausführung kommen wird. Wir haben also das Bild, daß ein Abcschütze in der Schule schläft, in der Schule frühstückt und speist, mit Spiel und Arbeit mittags in der Schule beschäftigt wird und überhaupt nicht mehr nach Hause zu gehen braucht. Sehr angenehm für das Kind, aber noch angenehmer für die Eltern, wenn diese ihre Elternpflicht nicht kennen, und sehr leicht geeignet, gewissenlose Eltern noch gewissenloser zu machen. Der alte Busch hat einmal gesagt: „Vater werden ist nicht schwer, Vater sein desto mehr." Er hat sich getäuscht. Heutzutage nimmt man den Eltern ihre Pflichten von Staats und Stadt wegen einfach ab, und die Herrschaften haben sich, nachdem sie die ersten — sagen wir einmal — Elternfreuden genossen haben, um ihre Sprößlinge überhaupt nicht mehr zu kümmern. Ich glaube, daß wir da auf einem sehr bedenklichen Wege sind. Die Allgemeinheit darf schlechten oder doch leichtsinnigen Eltern ihre Sorge und ihre Verantwortung nicht ganz abnehmen. Tut sie es, so ist nicht einzusehen, warum sie nicht ganze Arbeit macht und nach dem sozialistischen Gesellschaftsideal alle Kinder öffentlich erzieht. In den unteren Bevölkerungsschichten lebt so wie so schon das Gefühl, daß sie alles vom Staate zu fordern haben, und daß ihren Rechten keine Pflichten gegenüberstehen. Nimmt man ihnen noch die erste und heiligste ab, dann hilft man, diese Schichten erst recht proletarisieren. Humanität ist gut, aber sie muß ein bißchen von der Vernunft gezügelt werden, und deswegen wünschen wir, daß sich dem Versuch, aus der Schule ein Asyl für obdachlose Kinder zu machen, noch eine Anzahl vernünftiger Leute rechtzeitig entgegensetze. Das ist aber, wie gesagt, ein Wunsch — keine Hoffnung. Dr. M. P.

* * *

Noch einmal Schilda-Rüdesheim.

In Nr. 2 der „Gegenwart" haben wir die Stadtverwaltung von Rüdesheim ins Gebet genommen, weil sie eine aus Geisenheim an sie gerichtete Postkarte aus dem Grunde zurückgehen ließ, sie wisse nicht, welches Rüdesheim gemeint sei. Dabei hatten wir der Ansicht Ausdruck gegeben, daß Rüdesheim mit einem andern obskuren Orte, der zufällig denselben Namen führe, nicht verwechselt werden könne. Nun teilt uns ein freundlicher Leser mit, daß es auch bei Kreuznach ein Dorf Rüdesheim gebe und wirklich einmal verwechselt worden sei. Eine fremde Familie wollte nach dem richtigen Rüdesheim fahren, akkordierte mit dem Kutscher und wunderte sich über den billigen Preis. In einer halben Stunde war das Gefährt angelangt, und nun stellte sich der Irrtum heraus. Die Weinresidenz lag noch $2^1/_2$ Stunden entfernt. — Sind nun daraus mildernde Umstände für die Rüdesheimer Ortsgewaltigen herzuleiten? Nein, meine ich. Sie wußten genau, daß ihre herrliche Heimat gemeint sei, und wenn sie von jenem Rüdesheim je etwas gehört hatten, — daß dieses in Frage komme, war nach dem Inhalte der Karte ausgeschlossen. Der Zopf, der hängt ihnen hinten. Dr. M. P.

* * *

Der Streit um die Florabüste

gehört zu den Würmern, die nicht sterben können, und wird vermutlich solange dauern, als der Generaldirektor Bode der Knopf auf dem Kirchturm ist. Nachdem die Pfeilschützen auf beiden Seiten sich mit leeren Köchern zurückgezogen haben, rücken die Triarier an, aus München und aus Bremen, Carl Voll und G. Pauli, beamtete Kunstgelehrte, die in der Hitze des Gefechts zu allem andern, nur nicht zu den Waffen der Wissenschaft gegriffen haben. Andernfalls könnte man als Unbeteiligter den Auseinandersetzungen mit verschränkten Armen zusehen und brauchte sich keine Gedanken über die Gleichzeitigkeit des Vorstoßes zu machen. Die Captatio benevolentiae, die beide Gegner Bodes an das Publikum mit der Versicherung richten, sie seien sich der schuldigen Ehrfurcht vor der außerordentlichen Lebensarbeit des hochverdienten Mannes bewußt, die Verwahrung, die Flora-Angelegenheit benutzt zu haben, an ihm sein Mütchen zu kühlen oder gar an seinem Sturze zu arbeiten, diese Captatio wird ja auf die Gründlinge im Parterre ihre Wirkung nicht verfehlen, aber von denen mit heiterm Lächeln begrüßt werden, die da wissen, wie's gemacht wird. Die Methode, einem die Fenster einzuwerfen und zu sagen, man wolle nur wissen, ob er zu Hause sei, ist nicht neu; aber jedesmal, wenn sie angewendet wird, fühlt man sich humoristisch an-

Digitized by Google

geheimelt. Karl Voll hält eine Generalabrechnung mit Bode und, um Stimmung gegen ihn zu machen, zählt er eine Reihe vermeintlicher Irrtümer auf, die dem Angegriffenen früher unterlaufen sein sollen. Ist es auch allzu menschlich, so scheint es doch zum Rüstzeug der exakt arbeitenden Kunstwissenschaft zu gehören. Auch Staatsanwälte verweilen mit Vorliebe bei den Vorstrafen des Angeklagten. Mit dem Florafall hat das aber nichts zu tun, nur denkt man dabei: hier stößt dem unparteiischen Forscher das Lusam-Gärtlein auf, das zwar nicht genannt wird und trotzdem unter jeder Zeile hervorschimmert. Beim Kunsthandel ist es nun einmal wie im Kriege: günstige Stellungen müssen besetzt werden, bevor der Feind es tut. Indessen, auf dies Kapitel kann hier im Rahmen einer Glosse nicht weiter eingegangen werden; wenn Voll nicht genug Worte darüber zusammentragen kann, beweist er eben, daß sein Aufsatz „Die Florabüste, Wilhelm Bode und die Wissenschaft" einen unrichtigen Titel trägt. Die Florabüste ist ihm die Hauptsache, das übrige Verbrämung. Seine Beweisführung wie die Paulis stützt sich auch auf die Zeugenaussagen. Erfahrene Richter mißtrauen dem Gedächtnis sehr alter Leute. Voll erblickt in den einundachtzig Jahren von Lukas' Sohn, der Jugendeindrücke wiedergibt, eine Bekräftigung. Daß diese Eindrücke falsch seien und sich falsch, wie sie sind, erhalten können, stellt er nicht in Rechnung. Ebenso arbeitet Pauli mit der Glaubwürdigkeit der Zeugen Lukas und Cooksey, richtet aber in der richtigen Erkenntnis, wie wichtig die von Professor Dr. E. Raehlmann vorgenommene Untersuchung der Farben der Florabüste ist, seinen Hauptangriff gegen diesen. Raehlmann stellt fest: „Zu Lasurzwecken kann dieses moderne Material darum nur in ganz zarten Deckschichten verwendet werden, während in der alten Kunst auch mächtige Schichten (wie hier) noch genügend Transparenz besaßen, um die tiefen Farben (der Untermalung) noch durchwirken zu lassen." Er stellt ferner fest, daß die Unterlage der Malerei „aus gereinigtem weißen Wachs besteht". Pauli beruft sich auf Cooksey und Lukas, die das Material für Kerzenwachs der vierziger Jahre mit einer geringen Beimischung von Walrat oder Stearin und Paraffin erklären. Die Raehlmannschen Untersuchungen weisen auf die Übereinstimmung des zur Büstenbemalung verwandten Blaus mit dem Blau eines Bildes hin, das von Markus Basaiti, einem Zeitgenossen Lionardos, stammt, und gelangen zu dem Schluß: „Die Details dieser Malerei, soweit sie erhalten ist, zeigen eine ziemlich sorgfältige Bearbeitung, besonders im Blau des Gewandes, und eine Technik, die der altitalienischen Technik des XV. und XVI. Jahrhunderts und der gleichzeitigen altdeutschen und altniederländischen Kunst als Malmethode eigen ist." Diese für Bodes Gegner recht unbequemen Ergebnisse werden als ein gänzlich haltloses Gutachten beiseite geschoben.

„Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht."

Das Mikroskop ist wirklich eine unangenehme Erfindung, und Raehlmann, bisher eine anerkannte wissenschaftliche Autorität, muß Unrecht haben, weil die beredte Sprache seiner Instrumente so ganz anders klingt als das Englisch der Herren Lukas, Cooksey und Whitburn. Ein einziges Partikelchen Farbe aus der Renaissancezeit genügt freilich, um alle Rederei gegen das Alter des Kunstwerks hinfällig zu machen. Hier kann eine Entscheidung über seine Echtheit nicht gefällt werden, es sollte bloß Licht auf die Taktik gewisser Wahrheitsforscher geworfen werden. Ob sie wirklich einwandsfrei ist? Oder erinnert sie nicht vielmehr an Tenöre, die sich über die Stimme eines andern Tenors zu Richtern aufwerfen mit der diesen Künstlern eigenen Unbefangenheit? Ro.

* * *

Paul Schlenther Kritikus und Ernst Gettke redivivus.

Die Berliner Erde hat sie nun bald wieder, und die Berliner Menschheit setzt auf die beiden große Hoffnungen. Es wäre heute für mich sehr leicht, vorauszusagen, daß Schlenther und Gettke ihre Berliner sicher enttäuschen werden. Solche Prognosen sind so einfach, wie jenes berühmte Versprechen des Persers, der in zehn Jahren das Pferd des Schahs sprechen lehren wollte. Als man den braven Asiaten fragte, ob er wirklich daran glaube, daß das Pferd in zehn Jahren sprechen werde, meinte er seelenruhig: Zehn Jahre! Was kann da nicht alles geschehen sein! Bis dahin wird wahrscheinlich der Schah tot sein oder das Pferd oder ich! Die beiden Theatermänner treten erst im Herbst ihre Stellungen an, und das große Vertrauen, das man ihnen hier bereitwilligst vorschießt, ist so schnell nicht verbraucht. Gar so geschwind sieht man nicht ein, daß man hineingefallen ist, und wenn man's endlich merkt, erzählt man's auch nicht gern jedem. Ich möchte also nur *vergleichen*. Paul Schlenther ist nicht der erste Burgtheaterdirektor, der sich auf den kritischen Eckplatz im Parkett setzt. Max Burckhardt, sein Vorgänger, tat nicht nur desgleichen, er blieb sogar in Wien, ja er kritisierte sogar die Schauspieler, die ihm die Krone vom Haupt gerissen hatten, ironisierte seinen Nachfolger und belohnte die ihm Ergebenen durch reiche Lobesworte. Man las nun dieselben Worte des temperamentvollen Direktors und Regisseurs mit den Initialen M. B. gezeichnet, die sich nur selten als unverbürgte Meldungen in eine öde Kulissenklatschecke verirrt hatten, und konnte für den kleinsten Nickel das Vergnügen erwerben, es vom Ex-Direktor schwarz auf Weiß nach Hause zu tragen, wie großartig er es machen würde, wenn er noch im Amt wäre — statt des unfähigen Nachfolgers Burckhardts Kritiken waren eine große Sensation — solange sie nicht erschienen waren. Als man sie las, wunderten sich die Leute im geheimen. Öffentlich fanden sie es noch reizend. Bis einer schließlich aufstand und erklärte, daß die kritische Tätigkeit des Herrn Burckhardt eigentlich maßlos langweilig sei, und daß der Mann doch eigentlich im Burgtheater gar nichts gelernt hätte. Allmählich sah es die Wiener Menschheit selbst ein, nach einem halben Jahr etwa ödete das Handwerk Herrn Burckhardt selbst an, und er schreibt jetzt nur mehr über Dinge, von denen er auch nicht allzuviel versteht, die er aber im Burgtheater nicht erlernen konnte . . . Schlenther hat sich ja nun von Wien zornig abgewandt, weil ihn die „Neue Freie Presse" brutal zu Boden gestreckt hat, und wir werden ihn in einem Berliner Blatte nicht über Alfred v. Berger, sondern über Max Reinhardt und Otto Brahm schreiben sehn. Er wird natürlich sehr abgeklärt sein und uns lehren, vom Theater nur das Erreichbare zu fordern, wird von Idealen der Jugend nur sachlich sprechen. Ideale aber vertragen keine Sachlichkeit. Ich gehe seit Jahren nicht mehr ins Theater, Theateridealisten sind mir zuwider, aber ich werde wahrhaftig Schlenthers Kritiken nicht lesen, obwohl er doch sicher kein Idealist ist. Schlenther wird auch „auf verschiedenen Gebieten des Feuilletons tätig sein", wie seine Berliner Redaktion verkündet. Aber ich werde ihn auch im Feuilleton nicht lesen. Denn er wird *nicht* schreiben: Erstens *einen* ehrlichen Artikel über seinen Nachfolger. Zweitens einen aufrichtigen Aufsatz über die Wiener Kritik. Drittens eine ehrliche Feuilletonserie über die Zustände an einem Hoftheater.

Ernst Gettke kommt nach Berlin ungefähr in dieselben Verhältnisse, wie die, die er in Wien vor etlichen Jahren verlassen hat: in ein schlecht gelegenes, sonst nettes Theater, das sich vielleicht durch das gute, dumme, alte Familienstück geschäftlich behaupten könnte. Nach dieser Richtung hat sich Gettke seinerzeit im Wiener Raimundtheater mit sehr wenig Glück versucht. Er arbeitete zum Schluß mit einem sehr mäßigen Volksstück-Ensemble, die ödesten Possenaufführungen mit Girardi und der Niese waren die höchsten Festtage für Publikum und Kassierer, und es herrschten dort so wenig appetitliche Zustände, daß man das Raimundtheater nicht anders nennen hörte als den Theaterstall. Ich habe Herrn Gettke bei seinem unrühmlichen Abgang hier gegen die Wiener Presse vertreten, aber nun — da die Berliner vergessen haben, wie seine Direktion in Wien seinerzeit geendet hat — erinnere

Digitized by Google

ich mich doch lebhaft daran, daß Gettkes Geschäftsführung alles andere eher gewesen als eine zielbewußte Wirtschaft: es war mehr ein Vegetieren, ein österreichisches „Fortwursteln“ als ein planvolles norddeutsches Arbeiten.

Ernst E. Friedegg.

Der forsche Junker.

Herr Oldenburg, vielkühne,
Ihr Ritter, unerschreckt,
Die Göttin der Tribüne
Hat Euch mit Glanz bekleckt.
Seit Eure Red erschallte,
Gewann sich neuen Ruhm
Das edle, wohlgestalte
Urpreußische Junkertum.

Ihr hütet noch alleene
Den guten Reckenstand —
Ihr nehmt Rekruten, zehne,
Und einen Leutenant.
Mit denen schlagt Ihr Breschen
In Mauern, wutentbrennt,
Und könnt zusammendreschen
Das Linkserparlament.

Es ehrt Euch, Oldenbürglein,
Der militärische Drill,
Der selbst das arme Gürglein
Des Reichstags würgen will.

Hör unser Flehn, o Würger,
Und zeug uns noch ein Paar
Zukünft'ge Oldenbürger,
Zukünft'ge Reckenschar.

Wir brauchen solche Helden,
Die, sieghaft wie der Blitz,
Sowohl noch Taten melden
Als einen guten Witz.
Die Clio lassen tuten:
„Des Volks Vertreterstand
Schmiß er mit zehn Rekruten
und einem Leutenant.“

Terentius.

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Lexikon der Zeitgeschichte. Otto Weber, Verlag (Heilbronn a. N.). Preis geb. M. 2,—.

Aus diesem in chronologischer und alphabetischer Reihenfolge angeordneten Nachschlagebuch über die bemerkenswertesten Ereignisse des Jahres 1909 kann man sich schnellstens, ohne genötigt zu sein, Stöße von Zeitungen und Zeitschriften durchzublättern, über irgend eine Zeitfrage orientieren, die im Vorjahre öffentlich erörtert worden ist.

Otto Ernst: Vom grüngoldnen Baum. Humoristische Plaudereien. Buchschmuck von Max Bernuth. Verlag von L. Staackmann. Preis: geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

N.P.G.

Vornehmer, wohlfeiler

Wandschmuck

sind Bromsilber-Photos der Neuen Photographischen Gesellschaft, Aktiengesellschaft, Steglitz 181 · Enorme Auswahl von Gemälden und Skulpturen klassischer und moderner Kunst · Illustrierte Prospekte stehen gern zur Verfügung

Amateur-Photographen

verlangen unsere Gesamtpreisliste über Photopapiere und Probehefte der Zeitschrift «Das Bild» gratis

N.P.G.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.: Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

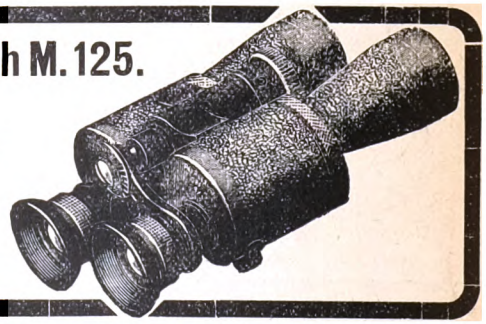
Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.
Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.
Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.
Lebens-, Kapital- u. Kinder-Versicherung.
Sterbe- und Versorgungskasse.
Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Jagdglas „Perplex" 6fach M. 125.



Perplex-Prismenfeldstecher werden in optischer Leistung auch von den teuersten Spezialgläsern nicht übertroffen. **Zahlreiche glänzende Zeugnisse! Neue Modelle** „Perplex", „Armeemodell". „Autokrat". Vergrösserung 5- bis 18fach, M. 85.– bis M. 250.–.
Vor Kauf eines Prismenfeldstechers lasse man sich **im eigenen Interesse** von den Händlern unsere Fabrikate zum Vergleich vorlegen.
Katalog 50 kostenlos durch alle einschlägigen Geschäfte oder durch
Optische Werke, Cassel (Carl Schütz & Co.)

Ich gebe Ihnen sicher Auskunft! so möchte ein soeben erschienenes Buch von sich sagen, das in **chronologischer und alphabetischer Reihenfolge die markantesten Ereignisse des Jahres 1909 registriert und den Titel**

Lexikon der Zeitgeschichte

führt. **Dasselbe bietet dem Schriftsteller eine fast unerschöpfliche Fülle von Material für seine Artikel** und ist überhaupt **für jeden,** der mit der Presse Fühlung hat und sich für Tagesgeschichte interessiert, **ein fast unentbehrliches Nachschlagewerk,** das durch jede Buchhandlung, eleg. in Leinwand gebunden, zum Preise von nur M. 2.—, bezogen werden kann, auch direkt gegen Einsendung des Betrags von

Otto Weber Verlag · Heilbronn a. N.

Auskunft auf jede Frage erteilt

Kürschners Universal-Konversations-Lexikon.

4. vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgegeben von Hermann Hillger. Mit etwa **3000 Illustrationen.** **Lexikon-Oktavformat.** (5,5 cm stark, 23,5 cm hoch, 18 cm breit). 2685 Spalten und 10 Tafeln.

In eleg. Original-Leinenband geb. nur **5 Mk.**

Diese gänzlich umgearbeitete, bis auf die Gegenwart ergänzte Auflage beantwortet trotz aller Kürze jede Frage des täglichen Lebens erschöpfend und rasch. **Zuverlässigkeit, kurze prägnante Auskunft** und **Vollständigkeit** sind die Hauptvorzüge dieses stattlichen umfangreichen Buches, das auch von denen mit Vorteil benutzt wird, die ein vielbändiges Konversationslexikon bereits besitzen, aber Wert auf **rasche** und **erschöpfende** Orientierung legen.

„. . . Ein Buch, das eine wahre Fundgrube des Wissens ist und in gedrängter Kürze über so ziemlich alles, worüber ein Mensch rasch Aufschluß haben mag, unterrichtet . . ., das billigste derartige Werk." Leipziger Zeitung.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Mießler, Mariendorf — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 7. Berlin, den 12. Februar 1910. 39. Jahrgang Band 77.

Das neue Wahlrecht in Preußen.

Als Bernhard Bülow, des Reiches vierter Kanzler, als solcher in Schönheit gestorben war, unterhielten sich die Parteien lebhaft über die Gründe seines Hinscheidens. Die einen sprachen von Selbstmord, die andern von einem schleichenden Gift, das ihm gute Freude beigebracht hätten, deuteten mit den Fingern auf den und jenen als den Schuldigen. Genug, der Mann war beseitigt, der Nachlaßsteuer und Wahlreform heraufbeschworen hatte, und auf seinem politischen Leichenstein stehen die Worte: „Dieser ist ein agrarischer Kanzler gewesen“. Als er sich diese Inschrift selber wählte, ahnte er gewiß nicht, daß die Werkzeuge, sie hineinzumeißeln in den Block, schon bereit lagen. Er hatte wohl doch seine Kunst der Menschenbehandlung überschätzt und die Dankbarkeit als einen Faktor in das Exempel gesetzt, mit dem wohl im bürgerlichen Leben, aber nie in der Politik gerechnet werden darf. Sein Bekenntnis zum Agrariertum wurde zwar freundlich entgegengenommen, aber in dem ersten Augenblicke, als etwas von der preußischen Wahlrechtsreform verlautete, setzte der Sturm aus Osten ein, das Staatsschiff neigte sich und das rechte Rad begann einen kraftvergeudenden Leerlauf. Kaum ein Jahr ist verflossen, seit der vielgenannte Herr v. Oldenburg-Januschau auf der Jahresversammlung der konservativen Partei Westpreußens mit einem Pronunciamento gegen den preußischen Ministerpräsidenten hervortrat und ihm bedeutete, die Reichsfinanzreform wäre ohne Nachlaßsteuer durchführbar, und die Konservativen hätten keinerlei Anlaß zu irgend einer Änderung des preußischen Landtagswahlrechts. Wenn Offenheit, bis zur Grobheit gesteigert, eine Tugend ist, so besitzt sie Herr Elart v. Oldenburg in dem Maße, daß ihm der politische Tugendpreis zuerkannt werden muß. Als Diplomat würden seine Fähigkeiten vielleicht bei einer noch zu entdeckenden wilden Völkerschaft am Platze sein; aber auch in Deutschland scheint sein Talent in gewissen Kreisen geschätzt zu werden. Er wirkt weiter als Draufgänger in der vordersten Reihe und überläßt es den Diplomaten seiner Partei, die „Erfolge“ auszunützen, die er im raschen Anlauf gewonnen hat; er blieb und Bülow ging.

Die Erbschaft des Gegangenen hat Herr v. Bethmann Hollweg angetreten. Man täusche sich nicht über die Erbschaftssteuer; es ist das Geheimnis des Policinell, daß in gewissen konservativen Kreisen ihr dereinstiges Wiederauftauchen ernstlich ins Auge gefaßt wird, ungefähr mit dem Gleichmut, wie die Russen einem Wiederaufflackern der Cholera entgegensehen, nur mit dem Unterschied, daß, wie die jüngste Rede des Herrn v. Heydebrand und der Lasa gezeigt hat, man nicht gewillt ist, den Fall mit einem Nitschewo abzutun. Man hat die alten Waffen nicht weggeworfen, sondern ist gerüstet. Einstweilen sollen sie gegen die Wahlrechtsvorlage in Bereitschaft gehalten werden. Vielleicht versteht jetzt Herr v. Bethmann Hollweg den zarten, ihm von konservativer Seite gegebenen Wink, seine Kräfte auf Reichssachen zu konzentrieren und die Geschäfte des preußischen Ministerpräsidenten einem andern zu überlassen. Die extremen Elemente der Rechten empfinden augenscheinlich, wie wenig eine beständige Opposition gegen die Krone sich mit dem Grundgedanken ihrer Partei verträgt, und möchten das Doppelspiel im Reichstag und im Landtag sich leichter gemacht sehen. Man kann nicht einem preußischen Ministerpräsidenten widerstreben und einem Reichskanzler in allen Dingen zu Willen sein, wenn eine Personalunion vorhanden ist, und dann behaupten, man treibe eine rein konservative Politik, zumal wenn in der preußischen Thronrede wiederholt Gewicht auf die Wahlreform gelegt worden ist. In dieser Erkenntnis verhält sich vorläufig die konservative Presse ziemlich kühl und prüft, wie weit die neuen Bestimmungen in der Tat eine organische Fortentwicklung des Wahlrechts darstellen, die „der wirtschaftlichen Entwicklung, der Ausbreitung der Bildung und des politischen Verständnisses, sowie der Erstarkung des staatlichen Verantwortlichkeitsgefühls entspricht“. In der Thronrede vom 20. Oktober 1908 war dies als die Tendenz der Vorlage bezeichnet. Der Wortlaut der Vorlage ist durch die Tagespresse verbreitet worden, und es erübrigt sich daher, ihn hier wiederzugeben. Es sei zunächst hier erwähnt, daß die Klassenwahl bestehen bleibt, ebenso wie die bis-

Digitized by Google

herige Einteilung der Wahlbezirke und die geheime Wahl; dagegen soll künftig direkt gewählt werden. Es ist klar, daß die Konservativen für die Beibehaltung der alten Wahlbezirke eintreten werden, da sie von der bisherigen Wahlkreisgeometrie nicht unerheblichen Nutzen gezogen haben, und das platte Land dadurch vor der Majorisierung durch die Städte gesichert erscheint. Daß die Konservierung des alten Zustandes mit einem im letzten, äußersten Winkel bis zum Toben gesteigerten Widerspruch begleitet wird, ist begreiflich; aber grundstürzend ist die Frage nicht. Preußen hat ein sehr oppositionelles Abgeordnetenhaus besessen, trotz dieser Wahlkreisgestaltung, und die Alt-Konservativen sind in der ersten Hälfte der siebziger Jahre auf drei Abgeordnete reduziert am Dönhoffplatz eingezogen. Man sieht, es ist auch so gegangen, und das gilt auch für alle noch folgenden Punkte. An dieser Frage wird also die Vorlage kaum scheitern. Ziemlich unbedingter Zustimmung erfreut sich die Beseitigung der indirekten Wahl; sie hat sich überlebt, und der Vorteil, den das Wahlmännersystem bei Nachwahlen durch Ersparung der Urwahl bot, wiegt die vielen andern Unbequemlichkeiten nicht auf. Auch die Konservativen werden der indirekten Wahl keine Träne nachweinen und mit sich reden lassen, und mit dem Einwand, es handle sich um eine Verfassungsänderung, können sie nicht kommen in dem Augenblick, da die Reichsverfassung im Hinblick auf die Schiffahrtabgaben einer Revision mit ihrer Zustimmung unterzogen werden soll.

Eine Klippe, woran die Vorlage scheitern kann, ist die Beibehaltung der öffentlichen Stimmabgabe. Wir sind mit allerlei schönen Erfindungen der Neuzeit, wie Proporz- und Pluralstimmrecht, Quellen unerschöpflicher Auseinandersetzungen, verschont geblieben; aber die geheime Wahl, mit andern Worten, die Einführung des Reichsstimmrechts soll uns versagt bleiben. Das war zu erwarten. Eigentlich ist die geheime Wahl doch nur eine Zweckmäßigkeitsfrage. Ein Modus, der das Wahlrecht als solches seinem Besitzer nicht unterbindet. Die Geheimwahl soll dem Terrorismus wehren, gleichviel von welcher Seite er kommt, und so ist es begreiflich, daß ein so kühl abwägender Politiker wie der Freiherr v. Zedlitz und Neukirch allen Ernstes den Vorschlag machen konnte, diesen Wahlmodus fakultativ einzuführen, d. h. öffentliches und geheimes Wahlrecht je nach Bedürfnis nebeneinander zu stellen. Ob dies praktisch durchführbar wäre, mag auf sich beruhen; jedenfalls hat die Regierung eingesehen, daß ein Abweichen von der bisherigen Art der Stimmabgabe die Konservativen zum Kampf bis aufs Messer herausfordern würde, und ob die Nationalliberalen sich ihnen anschließen würden, scheint nicht ausgeschlossen. Die Kampfstimmung auf der Rechten, die verzichten soll, fällt schwerer ins Gewicht, als die der Linken, der eine Verbesserung und teilweise eine Berücksichtigung ihrer Wünsche angetragen wird. Mit der Parole „Alles oder nichts“ werden die Linksparteien zweifellos ein Nichts erzielen, besonders weil Leute, die dem Zentrum auf den Puls zu fühlen verstehen, es als sicher ansehen, daß diese im Grunde demokratisch gerichtete Partei entscheidendes Gewicht auf Geheimwahl legen wird. Pessimisten glauben aus dieser Konstellation heraus schon jetzt ein Scheitern der Vorlage prophezeien zu sollen. Und faßt man die gesamten Proteste der linksliberalen Parteien einschließlich der Sozialdemokratie zusammen, so könnte man meinen, daß dem preußischen Volk kein größerer Gefallen geschehen könnte, als wenn das Scheusal so schleunig wie möglich, mit dem Mühlstein der Abstimmung behängt, in die Fluten der Empörung geschleudert würde.

Und doch ist es durchaus nicht so schlimm damit. Welche Besserung der Entwurf noch erfahren wird, läßt sich nicht voraussagen. Aber das, was er bietet, stellt einen gewaltigen Fortschritt gegen früher dar. Er hat unter dem Stern der Mittelstandsfreundlichkeit das Licht erblickt, das plutokratische Übergewicht der ersten Wählerklasse ist ganz erheblich beschnitten worden, und die Bestimmungen gewährleisten auch dem Minderbemittelten ein Aufsteigen in die erste Abteilung. Die Angehörigen der gebildeten Stände, die zahlreichen kleinen Beamten werden sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß ihr Wahlrecht eine erhebliche Vermehrung erfährt, und gerade an dieser Stelle wird weitergebaut werden können. Die abgeschlossene Hochschulbildung allein tut es wahrlich nicht in einer Zeit, da so viel Bildungsmöglichkeiten den Angehörigen der verschiedensten Stände sich darbieten, und gerade darüber wird sich, weil eine mittelstandsfreundliche Tendenz den Entwurf durchweht, reden lassen; hier darf gemarktet und gefeilscht werden, um ein Mehr zu erzielen. Wie man auch anderseits an der „Maximierung“ arbeiten mag, um auch den Schein einer Begünstigung der Plutokratie zu vermeiden — es wird mit wechselnden Mehrheiten von rechts und links gerechnet werden müssen, und wenn sich die Wogen der Erregung gelegt haben werden — Presse und Partei deckt sich nicht immer —, wenn die Vorzüge der Reform durch geschickte Retusche herausgehoben sein werden, dürfte es auch den jetzt widerstrebenden Elementen zum Bewußtsein kommen, daß es besser ist, eine Probe mit dem neuen Wahlschiff „Ersatz 1850“ zu machen, als zu warten, bis ein neues auf Stapel gelegt wird. Das Zentrum ist jederzeit bereit, die Rolle des Tertius gaudens zu spielen. Fällt das Gesetz, so kann es vor seine Wähler hintreten und sagen, es habe für die geheime Wahl gestritten; dann bleibt alles beim Alten, und der Bund mit den Konservativen Preußens ist aufs neue gefestigt. Was das für die innere Entwicklung des größten

Digitized by Google

deutschen Bundesstaats besagen will, sollten sich alle die zu Gemüte führen, die augenblicklich nur den Mängeln der Reform nachspüren und sich gegen den offensichtlichen Fortschritt gegen früher verschließen. Herr v. Bethmann Hollweg aber kann dann ruhig die Hände in den Schoß legen und abwarten, was ihm aus dem Abgeordnetenhause entgegengebracht wird. Ein Unterpflügen der Vorlage dürfte bei dem Anschwellen des Radikalismus in Deutschland nicht angebracht sein; aber nach ihrer Annahme wird eine Probezeit eintreten, und diese ist mit einer Ruhepause in der Agitation gleichbedeutend. Die fortwährende Beunruhigung der Wählermassen in dem größten deutschen Bundesstaat kann unmöglich dem Gedeihen der wirtschaftlichen Entwicklung im Reiche förderlich sein.

Der Kampf gegen die Vermischung der Rassen.

Von **Georg v. Skal** (New York).

In allen Staaten des Südens der Vereinigten Staaten sind Ehen zwischen Schwarzen und Weißen verboten. Dasselbe gilt für einige Staaten im Norden, und wenn es nicht überall der Fall ist, so liegt das daran, daß das Verbot dort nicht notwendig ist, wo nur wenige Neger leben. Der Amerikaner germanischer Abstammung empfindet instinktiven Abscheu gegen die Rassenvermischung und ist in diesem Gefühl durch das Beispiel, das einige mittel- und südamerikanische Staaten und vor allem Westindien liefern, bestärkt worden. Wie weit auch die Ansichten über die Stellung, die der Neger in politischer und sozialer Hinsicht einnehmen sollte, auseinander gehen mögen, inbezug auf die Notwendigkeit, die Vermischung und im Gefolge damit die Entstehung einer Bastardrasse zu verhüten, herrscht so gut wie vollständige Einstimmigkeit.

Das Verbot gemischter Ehen wird allgemein befolgt, und auch dort, wo es nicht besteht, werden Ehen zwischen den beiden Rassen nur von Elementen geschlossen, die auf der untersten Stufe stehen, und von Negern sowohl wie Weißen mit Verachtung angesehen werden. Nur ein Staat nimmt eine Sonderstellung ein, und das ist Louisiana. Auch dort sind Mischehen selten, aber die Vermischung der Rassen hat auf anderm Wege größern Umfang angenommen. Man kann dies zum Teil wohl dem Umstande zuschreiben, daß ein erheblicher Prozentsatz der Bevölkerung, namentlich der Hauptstadt New Orleans, von Franzosen abstammt. Die Romanen haben sich ja einer Vermischung mit andern Rassen nie so abgeneigt gezeigt wie die Germanen. In New Orleans war schon im achtzehnten Jahrhundert die eigentümliche Sitte der „femmes placées“ entstanden. Die jungen Söhne wohlhabender Familien wurden mit Wissen und Willen der Eltern, um sie gegen Ausschweifungen zu schützen, veranlaßt, sich Maitressen zu nehmen, die ausschließlich aus Negerinnen und deren Nachkommen bestanden. Die femmes placées wurden gut behandelt, erhielten reichliche Mittel für sich, wie auch für ihre Kinder, und wurden meist, wenn ihre Beschützer später zu einer legitimen Verbindung schritten, für das Leben versorgt. Es galt als Ehrensache, sie keine Not leiden zu lassen, und auf diese Weise wuchs eine Klasse von Mischlingen heran, die sich gegen die Neger abschloß und auch in geistiger Beziehung rasche Fortschritte machte. Sie hatte ihre eigene Geselligkeit, und die Bälle der femmes placées bildeten eine Sehenswürdigkeit der Stadt, zu der Einladungen eifrig gesucht, aber schwer zu erhalten waren. Nur wenige dieser Frauen waren Vollblutnegerinnen, die meisten Mulatten, Quadronen und Octoronen. Seit die Institution der femmes placées verschwunden ist, vereinigen sich ihre Nachkömmlinge wieder mit den Negern, und Mischlinge mit starkem Prozentsatz von kaukasischem Blut werden immer seltener.

Ehen zwischen Negern und Weißen wurden auch in Louisiana selten geschlossen und bildeten selbst während der Rekonstruktionsperiode, als sie gestattet waren, ganz vereinzelte Ausnahmen. Als dann der Rassenstolz der Weißen erstarkte, wurde, trotzdem die femmes placées nach und nach von selbst verschwanden, der Versuch gemacht, die Vermischung der beiden Rassen auch auf illegitimem Wege gesetzlich zu verbieten und strafbar zu machen. Die Bewegung stieß auf heftigen Widerstand, weil während der Zeit, als noch beinahe die ganze Bevölkerung französisch war, in mehr als eine Familie Negerblut gedrungen war und man durch die Nachforschungen der Beamten die Enthüllung dieser Tatsache fürchtete. Die Bevölkerung nahm, wie das in Amerika so häufig der Fall ist, in vielen Gegenden die Sache selbst in die Hand, weil ihr die Gesetzgebung zu lange zögerte. Es bildeten sich geheime Verbindungen, die sich „Kaukasier“ nannten, und weiße Männer, die mit Negerinnen lebten, nächtlicherweise aufsuchten, prügelten, auch wohl teerten und federten. Die Folge war, daß die derartig Ermahnten entweder andre Wohnsitze wählten oder ihren Lebenswandel änderten. Nun ist aber das Gesetz in Kraft getreten, das es den Behörden zur Pflicht macht, Weiße und Schwarze, die in wilder Ehe leben, gerichtlich zu verfolgen, und auf seine Übertretung sind schwere Strafen gesetzt. Zunächst erstreckte sich die Tätigkeit der Staatsanwälte nur auf die Landdistrikte, und es wird behauptet, daß dort mit den Übertretern des Gesetzes vollständig

Digitized by Google

aufgeräumt worden ist. In den meisten Fällen flohen die Weißen in den benachbarten Staat Mississippi und begannen von dort aus Unterhandlungen. Es wurde ihnen gestattet, zurückzukehren unter der Bedingung, daß sie sich schuldig bekannten, worauf der Richter sie bestrafte, die Ausführung des Urteils aber unter dem Vorbehalt sistierte, daß es vollzogen werden würde, falls die Schuldigen rückfällig werden sollten. Nur in wenigen Fällen war es notwendig, die Angeklagten mit Gefängnis zu bestrafen, und einige vereinzelte Paare zogen es vor, den Staat zu verlassen, statt ihre Zusammengehörigkeit aufzugeben. Jedenfalls stellte sich heraus, daß die Gefahr einer Vermischung nicht so groß war, als man befürchtet hatte; denn in einem Bezirk, in dem 50000 Neger und 30000 Weiße wohnen, wurden nur 21 gemischte Paare gefunden.

In New Orleans geschah zunächst nichts, bis ein Weißer und eine Quadrone zu acht Monaten Gefängnis verurteilt wurden. Der Fall erregte großes Aufsehen und verdient erwähnt zu werden. Stefan Treadaway hatte mehrere Jahre mit Jeannette Blazio auf dem Lande gelebt. Als die Verfolgung über die Paare von verschiedener Hautfarbe hereinbrach, flüchtete er nach New Orleans, wo er vor Verfolgung sicher zu sein hoffte. Er wurde aber angezeigt und der Staatsanwalt erhob die Anklage. Treadaway gab zu seiner Verteidigung an, er selbst sei ein Neger und habe das auch seiner Gefährtin gesagt. Sein Vater, seine Brüder, sein Onkel und sein Schwager traten als Zeugen gegen ihn auf und erklärten, sie wollten Treadaway lieber im Gefängnis, denn als Neger gebrandmarkt sehen. Er wurde bestraft, und die Haltung der Verwandten zeigt, wie man in Louisiana über die Frage denkt. Ein noch merkwürdigerer Fall liegt gegenwärtig dem Gerichte vor: Stanhope P. Turnbull stammt aus einer der angesehensten Familien der Stadt, und seine Vorfahren bekleideten hohe öffentliche Ämter. Er ist mit einer Frau verheiratet, die früher die Gattin eines Negers war und stets als Negerin gegolten hat. Ihr Sohn aus erster Ehe ist ein Neger und ihre Tochter an einen Neger verheiratet. Frau Turnbull verkehrte stets mit Negern, fuhr in den für die Schwarzen reservierten Abteilen der Straßenbahn und gehörte einer Negergemeinde an. Als sie verhaftet wurde, erklärte sie, keine Negerin zu sein, sondern die Tochter eines Deutschen namens Gottlieb Lindermayer. Sie sei durch ein widriges Geschick in die Gesellschaft von Negern gekommen, habe nur mit ihnen verkehrt, auch einen Schwarzen geheiratet, sei deswegen aber doch weiß und die Tochter deutscher Eltern. Der Fall ist noch nicht entschieden.

Die schwierigsten Fälle bietet eine kleine Vorstadt von New Orleans, in der meistens Fischer, Gemüsegärtner und Arbeiter wohnen und wo die Scheidungslinie von Negern und Weißen ganz verschwunden zu sein scheint. Das erste Paar, das verhaftet wurde, bestand aus dem weißen Fischer Joseph Lawrence und der Negerin Lilly Delavolois, die seit über dreißig Jahren zusammen gelebt haben. Lawrence schwur, wie alle seine Nachbarn, die später angeklagt wurden, er sei ein Neger, weil er sich von seiner Frau nicht trennen wollte. Da die Bewohner dieses Örtchens fest zusammenhalten, und jeder bereit ist, zu beeidigen, daß der andre ein Neger ist, so ist schwer vorauszusehen, wie die Verfolgung ablaufen wird. Papiere sind nicht vorhanden, da die Paare meist in wilder Ehe leben und außerdem die Archive vor einigen Jahren durch Feuer zerstört wurden.

Es werden bereits Stimmen laut, die Einspruch gegen die allzu strenge Durchführung des Gesetzes erheben. Wie bereits erwähnt, wird von vielen der besten Familien in New Orleans behauptet, daß sie Negerblut in den Adern haben, und weite Kreise haben eine förmliche Angst vor der Möglichkeit, daß diese Tatsache aufgedeckt werden könne. Bezeichnend ist der Umstand, daß die Kirchenbücher mehrerer Gemeinden, die sich aus den wohlhabenden Elementen zusammensetzen, verschwunden oder ganze Seiten aus ihnen entfernt worden sind. Trotzdem ist nicht anzunehmen, daß die Bewegung nachlassen wird. Die Weißen sind fest entschlossen, die Vermischung in Zukunft unmöglich zu machen, und werden nicht rasten, bis der Buchstabe des Gesetzes mit aller Schärfe durchgeführt ist.

Als bemerkenswert muß bezeichnet werden, daß kein Wort des Protestes von den Negern gehört worden ist. Auch diese scheinen mit dem Gesetze und seiner Durchführung vollständig einverstanden zu sein. Eine eigentümliche Folge wird der Schritt aber haben. In den meisten Fällen haben die Männer, die mit schwarzen Frauen lebten, geschworen, daß sie selbst Neger seien, obgleich kaum ein Zweifel vorliegen kann, daß dies nicht der Fall war. Sie taten dies, um ihre Frauen und Kinder zu schützen. Sie werden nun vor dem Gesetze Neger und haben sich von allem sozialen Verkehr mit der weißen Rasse abgeschlossen. Die Gesetze von Louisiana bestimmen, wie in den meisten andern Südstaaten, daß jeder Mensch, der fünfzehn Sechzehntel kaukasisches Blut in den Adern hat, weiß ist, während die Octorone die nur sieben Achtel weißes Blut hat, Negerin bleibt, trotzdem sie, soweit ihr Äußeres in Betracht kommt, von einer Kaukasierin nicht zu unterscheiden ist. Die Folgen der verschiedenen Gesetze zeigen sich nun darin, daß Kinder von Weißen und Octoronen Weiße werden, während auf der andern Seite Weiße durch ihre eignen beschwornen Aussagen Neger werden! Natürlich trifft das nur wenige Fälle, und im allgemeinen läßt sich sagen, daß im Laufe der Zeit jede Vermischung der Rassen abgeschnitten und die Bei-

Digitized by Google

mischung kaukasischen Blutes unter den Negern immer geringer werden, bis sie bei der großen Masse höchstens zehn Prozent betragen wird.

Die Ergebnisse der Luftschiffahrtübungen bei Köln.

Von Oberstleutnant a. D. Rogalla v. Bieberstein (Breslau).

I.

Die Ergebnisse der am 6. November beendeten größeren Übungs- und Vergleichsfahrten der drei der Militärverwaltung gehörenden Motorluftschiffe und des Parseval III bei Köln haben eine sehr günstige Beurteilung aller drei Systeme gefunden, und zwar sowohl betreffs des Funktionierens ihrer Organe, wie auch ihrer flugtechnischen Leistungen, auch bei Nacht und bei der Überwindung der durch die Dunkelheit geschaffenen Schwierigkeiten. Es wurde hervorgehoben, jene Fahrten hätten erwiesen, daß das Luftschiff auch zur Nachtzeit ein brauchbarer Kriegsfaktor sein könne. Allein wenn behauptet wurde, daß das Luftschiff sich als tadelloses Aufklärungsmittel erwiesen habe, so wird diese Behauptung durch die mehrfach hindernden Vorkommnisse während der Übungsfahrten widerlegt. Die Witterungsverhältnisse, wie Nebel, starker Wind und Regen usw. haben sich auch bei den in ihrem Gesamtverlauf allerdings günstigen Fahrten als hemmender, mehrfach unterbrechender und selbst verhindernder Faktor erwiesen. Schon der Militärballon II wurde durch ununterbrochenen Süd- und Südwestwind vor Beginn der Übungen verhindert, die ihm seit 10 Tagen befohlene Fernfahrt von Berlin nach Köln anzutreten, und mußte auf der Eisenbahn dorthin geschafft werden. Ebenso verzögerte schlechtes Wetter beim Schluß der Übungen die Rückfahrt des Parseval III nach Bitterfeld um mehrere Tage, bei Gotha wurde sie durch einen Defekt der Gleitflächen, wegen Schneetreibens und heftiger Winde ganz aufgegeben, und auf den Bahntransport verwiesen. Auch am 5. November mußte die Fahrt der vier Luftschiffe nach Koblenz wegen starken im Rheinland herrschenden Windes um mehrere Stunden verschoben werden, und bei der Nachtfahrt am 31. Oktober auf Wesel geriet der Parseval III in der Gegend von Neuß in so dichten Nebel, daß er zur Orientierung sehr tief heruntergehen und schließlich landen mußte, um besseres Wetter abzuwarten. Im feindlichen Lande aber ist eine Notlandung so gut wie gleichbedeutend mit dem Verlust des Ballons und der Gefangennahme der Bemannung. Auch ohne Unfall ging es bei den Fahrten nicht ab: denn der Parseval III z. B. stieß an die Dachsparren eines Gebäudes und beschädigte es. Beim Parseval I setzte bei der Fahrt am 4. November für kurze Zeit der Motor beim Abstieg aus, und Zeppelin II, dessen einer Motor bei der vorhergehenden Fahrt mehrfach ausgesetzt hatte, vermochte an jener Fahrt überhaupt nicht teilzunehmen, da der Motor gründlich untersucht werden mußte. Bei einer rheinaufwärts nach Koblenz unternommenen Fahrt der Luftschiffe verzögerte sich deren Rückfahrt infolge dichten Nebels, und bei den nach Beendigung der größeren Fahrten unternommenen, lediglich die Ausbildung der Bedienungsmannschaft bezweckenden Übungen waren die Luftschiffe genötigt, ihre Fahrten an mehreren Tagen wegen anhaltenden Regens und Sturms zu unterbrechen. Auch mußte die Fahrt nach Aachen, wie auch die beabsichtigte zehnstündige Fernfahrt unterbleiben.

Immerhin waren im ganzen die teils im dichten Nebel bei böigem Gegenwinde oder bei Finsternis, unter schwierigen Verhältnissen, bei mehrfach bis 7stündiger Fahrtdauer erzielten Leistungen der Luftschiffe zufriedenstellende, erwiesen sie sich als bei nicht besonders ungünstigen Wetterverhältnissen für den Aufklärungsdienst geeignet. Anerkennung müssen ferner die stets glatt vollzogenen Landungen finden. Nur in einem Falle, dem einer Nachtfahrt nach Koblenz, fand die supponierte Verwendung des Luftschiffs als Offensivwerkzeug Erprobung gegen eine Befestigung, und zwar gegen die durch Scheinwerfer erhellte Feste Ehrenbreitstein, sei es zur Rekognoszierung oder zum Sprengkörperwurf. Über die näheren Bedingungen der dabei zu lösenden Aufgabe und die dabei erzielten Ergebnisse, wie auch über die übrigen, wurde selbstverständlich nichts bekannt gegeben. Betreffs der Höhenfahrtbedingungen bestätigten die Kölner Übungen die schon bei den Kaisermanövern hervorgetretene Herabminderung der Anforderung an die zur Sicherung gegen Geschützfeuer zu erreichende Flughöhe von 1500 m auf 1300 m. Die wiederholten Nachtfahrten bei den Übungen ließen erkennen, daß man, sowohl um Sicht und Feuerbereich des Feindes wie auch die Unzuträglichkeiten hohen Flugs (Gasverlust und Bekämpfung stärkerer Luftströmungen) zu vermeiden, möglichst die Nacht zum Vorgehen der Luftschiffe, zur Aufklärung über den Feind benutzen, und die Ballons bei Tagesanbruch über den Geschützbereich hinaufgehen lassen wird müssen. Auffallen muß, daß bei den Versuchen von der Anwendung der Funkentelegraphie nichts verlautete, während doch nur durch sofortiges Zurückmelden die Aufklärungsresultate ihren vollen Wert erhalten können.

Große Fernfahrten im Sinne der den Eigenschaften des Zeppelin besonders entsprechenden strategischen Aufklärung fanden bei den Übungen nicht statt, vielleicht deshalb, weil der

Digitized by Google

Parseval und das Militärluftschiff bei ihnen nicht zu konkurrieren vermocht hätten, und überhaupt dafür nicht bestimmt sind. Ein $10^1/_2$stündiger Aufenthalt in der Luft war das in einem Falle erreichte Maximum. Vielleicht aber hat jener Verzicht seinen Grund darin, daß der Zeppelin in dieser Richtung durch seine große $37^1/_2$stündige Rückfahrt von Berlin bereits genügend bewährt erschien, oder daß man die Reichsluftschiffe durch die bei Fernfahrten leicht eintretenden Defekte, Unfälle und Notlandungen, nicht zu diskreditieren wünschte.

Niemals ist den Ergebnissen der Aufklärungsleistungen der Luftschiffe die übertriebene Bedeutung beizumessen, die man ihnen vielfach beigelegt hat. Man hat auf den auf österreichischer Seite am 3. Juli 1866 verborgen gebliebenen Anmarsch des Kronprinzen bei Königgrätz und auf den Kuropatkin verborgen gebliebenen der Armee Nogis bei Mukden hingewiesen, und darauf, daß beide durch Luftkreuzer rechtzeitig erkannt worden wären. Allein abgesehen davon, daß an jenem Julimorgen 1866 Regen und der „Nebel von Chlum" herrschte, waren damals, wie auch bei Mukden, starke, aber zurückgehaltene Kavalleriemassen vorhanden, die nur nicht zur Aufklärung verwandt wurden. Der anfänglich verborgen gebliebene Abmarsch MacMahons von Châlons auf Sédan aber wurde schließlich doch durch die Meldungen der deutschen Kavallerie von Moltke vollends erkannt und bestätigt. Nichtsdestoweniger können bei günstigem Wetter hinter der Front der feindlichen Armee erzielte Aufklärungsresultate der Luftschiffe von großem Wert werden; allein mit ihnen hat man den Sieg noch lange nicht in der Tasche, sondern es bedarf an erster Stelle der richtigen höheren und unteren Führung im Kampfe selbst, sowie der vollen Hingebung, Tapferkeit, Ausdauer und richtiger Gelände- und Munitionsbenutzung der Truppen, mit einem Wort, des schweren und langen Ringens in den heutigen gewaltigen, blutigen Kämpfen, um schließlich den Sieg zu erstreiten.

Wie die Vergleichsfahrten der Entwicklung der Motorluftschiffahrt gedient haben, dürften sie auch die Basis geschaffen haben zur Erkennung der Grenzen der Verwendbarkeit der Luftschiffe. Über die Verwertung der Luftschiffe im Kriege hat sich Hudson Maxim, eine der ersten amerikanischen Autoritäten inbezug auf Sprengstoffe und Bruder des englischen Großindustriellen Hiram Maxim, jüngst in einem interessanten Vortrage in Brooklyn geäußert. Er erklärte, daß jetzt die Zeit gekommen sei, um dem Gerede, das in Europa und Amerika über Luftschiffe und Dynamit im Schwunge sei, ein Ende zu machen. Der Gedanke, daß Städte wie London, Berlin oder Paris durch Sprengstoffe zerstört werden könnten, die aus darüber hinwegfahrenden Luftschiffen geworfen würden, könne nur einer kindlichen Phantasie entspringen. Luftschiffe und Aeroplane würden natürlich in einem zukünftigen Kriege Verwendung finden; aber diese Fahrzeuge bedürften noch vieler Verbesserungen, bis sie so weit seien, daß sie Bomben oder Dynamit in solchen Mengen herunterwerfen können, um einer größeren Stadt Schaden zu bringen. Es sei überhaupt unmöglich, so mächtige Sprengstoffe herzustellen, daß einzelne Bomben die Erwartung erfüllen könnten, die die jetzigen Propheten eines Luftkrieges in sie setzen. Flugmaschinen würden niemals imstande sein, durch Auswerfen von Sprengstoffen großen Schaden anzurichten. Selbst große Quantitäten von Explosivstoffen, die die Luftflotte über Kriegsschiffe, Küstenbefestigungen oder in die Straßen großer Städte würfe, könnten nicht verheerend wirken. Bei Kriegsschiffen könnten jedoch leichte Beschädigungen erzielt werden, ebenso an den Erdwerken. Die wenigen Soldaten, die sich gerade in der Nähe befänden, würden vielleicht getötet werden. Bomben, die verschiedene Zentner Sprengstoffe enthielten und die auf Städte geworfen würden, könnten Menschen töten, die Fensterscheiben zerschmettern und an den Dächern der Häuser Schaden anrichten, aber sonst nicht viel mehr.

Die Knebelung des preußischen Staates durch das Hibernia-Syndikat und die Aufgaben der Gesetzgebung.

Von Mercator.

Die gesetzgeberischen Reformen, die im Jahre 1884 im Bereiche der deutschen Aktiengesetzgebung durchgeführt wurden, haben es nicht verhindern können, daß auf das Jahr 1873 eine Epoche 1888/90 folgte, in deren Verlaufe dem Publikum nach einem ganz neuen, den Reformen angepaßten System das Geld abgenommen wurde. Das lag zum Teil allerdings an der Indolenz und Urteilslosigkeit der Aktionäre, wie des Publikums überhaupt, zum Teil aber auch daran, daß die Gründer jener Epoche es verstanden hatten, ihre Schöpfungen unter vorsichtiger Berücksichtigung der durch das Aktiengesetz geschaffenen Kautelen ins Leben zu rufen. Schon bei Gelegenheit des 22. deutschen Juristentages, auf dessen Tagesordnung das Thema: „Kautelen gegen unsolide Gründungen" gesetzt war, hatte das von dem vorstorbenen Hofrat Dr. Felix Hecht in Mannheim erstattete Gutachten sich dahin geäußert, „daß die ganze Darstellungsgabe eines Ihering dazu gehörte, um die Schleichwege zu schildern, die mit bewundernswerter Schlauheit um die Kautelen der Aktiennovelle herumgeführt haben". Bei allen diesen Operationen handelte

Digitized by Google

es sich natürlich in erster Linie immer nur um das Wohl und Wehe der Aktionäre, und man hatte daher vielfach den Standpunkt vertreten, daß es im Grunde nicht Sache der Gesetzgebung sei, hier einzugreifen, wenn die Aktionäre nach so viel trüben Erfahrungen immer wieder daß Bedürfnis zeigten, sich an solchen zweifelhaften Unternehmungen zu beteiligen. Erscheint indessen eine solche Stellungnahme speziell den Aktionären gegenüber noch diskutabel, so kann doch die Haltung des Gesetzgebers zu diesen Manipulationen auf dem Gebiete des Aktienwesens kaum noch zweifelhaft sein, wenn es sich nur nicht um einzelne Personen, sondern um einen ganzen Staat handelt, um die Gesamtheit, wenn sich herausstellt, daß die Lücken des Aktienwesens dazu benutzt werden, um in einer wirtschaftlichen Frage von höchster Wichtigkeit der Gesamtheit den Willen Einzelner aufzuzwingen. Dies ist der Fall inbezug auf die Hibernia-Verstaatlichung: Die Lücken der Aktiengesetzgebung haben es bewirkt, daß die Regierung bei ihren Bemühungen, die Interessen der Allgemeinheit in einer der wichtigsten Fragen, in der Frage der Kohlenversorgung, wahrzunehmen, von einer mächtigen Trustbildung, dem Hiberniatrust, dauernd lahmgelegt worden ist.

Um die Tragweite der Verstaatlichung des Unternehmens ermessen zu können, wird ein kurzer Rückblick auf die Entwicklungsgeschichte des Verstaatlichungsfeldzuges erforderlich sein. Im Juli 1904 machte der damalige Handelsminister v. Möller, um einen Einfluß auf die Preisbildung im westlichen Kohlenrevier zu gewinnen, den Versuch, die Hiberniagesellschaft, die diesem Syndikate angehörte, zu verstaatlichen. Er beauftragte zu diesem Behufe die Dresdner Bank, die zur Erwerbung des Werkes notwendigen Beträge des Aktienkapitals der Gesellschaft aufzukaufen. Ihr Kapital betrug damals $53^1/_2$ Mill. Mk., und es gelang der beauftragten Bank, mehr als die Hälfte für den Staat zu erwerben. Diese Summe genügte allerdings nicht zur Verstaatlichung, die $^3/_4$ Majorität erforderte, wohl aber, um bei dem damaligen Grundkapital dem preußischen Staate einen Einfluß in der Verwaltung einzuräumen. Allein auch diese Absicht des Staates erfüllte sich nicht, da die Verwaltung zu jener Zeit eine neue Aktienemission von $6^1/_2$ Mill. Mk. beschlossen hatte, die sie durch Ausschluß des Bezugsrechtes in ihren Besitz brachte, als sie von den Absichten des Staates Wind bekam. Mit diesen $6^1/_2$ Mill. Mk. besaß mithin die Verwaltung auch die absolute Majorität. Bei dem vom Fiskus gegen die Hiberniaverwaltung wegen der einseitigen Zuteilung der neuen Aktien angestrengten Prozeß entschied das Reichsgericht zugunsten der Hibernia-Verwaltung. Damit war nicht nur die Verstaatlichung vereitelt, sondern auch dem preußischen Staate, obwohl er weitaus der größte Aktionär des Unternehmens war und auch noch heute ist, jeder Einfluß auf die Leitung des Unternehmens genommen. Der preußische Staat als Besitzer eines Aktienquantums von über 27 Mill. Mk. war bei einem Grundkapital von 60 Mill. Mk. ohne jeden Einfluß auf die Verwaltung des Unternehmens und genötigt; sich den Maßnahmen des Syndikats vollständig zu unterwerfen.

War damit der erste Angriff des Staats auf das Werk mit Hilfe des Reichsgerichts abgeschlagen worden, und damit der Sturz des Ministers v. Möller, der das Verbrechen begangen hatte, die Verstaatlichung durch Ankauf großer Aktienquantitäten des Unternehmens ohne vorherige Befragung des Syndikates in die Wege zu leiten, durchgesetzt, so galt es nun für das Syndikat, den alleinigen Einfluß auf das Werk dem Staate gegenüber auch zu behaupten. Das war deshalb nicht so einfach, weil die Aufrechterhaltung eines solchen Einflusses ganz außerordentliche Geldmittel erforderte. Solange der Hiberniabesitz verstreut war, war die Aufrechterhaltung des Einflusses durch die Verwaltung mit geringen Mitteln zu ermöglichen; einem Aktionär aber gegenüber, der nicht weniger als 27 Mill. Mk. in seiner Hand vereinigte, war die Stellung des Hiberniasyndikates eine ungleich schwierigere. Der erste Schritt nun, den das Syndikat unternahm, um aus dieser Situation herauszukommen, war die Herausgabe von 10 Mill. Mk. Vorzugsaktien der Hiberniagesellschaft, die natürlich wiederum unter Ausschluß des Bezugsrechtes beschlossen wurde. Durch diese Maßnahmen war es dem Syndikat möglich, zur Behauptung seines Einflusses seinen Besitz an Stammaktien von der Gesellschaft durch Vorzugsaktien, die dasselbe Stimmrecht wie die Stammaktien gewährten, zu ersetzen und gleichzeitig sich für die Stammaktien, die einen $2^1/_2$fachen höhern Wert hatten, Geldmittel zu beschaffen. Wiederum stellte sich das Reichsgericht, das um seine Entscheidung angegangen wurde, auf seiten des Hiberniatrustes, indem es die Ausgabe dieser 10 Mill. Vorzugsaktien unter Ausschluß des Bezugsrechtes guthieß. So verlockend es nun auch für das Syndikat erscheinen mochte, die durch das Reichsgericht geschaffene Konstellation weiter auszunützen, so hat es gleichwohl diesen Weg nicht beschritten, sondern vielmehr zu einem entscheidenden Schlage gegen den Staat ausgeholt, wodurch es sich einerseits die Geldmittel für die festgelegten Aktien verschaffte und den alleinigen Einfluß auf das Werk behielt: es hat durch eine ad hoc gegründete Gesellschaft mit beschränkter Haftung, „Herne", 55 Mill. Mk. Obligationen ausgeben lassen und dagegen die Aktien der Hiberniagesellschaft selbst verpfändet. Da aber diese letzteren doch wieder im Besitze des Syndikates blieben, so stellt sich nach etwa fünfjährigem Kampfe zwischen dem Staate und dem Hiberniatruste das Resultat folgendermaßen: Der eine mit Kapital an der Hiberniagesellschaft Beteiligte ist

Digitized by Google

der preußische Staat, und zwar mit 27 Mill. Mk. Aktienkapital, die andern tatsächlich Beteiligten sind die Obligationäre der von dem Hiberniatrust begründeten Vereinigung, während der Hiberniatrust selbst ohne eigentliches Kapital, einzig und allein mit verpfändeten Aktien, die er jedoch in seinem Besitze behält (!), den tatsächlichen unumschränkten Einfluß auf die Hiberniagesellschaft ausübt. Man durfte annehmen, daß die Zulassungsstelle der Berliner Börse Bedenken tragen würde, zu einer derartigen Transaktion die Genehmigung der Zulassung auszusprechen. Gleichwohl ist dies geschehen. Daß auch die Haltung der Zeitungen in dieser Frage das Vorgehen des Trustes begünstigen mußte, war klar. Der eine Teil der Blätter schwieg, weil er zu wenig von diesen Dingen verstand, und der andre Teil der Blätter schwieg, weil er — zu viel davon verstand. Mit Hilfe des Deutschen Reichsgerichts, der amtlichen Berliner Zulassungsstelle und der Zeitungen ist der preußische Staat als Hauptbeteiligter des Unternehmens endgültig von dem Syndikat auf die Knie gebracht werden, ohne daß dieses selbst noch mit eigenem Kapital an der Gesellschaft beteiligt ist! Der Staat, der 27 Mill. Mk. nominal besitzt, also mit etwa 70 Mill. Mk. an dem Werke beteiligt ist, befindet sich vollkommen im Schlepptau des Trustes, der gar nicht mit eigenem Kapital beteiligt ist, sondern seinen Einfluß auf das Werk lediglich mit verpfändeten Aktien ausübt.

Aber nicht nur dem Staate, sondern auch den Kapitalisten gegenüber, denen der Kauf der neuen Obligationen zugemutet wurde, muß die Emission dieser Werte, die keinen andern Zweck hatte, als dem Truste zur dauernden Herrschaft über den Staat zu verhelfen, als eine ganz unglaubliche Transaktion bezeichnet werden. Denn nach den Angaben des Prospektes selbst ist eine Dividende der Hiberniagesellschaft von 8,3 % zur Verzinsung der neuen Obligationen erforderlich. Sobald also die Dividende der Hiberniagesellschaft unter den Prozentsatz ging, werden nach dem jetzigen Pfandobjekte die Obligationen notleidend! Wir hätten wohl einmal sehen mögen, welchen Ausgang die Dinge genommen hätten, wenn die Rheinisch-Westfälische Bank oder die Vereinsbank Sternberg, seligen Angedenkens, der Zulassungsstelle eine derartige Emission unterbreitet hätten!

Unter diesen Umständen ist die Ultima ratio in dieser Angelegenheit der preußische Landtag als gesetzgebender Faktor des preußischen Staates, dessen Aufgabe es ist, dafür zu sorgen, daß der Staat als größter Besitzer des Hibernia-Unternehmens nicht einfach von dem Syndikate mit Hilfe des Reichsgerichts und der amtlichen Zulassungsstelle an die Wand gedrückt wird, und die Pflicht hat, diesem Vorgehen entgegenzutreten. Der Hiberniatrust ist natürlich, nachdem er seinen Willen erreicht hat, unablässig bemüht, immense Quantitäten Gras über diese Geschichte wachsen zu lassen, die nicht mehr und nicht weniger als einen wirtschaftlichen Faktor ersten Ranges, die Frage der allgemeinen Kohlenversorgung, berührt. Vor allem ergibt sich die Notwendigkeit einer Veränderung des Aktiengesetzes; erste Forderung ist ein striktes Verbot, das Bezugsrecht neuer Aktien direkt oder indirekt auszuschließen. Der Ausschluß des Bezugsrechtes schlägt dem Prinzip der Gleichberechtigung der Aktionäre ins Gesicht, und es war nur charakteristisch für die Sachkunde der Verfasser des neuen Aktienrechts, daß sie in den Motiven diesem Rechte den Schutz des Gesetzgebers zusagten, um es gleichzeitig durch die der Generalversammlung eingeräumten Befugnisse wieder illusorisch zu machen. Hätte seinerzeit bei der Verstaatlichung ein solches Verbot, das Bezugsrecht auszuschließen, bestanden, so hätte auch dem Staate ein entsprechendes Aktienquantum der neuen Aktien zugeteilt werden müssen; er wäre dann im Besitz der absoluten Majorität gewesen, und die Verstaatlichung hätte vermutlich nicht mehr lange auf sich warten lassen. Die unzulänglichen Bestimmungen des Aktiengesetzes haben sich hier von der größten Tragweite erwiesen; sie haben die Verstaatlichung, die den Zweck hatte, dem Staate einen Einfluß auf die Preisbildung im Ruhrrevier zu gewährleisten, verhindert und damit eine im Interesse der größten Allgemeinheit liegende Maßnahme zum Scheitern gebracht.

Otto Julius Bierbaum.

Von Dr. **Karl Hans Strobl** (Brünn).

Als ein richtiger Student ist er in die Literatur eingetreten. Mit einer kecken Ursprünglichkeit, mit einem sieghaften Leichtsinn, mit einem gewagten Sprung war er mitten drinn. In schöner Unverfrorenheit legt er seine „Studentenbeichten“ ab. Ein paar Jahre früher hatte man die deutsche Literatur revolutioniert. Man hatte die alten Götzen gestürzt, die Literaturpäpste abgesetzt und war dabei, ein neues Reich zu gründen. Und wie es immer zu gehen pflegt, wenn Bewegungen in ein System gebracht werden sollen: man wurde doktrinär. Man erließ Dekrete, man schmiedete Dogmen. Die französische Revolution erfand die Göttin der Vernunft, die deutsche Literaturrevolution der achtziger Jahre predigte den absoluten Realismus.

Es gab eine Menge von jungen Leuten, die auf das neue Dogma eingeschworen waren und eifrig schrieben, um seine Richtigkeit zu erweisen. Aber man merkte aus ihren Dramen und Ro-

Digitized by Google

manen das blutleere Dogma, bewunderte die Kühnheit ihrer neuen Manier und blieb innerlich kalt dabei. Da kam auf einmal jemand, der die Sache vom andern Ende anpackte. Nicht vom Dogma her, von einer vorgefaßten Absicht, sondern vom Stoff, vom Leben selbst. Otto Julius Bierbaum erzählte, was er erlebt hatte. „Studentenbeichten!“ Ganz unbefangen kramt er seine Abenteuer aus. Ohne Prüderie, ohne Umschweife, ohne Entschuldigungen erzählt er dem Publikum groteske und ernste Sachen, Intimes und Allerintimstes, Trauriges und Lächerliches in bunter Folge, wie es das Leben bringt. Die Literaturrevolution hatte ihm trefflich vorgearbeitet. Man freute sich über den neuen „realistischen Erzähler“. Das Dogma war wieder einmal sieghaft erschienen. Otto Julius Bierbaum aber kümmerte sich nicht im mindesten um das Feldgeschrei der neuen Männer. Er stand ganz auf ihrer Seite, aber nur deshalb, weil sie endlich wieder die Bahn frei gemacht hatten, weil man endlich wieder schreiben durfte, was und wie man wollte. Es gab Gottlob keinen Zwang mehr in der Wahl des Stoffes und keine Konvention in seiner Formung. Der Dichter hatte keine andren Gesetze über sich als die immanente Rhythmik seines Werkes.

* * *

Diese studentische Frische, diese burschikose, unbefangene, leichtherzige, liebenswürdige Munterkeit hat er auch fernerhin behalten. Jeder Dünkel lag ihm fern. Er hatte keinen Sinn für Wichtigtuerei und Posen. Nichts war ihm widerwärtiger als alle Art von Doktrinarismus, von Gelehrtenpfauerei und Professorentum. Gegen den Philister konnte er sich mit grimmigem Spott wappnen und lustig zu Felde ziehen. Da war es ihm ein dringendes Bedürfnis, mit beiden Fäusten dreinzuschlagen. Engherzigkeit und Beschränktheit und dumpfe Luft konnte er nicht ertragen. Er riß immer alle Türen und Fenster auf und ließ das Brausen des Lebens und des Frühlings in die Stuben.

Inzwischen aber reifte er innerlich zum Dichter. Und als das Wesentliche der Kunst erschloß sich ihm das Problem der Form. So verklärte sich ihm die studentische Ungebundenheit zur vollendeteren Künstlerschaft. Es gibt nichts Lächerlicheres als der „ewige Student“, der immer Unfertige, noch nicht Abgeschlossene. Bierbaum aber begann zu reifen, fertig zu werden, sich zu vollenden. Er wuchs aus dem Reich des Formlosen ins Formvolle. Dennoch aber blieb das Studentische in ihm — als treibende Kraft, als humorvolle Grundstimmung. Es gab seinen immer reicheren Formen ihre Jugendlichkeit, ihre sonnige Helle.

So entwickelte er sich zu einem unsrer besten Prosaisten. Er pflegte einen edlen, sauberen Prosastil mit vollem Bewußtsein; aber dieser Stil wird nirgends akademisch, würdevoll, steif und langweilig, sondern blitzt und funkelt, geschmeidig und voll Leuchtkraft. So ist seine Lyrik bei aller Freiheit und Leichtigkeit dennoch rhythmisch sicher und festgefügt. Seine Gedichte sind voll von Reizen, wie die Jugend selbst, wie junge wohlgebaute Mädchen und wie gliederschlanke Knaben. Sie sind ungebärdig und übermütig, aber in jeder Bewegung voll Harmonie, die nicht auszulöschen ist.

Man muß den lyrischen Reichtum, den uns Bierbaum hinterlassen hat, zu dem Besten rechnen, das unsrer Literatur beschert wurde. Es sind Gedichte, die von einer so süßen Melodie erfüllt sind, daß sie ungesungen klingen. Es ist ein herzliches Lachen in ihnen und ein ehrliches Zürnen, ein zärtliches Liebeswerben oder ein dreistes Begehren. Nirgends Draperie und großartiger Faltenwurf. Überall nur blühendes, leuchtendes Leben. Bierbaums Lyrik hat keine Organe für Feierlichkeit. Es ist Freiluft- und Freilicht-Dichtung, nicht aus Federstilen gesogen und den Fingernägeln abgekaut, sondern im innersten Sinn empfunden.

„Erlebte Gedichte“ nennt Bierbaum seine erste Sammlung aus dem Jahre 1872. Und bis zum „Irrgarten der Liebe“ ist die ganze Lyrik dieses Dichters echt und wahr und stark erlebt. Griesgrämige Kritiker haben ihm oft Versgeklingel und Reimspielerei vorgeworfen. Aber dieses Singen und Klingen seiner Strophen war nicht einem bloßen Hang zum Tändeln, zum Spielerischen entsprungen, sondern kam von einer Überfülle an innerer Musik. Otto Julius hätte sich Gewalt antun müssen, um anders zu erscheinen. Seine schelmischen Reime, die kleinen Ausrufe, die leichten, klingenden Schreie, das ganze rosige Ringelreia war nur der Ausdruck einer unverdrossenen Freude an der Welt, eines durch keinerlei Düsternis verschreckten Jubilierens über das Leben.

Es sind außerordentlich viel Möglichkeiten in Bierbaums Lyrik. Sie kann zierlich, fein, schlank und kokett sein, voll Grazie und Schick wie ein Meißener Porzellanfigürchen oder eine kleine Tänzerin aus Tanagra. Aber sie kann auch derb und kräftig daher kommen, mit knochigen Bauernfäusten und benagelten Schuhen. Sie kann den graziösen Rhythmus eines Menuetts haben, sie kann aber auch mit Dreschflegeln und Morgensternen dreinschlagen. Immer aber wird man die ganze prächtige Persönlichkeit des Dichters durchfühlen, den Meister, der selbst die kleinsten Werke mit Liebe und Andacht formt.

* * *

Otto Julius Bierbaum war ein fröhlicher Bejaher des Lebens. Ist diese Welt denn nicht voller Wunder, nicht jeder Tag ein Schauspiel von unausdenkbarer Herrlichkeit, nicht alles voll

Digitized by Google

tiefster Bedeutung und von Ewigkeiten zu Ewigkeiten hinströmend?

Dem Unzulänglichen, Beschränkten, Dumpfigen entwand sich Bierbaum durch seinen Humor. Auch die Dummheit und Philisterei sind schließlich höchst wichtige hygienische Einrichtungen des Lebens. Man muß doch auch etwas haben, um herzhaft lachen zu können. Auch Bierbaums Humor hatte etwas Studentisches an sich. Er war behäbig und gutmütig, manchmal klang er etwas an eine sehr veredelte Kneipzeitung an. Niemals hatte er etwas Gequältes und Gekünsteltes, sondern kam immer in breitem Strom daher. Mit Otto Erich Hartleben stand Bierbaum unter den Humoristen der beiden letzten Jahrzehnte obenan. Hartleben aber war eigentlich mehr Ironiker, sein Witz war oft beißend, er bediente sich der Satire mit einem malitiösen Lächeln, wie ein überlegener Fechter seine Klinge führt.

Aber Hartlebens Überlegenheit ist nur scheinbar. Er ärgert sich innerlich doch. Bierbaum gerät manchmal in einen ehrlichen Zorn. Und dieser Zorn ist im Grunde ebenso hygienisch wie sein Lachen: es gehen böse Säfte dabei ab und man bleibt gesund. Bei Hartlebens lustigen Geschichten empfindet der Leser immer etwas wie Schadenfreude, wenn irgend jemand so recht hergenommen wird. Man merkt, er will jemandem eins versetzen. Nichts davon ist bei Bierbaum. Dem ist es nur darum zu tun, sich selbst zu befreien und sein Weltbild zu retten.

So hat er uns seinen köstlichen „Pankrazius Graunzer“ gegeben. Die Freiersfahrten und Freiersmeinungen eines weiberfeindlichen Herrn (1895). Ein Buch zum Gesundwerden. Ich habe wirklich einen Kranken darüber heiter und vergnügt werden sehen. Und so ist auch seine Geschichte von der „Schlangendame“ voll Übermut und guter Laune. Sein humoristisches Meisterwerk aber brachte das Jahr 1897: den Roman „Stilpe“. Auch die Abenteuer dieses Buches sind ganz aus dem eigenen Erleben herausgewachsen, wie die des Graunzer und der Schlangendame. Hier sind die Genossen von dazumal eingefangen und werden als Raritäten vorgeführt. Wir sehen die Porträts und Karikaturen der Mitstrebenden, der Literaturrevolutionäre vom Ende der achtziger Jahre. Ihre Worte und Taten füllen das Buch, die Gebärden der Größe triumphieren über ihre Unfertigkeit. Dieses Buch ist das deutsche Gegenstück zu Murgers „Bohème“. Die Ungebundenheit des neuen Literaturgeschlechts will sich am Leben erweisen. Aber man merkt immer, es sind Deutsche, die nicht Bohemiens sind, sondern sie nur gern spielen möchten. Sie treffen immer um ein kleines Ende vorbei. Es bleibt ein Rest, der nicht gelöst wird. Das Germanische läßt sich durch die französische Zigeunerromantik nicht überwinden. Und mitten darin diese plastische, von allen Seiten betrachtbare Wirklichkeitsfigur des Stilpe. An ihm offenbart sich die Tragikomödie der talentierten Unzulänglichkeit, des Anregertums ohne schöpferische Kraft, der Persönlichkeitsschwindel ohne innere Kraft. Pankrazius Graunzer und die Schlangendame bleiben vereinzelte Fälle, Stilpe aber wächst sich zum literarischen Typus aus, wie etwa Freytags Schmock unter den Journalisten ein Typus geworden ist.

Noch einmal hat Bierbaum ein Stilpe-Motiv aufgenommen. In seinem dreibändigen Roman: „Prinz Kuckuck“. Auch hier ist die begabte Unzulänglichkeit des Helden sein groteskes Schicksal. Prinz Kuckuck ist nach den verschiedensten Methoden hin und her erzogen worden. Ein edler, vornehm denkender Pflegevater möchte gern eine Persönlichkeit aus ihm machen. Dann wieder wollen pietistisch frömmelnde Verwandte in Hamburg ihn zur christlichen Demut erziehen. Ererbte Einflüsse kommen hinzu. Prinz Kuckuck wird immer das, was man von ihm verlangt. Seine Anpassungsfähigkeit ist ganz ungewöhnlich groß. Und so wird er nur zum geschickten Schauspieler erzogen. Er schauspielert sich durch das ganze Leben hin, immer ein liebenswürdiger Blender, niemals ein Ganzer, eine kernhafte Persönlichkeit. Nur als „Wollüstling“ ist er ganz er selbst, ein Genie der Erotik. Alles, was er sonst noch sein möchte, ist vortreffliche Täuschung seiner selbst und der Anderen. Bierbaum hat mit diesem Roman einen umgekehrten „Wilhelm Meister“ gegeben. Nicht wie einer immer tiefer in sein Ich und eigentliches Wesen hineingeführt wird, sondern wie er immer mehr Zwiebelhüllen um seine Persönlichkeit legt. Es ist ein Verbildungsroman unsrer Zeit. Der Stilpe-Typus aus dem bloß Literarischen zu der Gesamtheit unsrer Kultur in Beziehung gesetzt.

* * *

Das Problem unsrer Kultur war für Otto Julius Bierbaum wichtigste Angelegenheit. Man wird seiner Persönlichkeit niemals gerecht werden können, wenn man diesen Faktor vergißt. Er war voll von Kulturwünschen für unsre Zeit. Heißen und brennenden Wünschen, deren Verwirklichung ein großer Teil seiner Tätigkeit galt. Es lag ihm daran, seine Zeit auf die wahrhafte Werte schaffenden Meister aufmerksam zu machen. Zu einer Zeit, da man noch um Arnold Böcklin stritt, tritt er für ihn ein (1891). Als man noch nichts von Detlev v. Liliencron wußte, führte ihn Bierbaum dem Publikum in einem Buche vor (1892), das jetzt, nach des Dichters Tod, noch einmal erschienen ist. Den noch nicht Durchgedrungenen, wie Fritz v. Uhde, Franz Stuck hat Bierbaum frühzeitig seine Hilfe geliehen. (1893.) Über Hans Thoma hat er (1903) ein sehr inniges und liebevolles Büchlein geschrieben. Man sieht: sein Wirken galt vor allem den Meistern von deutscher Art und Kunst.

Digitized by Google

Er versuchte es immer wieder, in Almanachen oder Zeitschriften einen Mittelpunkt für alle gesunden Kulturbestrebungen unsrer Zeit zu schaffen. Sein bedeutsamstes Unternehmen war die „Insel", eine Zeitschrift, die allzu vornehm auf alle gröberen Sensationen verzichtete, um lange lebensfähig zu sein. Ihre Hefte werden aber einmal zu dem wertvollsten Quellenmaterial für eine Geschichte des Geschmacks vom Anfang unsers Jahrhunderts gehören. Hier traten auch alle Einflüsse fremder Kulturen auf unsre eigene in Erscheinung. Bierbaum wußte sich auch die fremdartigsten unter ihnen in ihrem Wesentlichen zu eigen zu machen. Den Osten hat er sehr geschätzt. Die Japaner mit ihrer grotesken, bestimmten, aphoristischen Kunst waren seine Lieblinge. Er hat sich in das exotische Milieu so einzuleben verstanden, daß er sogar einen chinesischen Roman „Das schöne Mädchen von Pao" zu schreiben vermochte.

In einer seiner phantastischen Novellen: „Schmulius Cäsar" kommt ein Sammler und Genießer aller Kulturen vor, der auf seinem verfallenen Tiroler Schlößchen Gegenstände aller Zeiten und Zonen aufgespeichert hat. Etruskische Vasen, orientalische Gewebe, Renaissanceschränke, Himmelbetten aus dem 18. Jahrhundert, das ist Otto Julius Bierbaum. Seine Sammlerneigungen galten allem Bodenständigen, Echten, Urwüchsigen, ebenso wie den Erzeugnissen eines raffinierten Luxus, eines überfeinerten Geschmacks. Sie vermittelten ihm die Suggestionen ihrer Epochen und Gegenden. Ich erinnere mich noch sehr gut seiner aufrichtigen Freude, als er bei einem Aufenthalt in Brünn mit mährischem Bauerngeschirr bekannt wurde, und der Begeisterung, mit der er eine ganze Ladung davon erstand.

Unter seinen Werken steht eine ganze Anzahl von Versuchen. Sie sind aus seinen Kulturwünschen herausgewachsen. Das Elend unsrer Operette griff ihm ans Herz. War es denn nicht möglich, dem Publikum etwas Besseres zu geben? Graziöse, gefällige Singspiele, ein heiteres, harmonisches, liebenswürdiges Getändel von Vers und Musik. Er wagte den Versuch mit „Lobetanz" und „Gugeline". Unser sinnlos läppisches Ballett erschien ihm als eine Kultursünde. Er schrieb etwas Besseres: „Pan im Busch".

Der Gedanke des „Überbrettls" stammt von ihm. Er hat ihn selbst einmal zu verwirklichen versucht: im Berliner „Trianontheater". Mit viel Humor hat er dann erzählt, wie dieser Gedanke dort hingemordet wurde, wie mitten in schönen, blaßrosigen, zarten Stimmungen draußen die Stadtbahn donnernd vorüberfuhr. In einer Zeit, die das hastige Abklappern großer Strecken, den flüchtigen Besuch aller vorgeschriebenen Sehenswürdigkeiten für Reisen hält, hat er das Motto aufgestellt: „Lerne zu reisen, ohne zu rasen," die Erneuerung eines Goethewortes, daß man reise, nicht, um anzukommen, sondern um zu reisen. Und er hat eine Italienfahrt als eine entzückend feine und heitere „Empfindsame Reise im Automobil" beschrieben.

Immer mehr weitet sich sein Horizont. Immer mehr strebt er zur Universalität. Und ganz von selbst führt ihn dieser Weg zu Goethe. Er versenkt sich innig und andächtig in dessen Welt, in der er Sinn und Summe unsrer deutschen Kultur erblickt. Und er möchte ihn zum täglichen Begleiter unsres Lebens machen. Seit 1906 gibt er einen Goethekalender heraus, mit dem er diesen letzten seiner Kulturwünsche zu verwirklichen strebt.

* * *

Mit fünfundvierzig Jahren ist Otto Julius Bierbaum gestorben. Voll von Hoffnungen, Plänen, Entwürfen. Einer der freiesten und mutigsten Geister ist aus unsrer Literatur geschieden. Ein Entdecker und Vermittler der Schönheiten des Lebens. Eine Goethenatur, wenn man darunter eine abgeschlossene Persönlichkeit verstehen will, einen Menschen von wachen, gesunden Sinnen, dessen Erdenfröhlichkeit fest im Unendlichen wurzelt.

Der Philosophie des Ofens.

Von **Otto Ernst Sutter** (Karlsruhe).

Es ist der winterliche Notstand aller Hagestolzenstuben: der Ofen. O Sanct Florian, hab Erbarmen mit dem ärmsten Junggesellen des Erdenrunds! Ich sage es jeden Tag, predige es in liebevoller Zurückhaltung, bitte und winsle darum: „liebe Frau Wölfle" — Dorothea Wölfle ist sonsten eine gute Wirtin, so man vom Feuermachen und dem Morgenkaffee absieht — „ich brauche auf den Abend ein warmes Zimmer. Bitte, denken Sie daran, ich muß Wärme haben". — — „Bittschön, warum denn nicht, wird pünktlich besorgt, wie allemal." Und ich wandre nach dem Bureau, im Herzen Hoffnung und Zweifel.

Wird besorgt. Ja, Sanct Florian. Darin sind sie von einer unsagbaren Härte, diese Eigentümerinnen und Vermieterinnen möblierter Zimmer. Ich komme gegen neun Uhr heim und öffne klopfenden Herzens die Stubentüre. Eine eisige Kälte strömt mir entgegen, mit aufeinander gebissenen Zähnen stürze ich zum Ofen und finde ihn dunkel und unberührt. O Heiliger des Feuers, du, Sanct Florian, willst denn du, daß ich elendiglich erfriere, du scheinst mir ein sauberer Heiliger . . .

Aber es gibt während jeder Woche auch einen guten Tag. Nicht erfüllt vom reinsten Glück, immerhin indessen so, daß ein bescheidener „Chambregarnist" seine Freude haben und den

Digitized by Google

abendlichen Krug am eigenen Ofen leeren kann. In dem verdrehten, mit unglaublichen Ornamenten in Treibarbeit verzierten Eisenkasten knistert und rumort es, daß es einem ordentlich heimelig wird. Ich rücke Tisch und Stuhl zur Wärme und mache dem heiligen Florian mein Kompliment und sage ihm schönen Dank, indem ich über Gegenstand und Begriff „Ofen“ und seinen Zweck und Beruf zu philosophieren beginne.

Um dem ein wenig heiklen Stoff wissenschaftlich gerecht zu werden, lege ich drei Betrachtungsweisen zugrunde. Wäre denn zuvörderst zu handeln über die Physiologie des Ofens und darunter zu erfassen: Material, Entstehung und Struktur, innerer Aufbau, Ernährung und Erhaltung u. a., kurz Fragen technischer Natur. Allein ich überschlage dies Kapitel. Bin ja kein Ofenfabrikant. Leider. Sonst wüßte ich, was ich zu tun hätte. Jedenfalls könnte ich der Feuerwerkskünste der Frau Dorothea Wölfle entraten. — — Prosit, Sanct Florian, heute kann man zufrieden sein mit deinem Heiligendienst.

Oder man schriebe über die Ästhetik des Ofens und hätte schon anfänglich die felsenfeste Überzeugung, daß nur die eigene Meinung richtig ist, mag kommen, was da will. Aber Ästhetiker gibt es gar so viele, viel mehr als ästhetische Erdenbürger, und von besagten Ästhetikern hat sicherlich einer schon ein fünfbändiges Werk „Über die Ästhetik des Ofens“ fix und fertig im Pult liegen und sucht nur einen Verleger. Hat er den gefunden, werden zwei weitere Bände in Aussicht gestellt. — — O bitte, sieben Bände über die Ästhetik des Ofens, das ist nicht viel. Man muß schon ein ziemlicher Banause sein, um darüber lachen zu können. — So behalte ich mir auch diesen zweiten Teil — — prosit, Herr Florian, Ihr seid ein tüchtiger Mann, über den ich künftig nichts mehr kommen lassen werde — — für spätere Tage vor. Vielleicht vollende ich ihn, wenn der Ehestand mir die Sorgen um Ofen und Feuermachen von den hart beschwerten Schultern genommen hat. Denn ein guter Ehestand kann alles, belehrte mich jüngst Frau Dorothea, die liebe Frau Dorothea Wölfle. Übrigens, wozu diese stille Feindschaft. Heute ist es ja köstlich warm in meinem Gehäuse. Also Frau Dorothea Wölfle, hochachtbare Witib des seligen Bernhard Wölfle, der, wie Sie selbst bestätigen, zeitlebens ein Lump gewesen, sind Sie gleich zur Stunde bei der Nachbarin zum abendlichen Schwatz, ich trinke auf Ihr Wohl. Prosit, Frau Dorothea . . .

Und damit tun wir den letzten Schritt, Physiologie und Ästhetik haben das Ihre, bleibt noch die Psychologie. Gewiß, jeder Ofen hat eine Seele, einen Charakter und ein Gemüt. Und von diesen hängt ein gut Stück unsrer Lebensfreude ab.

Der verdrehte Eisenkasten vor mir ist vergessen. Ich hocke daheim in der weiten Stube des väterlichen Hofes am grünen Kachelofen. Ein leises, behagliches Summen ist in dem Riesen, wie wenn Bienen emsig im Heidekraut am Einheimsen sind. O, dieses wundersame Summen: Prosit, der Kachelofen soll leben! Der ist von besinnlicher, stiller Art. — —

Und wie ist dieser Patentbrenner mir gegenüber? Ein Vielfraß und ein Heißsporn, ein Großstädter und ein marktschreierischer Gesell. Nicht selten wirst du, verehrter Leser, ihn auch als Gecken treffen, unsinnig gewandet. Ist der Patentbrenner ein Dauerbrenner, neigt er leichtlich zur Hypochondrie und allerlei Querköpfigkeiten. — — Indes soll mein Eisenkasten, an dem die rote Glut empor läuft, heute nicht schlecht gemacht werden: Eisenkasten, ich tu dir Bescheid.

Die Seele der Dampfheizung sitzt unten im Keller oder wenigstens irgendwo außerhalb des eigentlichen Heizkörpers, aber der Ofen sendet Nervenstränge aus und hat in den einzelnen Stuben Ganglien.

Habe ich etwas vergessen? Jawohl. Es fehlt noch etwas. Der offene Kamin. Im Kamin vereinigen sich Besinnlichkeit und verzehrende rote Glut, leichtsinniges Flackern und gemaches Singen. Wenn ich einmal ein reicher Mann bin . . .

So. Wer wagt nun noch daran zu zweifeln, daß jeder Ofen eine Seele, einen Charakter und ein Gemüt hat, und daß es eine Philosophie des . . . Die Lampe hat kein Öl mehr und ist am Absterben. O Frau Dorothea Wölfle, habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich . . . Und Sie sitzen tratschend bei der Nachbrin, als ginge Sie das alles nichts an.

So fahre dahin, edler Vorsatz, der Frau Wirtin den letzten Schluck zu weihen. Der soll mir selber zur Gesundheit sein . . . Ah . . .

Unterweilen zuckt noch einmal in den letzten Krämpfen der Docht, dann liegt die Stube dunkel. Nur der Eisenkasten glüht und knistert und spuckt. Gute Nacht denn, Eisenkasten. Müßt nicht gut angeschrieben sein, Frau Dorothea, beim Licht- und Feuerheiligen Florian . . .

Zwei Gedichte.

Von **Wilhelm Schussen** (Schwäbisch-Gmünd).

Bürden.

Damals, als ich jung und stark,
Und als ich noch voll Taten war,
Und Leben schwoll in meinem Mark
Und Blüten hingen mir ums Haar:
Da mochte ich in hohen Tagen
Auch nicht das bravste Bündel tragen.

Digitized by Google

Nur wandern wollt ich zum Gebraus
Des Stromes und den Winden zu Wett,
Den ziehenden Wolken all voraus.
Und wo ein Gras wuchs, war ein Bett.
Und was mir schwer schien in dem Ranzen,
Das ließ ich in den Graben tanzen.

Und heute, da ich müd und matt
Und Gram in meinen Gliedern liegt
Und da ich alles Wanderns satt,
Seh ich mich auf den Weg geschickt
Beladen voll von herben Dingen,
Soviel nur Arm und Brust verzwingen.

Wenn der Mensch nicht mehr will.

Wenn der Mensch nicht mehr will,
Ist er glücklich und reich,
Ist er groß. Ist er gleich
Einem Gott selig, still.

Ist er gleich einem See,
Zugenagelt mit Eis
Und verschüttet mit Schnee
Klaftertief, totenleis.

Ist er gleich einem Baum,
Der da dürr und im Wind
In den quellenden Raum
Seine Arme streckt blind.

Der Mörder.

Von **Walter v. Molo** (Wien).

Geschrieben in meiner Zelle Nr. 3.

Die schwere Türe fällt zu hinter dem Beschließer, und seine schleichenden Schritte verhallen in den lichtarmen, gewundenen Gängen des großen Gefangnenhauses. Hungrig nach dem Lärme der Mitmenschen haschen meine Sinne den verklingenden Schall. Dann steht wieder die Todesstille um mich, eisig, schaudernd und drückt mich zu Boden mit ihren Riesenfittichen der Gewissensnot . . . .

Weiße Lichtflecke über schwarzen Röcken oder weiße Lichtflecke unter grellfärbigen Hüten, so hatte ich die Herren und Damen des Auditoriums gesehen, das gekommen war, um aus Humanität zu richten und aus Neugierde zu weinen. Der Staatsanwalt hatte mit energischem Diskant gesprochen, mit milden Worten der Richter präsidiert. Des Verteidigers Sätze waren leerer Schall, der verständnislos an meinen Ohren vorüberbrauste. Im Amphitheater der Zuschauer fuhren die Taschentücher hin und her, und ich hörte verhaltenes Schluchzen. Wie Basiliskenblick der Menge starrten die Operngläser auf mich nieder.

Ein Scharren kam von den Geschworenenbänken. Dann führten sie mich ab, zurück, hierher, in diese eisigkalte Zelle, in der kein Licht ist und keine Lösung von dem Graus meiner Gedanken.

Wo blieb das Urteil? Warum sprachen sie nicht ihr „Schuldig“? Warum führen sie mich nicht zur Richtstätte, die Tat zu sühnen? Ich bin ein Mörder, ein roher, geständiger Meuchelmörder. Ein Mörder, doppelt verrucht, weil ich mein Weib tötete, das an mir in Liebe hing. Schuldlos war die Frau, schuldlos und rein wie je ein Mensch. Was wird mein armes Kind sagen, welchen Fluch wird es stammeln, wenn es von mir die Mutter verlangt, wenn es als schwere, klirrende Sklavenkette den Mördernamen durchs Dasein schleppt?

Als ich das erstemal zustach, da nahm ich zuviel Kraft; ich hatte auf Widerstand gerechnet. Leicht, wie durch leere Luft fuhr die Klinge und tötete. Drei-, vier-, fünfmal stieß ich zu, bis die heiße Röte mir über Finger und Arme troff, bis Totenbleiche durch den kraftlosen Körper schlich. Haßerfüllt, in satter Rache, sah ich das Weib erstarren, das ich über alles geliebt, und das mich betrogen hatte. Dann kam der Morgenjubel unsres Kindes als jauchzende Fanfare durch die Türe des Nebenzimmers gezogen, ich sah mein liebes Weib als zerfleischten, leblosen Leichnam in ihrem Bette liegen, dann kam der Geifer der Öffentlichkeit, der Haß der Meinungen, die Haft, an deren Ende die Sühne steht.

Wo blieb das Urteil? Warum sprachen sie nicht ihr „Schuldig“? Warum führen sie mich nicht zur Richtstätte? Es ist doch so einfach das Wort „Gerechtigkeit“, das Bestien aus menschlicher Gesellschaft scheidet? Warum sprechen sie es nicht? Wollen sie dem näher kommen, was sich ewig vor ihrem Blick verschleiert hält, dem schrecklichen Geheimnis, das uns Menschen wie Puppen hin und wider schiebt auf der Bühne des Seins? Totenstill war es im Saal als ich sprach. Ich wollte nicht zu ihnen reden, nicht um Mitleid betteln, ich wollte nur noch einmal meine Stimme hören, wollte wissen, ob mein Mund den Mut fände, vor andren so zu sprechen, wie er Wochen hindurch in Verzweiflung gestammelt hatte, wenn Selbstvorwürfe nach mir griffen und die Finsternis über mich sank. Ich sprach als wäre ich allein:

Ich habe mein Weib über alles geliebt und hätte freudig für sie mein Leben geopfert. Wir waren nicht reich, doch in ruhigen, glücklichen Geleisen des Wohllebens, wir sahen mit Freuden auf unser Kind. In früheren Jahren hatte ich an vielem Gefallen gefunden, an Sport jeder Art und an Frauen andrer. Damals hatte ich es nicht für möglich gehalten, daß mich je eine Frau so ausfüllen könnte, daß ich an alles andre vergaß. Oft, wenn wir beisammen saßen, sprachen

Digitized by Google

wir mit stolzen, glücklichen Worten darüber und hielten uns bei den Händen. Wie schrecklich mußte es sein, wenn zwei Menschen für das Leben aneinander gekettet waren und nicht gleichen Schritt gingen! Wenn eines dem andern die Treue brach! Es war so wohlig, aus sicherer Burg die Gedanken in die Ferne zu schicken, und unser Glück ward stärker, je mehr wir erkannten wie schwer das Unglück andrer war. Am Abend vor dem Mord war mir nicht wohl, eine leichte Verkühlung machte sich bemerkbar. Ich legte mich früher zu Bett als sonst, meine Frau drang in mich, den Arzt zu rufen. Erst wollte ich nicht, mir war leid um das Geld, denn ich wollte sparen, um meiner Frau eine Freude zu machen; sie wünschte sich schon seit langem eine Pelzjacke; die sollte sie haben. Als sie jedoch davon sprach, daß es ihr des Kindes wegen lieb wäre, weil sie dieses nicht einer möglichen Ansteckungsgefahr aussetzen wolle, gab ich nach.

Der Arzt kam, fand ein klein wenig Fieber, verordnete heißen Tee und ging wieder. Der Doktor war ein noch junger Mann, der uns beide schon behandelt hatte, als wir noch ledig waren. Er war verheiratet und galt als großer Don Juan bei den Damen, seine Ehe sollte nicht glücklich sein. Wir erinnerten uns mancher Einzelheit, die man über ihn erzählte, und die nun deutlich vor unserm Bewußtsein stand, weil wir ihn wieder einmal gesehen hatten. Schließlich kamen wir zwangsläufig auf das seltne Glück unsrer eigenen Ehe zu sprechen. Noch sehe ich die glänzenden Augen meiner Frau, über die feine Schleier sanken, wenn sie die Worte meiner zufriedenen Seligkeit in sich trank.

Dann gingen wir schlafen. Als die Sonne wieder blutrot über den Giebeln des Häusermeeres aufstieg, brannten rote Rosen auf dem weißen Bette meiner Frau, und sie war eine zerfleischte Leiche mit einer spitzen Totennase. Ich aber stand vor ihr und war ein Mörder. Der Schrei unsres Kindes riß mich ins Leben zurück und jagte mich, wie von Furien gehetzt, zur Wachstation. Dort hielten sie mich wie ein wildes Tier gefangen, ich sollte mein armes Weib nimmer sehen.

In den langen schlaflosen Kerkernächten, die nun folgten, habe ich nachgesonnen und gegrübelt, wie das Leben die Menschen zwingt, wie es so sonderbar die Begriffe „gut“ und „böse“ verteilt? Wie leiser Sang fremder Seelen ist mir aus fernen, silbernen Tiefen die Erinnerung gedämmert an unser Gespräch, am Abend vorher.

Man sagt, der Traum ist die Fortsetzung der geistigen Tätigkeit bei mangelndem Bewußtsein. Das unterscheidende Merkmal zwischen Schlaf und Wachen ist darin gelegen, daß bei ersterem die Kritik des Denkens ausgeschaltet ist. Das Gespräch, der Inhalt des Gespräches, hatte sich zu einem Traume verdunkelt, der mich in den Morgenstunden gefangen nahm, einer Zeit, in der der Mensch am leichtesten träumt, weil das Hirn nur mehr im Halbschlummer liegt und so Einflüssen von außen zugänglich ist. Die verwehten Stimmen einiger Nachtschwärmer, die vor den Fenstern unsrer Wohnung vorüberzogen, mögen den Traum in mir ausgelöst haben. Es war mir, als hörte ich meiner Frau Stimme mit einem Manne nebenan flüstern, der ihr Kosenamen gab. Wie Feuer brannte mein armes Herz in der röchelnden Brust. Sie traten engumschlungen durch die Tür, und ich preßte die Augen zu, um mich schlafend zu stellen und sie sicher zu machen. Sie küßte ihn, es war unser Hausarzt, küßte ihn mit den gleichen roten Lippen, die mein alles waren. Ein Ekel schnürte meine Kehle zu, sie küßte ihn auf den Hals, auf die gleiche Stelle, die mir Liebeständelei und Gewohnheit geheiligt hatten. Endlich ging er, sie hing an seiner Brust und sah spöttisch auf mich nieder. „Er glaubt, daß er glücklich ist!“ Dann wechselte das Bild. Sie lag an meiner Seite und schlief, jedes Detail ihrer Gestalt sah ich wie es sich unter der Decke zeichnete. Nun war sie in meiner Gewalt, nun wollte ich Rache nehmen für meine besudelte Liebe. Das Stilett, das sie mir gekauft hatte zur Sicherheit, wenn sie mit dem Kinde im Sommer auf dem Lande weilte und ich allein in der Stadtwohnung schlief, lag in der Lade des Nachtkästchens neben mir. In diesem Augenblick muß ich erwacht sein, müssen meine Glieder den Starrkrampf des Schlafes von sich geworfen haben, ohne daß der Geist zur Realität zurückkehrte. Ich sah mein Weib im Bette liegen, riß den Dolch an mich und stieß zu. Hätte sie einen Schrei ausgestoßen, vielleicht wäre ich noch zur rechten Zeit erwacht, doch der erste Stich hatte ihr Herz getroffen, sie gab keinen Laut von sich und ich blieb im Traum befangen, doppelt gefährlich, weil meine Muskeln dem schrecklichen Wahn dienstbar zur Seite standen. Der Schrei des Kindes riß mich ins Leben, ich sah mein Weib tot vor mir und war ihr Mörder . . . .

Wo bleibt das Urteil? Warum sprechen sie nicht ihr „Schuldig“? Man muß den Menschen töten, dem es zum Bewußtsein kommt, daß selbst die Liebe nicht stark genug ist, ihn vor sich selbst zu schützen . . . .

Die Zukunfts-Revolutionen.

Eine Waldgeschichte von **Paul Scheerbart** (Friedenau).

Ignaz Mehlbein war Clown im Zirkus und ein sehr amüsanter Gesellschafter. Eines Morgens saß er mit sechs Herren und sechs Damen am Frühstückstisch des Hotels und schwärmte von den Herrlichkeiten einer Waldpartie.

Als alle mit der Partie einverstanden waren, sagte er mit blitzenden Augen — er hatte schwarze

Digitized by Google

Augen: „Aber — meine Herrschaften, Sie müssen sich alle in weiße Laken hüllen, und die Partie müssen wir des Abends unternehmen — bei Vollmondschein. Es wird sehr lustig werden; dafür garantiere ich."

Auch damit war man einverstanden. Und nun ging es des Abends los — in den Mondenschein hinein.

Als man im Walde einen freien Platz erreicht hatte, kletterte Ignaz Mehlbein auf einen Baumstumpf und hielt im weißen Laken mit pathetischen Armbewegungen eine Rede.

„Meine Damen und Herren!" sagte er, „wir bilden, damit Sies gleich wissen, eine Verschwörer-Gesellschaft. Eine große Verschwörung wollen wir gründen — dazu hab ich Sie hierher gelockt. Sie erschrecken! Sie werden bleich wie Ihre bleichen Laken! Erholen Sie sich erst von Ihrem Schreck!"

Die Damen kicherten, und die Herren wollten nun wissen, wem die Verschwörung gelten sollte.

Ignaz erklärte, daß zunächst ein paar Weinflaschen geleert werden müßten.

Das geschah denn auch, und danach sagte der Clown:

„Wir wollen uns verschwören, von jetzt ab ewig reaktionär zu denken und zu handeln — einen europäischen Reaktionsbund wollen wir begründen."

Alles lachte und fand den Plan großartig.

„Aber", rief nun Fräulein Käthe, „jetzt wollen wir auch wissen, warum wir plötzlich reaktionär denken sollen. Wir haben uns doch bisher nicht so viel um Politik gekümmert, daß wir die Geschichte gleich so vom Fleck weg begreifen könnten."

Der Clown stieg wieder auf seinen Baumstumpf, und die weißen Laken leuchteten im Mondenschein. Einigen Damen wurde etwas unheimlich zumute. Fledermäuse flogen vorüber, und Glühwürmchen glühten.

Mehlbein aber hob seine Lakenarme zum Himmel empor, sein Gesicht verzerrte sich, und er schrie mit hohler Stimme:

„Haben Sie denn noch immer nicht bemerkt, daß die Zukunfts-Revolutionen ganz eklig werden müssen? Das hat alles dieser Zeppelin mit seinen Lenkbaren angestiftet. Stellen Sie sich mal vor, daß in Frankreich eine neue Revolution ausbricht — vielleicht im Jahre 1913! Was geschieht dann? Die Revolutionäre besteigen in der Schweiz ein paar Dutzend Lenkbare, nehmen Dynamit zentnerweise mit, steigen dann in dunkler Nacht auf, fahren nach Paris und schmeißen das Dynamit in die Stadt."

„Das geht gegen das Völkerrecht!" rief ein Herr, der gerade sein Assessor-Examen machen wollte.

Aber Ignaz sagte schluchzend:

„Meine Damen und Herren! Ich meins ganz ernst. Das Unglück Europas geht mir an die Nieren. Ich ertrags nicht länger so. Um das Völkerrecht brauchen sich die Herren Revolutionäre garnicht zu kümmern. Darauf pfeifen sie ganz bestimmt in allen Tönen der Verworfenheit. Es ist eine Zukunfts-Revolution mit Lenkbaren einfach eine Lappalie. Alle Bankinstitute lassen sich nachts ganz leicht mit Dynamit beschmeißen. Dagegen ist kein Kraut gewachsen und auch keine Polizei. Denn eine Luftpolizei würde doch zu viel kosten. Eine Handvoll frecher Verbrecher schmeißt unsre ganze Kultur über den Haufen. Die Kasernen und Paläste haben am meisten zu leiden. Sie lassen sich nicht schützen. Dicke Eisenkuppeln kann man nicht über ihnen anbringen; das nützt doch nichts — auch bei der größten Dicke nicht; das Dynamit schlägt alles kurz und klein. Und die Unfallstationen werden die große Arbeit nicht überwältigen können."

Der Clown schluchzte wie ein verlassenes Kind, und die Damen brachen in ein schallendes Gelächter aus. Doch die sechs Herren ärgerten sich, und der Assessor rief:

„Mehlbein, wie können Sie so den Teufel an die Wand malen!"

„Hier ist ja", rief Fräulein Käthe, „gar keine Wand zu sehen."

Und die Damen lachten wieder, drei Herren auch.

Doch der Assessor fuhr fort:

„Die Idee mit dem Reaktionsbund ist allerdings garnicht so übel."

Da sprang der Clown wie ein Besessener auf, schrie immerzu „Hurra!" und „Morgenrot!" und fiel dem Assessor um den Hals.

Jetzt lachten alle.

Und man zechte bis zum Morgenrot.

Und als die Sonne feuerrot aufging, schrie Ignaz Mehlbein mit hochgehobener Browning-Pistole:

„Also, meine Damen und Herren, Sie sehen ein, daß es einfach unanständig ist, fürderhin irgendwelchen revolutionären Gedanken Platz zu gönnen in uns. Wir müssen einsehen, daß es jetzt zu leicht ist, Revolution zu machen. Wir müssen allen Leuten erklären, wie unanständig das Revolutionäre ist — das ist durch die Zeppelins zu bequem gemacht."

Fräulein Käthe aber fragte:

„Was wollen Sie denn mit Ihrer Pistole anfangen? Wollen Sie uns oder wollen Sie sich selber totschießen?"

„Ich bin", rief Ignaz, „der Meinung, daß wir alle Schuß- und Sprengwaffen vernichten müßten. Dazu will ich doch den Reaktionsbund gründen. Und um mit der Tat voranzugehen, will ich meine teure Pistole feierlich verbrennen."

„Hurra!" schrieen alle.

Fräulein Käthe aber schrie: „Nur nicht im Walde! Das gibt ja einen Waldbrand!"

Da zogen die dreizehn Leute in ihren Laken aufs freie Feld und verbrannten allda Mehlbeins Browning-Pistole mit Feierlichkeit.

Digitized by Google

Und dann ging man langsam im Gänsemarsch zum Hotel und tat sehr ernst. Der Hotelwirt wunderte sich nicht wenig.

Randbemerkungen.

Der Ulanenritt des Herrn v. Oldenburg-Januschau ist ein überaus wirksames Bühnenstück. Der Verfasser und seine Freunde möchten es gern zurückziehen; aber es hatte einen solchen Erfolg, daß keiner der politischen Theaterdirektoren darein willigen wird. Es ist wie ein populärer Gassenhauer, es ist mehr: es ist zum Volkslied geworden, das bis zu den nächsten Wahlen unablässig gesungen werden wird. Man mag die Melodie banal nennen, nachweisen, daß sie vor der Lehre vom politischen Kontrapunkt nicht bestehen kann, es hilft nichts mehr: der Leutnant und seine zehn Grenadiere werden in allen Volksversammlungen auftauchen. Im Ernst hat niemand an diesen pflichteifrigen Militär auch nur einen Augenblick geglaubt. Danach fragt aber die Demagogie nicht: sie braucht zur Erzeugung der Massenpsychose die Übertreibung und erregt mittelst Zerrbildern bei den großen Kindern das Gruseln. Wie der selige Prinz von Arkadien wird bei jeder Gelegenheit an den verschiedensten Stellen der unglückselige Leutnant aufsteigen, bejubelt und verhöhnt werden. Daran tragen die übereifrigen Verteidiger des Herrn v. Oldenburg die Hauptschuld. Die Kreuzzeitung hat verständigerweise sofort von einer Entgleisung gesprochen. Das half nicht viel. Dies Organ wird nicht vom Volk gelesen. Dagegen stimmte die kleine konservative Provinzpresse, jeglicher Einsicht bar, dem Heißsporn von Januschau zu, feierte ihn sogar in Gedichten. Mag jetzt auch an allen Ecken und Enden zurückgepfiffen werden, es ist zu spät. Die wohlmeinendsten Reden vermögen nicht den ersten Eindruck zu verwischen, er haftet allein. Alles andre ist Entschuldigung, Beschönigung; die Konservativen sind in eine Verteidigungsstellung gedrängt, das Schlimmste, was einer Partei begegnen kann. Dazu gesellt sich des weiteren die Wirkung, die die Aufrechterhaltung des über den Sozialdemokraten Ledebour verhängten Ordnungsrufes auf die Fernerstehenden haben muß. Ein Ordnungsruf bedeutete nicht mehr als eine harmlose Knallerbse in dem Toben dieser Männerschlacht, aber der, dem sie an den Kopf flog, schrie. Er schrie wie Ares, dem der Spieß des Diomedes ins Gekröse gefahren war, und plötzlich war das Geschrei dieses angeblich schwer Blessierten die Hauptsache geworden. Damit war die Aufmerksamkeit für eine Weile von der Oldenburgschen Rodomontade abgelenkt worden, die andernfalls von verständigen Männern nachdrücklich im weiteren Verlauf der Debatte gerügt worden wäre. Vielleicht hätte ein mit Humor Begabter den Leutnant und seine zehn Getreuen rechtzeitig dem Fluche der Lächerlichkeit preisgegeben und damit allen Ausnutzungen der unüberlegten Redensarten die Spitze abbrechen können. Aber der in seinen heiligsten Gefühlen verletzte Ledebour verhinderte diese Überlegung durch sein Geschrei, er machte sich zum Mittelpunkt des Interesses, und inzwischen wuchs sich der Schemen des Leutnants in den Augen der Menge zu einer Gestalt von Fleisch und Blut aus. Der arme Ledebour, dem war bitter Unrecht geschehen! Und wenn es so gewesen und die Abstimmung über den Ordnungsruf das Siegel auf ein Unrecht gewesen wäre, die Sozialdemokratie hatte mit ihrer Taktik ihren Zweck erreicht: sie zählte in ihrer Mitte einen Märtyrer, und der Mann, der den Verfassungsbruch als löbliche Tat hingestellt hatte, war leer ausgegangen. Ob es nicht doch vielleicht klüger gewesen wäre, den an keinen bestimmt genannten Abgeordneten erteilten Ordnungsruf in der Luft zerflattern zu lassen? Zumal, da allerlei nicht ganz salonfähige Wendungen — welcher Präsident, selbst wenn er wie ein indischer Götze tausend Ohren hätte, kann sie in dem Wirrwarr richtig erfassen — durcheinanderhagelten. Die Sozialdemokratie scheint wieder einmal ein „Schweineglück“ bewiesen zu haben. Land.

* * *

Bloß Itzenplitz, nicht: von Itzenplitz.

Hier stockt schon die Feder; denn für Kundige ist damit genug gesagt. Der Reichskanzler, von dem Übereifrige große Taten verlangten, noch ehe er auf der sella curulis warm geworden war, hat eine Tat geliefert: Die große Kanone der Norddeutschen Allg. Zeitung ging los, aber wie die Überschrift verrät, nicht nach Osten, sondern nach Westen. Kein Junker war das Ziel, nur ein einfacher Bürgerlicher, ein Wortführer und Obmann der Vereinigung rheinisch-westfälischer Vertrauensmänner des Alldeutschen Verbandes. Der Reichskanzler verlor seine philosophische Ruhe, als er sah, wie das ihm unterstellte Auswärtige Amt charakterisiert wurde, und lehnte es ab, die Entschließung der Alldeutschen anzunehmen, wie man eine offene Postkarte zurückweist, auf der einem unangenehme Dinge mitgeteilt werden. Insofern haben also die Absender der Zuschrift ihren Zweck erreicht, und es wird Sache der Hauptleitung des Alldeutschen Verbandes sein, nachzusinnen, ob er seinen Unterverbänden für die Zukunft die Politik auf eigene Faust verbieten kann. Daß seit der Mannesmann-Angelegenheit weitere als alldeutsche Kreise über die Vertretung der Reichsinteressen im Auslande mißgestimmt sind, dürfte dem Reichskanzler nicht verborgen sein, und die Quittungleistung über die Liebenswürdigkeiten besagter Vertrauensmänner wird von ihnen schwerlich tragisch genommen worden sein. Bei Licht betrachtet, war ihre Kundgebung eine wie viele andre, die alljährlich unbeantwortet zu den Akten gelegt werden, ohne daß man ihre Urheber wegen Querulitis gerichtsärztlich untersuchen läßt. Aber sie ist unzweifelhaft ein Stimmungssymptom, und die Antwort des Reichskanzlers, die offiziell keine Antwort sein soll und doch eine ist, stellt nicht mehr und nicht weniger als ein Symptom von Nervosität dar. Es ist immer mißlich, wenn eine Kundgebung im „Reichsanzeiger“ oder in der „Nordd. Allg. Zeitung“ eine derartige Deutung erfahren darf. Auf Bismarck wurden von diesen Organen in den neunziger Jahren verschiedene Breitseiten abgegeben; Harden und andre haben gleichfalls eine solche Kanonade hervorgerufen; aber das ist in allen Fällen immer nur so aufgefaßt worden, daß ein Treffer vorangegangen war. Eine Lehre scheint man in der Wilhelmstraße daraus nicht ziehen zu wollen. Die Angstesprünge der Ratt' im Kellernest mögen bedauerlich sein, und es hat sich auch hier und da ein Siebel gefunden, der sich über die Freude platter Bursche ärgert, Tatsache ist: das Auswärtige Amt ist am hellen Tag der Küche zugelaufen und hat der ganzen Welt verraten, wie ihm zumute ist. Mit der Wendung, es handle sich nur um eine Handvoll Nörgler, ist es nicht getan. Die Alldeutschen sind nun einmal der Sauerteig im Deutschen Reich, und die Erklärung der höchsten amtlichen Stelle beweist, daß man auch mit ihnen rechnet. Diese Feststellung läßt sich nicht umgehen, aber sie regt auch zu der Frage an, ob ein Bismarck jemals in die Lage geraten wäre, seine Politik mit derartigen Mitteln zu verteidigen. Herr v. Bethmann Hollweg hat freilich eine Erbschaft mit einigen fatalen Posten antreten müssen; das mag ihm als mildernder Umstand angerechnet werden, aber wenn er auf jedes Monitum in dieser Weise reagieren wollte — und sie reizt andre Gruppen zur Nachahmung —, dürfte die „Nordd. Allg. Zeitung“ bald ein interessantes Blatt werden. Auch für das Ausland. Es gibt dort manchen Leser, der gern bestätigt sieht, welchen Schwierigkeiten unsre auswärtige Politik im Inlande begegnet. Wir Inländer dürfen jedoch mit Recht gespannt sein, ob bei den kommenden Wahlkämpfen das Geschütz ebenso prompt auf die „v. Itzenplitz“ gerichtet — und auch gelöst werden wird. R.

* * *

Digitized by Google

Schön in Paris?

Wirklich, im Auswärtigen Amte ist gut leben. Direkt idyllisch, paradiesisch; Schlaraffenland! Braucht einer bloß den Mund aufzutun, gleich ist sein Wunsch erfüllt. Wer es doch auch so bequem hätte! Tschirschky hatte sich unfähig erwiesen und kam zur Belohnung nach Wien; „auf eigenen Wunsch", wie es offiziös ausdrücklich hieß. Nun hat der völlig belanglose Herr v. Schön, dessen Verdienste gleich Null sind, endlich abgewirtschaftet, erhält — viel zu gut! — das consilium abeundi und geht nach Paris, dem Ziele seiner Sehnsucht. Also wiederum eine Belohnung für eine Schädigung des Reiches und der Reichsinteressen. Das Allerschönste ist aber, daß ganz gemütlich und naiv zugegeben wird, daß Schön nur deshalb in der Mannesmannfrage und sonst so überaus liebenswürdig gegen Frankreich ist, um sich den Einzug in Paris zu erleichtern. Um sich lieb Kind zu machen! Das ist denn doch die Höhe. Besolden wir denn einen Gesandten, um französische Interessen zu wahren? Schicken wir einen Mann nach Paris, weil er die Franzosen liebt und die Franzosen ihn lieben? Schickt denn die Regierung auf Sozialisten-Kongresse als Vertreter einen Sozialdemokraten? Schön in Paris — das wäre ganz Deutschland ein Schlag ins Gesicht. W.

* * *

Neue Wirren im nahen Orient.

Die jetzige Lage in der Türkei und in Persien wird sich auch nicht ein Jahr lang aufrecht halten lassen. Das ist meine feste Überzeugung. Beide Reiche krachen in allen Fugen. Der noch immer ungestillte Blutdurst in Teheran wie in Salonichi lassen schlimme Repressalien erwarten. Auf Marius kam der grausamere Sulla. Jetzt haben sie in Teheran sogar den Schwiegersohn des früheren Schah, Ala ed Dauleh, gehenkt. Ein widriges Schauspiel! Schlimmer noch als die Guillotine. Und der Schah selbst, Mohammed Ali, soll bereits seine Rückkehr nach Teheran vorbereiten. Im osmanischen Reiche inzwischen lauter ungelöste Fragen. Die ewig offene Wunde in Arabien blutet stärker. Albanien und Armenien bleiben unbezwungen. Kurden und Syrer sind aufsässig. Der Libanon will sich unabhängig machen. Ähnlich in Persien. Wie es früher am unteren Rhein nur zwei Karnevalsgesellschaften gab, in Köln und Düsseldorf, jetzt aber jedes Städtchen, selbst Viersen und Mörs, seine eigene Gesellschaft haben will, so dürstet jede persische Stadt nach einem eigenen Parlamente, einem medschlis. Man kann sich die daraus entspringende Unordnung vorstellen. Ein Prinz, der in Teheran zum Statthalter von Schiras ernannt wurde, hörte unterwegs, daß man ihn mit Flintenschüssen empfangen würde; so blieb er unschlüssig unterwegs stehen und ward — von Räubern bis aufs Hemd ausgeplündert. Im übrigen hat Teheran 70 Parlamentarier, Schiras nur 3. Kein Wunder, daß da Schiras nicht mehr mitspielen will. Wird Persien vom Parlamentshader aufgefressen, so die Türkei vom Nationalitätenhader. Die Osmanen sind an und für sich schon in der Minderheit, vielleicht 9 Mill. zu 20 Mill. Nichtmohammedanern. Nun aber sind die Osmanen nicht einmal unter sich einig. Jungtürken gegen Alttürken, gegen die Ahrar. Inzwischen rüsten Bulgaren und Griechen. Bei den Albaniern ist der Talleyrand der Revolution, der feinste Kopf im nahen Orient, der noch nicht vor langem zum Tode verurteilte Ismail Kemal Bey, wieder aufgetaucht und hat sich sofort zum Leiter der albanischen Gruppe aufgeschwungen. Aber noch mehr! Er hat sich mit den Arabern verbündet und gebietet so über die stärkste Fraktion im Parlamente. In wenigen Monaten, vielleicht schon Wochen, werden die Jungtürken ausgespielt haben. Und ebenso Sipahdor und Sardar e Assad und die andern Jungperser. Dr. A. Wirth.

* * *

„The Kaiser".

„Meine Herrschaften! Bleiben Sie einen Augenblick vor diesem Laden stehen, und erlauben Sie mir, ein paar Worte zu Ihnen zu sprechen. Ich stehe schon sehr lange hier und horche, was das Publikum zu dieser Kaisergeburtstags-Dekoration sagt. Was sagt es dazu? — Nichts! Es freut sich darüber, und geht weiter. Bitte, meine Herrschaften, überlegen Sie sich, wo Sie sich im Augenblick befinden: in der Hauptstadt des Deutschen Reiches, auf derjenigen Straße, die sozusagen alle nationalen Festtage des deutschen Volkes gesehen hat und sehen wird, Unter den Linden, an der Kreuzung mit der Straße, deren Namen manchem guten Deutschen im Lande für die Verkörperung deutschen Handels gilt, der Friedrichstraße. Und vergegenwärtigen Sie sich, bitte, an welchem Tage Sie heute hier stehen: Kaisers Geburtstag. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß jeder Deutsche in deutschem Gebiete diesen Tag feiert, nicht so sehr als den Tag der Geburt dieses hohen Mannes, sondern als einen Festtag der Nation, der uns unser Deutschtum zum freudigen Bewußtsein bringen soll. Und nun, bitte, schauen Sie in diesen Laden. Was sehen Sie?: Ein (übrigens ganz hübsch ausgeführtes) von Lorbeeren und andrem Grün umgebnes Glasbild des deutschen Kaisers, also des Mannes, in dem der Deutsche das Deutschtum gewißermaßen verkörpert sieht, — in englischer Generalsuniform. Und rund herum die hübschen Zigaretten-Kästchen mit demselben Bilde und der Unterschrift: „The Kaiser"! Meine Herrschaften, ist es wirklich nur das Pathos eines Schwärmers, wenn ich sage: diese Schaustellung, an diesem Tage und an diesem Orte bedeutet für unser Deutschtum einen Schlag ins Gesicht? Natürlich ist es schon an sich eine Schmach, daß es dieser Geschäftsmann wagen darf, einem deutschen Publikum ein deutsches Fabrikat in englischem Scheinmäntelchen anzubieten. Aber das steht schließlich doch nur auf derselben Stufe wie die Herrenkleidergeschäfte, die unter dem Namen Prince of Wales, Old England, The Gentleman von deutschen Käufern stark benutzt werden. Aber was Sie hier in diesem Laden empören muß, ist: daß diese verdammte Ausländerei frech genug ist, dem deutschen Michel seine Schwäche an dieser Stelle und an diesem Tage unter die Nase zu reiben, uns den Mann, der unser Deutschtum verkörpert, an dem einzigen rein nationalen Festtage des Jahres in englischer Uniform zu zeigen."

So sprach ein junger Mann mit blitzenden Augen am 27. Januar 1910 vor dem Zigarrengeschäfte Unter den Linden, Ecke Friedrichstraße.

Ich aber ging heim und bewegte seine Worte in meinem Herzen. Otto Elimar.

* * *

Hartleben-Bierbaum-Anekdote.

Da war einst ein berühmter Dichter mit Namen Otto Erich Hartleben, der war ein gewaltiger Trinker vor dem Herrn. Da er einsah, daß seine unselige Leidenschaft überhandzunehmen drohte, begab er sich in eine Heilanstalt, allwo er von seinem Hang zu den berauschenden Getränken befreit werden sollte. Die Anstalt lag sehr schön im südlichen Tirol, nicht weit von Meran entfernt, und Otto Erich hielt unter Aufbietung seiner ganzen Energie eine ziemliche Weile in ihr aus. Schließlich aber regte sich die alte Lust mit unbezwinglicher Gewalt in ihm, daß er sich eines Tages heimlich aus der Anstalt entfernte. Er genoß gleich in der nächsten Schenke eine Flasche edlen Tiroler Landweins, der ihm nach der langen Entbehrung so himmlisch schmeckte, wie kaum ein Wein zuvor. Dann wanderte er nach Meran, wo gerade einer seiner Freunde, mit Namen Otto Julius Bierbaum, gleichfalls ein großer Trinker vor dem Herrn, für einige Zeit Quartier genommen hatte, und die beiden tranken nun von Schenke zu Schenke, bis sie in einen Zustand der höchsten Seligkeit gerieten. Darauf mieteten sie sich einen Wagen, um nach Bozen zu fahren, wo Otto Erich durchaus die Nacht zubringen wollte, um am nächsten Tage in dem berühmten Batzenhäusel weiterzechen zu können. Die Fahrt durch den lauen, monddurchglänzten Abend war herrlich. Die beiden lagen mit schweren, großen, zurückgelehnten Häuptern, auf denen das Mondlicht glänzte, in der Karosse, und immer, wenn eine Schenke am Wege auftauchte, regten sie sich instinktiv, der Kutscher mußte halten, und die beiden taumelten

Digitized by Google

in die Schenke hinein, um den neuesten Wein zu probieren.

In der Heilanstalt hatte man die Flucht Otto Erichs bald bemerkt, und mehrere Ärzte und Wärter waren ausgeschickt worden, um den Flüchtling zu fangen. Während die beiden Dichter gerade in einer Kneipe zu Terlan, wo es einen berühmten Weißen gibt, im Genusse dieses edlen Saftes schwelgten, tat sich plötzlich die Tür auf, und ein junger Arzt der Anstalt, selbst ein strenger Abstinenzler, trat herein. Er triumphierte im Stillen, den Ausreißer gefunden zu haben, die beiden Zecher empfingen ihn mit begeistertem Halloh, und er mußte, wenn auch widerwillig, an ihrem Tische Platze nehmen, um den köstlichen Terlaner zu probieren. Der Arzt gab sich erst nur den Anschein, als ob er tränke, dann aber kam er nach der langen, übermäßigen Enthaltsamkeit, ohne daß er selbst recht wußte, wie, derartig in Geschmack, daß er bald mit den beiden Dichtern voller Begeisterung um die Wette trank. Die zu lange unterdrückte Natur rächte sich auf das schalkhafteste, so daß er, der ursprünglich als ein Retter ausgezogen war, nun bald viel heftiger betrunken war, als die beiden Gewohnheitstrinker zusammengenommen. Diese mußten ihn, da er nicht mehr zu stehen vermochte, in den Wagen hinaustragen, und die drei bezechten Männer fuhren nun mit zurückgelehnten Häuptern, auf denen der Mondschein lag, malerisch durch das frühlingslaue Tal. Immer, wenn eine Schenke kam, regten sich die beiden Dichter instinktiv und lallten etwas Phantastisches in die Luft, aber der Kutscher machte nicht mehr Halt, sondern fuhr sie bis Bozen. Dort schliefen sie fest und reglos wie die Steine, — freilich der Jammer am andern Morgen, zumal der des als Retter ausgezogenen Arztes, war ungeheuer.

Diese Geschichte hat mir zwölf Jahre vor seinem Tode Otto Julius Bierbaum erzählt. Hans Bethge.

* * *

Cook in Heidelberg.

Seitdem die Kopenhagener Universität den Herrn Dr. F. A. Cook als Schwindler entlarvt hat, ist er verschwunden. Man wird kaum fehlgehen in der Annahme, daß er die Vorschüsse, die er der hoffnungsvollen Dummheit einiger Verleger abgeknöpft hat, dazu benutzt, alles wieder gut zu machen, und ich glaube, daß er sich nun zu einer echten Nordpolfahrt aufgemacht hat. Mit dem Ertrag der Vorträge über die falsche Nordpolreise und den besagten Vorschüssen kann ein Gelehrter, der den Wert des Geldes so zu schätzen weiß, wie Mr. Cook, sich schon bis zu dem großer Nagel durchfressen. Jedenfalls ist Cook bereits bis zur Stadt Heidelberg vorgedrungen. Zwar hat er auch bei der Entdeckung Heidelbergs das Unglück gehabt, von keinem glaubhaften Zeugen gesehen worden zu sein; aber es ist trotzdem sehr wahrscheinlich, daß der berühmte Mann unsern Breitegrad bereits erreicht hat. So lange Herr Cook im „New York Herald" über Heidelberg keinen Aufsatz veröffentlicht, so lange glaube ich, daß er wirklich in Heidelberg war. Wenn er einen Artikel über Heidelberg schriebe, würde ich ihm seinen Aufenthalt in dem braven Universitätsfaß nicht mehr glauben, und sähe ich auch die Meldezettel. Was mich sonst glauben läßt, daß der größte Schwindler dieses Jahrhunderts in Heidelberg war? Warum sollt er nicht in Heidelberg gewesen sein? Irgendwo muß er doch stecken, und wenn ein Mensch sich ernsthaft vornimmt, Heidelberg — dem Nordpol ziemlich nahe — zu erreichen, so sehe ich nicht ein, warum ihm das nicht gelingen sollte. Daß Cook nicht zu einem Notar gegangen ist, um seine Identität mit dem Entdecker Heidelbergs festzustellen, stimmt mich weiter nicht bedenklich. Er wird sich eben damit begnügt haben, am äußersten Pol Heidelbergs die amerikanische Flagge zu hissen. Es ist ein Fehler der amerikanischen Journalisten, daß sie diese Flagge bisher nicht gefunden haben. Nur einen Zweifel habe ich: Cook soll sich von Heidelberg aus südlich gewendet haben, und zwar nach Wien. Wenn sich diese Nachricht von der Änderung seiner Reiseroute bestätigt, würde sich daraus ergeben, daß der berühmte Mann noch unentschieden zwischen Nord- und Südpol hin und herschwankt und sich in letzter Stunde doch dazu entschließt, sogar bis Budapest und noch etwas weiter hinunter in die Nähe des Südpols vorzudringen. Soll auch eine schöne Gegend sein.

Ernst E. Friedegg.

* * *

„Kommerzieller Erfolg".

Von wissenschaftlichen Expeditionen verlangt man, oder verlangen wenigstens wir Deutschen, nur wissenschaftliche Erfolge; kommerzielle Erfolge zu erzielen, halten wir im allgemeinen nicht für die nächstliegende Aufgabe von Forschern. In dem smarten Amerika ist man aber wohl andrer Ansicht; wenn eine „wissenschaftliche Expedition" unterwegs imstande ist, to make money, so wird das nicht nur gern mitgenommen, sondern gibt geradezu Anreiz, diese „wissenschaftliche Expedition" zu unternehmen. Von Washington wird demnächst eine solche nach dem südatlantischen und antarktischen Ozean abgehen. „Die Idee geht", so melden die Zeitungen, „von dem Präsidenten des amerikanischen Museums für Naturwissenschaften aus. Dieser erhielt von glaubwürdigen Seefahrern die Nachricht, daß auf gewissen Inseln des südatlantischen Ozeans große Herden von Seehunden sich befinden, und zwar in so großer Anzahl, daß die Expedition durch die Ausbeutung dieser Tiere schon einen gewissen kommerziellen Erfolg verspreche. Im antarktischen Ozean gibt es vier Sorten von Walfischen, die in großer Anzahl auftreten sollen. Ebenso sei das Meer hier reich an Seeelefanten. Eine schöne Verquickung von Geschäft und Wissenschaft, wie sie nur bei dem durch und durch kulturlosen Volke der Yankees, die noch immer Wissen und Bildung verwechseln, vorkommen kann. Man brauchte über diesen Museumspräsidenten, der nebenbei oder vielmehr hauptsächlich ein so tüchtiger Kaufmann ist, kein Wort zu verlieren, wenn er nicht mit seinem Projekt den Anstoß zur gänzlichen Vernichtung der antarktischen Tierwelt gäbe. Jetzt wird man Wale und Robben bis in ihre entlegensten Schlupfwinkel verfolgen, hinein in die innersten Gemächer des Schlosses der Eiskönigin, und der Amerikanischen „auri sacra fames" werden sie alle zum Opfer fallen. Und diesen „kommerziellen Erfolg" hat ein sogenannter Naturforscher auf dem Gewissen. Der Herr Präsident wird ja wohl seinen Schnitt dabei machen, und wir können nichts gegen ihn und seine Pläne tun. Aber wir wollen ihm doch sagen, daß er zwar durchaus in die Republik der Trustmagnaten, nicht aber in die Gelehrten-Republik gehört. Dr. P.

Das Glück zu Zweien.

Es seufzt der Justizminister:
„Ich muß es mit Schaudern sehn,
Daß jetzt so viele Philister
Zur Scheidung der Ehe gehn.

Auch bessere Steuerzahler
Und Leute von Distinktion
Befinden sich oft in fataler
Entehlichungsdisposition.

Die Neigung nimmt einen schrägen
Antimoralischen Lauf,
Ich mache den Kultuskollegen
Mit Wehmut aufmerksam drauf.

Man glaubt, das Prozeßführen
Sei aller Juristen Sport —
Ich aber will — ohne Gebühren —
Zerstreuen den Wahn sofort.

Digitized by Google

Ich will durch die Preußenauen,
Durch Lande und Städte ziehn
Und friedlich wie Bodelschwingh schauen,
Wo mißliche Ehen blühn.

Wo saufende Ehmänner lärmen,
Wo zänkische Weiber haun,
Da will ich Gefühle erwärmen
Und den Leuten ein Friedenszelt baun.

So werd ich zusammenleimen,
Was Scherben zu geben droht —
Wo Zwietracht wollte keimen,
Da spricht der Justiz Gebot!

Und seh ich sich Zweie spalten,
Da brauch ich bloß amtlich zu schrein:
Ihr habt jetzt das Maul zu halten,
Ihr habt jetzt glücklich zu sein!

Und sollte das Mittel, nichts nutzend,
Versagen (ich glaub es nicht),
So kommen täglich zwölf Dutzend
Wegen „Widerstands" vor Gericht ...

Nach dieser bewährten Methode
Verbesser ich Preußens Geschick —
Dann heißt es nach meinem Tode:
Er schuf das Familienglück."

Terentius.

Rustin, Allgemeine Bildung, Militäranwärter- und Beamtenlaufbahnen.

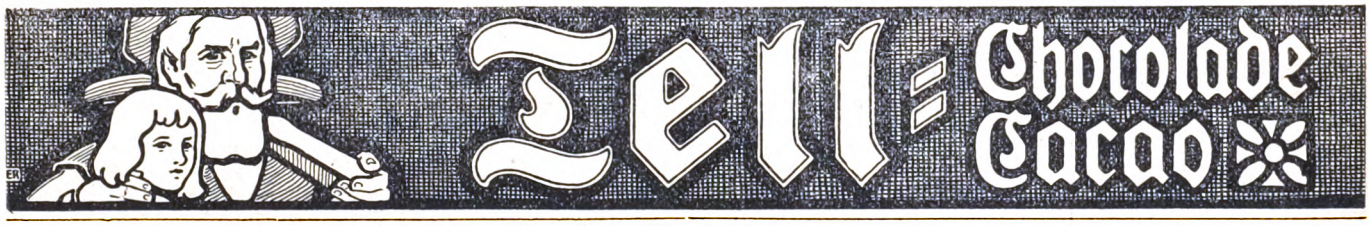
Die wissenschaftlichen Selbstunterrichtswerke, Methode Rustin, Verlag von Bonneß & Hachfeld, Potsdam, gehören ohne Zweifel zu den besten Hilfsmitteln des Selbstunterrichts und haben bereits Tausenden junger Männer und Mädchen eine gesicherte, einträgliche Lebensstellung verschafft, ihr Lebensglück begründet. Diese Meisterwerke vermitteln in sicherer, leicht verständlicher Weise, je nach Wahl eine umfassende, gediegene, allgemeine und kaufmännische Bildung, ferner sämtliche auf höheren Schulen, Handelsschulen, Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Lehrerinnenseminaren, Höheren Töchter- und Handelsschulen gelehrten Kenntnisse — nach Wunsch bis zu den Anforderungen der verschiedenen Klassen — bereiten zum Eintritt in diese Schulen usw. und zu den Prüfungen (Einjährig-Freiwilligen-, Abschlußprüfungen) in sicherer Weise vor, befähigen zivilversorgungsberechtigte Militäranwärter zur Ablegung der Aufnahmeprüfungen.

So seien diese hervorragenden Werke, die — von bewährten Lehrkräften und Fachmännern verfaßt — den Schul- und Fachunterricht vollkommen ersetzen, unsern Lesern wärmstens empfohlen.

Der heutigen Nummer liegen bei: ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung von **Hermann Gesenius** in **Halle a. S.**, betr. „Doell, Die Entwicklung" usw., und ein Prospekt der Firma **Bonness & Hachfeld, Potsdam,** betr. „Rustin, Allg. Bildung, Militäranwärter- und Beamtenlaufbahnen", worauf wir besonders hinweisen.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.



Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

N.P.G.

Vornehmer, wohlfeiler

Wandschmuck

sind Bromsilber-Photos der Neuen Photographischen Gesellschaft, Aktiengesellschaft, Steglitz 181 · Enorme Auswahl von Gemälden und Skulpturen klassischer und moderner Kunst · Illustrierte Prospekte stehen gern zur Verfügung

Amateur-Photographen

verlangen unsere Gesamtpreisliste über Photopapiere und Probehefte der Zeitschrift «Das Bild» gratis

N.P.G.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.: Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.
Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.
Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Autoren

verlangen vor Drucklegung ihrer Werke im eigensten Interesse die Konditionen des alten bewährten Buchverlags **sub. B. L. 190 bei Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.**

Moderne Romane:

Eva Gräfin von Baudissin, Die Rastedts. Eine Reisegeschichte aus Orient und Okzident

Charles N. Crewdson, Mit dem Musterkoffer im Lande des Dollars. Erzählung von der Geschäftsreise

Ernst Georgy, Schwiegermama. Erzählungen aus einer Berliner Pension.

Albert Johannsen, Auf Ibenhof. Ein Roman vom friesischen Wattenmeer.

Detlef Stern, Djemileh. Aus dem Leben einer christlichen Paschafrau

Maria Stona, Der Rabenschrei. Der Herzensroman einer Frau

E. Uely, Die Eine heirat' ich mal. — Lebensmelodie eines Arztes

Charles Woodcock-Savage, Die Hofdame der Königin. Nach Tagebuchblättern der Gräfin Julie de Chesnil. Hofdame der Königin Marie Antoinette. Deutsch von E. Uely

Fedor von Zobeltitz, Flittergold. Ein Sittenbild aus der Gründerzeit

= Jeder Band 2 Mark =
Vorrätig in allen Buchhandlungen

Berlin W. 9. — Hermann Hillger Verlag — Leipzig.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Meßler, Mariendorf — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 8. Berlin, den 19. Februar 1910. 39. Jahrgang Band 77.

Keine Politik der Straße.

Die Redeschlacht im preußischen Abgeordnetenhause ist am dritten Tage beendet worden. Aus der nicht übermäßig wogenden Brandung ist die Vorlage in den ruhigen Hafen der Kommissionsberatungen geglitten und nicht, wie heißblütige Gegner es wohl gewünscht haben, vorher an den Klippen gescheitert. Allerdings ist in der linksstehenden Presse das Menschenmögliche an Verdrehungen geleistet worden, um bei der großen Masse die Möglichkeit eines solchen Ausgangs in den Bereich der Wahrscheinlichkeit zu rücken. Die Leichtgläubigkeit mag sich damit abfinden, weil die Anstifter dieses Irrwahns sich hüten, ein Wort der Aufklärung über diesen in ihren Augen doch ganz unerhörten Hergang zu verlieren. Man hat eben sein Pulver frühzeitig verschossen und sich dann hurtig in die Büsche geschlagen. Nach einer beträchtlichen Vergeudung von Tinte und Druckerschwärze darf man die Herren wohl fragen, was sie damit bezweckt haben. Ganze Ballen von Zeitungspapier sind verfeuert worden, aber die Volksseele ist keineswegs übergekocht. Schon die Demonstration vor dem Hause in der Prinz Albrechtstraße fiel kläglich ins Wasser, und das Pfui-Sextett der Sozialdemokraten wird man wohl am richtigsten als den Ausdruck der Enttäuschung darüber anzusehen haben, daß die Genossen es vorzogen, in warmer Stube den „Vorwärts" zu lesen, anstatt sich durch einen Dauerlauf vor der Schutzmannschaft die kalt gewordenen Füße zu vertreten.

Es wäre dies nicht erwähnenswert, wenn es nicht als Symptom gelten müßte: die Volksseele wollte nicht kochen, die Straße wollte sich nicht mobil machen lassen. Das Reichstagswahlrecht, das muß nachdrücklich betont werden, hat sich wieder einmal als Sicherheitsventil auch für Preußen bewährt, und wenn man von den Sozialdemokraten absieht, hat sich nicht einmal der freisinnige Fraktionsredner, was vorweg genommen sei, für die Einführung dieses Wahlrechts in Preußen begeistert. Der Nationalliberale Dr. Schiffer hat Herrn Dr. Traeger seine Freude darüber bezeugt, daß er eine intransigente Haltung in Sachen des Reichstagswahlrechts nicht eingenommen habe, und diese Haltung nicht mit Unrecht als einen Fortschritt des Freisinns angesehen. Das konnte auch Herr Pachnicke nicht wegdeuten, und das Schweigen der freisinnigen Presse über diesen Punkt läßt den ungeheuren Unterschied zwischen praktischer und Papierpolitik klar erkennen. Ganz Erkleckliches hat in dieser Beziehung das „Berliner Tageblatt" und seine Filialen geleistet, aber die von ihm propagierte levée en masse blieb aus, und es hatte bei der levée en Mosse sein Bewenden. Man kann Leitartiklern, die selber gerade über das einjährig-freiwillige Zeugnis verfügen, nachfühlen, daß sie sich durch die Wahlrechtsvorlage vielleicht persönlich benachteiligt glauben; aber eben diese Herren, die vor dem niedrigen Niveau rein persönlicher Angriffe, z. B. gegen den Finanzminister und den Reichskanzler, gelegentlich nicht zurückscheuen, werden vielleicht aus den Verhandlungen den Trost geschöpft haben, daß der Entwurf nach den Beurteilungen, die er auf verschiedenen Seiten gefunden hat, viele Besserungsmöglichkeiten auch für ihre eigene werte Person bietet. Nur ist unverständlich, warum gerade die freisinnige Presse so über die Entrechtung der Arbeiter zetert und sie mit den untern Schichten des erwerbenden Mittelstandes in einem Atem nennt. Wahrscheinlich soll bei den Lesern dieser Blätter die Vorstellung genährt werden, als ob hinter dem Freisinn die Arbeiterbataillone marschieren: von Zeiten wird da gesprochen, die längst vergangen sind, und der Berliner Maschinenschlosser und seine ihm wahlverwandten Kreise, die noch in den sechziger Jahren auf die Fortschrittsfahne schwuren, sind endgültig in das Lager der Sozialdemokratie eingeschwenkt. Kein Traeger, kein Gothein, und wenn sie mit Engelzungen redeten, wird diesen Arbeitermassen jemals etwas mehr bedeuten als ein tönendes Erz, eine klingende Schelle. Es macht sich freilich gut, als Anwalt der Allgemeinheit ideale Forderungen aufzustellen und zu vertreten; aber nachgerade darf der von der Sozialdemokratie unausgesetzt drangsalierte Kleinbürger, der Mittelstand in seinen verschiedenen Verzweigungen fragen, ob er die Geschäfte seines Todfeindes führen oder nicht lieber daran denken soll, sich seiner Haut zu wehren und durch einen zweckmäßigen Ausbau und Umbau des Dreiklassenwahlsystems seine

Digitized by Google

eigensten Interessen zu fördern. Die preußische Intelligenz, die sich in der städtischen Selbstverwaltung, in Wissenschaft, Handel und Industrie verkörpert, mag immerhin energisch ein Wort zugunsten der geheimen Stimmabgabe in die Wagschale werfen; aber gerade diese Klassen der Bevölkerung müssen darauf Bedacht nehmen, daß ihre politischen Rechte und nicht die der Sozialdemokratie durch eine neue Wahlrechtsordnung vermehrt werden. Das heißt praktische Politik treiben; Sentimentalität ist hier nicht angebracht, und darum sind die bürgerlichen Zeitungen aufs schärfste zu verurteilen, die dem Mittelstande dem verblaßten Phantom des Reichtagswahlrechts zuliebe in den Rücken fallen.

Wer die Verhandlungen im Abgeordnetenhaus auch nur oberflächlich verfolgt hat, muß eingestehn, daß ein Arbeiten mit diesem Begriff nichts weiter als einen Appell an die Straße darstellt, also eine Demagogie schlimmster Art. Die Einführung des Reichstagswahlrechts für die preußischen Wahlen würde für den Freisinn tabula rasa bedeuten. Die Sozialdemokratie würde fast alle seine Sitze einnehmen, und wenn auch die Konservativen und die Nationalliberalen Einbußen erlitten, die Zahl der Zentrumsmandate würde nicht vermindert werden; das lehrt schon ein Blick auf die Parteiverhältnisse im Wallotbau.

Was lehrt jedoch nun der bisherige Gang der Verhandlungen? Eins der mißlichsten Geschäfte ist die Vorlagenprognose, namentlich da, wo Parteien durch ihr Votum unter Umständen ihren eigenen Bestand gefährden können. Wir wissen nur, daß man aus der Periode der starken Worte herausgetreten und in den Abschnitt kühler rechnerischer Überlegung eingelenkt ist. Ein grundstürzendes Nein ist von keiner der ausschlaggebenden Parteien bisher ausgesprochen worden; aber aus den vielen unverbindlichen Redewendungen leuchtete die Notwendigkeit hervor, zahlenmäßige Unterlagen für die Wirkung der vorgeschlagenen Änderungen zu beschaffen. Die Maximierung erheischt das in erster Linie, um festzustellen, ob das platte Land oder die Städte bei der Steueranrechnung benachteiligt werden. Unverkennbar wird aber der in der Vorlage stark bevorrechtete Militäranwärter in die Rolle des Kompensationsobjekts einrücken, und vielleicht sind es gerade die Konservativen, soweit sie nicht gouvernemental sind, die dazu die Hand bieten werden. Sie werden sich sagen, daß das große Heer der Beamten in letzter Linie doch die Politik der jeweiligen Machthaber vertreten muß, und wenn einmal wieder eine liberale Ära tagt, ist es sehr fraglich, ob der ehemalige Militäranwärter, der Regierungsbeamte, der Lehrer der Weisung konservativer Führer Folge leistet. Die Zeiten wandeln sich, und Preußen wird nicht immer in konservativ-orthodoxem Fahrwasser segeln; selbst Bismarck bekannte sich zu dem Grundsatz, daß zuzeiten auch liberal regiert werden müsse, liberal in dem Sinne, daß auch die Freikonservativen, die ehemalige Botschafterpartei, den Ostelbiern pur sang die Gefolgschaft aufkündigen. Es ist noch unvergessen, wie aus den Reihen der Reichspartei der Ruf ertönte „Gegen Junker und Pfaffen“. Das kann sich wiederholen. Und wer schärfer hinhörte, dem wird der ironische Unterton nicht entgangen sein, mit dem der Freiherr v. Zedlitz den „ungekrönten König“ von Preußen, den Herrn v. Heydebrand als einen mit einem „so starken Zuge nach der Macht beseelten Mann“ apostrophierte. Auf eine Machtprobe dürften es die um Heydebrand doch wohl nicht ankommen lassen; das scheint die Mäßigung zu verraten, mit der Herr v. Richthofen Einzelbedenken seiner Parteigenossen, z. B. gegen die Aufhebung der indirekten Wahl, zur Sprache brachte. Gesetzt den Fall, der allerdings noch nicht brennend ist, die Regierung entschlösse sich zur Auflösung des Abgeordnetenhauses, so dürfte nach der klaren bestimmten Art, womit der Ministerpräsident die Vorlage deckte, sich bald zeigen, wie weit er die Unabhängigkeit der Regierung den Konservativen gegenüber zu wahren gewillt ist. Er hat klipp und klar erklärt, „der Beamte ist Diener des Staates und nicht Diener einer Partei“, und bei Neuwahlen würde sich sofort zeigen, ob die Regierung in Gemäßheit des bekannten Bismarckschen Erlasses ihre Beamtenschaft noch in der Hand hat, oder ob die Beamten die Weisungen konservativer Parteiführer entgegenzunehmen haben. Die Rede des Ministerpräsidenten ist in dieser Beziehung zweischneidig, und wenn er auch vorläufig nicht Stellung gegen die Konservativen genommen hat: die Stellungnahme gegen jeden Gegner der Vorlage ist eben in nicht mißzudeutender Weise festgelegt worden. Selbst die Ausführungen des Herrn v. Bethmann Hollweg über die öffentliche Stimmabgabe war trotz des Vorstoßes gegen die Sozialdemokratie durchaus nicht auf ein sic volo sic jubeo gestimmt, und die Gründe, die er für das Festhalten an der überkommenen Öffentlichkeit der Wahl anführte, waren nicht so formuliert, als ob er sich Gegengründen absolut verschließen wollte. Die Nationalliberalen Schiffer und Krause haben ja neben der Beseitigung der indirekten Wahl (die ja bereits zugestanden ist) die Beseitigung der plutokratischen Starrheit, die Geheimwahl und eine Neu-Einteilung der Wahlkreise gefordert und reichlich Kritik an der Priviligierung der Bildung, der Beamten, der Bevorzugung der wohlhabenderen Landbevölkerung geübt, und mit dieser Kritik haben auch die Redner der andren Parteien nicht zurückgehalten. Aber der Redner, auf den man mit Recht am meisten gespannt sein durfte, der Zentrumsabgeordnete Herold, ließ erkennen, wie sehr sich seine Partei ihrer ausschlaggebenden Rolle bewußt war. Er lobte die Vorlage im

Digitized by Google

großen und ganzen und schwärmte für die Drittelung in den Stimmbezirken, so daß er damit den ersten Eindruck, den er mit seiner Forderung der Geheimwahl erzielte, wesentlich abschwächte. Kenner der Zentrumstaktik werden das Gefühl nicht los, daß das Zentrum seine Karten nicht aufdecken und abwarten will, welches Entgegenkommen die Konservativen den Nationalliberalen beweisen. Jedenfalls erhellt aus den bedeutsamen drei Tagen so viel: die von der radikalen Presse totgeschlagene Vorlage ist noch recht munter und vorläufig im Schoß der Kommission geborgen. Wenn sich die Vertreter von Bildung und Besitz aus allen Kreisen zusammentun, um Besserungsvorschläge zu verlautbaren, und so ihren Abgeordneten ihre Wünsche übermitteln, kann das nur mit Freuden begrüßt werden. Die lebendige Wechselwirkung zwischen Volk und Volks-Vertretung fehlt ja in wichtigen Fragen leider nur allzu oft. Mit Straßendemonstrationen jedoch werden keine Gesetze gemacht, und ein Blick auf die Haufen der Demonstranten zeigt am besten, welche Elemente hier die ordnungsmäßig gewählte Volks-Vertretung ausschalten und die Politik auf die Gasse tragen wollen. Hier mittun, heißt nicht mehr und nicht weniger, als der Sozialdemokratie den Rücken stärken.

Der Streit um Kreta.

Ein interessantes Dokument zur Geschichte der griechisch-türkischen Schwierigkeiten.

Von H. Prehn-v. Dewitz.

Die Federn der Diplomaten arbeiten. Die kretische Frage ist neuerdings akut geworden — sie war es eigentlich immer —, das konsolidierte Griechenland verlangt seine Homogenität. Wieder ein neuer Herrscher auf dem griechischen Throne — von neuem blutige Umwälzungen im griechischen Staate — von neuem Demonstrationen der Schutzmächte zugunsten des Februarprotokolls vom Jahre 1830 — von neuem ein Aufbäumen Jung-Griechenlands gegen den Halbmond — die Frage macht selbst den Schutzmächten Kopfzerbrechen.

Die Politik des Tages sucht ihren Lehrmeister in der Geschichte, und sie findet ihn dort immer. Der Politiker wie der Historiker mag, die kurze, aber eindrucksvolle Geschichte Neu-Hellas durchlaufend, ein wenig freudiges Heroskop für die Zukunft stellen. Noch haben sich die geheimen Archive über König Ottos Regierung nicht erschlossen, noch sehen wir nur das Nächstliegende; aber wenn einmal die Forschung mit kritischer Sonde das politische Leben Jung-Griechenlands berührt, so wird sie finden, daß sich um einen einzigen Angelpunkt die ganze griechische Frage dreht.

Wenn wir daher heute einen bis jetzt unbekannten und ungedruckten Brief des ersten präsumtiven Hellenenkönigs, des Prinzen Leopold v. Sachsen-Koburg-Gotha, des nachmaligen König Leopold I. von Belgien, hier veröffentlichen, so geschieht es in der Absicht, auch weiteren Kreisen Einblick in die Urteilskraft eines hervorragenden Staatsmannes zu geben, dessen Darlegungen in ihrer großen Offenheit heute so gut aktuell sind, wie sie es damals waren.

Auszug aus einem unveröffentlichten Handschreiben des Prinzen Leopold v. Sachsen-Koburg-Gotha an König Karl X. von Frankreich:

Sire!

„Eurer Majestät aufs schnellste Kenntnis zu geben von den jüngsten Vergleichsverhandlungen, halte ich für meine Pflicht. Eure Majestät und Ihre Güte haben meine Ernennung herbeigeführt, es wird also auch dem Könige gebühren, daß ich Aufschluß gebe über jene Ereignisse, die meinen Rücktritt veranlaßt haben.[1])

Der Präsident Griechenlands tut mir kund, daß der Senat die Mitteilungen, die er ihm hätte machen müssen, in tötlicher Stille angehört habe. Daß er ihm darauf erklärt habe, er gebe keinesfalls seine Zustimmung zu den Protokollen, da er nicht dazu befugt und die Repräsentantenkammer der Nation sich ausschließlich das Recht vorbehalten habe, jedes Arrangement dieser Natur gutzuheißen. Weiter, daß diese, sobald ihre Macht begründet wäre, ihre Zustimmung zu den Verträgen verweigern würde, und endlich, daß es gegen ihr Gewissen sei, sie anzunehmen und dabei ihre Brüder auf dem griechischen Festlande, auf Candia, Samos u.s.f. zu opfern. Der König möge mit jener Hochherzigkeit, welche ihn auszeichnet, diesen Gefühlen, die natürlich sind, Nachsicht gewähren.

Seit dem Anfang der Unterhandlungen war der König selbst für die Grenzbestimmungen, die den Frieden sichern würden, der Hauptzweck des Vertrages vom 6. Juli 1827[2]). Die Denkschrift des Bevollmächtigten Eurer Majestät, welche dem Protokoll vom 22. März 1829[3]) angefügt ist, beweist dies in ruhmvoller Hinsicht; denn in dieser Denkschrift läßt Eure Majestät Griechenland nicht

[1]) Am 15. Mai 1830 verzichtete Leopold v. Sachsen-Koburg auf den griechischen Thron, den ihm die drei Mächte Frankreich, Rußland und England am 3. Februar 1830 angeboten hatten.

[2]) Der Vertrag vom 6. Juli 1827 zwischen Rußland, England und Frankreich bestimmt in seinem ersten Artikel, daß die drei Mächte gemeinschaftlich der Pforte ihre Vermittlung zur Versöhnung mit Griechenland anbieten und zugleich sofortigen Waffenstillstand verlangen, nötigenfalls erzwingen würden.

[3]) Durch das Protokoll vom 22. März 1829 wurde Griechenland als erbliche Monarchie anerkannt, war aber der Türkei tributpflichtig.

Digitized by Google

nur die Grenzen von Arta-Volo antragen, die der Vertrag von Adrianopel[4]) ihm bewilligt hat, sondern auch Kreta. Es wird unmöglich sein, die Griechen aller dieser Hoffnungen zu berauben, die das Protokoll vom 22. März und der Friede von Adrianopel ihm zu Recht gegeben haben, sie werden das Protokoll vom 3. Februar[5]) stets als solches betrachten, das ihnen eine Grenze raubt, die ihnen in der Tat zu sehr großem Teile bereits gehört. Ich habe von Anbeginn der Verhandlungen dieselbe Sprache geführt, ich habe die größten Anstrengungen gemacht, um eine Übereinstimmung herbeizuführen, die den drei verbündeten Höfen gleich vorteilhaft wäre; für jenen Österreichs, welcher ein besonderes Interesse daran hat, Griechenland jedem fremden Einflusse entzogen zu sehen, für die Mächte Italiens, dem ein wildbewegtes Griechenland keine angenehme Nachbarschaft ist, und ebenso endlich, in noch höherem Maße für die Pforte selbst. Ein Übereinkommen solcher Natur hätte die Wünsche Griechenlands vollauf befriedigt, und wenn falscher Ehrgeiz sie überschritten hätte, wären die Mächte im Recht gewesen, sie mit größter Strenge zu unterdrücken.

Einen Herrscher, den die Mächte Griechenland gegeben hätten, wäre unter solchen Auspizien mit einmütigem Jubel empfangen worden. Gegenwärtig ist die Lage gänzlich verändert. Der jetzige Herrscher befindet sich ihrer Ansicht nach notwendig in Übereinstimmung mit unentschuldbaren Grenzbestimmungen und ist Parteigänger eines Arrangements, das sie kränkt.

Die provisorische Regierung hat in sehr geschickten Ausdrücken ihre Zustimmung gegeben, die aber so abgefaßt ist, das sie einer Protestkundgebung gleicht. Der Präsident hat, um den Senat für diese Antwort zu gewinnen, nach eigenem Ermessen, ohne meine Zustimmung, auf Grund des öffentlichen Rechts der Hellenen die Protokolle interpretiert.

Eure Majestät mögen selbst geruhen, über die wenig beneidenswerte Lage zu urteilen, in welcher sich der neue Souverän befunden hätte — in einer Hinsicht den Haß teilend, den die Grenzbestimmungen bei den Griechen auslösen und in der furchtbaren Alternative, eine Konstitution anzunehmen, die vielleicht seine Regierung unfruchtbar gemacht hätte[6]) — oder sie zurückzuweisen, was seine Stellung dem Lande gegenüber zu einer der traurigsten gestempelt hätte.

Mir blieb, um aus diesem Irrsal zu entkommen, kein andres Mittel, als mit tiefstem Kummer die Aufgabe abzulehnen, welche die verbündeten Höfe mir anvertraut hatten.

Könnte diese Verzichtleistung wenigstens ein Resultat herbeiführen, das so sehr zu erwünschen wäre, nämlich eine Änderung in den Grenzbestimmungen Griechenlands, so würde ich die tiefste Befriedigung daraus haben.

Indem ich Eurer Majestät bitte, die Versicherung meiner unwandelbaren Ergebenheit hinzunehmen, habe ich die Ehre zu sein,

Sire

Eurer Majestät niedrigster und ergebenster Diener

gez. Leopold.

Marlborough House
den 23. Mai 1830.

[4]) Im Frieden zu Adrianopel, 14. September 1829, wurde das politische Dasein Griechenlands anerkannt.

[5]) In der Londoner Konferenz wurde durch das Protokoll vom 3. Februar 1830 Griechenland zum souveränen Königreich erhoben und seine Grenze festgesetzt. Die Pforte trat diesem Protokoll am 24. April bei.

[6]) Leopold v. Sachsen verlangte eine konservative Regierung, da die bis jetzt am Ruder gewesene liberale sich bestechlich und in jeder Hinsicht ausschweifend gezeigt habe.

Das nationale Interesse an der Tüchtigkeit der Frau.

Von Marie Martin (Berlin).

I.

Es ist ein bekanntes Wort: ein Volk steht so hoch, als seine Frauen stehen. An dem Preis der deutschen Frau hat es von jeher nicht gefehlt; er gehört zu dem eisernen Bestand der Gedankenrüstkammer, aus dem lyrische Dichter wie Gelegenheits- und Tischredner ihre Stoffe holen. Auch vor der Wirklichkeit besteht die deutsche Frau in Ehren. Unsre Geschichte ist durchwoben von dem Ruhm edler, hervorragender Frauen und von ihrem starken Einfluß auf das Werden und Gedeihen ihres Volkes. — Fürstinnen und Königinnen blitzen auf im hellen Lichte der Weltgeschichte. Und dahinter im heimlichen Dämmern des deutschen Hauses, im stillen Geschick des Einzellebens, sieht's nicht anders aus: hinter jedem tüchtigen Manne lugt eine Mutter hervor, und er weiß, wie Frauenliebe und Frauentreue ihm Glück, Wärme und Frieden in sein Männerleben trägt. — Doch zeigen sich auch Schatten neben dem Licht. An der Frau erwachen die Leidenschaften und brutalsten Kampfinstinkte. Die Frau muß oft ungeschützt das Los der Schwachen neben dem Starken tragen, so daß es aus heißem Herzen bricht: das Los der Frauen ist beklagenswert! Auch steht neben der Glückspenderin und Friedenbringerin oft genug die schlimme Verführerin, ihr Locken zieht in den Sumpf der Sinnlichkeit; ihre Frauenfehler werden ganzen Schichten zum Verderben, und wo ein Mann auf den Irrweg geriet, da war von jeher die Frage geläufig: wo ist die Frau? —

Beide Geschlechter sind für einander da, in ihrem Menschenlos von einander nicht zu trennen,

Digitized by Google

und zusammen bauen sie die Zukunft ihres Volkes. —

In dies Naturverhältnis hat die Umwälzung des modernen Lebens tief eingegriffen und alte Unterlassungssünden an das Licht gebracht, die nun verhängnisvolle Früchte zeitigen. Man hat in der Frau von jeher zu sehr einen Besitz des Mannes und zu wenig einen wichtigen Teil des Volkes gesehen, eines seiner kostbarsten Güter, die Mütter der folgenden Generationen. — Darum kümmerte sich die Nation zu wenig um ihre Vorbereitung für das Leben, und es war Privatsache, ob das Mädchen tüchtig oder untüchtig erzogen wurde. Lange hörte niemand auf die Sehnsuchtsstimmen der Einzelnen, die wie Kassandraklagen verhallten. Der Frauenbewegung mit ihrer Tendenz: „Laß Dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre", die für das Gewissen der Gesellschaft unbehaglich und für den Staat sehr unbequem war, widerstand alles, was öffentliche Macht und Einfluß hatte, mit bewunderungswürdiger Geschlossenheit. Aber ein großer Umschwung beginnt, und das nationale Interesse fängt ernstlich an, sich öffentlich der Ertüchtigung der Frau zuzuwenden. Die fadenscheinige Auffassung, als handle es sich bei der Frauenfrage nur um eine Versorgungsfrage für die Unverheirateten, die weder die Dame, „die es nicht nötig habe", noch die Frau und Mutter, für die „alles in bester Ordnung" sei, berührt, hat kein Glück mehr; sie ist in ihrer Unwürdigkeit entlarvt. Die Frauenfrage ist vielmehr eine der wichtigsten Volksfragen, von deren Lösung viel deutsche Zukunft abhängt, eine Volksfrage, die der Mann allein nimmermehr lösen kann. Weder unser männliches Beamtentum noch unsre männlichen Parlamente haben dafür den Schlüssel; doch begrüßen wir es freudig, daß sie beginnen, sich ihr mit Ernst und Verantwortlichkeitsgefühl zuzuwenden. Aber sie bedürfen hier der intensiven theoretischen und praktischen Mitarbeit der Frau. Die Frau von gestern mit ihrem starken Drang: ich untersuche nicht, ich fühle nur! und mit einer Erziehung, die sie nur für den eigenen, zufälligen, persönlichen Lebenskreis ausrüstete in höchst subjektiver Entwicklung, steht hilflos in einer fremden Welt, die sie kalt und grausam anblickt, an deren Rechtsbegriffen sie sich die Seele wund scheuert, in deren klug geknüpften Gesetzesmaschen sie sich hilflos verwirrt, die sie in ihrem Kampf ums Dasein überall da im Stiche läßt, wo sie in Konkurrenz mit dem Manne treten muß. Aus dem Frieden des Hauses aufgestört, tritt sie heraus und schüttelt sich erschrocken, denn sie findet sich einer allgemeinen Lebensauffassung gegenüber, die ihre sittlichen Urteile „nur am Manne orientiert", wie kürzlich eine kluge Frau schrieb. Sie erkennt ihre Schuld, denn sie hat sich wiegen lassen in unmündige Sicherheit, sie hat sich trennen lassen von der geistigen Welt des Mannes, weil das ihm und ihr bequemer war. Sie hat die Dinge laufen lassen, wie sie liefen, statt sich verantwortlich zu fühlen als Mutter und Glückbringerin ihres Volkes. Es stände anders um die Harmonie des deutschen Lebens und die Kraft seiner Ideale, wenn die Frau bei dem schnellen Wandel der wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Verhältnisse ihren Einfluß auf das Leben so sicher hätte behaupten können, wie den der Dame im Salon, wohl auch den der Frau im Hause. Nun muß sie mühsam ihren Einfluß zurückerwerben in neuer Form, muß der alten „Ethik des Mannes" ergänzend eine „Ethik der Frau" gegenüberstellen, die zweifellos auf vielen Gebieten die heut allgemein gültigen sittlichen Normen bis auf die Wurzel ändern wird, vor allem auf dem Gebiete der sexuellen Frage, des Familienlebens, des Kinderschutzes und bis in die Pflichtauffassung des Beamtentums hinein, das ihr übrigens sehr zögernd und widerwillig erschlossen wird, nur unter der Bedingung, völlig männliche Amtsauffassung anzunehmen. Darum muß die Frau von heute mit allen Mitteln die Ertüchtigung der Frau von morgen erstreben, damit wir zu einer harmonisch entwickelten Kultur gelangen können.

Leben muß vom Keim aus liebevoll entwickelt werden. Harmonisches, in sich befriedigtes Volksleben voll Heimatfrieden, Arbeitsglück und idealer Schwungkraft der Seele kann nur gedeihen, wenn die Frau in sicherer Ehre neben dem Manne stehen darf. Es ist heute, wo das Leben aus der Enge in die Weite, aus dem Hause in die Öffentlichkeit strebt, nach meiner tiefsten Überzeugung das sicherste Stärkungsmittel für das nationale Gedeihen: dem tüchtigen Fraueneinfluß die Bahn ins Volk zu öffnen, ihre gesunde Kraft einströmen zu lassen in das sittliche Empfinden des öffentlichen Lebens und so von Grund auf der Erstarrung vorzubeugen, die weite Gebiete des modernen Daseins, des Berufs- und Rechtslebens, die Gesellschaft und die Jugenderziehung bedroht. Das ist nicht Feminismus, wie angstvolle Vertreter des Männerfaustrechts jammern, sondern das würde eine Ermannung und Erfrischung der Kultur bedeuten.

Ein Frühlingszeichen meldet sich für das Frauenleben: unsre weibliche Jugend ist überall in Stadt und Land von einem unwiderstehlichen Bildungsdrang und dem Suchen nach Lebensinhalt erfüllt, weit über die Angst nach Versorgung hinaus, den eigenen Eltern oft ein befremdendes Rätsel. Das nationale Interesse an der Tüchtigkeit der Frau kann einsetzen, denn es findet lebendigen Widerhall bei der weiblichen Jugend. Die Hauptsache ist, daß es in die richtige Aktion übergehe, und daß vor allem die große Gefahr vermieden werde, daß die Frauenerziehungsfrage einschrumpft auf eine Mädchenschulfrage.

Wir brauchen Frauentüchtigkeit in allen Schichten und Ständen.

Digitized by Google

Anders wird sich die Arbeiterfrage gestalten, wenn für die Töchter der Arbeiter eine gute, sorgfältige Volksbildung sicher einmündet in ein blühendes Fortbildungsschulwesen für das Können im Leben. Eine tüchtige Erziehung für das Frauenleben des Arbeiterhauses in Stadt und Land, und dann ein genügender Schutz dieses Frauenlebens gegen Ausbeutung, sichere Arbeitsbedingungen für die selbständige Frau, die ihr das Leben froh machen und ihre Ehre hüten, das ist die notwendige Vorbedingung für alles weitere Kulturleben des Volkes. Mit der Gesundung des Arbeiterfrauenlebens löst sich ein großer Teil der Arbeiterfrage und zugleich eine Frage, die immer mehr in den Vordergrund der sorgenden Volkswirtschaft tritt: die Frage der Jugendfürsorge mit ihren tiefen, dunklen Schatten. Denn alle Fürsorgeanstalten der Welt sind ein sehr kränklich matter Ersatz für glückliche, tüchtige Elternhäuser. Die Ertüchtigung der Arbeiterfrau ist die beste Heimatpflege.

Dieselben Erziehungsforderungen sind in Stadt und Land für die aufsteigenden Bürgerkreise in etwas veränderter Form zu stellen. Was aus der Handwerkertochter, der Bauerntochter, der kleinen Beamtentochter wird, das bekommt das ganze Volk in seiner Gesundheit zu spüren. Je energischer tüchtige Mittelschulen in steter Beziehung auf das wirkliche Leben der Mädchen ihre Kräfte zum Handeln stärken und Fortbildungs- und Berufsschulen sich anschließen, um die Mädchen in das mannigfaltige Leben der Gegenwart einzuführen, um so gesunder wird die Basis, auf der das Leben der höheren Bildungsschichten sich aufbaut, aus der es stets in lebendiger Wechselwirkung neue Kräfte ziehen muß. Z. B. so eine Schule wie die hiesige Viktoriafortbildungsschule für Mädchen, die ist eine sprudelnde Segensquelle für weite Kreise. Wie viel könnte da auch in der Provinz, in kleinen Städten und auf dem Lande noch geschehen! Diese Mittelkreise sind in mancher Beziehung schlimmer daran für ihre Töchter als die Arbeiterkreise, weil sie gebunden sind durch allerhand Standesrücksichten und falsche Scham. Diesen Mädchen solide Arbeitsaufgaben und befriedigende Lebensaussichten zu schaffen, so daß sie, wie der junge Mann, tüchtig in ihrem Kreise sein und auch tüchtig aufsteigen können, wie ihre Kräfte sie treiben, das ist eine nationale Aufgabe, die sich mit reichen Glückszinsen lohnt. Frauenarbeitsschulen, gewerbliche Schulen, tüchtige Seminare und Präparandenschulen und billige Kolonialschulen für Frauen der Mittelstände: welch blühendes, kräftiges Zukunftsleben müssen die in ihrem Schoße tragen!

Am kompliziertesten ist natürlich heute die Mädchenerziehungsfrage in den oberen Schichten, weil da die Kulturverhältnisse sich am weitesten von der Natur entfernt haben, und weil die Kluft zwischen männlichem und weiblichem [illegible] am breitesten gespalten ist. Verheerend haben hier die schnell und stark gesteigerten Lebensverhältnisse gewirkt. Der Fluch ist auf beide Geschlechter gefallen und wirkt auf beide zurück. Die höheren Berufe des Mannes stauen immer mehr junge Kraft in Vorbereitungs- und Wartejahren auf und drängen auf immer grausamere Auslese. Das entfremdet ihn verhängnisvoll lange dem natürlichen Familienleben, jagt ihn in die überheizten Kulturbedürfnisse des feudalen Junggesellenlebens, bedroht ihm Herz und Nerven durch die Freiheiten der doppelten Moral und stutzt ihn zur Großstadtpflanze zu. Es erschwert ihm äußerlich und innerlich die echte Eheschließung und Haushaltgründung. Denn er sucht mit wohlverkühltem Blut nun die Frau aus „gutem“ Hause, garniert mit Geld und Beziehungen und allen den Vorteilen, die ihn nach seinem Sinn vorwärts bringen.

Die Nachfrage bedingt das Angebot. Um dieser Lebensforderungen des Mannes willen hat die höhere Mädchenerziehung die verhängnisvolle Tendenz auf Luxusbildung erhalten, die durch Hohlheit und innere Unwahrhaftigkeit vernichtend wirken muß. Je komplizierter nun das Leben wurde, um so eifriger wurde angestrebt, den Sohn tüchtig zu machen, damit er der zukünftige Stolz der Familie werde, und die Tochter — zu versorgen. Darum wurde — und dies ist wirklich eine Erbschafts- und Nachlaßfrage, an der viel Familiensinn zugrunde gegangen ist — zwar nichts gespart an der Ausbildung des Knaben; für die Tochter dagegen, wo es nur „Versorgung“ gilt, wird jede Mark zur Ausbildung zweifelnd angesehen, ob sie nicht nützlicher angesammelt wird auf der hohen Kante, um hernach als Heiratsgut und glänzende, repräsentative Mitgift ihre Werte zu entfalten, im schlimmsten Falle das alternde Mädchen zu Tode zu pflegen.

Die Ergebnisse der Luftschiffahrtübungen bei Köln.

Von Oberstleutnant a. D. Rogalla v. Bieberstein (Breslau).

II.

Beginnen sich derart inzwischen die Ansichten über die Wirkung des Sprengkörperwurfs von Motorluftschiffen und Aeroplanen zu klären, so ist dies noch mehr von der Wiederholung derartiger Versuche auch anderwärts, wie sie bereits in Frankreich, zwar nur aus der geringen Höhe von etwa 400 m und bei ruhiger Luft bei Verdun mit Erfolg stattfanden, zu erwarten. Dazu bedarf es jedoch nicht nur stabiler Befestigungs- und Batterieteilanlagen, mit granatsichern Räumen auf den Schießplätzen, sondern auch der Versuche gegen

Digitized by Google

in Bewegung gesetzte, geschleppte alte Panzerfahrzeuge, die der Zerstörung preisgegeben werden, wie unlängst der „Francesco Morosini“ der italienischen Flotte durch neue Torpedoköpfe aus der Werkstatt San Bartolomeo bei Spezia. Allein derartige Versuche sind sehr kostspielig, da die bei ihnen zerstörten Fahrzeuge, auf Abbruch verkauft, noch bedeutenden Wert besitzen, und überhaupt nicht in derartiger Zahl vorhanden sind, um umfassende Versuche auf diesem Gebiet in solcher Anzahl anstellen zu können, daß die Projektil-Werfer des Luftballons ausreichende Übung im Projektil-Wurf bei stets wechselnden Wind- und Wetterverhältnissen erhalten.

Der Kostenpunkt aber beginnt im Luftschiffahrtwesen eine immer größere Rolle zu spielen. Der Luftschiffetat Deutschlands betrug im letzten Jahre 2,6 Mill. Mk., und für das nächste Jahr werden neue Mittel zur Vermehrung und Ausbildung des Luftschifferpersonals gefordert werden. Der französische Luftschifferetat betrug im Vorjahr nur 856 000 Mk., wovon 57 000 Mk. zum Ankauf von Luftfahrzeugen, 240 000 Mk. für den Bau von Luftschiffen, 100 000 Mk. für den Bau von Ballonhallen und 40 000 Mk. für Ausbildungszwecke verwandt wurden. Den neuen Etat erwartet man doppelt so stark. Österreich-Ungarn und England waren mit einer Aufwendung von nur je 100 000 Mk. sehr im Rückstande. Österreich jedoch baut jetzt mehrere Luftschiffe, und wird seinen nächsten Etat um 2 Mill. Mk. steigern. Es hat einen Parseval angekauft, dessen System, sowie auch das des „Militärluftschiffs“ sich französischem fachmännischen Urteile zufolge, bei den Kölner Versuchen besser bewährt hat als der Zeppelin. Ungeachtet dessen gilt der Zeppelin in aeronautischer Hinsicht und an Fahrtleistungsfähigkeit im allgemeinen für das überlegenere Luftschiff. Allein, sein Erfinder verkauft schon mit Rücksicht auf die Nationalspende, die ihm die Mittel gewährte, keines seiner Luftschiffe ans Ausland, und ob diesem, der in seinem heutigen Modell etwa $^1/_2$ Mill. kostende Koloß, der wohl einige Nächte im Freien kampieren, auf die Dauer jedoch einer Luftschiffhalle im Kostenbetrag von $^1/_5$ bis $^1/_4$ Mill., und nach dem neusten Entwurf Zeppelins sogar von 700 000 Mk., nicht entbehren kann, und den eine einzige notwendige Zwischenlandung in Feindesland rettungslos verloren macht, gerade als sehr wünschenswert gilt, muß dahingestellt bleiben. Rußland hat 50 000 Mk. im Vorjahr für Luftschiffszwecke angesetzt, denen jetzt ein Etat von 3 Mill. folgen wird. Frankreich und England setzen auch für Aeroplane größere Beträge an und in England bauen Vickers & Sons ein starres Luftschiff, jedoch erheblich kleiner wie der Zeppelin, das einen Raum für Sprengmittel und Sprengkörper erhalten, 20—30 Personen Aufnahme, und in einem Hafen zu Rekognoszierungszwecken für die Flotte, namentlich in der Nordsee, dienen soll.

Auch für die Verwendung der Luftschiffe für nichtmilitärische Zwecke beginnt sich die Kostenfrage sehr fühlbar zu machen. In den aeronautischen Kreisen ist man heute darüber klar, daß von der Verwendung der Luftschiffe als Verkehrsmittel für den Personen- und Lastverkehr vorderhand, und unseres Dafürhaltens niemals, die Rede sein kann. Denn das neue Transportmittel hat weder genügende Transportleistungsfähigkeit, noch genügende Schnelligkeit, noch kann es pünktliche Abfahrts- und Ankunftszeiten innehalten; auch entbehrt es, mit Ausnahme des neuesten Zeppelin, des Reisekomforts, an den das Publikum gewöhnt ist, und ist u. a. nicht heizbar. Von dem Überspannen Deutschlands mit einem vollständigen Netz von Luftschiffsstationen ist daher vorderhand nicht die Rede, sondern die eben mit einem Kapital von 3 Millionen gegründete Luftschiffaktiengesellschaft in Frankfurt a. M. wird sich damit begnügen, in Frankfurt und später in Hamburg Luftschiffstationen zu errichten. Friedrichshafen wird selbstverständlich als solche beibehalten, und von hier aus werden im nächsten Frühjahr zunächst Passagierfahrten mit dem neuen Zeppelin beginnen. Ferner sind Luftschiffstationen für München, Dresden, Kiel oder Lübeck geplant.

Der Adlatus Zeppelins, Dr. H. Eckener, erklärte: Die Betriebsausgaben werden bei einem Betriebe mit zwei Luftschiffen von einer Station (Frankfurt) aus mit jährlich rund 900 000 Mk. angesetzt, wobei die Abschreibungen auf die Luftschiffe mit 25 % ihres Wertes angesetzt, für Reparaturen außer den Gehältern und Löhnen des technischen Personals rund 100 000 Mk. gerechnet, und an Reserven 140 000 Mk. vorgesehen werden. Die Betriebseinnahmen werden in Höhe von 1 050 000 Mk. erwartet, bei einem Fahrgeld von 175 Mk. pro Person und je 150 jährlichen Fahrten zweier, mit 20 Passagieren vollbesetzten Schiffe. Bei einem Aktienkapital von 3 Mill. Mk. würde sich mithin eine Verzinsung von 5 % ergeben. Das Ergebnis wäre also nicht schlecht. Freilich seien einzelne, unsichere und willkürliche Faktoren in die Rechnung eingestellt. So könne es zweifelhaft erscheinen, ob man mit den vorgesehenen Abschreibungen von 25 % auf die Luftschiffe und mit einem Reparaturfonds von 100 000 Mk. auskommen würde, selbst wenn, wie zugesagt sei, die Militärverwaltung noch einen Zuschuß beisteuere. Die Praxis müsse das zeigen. Andrerseits sei es auch nicht sicher, ob man wirklich immer mit vollbesetzten Schiffen fahren würde. Zwar der Reiz, den eine Motorballonfahrt, zumal in schöner Gegend, biete, sei überwältigend, und die Begeisterung für das modernste Vehikel genialer Technik riesengroß. Es bleibe aber doch stets unsicher, auf physische Momente einen geschäftlichen Kalkül aufzubauen.

Digitized by Google

Der Flugtechniker Vorreiter, veranschlagt die Rentabilität eines in Motorluftschifflinien angelegten Kapitals auf 7 %. Allein Professor Schreber (Greifswald) erklärte in der „Verkehrstechnischen Woche", daß er sich dieser Rentabilitätsberechnung „in fast keinem Punkte" anschließen könne. Da die Geschwindigkeit und Pünktlichkeit der Luftschiffe bei weitem nicht an die der Eisenbahn heranreiche, so würden Fahrten im Luftschiff nur als Vergnügungsfahrten zu betrachten sein. Deshalb müsse man bei Schätzung der Tage, an denen solche Fahrten stattfinden könnten, bedenken, daß es kein Vergnügen sei, wenn einem im Winter in dem ungeheizten und unheizbaren Luftschiff ein Wind von der Stärke der Eigengeschwindigkeit des Fahrzeugs um die Nase wehe. Es falle daher als für die Fahrten unbrauchbar die Winterzeit vollständig fort, und diese müsse man in Deutschland auf mindestens fünf Monate rechnen; denn die Eisenbahn heize noch im April und Oktober, häufig sogar noch im Mai. Es blieben also, wenn man die Zeit des Winterquartiers sehr kurz einschätzt, rund 210 Tage; von diesen aber gingen noch alle die Tage ab, an denen die Fahrt bei Regen und Nebelwetter kein Vergnügen macht, und die, an denen wegen zu heftigen Windes das Luftschiff nicht aufsteigen könne. Regen- und Sturmtage aber fielen nur selten zusammen, deshalb müsse man mindestens noch ein Drittel der Tage als ungeeignet für Luftreisen in Abzug bringen, so daß man im Jahre auf höchstens 140 Tage rechnen dürfe, an denen Vergnügungsfahrten unternommen werden könnten — wahrscheinlich würde diese Zahl oft noch geringer sein. Die von der Zahl der Fahrten abhängigen Kosten berechnet Professor Schreber danach mit 53 270 Mk. pro Jahr, die von der Zeit abhängigen Kosten auf 226 000 Mk., so daß die Gesamtkosten 279 270 Mk. betragen. Die Einnahme schätzt er auf 252 000 Mk., so daß sich ein Fehlbetrag von 27 270 Mk. — statt der Verzinsung — ergibt. Auch die übrigen Zahlen seien optimistisch gewählt: die Benzinkosten würden beim Sportballon auf 35 Pf., beim Vergnügungsballon nur zu 25 Pf. pro Kilogramm berechnet; für den 150 PS-Ballon werde die Reisegeschwindigkeit zu 45 km pro Stunde angenommen, während die mittlere Geschwindigkeit der Zeppelin-Luftschiffe — trotz den 230 PS-Motoren — noch nicht einmal 30 km pro Stunde betrage. Für eine Luftschiffhalle seien nur 150 000 Mk. veranschlagt, während die vom Grafen Zeppelin als vorteilhafteste bezeichnete Halle 700 000 Mk. kosten solle. Und von der Lebensdauer der Ballonhüllen sage Poschel ganz richtig: „Unser Leben währet 70 Fahrten." Wenn man die Vorreitersche Rentabilitätsberechnung in allen Punkten nachrechnen wollte, so würde man ein Resultat erhalten — das man gar nicht aussprechen mag.

Das Anleiheproblem in Deutschland.

Von **Ernst Heinemann** (Berlin).

Von einem solchen darf man in Deutschland unbedenklich sprechen, seitdem es dem Zinsfuß, der, um mit Goethe zu reden, „sich nicht befehlen und nicht achten läßt", gefallen hat, aus der Tiefe, in die er am Schlusse des vorigen Jahrhunderts versank, wieder emporzusteigen und sich zeitweilig zu einer Höhe zu erheben, die die Frage der Anleihetransaktionen in den Vordergrund der Diskussion rückte, und die Geldnehmer, das Reich wie die Einzelstaaten, vor eine immer schwierigere Aufgabe stellte. Wie einfach gestaltete sich doch in jenen glücklicheren Zeiten die Ausgabe deutscher Anleihen, als es sich nur darum handelte, den Zinsfuß einfach auf 3 % festzusetzen und dann das Übernahmskonsortium dafür sorgen zu lassen, daß die neue Anleihe nach berühmten Mustern vierzig- bis fünfzigmal überzeichnet wurde. Mit welchen Empfindungen müssen unsre Finanzverwaltungen die Subskriptionsresultate jener Zeit betrachten, wenn sie die gegenwärtigen Verhältnisse dazu in Vergleich stellen, wenn sie in Betracht ziehen, daß bei wesentlich besseren Bedingungen für die Zeichner eine ein- bis zweifache Überzeichnung die Regel bildet. Man darf sicher glauber, daß die jetzigen Überzeichnungen der Wahrheit näher kommen, und daß es nicht von besonderm Weitblick zeugt und auch eines großen Staates nicht recht würdig erscheint, durch Scheinzeichnungen das Interesse für die Anleihen zu erwecken und den Rentenzinsfuß durch solche Mittel zu konsolidieren.

Als einen förmlichen Kampf mit dem Zinsfuß kann man in der Tat seit Jahren die Haltung unsrer Finanzverwaltungen bei der Frage der Anleiheoperationen nennen. Nachdem auf die Konversion Mitte der achtziger Jahre von 4½ % auf 4 %, Mitte der neunziger Jahre die Konversion auf 3½ % vor sich gegangen war, ist der Satz, daß der 4 % Rentenzinsfuß in Deutschland „abgeschafft" sei, gleichsam zum Dogma erhoben worden. Wie immer die Verhältnisse sich seitdem gestaltet haben: jene Konversion war für die Regierung unvermeidlich, nachdem die Kommunen, Landschaften usw. infolge der allgemeinen Senkung des Zinsfußes bereits mit der Ermäßigung des Zinsfußes vorangegangen waren, und der Preußische Staat nicht allein 4 % bewilligen konnte. Bei einem Bestande von 3½ Milliarden Konsols betrug die jährliche Ersparnis etwa 17 Mill. Mk. für den Staat. Die Regierung verpflichtete sich bei der damaligen Konversion, eine abermalige Herabsetzung des Zinsfußes nicht vor dem 1. April 1905 vorzunehmen, und der damalige Finanzminister v. Miquel erläuterte im preußischen Herrenhause diese Verpflichtung dahin, daß den Konvertierenden eine achtjährige „Schonzeit" bewilligt werden müsse. Nun, aus der achtjährigen Schonzeit ist eine drei-

Digitized by Google

zehnjährige geworden, und die Besitzer der $3^1/_2$ %igen Anleihen können sicher sein, noch länger mit Zinsherabsetzungen verschont zu bleiben. Selten ist eine Voraussage durch die Tatsache so desavouiert worden, wie bei jener Anleihedisposition: in demselben Augenblick, in dem die Regierung sich das Recht vorbehalten hatte, den Zinsfuß der Anleihen aufs neue zu ermäßigen, war sie genötigt, auf 4% hinaufzugehen. Umsonst bemühte sich eine offiziöse Erklärung im Jahre 1905, die erste $3^1/_2$ %ige Anleihe nicht als grundsätzliches Verlassen des 3%igen Zinsfußes, der damals der übliche war, hinzustellen; umsonst war der Versuch, mit einer nach ausländischen Mustern fabrizierten sogen. Staffelanleihe den $3^1/_2$ %igen Zinsfuß festzuhalten; die Geldkrisis des Jahres 1907 machte alle diese Versuche zu nichte, und im April 1908, also drei Jahre nach Ablauf der den ehemaligen Besitzern der 4%igen Konsols gewährten „Schonzeit" mußten das Reich und Preußen eine 4%ige Anleihe unter Pari mit 10jähriger Schonzeit für die Zeichner auflegen. Als dann im Vorjahr die Geldverhältnisse sich wieder besserten, hielt die Regierung den Augenblick für günstig, es wieder mit einer $3^1/_2$ %igen Anleihe zu versuchen, während das Übernahmekonsortium auf 4% verharrte. Der Ausgang hat gezeigt, daß der Moment für die Wahl eines $3^1/_2$ %igen Zinsfußes noch nicht gekommen ist: das Konsortium mußte im letzten Herbste erklären, daß noch Restbestände dieses Typs vorhanden seien. So blieb kein andrer Ausweg, als zum 4%igen Zinsfuß zurückzukehren, zu dem nunmehr 800 Mill. Mk. neu aufgelegt wurden. Wiederum ist den Besitzern eine Schonzeit bis 1918 zugesagt worden. Unmöglich ist es, heute vorhersagen zu wollen, wie die Welt an diesem Tage aussieht. Aber welches Aussehen sie auch haben möge, — die Erfahrungen, die mit den letzten großen Konversionen gemacht worden sind, werden auch bei zukünftigen Transaktionen dieser Art nicht außer acht gelassen werden dürfen.

Drei Gedichte.

Von **Franz Carl Ginzkey** (Wien).

Babel und die Stille.

Es dröhnt und donnert und qualmt sich satt
Aus tausend Schloten die tolle Stadt.
Darüber hinaus, in der Einsamkeit,
Da schlafen die Felder, so weit, so weit.

Nie ward ein Großes der Welt gebracht,
Das nicht die Stille vollendet sacht.
Fernab von Unrast und Wissensnot
Blüht auf in der Stille das heilige Brot.

Dort ist Vollendung und Anbeginn.
Es rundet sich lächelnd des Lebens Sinn.
Wo selige Einfalt umschlossen hält
Den Wald, die Wiese, den Strom, das Feld.

Es brausen die Winde dem Wahnwitz Hohn
Um die stürzenden Trümmer von Babylon.
Die Stille bekränzt uns das Licht und den Tod,
Sie gibt uns den Geist und das heilige Brot.

Das Lächeln.

Das Dörflein kauert im tiefen Schnee
Und ringsum lauert die Winternacht.
Zwei Fenster, die ich leuchten seh,
Bedeuten, daß die Schenke wacht.
Die Honoratioren sind dort gesellt
Und philosophieren von Gott und Welt.

Auf springt die Tür, und es tritt herein
Ein später Gast, den niemand kennt.
Er ruft: Herr Wirt, einen Humpen Wein,
Und setzt sich an des Tisches End.
Die Honoratioren sind dort gesellt
Und philosophieren von Gott und Welt.

Der Fremde horcht eine Weile hin,
Trinkt seinen Wein und spricht kein Wort.
Dann stemmt er auf die Faust das Kinn
Und lächelt, lächelt immerfort.
Er lächelt so in sich hinein,
Den Gästen gehts durch Mark und Bein.

Der Förster schnaubt: Was grinst der Wicht?
Der Lehrer meint: Ich sehs nicht gern!
Der Pfarrer schlägt ein Kreuz und spricht:
Alle guten Geister loben den Herrn!
Da fährt der Fremde zur Tür hinaus.
Ein Windstoß löscht die Lichter aus.

Im Dunkeln sitzen die Gäste stumm.
Die Tür schlägt mit Gepolter zu.
Erschrocken fährt der Wirt herum,
Er holt ein Licht und ruft: Nanu?
Die Gäste überläuft es kalt,
Und Gast für Gast verschwindet bald.

Sie ziehn die Decken übers Ohr
Und lispeln fromm ein Nachtgebet.
Die Zipfelmützen schau'n hervor,
Der Schneewind über die Dächer weht.
Bald ist das Dörflein ganz verschneit
Und ringsum lauert die Dunkelheit.

An den Grenzen meines Wissens.

An den Grenzen meines Wissens
Flackt ein morgenrötlich Feuer.
Auf ein Meer voll Abenteuer
Staunt die Seele weit hinaus.

Digitized by Google

Wie der Falke nach Befreiung
Ruf ich nach dem Unbekannten.
Ach, im allzuoft Genannten
Ist nur Überdruß zu Haus.

Gib, Natur, du Unbegrenzte,
Mir das Werdende und Neue.
Bliebst du je mit dunkler Reue
Selbst ans Dauernde gebannt?
Führ ins Land mich, das mir leuchtet,
Jenseits von des Wissens Grenzen,
Wo die vielen Wunder lenzen,
Die kein Name noch genannt.

Spricht Natur: Es soll dir werden,
Doch verweile noch, verweile!
Was vermöchtest du mit Eile,
Wenn ins Dunkle führt dein Schritt?
Wie ich mich in dir erfülle,
Sollst du mählich mich begleiten,
Und so schreiten wir und schreiten,
Wer mich glaubt, der schreitet mit.

Die Geschichte vom kleinen Andreas.

Von **Ernst Schur** (Groß-Lichterfelde).

Der kleine Andreas war ein zartes Kind und nicht so wild und ungeberdig, wie die meisten Kinder im Dorf. Er lernte fleißig in der Schule und las gern in Büchern, und das war schon etwas Seltsames für einen Dorfjungen. Er raufte sich auch nicht viel. Aber die Tiere hatte er lieb, und man konnte sie beide oft bei einander sitzen sehen, den Spitz und den kleinen Andreas. Auf der Schwelle des Hauses saßen sie oder hinten in der Laube im Garten, und Spitz hatte gelernt, ganz ruhig zu sitzen, wenn sein kleiner Herr die schweren Buchstaben entzifferte, die da auf den Blättern standen. Wenn dann Andreas den Kopf hob, um zu buchstabieren oder den Satz im ganzen sich herzusagen, dann hielt das der Spitz zuerst leicht für eine Aufforderung zu spielen, und sofort sah er empor und dachte: endlich, nun gehts los, heissa! Jawohl, so wars nicht. Andreas lernte weiter und senkte seinen Kopf wieder in das Buch, und Spitz war folgsam und dachte: auch gut!

Des Andreas Vater war also ein Bauer; einer von jener alten Art, die wortkarg sind, die ihre Arbeit wie etwas Selbstverständliches, ihnen Auferlegtes tun, die nach außen hin wohl schroff zu sein scheinen; aber plötzlich merkt man, daß sie doch nicht so hart sind, wie sie scheinen: sie sind bloß innerlich immer mit sich beschäftigt, sie denken viel nach bei sich über alles, was draußen geschieht, und um sich gegen die Außenwelt zu wappnen, zeigen sie sich abweisend und zuweilen auch unfreundlich. Manchmal konnte man meinen, Andreas Vater gehörte zu denen, die nicht allzu tatkräftig vorgehen und ihren Vorteil nicht hinreichend im Auge haben; das geschah aber aus demselben Grund, denn er nahm nicht im geringsten alles nur so hin, was ihm passierte, sondern im Gegenteil, er überdachte sich alles und suchte zu erfahren, was recht und unrecht sei, und darum hatte er nicht mehr so viel Zeit, auf seinen Vorteil so ausschließlich bedacht zu sein.

Die Mutter dagegen, die war mitteilsam und freundlich, und es schien gleichsam, als sei die innere, tiefer liegende Natur des Vaters in ihr zur Erscheinung gekommen. Sie war zwar für eine Bäuerin ein wenig schwächlich, aber doch flink genug, daß sie dem Hauswesen gut vorstand und was andre durch viel Schelten erreichten, das brachte sie durch eine gleichmäßig und nachhaltig wirkende freundliche Ernsthaftigkeit zustande, die nicht eher ruhte, als bis alles sorgfältig und pünktlich erledigt war. So nachgibig sie sonst scheinen konnte, hier war sie energisch und ließ sich nichts vormachen. Das wußten die Leute, die mit ihr zu tun hatten, und sie schätzten sie deswegen. Und so gelang es ihr, dem Hausstand gut vorzustehen, so daß man überall ihr Wesen spürte, das wohltuend wie eine wärmende Sonne wirkte.

Es war klar, daß Andreas, sofern er nur nichts Unnützes tat, hier nach seinem Gefallen leben konnte. Er wurde zu nichts gezwungen, das er nicht tun wollte, weil es ihm fremd war. Man ließ ihn gehen und sorgte nur dafür, daß er nicht ungeberdig wurde. Und selbst dagegen, daß er gerne über den Büchern saß, seitdem er lesen gelernt, hatte der Vater nichts einzuwenden.

Das erste große Ereignis, das dem kleinen Andreas zu denken gab, war der Tod seines kleinen Schwesterchens, das er erst vor kurzem bekommen hatte, und das nun wieder von ihm genommen war. Es hatte in einem kleinen Sarg wie in einem Bettchen gelegen und weiße Blumen schmückten es, so daß es noch viel niedlicher aussah, als im Leben, und dann sagten die Eltern, sie sei nun im Himmel beim lieben Gott. Die Mutter hatte sehr geweint, und der Vater hatte stumm dabei gestanden, und es hatte zuweilen immer in seinem Gesicht gezuckt, aber anzumerken war ihm sonst nichts gewesen: nur war es darauf sehr still im Hause gewesen, und jeder vermied zu lachen oder auch nur fröhlich dreinzublicken.

Andreas aber hatte das alles sehr hübsch gefunden, und wenn das kleine Schwesterchen beim lieben Gott war, wo es doch sicher sehr schön sein mußte, dann brauchte man doch gar nicht traurig zu sein. Er hatte sich mit Fritz, einem wilden Jungen, der schon älter und dessen Vater raufluftig und jähzornig war, und die meiste Zeit in der Kneipe zubrachte, darüber gestritten. Der hatte ihm erzählt:

Digitized by Google

„Die Toten kommen gar nicht in den Himmel, hat mein Vater gesagt, ich habe auch einmal hinterm Gitter gestanden und zugesehen, wie sie einen begraben haben; da tun sie den Sarg, wo der Gestorbene drin ist, in eine tiefe Grube und schütten Erde drauf. Wie soll er denn da herauskommen? Und dann hat mein Vater gesagt, wir hätten hier alle ein Hundeleben auf Erden, wie sollten wir da wünschen, im Himmel weiter zu leben, gottlob, daß es hier zu Ende wäre."

Das hatte dem kleinen Andreas zu denken gegeben, und er grübelte über die Sache nach. Er wußte nicht mehr aus noch ein, und das ging ihm nicht aus dem Kopf. Immer wieder fiel ihm das ein beim Spiele, wo nun eigentlich sein Schwesterchen sei und wie es ihm gehe, und ob die Eltern recht hatten oder Nachbars Fritz. Da saß er nun im schönen Wald, wohin er mit Spitz gegangen war, und über ihm rauschten geheimnisvoll die großen hohen Bäume, und die Sonne schien durch die Zweige und erwärmte den Waldboden, so daß ein schöner, würziger Duft in der Luft war, der beinahe müde machte.

Und da Andreas die Lust zum Spielen verloren hatte, lag auch Spitz schon mit halb geschlossenen Augen da und blinzelte nur ab und zu nach Andreas hin, als wollte er sagen: „wie ists, machen wir ein Nickerchen?"

Aber Andreas mußte nachdenken und grübeln. Gerade hier war es so still, und niemand störte die Ruhe. So geheimnisvoll wurde das Rauschen der Zweige, beinah fielen Andreas die Augen zu. Und aus dem Rauschen wurde ein Flüstern und Reden, und es war, als schwebten unsichtbare Stimmen durch den Wald.

Und da kam zwischen den Stämmen ein freundliches altes Mütterchen hervor, das setzte sich zu ihm und fragte ihn, was er denn so grüble. Da klagte ihr der kleine Andreas seine Not: er würde gern wissen, wo sein Schwesterchen sei, Nachbars Fritz hätte gesagt, die Toten kämen gar nicht in den Himmel!

„Das kann ich dir ganz genau sagen," meinte das Mütterchen, „denn ich bin schon so alt, daß ich alles weiß. Das mag schon sein, Andreas, daß die Toten in die Erde gebettet werden. Nun willst du wissen, wo dein Schwesterchen ist? Also höre zu, ich kann es dir sagen. Du weißt doch, daß jeder Mensch eine Seele hat, nicht wahr? Wenn ein Mensch besonders gut ist, dann sagen wir von ihm, die gute Seele! Nun, die ist also in jedem Menschen drin, und die stirbt nicht. Kommt es denn so sehr darauf an, was mit dem Körper geschieht, und ob die Menschen so weiterleben wie hier unten? Was sollten die Armen sagen? Ach, da hätten sie es schlecht! Wer arm ist, was verliert er? Er verliert seine Sorgen, und seine Seele, die geknechtete, wird frei. Die Seele aber ist unverletzlich, und selbst im Ärmsten, Niedrigsten kann eine Prachtseele stecken. Die macht sich dann, wenn ein Mensch stirbt, frei und fliegt hinaus und fliegt zum Himmel, und sogleich flammt da oben ein neuer Stern auf. Merk dir das, darum gibt es so unendlich viel Sterne, und darum ist es so schön und freundlich, da hinaufzusehen. Deshalb blinken sie auch so und strahlen: es ist ordentlich, als freuten sie sich, da oben zu sein. Darum sehen die Menschen gern hinauf, und dann ist es ihnen wie Frieden; das ganze All scheint den Menschen beseelt, sie spüren überall auch im Fernsten, ein Verwandtes; die Sterne, sie grüßen von oben herab, tröstend ist ihr Bild, und wenn sie emporblicken, ist es, als weitet sich ihnen die Brust; daher flammen und flackern sie auch so."

„Wie die Herzen, die auf den Oblaten und den Pfefferkuchen zu Weihnachten gemacht sind," dachte Andreas bei sich.

„Die Sterne haben ihr Leben für sich", erzählte das alte Mütterchen weiter, „und die unsterblichen Seelen geben ihnen ihren Glanz. Denn das mußt du dir merken, die Seelen sterben nicht; haben sie doch schon im Leben eine solche Macht, daß sie den Menschen ganz durchglühen können. Und weißt du, wer die Seelen da hinaufträgt?"

Andreas horchte auf.

„Das sind die kleinen, zarten Vögel; darum lieben die Menschen auch sie, und sie scheinen ihnen so unbegreiflich schön in ihrer Feinheit und Zierlichkeit. Gern sehen sie ihnen zu, wie sie fliegen, sich jagen und selig sich in den blauen Raum stürzen, zwitschern und singen. Darum horcht ihr auf, wenn ihr in den grünen Zweigen ihren Gesang vernehmt; manch einer bleibt still dann stehen, wenns niemand sieht, und sein Herz klopft. Dann denken die Menschen, daß da vielleicht eine Seele sich frei singt; darum kommen auch die Vögel immer an eure Fenster und blicken hinein und wollen sehen, ob da ein Seelchen auf sie wartet, das mitgenommen werden will."

Auf diese Weise hatte der kleine Andreas in der ersten großen Bedrängnis seines Herzens Auskunft erhalten.

* * *

Andreas wuchs heran. Jahre waren vergangen. Der Spitz wurde älter und bequemer und lag lieber auf dem Sofa, als daß er herumsprang. Aber Andreas behielt seine Gewohnheit bei, nachzugrübeln, und wenn er etwas fand, was ihm naheging, konnte er davon nicht loskommen.

Ein solches Problem, das ihm viel Arbeit kostete, war nun die Frage, woher denn die kleinen Kinder kämen? Das war sicher nachdenkenswert und von grundlegender Bedeutung. Und solange ihn das quälte, gab es für ihn nicht andre Dinge, die wichtiger waren.

Das trug er lange mit sich herum, ohne sich klar oder schlüssig zu werden, und so kam es,

Digitized by Google

daß er auch eines Tages wieder in den Wald kam, wo er damals gewesen war und sich wieder unter den alten, großen Baum setzte und grübelte.

Wieder rauschten die Zweige; es war eine feierliche Musik. Ach, das Nachdenken war so schwer! Und man kam und kam zu keinem Resultat. Die Mutter hatte früher immer vom Klapperstorch gesprochen. Und manche Jungens lachten, wenn die Rede darauf kam, und sie taten so, als ob sie etwas ganz Besonderes wüßten. Ach, das Nachdenken war so schwer!

Müde sank Andreas der Kopf auf die Knie und er träumte.

Und da rauschten wieder die Zweige, und es war, als ob sie flüsterten. Und es kam gerade eine schöne, große Frau aus dem Wald und trat auf ihn zu und setzte sich zu ihm. Sie sah gerade aus wie eine wunderschöne Fee; ihr goldiges Haar schimmerte in der Sonne. Sie trug ein weißes, wallendes Kleid und war so freundlich zu ihm wie seine Mutter; nur war sie viel, viel schöner. Sie fragte Andreas, was er denn auf dem Herzen hatte; da lachte sie freundlich und sagte: „Das trifft sich ja gut. Weißt du denn nicht, daß wir dir das sagen können. Da läufst du herum und zermarterst dir das Gehirn, und der Kopf wird dir schwer. Wo die kleinen Kinder herkommen, darüber haben schon viele nachgegrübelt und habens nicht erfahren. Doch da müssen wir weiter ausholen, das läßt sich nicht so leicht erledigen."

„Liebst du die Blumen? Sie stehen so unschuldig auf den Wiesen und in den Gärten. Sie verbreiten einen wundervollen Duft, und selbst die bescheidensten haben noch ihren Schmuck, der sie eigen kleidet. Sie breiten einen Farbenkranz über die Erde, daß sie herrlich erscheint im Frühling und prangend im Sommer und goldenschön im Herbst, und selbst im Winter schlummern sie nur in Erwartung. Weshalb ist unser Auge entzückt, wenn wir auf die Blumen sehen? Weshalb atmen wir tiefer und freudiger, wenn wir den Duft spüren? Weshalb berühren wir zart und nur zögernd mit den Händen diese Zarten?"

„Weil sie eine Seele haben; und ihr spürt sie."

„Und weshalb blickt uns aus den Augen der Tiere etwas entgegen, das uns rührt. Etwas, das nicht spricht, nicht redet, sich nicht mitteilen kann, und doch spüren wir es? Zutraulich kommen sie zu uns."

„Auch jedes Tier hat seine Seele. Scheu blickt sie aus den Augen des Rehs; treu aus den Augen des Hundes und selbst wenn das Eichhörnchen flink den Stamm hinaufschlüpft und uns nur schnell einen hastigen Blick zuwirft, fühlen wir die Seele. Und die Vögel, die leichten, schwebenden, die sich im Winde wiegen, die jubeln und singen, sind sie nicht fein und zart wie die Sehnsucht der Seele. Die Menschen stehen stille, wenn sie den Sang hören und das Herz klopft. Und die Schmetterlinge, so leicht und bunt, sind sie nicht leibhaftig wie schwebende Seelen?"

„Selbst im Stein und im Moos lebt eine Seele; stumm liegen die Steine, trotzig und wild, aber zuweilen ist es wie ein Summen und Singen darin, und ein geheimes Leben offenbart sich in den Gängen. Die Moose kriechen hin über den Boden, kriechen zu den Bäumen hinauf; auch in ihnen ist ein Leben."

„Die ganze Luft ist angefüllt mit einem Weben und Singen; die Menschen hören es, wenn sie sich der Einsamkeit ergeben, und die lärmenden Stimmen des Alltags schweigen. Da geht der Wind hin und her durch das Weltall, trägt die Düfte der Blumen von einem zum andern und beugt die Stämme, daß sie tief sich verneigen und atmend sich wieder aufrichten. Wer sorgsam hinhört, der vernimmt das geheime Singen der Natur."

„Und dann, wenn der Blick immer weiter schweift, dann nehmen wir die Sterne wahr. Sie stehen ganz fern und leuchten und schimmern. Aber plötzlich fällt ein silberner Punkt zur Erde hernieder: auf dem dunklen Schein des Himmels flammt er in weitem Bogen herab. Sollte das nicht eine Botschaft sein?"

„Und so ist das ganze Weltall, das uns umgibt und in dem wir leben, angefüllt von Leben, und überall wo Leben ist, hat eine Seele ihren Sitz. Darum scheint uns die Welt so schön und reich, und darum stirbt sie auch nicht, denn alle Dinge leben wieder neu in ihr und kommen wieder, und so wie Eines vergeht, ersteht ein Andres neu."

„Und nun kommen die Menschen und wünschen sich so sehr, daß sie Kinder bekommen. Das ist nicht so leicht. Und da unmöglich ein Mann oder eine Frau allein so tiefe Sehnsucht und so herzlichen Wunsch haben können, so müssen sich immer zwei zusammentun und ihre Sehnsucht verdoppeln. Und wenn sie dann ihre Sehnsucht ganz darauf richten und sie in ihren Gedanken nur damit beschäftigt sind, wie es geschehe, daß sie ein Kind bekommen, sind sie immer beisammen und haben einander sehr lieb und sehen zu, wie sie einander alles leichter machen und an den Augen absehen können; damit nichts diesen Wunsch stört; und dann passiert mit einem Male das Wunderbare. Dann geht ein Seelchen, das bisher vielleicht in einer Blume schüchtern und unerkannt lebte, ein in die Welt und wird ein kleiner Mensch. Ganz klein, und niemand weiß, wo es herkommt. Es ist da, und nun wächst es und wird groß. Oder es kommt auch vor, daß von den Sternen eine Seele den Weg hinab findet; dann fällt eine Sternschnuppe silbern herab. Oder ein Vogel trägt ein Seelchen herbei; oder der Wind singt abends um die Hütte

Digitized by Google

und klopft an, eins zu bringen. Denn alles, was da lebt, kann schließlich ein kleiner Mensch werden. Damit aber diese Wandlung ohne Schaden für das kleine Wesen, das ja aus andren Welten kommt, vor sich geht, darum wird es ganz still versenkt in den Leib des Weibes, damit es da wächst und behütet und gepflegt wird, bis es zur Welt kommen darf. Und der Mann, der mit der Frau seine Wünsche vereinigt hat, daß ihnen dieses Geschenk wurde, der ist wie der Gärtner zu seinen Blumen zu ihr. Er weiß, daß ein herrlich Samenkorn in sie gesenkt ist, das nun wächst und gedeiht. Darum ist er dazu bestellt, zu wachen und zu warten, daß ihr nichts Schlimmes zustößt und daß sie vor allen Fährnissen behütet wird. So sind sie beide immer bei einander, denn beide sind einander nötig. Und schließlich, wenn es an der Zeit ist, kommt das kleine Wesen zur Welt; das ist, wie wenn eine Blume über Nacht sich öffnet; da sieht es erst gar nicht einem kleinen Kind gleich ähnlich; wie ein kleines Hutzelmännchen, rot und runzelig, sieht es aus. Allmählich kommt das erst, und dann ist es ein richtiger kleiner Mensch."

„Und siehst du, weil alles in diesem Sinn ein Wandel ist und in allem die Seelen leben, die warten, Mensch zu werden, darum seid ihr so andächtig vor der Natur. Und doch er kommt es auch, daß die Menschen so verschieden sind; die Blumenseelen werden zu zarten Kindern; andre sind wilder wie wenn ein Sturm braust; wieder andre, die von den Sternen kommen, sind voller Sehnsucht und trauern vielleicht, wenn sie an ihre ferne Heimat denken; und wieder andre, die sind karg und verschlossen und haben nur ein geheimes Leben in sich, wie der Stein, dem man nichts ansieht, der aber doch in sich ein vielfältiges Leben birgt."

Da erhob sich die Frau und verschwand im Walde.

Andreas aber ging sinnend nach Hause; nun hatte er Klarheit bekommen; er wußte nun mehr als andre Leute.

Aus den Theatern.

Deutsches Theater zu Berlin.

Hugo v. Hofmannsthal: Christinas Heimreise. Komödie in 3 Akten.

Wenn das Lustspiel zur Zeit des Realismus verpönt war und höchstens unter der Maske der Satire Eingang fand, so mehren sich seit Gerhart Hauptmanns (freilich völlig verunglückten) „Jungfern vom Bischofsberg" bei der jüngeren Generation die Arbeiten dieser Gattung. Jetzt ist selbst Hugo v. Hofmannsthal, der uns soeben erst die Welt der Griechen unter dem Drucke finstrer Schicksalsmächte und tief in blutige Nebel gehüllt zeigte, den Pfad der Komödie, und zwar der Komödie in Prosa, geschritten. Dabei stellt er eine Figur in den Mittelpunkt, die wiederum unsre jüngere Dichtergeneration lebhaft beschäftigt, nämlich Don Juan, der hier den Namen Florindo führt. Und auch darin stimmt Hofmannsthal mit andern modernen Dramatikern überein, daß er diesen Don Juan (als oberflächlichen Genießer) immerhin skeptisch betrachtet, freilich erst nachdem er auch die Höhepunkte seiner Lebens- und Liebesweise aufgezeigt. Selbst ein Ton leise spottenden Humors mischt sich hinein.

Dies Stück spielt in und nahe bei Venedig, dieser Welt Goldonis, an den die Haltung der ganzen Komödie erinnert. Florindo, der von einer Schönen zur andern flattert, wird plötzlich durch die Erscheinung des Bauernmädchens Christina mächtig angezogen, so daß er ihr in die Barke nachspringt, sie aber nach einer Liebesnacht, seiner Natur gemäß, wieder verläßt und einer zweifelhaften Abenteuerin folgt. Aber nicht Christina ist im Grunde die zweite Hauptperson des Stückes und das Gegenüber Florindos, sondern Tomaso, der im Gegensatz zu dem Juan den Hang zur Ehe vertritt. Sie ist diesem schwer beweglichen, im Innersten redlichen und kindlichen Mann, den Hofmannsthal vortrefflich gezeichnet hat, ein Kulturideal, nachdem er die Liebe in Hinterindien in ihrer natürlichen, wenige Umstände machenden Art erfahren hat. So vollzieht sich die Handlung glatt. Tomaso tritt an die Stelle Florindos, und Christina vergißt den Flatterer, der nur ihre Sinne wachgepeitscht, ihr aber nach ihren eignen Worten „nichts genommen" hat. Ähnlich wie es in Otto Anthes „Don Juans letztem Abenteuer" der Fall war, ergibt sich schließlich das Resultat, daß die innige, bleibende Liebe wertvoller als Strohfeuer und Sonnenglut sei. Man wundert sich, von dem Eklektiker Hugo v. Hofmannsthal, der als Dichter selbst Don Juan-artig von Blüte zu Blüte eilt und wenig Bodenständigkeit besitzt, das Lob der Heimat und Ehe anstimmen zu hören. Freilich ergeht es ihm ein wenig wie seinem Florindo, dem beim Anhören der Sage von Philemon und Baucis die Tränen in den Hals steigen, — weil sie für ihn ganz Sehnsucht bleibt, und er so wenig Begabung nach dieser Richtung hin hat.

Als Stück krankt „Christinas Heimreise" daran, daß keiner der Charaktere Entwicklung aufweist und so keine innere Handlung aufkommen kann. Für den Humor besitzt Hofmannsthal dagegen eine Anlage, die sich als Kind aus dem Mannesalter wohl fortentwickeln wird. Einflüsse andrer sind bei ihm wieder überreich. Man denkt an Goldoni, an Casanova, an Goethe (z. B. „Stella"), an Lessings „Minna von Barnhelm" und schließlich sogar selbst an Nestroy. Wenigstens gehören Episodenfiguren, wie der mürrische Stiefelputzer und der malaiische Diener Tomasos, mehr ins Gebiet der Posse. Auch Hofmannsthals alte Redseligkeit tritt in den Längen der Komödie wieder zutage, die aber, wie gesagt, dennoch Erwartungen erweckt.

Dr. O. A.

* * *

Kammerspiele des Deutschen Theaters zu Berlin.

Marya Delvard und Marc Henry, Lieder und Stimmungen.

Die „Ehrenexekutionen" der Elf Scharfrichter, wie sie vor etlichen Jahren allmonatlich in dem schmalen Raume im Hinterhofe eines Hauses an der Türkenstraße zu München eine kleine, unbedingt treue, künstlerische Gemeinde in atemloser Spannung hielten, recken sich gebieterisch in meiner Erinnerung empor: der Conférencier ragte durch die gesellschaftliche Routine seines elegant berechneten Auftretens bewußt über das Bohèmien-Milieu hinaus. Ich sehe ihn noch vor mir, den schlanken mittelgroßen „M." Henry (man verdeutschte sich dieses M. damals seltsam einmütigerweise in „Monsieur") mit dem flott aufgezwirbelten Schnurrbart, immer ein verbindliches Lächeln auf dem wie zum Conférencesprechen geborenen Munde, die Hände gemütlich ineinander reibend und die Gäste liebenswürdig auf das Kommende vorbereitend — dann verdunkelte sich der Saal und auch die Bühne —, nur ein magischer, schmaler Lichtschimmer gleißte gespensterisch über dem kleinen Podium auf, ein überschlanker schwarzer Leib ragte wie ein düster romantisches Frauengebilde auf; wie bange Seufzer drangen stöhnende Laute

Digitized by Google

an das Ohr der Hörer, die den Erlebnissen der Gestalt dort oben lauschten, als seien es eigene, als versinke die ganze Innenwelt in das nächtliche Dunkel dort oben auf dem Podium: Marya Delvard war es, die uns alle in Bann schlug mit ihrer nur in den stilistischen Konturen ferne an Yvette Guilbert gemahnenden Singesprechweise.. „Ich war ein Kind von fünfzehn Jahren" — wie sie diesen Wedekindschen Zynismus ins Rührende, Typische veridealisierte, wie über ihre sprechenden Augen die Falte der Resignation schlich, das ist mir innigst in die Seele gegraben. . . .

Nun sind sie beide auf dem Podium der reichshauptstädtischen Kammerspiel ewieder erschienen, eine Matinée-Attraktion für die Reinhardt-Gemeinde, ein klein wenig auch eine Sensation für alle diejenigen, die eine Reform unsres grauen Alltags-Konzertlebens wild pochenden Herzens erhoffen. Aus dem Monsieur Henry, dem Conférencier ist nun Marc Henry, der Chansonnier im wechselndem Kostüm geworden. Verschwunden ist der fröhliche, innigsten Kontakt mit dem Publikum suchende Conférencier, geblieben aber ist der fregoliähnlich seine Stimmung, seinen Humor, seine Singmanier wechselnde Chansonnier, geblieben ist der leidenschaftliche Erleber seiner eigenen „Chansons d'Arlequin" und der mannigfachen Pariserischen Straßenstimmungsbilder — den Chanson „sur le Pavé" gestaltete Marc Henry lediglich durch die strähnige, straffe Wucht seines den ganzen Menschen durchzuckenden Vortrages zu einer knapp umrissenen Tragödie des Weltstadtkampfes — geblieben ist der diskrete Duettpartner Marya Delvards —, es gleitet ein wundervolles, warm durchpulstes Fluidum von dem beweglichen französisch-nervösen Künstleresprit Henrys hinüber zu der runden, weichen Weiblichkeit Marya Delvards. Ja, sie ist rund, harmonisch in ihre Weibwesenheit eingehüllt, diese schlanke, zarte Erleberin Dauthendeyscher Verliebtheiten, diese Dulderin im Kabarettgewande, diese singende Träumerin, die ihr Singen aus dem tiefen Urgrunde einer echten Mädchenseele hervorquellen läßt, die förmlich suggestiv in Singelauten aufschluchzt, wenn das Gedicht sie an tönende, latente Musik gemahnt, die aber ebenso impulsiv aus dem Gesangston in fast dämonische Sprechklänge herniedersinkt, wenn ihr die Musik die Tragik des Textes zu verkümmern scheint (so ward Hans Hyans Revolutionschanson „Madame" unübertrefflich stilistisch echt reproduziert.) Die ursprüngliche Kabarettdiseuse hat sich zur wandlungsfähigsten aller malerisch empfindenden Sängerinnen — wir haben ja in unsrer Sprache noch kein treffenderes Wort für diese Sondergattung der erlebenden Singenachdichterinnen entwickelt. Sie tönt nicht einfach das Kostüm dem vorzutragenden Chanson entsprechend ab, sondern, etwa als Sulamith, in drei althebräischen Gesängen, wächst sie aus dem Hintergrund hebräischer Psalmodien, aus dem linearen Ornament der Dekoration wie ein geschautes Stück Orient heraus, das Kostüm gewinnt nicht nur Leben und Bewegung, sondern der ganze Liebes- und Religionskult des Salomonischen Hoheliedes ersteht zu majestätischer Palastpracht vor uns, und die äußerst pietätvoll an die althebräischen Melismen sich anlehnende Musik Leonhardt Bulmans steigert die Tiefe dieses Liedtragödienzyklus noch. Einen koketten Ruhepunkt inmitten dieser Einzelgesangserlebnisse bilden die Duette, in denen sich die bohémienmäßige Kernwesenheit der Beiden erst eigentlich auslebt. Im Kostüm der Louis-Philippe-Periode sitzt das Paar in seligem Beieinander vorm Kamin, die stilechte Uhr scheint wie eine uralte Vertraute dazu nickend zu ticken, und nun erinnern sich die Beiden an ihre Liebesjugend. Zum Schluß (warum sollte man ihnen diesen zum Alltag hinüberleitenden Ausklang übel anrechnen?) greifen beide in holder improvisatorischer Eintracht zur Laute und singen uns ein paar köstliche altfranzösische Volkslieder, er im Frack, sie in der Robe der Varietésängerinnen. Aber auch hier flutet innerliches Erleben durch den Vortrag; auch hier wird das Landschaftliche, Typische der „Chansons populaires" in Geste, in romantisch-sehnsuchtsvoller Mimik, in der feinst abgewogenen Art der Lautenbegleitung deutlichst erkennbar. „Lieder und Stimmungen" betiteln die beiden prächtigen Künstler mit vollem Recht ihre Darbietungen. Wenn doch ein lesser Hauch ihres Erlebewillens unsre Podiumsgrößen im Konzertsaal und auf der Bühne beleben möchte!

Dr. A. N.

* * *

Volksoper zu Berlin.

August Enna: Kleopatra. Oper in drei Aufzügen und einem Vorspiel.

Es ist ein seltsam Ding um die Frage des Opernrepertoires. Immer wieder taucht eines Abends eine verschollen geglaubte alte Oper als Novität auf, ohne daß man sich recht bewußt wird, welchem Umstande diese plötzliche Rehabilitierung zu verdanken ist. Ein Unbekannter ist ja der Däne August Enna keineswegs. Seine „Hexe" hat überall den ehrlichen Erfolg erzielt, den diese ehrliche, gekonnte Musik verdient, sein „Streichholzmädel" (nach Andersen) wurde erst ganz kürzlich in einem sehr vornehmen Berliner Salon zum Entzücken der eleganten Gesellschaft, die bevorzugt ward, das Werk anzuhören, aufgeführt. Und dennoch muß ein so erfolgreicher Komponist es sich gefallen lassen, daß eine Kgl. Hofopernintendanz seine Oper „Kleopatra", sage und schreibe sechzehn Jahre im Archiv verstauben läßt, so daß dem Komponisten nichts weiter übrig blieb, als die Partitur anderweitig einzureichen. Und nun hat eben diese „Kleopatra" in der Volksoper einen glänzenden, einen glanzvollen Sieg davongetragen. Denn es war nicht bloß ein glänzender, äußerer Erfolg, sondern es war die künstlerische Durchsetzung eines Künstlers, der, auf der Zinne eines arbeitsreichen Lebens stehend, noch gerade rechtzeitig zum weiteren Schaffen ermuntert ward, ehe die Resignation seine Schwungkraft völlig gelähmt hätte. Das Libretto (von Christiansen) ist nicht schlechter, eher besser als andre. Sein Vorzug beruht in der unaufhaltsamen Steigerung und Spannung der Handlung. Es liegt eine gewisse lebendige Tragik in dieser Mission, die dem letzten Pharaonen Harmaki zuteil wird, die Königin Kleopatra von dem usurpierten ägyptischen Königsthron zu verdrängen; denn dieser Harmaki ist ein junger, schöner Träumer, der der buhlerischen, schwülen Üppigkeit Kleopatras erliegen muß, und doch hat die Lösung des Knotens etwas dramatisch Überraschendes an sich, dank der geschickten Einfädelung der Katastrophe: Kleopatra erfährt die mörderischen Absichten Harmakis, und dalilagleich weiß sie Harmaki-Samson das Geheimnis seiner Kraft zu entlocken, bis dieser beschämt seinen Verrat durch Selbstmord sühnt. An diesem Libretto liegt sicherlich der große, innere Erfolg, den die Oper davongetragen hat, nicht allein, sondern vor allem an der Musik, die Enna dazu geschrieben hat. Und nun komme ich zur Erwägung zu Anfang dieses Referates zurück. Seltsam, daß eine derartig sinn- und ohrenfällige Musik, wie diese Kleopatra-Partitur, nicht seit Jahren in allen Opernhäusern erklingt. Ist es doch die echte Opernmusik, weich, von melodischer Wärme durchstrahlt und durchsättigt, der dramatischen wie der lyrischen Höhe- und Ruhepunkte ebensowenig ermangelnd, wie des choreographischen Beiwerkes, dabei voller Eigenart im Rhythmischen und Harmonischen, modern, ohne exzessiv zu sein, modern empfunden, aber opernmäßig gefühlt mit den Sinnen des geborenen Theatermannes, der unbedingt für ein Publikum schafft, ohne jedoch dieses Publikum bewußt durch Schlager anzulocken. Man erkennt aus diesem Fall „Kleopatra" wieder einmal, wie zeitlos die Kunst ist, wie alles Gezeter um modern oder nichtmodern sofort von dem echten Können übertönt wird . . . Die von Kapellmeister Schüller geleitete Aufführung war von Begeisterung für die — durchaus nicht leichte — Aufgabe durchglüht, so daß man sich kaum bewußt ward, wie unzureichend Bühne und Ensemble der fleißigen Volksoper im Grunde genommen für derartige „große" Opern vorerst noch sind.

Dr. Arthur Neisser.

* * *

Digitized by Google

Aus Hamburg wird uns geschrieben:

Überschätzen Sie den Schmerz unsrer Bürgerschaft über Baron Bergers Scheiden nicht. In einer Hafenstadt, wo so viele Schiffe ein- und auslaufen, ist man ans Abschiednehmen gewöhnt: es hat einen sozusagen gewerbsmäßigen Anstrich bekommen, und wir Phäaken an der Elbe verargen es ihm nicht, wenn er zu den Phäaken an der Donau zurückgekehrt ist. Sein Herz war im Wienerwald, sein Herz war nicht hier. Wir haben nun den neuen Leiter des Hamburger Schauspielhauses, den früheren Mannheimer Intendanten, Herrn Dr. Carl Hagemann, ins Auge zu fassen. In einem hiesigen Blatte hat er die Grundsätze seiner künftigen Hamburger Dramaturgie entwickelt. Der Artikel gibt sich gewissermaßen als Thronrede: schöne Worte, viel Versprechungen. Er will Kunst um der Kunst willen treiben, Mehrer im Reich der Kunst sein usw. Wir kennen keine Thronrede, die Verschlechterungen verheißt. Aber gewisse Wendungen der Hagemannschen Ausführungen reizen zu näherem Eingehen und fordern den Widerspruch heraus. Zwei Punkte seien herausgegriffen. Da ist zunächst die Unbedenklichkeit, mit der ein Ibsen und ein Wedekind nebeneinander gestellt werden. Wie kann man nur den großen Psychologen und den schrulligen Stammler in einem Atem nennen! Freilich Wedekind wird zu den „Lebendigen“ gezählt, und unser Schauspielhaus soll ein Theater der Lebenden werden, zu deren anerkannten Vertretern außer dem seligen Ibsen auch der unselige Wilde gerechnet wird. Natürlich fehlt Eulenburg nicht, der ewige Woller. Auf ihn passen Lessings Worte: „Aber eigentlich gründet sich sein Ruhm auf das, was er, nach dem Urteil seiner Freunde, für die Bühne noch hätte leisten können, als was er wirklich geleistet hat.“ Lessing fällt das Urteil über den kaum noch in der Literaturgeschichte lebenden Cronegk, und die meisten von Herrn Hagemann Aufgezählten haben augenscheinlich das Zeug, Leidensgenossen dieses Vergessenen zu werden. Erfüllt der neue Direktor sein Programm in dieser Hinsicht, dann gehen wir schauervollen Abenden entgegen. Der zweite zu beanstandende Punkt liegt in dem Satz über das „Theater der Lebenden“: „Es soll aber ferner auch eine Bühne der Lebenden sein und damit die Möglichkeit bieten, daß schon die Mitwelt bis zu gewissem Grade erkennen kann, was von den Schöpfungen der Gegenwart voraussichtlich Anspruch hat, dermaleinst zu den lebendigen Werken mit Ewigkeitswert und Ewigkeitsdauer zu gehören.“ Ein undefinierbares Studierstubenparfüm entsteigt diesen Zeilen. Was geht die Mitwelt, was geht mich, der ich meinen Theaterplatz bezahlt habe, die Schätzung der Nachwelt an! Was kümmert mich Ewigkeitswert und Ewigkeitsdauer, das kommt ohne unser Gebet von ihm selbst. Mögen unsre Bühnendichter getrost einen Vorschuß auf die Ewigkeit nehmen, mögen ihn die Theatersozietäre ihnen bewilligen. Das Theater der Lebenden, in dem lebendige Zuschauer sitzen, fragt nichts darnach. Die Aufgabe eines Bühnenleiters besteht u. a. darin, vielversprechenden Talenten die Wege zu ebnen, aber der Himmel bewahre uns Hamburger davor, Opfer von Aufführungen zu werden, deren weltbewegende Bedeutung erst im Jahre 2010 erkannt und gewürdigt werden kann. H. A.

Randbemerkungen.

Das polnische Hindernis.

Zu den Lebensinteressen des deutschen Volkes gehört die Bekämpfung der polnischen Gefahr. Die Polen bedeuten, so wie sie sich bisher verhielten, einen Fremdkörper im Staate. Dafür sprechen nicht nur ihre Träumereien von einer Wiederaufrichtung des polnischen Reiches. Das bezeugen ihre tatsächlichen Absonderungsneigungen. „Kein Pole darf sich mit einer Deutschen verheiraten, das ist eine Todsünde“ ... „Wir dürfen nicht lange bei Deutschen dienen; nur etwas verdienen muß man und dann sogleich zu den Seinigen zurückkehren.“ Solche und ähnliche Sätze kann man alle Augenblicke in polnischen Zeitungen lesen. Wenn der polnische Arbeiter des östlichen Deutschlands nach Westfalen und dem Rheinland geht, um die dort höheren industriellen Löhne auszunutzen, so hungert er sich in jahrelanger, mühevoller Arbeit ein kleines Kapital zusammen, um dann zurückzukehren und in der Heimat, die sicherlich an und für sich weniger schön ist als die Gegenden des Westens, eine kleine Scholle nebst Hütte zu erstehen. Der Deutsche, der nach dem Westen abwandert, bleibt für den Osten dauernd verloren. Das sind untrügliche Zeichen einer bewußten Rassenabsonderung, und da die Polen als Angehörige der slavischen Völkerfamilie kulturell und wirtschaftlich nach Rußland oder den slavischen Gebieten Österreichs hinneigen, so ist die preußische und deutsche Staatsautorität in dem Gebiet, wo sie vorherrschen, an und für sich gefährdet.

Die Regierenden in Preußen-Deutschland haben nun in der Polenfrage ein schlechtes Gewissen. Sie haben jahrelang versucht, sie lediglich mit Unterstützung bestimmter exklusiver Kreise des deutschen Volkes, die ihren breiteren Massen jegliches Mitbestimmungsrecht versagen möchten, zu lösen und haben dabei schließlich fast völlig Fiasko gemacht. Die Erfahrung hat hundertfältig gelehrt, daß eine nur mit agrarischen und ultramontan-klerikalen Politikern verbündete Regierung nicht die richtigen Mittel anwenden kann, um mit den Polen fertig zu werden. Die Junker machten die Ostmarkenpolitik nur soweit mit, als sie durch eine künstliche Verteuerung der Bodenpreise im Osten ihre Taschen mit füllen half. In demselben Augenblick, wo die preußische Regierung durch das Mittel der Enteignungsvorlage der ungesunden Preistreiberei ein Ende setzen wollte, ließen sie sie im Stich. Die Vorlage wurde im Landtag und Herrenhaus so verstümmelt, daß sie wirkungslos blieb. Mit dem Zentrum ließ sich erst recht keine vernünftige Ostmarkenpolitik treiben, weil für die Gläubigen der römischen Kirche die Religionsgemeinschaft über die Angehörigkeit zu einer bestimmten Nation geht. Insofern bedeutete Fürst Bülows Blockpolitik, die Heranziehung des liberalen Bürgertums zur Mitarbeit bei der Reglung der Staatsverhältnisse, einen verheißungsvollen Anfang auch für eine gesunde innere Politik im Reiche und in Preußen. Aber beim Anfang ist es geblieben, und weil man, als die Konservativen sich weigerten, ihren liberalen Blockbrüdern ein paar Zugeständnisse zu machen, nicht den Mut fand, konsequent zu bleiben, so begab man sich aufs neue in die Abhängigkeit einer agrarisch-klerikalen Mehrheit.

Zwar empfahl sich Fürst Bülow, gleich nach dem traurigen Ende seines Blockgedankens, um es Herrn v. Bethmann Hollweg zu überlassen, das festgefahrene Reichsschiff wieder flott zu machen. Der neue Reichskanzler mag sich über dies Problem mehr Kopfzerbrechen gemacht haben, als man ahnt. Aber er konnte, als er sich schließlich der Volksvertretung vorstellte, nicht viel mehr sagen, als daß er hoffe, der „Zwang zur Arbeit“ werde bald die Parteien zwingen, das Vergangene zu vergessen und der Regierung zu helfen.

Es gewinnt aber jetzt immer mehr den Anschein, als ob der Zwang, der in der Notwendigkeit der Arbeit liegt, vielmehr die Regierung dazu dränge, eine unbeglichene Rechnung zu bezahlen, für die sie der Vergangenheit die Zahlung weigerte. Mit unerbittlicher Gesetzmäßigkeit heischen die Lebensinteressen des Staates die Erfüllung bestimmter Pflichten, und diese Pflichten müssen die Regierenden in der Polenfrage, in dem Stadium, in dem sie sich jetzt befindet, immer wieder in Konflikt mit dem Zentrum, von der polnischen Fraktion natürlich ganz zu schweigen, bringen; in nicht allzu ferner Zeit natürlich auch mit den Junkern, auf die, nachdem die Ostmarkenpolitik nur in der Richtung der Enteignungsgesetzgebung und unter Zuhilfenahme einer liberalen Parteiinteressen förderlichen Kulturkraft fortgeführt werden kann, nicht mehr

Digitized by Google

viel Verlaß ist. Ohne die Mitwirkung des liberalen Bürgertums lassen sich heute in Preußen wie Deutschland keine politischen Fragen mehr lösen, die, wie die polnische, Lebensinteressen des Staates und des Volkes berühren. Das hat die Debatte über die Kattowitzer Interpellation wieder gelehrt. Der in der Notwendigkeit der Arbeit liegende Zwang wird schließlich auch wieder zu einer positiven Mitarbeit der Liberalen an der Gesetzgebung führen, aber in andrer Weise, als Herr v. Bethmann Hollweg sich das wohl dachte. Die Liberalen, wenn sie ihren Vorteil wahrnehmen, werden zunächst nicht die Entgegenkommenden zu sein brauchen. Otto Corbach.

* * *

Die Parteien der Rechten und der Linken.

Als Parteien der „Rechten" sprach Friedrich Naumann in seinem dritten Vortrage in der Philharmonie sowohl die Konservativen und das Zentrum, wie auch beider „Anhängsel" an, nämlich auf der einen Seite: Freikonservative, Antisemiten, Christlich-Soziale, Bund der Landwirte; auf der andern: Polen, Welfen, Bayrischer Bauernbund. Protestantisch-konservativ sei (nebst den resp. Hilfstruppen) die konservative Partei, katholisch-konservativ das Zentrum. Indessen führt das Zentrum $^7/_9$ der katholischen Bevölkerung, die konservative Partei nur $^2/_7$ der protestantischen; somit ist zweifellos das Zentrum als Partei die stärkere. Anderseits haben die Konservativen ihre festen Beziehungen zur Regierung, so daß politisch beide Parteien gleich zu bewerten sein dürften. Gehen sie zusammen, so setzen sie — die Zölle und die Reichsfinanzreform beweisen es klar — Alles durch, was sie wollen. Im grundlegenden 1. Programm der Konservativen war der Gedanke bestimmend: Konfessionell müssen die Menschen bleiben! Noch war damals der Zollgedanke nicht Parteiprogramm geworden. Er arbeitete sich erst in den 80er Jahren durch. Und das sogen. Tivoliprogramm von 1892 forderte, das wirtschaftliche Moment scharf betonend: Zollschutz für Landwirtschaft und Industrie, Befähigungsnachweis für das Handwerk, Schutz des Mittelstandes; die Notwendigkeit des Sozialistengesetzes wird nachdrücklich hervorgehoben. Von da ab haben die Konservativen sich kein neues Programm gegeben, auch nicht mehr geben brauchen. Reichere Programme bildeten die Antisemiten (einschließlich Wirtschaftliche Vereinigung, Christlich-soziale Partei) heraus. Auf den ersten Anlauf vermochten sie für ihre Gedankengänge neue Kreise zu gewinnen, aber sie konnten ihre Gedanken nicht festhalten, da praktisch nichts Konkretes damit zu erzielen war. Anders der Bund der Landwirte: Seine Wirtschaftspolitik wurde zur Politik der hohen Preise. Dieser Gedankengang hatte sehr viel Anziehendes; er vermochte auch Kreise zu erfassen, die sonst nur passiv zur konservativen Idee neigten. Die konservative Schicht, die um die Ministerien gelagert ist, sollte die gesamte Staatsregulierung und die Kontrolle des ganzen Wirtschaftsbetriebes in die Hand bekommen. So ist auch die Sympathie zwischen Zentrum und Konservativen zu verstehen. Das Zentrum sagt zum Staat: Du siehst das Walten des Mammonismus! Der rücksichtslose Egoismus ist unchristlich. Deshalb muß der Staat eingreifen: hemmen, regeln, Gesetze machen!

Eine Partei, die so fest in der Bevölkerung sitzt, wie das Zentrum, braucht kein Werbeprogramm, sie macht Einzelprogramme von Fall zu Fall. Darin beruht ein Teil ihrer Stärke, daß sie am wenigsten durch ein Programm festgelegt ist. Wahrscheinlich würden wir die Reichseisenbahn haben, wenn nicht das Zentrum Ende der 70er Jahre gegen einen solchen Gedanken gewesen wäre, und gewiß hätten wir ohne das Zentrum andre Finanzen. Auf Grund der Frankensteinschen Klausel mußten die großen Rückzahlungen an die Einzelstaaten aus der Bundeskasse erfolgen. Durch die stetig wiederholten, Schritt für Schritt zur Erfüllung gebrachten konfessionellen Forderungen des Zentrums wurde aus dem Schuldbuch des Kulturkampfes ein Blatt nach dem andern herausgerissen. So befindet sich das Zentrum, dessen wirtschaftliches Programm so ziemlich dem der Konservativen entspricht, im Zustande einer vorsichtigen Zufriedenheit. Es fühlt sich wohl in Deutschland; es sagt sich: „dieses Reich ist ein besseres Spanien!" Und überdies betont es seine nationale Notwendigkeit unter Hinweis darauf, daß das Zentrum keine Partei einer einzelnen Schicht sei, sondern die Partei für alle, eine wahre Volkspartei, die sich besonders die Fürsorge für die Arbeiter angelegen sein lasse. „Das Christentum bestimmt unsre politische Tätigkeit!"

Wenn irgend etwas dem Liberalismus die Aufgabe, seine verlorenen Glieder und Kräfte zu sammeln, zu stellen vermag, dann ist es die Erkenntnis dessen: es gibt einen konservativ-klerikalen Staat. Was jener ältere Liberalismus vom Deutschen Reiche gehofft hat: die Hebung der geheimen Schätze deutschen Kulturlebens, die Förderung alles idealen Strebens usw., ist unerfüllt geblieben, mußte es bleiben, da die Macht in die sehr geschickten, sehr klugen Hände der Rechten geraten ist.

Von der Selbstzufriedenheit der Rechten habe der Ministerpräsident bei Einbringung der Wahlrechtsvorlage im Abgeordnetenhause ein Beispiel gegeben: er findet alles gut, was besteht! Dieser Selbstzufriedenheit müsse Terrain abgewonnen werden durch Idee und Organisation. An letzterer hat es dem Liberalismus gefehlt, wenn er auch in der Idee groß gewesen ist. Er zerfiel in Partikularismus, und schließlich gab es fast in jeder Provinz eine andre Schattierung von Liberalismus. Man zerrieb sich in inneren Kämpfen. Gesetze im Sinne des ersten Teiles der preußischen Verfassung — Naumann verliest diese Grundsätze und meint, sie sollten im Vorzimmer aller Landratsämter aushängen — können nur geschaffen werden, wenn Stimmung und Gesinnung des Volkes dem entspricht. Liberalismus läßt sich nicht kommandieren. Ein wunder Punkt: die menschlichen Verhältnisse bleiben unliberal, in der Politik will man aber liberal sein. In seiner Stellungnahme zu den Arbeitern und zu dem freien Arbeitsvertrage sagte der Liberalismus: der Arbeiter soll ein freier Mann sein, für seine Arbeit sich eine beliebige Stelle wählen. Aber die schönste Theorie nützt nichts, wenn der Arbeiter nicht weiß, wovon er in den nächsten vier Wochen leben wird. Je besser ein Arbeiter sein Fach gelernt hat, desto mehr kann er für seine Arbeit fordern. Ungelernte Arbeit ist die Arbeit von Nummern, denn der Mensch wird erst Persönlichkeit durch das, was er kann. Wenn man auf die einfachsten Hilfsarbeiter den freien Arbeitsvertrag übertragen will, so sagen sie sich selbst: um uns Nummern kümmert sich niemand, nur als Masse können wir wirken (die sozialdemokratische Anschauung)! Fehlte es so dem Proletariat an Verständnis und Würdigung der liberalen Theorie vom freien Arbeitsvertrage, so bildet sich nun immer mehr das Verbandswesen auch innerhalb der Kreise der Käufer der Arbeit aus, — wiederum im Gegensatz zur liberalen Weltanschauung. Der Sekretär des Verbandes regelt die Bestimmungen des Arbeitsverkaufes. So fallen ganze Schichten vom freien Arbeitsvertrage aus. Fast alle weiblichen Berufe sind heute aus diesem Grunde schlecht oder mangelhaft organisiert. Und es entstand der Sozialismus als Gegenstück des Liberalismus: der Massenzusammenschluß gegen das Einzelideal! Heute muß man schon den Fabrikanten suchen, der nicht Verbandsmitglied ist. Die „Einzelmenschen" (im liberalen Sinne) sind heute alle „Verbandsmenschen". Die alten Innungen sind verschwunden, aber es sind neue entstanden, eben in den Verbänden. Ihre Kartellsatzungen sind, was die alten Innungsbestimmungen gewesen. Es kommt, was die Sozialdemokratie die Gesellschaftsordnung nennt. Ein Netz der mannigfachsten Organisationen ist über das Ganze hingezogen. Heute spricht der Syndikus der Industriegesellschaft das aus, was die Sozialdemokratie vor 25 Jahren gesagt hat: das muß „gesellschaftlich" geregelt werden. Und doch kommt die Vergesellschaftung anders als die Sozialdemokraten sie sich gedacht: sie kommt von oben her, nicht von unten. Es entsteht das

Digitized by Google

Problem der Menschenrechte innerhalb des modernen Industriestaates, d. h. das alte liberale Problem: Menschen zu sein innerhalb aller Organisation. So klagt es aber jetzt auch schon aus sozialdemokratischen Kreisen: die Revisionisten sind nicht so unvorsichtig, sich auf das Programm festzulegen. Seit 1891 (Erfurter Programm) vollzieht sich diese Umwandlung im sozialistischen Denken. Dasselbe Ziel verfolgte ursprünglich auf liberaler Seite vor allem Schulze-Delitzsch: nur nichts vom Staat! Wir wollen allein schaffen! Und 1878 sprach die Fortschrittspartei den Gedanken der Selbsthilfe im Programm aus. Damals verlachten die Sozialdemokraten das als Palliativmittel. Inzwischen haben von jenen Einrichtungen (Genossenschaften) die Sozialdemokraten sich schon einen großen Teil zu eigen gemacht in den Gewerkschaften usw. Diejenigen, die heute ihrer eigenen Arbeit fremd gegenüberstehen, wieder irgendwie dazu zu bringen, daß sie wieder Herr ihrer Arbeit werden, — das ist das Problem der Zukunft! —

Ich wiederhole: es herrscht die Rechte genau so lange, bis die Linke sich so diszipliniert hat, daß sie die Stärkere wird. In unserm deutschen Volke schlummern noch ungeheure Kräfte, persönlicher, technischer Natur, die unter dem heutigen Druck nicht frei werden können. Was läßt sich da Alles herausholen, wenn die Schaffenden nur nicht behandelt werden wie eine der Aufsicht bedürfende Herde? Wenn es möglich ist, unser Volk mit solcher Stimmung zu erfüllen, dann kommt der wirkliche Liberalismus; dann wird die Reichsgründung nicht nur so eine kleine Episode gewesen sein, daß das Reich als ein besseres Spanien betrachtet wird, sondern es kommt etwas, was uns befähigt, in den großen Wettkampf um die großen Güter der Kultur mit den Amerikanern, den Engländern einzutreten. O. L.

* * *

Berliner Fasching.

Er ist so ledern, daß sein Charakterbild in eine Fachzeitschrift für Häute und Leder hineingehört. Am Nordpol einen Palmenhain anlegen, ist vernünftiger, als den Karneval am Spreestrande etablieren. Aber der Berliner wäre nicht er selbst, wenn er nicht auch das Komische riskierte. So trällerts denn von den Litfaßsäulen herab, daß da und dort und überall Redoute und Bierbock ist, und die mit grausamer Geschwindigkeit aus dem Boden geschossene Zunft der Holzbocks und der Pietsche singt spaltenlang ein Lied von der geherrscht habenden „echten Laune und Stimmung“. So glaubs, wers mag. Wir können doch aus unsrer Haut nicht heraus. Und Karl Scheffler, der sich zuletzt am Problem „Berlin“ die Zähne ausgebissen hat, hat in dem einen Punkte ganz recht: das Talent zum Rausche haben wir am allerwenigsten. Wir haben für unser Großberlin nun glücklich die 300 eingeschätzten Millionäre ausgerechnet, und die Masse derer, die so leben wollen und so leben wie die Millionäre, ist aufs Dreißigfache mühelos zu beziffern. Die Leute haben auf Grund der am Tage aufgebrachten Arbeitsenergie zwei Bedürfnisse: sich zu zeigen und sich zu amüsieren. Das eine gehört zu den Pflichten, das andre zu den Wünschen. Darum scheiden sich — ein Berliner Spezifikum — die Feste in zwei streng auseinandergehaltene Dinge an sich: den Repräsentationsball und den Rummelball. Im ersten Falle leisten wir etwas Weltbedeutendes: den Presseball mit seiner gut funktionierenden Massenparade an hochtitulierten, uniformstrotzenden, ordensgezierten, geistig ersinnenden und mimisch arbeitenden Menschenkräften macht uns keine Stadt der Erde nach, auch nicht Paris mit seinen Empfängen beim Präsidenten. Aber das Unglück ist: die Herren, die hier so natürlich und respektabel mit ihren Frauen Figur zu machen verstehen, werden nicht amüsanter, wenn sie mit ihren Verhältnissen oder mit ihren jungen, neugierig in die Prostitution hineinschnuppernden Ehepartnerinnen zum Moulinrouge oder ins Metropol wallfahrten. Die Damenwelt, in der man sich nachts nicht langweilt, hat in Berlin noch nie Anspruch darauf gemacht, kurzweilig zu sein, und wenn sie eleganter als in sonstigen Kulturzentren wäre, so hätte es Rezniczeck sicherlich nicht in München ausgehalten. Doch das eine haben diese pseudolustigen Redouten, deren Stumpfsinn so selten festgenagelt wird, weil die Stammgäste sich nicht selbst blamieren werden, voraus, sie kosten klotzig viel Geld, und darin besteht das einzige Faschingstalent der Berliner, daß sie sich vorzugaukeln vermögen, da, wo die Sektpfropfen knallen und der Kaviar trieft, sei es amüsant. Als populäre Nuance wird der Bierbock mit Hilfe des Imports von bajuvarischen Bauernkapellen und Kellnerkomikern zweifelhaftester Güte kultiviert, sein Beginn ist gegen früher, da er kurz vor den abschließenden Karfreitagszauber auf dem Spandauer Bock fiel, um mehrere Monate vorgeschoben; man belebt ihn durch Preiskrönung des dicksten Mannes, des kahlsten Schädels, des unbescheidensten Damenhutes und ähnlicher Abnormitäten, und bringt es nicht einmal zustande, aus der Kommis- und Handwerkermenge einen gemeinsamen Biergesang herauszuquetschen. Das Resultat ist hier wie dort, beim finanzaristokratischen wie beim demokratischen Fasching, eine typisch-berlinische Bekneiptheit, die durch Randalierlust das Ausbleiben einer gehobenen, schwergewichtslosen Heiterkeit ersetzt. Man hat den Berliner seit Menschengedenken falsch erzogen; sowie er keinen Schutzmann mehr sieht, ist er wie ein Kind, und er befindet sich augenblicklich in dem peinlichen Zwitterzustande, daß er auch keine Schutzleute mehr sehen möchte. Er glaubt wirklich, Getöse ist schon Fasching; er freut sich, daß er jetzt, wenn nicht auf der Straße, so doch im Brauereisaale auch seinen Fasching hat. Dabei vergißt er, daß er als strenger und unnachsichtiger Arbeiter im Winter gar nicht Vergnügungssaison haben darf; seine Spezialität sind Kremserpartien mit Picknick im Walde, Laubenkoloniefeste und Frühkonzerte zu Pfingsten. Winterfasching paßt nicht in seinen Wirtschaftsplan. Dazu fehlt ihm alles. Die Agrarier, die im Februar in Berlin zusammenströmen, um für Momente im großen Rausche zu ertrinken, sind dafür viel besser prädisponiert, und die Österreicher, die numerisch stärkste und immerhin kultivierteste Fremdennation bei uns, stoßen auf verblüffte und skeptische Gesichter, wenn sie die Spreeathener gelegentlich in ihre Stimmung mitreißen wollen. Selbst wenn auf dem Theater Reinhardt, den der Berliner stolz seinen Reinhardt nennt, Peitschengeknall prasseln und von tollen Bajazzis Purzelbäume schlagen läßt, wird der Berliner griesgrämig und redet ärgerlich von „Zirkus“. Im Zirkus aber sieht er sich die feenhaft ausdekorierten, lebenden „Kientopp“-Melodramen an und staunt; das ist sein Genre: ledern, doch teuer und prunkvoll.

Arthur Vollrath.

* * *

Stilindizien.

Der braven Stadt Hamburg drohte bekanntlich vor kurzem die furchtbare Gefahr, durch ein Denkmal Heines beschmutzt zu werden. Das regte einen braven journalistischen Philister der alten Hafenstadt entsetzlich auf, er schrieb gegen den ungezogenen Liebling der Grazien einen vernichtenden Artikel, er brachte den armen toten Heine noch einmal um und wies ihn endgiltig aus der deutschen Literatur aus. Darüber machte sich nun ein andrer Journalist lustig, indem er Heines „Deutschland“ ein wenig umdichtete und mit allerhand Grobheiten gegen den Philister-Kollegen spickte. Die Aktualisierung Heines war weiter keine große Leistung, und der Autor blieb bescheiden im Dunkeln. Doch der Philister und ein Hamburger Schöffenrichterauge haben ihn erkannt. Der Philister nämlich verklagte sowohl den verantwortlichen Redakteur wie den „mutmaßlichen Täter“. Der „mutmaßliche Täter“ leugnete zwar, aber das half ihm wenig. Er bekam eine empfindliche Geldstrafe. Woher der Philister und der Richter wußten, daß sie den Richtigen erwischt hatten? Hatten sie bei einer Haussuchung das Manuskript gefunden? Das nicht! Hat es ihnen der Verantwortliche oder sonst jemand gesagt? Das zwar auch nicht! Aber bekanntlich ist jeder Mensch an seinem

Digitized by Google

Stil zu erkennen, und den Heinrich Heine dichtet jeder anders um. Ein solches Sachverständnis in unsrer nachahmungsfreudigen Zeit verdient allenfalls Beachtung. Ich kenne in Berlin einige führende Schriftsteller, die selbst nicht eine Spur von Originalität besitzen, und die doch zwei ganze Generationen von mustergetreuen Manierismen hervorgebracht haben. Will man z. B. für den „Stil" des Herrn Jakobsohn Herrn Alfred Kerr verantwortlich machen? Und wen macht man für Herrn Kerr verantwortlich? Ich gebe ja zu, daß manche unsrer „Originale" samt ihren begeisterten Nachahmern Prügel verdienten! Aber wer wird in unsrer humanen Zeit wieder die Prügelstrafe einführen wollen? Und noch dazu wegen eines bißchen Schreibstil? F.

* * *

Der Kampf gegen den Syndikus.

Auf irgendeiner Handwerkstagung hat man neulich arg gegen die Handwerkskammer-Syndici geeifert und geklagt, daß die Handwerkerzusammenkünfte nun schon beinahe Parlamente von akademisch gebildeten Handwerkskammersekretären seien. Diese Abneigung gegen die Akademiker, die ja auch unter den Sozialdemokraten herrscht, ist nicht neu. Schon Bruder Straubinger singt: „Doch mit den academici konnt ich mich nicht vertragen", und in dem bekannten von L. Erk komponierten Gesellenlied heißt es:

Hall' und Jena an der Saalen,
Konnt mir gar nicht recht gefalen,
Weil der Handwerksbursch soviel leiden muß
Von den Herren Studiosibus.

Nun aber hat der gute Bruder Straubinger seine Genugtuung. Die Herren studiosi machen ihren Doktor, und die Gesellen werden Meister, Beisitzer und Vorsitzende von Handwerkskammern. Und wenn dann der Doktor Handelskammersyndikus geworden ist, dann wird ihm gezeigt, was eine Harke ist. Wenn er nicht nach der Pfeife tanzt, wird er Knall und Fall entlassen. Auch der Syndikus der Berliner Handwerkskammer hat plötzlich sein Bündel schnüren müssen. Und als er fort war, duldete sein Vorgesetzter, der Vorsitzende der Handwerkskammer, zwar, daß über den früheren Untergebenen allerlei Klatschereien verbreitet würden, aber nicht, daß man dem an seiner Ehre angegriffenen Mann Mitteilung davon machte. Und als ein Angestellter es dennoch tat, entließ er ihn wegen „Bruches der Amtsverschwiegenheit". Eine sonderbare Auffassung, und vielleicht würde es dem Bäckermeister, der so streng das Szepter in der Handwerkskammer schwingt, nicht schaden, wenn er inbezug auf die Art, wie man Klatsch und Verleumdungen behandelt, sich lieber etwas akademische Anschauungen zu eigen macht. Dr. K. Z.

* * *

„Aus dem Leserkreise".

Die „Tägliche Rundschau" tischt häufig ihrem Leserkreise artige Geschichtchen auf, die ihr von freundlichen Lesern erzählt werden. Es handelt sich fast immer um selbsterlebte Dinge, von denen die anhänglichen Abonnenten zu berichten wissen, und das gibt den Histörchen einen besonderen Reiz. Aber ein wenig nachlässig sind die Herrschaften, die der Redaktion so gefällig die Spalten füllen helfen, doch, denn sie teilen ihr ihre Geschichtchen erst sehr lange, nachdem sie passiert sind, mit. Es mag dies seinen Grund in dem hohen Alter der Einsender haben, denen jetzt, da sie die Ereignisse der letzten Jahre zu vergessen anfangen, die aus ihrer frühesten Jugendzeit einfallen. Da war neulich z. B. von einem alten Richter zu lesen, der unentwegt zehn Jahre lang nach dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches Recht sprach. Der wackere Mann hat einen Vorgänger gehabt, der ähnlich handelte und von dem uns damaligen Füchsen schon Geheimrat Felix Dahn erzählte. Ach und ich bin ein so altes Semester. Noch merkwürdiger ist der Fall jenes braven polnischen Füsiliers, der, als er auf Posten steht, dreimal von seinem Feldwebel gefragt wird, ob er den Brigadekommandeur, dessen unvermutete Inspizierung man fürchtet, schon gesehen habe. Als der Gestrenge nun wirklich kommt, nicht gegrüßt wird und dem Posten bedeutet, daß er sei, antwortet ihm Kaczmorek: „Freu dich, der Herr Feldwebel hat schon dreimal nach dir gefragt." Wirklich niedlich, aber leider steht die Geschichte schon in einer illustrierten Zeitschrift aus dem Jahre 1854. Vor einiger Zeit teilte einer der Abonnenten einen lustigen Heiratsantrag mit, den ein Hamburger Diener an den dienstbaren Geist besagten Einsenders geschrieben oder richtiger abgeschrieben hatte. Der „Liebesbriefsteller" jenes Dieners war merkwürdigerweise — Glaßbrenners „Berlin wie es ist — und trinkt" vom Jahre 48. Könnte sich der „Leserkreis" der Täglichen Rundschau mit seiner Berichterstattung nicht ein klein wenig mehr beeilen?. Sonst könnte man ja auf den Verdacht kommen, er schöpfe seine aktuellen, wahren Geschichten aus dem alten Meibinger, oder die Leser wollten gar die Redaktion frozzeln.

M. P.

* * *

Blücher und Wellington. Bezüglich der grundfalschen Ehrenrettung Wellingtons 1815 in der Studie von Klein-Hattingen (Nr. 5, 1910) verweise ich auf Band IV meines Werkes „Die Große Armee", worin man sich auch über die Sachkunde des als Gewährsmann für Pflugk-Harttungs Forschung zitierten „Historikers von 1813" unterrichten mag, sowie freilich auch umgekehrt über die Unkunde des Pflugk-Harttung hochnäsig befehdenden Lettow-Vorbeck. Karl Bleibtreu (Zürich).

Jetzt gehts endlich los!

Was ich immer im Stillen gehofft und ersehnt habe, das ist jetzt endlich zur lichtvollen Tatsache geworden — endlich! Ich bin selig! Ich frohlocke! Also: mein Ahnungsvermögen hat mich nicht betrogen. Etwas Prophetisches steckt doch in mir; es ist nicht mehr zu leugnen. Jetzt gehts endlich los! So mußte es kommen: der Akademisch-Literarische Verein Berlin erläßt einen Aufruf an alle deutschen Kommilitonen und Kommilitoninnen zur Schaffung eines deutschen Studentenbuchs aus Anlaß des im Oktober 1913 zum hundertsten Mal wiederkehrenden Jahrestags der Völkerschlacht bei Leipzig.

Es ist ein großes Glück, daß diese Völkerschlacht nicht in Vergessenheit geraten ist. Ihr verdanken wir ja den grandiosen Militarismus — den Militarismus, der der wahre Militarismus ist — den man auch den Völkermilitarismus nennen darf. Dieses Wort erinnert gleich so lebhaft und deutlich an die grandiose Völkerschlacht bei Leipzig.

„Mein Leipzig lob ich mir!" sagte schon der alte Goethe. Hoffentlich wird uns die Goethe-Gesellschaft auch ein ganz besonderes Jahrbuch zur freundlichen Erinnerung an die große ruhmreiche Schlacht bescheren. Da können dann gleich alle Vorzüge des Völkermilitarismus mit kräftigen deutschen Worten gepriesen werden; unter Friedrich dem Großen war das Soldatspielen eine Strafe (vergl. die entzückende Novelle „Der Feldweibel" von Heinrich Zschokke) — zur Zeit des Völkerfrühlings ward diese liebenswürdige Beschäftigung eine große Ehre — eine patriotische Heldentat.

Wie, kann man nun fragen, wird sich Europa diesem großen Festtrubel gegenüber benehmen? Nun — seien wir nicht allzu bescheiden — die großen Verdienste, die sich

Digitized by Google

Deutschland um die Erhaltung des Völkerfriedens erworben hat, berechtigen uns, von allen Europäern zu verlangen, daß sie unser Völkerschlachtfest mitfeiern — auch die Franzosen dürfen sich nicht ausschließen — das dürfen sie nicht — das wäre eine Beleidigung.

Alte deutsche Uniformstücke (besonders preußische!) sind überall an Stelle der Teppiche zum Fenster hinauszuhängen. Diejenigen, die mit alten Militärhosen handeln, sind heute schon anzuweisen, daß sie ihre Uniformstücke nur zu außergewöhnlich hohen Preisen ablassen dürfen. Sie werden sich diesem Befehl hoffentlich aus Patriotismus mit Freuden fügen; die Ausländer werden die erhöhten Preise mit Begeisterung zahlen. Sämtliche Eisenbahnen und auch die elektrischen, sind im Oktober 1913 täglich mit frischem Eichenlaub zu bekränzen. Auf den öffentlichen Plätzen aller europäischen Städte und Dörfer sind Grammophone aufzustellen, die ohne Unterbrechung den ganzen Oktober 1913 hindurch alte deutsche Siegeslieder dem Publikum vorblasen müssen. Das Festkomitee wird alle Hände voll zu tun haben. **Paul Scheerbart.**

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Fried. Regensberg: Lissa. Ein Schlachtenbild. Mit Illustrationen von M. Zeno Diemer und einer Karte. 1907. Franckhscher Verlag (Stuttgart). 1,00 Mk., gebunden 2,00 Mk.

Othmar Kovařík: Feldzeugmeister Benedek und der Krieg 1866. Neue Daten zum österreichisch-preußischen Feldzuge. Mit Porträt und Brief-Faksimile, Übersichtskarten und Textillustrationen. O. Gracklauer (Leipzig).

Lissa und Königgrätz: Sieg und Niederlage — beide verknüpft durch ein gemeinsames Kennzeichen: die Niedertracht der Kamarilla, die gefügiger Werkzeuge bedarf zu ihren Zwecken. Tegetthoff, der Sieger bei Lissa, ist im Verhältnis nicht weniger schmachvoll behandelt worden, als Benedek, der Besiegte von Königgrätz. Allerdings, Tegetthoff wurde vor kein Kriegsgericht gestellt — das hätte noch gefehlt —, auch nicht mundtot gemacht, dafür aber schon wenige Wochen nach dem Tage von Lissa seiner Stellung enthoben und schandenhalber mit einer Mission ins Ausland betraut. — Beide ausgezeichnete Männer in ihrer Art, mit höchst unzulänglichem Material in der höchsten Gefahr auf verantwortungsreiche Posten gestellt, beide von obenher durch Unverstand und Bosheit gehemmt und gehindert und beide zuletzt brutal in den Kot getreten. Und warum? Weil es beide verschmähten, Höflinge zu sein, weil sie ihre Meinung solchen gegenüber, ja selbst hohen Herrschaften gegenüber, gerade heraussagten. Der Dank vom Haus Österreich!

Regensberg entrollt ein anschauliches Bild von der Schlacht bei Lissa; er erzählt flott und voll Elan, oft an Bleibtreu erinnernd, wenn ihm auch dessen Diktion fehlt. — Kovařík beschäftigt sich mit der Charakteristik des unglücklichen Heerführers von Königgrätz, der da kam vor die Auditoren, weil Prinzen die Schlacht verloren. Es ist ein lebensvolles Bild, mit Liebe ausgemalt, jedoch ohne Voreingenommenheit für den Helden. Auch neue, bisher unbekannte Beiträge über die Schlacht finden sich zahlreich vor. Beide Werkchen seien empfohlen.

Stauf v. d. March.

Joseph Aug. Lux: Der Wille zum Glück. Ein Seelenbrevier. Verlag von Albert Mohr (Wien). In Pergament gebunden und in Pappkarton.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Bonneß & Hachfeld, Potsdam,** betr. „Rustin, Allg. Bildung, Militäranwärter- und Beamtenlaufbahnen“ bei, worauf wir besonders hinweisen.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. — — Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ∴ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

N.P.G.

Vornehmer, wohlfeiler

Wandschmuck

sind Bromsilber-Photos der Neuen Photographischen Gesellschaft, Aktiengesellschaft, Steglitz 181 · Enorme Auswahl von Gemälden und Skulpturen klassischer und moderner Kunst · Illustrierte Prospekte stehen gern zur Verfügung

Amateur-Photographen

verlangen unsere Gesamtpreisliste über Photopapiere und Probehefte der Zeitschrift «Das Bild» gratis

N.P.G.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.: Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

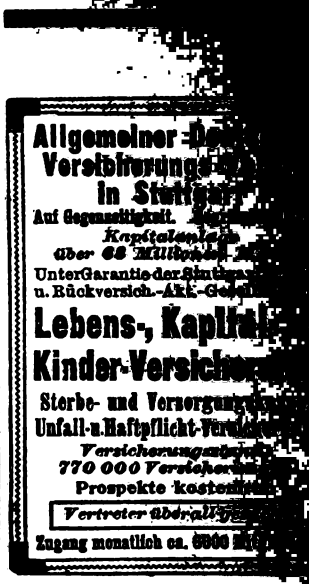
Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.
Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.
Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.



Soeben erschien Band I der

„Bücher der Gegenwart"

Schiller

Herausgegeben von **Ignaz Ježower.**

◇ ◇ ◇

Gesammelte Aufsätze aus der Gegenwart (1872—1909) von **F. Ch. B. Avé-Lallemant, Ludwig Bellermann, Karl Berger, Ludwig Geiger, Max Hecker, Adolf Heilborn, Peter Hille, Marie Joachimi, A. W. J. Kahle, David Koigen, Ferdinand Kürnberger, Paul Lindau, W. v. Maltzahn, Adolf Rumelin, Otto Runk, Karl Siegen, H. Welcke u. a.**

◇ ◇ ◇

Das Buch ist mit einem Zweifarben-Holzschnitt des Schillerhauses in Weimar (von Otto Delling) geschmückt. Umschlag im Stil der Zeit.

Preis kart. 2 Mark ∴ Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Berlin W. 9 ◇ Hermann Hillger Verlag ◇ Leipzig.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Mießler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 9. Berlin, den 26. Februar 1910. 39. Jahrgang Band 77.

Im abgetragenen Philosophenmantel.

Der Hornung ist der kritische Monat für jeden Reichskanzler geworden, der Hornung mit seiner landwirtschaftlichen Woche. Die Zeit von der Ernennung des Kanzlers bis zur Tagung des Landwirtschaftsrats bedeutet nicht mehr als ein Noviziat, das mit nützlichen Arbeiten, Kasteiungen und Bußübungen ausgefüllt werden mag, beim Festmahl des Landwirtschaftsrats heißt es: jetzt ist der Augenblick zum Profeßtun da; erkläre dich! Willst du in den Orden der alleinseligmachenden Landwirtschaft eintreten und der heiligen Agraria dein Gelübde ablegen.

Es ist in der Tat so: die Herren mit den wetterfesten Gesichtern, die in diesen Tagen dem berlinischen Straßenbild einen ungewohnten ländlichen Einschlag geben, diese ecclesia militans agrarica, die im Zirkus Busch im Feuer exerziert, diese Linientruppen — denn besagter Landwirtschaftsrat stellt die Garde dar — halten es nachgerade für eine staatliche Einrichtung, daß der höchste Beamte des Reichs inter pocula ihnen und ihren Wünschen Treue gelobt, und so nimmt es auch nicht wunder, wenn Herr v. Bethmann Hollweg sich zu diesem Brauche bekennt. Seiner großangelegten Rede vom 10. Februar ist kaum eine Woche darauf eine zweite gefolgt, nicht ohne erläuternde Rückbeziehungen, gewissermaßen eine Quittungsleistung auf die Kritik seines Debuts im Abgeordnetenhause, die er selber als einen Hagelschauer bezeichnete.

Vor nahezu einem Vierteljahrhundert durfte Bismarck die deutsche Landwirtschaft das Stiefkind der Gesetzgebung nennen. Seitdem hat das Aschenbrödel längst Gold und Silber über sich werfen lassen und ist in die ihm gebührende Stellung eingerückt. Gerechterweise muß zugestanden werden: die Geschwister Industrie und Handel haben die Erhebung ihrer agrarischen Schwester nicht mit Schaden entgelten müssen; sie sind gediehen, und die 1879 inaugurierte Schutzzollepoche hat den Natinalwohlstand zu einer noch nicht dagewesenen Höhe anschwellen lassen. Wir wissen, wie England vor dem deutschen Wettbewerb auf dem Weltmarkt zittert, wissen auch, daß es nach der 1847 erfolgten Aufhebung der Kornzölle eigentlich keine Landwirtschaft mehr besitzt und hinsichtlich der Lebensmittel zum größten Teil auf Zufuhr angewiesen ist. Ganz im Gegensatz zu Deutschland. Konnte doch im Januar vor zwei Jahren der frühere Minister v. Podbielski vor dem Bund der Landwirte in Hannover erklären, Roggen und Weizen hätten einen Preis erreicht, wie nie zuvor. Und im Februar 1905 war diese Zeit der Ernte vom Fürsten Bülow vorausgesagt worden, allerdings mit dem Zusatz, er wisse wohl, daß man von seinen Freunden auf dem Lande selten oder nie ein Wort voller Befriedigung über ihre Ernte zu hören bekomme.

Trotzdem mähten ihn die erntefrohen Sicheln seiner Freunde auf dem Lande hinweg. Es mutet einen melancholisch an, wenn man sich seine damals vor dem Landwirtschaftsrat gehaltene Rede vergegenwärtigt, jene Rede, die der stets Zitatbereite in Hermann Linggs Verse ausklingen ließ:

„Regen, Sturm und Hagelschauer
Schickt der Himmel mir herab,
Doch ich bin ein alter Bauer,
Der sich niemals noch ergab,
Und ich trotz' ihm bis zum Grab."

Was hat ihm das Trotzen geholfen! Der Hagelschauer, der seinen Nachfolger von links traf, fegte ihm, dem alten Bauern, von rechts in die Blocksaat. Vielleicht gerade deshalb, weil die Agrarier nichts von den Handelsverträgen und ihrer Erneuerung zu befürchten hatten. Fürst Bülow hatte die Fehler der Caprivischen Politik endgültig beseitigt, hatte die vom Onkel Chlodwig im Dezember 1894 verheißene Besserung der landwirtschaftlichen Notlage verwirklicht und war damit in die Stellung des Mohren eingerückt, der seine Arbeit getan hat. Immerhin hat er neun Jahre lang den Kanzlerposten innegehabt, sein Vorgänger sechs, Graf Caprivi noch nicht vier. Es ist wohl gestattet, die Amtsdauer mit dem Wohlverhalten gegenüber dem Agrariertum in Verbindung zu bringen, und der General mit seiner soldatischen Gradheit hatte, nach seinen eigenen Worten, in Handel und Industrie die wesentlichsten Quellen des Wohlstands Deutsch-

Digitized by Google

lands erblickt, hatte zugestanden, kein Agrarier zu sein, kein Ar und keinen Halm zu besitzen. Wer zum Teufel hieß ihn diese Galere besteigen! Genug, er hatte es getan, und der spätere Besitzer der Villa Malta beeilte sich bei der ersten und deshalb besten Gelegenheit mit diplomatischer Zerknirschtheit über seine Ar- und Halmlosigkeit Reuetränen zu vergießen. Herr v. Bethmann Hollweg durfte an diesen Umstand erinnern und sich den Landwirten im Hotel Adlon als Berufsgenosse vorstellen. Aber ob dies dem Herrn von Hohenfinow im entscheidenden Augenblick viel helfen wird? Wer seine letzte Rede genau liest, stößt auf eine Stelle, die die Fortsetzung der Bülowschen Wirtschaftspolitik verheißt, weil sie nicht nur den Interessen der Landwirtschaft, sondern auch denen von Gewerbe, Handel und Industrie diene. Das könnte als Seitensprung Caprivischer Art aufgefaßt werden; aber der Politiker im schon etwas abgetragenen Philosophenmantel ist vorsichtig gewesen: nicht aus Eigenem hat er die Mitläufer der Landwirtschaft genannt, sondern unter Bezug auf den Grafen Schwerin-Löwitz, der dasselbe geäußert hatte. Dieser ist der starke Mann von unverdächtiger Gesinnung, der auch schon Bülows Gelöbnis mit der Akkolade beantwortet hatte im Kreise jener Berufsgenossen, die „O Absalom, mein Sohn, mein Sohn" weheklagten, als ihm das Blockmaultier entlaufen war.

Es ist nützlich, sich daran zu erinnern; denn nach dem, was wir an Kanzlerstürzen erlebt haben, wissen wir, daß diese Herren unter einer Art bedingter Strafaussetzung ihr amtliches Dasein führen, mögen sie nun Rittergüter bestellen und gegen Hagelschlag versichern oder als alte aber arlose Bauern sich niemals ergeben wollen.

Immerhin müssen wir uns damit abfinden, wenn Herr von Bethmann Hollweg, wie mancher andere Minister, auch in andern Ländern, ein Zweckessen zur Gelegenheit wählt, einem besondern Stande Komplimente zu machen; nur werden andre Erwerbsklassen dasselbe Wohlwollen, dieselbe Berücksichtigung auf ihren Vertretertagen erwarten dürfen, wofern sie sich nicht zurückgesetzt fühlen sollen. Der Kanzler wies wohl nicht ohne Absicht „auf die Pflichten gegen die Allgemeinheit und das große Vaterland" hin, Worte, die mit lebhaftem Beifall von den Hörern ausgezeichnet wurden, ein Beifall, der merklich abflaute, als er unmittelbar darauf den agrarischen Sonderinteressen die Gesundheit des gesamten Volkskörpers gegenüberstellte. Der Bericht merkte an diesem Punkt ein mageres „Bravo" an. Ein freisinniges Blatt glaubte gleichwohl dem Redner das Zeugnis ausstellen zu sollen, sein Agrariertum sei echt. Aber da rückte sofort die „Deutsche Tageszeitung" auf den Plan mit dem Bedeuten:

„Wir haben keinen Anlaß, unsrerseits die Frage anfzuwerfen und zu beantworten, ob und in welchem Maße Herr v. Bethmann Hollweg ein agrarischer Reichskanzler sei. Wir verlangen von einem Reichskanzler nur, daß er Verständnis und Herz für die Landwirtschaft und ihre überragende Bedeutung im Staatsleben habe. Auf irgendwelche Bevorzugung, auf irgend ein Sonderrecht machen wir keinen Anspruch. Wir wollen nur das Recht und gleiches Recht für die Landwirtschaft."

In der Wilhelmstraße ist hoffentlich ein Platz an einem Spiegel frei, wo diese so lesbare Karte hingesteckt werden kann. Sie enthält eine Marschroute. Und wenn andre Berufe mit ähnlicher hemdärmeliger Diplomatie ihre Karten abgeben, wird der damit Beehrte Mühe haben, sein Spiegelbild zu finden.

Es wird an dieser Kanzlerrede der gereizte Ton getadelt. Die Reizung ist verständlich, weniger die Wahl des Ortes. Warum wehrt sich Herr v. Bethmann Hollweg nicht im Abgeordnetenhause seiner Haut gegen Angriffe, die, wie die in Süddeutschland gegen ihn gerichteten, offenbar auf falscher Auffassung beruhen. Lehnt er auch ab, den Philosophenmantel als ministerielles Bekleidungsstück zu betrachten, — die einfachste Philosophie müßte ihm sagen, daß eine Festtafel nicht der richtige Resonanzboden für eine derartige Polemik war. Was er zur Verteidigung der „preußischen Eigenart" anführte, hätte lieblicher geklungen, wenn damit nicht das preußische Wahlrecht gemeint gewesen wäre. Aber es ist ein Zeichen der Zeit: im vierten Jahrzehnt nach der Reichsgründung muß sich ein Reichskanzler gegen den Vorwurf des Partikularismus verwahren. Das sollte ihm zu denken geben. Heißt das nicht so viel als: das Vertrauen zu dem führenden, größten Bundesstaat ist in Süddeutschland erschüttert, der Liberalismus südlich der Mainlinie wird kopfscheu, und mag der Kanzler noch so oft, wie es auch sein Amtsvorgänger hielt, ablehnen, im Reichstage über die preußische Wahlfrage Rede und Antwort zu stehen: der öffentlichen Meinung kann er die Beschäftigung mit dieser preußischen Eigenart nicht verbieten, und sie fragt sich, weshalb er gerade an das Verständnis der deutschen Landwirte appelliert, wenn er neben die Eigenart Bayerns, Schwabens, Sachsens die Preußens gestellt habe. Wozu muß der höchste Reichsbeamte immer agrarisch geeicht sein? In den andern Bundesstaaten wird diese Eigenschaft keineswegs in dem Maße unterstrichen, wie es in Preußen geschieht; denn der Landwirtschaft ist ihr Recht geschehen, sie ist gesichert und befindet sich teilweise bereits in einem recht gesegneten Verdauungszustande. Die Liebkosungen, die man ihr geflissentlich immer wieder angedeihen läßt, müssen auf die Dauer verstimmend wirken und in Industrie, Gewerbe und Handel das Gefühl der Vernachlässigung erwecken. Diese Berufszweige fühlen sich denn auch durch die Wahlrechtsvorlage benachteiligt. Von Tag zu Tag wird das deut-

Digitized by Google

licher; die Bevorzugung des platten Landes vor den Städten ist bei eingehender Prüfung der Bestimmungen zur Evidenz erhoben. Da nimmt sich die Betonung der „Gesundheit unsres gesamten Volkskörpers“ durch Herrn v. Bethmann sonderbar genug aus, und die Erregung weiterer Kreise wächst. Die Sozialdemokratie schürt die Mißstimmung und mobilisiert die Straße. Nun sind freilich Stockdegen, Stilette, Revolver, Steinwürfe, gestoßener Pfeffer keine Argumente, vor denen die Staatsgewalt zurückweichen darf, im Gegenteil, sie sind Wasser auf die Mühlen der Reaktion. Aber sonderlich beruhigend wirkt es auch nicht, wenn von maßgebender Stelle der Bauer, der Landwirt als derjenige gepriesen wird, der am frommsten und zähesten an der Eigenart seiner Heimat und seines Stammes festhält. Die Bauernzähigkeit ist recht gut, wo sie am Platze ist; aber mit ihr allein erschließt man keine Blüte von Handel und Industrie, und außerdem existieren auch noch andre Elemente, die wesentlich mitbestimmend für die Gründung des Deutschen Reiches waren. Niemand will den Bauern schädigen, aber er darf kein Hemmschuh der Entwicklung werden. Deutschland kann den Schritt in den Bauernstaat nicht zurücktun, es entwickelt sich naturgemäß von Jahr zu Jahr zum Industriestaat. Ein Vergleich der Bevölkerungszunahme in Stadt und Land lehrt dies deutlich. Um so eher muß das Sicherheitsventil geöffnet und dem Mittelstand in allen seinen Schichten sein Recht gegeben, aber nicht der Eindruck geweckt werden, als handle es sich um eine Unterbindung der bürgerlichen Kräfte. Der Reichskanzler spöttelte über den Philosophenmantel, den ihm freundliche Mitmenschen um die Schultern gehängt haben, er ärgerte sich darüber, wenn Ministerwesten zum Gegenstand der Berichterstattung gemacht werden; aber vielleicht ist es doch besser, wenn der Blick an solchen belanglosen Äußerlichkeiten haftet: das Studium der Agrarpsychologie ist zwar interessanter, aber für den davon Betroffenen zuweilen ebenso unangenehm wie ein Hagelschauer, und mit dem Wetterschießen hat man schlechte Erfahrungen gemacht. Ja, man will sogar bemerkt haben, daß die Kanonade mitunter die Schlossen herbeizieht.

Wie sehr das Wetterschießen zweckwidrig gewirkt hat, konnte der Kanzler bei seiner Sonnabendrede im Reichstag merken: Beistand fand er nur auf der Rechten. Wenn sich auch die andern Parteien nicht von der Sozialdemokratie ins Schlepptau nehmen ließen, so benutzten sie doch den Anlaß der Interpellation, ihrem Herzen Luft zu machen. Herr v. Bethmann erschien seinen Anklägern hinreichend verdächtig des preußischen Partikularismus, und er mußte die Eröffnung des Verfahrens gegen sich ergehen lassen. Er wird erkannt haben, wie weit die Mißstimmung über seine Haltung verbreitet ist und als kluger Mann die unausgesprochenen Gründe der Spannung verstehen. Nicht seine Äußerungen über die süddeutschen Bundesstaaten, nicht seine Abneigung gegen das Reichstagswahlrecht haben bei dieser Gelegenheit das Zentrum und die Parteien der Linken sich mehr oder weniger zusammenschließen lassen; in letzter Linie ist es die Besorgnis vor einem allzu konservativ gerichteten Reichskanzler gewesen. Wer sich den Agrariern zu verschreiben scheint, von dem kann eine im besten Sinne volkstümliche Politik schwerlich erhofft werden.

Recht oder Gewalt?

Von **Otto Corbach** (Charlottenburg).

Als im Prozeß Hellfeld gegen Rußland die deutschen Gerichte endgültig entschieden hatten, daß der Kläger russisches Guthaben bei dem Berliner Bankhause Mendelssohn & Co. beschlagnahmen lassen dürfe, schrieb die „Nowoje Wremja“: „Es gibt noch Richter in Berlin; wir wollen sehen, ob es auch noch Politiker dort gibt.“ Also: Ob recht oder unrecht, was schiert das echt russische Leute, deren Stimmung „Nowoje Wremja“ widerspiegelt; wenn die Politik redet, hat für sie das Recht zu schweigen. Wie sagte doch schon Diderot: „Man kratze den Russen und es kommt der Tatare zum Vorschein.“

Inzwischen haben auch deutsche Gelehrte, zumeist Staatsrechtslehrer, den echt russischen Leuten ihre Kreise gestört, indem sie die zaristische Regierung an den Tag vom 27. März 1809 erinnerten, wo Kaiser Alexander I. in feierlicher Weise die Religion und die Grundgesetze Finnlands bestätigte. Niederländische Staatsrechtslehrer sind diesem Beispiel gefolgt, und es wird wohl noch anderwärts Nachahmung finden. Schon einmal, im Jahre 1899, erließen ja hervorragende Gelehrte und Künstler aller europäischen Völker gemeinsam einen Aufruf zugunsten Finnlands. Für die Staatsrechtslehrer handelt es sich hierbei gewissermaßen um „Wahrung berechtigter Interessen.“ Wenn die Regierungen sich wieder daran gewöhnen, feierlich gegebene Versicherungen nur solange zu halten und altehrwürdige Rechtsordnungen nur solange anzuerkennen, als es ihnen paßt, dann verliert gerade ihre Wissenschaft allen Sinn und jeden Wert.

In Petersburg will man sich, ganz wie in der Angelegenheit Hellfeld, an die deutschen (amtlichen) „Politiker“ halten. Mit ihnen hat man bessere Erfahrungen gemacht wie mit deutschen Richtern und Gelehrten. Man fand auch in beiden Fällen Verständnis. Das auswärtige Amt in Berlin sistierte bekanntlich die Pfändung russischer Staatsgelder und ließ sich auf neue Verhandlungen ein, und der deutsche Botschafter

Digitized by Google

in Petersburg, Graf Pourtalès, gab dem Vertreter der „Nowoje Wremja", N. E. Melnikow, ebenso einem Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung" zu verstehen, daß die deutsche Regierung das Vorgehen der deutschen Gelehrten gar nicht billige, daß sie streng an dem Grundsatze der Nichteinmischung festhalte. Notabene — es ist auch nicht schlecht, daß ein deutscher Diplomat einen bloßen Aufruf als „Einmischung in die Angelegenheiten eines fremden Staates" auffaßt, gerade als ob Gelehrte bewaffnete Mächte wären. Auf russischer Seite geschieht das nur, weil man um Gegengründe verlegen ist und die Aufmerksamkeit vom Kern der Frage ablenken möchte.

Die „Nowoje Wremja" ist indes mit den beschwichtigenden Versicherungen des Grafen Pourtalès durchaus nicht zufrieden. Sie macht es der deutschen Regierung zum Vorwurf, daß sie überhaupt duldete, einmal, daß deutsche Gerichte die Beschlagnahme russischer Staatsgelder verfügten und dann, daß deutsche Gelehrte einen „die Würde Rußlands verletzenden" Aufruf veröffentlichten. Gute Vorsätze und Handlungen widersprächen sich auf deutscher Seite. Rußland habe Deutschland mit Taten gedient — es wolle von ihm nun auch endlich Taten sehen.

In der Wilhelmstraße kann man bei diesem Echo der Worte des deutschen Botschafters klagen, das habe man nach all den unzähligen Diensten, die man Rußland leistete, gewiß nicht verdient. Aber den guten Willen, noch mehr zu tun, vermag solcher Undank sicher nicht zu unterdrücken. Das recht bescheidene Maß von Unabhängigkeit, das das deutsche Rechtsleben genießt, ist unsern Reaktionären genau so ein Greuel, wie den russischen die Selbständigkeit Finnlands. Man möchte schon, um russischer Freundschaft willen, unserer Justiz und Wissenschaft wieder mehr Disziplin beibringen; aber es fragt sich, ob man jetzt gerade kann. Das reaktionäre Klassenwahlrecht in Preußen ist ins Rutschen gekommen und man muß alle Kräfte anstrengen, um zu verhindern, daß es allzuweit verrückt wird. Verschiedene Prozesse haben in letzter Zeit bewiesen, daß man in Richterkreisen denn doch zuviel Kultur eingesogen hat, um geneigt zu sein, sich wie die Berliner Polizei freiwillig zu russifizieren. Man hat sich sogar nicht gescheut, dem russischen Prinzip unserer Polizei auf Staatskosten ein Brandmal aufzudrücken. Doch es ist bedenklich, jetzt neue Grenzstreitigkeiten zwischen Justiz und Verwaltung anzufachen. Das ergäbe neuen Agitationsstoff für den Kampf gegen das preußische Dreiklassenwahlrecht.

Es ist gut, daß gerade jetzt solch krasse Fälle die rassenhaft begründete Verwandtschaft der preußischen Regierung mit Rußland aufs neue beleuchteten. Sechs russische ultrakonservative Verbände, der Verband der russischen Versammlung, der Verband russischer Historiker, die slawische „Wohltätigkeitsgesellschaft", die russische Grenzmarkengesellschaft, der Verband des russischen Volkes und der Verband des Erzengels Michael sowie der allrussische Nationale Studentenverein erließen kürzlich einen neuen Protest gegen den Aufruf der deutschen Professoren, worin sie die Aufhebung der Finnland feierlich zugesagten Autonomie einfach unter Berufung auf den Friedensvertrag von Friedrichshamm entschuldigen und erklären, Rußland kenne keinen Staat Finnland.

Recht oder Gewalt, das ist hier die Frage. Der anständige Politiker treibt die Politik nicht um ihrer selbst willen, sondern um dem Rechte, der Kultur neues Gebiet zu erschließen. Nicht umsonst ist bei uns die leider unvollständige Unabhängigkeit der Justiz gegenüber der Verwaltung das einzige Palladium der Rechtssicherheit im bürgerlichen Leben. Wo die Unabhängigkeit aufhört, beginnt überall die Rechtsunsicherheit. Erfreulicherweise aber bricht sich durch den Parlamentarismus auch auf den Gebieten der Politik und Verwaltung das Rechtsprinzip mehr und mehr Bahn; denn Parlamente sind im Grunde nichts weiter als werdende Volksgerichte, bei denen der Wähler ein richterliches Amt ausübt. Diese Bewegung muß aber in dem Maße überall ins Stocken geraten, als die Regierungen dem Gewaltprinzip wieder Geltung zu verschaffen wissen, das seine festeste Stütze in Europa immer noch am Zarismus hat. Es ist also von viel größerer Tragweite, als es auf den ersten Blick scheinen mag, welche Haltung die deutsche Diplomatie schließlich gegenüber Angelegenheiten wie der Hellfeldschen und gegenüber der Protestbewegung gegen die Russifizierung Finnlands einnimmt.

Das nationale Interesse an der Tüchtigkeit der Frau.

Von **Marie Martin** (Berlin).

II.

Unser Volk hat ein intensives Interesse daran, für das Verhältnis der Geschlechter zu einander in den gebildeten Schichten neue Wahrheit und neue Harmonie zu suchen. Darum muß es seine Energie darauf richten, die gebildeten Frauen dieser Schicht aus der Untüchtigkeit zu erlösen, in die eine einseitige, auf den Mann zugeschnittene Kultur sie unbekümmert sinken ließ. Freilich, das tüchtige Haus mit einer tüchtigen Mutter konnte sicherlich auch tüchtige Töchter für das Haus erziehen, und hat das oft treu getan. Das wahrhaft gebildete Haus beeinflußte natürlich auch stets das geistige Leben der Töchter sehr stark und sorgte für eine freie Allgemeinbildung, die, ohne Druck erworben, einen großen Vorzug

Digitized by Google

vor der unter der Last der Berechtigungsforderungen stehenden Knabenbildung hatte. Unter günstigen Umständen wurde eine harmonische Persönlichkeitsentfaltung von so eigenartiger Kraft erzielt, daß diese weibliche Eigenart bis zum heutigen Tage als Erziehungsideal männlichen und weiblichen Pädagogen das Herz warm macht. Unter günstigen Umständen, aber dem Zufall preisgegeben! So entstand in der Not für die Mädchenbildung das Privatschulwesen, das wir bis heute nicht entbehren können und das den Vorzug hat, den weiblichen Einfluß auf die Mädchenerziehung zu garantieren, der im öffentlichen Mädchenschulwesen nur schwer zur Entfaltung kommen kann. Andrerseits hinderte der Privatschulcharakter sehr eine zielbewußte, planmäßige Entwicklung der Mädchenbildung, wie sie der Wandel der Zeiten immer dringender forderte. Vor allem bot dieses Privatschulwesen der Öffentlichkeit einen Vorwand, die Aufgaben der Mädchenbildung von sich abzuwälzen, so daß die Etatsverhältnisse für das höhere Mädchen- und Knabenschulwesen in Staat und Stadt noch ungünstiger für die Mädchen stehen als der entsprechende häusliche Etat. Dies schreiende Mißverhältnis ist jetzt allgemein bekannt, und Reformen sind versprochen. Leider hielt ferner das gesamte Mädchenschulwesen in der Theorie krampfhaft fest an dem vergangenen Ideal, das Mädchen für das Haus vorzubilden, während die wirkliche Lebenslage der Mädchen sich längst geändert hatte. Die Mädchenschuleinrichtungen aber hatten gerade diesem Ideal in der Ausführung nie entsprochen. Nichts in den Schulplänen deutete auf Frauenaufgaben hin, und nichts im Betrieb nahm ernstlich Rücksicht auf das Leben der Frau. Denn dem müßten notwendig Einrichtungen entsprochen haben, wie sie heute die sogenannten Frauenschulpläne fordern.

Jetzt hat die Reform des Mädchenbildungswesens, lange künstlich gehemmt durch den Mangel an öffentlichem guten Willen, sehr plötzlich eingesetzt, was niemals eine gefahrlose Entwicklung andeutet. Wirklich bilden sich auch schnell neue Wolken, und die Gefahren für die wahre, allseitige, tüchtige höhere Frauenbildung sind keineswegs geschwunden. Bedroht wird sie durch die auffallende Gleichgültigkeit des Elternpublikums, das die innere Wandlung der Bildungsideale nicht schnell genug mitmacht und durch gleichgültigen Egoismus die Mädchenerziehungsreform einschrumpfen läßt zu einer theoretisch-mechanischen Mädchenschulreform. Wenn aber das Haus nicht mitgeht und ebenfalls seine Erziehungs- und Lebensideale der neuen Zeit anpaßt, dann gerät die weibliche Tüchtigkeit noch mehr als bisher unter den Fluch der Zerrissenheit und Einseitigkeit, folglich in die ernstesten Nöte. Dann treibt man den Teufel aus durch Beelzebub. Dieser Beelzebub kündigt sich schon an durch ein Hindrängen auf eine rein intellektuell gesteigerte Bildung, das Zerrbild jener vollwertigen weiblichen Bildungsenergie und Bildungsberechtigung, die die Frauenbewegung als notwendiges Ziel für die Mädchenschulreform setzt. Und diese Gefahr nähert sich in dem Maße, als das öffentliche Mädchenschulwesen schnell einer viel größeren Zentralisierung in wenigen Riesenanstalten zueilt, als das verhältnismäßig gut verteilte Knabenschulwesen mit seinen verschiedenen höheren Bildungsanstalten. Vielköpfige Schulungeheuer dienen vor allem dem hemmungslosen Ehrgeiz der Leiter und einem höchst sparsamen und intensiven Verbrauch der Lehrkräfte; sie zingen zu rein bureaukratischem Betrieb und schalten naturgemäß den weiblichen Einfluß aus in dem Maße, als sie verwaltungstechnische Geschicklichkeit an die Stelle persönlich erziehlicher Aufgaben drängen. Es fände sich, wenn dieser Typus siegte, die alte Klage im neuen Gewand über die nur nach männlichen Interessen und Werten entwickelte Frauenerziehung. Wir setzen dem mit vollem Bewußtsein andre Frauenideale entgegen:

1. Starke Dezentralisation der höheren Bildungsgelegenheiten für die Frau, damit sie möglichst von der Heimat aus diese Bildung erlangen kann in allen Provinzstädten. Eine gute Hilfe dabei würde für die wissenschaftliche Reifebildung die Oeffnung der höheren Knabenschulen in der Provinz sein.

2. Einfache Verwaltungsformen für einfach organisierte Anstalten, Vollanstalten mit nur einer Oberstufe oder 10klassige Realschulen und daneben verschiedene Oberstufen und Fortbildungsanstalten, damit tüchtige Persönlichkeiten beiderlei Geschlechts, vor allem tüchtige Frauen bei Leitung und Betrieb zu vollem erziehlichen Einfluß kommen.

3. Bewegliche Vielseitigkeit der Ausbildungsideale; denn es liegt im nationalen Interesse, tüchtig vorgebildete Frauen in alle Verhältnisse eindringen zu lassen. Für jede Ausbildung sei das Ziel, eine selbständige Aufgabe im Leben erfüllen zu lernen.

4. So eröffnet sich eine reiche Skala von Bildungszielen, denn in der Großstadt wie in der Provinz, in der Heimat und in den Kolonien bedarf die deutsche Zukunft der tüchtig und berufsmäßig vorgebildeten Frau. Zwei Grundsätze aber sind wichtig und in der Praxis nicht unerfüllbar. Einmal sollte kein Mädchen nur mit einer intellektuellen Berechtigungsbildung sich begnügen dürfen, auch für den wissenschaftlichen Beruf nicht. Gewiß soll sie da Vollwertiges leisten, und alle Bildungsrechte des jungen Mannes müssen ihr zugänglich sein, denn sehr nötig sind Frauen, die auch geistig führend neben den Mann treten und die höheren Berufe und das Beamtentum bis in die Spitzen durchdringen mit den sittlichen Maßstäben weiblicher persönlicher Eigenart. Aber ergänzt soll das werden durch praktische Dienste, die sie in irgend einer Form einmal dem Volke leisten müssen. Vielfach taucht der Gedanke eines weiblichen sozialen Dienstjahres auf, der zweifellos eine segensreiche Zukunft haben könnte. Sodann aber muß andrerseits der erschreckende weibliche Dilettantismus in den praktischen Berufen ein Ende finden: keine Berechtigung ohne ernste Vorbildung auf der Unterlage gründlicher geistiger Schulung, damit auch wirklich die Frauenberufe eine Volkshilfe werden gegen die Nöte der Zeit und die Nöte der Frauenwelt selbst.

5. Mit besonderem Nachdruck will ich noch hinweisen auf die großen und dringenden Aufgaben, die deutsche Frauen in unsren Kolonien haben. Sollen diese Länder

Digitized by Google

unser wirklicher Besitz werden, so muß deutsches Familienleben und deutscher Fraueneinfluß miterobern. Bei uns im Vaterlande haben wir ein paar Millionen Frauen mehr als Männer, drüben kommt auf 6—9 Männer erst eine Frau. Gar manche tüchtige Frau hat schon dort bewiesen, was ihr Einfluß vermag, dort ist sie wirklich Glückbringerin.

Heute haben wir eine Kolonialschule für Frauen, die in Witzenhausen in Anlehnung an die Kolonialschule für junge Männer errichtet ist. Zehn solcher Schulen müßten wir haben, und freudig sollten die Eltern ihre Töchter hinsenden, um deutschem Wesen die Welt erobern zu helfen.

Überall regt es sich in deutschen Landen mit praktischen Frauenbildungsversuchen für die mannigfaltigsten Aufgaben des Mädchen- und Frauenlebens. Möge auch der „Deutsche Frauenbund" an der großen Aufgabe wirken, Frauen tüchtig zu machen und das Interesse der Öffentlichkeit zu wecken für die Förderung der Frauentüchtigkeit. Damit recht bald die Zeit anbreche, in der Schulter an Schulter Mann und Frau zusammen arbeiten an der sittlichen Erneuerung der Volkskraft, an der Überwindung der Volksnöte, an der Entwicklung einer Kultur, in der Frauenethik und Männerwille sich harmonisch durchdringen, daß alles froh nebeneinander keime.

In diesem Wunsche werden wir einig sein!

Deutschlands Kulturaufgaben.

Von **Paul Friedrich** (Berlin).

Wir stehen an der Schwelle eines neuen Jahrzehnts. Das letzverflossene hat uns auf technischem und industriellem Gebiet neue staunenswerte Erfolge gebracht: es hat eigentlich die letzten Konsequenzen des technischen oder des Maschinenzeitalters gezogen. Der Nordpol ist entdeckt worden, nach dem schon über zwei Jahrhunderte die Sehnsucht der erderobernden Menschen stand, und man hat eine große Enttäuschung erlebt. . . Denn es hat sich keine unglaubhafte Tierwelt, kein wunderbares geologisches Phänomen vorgefunden, durch das das bisher von der Natur Bekannte umgeworfen worden wäre. Man hat ein großes Geschrei um die Hoch- und Wettflüge kühner Aronauten gemacht, und es ist wahr, Zeppelin und Blériot und Latham und die Brüder Wright haben tüchtiges vollbracht. Daß auch sie nicht den Mond vom Himmel holten, war an sich ganz natürlich — aber die kindische Menge möchte immer gleich das Unmögliche. Daß auch auf diesem Gebiet ein Rückschlag der Enttäuschung eintreten mußte, ist ganz selbstverständlich, denn die aufgewandten gefahrvollen Mühen stehen in keinem rechten Verhältnis zu den Erfolgen, die natürlich für alle ehrlichen Optimisten, wie meinen hochgeschätzten Kollegen Scheerbart, nur den bescheidenen Anfang einer sozialen **Weltrevolution** durch die Aronautik bedeuten, **während hartgesottene** Skeptiker an derartige **Fata Morganas** nicht zu glauben vermögen.

„Es rauscht in den Schachtelhalmen, **Verdächtig** leuchtet das Meer", diese **vertrackte Melodie** von der Triasformation will mir **nicht mehr** aus dem Ohr. „Sie kamen zu tief in **die Kreide**, da war es mit ihnen vorbei." Sollte **das nicht** auch auf dieses Zeitalter stimmen, **das natürlich** nicht zu Nutz und Frommen geplagter **Gymnastasten** mit dem Glockenschlag des 20. **Jahrhunderts von** der Weltbühne abtrat, sondern langsam **im populären** Getöse der Banalität versinkt. **Das Geschrei** von Groß und Klein, der pöbelhafte **Rummel**, der heute jeden Start, jeden **Champion**, jeden Rekordläufer zu einem Matador der **Kultur** machen möchte und jedem Aviatiker **Denksteine** errichtet, ist noch immer ein schlimmes **Zeichen** gewesen. Denn ein Volk bemächtigt **sich immer** nur der fertigen Errungenschaften einer **langen**, mühevollen Arbeit. Als Schiller Gemeingut **des** Deutschen geworden und Jette und Rieke **Sonntags** in die „Jungfrau von Orleans" **zogen**, **da** begann in den Lagern der Wissenschaftler **der** heiße Kampf um Darwin und die **„natürliche** Zuchtwahl". Und als 50 Jahre später **Häckels** „Welträtsel" im Arme jedes berliner **Backfischs** lagen, und Bölsche den Gipfel der **Beliebtheit** erklommen hatte, da wandten sich die **Männer der** Ideen von dieser allzu anspruchsvollen **Banalisierung** großer wissenschaftlicher **Erkenntnisse** den Problemen der Elektrizität und der neuen **chemischen** Funde, der Röntgen-Becquerelstrahlen, **des** Heliums und Radiums zu, und **Männer wie** Zeppelin kämpften, von den meisten als **Utopisten** verhöhnt, um die **Eroberung** der Luft.

Ganz gewiß sind wir noch nicht mit **diesen** technischen Errungenschaften am Ende. **Aber das** Gefühl unbefriedigter Einseitigkeit meldet **sich** täglich stärker und es deutet an, daß **die Sehnsucht** nach einem neuen Zeitalter erwacht ist.

Dieses neue Zeitalter, an dessen Schwelle wir stehen, hat gewaltige Arbeiten zu leisten. **Ihm** fällt die Aufgabe zu, das Äußerlich-**Errungene** zu einer Steigerung des Innenlebens **zu verwerten**, damit der Mensch nicht zum zoon **statistikon** werde, das seine ganze Befriedigung im **Fressen** von Kilometern und Entfernungen sucht. **Diese** neue Ära will dem Menschen in der **neueroberten** Welt eine Heimstätte gründen, einen Pol in **ihm** schaffen in der Erscheinungen Flucht. **Und diesen** Pol hat die Menschheit bitter nötig. **Das archimedische** δος μοι που στω ist der kategorische **Imperativ** der Zeit. Wir haben schaudernd **wahrgenommen**, wie uns der äußere Reichtum **und** Luxus, die Materialisierung der Lebenswerte seelisch verarmt hat. Nie gab es eine so **allgemeine** Bildung wie heut, und doch ist **das** „Allgemeine" stets „das Gemeine". Gegen die Ver-

Digitized by Google

pöbelung der Moral trat Nietzsche, der Kämpfer gegen seine Zeit, auf, und heute ist nichts mehr verpöbelt und verzerrt als der Gedanke des Aristokratismus. Diese Zeit, die alles meßbar und käuflich erachtet, glaubt, man könne sich künstlich vornehm und distinguiert machen. Und so laufen denn rohe Ausschlächter der erregbaren Masseninstinkte in der Maske von Lords zu Dutzenden durch unsre Zeit und diskreditieren von vornherein jede aristokratische Form. Das aber hat das Ethos aus seinem Schlummer geweckt — und Moral ist nicht mehr ein Wort aus der bourgeoisen Froschwelt, das nur noch satte Selbstzufriedenheit und staatserhaltende Untertanentreue bedeutet. Es hat den schäbigen Glanz der Subalternität verloren und bedeutet innerste Sammlung und Konzentration im Sinne einer künftigen Kultur.

Denn daß diese in einer Epoche großkonquistadorenhafter Überzivilisation und barbarischer Geschäftsspekulation im Dienste des Kapitalismus nicht entstehen konnte, das verstand sich von selbst. Und hier heißt es nun, ganz von unten aufbauen. Zu diesem Zweck aber muß eine Generation in eiserner Selbstzucht verwachsen, die sich wie Odysseus die Ohren vor dem Gassenhauergekreisch der Sirenen, das Gehör vor dem Sensationslärm der Großstädte verstopft. Die wieder lernt, eine Sache nur um der Sache willen tun, und ich meine wohl, eine letzten Endes doch entscheidendere Sache als alle Flüge auf dem Marsfeld. Ohne „tout Berlin“ oder „tout Paris“ um sich zu versammeln, zunächst nur auf jene kleine Oberschicht intellektueller Menschen zu wirken, um sie aus ihrer durch die Not dieser grellauten Zeit notwendigen Isolierung zu locken und ihnen klar zu machen, daß Kultur nicht Liebhaberei für Dandys ist, und daß ihr Zweck nicht Elzevierausgaben geistreicher Spötter und Massenverächter ist, sondern die Verseelischung und Verinnerlichung des täglichen Lebens bedeutet. Sie wird ihnen klarmachen müssen, daß das aus einer Zeit der geschäftlichen Konkurrenz geborene Mißtrauen nicht das Mittel ist, um aus Menschenansammlungen bei luxuriösem Getafel eine Gesellschaft zu machen. Daß Aristokratismus nicht asozial sein muß, sondern ein sozialer Wertfaktor ist. Gibt es doch unter dem Adel ebensoviel Plebs, wie unter den einfachen, tüchtigen Arbeitern echten Adel. Sie wird die Rechte des Herzens proklamieren müssen, wenn auch ohne epigonischen Rousseauismus. Die langverlachte Schwärmerei und Begeisterung sind die mächtigsten Hebel der Kultur. Nur muß man fähig sein, diese allen Menschen innewohnenden Kräfte auf unsichtbare und unmeßbare Werte zu lenken. Die Umwertung der Werte sollte aber auch den schnöden Mammonismus treffen. Die Idee, daß stagnierender Kapitalismus nichts bedeutet, sondern daß es allein der Geist ist, der Reichtum zu Reichtum macht, und daß Geld immer letzten Endes nur ein Mittel, nie Selbstzweck sein kann, um Kultur zu schaffen, mußte stark betont werden.

Aber auch die Überschätzung der rohen Kraft sollte dies Geschlecht verlernen. Denn nur mit „Hebeln und mit Schrauben“ werdet Ihr dem Weltgeist nie näher kommen. Das sagte Goethe, aber man hat es vergessen.

In der Kunst wird der Inhalt wieder sein Recht suchen. Die Form allein tuts freilich nicht. Große seelische Gehalte fließen aus einer echten Lebensfrommheit. Ich meine damit keine Rückkehr zu den Hürden des Katechismus und des alten Glaubens, aber auch keine freche Ablehnung alles Unsichtbaren in der Welt. Ideen herrschen hinter den starren Gesetzen und in uns allen lebt und webt der Geist des Kosmos, der aus dunkler Sucht zu lichter Glut ewig strebt. Auch wir sind keine Götter, aber darum sollen wir noch lang keine Slaven enger Bekenntnisse sein. Fühlen wir uns als Licht vom einen Licht, wie Goethe, der Herrliche, sagt:

So im Kleinen ewig wie im Großen
Wirkt Natur, wirkt Menschengeist, und beide
Sind ein Abglanz jenes Urlichts droben,
Das unsichtbar alle Welt durchleuchtet.

Bescheidenheit vor Größe! Beides fehlt uns. Aber seien wir auch nicht zu bescheiden. Das „Weh dir, daß du ein Enkel bist“ hat viel dazu beigetragen, daß unser geistiges Leben so kläglich verseichtete. Eine Rückkehr zu irgendeinem Stil oder einer Mode von früher ist ganz unmöglich. Man kann verstehen, daß die Biedermeierzeit auf viele feinnervige Geister von heut einen großen Zauber ausübt. Aber, wie könnten wir Kinder einer Zyklopenzeit plötzlich à la Biedermeier tänzeln, ohne unwahr zu werden. Auch das Rokoko ist solch ein Sirenenlied der Sterilität. Alle derartigen Anknüpfungsversuche sind Humunkulusexperimente. Wir haben seelisch und geistig lange genug geruht, um endlich den Versuch wagen zu können, aus unsrer äußerlich so großzügigen Zeit auch eine neue innerliche Großzügigkeit zu gewinnen. Das Spiel der Töne, wie es der Impressionismus bis zur extremsten Subtilisierung trieb, ist am Ende, und die Sehnsucht nach einer vergeistigten Monumentalität erwacht.

Natürlich will jede Generation ihre Führer, und dazu mag uns das Aufstöbern der vergangenen Kultur geholfen haben. Nur werden es nicht die Namen sein, die „jeder kennt“, die nun Klang gewinnen. Wir brauchen solide, kernhafte, innerliche Pioniere der Kultur, Vorläufer meinethalben, um dieses abgedroschene Wort anzuwenden.

Unsre Modegötter, die täglich in den Zeitungen abgebildet sind, nutzen uns freilich nichts. Wir haben gelernt, daß ein Hebbel denn doch trotz all seiner Mängel als geistige Totalität hundertmal mehr bedeutete als etwa Hauptmann,

Digitized by Google

daß ein Kulturhistoriker von der ernsten, eisernen Gründlichkeit und vornehmen Sachlichkeit wie Fallmerayer all unsre populären „beliebten Autoren“ weit übertraf, daß, so sehr ich in Karl Scheffler den gediegenen, kritischen Pionier neuer Sozialethik schätze, ihm doch jener heilige Ernst, jenes machtvolle, heimliche Pathos, jenes lutherisch unerschütterliche Erkenntnisstreben eines Paul de Lagarde, des letzten großen Kulturdeutschen, ganz und gar fehlt. Mit Nüchternheit allein wird keine neue Welt geboren. Gerade Lagarde, der an Deutschlands innerer Zerfahrenheit und Barbarei starb, könnte der Ausgangspunkt der neuen Generation werden, ohne daß sie auf ihn, der selbst ein Opfer der nur politisch denkenden Zeit war, schwören dürfte: Möge der aus dem tiefsten Herzen klingende Notschrei dieses deutschesten Deutschen unsre kosmopolitisch zerfahrenen oder chauvinistisch geblähten Deutschen zur Bestimmung dessen führen, was uns fehlt, und um was es mit allen Kräften zu kämpfen gilt (Aus seinem Aufsatz „Über die gegenwärtige Lage des Deutschen Reiches“ 1875): Ich bin nachts am Meere durch die Dünen gewandelt; im Sande knirschte und fraß die harte, kurze, ebbende Flut; der Seewind seufzte im Ried, aus dem der Schrei des aufgescheuchten Seevogels emporfuhr, um sofort jäh in dem weiten Schweigen und dem aus dem Moore emporbrauenden Nebel und dem Dunste der Wasser zu versinken. Ich habe in gluthellem Mittagslichte felsigstes Hochgebirge durchstreift, wo Pans Schlaf die Seele so ängstigte, daß unwillkürlich der Mund liebe Namen rief, um ihr das Gefühl der Verlassenheit zu nehmen; aber was ist solche Einsamkeit des Ozeans und der Alpen gegen die Einsamkeit, die jetzt mitten im Gewühl der Menge alle die umfängt, welche, Söhne alter, versinkender Zeit, Bürger einer künftigen Welt, mühseligen Trittes und schweigenden Mundes, zu besserer Arbeit ungeschickt und unberufen, Ähren und Ährchen lesen zum Gebrauche für Gottes Kinder im Winterschnee, zur Aussaat für den — ach so fernen — neuen Tag, der sich ja freilich mit seinen breiten, goldnen Wogen prächtig Bahn brechen, den aber des jetzt tändelnden und sich anlügenden Geschlechts nicht einer erblicken wird. Gäbe es wenigstens Verschworene unter uns, einen heimlich-offenen Bund, der für das große Morgen sänne und schaffte, und an den, wenn ihn auch in diesen umgekehrten Pfingsttagen die Menge nicht verstehen würde, alle sich anschließen könnten, deren unausgesprochenem Sehnen er das Wort böte; gäbe es dann und wann im Vaterlande für ein warmes Herz ein warmes Herz, Hände, die mithelfen würden zum Werke, Knie, die sich mitbeugten und Augen, die mit emporblickten zu des Vaters hohem Hause. Wird sind es müde, mit Geschaffenem und Gemachtem abgefunden zu werden: wir wollen Geborenes, um mit ihm zu leben, du um du. Aber der Geist ist noch nicht über Heide und Halde gefahren, die Keime [illegible] noch, und niemand weiß, an welcher [illegible] träumen. Larven, christlich, jüdisch, hellenisch, mummt, auf der Wetterscheide des Geb[illegible] zwischen Tag und Nacht im Ehebruch der [illegible] mit dem Bösen erzeugt, huschen her und hin, [illegible] greifbar und Greifens unwert, unheilbar und [illegible] erziehbar, weil nur Schemen, die Beute [illegible] Sonne und der Winde, wenn die Sonne [illegible] scheinen und die Winde nur wehen wollten.“

Das sind Worte, die auch uns noch [illegible] Wir brauchen diese Männer von innerster, tragi[illegible] glühender Kraft, die die Vogelscheuchen und K[illegible] nevalspuppen mit dem Schwert zerschlagen [illegible] den Geist aus den Umgarnungen der rohen, sel[illegible] genügsamen Zivilisation befreien. Deutscher Ge[illegible] erwache!

Ausstellung von Werken der französischen Kunst des XVIII. Jahrhunderts.

(In der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin.)

Von **Hermann Abeking** (Berlin).

Die Ausstellung der Königlichen Akademie der Künste läßt uns wieder einmal einen tiefen Blick in das künstlerische Schaffen einer vergangenen Epoche tun. Es ist die Zeit des höfischen Rokoko in Frankreich, die hier in einer äußerst sorgfältigen und umfassenden Sammlung zu einheitlicher Betrachtung gelangt und historisches wie inneres Interesse in gleichem Maße zu befriedigen weiß.

An erster Stelle steht Antoine Watteau und seine Schule. Er ist es, der bestimmend den Ton angeschlagen hat, der uns mit dem Begriff Rokoko geläufig ist. So ist sein Werk auch hier von großer Bedeutung. „Gilles, Scaramouche, Scapin und Harlekin“ weist auf die Bevorzugung der Figuren des Theaters; wie denn fast allen Gestalten Watteaus ein wenig Theaterblut innezuwohnen scheint. Der malerische Vorwurf — im Vordergrund ein glitzernd helles Gewand, das sich über kräftige Farben in das Braungrün verschwimmender Bäume auflöst — ist fast allen Bildern des Meisters zu eigen. Das große „Firmenschild des Kunsthändlers Gersaint“ scheint mir, selbstverständlich nur an andern Arbeiten des Malers gemessen, nicht ganz die Bedeutung zu haben, die ihm meistens zugesprochen wird. Wenigstens ist die linke Hälfte oberflächlich behandelt, so das Hinsetzen der Augen und Augenbrauen ohne feineren Übergang. Eine Kinderszene „Der Tanz“, mit einem schön gemalten rot und grünen Kleide, führt auf das eigentliche Ge-

Digitized by Google

biet des Künstlers, das er selten verließ. Es sind dies die muntern Gruppen im Freien, Herren und Damen im graziösen Spiel der feinen Glieder, geschmückt mit hellseidenen und tiefsamtenen Stoffen. „Die Liebe auf dem Lande“, „Das Konzert“ sind Stücke dieser Art, die des Meisters feine Empfindung für die Verteilung des Lichtes, wie seine Freude an einer prächtigen Farbenskala dokumentieren. „Die Nymphe mit der Sonnenblume“ beweist einen gleichen Sinn für die Leuchtkraft des bloßen Fleisches zu tiefem Grün.

Watteaus Schüler, Jean Baptiste Pater, steht seinem Vorbild überaus nahe. Seine Motive, wie seine Malweise schließen sich eng an die seines Meisters an. Geht diese Ähnlichkeit so weit, daß bei zwei kleineren Bildern die Frage offen steht, ob sie von diesem oder jenem herrühren, so hat doch Pater soviel eigenes Temparament, die rechte Kraft eigener Kompositionsfähigkeit, wahres, nicht angelerntes koloristisches Empfinden, daß wir ihn nicht als Nachbeter, sondern als Nachfolger Watteaus bezeichnen müssen. Eine persönliche Note bringt vielleicht das noch intensivere Betonen dunklen Samtes im Schatten, während der Glanz der lichten Seide bleibt. Die Titel der Werke „Gesellschaft im Freien“, „Blindekuhspiel“, „Das Fest im Freien“ illustrieren genügsam die der Zeit entnommenen Stoffe.

Ein zweiter Schüler Watteaus, Nicolaus Lancret, steht mehr noch, als der vorgenannte, auf eigenen Füßen. Seine Beweglichkeit läßt es nicht zu, sich ganz auf das Gesellschaftliche und auf das Halbdunkel des Parkes zu beschränken. Wenigstens „Der Guckkastenmann“ weist eine ländliche Szene bei vollem Licht. Auch farbig entfernt sich Lancret wesentlich von Watteau. Er ist kühler und einer gewissen Herbe zugänglicher. Sehr bekannt und geschätzt ist „Die Tänzerin Camorgo“, die vor einer im Schatten lagernden Schar — bemerkenswert ist das satte Gelb, daß Lancret gern in die Tiefe flicht — ihre graziösen Künste zeigt. Das hellblaue Kleid mit dem Besatz rosaner Stoffblumen ist meisterhaft gemalt. Auf Gelb gestellt, das sich klar aus der schönen Dunkelheit hoher Bäume löst, ist „Der Tanz an der Pegasusfontaine“, ebenfalls eines von Lancrets Meisterwerken.

Gleich Watteau ist François Boucher derjenige, dessen Ruhm am weitesten über die Grenzen seines Vaterlandes drang. Ausgehend von allegorischen Motiven — „Venus, Merkur und Amor“ ist nicht gerade ansprechend in seiner Härte und flauen Glätte — gelangt er zu einer überaus reizvollen Beherrschung des weiblichen Porträts. Das große Bildnis der Marquise von Pompadour ist äußerst geschickt im Aufbau und sehr wertvoll in der Behandlung der Stoffe. Boucher ist hier sehr kühl, Mattblau und Mattrosa sind abseits jeder Süße zu einem stumpfen, alles Speckige vermeidenden Glanz gestimmt. Überraschen mögen die beiden kleineren Bildnisse, ebenfalls der Marquise von Pompadour, von denen das erstere als Vorstufe zu dem großen Gemälde zu betrachten ist. Sie sind selten warm und verraten eine innerliche Hingabe. Weiteres ist weniger bedeutend. Das liegende Mädchen ist bunt und fest, fernere Allegorien, „Opfer der Diana“, „Frauenakt“, „Amoretten“ sind oberflächlich behandelt.

Bouchers einstiger Schüler Jean Honoré Fragonard entfernt sich weit von seinem Meister. Daß er diesen übertrifft, ist nicht zu behaupten, da beider Stoffgebiet ein entgegengesetztes ist und daher der Vergleich schwer fällt. Jedenfalls setzt Fragonard anstelle einer schönen kalten Oberfläche ein von Herzen kommendes Empfinden. Das Aufsuchen einer gelben oder hellsonnigen Beleuchtung gibt schon diese Wärme. „Der Pascha“, mattgelb auf weißen Kissen, ruht ganz in weiches Licht getaucht, das die Schatten der ihm nahenden Figuren begrenzen. „Der kleine Prediger“, eine Kinderszene — das Milieu ist hier, wie bei Fragonard überhaupt, ein schlicht bürgerliches — läßt die Sonne in das Zimmer strahlen, „Die gute Mutter“ zeigt sie im Freien, wie sie ein keusch rührendes Bild in vollstem Glanze umstrahlt. Fast an Franz Hals erinnert im breiten Strich die Studie „Die Leserin“, „Der Besuch bei der Amme“ schildert wieder den in den Raum fallenden Lichtschein über glücklichen Gesichtern.

Noch vor Fragonard gelangte Jean Siméon Chardin zu der Schilderung einfach bürgerlicher Motive, eine naheliegende Reaktion auf die doch etwas gespreizte höfische Kunst. Im Beginn war Chardin Stillebenmaler, ein Zweig seiner Begabung, den er auch später nicht vernachlässigte. Schon auf diesem Gebiet vollzieht sich eine Wandlung. Die großen Gemälde, „Die Attribute der Künste“, „Die Attribute der Wissenschaft“, die schwer und theatralisch sind, machen bald kleineren Stücken Platz, die anspruchslos und ausschließlich das Malerische suchend sich mit dem beschäftigen, was die Küche für des Leibes Nahrung und Notdurft aufzubringen vermag. Es liegt nahe, daß Chardin so zu der Gestalt der Köchin gelangt, die eine Zitrone oder Rüben schält, vom Einkauf zurückkehrt oder die Gefäße reinigt. Auch im Figürlichen ist Chardin breit, kräftig und von einer gesunden, das Lichte liebenden Farbe. Gut sind die Studienköpfe eines Zeichners und eines Bildhauers, ebenso sehr stimmungsvoll und einfach das Genrebildchen: „Vor dem Gang in die Schule“. Die größere Arbeit „Die Briefsiegelerin“ kann die genannten kleineren Gemälde zwar nicht übertreffen, doch beweist sie, daß Chardin selbst da, wo er das mehr Prunkende sucht, doch nicht den Sinn für schlichte Natürlichkeit und malerische Anmut verliert.

Digitized by Google

Jean Baptiste Greuze wurzelt ebenfalls im Bürgertum. Das feiste, fleischige Antlitz des Malers Jeaurat ist wahr und von gutem schlichten Vortrag. Dem schließt sich der Kopf des Kupferstechers Wille in gleich guter sachlicher Qualität an. Von den Mädchen- und Kinderköpfen, die breit gemalt sind und solch rührenden Blick in die großen Augen legen, allerdings die Grenze des Süßlichen oft hart streifen, ist es hier die Horcherin, die durch ihre Anmut und den gespannten Ausdruck am meisten fesselt.

Kehren wir an den Hof und in die Säle der Schlösser zurück, so ist es der Historienmaler Jean François de Troy, der wenigstens in dieser Ausstellung den breitesten Platz behauptet. Wir sehen sieben gewaltige wandfüllende Gobelins, die nach den Kartons des genannten Künstlers hergestellt sind. Die Geschichte der Esther ist mit einem großen Aufwand von Stoffen und überlebensgroßen Figuren zur Darstellung gebracht. Der Gesamtton der Gobelins ist ein sehr schöner, der Raum löst sich in ein mattes Gelbgrau, in das sich die Gewänder in etwas kräftigerem Gelb, Blau und Rot fügen. Auch das Linienspiel, die Verteilung der Gruppen ist von dem Auge wohltuender Durchdachtheit. Dennoch muß das Endresultat ein nicht befriedigendes bleiben, da das übermäßige Pathos der Bewegungen mehr einem konstruierenden Hirne als einem warmen Herzen entspringt. Wären diese Stoffe in gleicher Weise zu Gemälden ausgewachsen, wäre sicher ein großes Unbehagen entstanden. So bleiben sie, was sie sind: Schöne Teppiche.

Auch dem höfischen Porträt jener Zeit ist eine allzu große Theatralik eigen. Nattiers Graf Moritz von Sachsen, Rigauds König August III. als Kurprinz sind in ihrer Aufgeblasenheit unerträglich. Ernst zu nehmen ist erst wieder Antoine Pesne, der in Berlin lebte und dem wir die Bildnisse Friedrich des Großen verdanken. Trotz guter Modellierung und Zeichnung bleibt Pesne immer etwas trocken und hart. Malerisch am besten ist das Bild „Friedrich der Große als Kind mit seiner Schwester Wilhelmine“, das die Stoffe aus dem Dunkel hervorglitzern läßt. Ihm schließt sich Friedrich der Große im blauen Samtrock an. Das große Familienbild des Künstlers, das diesen selbst im Kreise der Seinen zeigt, ist anspruchvoll aufgebaut, ohne von wahrem Leben erfüllt zu sein. Ein Pastell, das Bildnis des Malers Wiedemann, ist, durch die Weichheit des Materials bedingt, von einer bei Pesne seltenen Fleischigkeit.

Aus der Zahl derer, die sich um die bestimmenden Größen ihrer Zeit gruppieren, sei Elisabeth Vigée-Lebrun genannt, der die Pose zwar nicht ganz fremd ist, die es aber doch versteht, diese zugunsten einer guten Charakteristik und malerischer Qualitäten zurückzudrängen. Neben einem Prunkstück „Königin Marie Antoinette“ verdanken wir ihr ein Bildnis derselben in schlichterer Natürlichkeit. Das Porträt der Gräfin du Barry ist ebenfalls von schöner Ruhe. Die Künstlerin Adelaïde Labille-Guiard zeigt sich selbst mit zwei ihrer Schülerinnen in der Vorliebe für glänzende Seide und große Komposition, dabei feinem Verständnis und Gefühl. Von Joseph Duplessis ist ein lebensvolles Bildnis des Komponisten Gluck vorhanden, von Alexandre Roslin das einfache hübsche Porträt der Komtesse de Bonnevall.

Ein weiteres Augenmerk hat die Ausstellung auf Zeichnungen und Stiche verwandt. Letztere sind meistens erst nach Originalen von zweiter Hand hergestellt, ein Umstand, der der damals einzig bekannten Reproduktionsmöglichkeit entsprach. Da diese Stiche selten dem Vorwurf nahe oder gar gleich kommen, wird es uns schwer, ihre Urheber in die Reihe selbständiger Künstler zu stellen. Immerhin findet sich in allen diesen Blättern der graziöse Duft der Zeit wieder, auch zarte Tönungen und ein leichtes Aquarellieren sind oft von apartestem Reiz. Handzeichnungen von Watteau, Boucher, Fragonard vervollständigen das Bild, das die heutige Ausstellung der Königlichen Akademie der Künste von diesen Künstlern und ihrer Zeit in umfangreichstem Maße bietet.

Sprüche.

Von **Frida Schanz** (Berlin).

Ja, überfliege nur das Schmerzenstal!
Die Schwinge trägt! Du mußts nur wagen!
Häng deine Last an einen Sonnenstrahl!
Wenn du vertraust, wird er sie tragen.

Lieber eines Unglücks Herr sein,
Als des Glückes zitternder Sklave!
Leid kann von so heiligem Wert sein,
Falsches Glück so schwere Strafe!

Dem einen wirft das tiefe Meer
Die Perle zu wie einen Gruß,
Nach der ein andrer tauchen muß
So tief und schwer.

Den Meisterschlag geschlagen
Hat keiner mit kühlem Blut.
Es geht ein heiliges Zagen
Vor jedem echten Mut.

Heißer Zorn hat immer scharfe Eile.
Laß den Pfeil noch rasten einen Tag!
Falls er dann für immer rasten mag, —
Sammle solche nie verschossne Pfeile!

Digitized by Google

Verstehn sich zweie mit Herz und Blick,
Die können auch manchmal schweigen lang.
In der Musik
Haben auch Pausen seinen Gesang.

Es fallen viel Tränen auf Armenbrot,
Macht sich keiner draus eine Seelennot.
Die Träne nur erschüttert die Welt,
Die auf goldenen Teller fällt!

Nicht in Sonne und Lärm, meist im dunkeln und stillen
Leidverhangnen Gemach steht die Wiege des Glücks.

Ehr findet dich das Glück im stillsten Haus,
Eh du es finden wirst im Weltgebraus.

Das Aus-der-Erde-stammen,
Der Sonne-zu-sich-dehnen,
Das läßt die Tulpe flammen,
Die Menschenbrust sich sehnen.

Wer da lebt in der Sonne Licht,
Der sehnt sich nach Mond und Sternen nicht.

Mag das Alter seine Runen schreiben
Dir ums Auge, blick nur schön ins Leben!
Lerne immer lieblicher zu geben,
Daß nur deine Hände lieblich bleiben!

Wissen manche mit ihren Schmerzen
Andre so tief zu erschüttern,
Und haben nicht soviel Liebe im Herzen,
Einen hungernden Vogel zu füttern.

Trag dein Empfinden und schweig!
Trag es gelassen,
Wie der feine Zweig
Seine Flockenmassen.

Wen niemand führt durch diese Welt
Und ihre stürmenden Gewalten,
Wen keine liebe Hand mehr hält, —
Der lernt das wahre Händefalten.

Wie selig lachts aus manches Weibes Mienen:
„Ich darf dienen!“

Was wär ein Wald, der nie die Axt gesehn,
Für ein verwildertes Getriebe!
Wer viel verlor, bleib um so fester stehn
Und breite um so reicher seine Liebe.

Lern tragen, Herz, lern tragen,
Indem dein Mut sich strafft.
Was rinnt aus grauen Tagen
Dir oft für goldne Kraft!

Schnell verdirbt das glänzende Geringe,
Nur die edlen und die feinen Dinge,
Alle, die von wirklichem Gehalt sind,
Werden schön, wenn sie ein bißchen alt sind.

Ein schweres Gestern, ein ernstes Heut, —
Klage nicht! Klage nicht, Wandergesell!
Von den höchsten Türmen klingt schönstes Geläut,
Aus den tiefsten Tiefen steigt reinster Quell.

Erfaß dein Ziel nur stark und still!
Es führen dich doch höhre Hände,
Es führt dein Pfad dich doch am Ende,
Wohin dein stärkstes Sehnen will.

Die beiden Schwestern.

Eine Novelle von **Oskar Wiener** (Prag).

I.

An der halben Höhe des Kapellenberges, der gekrönt ist von einem winzigen Kirchlein, liegt das Gehöfte der Frau Fendrich. Der Kapellenbach stürzt in weiten, aufgeregten Sprüngen an dem Hause vorbei und eilt atemlos ins Tal. Seine Hast wird nur auf ein Weilchen gehemmt durch die Stauwehren vor dem Fendrichhof, denn hier soll der Bach ein mächtiges Rad drehen, und man muß den Ungeberdigen zu dieser Arbeit zwingen. Aus dem Hause dringt ein Gepolter, das sich zu einem langgedehnten Seufzen und Stöhnen weitet, wenn die Brettsäge Tannenstämme zerteilt. Es werden Schindeln auf dem Fendrichhof geschnitten und der Kapellenbach muß dazu das Rad treiben.

Frau Fendrich ist eine Witwe; sie hat von ihrem Mann die Sägemühle geerbt und bewahrt ihm ein mit empfindsamen Gefühlen und unversiegbaren Tränen reichlich durchtränktes Angedenken. Vor dem Hause, dicht an der Wegwende, steht ein eisernes Kruzifix und daneben unter fremden Totenbrettern auch das Brett, auf dem ihr Seeliger ausgestreckt lag, ehe man ihn nach dem Wald-

Digitized by Google

friedhof trug. Auf dem bemalten Brette aber steht zu lesen:

Denkmal
für den ehrengeachteten Herrn
Thimoteus Fendrich.
Gestorben am Tage der Himmelfahrt Mariens
A. D. 1869.

Hier liege ich und muß verwesen;
Was du bist, bin ich gewesen;
Was ich bin, das wirst du sein —
Wir sind vor Gottes Größe klein.

Die Witwe kniete oft vor diesem armseligen Erinnerungszeichen, wenn im Tal unten die Abendglocke läutet und die Schindelsäge zu stöhnen aufgehört hat. Sonst ist aber Frau Fendrich ein Weib, das mit festen Beinen durch das Leben geht und auf ihrem Hofe wie ein Mann regiert. Stattlich von Ansehen, mit einer Hakennase im rotgeäderten Gesicht, und Augen, die keinen Widerspruch dulden, herrscht sie auf dem Hofe, herrscht über die Dienstboten und Holzknechte, mit der gleichen unerbittlichen und etwas lärmenden Strenge wie über ihre beiden Töchter.

Frau Fendrich trägt immer ein schwarzes Witwenkleid, nur daß sie im Winter den dicken Fuchspelz ihres Seeligen über das Trauergewand zieht, denn nichts wird weggeworfen in diesem Hause. Neben der bäuerlichen Erscheinung der Mutter sehen die Mädchen wie Prinzessinnen aus. Sie tragen städtisches Gewand und seufzen sehr unter der Herrschsucht der Alten. Die harte Hand der Frau Fendrich wird nur milde, wenn sie den Rosenkranz zwischen den Fingern fühlt; es ist der Ehrgeiz der streitbaren Witwe, den Hausspruch ihres Gehöftes nicht Lügen zu strafen; den Spruch, den ihr Großvater schon an den First des Hauses malen ließ:

Hoffegen.

Gott segne dieses Haus
Mit allem, was darinnen ist,
Auch die gehen ein und aus,
Beschenke mit gesunder Lebensfrist,
Sei gnädig mir, wie auch denen,
Die sich nach deiner Hilfe sehnen, —
Auf daß, was uns allen Gutes gönnen,
Sich in Freundschaft lieben können. —
Ich wünsche, daß durch Gottes Kraft,
Erhalten wird die Nachbarschaft.
Auch jedem, dem es angenehm,
Soll meine Liebe offen stehn,
Damit, wenn unser Leben bricht,
Wir kommen, allen Frommen gleich,
Vor dein hochgnädig Angesicht,
Ins fröhlichfrohe Himmelreich. —

In weitbogigen Biedermeierlettern steht dieser Spruch an der Stirnseite des Hauses und darunter die kuriose Anmerkung: „Erbaut im Jahre da w. Ctr. Korn für Gulden 60 Wiener Wg. 1811. —“ Seitdem ist das Korn allerdings um vieles billiger geworden, und auch das Leben in den Waldgebirgen hat an Einsamkeit eingebüßt, denn die Eisenbahnen überklettern die Bergsättel gleich Ziegen, denen kein Fels zu schroff und kein Abhang zu steil ist. — Es ist also längst nicht mehr so einsam um den Fendrichhof; den ganzen Sommer über marschieren Touristen an dem Hause vorbei, weil hier der Weg nach jenem zweigipfligen Berge führt, den das Volk die Brüste der Mutter Gottes nennt. Und auch im Winter wird es nicht leer auf der Straße; denn die Bauern kommen mit ihren Tragtieren herauf, um sich eine tüchtige Ladung frischer Schindeln heimzuholen, weil sie wissen, daß der Schnee den alten arg mitspielen wird, und im Frühjahr das Dach neu zurechtgezimmert werden muß. Oft zieht auch eine Prozession nach dem kleinen Kirchlein, das mit bunten Glasaugen vom Scheitel des Kapellenberges auf den Hof der Witwe herabblickt. In einem ungeordneten Haufen stolpern die Leute den Berg herauf, singen eintönige Litaneien und blicken mit Inbrunst auf die roten Kirchenfahnen, die ihnen vorausflattern. Dann bleiben wohl alle vor dem eisernen Wegkreuz stehen, der Vorbeter zwingt seiner heisern Stimme neue Kräfte ab, und die Menge bestürmt den Himmel mit Worten, die ein unverständliches Gemurmel sind. Dann kommt Frau Fendrich aus dem Hause, streicht sich das Haar aus der roten Stirn, nickt den Bekannten zu, die unter den Betern sind, und kniet zu den andern in den Sand. Ihre Töchter aber, die blonde Barbara und die schwarzäugige Josefine, betrachten in vornehmer Zurückhaltung die Übungen der Pilger aus einem Fenster, und eine leise, ein wenig schauspielerisch betonte Ironie malt sich in ihren hübschen Gesichtern.

Barbara und Josefine wollen für aufgeklärte Geister gelten; verkehren sie doch mit dem jungen Lehrer, der seit einem Jahre hier in der Gegend ist und die Gesetze des Fortschrittes gegen die Bauern verteidigt. Die Schulmeister des Waldgebirges haben das Ansehen alttestamentarischer Richter beim Volke. Ihre Aufgaben kennen kein Ende. Sie sind die Advokaten der Bauern und ihre Ärzte; nur dem geistlichen Herrn müssen sie sorgsam aus dem Wege gehen. Solch ein Lehrer bewahrt nicht nur für die dörfische Jugend den Schlüssel zum Tore der Weisheit, er muß auch den erwachsenen Männern das neue Wahlgesetz erklären und ihnen die Eingaben für die Bezirkshauptmannschaft aufsetzen. Und den Frauen lehrt er die Kunst des Gemüsebaues, sucht sie davon zu überzeugen, daß auch im Winter eine Stube gelüftet werden muß. Der Oberlehrer Oswald gab sich diesen wechselvollen Pflichten mit dem Eifer der Jugend hin; in seinen Augen wetterleuchtete die Begeisterung für die Aufgaben seines Standes. Nie traf man den Schulmeister allein auf der Gasse; immer war er umgeben von einer Gruppe redender Leute, die seinen Rat hören wollten. Er stieg auch aus dem Tale zu den einsamen Gehöften empor und besuchte dort die

Digitized by Google

Eltern seiner Zöglinge; am liebsten aber kam er in den Fendrichshof, wiewohl dort niemand seines Rates bedurfte und die Hausfrau deutlich zu erkennen gab, daß sie keine Freundin des Fortschritts sei. Doch Herr Oswald schüttelte nur gleichmütig den Kopf, wenn die Witwe spitze Reden führte, und sah mit heißen Augen nach dem jüngeren der beiden Mädchen, nach Josefine, die heimlich mit ihm verlobt war. Herr Oswald hatte gleich bei seinem Einzug in dies entlegene Waldgebirge die Fesseln der Liebe auf sich genommen. Die selbstbewußte, ein wenig vormünderische Art des jungen Mannes, der großstädtische Anstrich seines Gehabens, aber auch die schwärmerische Naturfreude, die er aus der Steinwüste der Hauptstadt in das forstumhegte Tal gebracht, machten ihn beachtenswert in den Augen aller Frauen, die in der Einsamkeit der Berge wie gefangene Paradiesvögel leben. Herr Oswald sprach mit schöner, klangvoller Stimme von den Wundern der Schöpfung, las aus Büchern kluge Sachen vor und hatte, trotz des Piedestals, auf dem er zeitweise einen erhöhten Standpunkt suchte, ein so jungenhaftes Gehaben, daß die gesamte jüngere Weiblichkeit der Landschaft ausnahmslos mit Wohlgefallen nach ihm hinsah. Aber der neue Oberlehrer ließ die Blicke der werbenden Frauen an sich abgleiten wie die Geschosse an den Panzerplatten eines Kriegsschiffes und segelte bergan, dem Fendrichhof zu, wo er mit den beiden Töchtern des Hauses schnell Freundschaft schloß. Damit war für Barbara und Josefine ein Reigen genußreicher Tage angebrochen.

Vor dem Einzuge des Herrn Oswald saßen die beiden Töchter der Witwe oft gelangweilt auf der Bank, die dem Hoftor gegenüber, nahe dem Brücklein des Kapellenbaches, angebracht ist. Dort hatten sie Abend für Abend allein gesessen, dem leisen Gebimmel der Kuhglocken gelauscht und zugeschaut, wie der rote Sonnenball hinter die Berge rollte. Der Kapellenbach hatte dazu das Lied der Verlassenheit gerauscht, und die Sehnsucht entfaltete ihre Silberflügel und flog mit federnden Fittichen durch die Dämmerung über das kühle Tal bis an den Rand des Himmels. Auch jetzt noch saßen die jungen Mädchen, wenn der Abend allen Dingen sanfte Farben gab, vor dem Fendrichhof, aber an der Seite der Schwestern hatte der Lehrer Platz genommen, und er beschenkte sie mit seiner Beredsamkeit und wand bunte Gewinde erlebter und erdachter Seeligkeiten um die Stunden der Lauscherinnen. Manchmal ging er auch mit den beiden Mädchen in die Wiesen, oder sie suchten den nahen Wald auf; doch nie konnte irgendwer Herrn Oswald ein ungeziemliches Benehmen zum Vorwurfe machen. Immer sprach Achtung aus seinem Gehaben für die jungen Damen, die ihn ihrer Freundschaft würdigten. Auch die Mißtrauischen, und es gab deren viele im Umkreis, auch die Neidischen und Klatschgemuten fanden nichts, das Tadel verdient hätte. Der junge Oberlehrer war sichtlich bemüht, die beiden Mädchen nicht ins Gerede zu bringen, man sprach trotzdem viel von ihnen in der Ortschaft, und die alten Weiber stritten aufgeregt miteinander, ob Barbara oder Josefine die Auserwählte des Herrn Oswald sei. Frau Fendrich aber ging mit einem drohenden und zornroten Antlitz im Hause umher und wünschte den neuen Freund der Töchter zu allen Teufeln. Frau Fendrich witterte Gefahr für den Herzensfrieden ihrer Kinder; sie wollte keinen Lehrer zum Tochtersmann, keinen Menschen, der närrisches Zeug sprach und zu dem ein jeder Bauer sich die Nase abwischen kam. Ein Handelsherr sollte ihr willkommen sein oder ein reicher Landwirt, aber kein Schulmeister, dessen Magen vor Hunger oft so laut knurre, daß man es aus dem Tal bis herauf in den Fendrichshof hören könne. In solch lieblichen Reden erging sich die Witwe, und dabei fehlte es ihr doch an Mut, dem Unwillkommnen die Türe zu weisen. Auch kämpfte die Angst mit Neubegier, und ihr war zumute, wie der Leserin eines Romans, der in den ersten Anfängen spannende Zukünfte verheißt. In Wahrheit lauerte Frau Fendrich auf eine Blöße, die sich der Lehrer geben könnte. Aber sie entdeckte nichts; immer war sein Benehmen gleich liebenswürdig zu beiden Mädchen, keine schien er zu bevorzugen und keine über die andre zu erheben. Und doch küßte er im Geheimen den roten Mund Josefinens und hatte ihr ewige, unverbrüchliche Treue geschworen.

Randbemerkungen.

Die Verschärfung der Geschäftsordnung im Preußischen Abgeordnetenhaus wird wohl ein frommer Wunsch der Konservativen bleiben; ihr Antrag, „wirksame Bestimmungen zur Aufrechterhaltung der Ordnung des Hauses und zur Einschränkung von Reden, die die Zeit des Hauses ungebührlich in Anspruch nehmen“ zu treffen, war wohl mehr als Gegendemonstration und Rügemittel denn als erfolgbewußte Aktion aufzufassen. Das heißt denn doch einer Rüpelei, wie sie sich die sechs Sozialdemokraten am ersten Tag der Wahlrechtsverhandlung gegen den Ministerpräsidenten zuschulden kommen ließen, eine zu große Bedeutung beimessen, und rednerische Exzesse von Liebknechtscher Art sind für den Exzedenten und seine Parteifreunde schließlich unangenehmer als für die Gesamtheit. Einerseits reizen sie zum vorzeitigen Schlußmachen, andrerseits schweigt selbst die sozialdemokratische Presse wegen Papiermangels den Redner tot, und Leute, die etwa den amtlichen stenographischen Bericht nachlesen, um sich an der vierstündigen Rede nachträglich zu erquicken, sind so häufig wie Nordpolentdecker, die zudem sich gegenseitig der Vorspiegelung falscher Tatsachen bezichtigen. So sind die langatmigen Ausführungen Liebknechts ohne Echo verhallt und werden höchstens bei den Kriminalstudenten in Moabit den Entschluß gefestigt haben, sich von diesem Herrn nie verteidigen zu lassen. Aber zur Abrechnung mit der Sozialdemokratie war der konservative

Digitized by Google

Antrag geeignet. Diese Herren, die sich auf ihren Parteitagen gegen Vielgeschwätz durch Beschränkung der Rededauer zu sichern wissen, bekamen bei dieser Gelegenheit einige unangenehme Wahrheiten zu hören, und auch diejenigen, die sich zu dem Rufe „Raus mit den Hunden!“ hinreißen ließen. Diese im parlamentarischen Knigge nicht verzeichnete Wendung wird zwar abgeleugnet auf der rechten Seite. Aussicht auf Annahme hat im übrigen der Antrag nicht; das hieße den Einfluß der Sozialdemokraten auf die Beratungen mit dem Amtstempel der Wichtigkeit versehen.

* * *

Rußland, Österreich und der Orient.

Vor einigen Tagen ließ sich die Londoner „Times“ aus Petersburg melden, die seit Wochen angekündigte österreichisch-russische Verständigung über die Balkanpolitik werde zustande kommen und sich hauptsächlich um drei Punkte drehen: Aufrechterhaltung des status quo, Freiheit der Balkanvölker, fortschrittliche Entwicklung der Türkei. Daß die russische Regierung für türkischen Fortschritt zu erwärmen sei, hatte man noch nicht gewußt. Die Jungtürken werden sich darüber freuen und in gerechter Würdigung der Ursache wieder zu ihren Freunden an der Themse Vertrauen fassen. Wenn ihnen nur nicht auch russische Preßstimmen zu Ohren kommen! Die lauten nämlich anders. „Nowoje Wremja“ bemerkt z. B., in einem etwaigen österreichisch-russischen Abkommen dürfe die Bestimmung nicht fehlen, daß für die Christen in der Türkei Gleichberechtigung mit den Muselmanen zu verlangen sei.

An und für sich wäre eine solche Forderung zu billigen. Es fragt sich nur, ob Rußland Anspruch auf die Rolle eines Hüters der Rechtsgleichheit in der Türkei erheben darf. In der Türkei wird man mit Grund fragen, wie es denn in Rußland um die Lage der Muselmanen stehe. Die Jungtürken haben das Wahlrecht für ihr Parlament so ausgearbeitet, daß sich für sie eine Mehrheit ergeben muß, aber dafür läßt sich ein mildernder Umstand anführen. Sie sind in ihrem Reiche viel geringer an Zahl als die andern Nationalitäten zusammengenommen. In Rußland umfassen die herrschenden Großrussen fast die Hälfte, im Verein mit den Klein- und Weißrussen drei Viertel der ganzen Bevölkerung. In der Duma aber werden alle andern Elemente und besonders die „Fremdstämmigen“ von den Großrussen förmlich erdrückt. Was müssen sich im übrigen die Armenier, die Finnen, Letten, selbst die stammverwandten Polen und auch die Deutschen, von den Juden ganz zu schweigen, unter fortgesetzten Russifizierungsbestrebungen und Verfolgungen, unter „russifikatorischer Barbarei“, wie sich die „Petersburger Zeitung“ einmal ausdrückte, nicht alles gefallen lassen!

Es wäre schön, zu schön, wenn sich alle europäischen Regierungen ernsthaft dahin einigen würden, in ihren Staaten künftig Rechtsgleichheit zwischen allen europäischen Nationalitäten herrschen und wie die Menschen auch die Waren, die sie mit einander austauschen, eine unterschiedslose Behandlung, d. h. Freizügigkeit genießen zu lassen. Dann wäre Europa mit einem Schlage eine politische Einheit geworden, wovon man heute noch kaum zu träumen wagt. Solange jedoch noch überall in Europa zwischen den verschiedenen Völkern und Rassen Fehderecht herrscht, wie im Mittelalter zwischen den einzelnen Sippen eines Volkes, und bis es einen allgemeinen europäischen Landfrieden gibt, solange hat keine europäische Regierung und keine Verbindung europäischer Regierungen das Recht, von der jungen Türkei zu verlangen, daß sie in ihrem Machtbereiche für unbedingte Rechtsgleichheit zu sorgen habe.

Am allerwenigsten darf Rußland beanspruchen, daß man gerade ihm Vertrauen schenke, wenn es behauptet, die Rechtsgleichheit der Völker in der Türkei liege ihm am Herzen. Was einer sich selber nicht zutraut, traut er im Ernst auch andern nicht zu. Der Verdacht liegt nahe, daß die Petersburger Regierung eine Handhabe besitzen möchte, um der Türkei in Mazedonien Schwierigkeiten zu bereiten, indem sie den Bulgaren für ihre nationalistischen Bestrebungen das Rückgrat stärkt.

Die Wiener Regierung fürchtet offenbar das Schicksal einer Isolierung. In Berlin möchte man von neuen Aufregungen über österreichische Bestrebungen im Orient verschont bleiben. Wenn man sich nun am Ballplatz auch schließlich selbst auf kein neues Abenteuer einlassen will, so möchte man doch wenigstens seine Stimme mit in die Wagschale legen, wenn die andern den Gang der Dinge im Orient beeinflussenden Mächte wichtige Entscheidungen treffen. Das ist nur möglich, wenn sich Wien mit Petersburg verständigt. Nur dann kann Österreich hoffen, auch von England und Frankreich mit zu Rate gezogen zu werden.

Die deutsche Diplomatie scheint die Dinge gehen lassen zu wollen, wie sie eben gehen. Hat man Italien erlaubt erst mit Frankreich, dann mit Rußland Extratouren zu tanzen, warum soll man nicht auch dem andern Verbündeten solche Abwechslung gönnen. Es ist indessen vorauszusehen, daß in Österreich-Ungarn die Lage des Deutschtums sich in dem Maße verschlechtert, als dem deutschen Verbündeten österreichische Balkansorgen gleichgültig werden und die Stellung des Slaventums um so mächtiger wird, je mehr die Wiener Regierung sich auf russische Freundschaft angewiesen sieht. Eine österreichisch-russische Verständigung kann auch für Deutschland von Vorteil sein, wenn sie aber zustande kommt, ohne daß wir dabei mitwirken und ohne daß wir sie im Sinne unsrer wahren Interessen beeinflussen, dann werden die Folgen für uns gewiß nicht angenehm sein. Umsonst ist nichts zu gewinnen, was Wert hat, am allerwenigsten in der Politik. Otto Corbach (Charlottenburg).

* * *

Der Nachbar beißt sich fest.

Diesen Ruf haben wir schon oft gehört. — Aber es geht damit wie mit dem Schäfer und dem Wolf: schließlich glaubte es niemand mehr. Ein kleiner Unterschied besteht allerdings. Der Warnungsruf unsrer Schafehüter und Zionswächter beruht immer auf Wahrheit, aber statt daß jemand zu Hilfe käme, rührt sich kein Mensch. Also, man kann sogar fast sagen: der Fall liegt umgekehrt. Hieß es nicht so schon beim Burenkrieg: „Herrlich, die Engländer beißen sich fest!“ Und was erfolgte? Als man von Petersburg aus eine Aktion gegen England in die Wege zu leiten versuchte, wurde das von Berlin abgelehnt. (Es ist zwar auch ein ungefähr gegenteiliges Gerücht verbreitet, jedoch niemals bewiesen worden.) Und dann wieder, als die japanischen Torpedos die Feindesschiffe vor Port Arthur berannten, da ertönte von neuem der zuversichtliche Ruf: „Seht nur, wie schön die Vorsehung für uns sorgt. Unser mächtiger Nachbar, der vielleicht einmal unser gefährlichster Gegner hätte werden können, muß nun fern im Osten, fern von seiner Basis, um seinen Ruhm, um seine Existenz als Weltmacht kämpfen.“ Also? Also können wir beruhigt die Hände in den Schoß legen. Das war der praktischen Weisheit letzter Schluß. Genau so wird, wenn nicht alles trügt, es uns jetzt wieder in Marokko gehen. Abermals hören wir Jubel ertönen und vernehmen die einschmeichelnde Versicherung, daß es uns jetzt nicht mehr fehlen könne, da ja der Erbfeind sich in Afrikas heißen Wüsten verbissen habe. Wozu der Jubel? Was nützen die besten Karten, wenn man nicht zu spielen versteht? Was nützt es dem Schäfer, wenn heute nacht der Wolf in fremde Hürden einbricht? Kühner gemacht durch den Raub, wird er morgen doch wiederkommen. W.

* * *

In Sachen der sogenannten Zyankalibriefe

ist ein neuer Fortschritt zu verzeichnen gewesen. Nicht als ob die Schuld des verdächtigten Oberleutnants Hofrichter jetzt bereits erwiesen wäre. Darüber hat das Militärgericht zu befinden, und man soll sich hüten, voreilig für oder wider den Angeklagten Partei zu nehmen; denn

Digitized by Google

der Stoff, der in der Untersuchung zusammengetragen wird, ist Fernerstehenden doch nur lückenhaft oder einseitig gefärbt bekannt geworden. Das österreichische Militärgerichtsverfahren ist geheim.

Aber nicht ganz geheim. Das ist der vorhin erwähnte Fortschritt; ein Fortschritt freilich recht mangelhafter Art. Die fehlende Öffentlichkeit des Verfahrens soll und muß hergestellt werden, selbst wenn es auf Kosten der Diskretion geschähe. Und diese Diskretion ist aufs gröblichste verletzt worden. Eine Berliner Zeitung hat das handschriftliche Material zum Fall Hofrichter, das einer Magdalene Thumm-Kintzel in Groß-Lichterfelde „zur Untersuchung einer vorhandenen Identität oder Divergenz" von einem höheren österreichischen Offizier zugestellt worden ist, mit allen von der Graphologin darauf aufgebauten Schlüssen veröffentlicht. Gehen denn die Geschäfte der Graphologie wirklich so schlecht, daß mit solchen Erwerbsmitteln gearbeitet werden muß! Doch das nur nebenbei. Unmöglich aber darf angenommen werden, daß die Militärbehörden der Veröffentlichung nahe stehen, das wäre gegen Brauch und Gesetz. Indessen Magdalene Thumm-Kintzel wird von derartigen Erwägungen nicht geplagt und gibt mit schöner Unbefangenheit das ihr amtlich anvertraute Material dem Publikum preis und attestiert der Handschrift Hofrichters „einen durch und durch vornehmen, anständigen, ehrenhaften, redlichen Charakter, sie zeigt einen Mann von Herz und Gemüt, einen Mann von feinstem Taktgefühl. Sie enthält nicht die leiseste Spur jener Hinterlist und Niedertracht, jener kalten Grausamkeit, wie dieser tückische Anschlag aus dem Hinterhalt, diese Giftsendung sie erkennen läßt".

Man sieht: ginge es nach dieser Graphologin, so wäre Hofrichter seiner Freisprechung sicher, und in ihren weiteren Darlegungen versteigt sie sich sogar zu der Behauptung, die Unterschrift unter dem eigentlichen Zyankalibrief „Charles Francis" stehe zum Charakter Hofrichters „in scharfem Widerspruch", und man habe in eben dieser Unterschrift „vielleicht eine nur wenig verstellte Handschrift des wahren Attentäters". Woher kennt denn die Graphologin den wahren Charakter des Angeschuldigten; sein Charakterbild schwankt bekanntlich sehr in der Beurteilung seiner Kameraden. Aber das mag auf sich beruhen, und wir wollen nicht selber in den gerügten Fehler der Stimmungmache verfallen. Wo jedoch in aller Welt ist es üblich, daß Sachverständige in einem schwebenden Verfahren ihre Gutachten veröffentlichen! Da hört jede geordnete Rechtspflege auf, und die deutschen Gerichte seien ausdrücklich vor jener redseligen Dame gewarnt, deren eigene Handschrift sicherlich nicht die Charakteristika der „Diskretion" in sich trägt. R.

* * *

Prinzenwechsel.

Es ist eine mißliche Sache, über Dinge zu schreiben, die man nicht aus eigenen praktischen Erfahrungen, sondern nur aus verworrenen Zeitungsnotizen kennt. Man hat in Berlin für 7½ Mill. Mk. Wechsel Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Josef von Braganza beschlagnahmt, die durch „Schieber" für 67% losgeschlagen werden sollten. Nebenbei sollten Shares von einer mythischen Emeralt Mines Co. Ltd. vertrieben werden, und möglicherweise waren es diese „Wertpapiere", die zu dem bezeichneten Kurse, also 67% über den reellen Wert, gehandelt werden sollten. In den Zeitungen erhebt sich nun ein allgemeines Geschrei über Wuchern, Schieben, und es fehlte nicht viel, so würde das arme fürstliche Blut sympathisch bedauert werden. Wer nun kühl näher hinzusieht, der sagt sich, hier sind zwei Betrügereien versucht und ausgeführt worden. Einmal, indem man dem Prinzen für imaginäre Werte Wechsel in einem Riesenbetrage abknöpfte, und zweitens, indem man diese Wechsel ahnungs- und harmlosen Geldgebern oder vielleicht auch gerissenen Geldgebern zur Diskontierung aufhalsen wollte. Nr. 2 zerfällt wieder in zwei Teile. Setzte man die Wechsel an gutgläubige Leute ab, die vor den Namen Braganza und Vanderbilt Respekt hatten, dann war es ein himmelschreiender Betrug, setzte man sie aber zu einem Bruchteil des nominellen Wertes an „Geldleute" ab, so war es eine läßliche Sünde. Denn diese Braven wußten, was die Braganzawechsel wert waren und wollten entweder andre hineinlegen oder Erpressungen an der Braganzaschen Familie begehen. Nun aber zu der betrogenen Königlichen Hoheit. Sie mag noch so dumm und geschäftlich unerfahren sein, daß Höchstihre Wechsel nichts wert seien, wußte Höchstsie bestimmt. Folglich hatten Hoheit nicht das Recht, für Ihre Wechsel Wertpapiere einzutauschen, wenn Sie annahmen, daß es sich um reelle Objekte handle. Wußten Sie aber, daß die Shares nichts wert waren, so begingen Sie einen noch bösartigeren Schwindel. Der Prinz wollte ja nicht die Shares behalten, sondern sie schleunigst unter die Leute bringen, um bar Geld in seine aristokratischen Finger zu bekommen. Die Hoheit ist also kein Lämmlein, weiß wie Schnee, sondern eher, wenn man in dem Jargon seiner Geschäftsfreunde sprechen dürfte, ein „Oberschieber". — „Halten zu Gnaden!"

Dr. M. P.

* * *

Eine Schülerselbstverwaltung in Elberfeld

ist die jüngste Blüte am Baume der deutschen Pädagogik, die früher ihr Material von der Birke bezog. Reinlichkeit, Lüftung, Temperaturregelung in der Klasse sollen fortan von der Sexta aufwärts durch einen mittels Stimmzettel gewählten Vertrauensmann — richtiger wohl: Vertrauensjungen — überwacht werden, der zugleich die Wünsche der Mitschüler dem Lehrer vorträgt. Von Obertertia aufwärts bilden die Herren Vertrauensjungen einen Ausschuß mit einem Schriftwart, einem Inventarverwalter, einem Bücherwart und einem Klassenbuchführer und vor allem einem Obmann, der die Wünsche der gesamten Schülerschaft dem Direktor übermittelt, also wie ein Ministerpräsident das unmittelbare Recht des Vortrags besitzt. Diesem Ausschuß ist die Sorge für die Sauberkeit auf den Gängen und dem Schulhof anvertraut; auch hat er für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Wie man sieht, wird der Schuldiener, der bisher sozusagen einen wichtigen Faktor für die Schulhygiene bildete, nahezu ausgeschaltet und geht einer ziemlich sorgenlosen Zukunft entgegen. Oder wird er jetzt etwa der Untergebene der Schüler? Eigentlich sind doch wohl die Pausen zwischen den Unterrichtsstunden zur Erholung da und sollten nicht zur Überwachung der hygienischen Zustände verwendet werden. Auf die Wahlen darf man gespannt sein. Bisher war der Primus jeder Klasse die Vertrauensperson für den Lehrer als der beste Schüler, und wenn dieser durch Wissen und Leistung ausgezeichnete Jüngling allmählich in den Ruf geraten ist, im späteren Leben eine Null oder gar ein Taugenichts zu werden, so gab es bei der Unvollkommenheit menschlicher Einrichtungen eben keinen andern Maßstab als Wissen und Leistungen für den Lehrer. Jetzt erfahren seine Ansichten über seinen „Besten" vielleicht eine empfindliche Korrektur durch die Klasse: sie hat nicht zum Besten, sondern zum Schlausten oder Stärksten das meiste Vertrauen, und wir erleben in der Schule bereits Wahlkämpfe. Da außerdem Turnen, Bewegungsspiele, Rudervereine, Ausflüge u. s. f. Zeit erheischen, wird man unwillkürlich zu der schönen Frage des alten Studenten-Sprechliedes gereizt: „Nun, lieber Herr Rektor, sagen Sie mir, wo bleibt da die Zeit zum Dschen?"

* * *

„Kinder."

Ich erzähle den Fall, wie ich ihn unter den Lokalnachrichten eines Blattes fand. „In Bremen kam ein elfjähriges Mädchen mit seinem zwölfjährigen Bruder gegen fünf Uhr nachmittags vom Krankenhause, in dem seit einem halben Jahre die Mutter der Kinder darniederliegt. Plötzlich wurden beide auf dem Nachhausewege von sechs noch schulpflichtigen Knaben überfallen, nach einem nahen Spielplatz geschleppt, wo in der Regenschutzbude vier der jugendlichen Wüstlinge nacheinander das Kind vergewaltigten, während die zwei übrigen das Kind fest-

Digitized by Google

hielten und am Schreien hinderten.“ — Diese Reporternotiz in ihrem miserablen Deutsch spricht Bände. Dahin ist es mit der deutschen Jugend, der man fürsorglich Spielplätze mit Regenschutzhallen einrichtet, gekommen. Die unsägliche Verwahrlosung eines Teils unserer Jugend zeigt, daß es mit den gegenwärtigen herrschenden Erziehungsgrundsätzen hapert. Man eifert gegen den Stock und führt die sexuelle Aufklärung ein, mir scheint, daß die „edle Sechs“ von Bremen diese weniger nötig haben, als jenen. Wenn man aber diese im Keime verderbten jugendlichen Unholde in eine Zwangserziehungsanstalt bringt und ihnen dort gelegentlich ungebrannte Asche appliziert, dann schreit die sozialdemokratische Presse über ruchlose Mißhandlung von „Kindern“. Nette Kinder das, und gar nicht auszudenken, was für Erwachsene aus ihnen werden. Vielleicht sehen die Humanitätsduseler von heute endlich doch ein, daß in gewissen Fällen die Prügelstrafe das ultimum remedium oder vielmehr das einzige ist. Oder müssen noch mehr Schulmädchen von Schulknaben genotzüchtigt werden?

Dr. P.

* * *

Zwei Säulen des Deutschtums.

Im „Berliner Tageblatt“ hatte seinerzeit Herr Paul Schüler den Kampf gegen die Nick Carter-Seuche in zwar nicht unwitziger, aber doch wenig verantwortungsvoller Weise lächerlich zu machen versucht. Die Sympathie scheint auf Gegenseitigkeit zu beruhen. In einem der grellbunten Groschenhefte (Lord Lister genannt Raffles, der große Unbekannte, 64. Band), das in dem sattsam bekannten „Verlagshaus für Volkslitteratur (!) und Kunst (!)“ erschienen ist, heißt es:

„Was gibts Neues in der Welt, Lord Stamford?“

„Eine hochinteressante Sache“, erwiderte Raffles, „haben Sie bereits die Abendblätter gelesen?“

„Jawohl, aber wir haben nichts entdeckt.“

„Ah, Pardon,“ sagte Raffles, „ich vergaß zu fragen, ob Sie irgend ein deutsches Blatt, vielleicht das Berliner Tageblatt, gelesen haben.“

Ein allgemeines Nein antwortete.

„Schade,“ versetzte Lord Stamford, „ich würde Ihnen empfehlen, meine Herren, dieses Blatt öfter zu lesen, es gibt bei unsern deutschen Vettern Dinge, die noch von etwas anderm handeln, als von dem Bau von Kriegsschiffen, neuen Kanonen und Zeppelin.“

Und dann kommt einer der üblichen wüsten Kriminalfälle. Auf diese Empfehlung darf das Tageblatt stolz sein. Arm in Arm mit Nick Carter als Musterbild des wahren Deutschtums!

Petrenz.

Gelahrte Vergeßlichkeit.

Wenn ich mich über die Europäer ärgre — und dazu hat man in Europa wahrlich oft genug Veranlassung — so gebe ich mir immer die größte Mühe, durch recht schnurrige Geschichten meine gute Laune wiederherzustellen. Leider ist es nicht grade leicht, derartige Geschichten schnell zu erfinden. Und darum denke ich dann oft nur an alte Geschichten, die mich schon öfters zum Lachen gereizt haben. Ich brauche nur an die gelahrte Vergeßlichkeit zu denken — und gleich kommt das herzlichste Gelächter.

Hier nur zwei Geschichten, die mir immer sehr komisch vorkommen:

Die erste trifft meinen großen Landsmann Arthur Schopenhauer. In „Die Welt als Wille und Vorstellung“ handelt ein langes Kapitel über die bengalischen Tiger. Arthur schreibt, um die Scheußlichkeit des Lebens auf Stern Erde recht handgreiflich zu machen, daß die bösen Tiger in Bengalien immer auf die großen zentnerschweren Schildkröten Jagd machen — diese Schildkröten werden von den Tigern umgeworfen, so daß sie auf dem Rücken zu liegen kommen und die Füße zum Himmel recken. Jetzt reißt der Tiger mit seinen eklig scharfen Krallen die weichere Hornhaut auf dem Bauche der Kröte auf, zerreißt die Hornhaut tüchtig und — gefährlich ist des Tigers Zahn — beißt dann der Kröte in den Bauch, reißt ein großes Stück ab, frißt es auf — reißt danach ein zweites Bauchstück ab und frißt es ebenfalls auf. Das geht so lange, bis nichts mehr vom Krötenleib da ist.

Schauderhaft! Höchst schauderhaft! Aber kurz zuvor hat Arthur lang und breit auseinandergesetzt, daß wir nur Sinneseindrücke haben, die von der wahren Natur der Dinge nichts verraten. Nun hätte er das doch bei der Tigergeschichte erwähnen müssen. Er tut es aber nicht. Er hat eben die von ihm so hochgeschätzte — mit Recht hochgeschätzte — Erkenntnistheorie bei seiner Tigergeschichte total vergessen. Aber diese Vergeßlichkeit muß ich immer wieder so lachen, daß mir die Tränen oft stromartig über beide Wangen rollen.

Die zweite Geschichte trifft den von mir ebenfalls sehr hochgeschätzten Physiker Ernst Mach. (Ich schätze auch den Schopenhauer sehr hoch — wenn er auch sehr vergeßlich war.) In Machs Hauptwerk „Die Mechanik in ihrer Entwicklung“ wird auf S. 196 (6. Auflage, 1908, Leipzig) Newtons kolossale Phantasieleistung gepriesen, als er mit fabelhafter Kühnheit seine Attraktionstheorie von der Erde in den Weltenraum verpflanzte, d. h. die Anziehung der Sterne untereinander im Weltenraum „erkannte“.

Mach sagt das komplizierter. Aber der Gedankengang ist so, wie ichs sagte. Wens näher interessiert, kanns ja nachlesen.

Nun kommt aber auf S. 200 folgendes: „Von der Tatsache der allgemeinen Schwere geht er (Newton) aus. Eine Erklärung dieser Erscheinung, sagt er, sei ihm nicht gelungen, und mit der Erdichtung von Hypothesen gebe er sich nicht ab. Doch konnte er seine Gedanken hierbei nicht beruhigen, wie man aus seinem bekannten Briefe an Bentley sieht. Daß die Gravitation der Materie wesentlich und anerschaffen sein sollte, so daß ein Körper auf den andern ohne Vermittlung durch den leeren Raum wirken könnte, erscheint ihm absurd.“

Da hört sich doch verschiedenes auf. Auf S. 196 preist Mach die Phantasieleistung Newtons, und auf S. 200 schreibt er wörtlich, daß Newton dieselbe Phantasieleistung für absurd erklärte. Newton hat also durchaus nicht seine Attraktionstheorie in den Weltenraum verpflanzt. Seine „Verehrer“ haben das getan, und Jahrhunderte hindurch hat man die Anziehung der Sterne untereinander für etwas Selbstverständliches gehalten. Das tat sogar der große Kant. Und Newtons Brief an Bentley haben die Gelehrten immer wieder vergessen — und Mach vergaß ihn auch. Mich wundert nur, daß ich mich über diese Vergeßlichkeit noch nicht totgelacht habe . . . . .

Paul Scheerbart.

Digitized by Google

Der Rollkutscher.

„Bethmann, der gefällt uns schwerlich!“
Sang ich im Begrüßungssang —
Aber itzo sing ich ehrlich:
Dieser Mann ist unentbehrlich,
Weil er abhält, was gefährlich:
Freiheit- und Begeistrungsdrang.

Philosophisch eingeschworen
Kommt der Kant vom Bundesrat
„Seht, Ihr Herrn, was ich geboren,
Ha, ein Wahlrecht, kahlgeschoren,
Biet ich den gespannten Ohren —
Ein' Gewinnst für diesen Staat!

Preußen wäre nicht zerstückelt
Durch ein schnödes Bürgerrecht —
Nur wer seinen Buckel bückelt
Und am Dummheitsschnuller nückelt,
Kurz, wer Reaktion entwickelt,
Ist für dieses Wahlrecht recht!

Unterstützt von den Gensdarmen
Und der teuren Junkerschaft,
Bringe ich den geistig Armen
Aus gutpreußischem Erbarmen
Diesen frischgebacken-warmen
Aufbau meiner Geisteskraft!“

Und so sei denn Bethweg-Hollmann,
Hollweg-Bethmann Gruß gezollt,
Der als wundervoller Vollmann
Ein Entzücken löst beim Zollmann,
Der als Philosoph und Rollmann
Unsre Karre abwärts rollt.

Terentius.

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Rudolf Presber: Theater. Ein Bündel Satiren. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock (Berlin).

Rudolf Presber hat seine lachende Gemeinde durch ein neues Buch erfreut. „Ein Bündel Satiren“ vom Theater und über das Theater. Überlegener Humor greift seine Opfer heraus, bindet sie an den Marterpfahl und spickt sie mit Pfeilen. Man darf seine helle Freude daran haben, wie gut Presber in dieser Kunst bewandert ist. Ob es nun gegen Maeterlinck los geht oder gegen Wedekind, ob Presber nach dem System Shaw unsre großen Helden Wallenstein, Faust und Hamlet verallzumenschlicht oder ob er gewisse sentimentale Verbrecherstücke anulkt, immer ist das geistvoll und witzig und lustig. Er schlachtet mit der Eleganz eines Stierfechters gewisse Erscheinungen des Berliner Theaterlebens hin, den Ausstattungswahnsinn, die philologische Kleinkrämerei, er gibt einen lustigen Begriff davon, wie es werden könnte, wenn die Einrichtung eines „Treff- und Merkbuches“ durchdränge. Ein boshafter Spötter vom Stamm des Aristophanes macht sich ein Vergnügen daraus, uns in ein Kaleidoskop bunter Drolligkeiten sehen zu lassen und wir müssen es immer und immer wieder schütteln, so gut gefällt es uns.

Karl Hans Strobl.

Die silberne Glocke. Roman von Karl Rosner. Verlag von Grethlein & Co. (Leipzig.) 424 S.

Wieder hat uns Karl Rosner ein künstlerisch vornehmes, stilles und feines Buch gegeben. Ein gutes und nachdenksames Buch, ernsthaft und innig in seinem Wesen, abgeklärt und ruhespendend. Es ist ein Buch, das nicht unter Kämpfen und Krämpfen geboren worden ist, sondern das sich von seinem Autor losgelöst hat, wie eine reif gewordene Frucht. Man sieht ihm seine schöne Reife an, die Selbstverständlichkeit des Werdens, die Zwanglosigkeit der Fülle. Ein kühler Hauch ist über ihm, ein tauiger Perlenbesatz. Dieses Werk ist nicht aus Tiefen geboren, glühend emporgestiegen, sondern es ist aus Höhen herabgesunken, aus den Höhen dichterischer Wege über dem Leben. Hier ist die Anteilnahme am Leben nicht mehr unmittelbar, sie ist überlegen, vor schmerzlichen Erschütterungen sicher, durch Enttäuschungen zu einer reineren Betrachtung geläutert. Keine Zerrissenheiten und wilden Zuckungen bedrohen mehr das Schaffen. Es geht in einer schönen Harmonie vor sich, in einem Gleichmaß, in einem vollendeten Rhythmus. Ein sicherer Geschmack entscheidet. Alles wird ausgeglichen und in schönen Formen geprägt. So hat dieses Werk wenig Jugendliches an sich, keine Dränge, kein Feuer, keine Ausschreitungen, dafür hat es um so mehr von Architektur und musikalischen Reizen. Seine Menschen sind denen seines Romans „Sehnsucht“ nahe verwandt, und sein Titel „Die silberne Glocke“ ist nichts andres als ein Bild für dieselbe Sehnsucht, die auch wieder dieses Romanes Leitmotiv und Hauptthema ist. Die „silberne Glocke“ ist der Name eines alten Wiener Hauses, und sie bedeutet auch das heimliche Klingen in uns, dem wir lauschen müssen, wenn wir mit feinerem Ohr begabt sind, und dem wir sehnend nachgehen. Ein wunderschönes Bild und zugleich auch glücklich bedeutungsvoll für den silbernen Klang, von dem wir das ganze Buch erfüllt glauben. Das ist die große Kunst des Dichters, daß er uns dieses heimliche Läuten hörbar werden läßt, daß die Sehnsucht in der Heldin Sophie auch in uns zu singen und klingen beginnt. Das äußere Erleben dieser Heldin ist nichts als ein Brautstand und eine kurze Ehe. Über ihr Gefühl getäuscht, verlobt sich das Wiener Mädel mit einem Berliner Professor. Ein überaus tüchtiger, aber nüchterner, sozusagen kahler Mensch. Pflichten und Verstand bestimmen sein Leben. Das Gefühl kommt nicht in Betracht. Die Ehe ist ein Ergebnis besonnener Erwägungen. Er vertritt ganz und gar den extremen Typus des Norddeutschen. Und ihm wird vom Schicksal ein Wiener Mädel gesellt, mit suchender Seele, mit geheimen Ahnungen, mit einem Herzen, das ganz von dem Klang der silbernen Glocke erfüllt ist. Noch rechtzeitig erkennt Sophie die Gefahr und will zurück, aber schon ist ihr der Ausweg verstellt, schon ist sie durch die Macht der Tatsachen gefesselt. Aber drei Jahre einer öden, sonnenlosen Ehe machen sie innerlich frei, der Tod der geliebten Mutter gibt den letzten Anstoß, und Sophie ist nun reif genug, sich von einem drückenden Band zu lösen und wieder dem Klang der silbernen Glocke nachzugehen. Einem Beruf zu leben und einer Liebe, die ihr Glück und Sonne geben wird. Das ist der einfache Gang der Geschichte. Und in dieser aktenmäßigen Darstellung bleibt unbegriffen, wieviel poetischer Reiz über sie ergossen ist. Fein und bedeutsam ist hier der unüberbrückbare Gegensatz zwischen Süd und Nord eingewoben, zwischen Wien und Berlin. Auf der einen Seite weiches Gefühl und Phantasie, auf der andern der preußische Sinn für das Gegenständliche und Exakte, die immer wache Kritik der reinen Vernunft. Ganz vortrefflich ist es z. B., daß dieser Berliner Professor Hessing nicht versteht, warum Sophie eigentlich von ihm weg will und seine Ehe auseinander gehen soll. Er hat die ganzen Jahre her nichts vermißt und alles schien ihm in bester Ordnung. An solchen schönen und sauberen

Digitized by Google

Einzelheiten ist dieses Buch reicher als an Begebnissen, und so leitet es nicht zur Verwirrung einer „spannenden" Handlung, sondern zur Einkehr, zur Innerlichkeit, zur Selbstbesinnung. Karl Hans Strobl.

Fritz Castelle: Gustav Falke. Max Hesse (Leipzig). Mit frischer und sicherer Feder zeichnet der Verfasser das Bild, das lyrische Porträt Gustav Falkes! Er sieht in ihm mit Recht den Dichter der Familie und des deutschen Hauses und last not least der deutschen Kinder, als welcher er den ihm sonst weit überlegenen Richard Dehmel sicher an Echtheit der Beobachtung und Feinheit der Phantasie übertrifft. Gustav Falke ist der Dichter aller Gesunden. Paul Friedrich.

Das heilige Feuer. Ein Hochschulroman. L. Staakmann (Leipzig).

Geheimnisse zu erspüren liegt in dem Instinkt des Menschen. Und es gibt Menschen mit eigner Witterung dafür. Denen genügt es nicht, das Geheimnis des einzelnen zu enthüllen, ihr Ehrgeiz geht höher: ein ganzer Stand fällt ihnen zum Opfer. In der kindlichen Freude des Rätselaufgebens umkleiden sie bekannte Persönlichkeiten und Ereignisse mit dem farbigen Mäntelchen der Unwahrscheinlichkeit. Der Schlüsselroman ist fertig. Diesmal steht die Wiener Universität im Mittelpunkt. Unsre gutgeschulte Achtung gerät seltsam ins Wanken. Da gibt es einen zittrigen Unterrichtsminister, dem immer sehr bange und schwül ist, und den nur ein gigantisch mächtiger Sektionschef stützen kann. Große Mediziner, die kleine Reklamehelden und noch größere Komödianten sind. Historiker, die als glänzende Wetterfahnen überall mit Ehren bestehen könnten. Elegante Juristen, die ein Monokel tragen, Professoren und gute Tennisspieler sind, Frauen verführen und Vorlesungen halten und schrecklich schöne Karriere machen. Dann erfahren wir die verschiedenen Arten der Erlangung einer Dozentur, wie man sie sich erstiehlt, erkauft oder erheiratet. Wie die Frauen die Situation beherrschen mit ihrem Golde oder mit ihrem Körper. Und neben der Tragik das Groteske. Wie die Pest in Wien war, und einer der besten Männer langsam dahinstarb, und die ganze Stadt Zeuge dieses großen Sterbens war, und wieder wie grobe Bauernfäuste und ebensolche Schirme die Universität erobern wollten. Und so fort in kaleidoskopartiger Form. Karriere und Gold ist der Kern, Wissenschaft der Mantel dazu. So könnte das Motto dieses Buches sein. Und die Technik ist eine seltsame. Ich möchte sie die kinematographische nennen. Blitschnell huschen die einzelnen Szenen an uns vorüber, und das Ganze soll ein einheitliches Milieu geben. Aber der Apparat funktioniert nicht immer gut. Vielleicht ist das Buch amüsant, aber auch beschämend. Die Schwächen des Menschen werden zu Spottpreisen ausgerufen.

Prof. Dr. Max Glass (Wien).

Briefwechsel zwischen Eduard und Therese Devrient. Herausgegeben von Hans Devrient. Mit 8 Vollbildern. Carl Krabbe Verlag (Erich Gußmann) Stuttgart. Preis: geheftet 7 Mk., elegant gebunden 8,50 Mk. —

Die Jugenderinnerungen von Therese Devrient haben, heißt es in der Einleitung, eine überaus freundliche Aufnahme gefunden (vgl. Gegenwart 1905, Nr. 51). Das sonnige und wahre Naturell der glücklichen Frau hat unsrer Generation wohlgetan. Nur mit einem scheint man nicht so ganz einverstanden gewesen zu sein: mit dem Abbrechen der Erinnerungen bei der Übersiedlung von Berlin nach Dresden 1844, und man drängt den Herausgeber, er solle aus den grünen Mappen seines Familienarchivs eine Fortsetzung der „Erinnerungen" herausholen. Die gibt es nicht, und die Freunde, die jenes Büchlein sich erworben hat, könnten nun enttäuscht sein, etwas andres zu finden. Thereses Erinnerungen schließen ab zu der Zeit, da Eduard in seine eigentliche Bedeutung einrückte. Eduard Devrient, nicht Therese, wird bei jeder Veröffentlichung aus dieser spätern Zeit im Vordergrunde stehen müssen. So möge nun doch eine Art Fortsetzung von Thereses Buch, eine Auslese aus dem Briefwechsel beider den Freunden ihres Hauses und diesmal noch mehr auch den Genossen und den Freunden seiner Kunst und seines Standes erscheinen. Therese tritt in ihnen zurück vor ihrem Hausherrn, wie sie es im Leben immer tat; aber bis in die letzten Tage seines Lebens leuchtet aus beider Worten beglückend und durch alles Leid des Daseins nur bestärkt ihre große Liebe. —n.

Franz Langheinrich: An das Leben. Gedichte. Mit Buchschmuck von Max Klinger und Otto Greiner, gr. 8°. Preis 4 Mk., geb. 5 Mk. E. A. Seemann (Leipzig).

Ein liebenswürdiges, lyrisches Talent, das sich durch gesunden Inhalt, Klarheit der Form und Frische im Ausdruck sehr vorteilhaft von der zeitgenössischen, lyrischen Produktion abhebt. Neben der landschaftlichen Lyrik, in der eine innige Verschwisterung von Mensch und Schöpfung sehr schön zum Ausdruck kommt, eine Verschwisterung, die wir bei deutschen Dichtern zumal beobachten können, enthält das Buch Liebesgedichte voll feinen Schmelzes, ferner kleine epische Dichtungen heitern Charakters (Der himmlische Sör, vor allem aber das zierliche Lied in Rokoko: Die Geschichte vom Faunchen), Aquarellskizzen aus dem italienischen Volksleben und Volksliederartiges (Am Brunnen). Das Buch ist von einem starken, tiefen und echten Heimatgefühl beseelt (Sonntagabend in der Heimat), und der Dichter betont offen seinen bäuerlichen Ursprung und seine demokratische Gesinnung (Mein Stammbaum). Die schlichte, gemütvolle, grundehrliche Dichtung eines liebenswürdigen Menschen, der, unbekümmert um die Mode, seinen eignen Weg geht. Es ist ein guter, zielsichrer Weg. — Das Buch ist künstlerisch äußerst gediegen ausgestattet und wird jeden Bücherfreund erfreuen.

Stauf v. d. March.

Prof. Dr. J. Reinke: Grundzüge der Biologie für Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung. Verlag von Eugen Salzer (Heilbronn). Preis: geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 2.80.

Im Verlage von S. Fischer (Berlin) sind erschienen:

Henrik Ibsens nachgelassene Schriften. In vier Bänden herausgegeben von Julius Elias und Halvdan Koht. (Preis: geh. Mk. 24.—). Erster Band: Vorwort, Gedichte, Prosaschriften, Reden, Dramen der Frühzeit: Catilina (1849), Das Schneehuhn in Justedalen (1850), Die Johannisnacht (1852). Zweiter Band: Dramen der Frühzeit: Das Schneehuhn, Romantische Oper (1859), Svanhild (1860). Der epische Brandentwurf: (1864—65), Einleitung, Der epische Brand. Dramatische Entwürfe: Brand (1865), Peer Gynt (1867), Der Bund der Jugend (1868—69), Kaiser und Galiläer (1870—73). Dritter Band: Dramatische Entwürfe: Die Stützen der Gesellschaft (1875—77), Ein Puppenheim (1879), Gespenster (1881), die Wildente (1884), Rosmersholm (1886). Vierter Band: Dramatische Entwürfe: Die Frau vom Meere (1888), Hedda Gabler (1890), Baumeister Solneß (1892), Klein Eyolf (1894), John Gabriel Borkman (1896), Wenn wir Toten erwachen (1899), Nachtrag, Anmerkungen.

Im Verlage von E. S. Mittler & Sohn (Berlin) sind erschienen:

Wilhelm Bode: Goethes Leben im Garten am Stern. Preis: kart. Mk. 5.—.

Karl Muthesius: Goethe ein Kinderfreund. Preis: geh. Mk. 2.50.

Hans von Krosigk: Karl Graf von Brühl und seine Eltern. Lebensbilder auf Grund der Handschriften des Archivs zu Seifersdorf bearbeitet. Mit acht Bildnissen. Preis: geh. Mk. 8.50.

Anselm Götzl: Vier Lieder. Für eine Singstimme und Klavier. Verlag Harmonie (Berlin). Preis: Mk. 2.—.

Digitized by Google

Ausstellung von Meisterwerken muhammedanischer Kunst München 1910.

Die organisatorischen und baulichen Vorarbeiten für die Ausstellung von Meisterwerken muhammedanischer Kunst sind nunmehr in vollem Gange und werden unter Aufbietung aller Kräfte so energisch gefördert, daß erhofft werden kann, die Ausstellung werde bei ihrer Eröffnung im Mai ein abgerundetes Gesamtbild darstellen. Die Kommissare haben bereits den größten Teil Europas bereist und ein derart reiches und kostbares Material gewonnen, daß die volle Durchführung des Programms im wesentlichen gesichert erscheint. Die hier zum ersten Male erfolgende Zusammenstellung der wichtigsten Kunstdenkmäler der muhammedanischen Welt, insbesondere aus ihrer großen Vergangenheit, wird als ein kunst- und kulturgeschichtliches Ereignis der Ausstellung München 1910 ein internationales Interesse verleihen, zumal fast alle Nationen durch Darbietung von Sammlungsschätzen an dem Unternehmen beteiligt sind. Der materielle Wert der in München zusammenströmenden Schätze wird auf viele Millionen beziffert. Handelt es sich doch nicht nur um Kunstwerke der Malerei, Plastik, Teppichproduktion und des eigentlichen Kunstgewerbes jeder Art, sondern auch um die mannigfaltigsten Dinge des täglichen Gebrauchs aus alter Zeit. Bei der überaus verfeinerten Kultur der Blütezeiten muhammedanischer Völker und Höfe waren schließlich alle Dinge zu Gebilden edelster Kunstform ausgestaltet worden. Daher wird die Ausstellung auch Waffen, Kanonen, Zelte, Fahnen, Standarten, Sättel, Geschirre, Trophäen, Bücher, Musikinstrumente, Stoffe, Kostüme &c. in großer Fülle umfassen und hierdurch, wie durch Einbeziehung der verschiedenen Türkenbeuten aus den Türkenkriegen das Interesse weitester Kreise fesseln. Eine Reihe von Münchener Künstlern ist mit den Entwürfen zur Ausgestaltung der Hallenbauten und zur Materialgruppierung beschäftigt; man ist hierbei bestrebt, ein Gesamtbild zu erzielen, innerhalb dessen die Pracht der orientalischen Schätze in ruhigem Rahmen sich voll entfalten kann. Die große Prinz Ludwighalle wird nach Entwürfen Prof. Dr. Theodor Fischers zu einem Festsaal umgewandelt, an den sich die erforderlichen Nebenräume anschließen. Diese Festhalle, die bei voller Inanspruchnahme mehrere Tausend Zuschauer in einem Amphitheater vereinigt, dient auch den abendlichen Veranstaltungen des Ausstellungsjahres. Großes Interesse wird schließlich die Ansiedlung orientalischer Handwerker finden, die bereits in Konstantinopel und Kleinasien angeworben worden sind, um hier in einem architektonisch entsprechend ausgestalteten Gebäude ihre heimischen Kunstfertigkeiten, z. B. Teppichknüpfen und -weben, Arbeiten in Seide, Baumwolle, Metall, Gold und Silber im Betriebe vorzuführen. Die Handwerker-Kolonie, die Männer, Frauen und Kinder umfaßt, wird in dem für sie eigens zu errichtenden Gebäude mit zugehörigen Arkaden, Höfen, Werkstätten, Garküche &c. ein buntes Bild gewähren.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

N.P.G.

Vornehmer, wohlfeiler

Wandschmuck

sind Bromsilber-Photos der Neuen Photographischen Gesellschaft, Aktiengesellschaft, Steglitz 181 · Enorme Auswahl von Gemälden und Skulpturen klassischer und moderner Kunst · Illustrierte Prospekte stehen gern zur Verfügung

Amateur-Photographen

verlangen unsere Gesamtpreisliste über Photopapiere und Probehefte der Zeitschrift «Das Bild» gratis

N.P.G.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.
Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.
Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Allgemeiner Versicherungs... in Stu...
Auf Gegenseitigkeit. Be...
Kapitalanlage über 68 Millionen
Unter Garantie der Stu...
u. Rückversich.-Akt.-Ge...
Lebens-, Kapital... Kinder-Versicher...
Sterbe- und Versorgungs...
Unfall- u. Haftpflicht-Versi...
Versicherungsstand 770 000 Versicherun...
Prospekte kostenl...
Vertreter überall ...
Zugang monatlich ca. 6000 M...

Was ist Reise-Cheviot?

Ein eleganter Anzugstoff in modernen echten Farben, reine neue Schafwolle, unzerreissbar. 140 cm br. 3 Meter kosten 12 Mark franko. Direkter Versand nur guter **Stoffneuheiten** zu Anzügen, Paletots, Hosen bei billigen Preisen. Jeder genaue Vergleich überrascht. Aus über **2000** Postorten liegen Nachbestellungen und Empfehlungen vor.
Verlangen Sie Muster portofrei, ohne Kaufzwang.
Wilhelm Boetzkes in Düren 8 bei Aachen.

Charles Dickens
Ausgewählte Romane und Geschichten

Übersetzt und herausgegeben von **Gustav Meyrink.**

Jedes in sich abgeschlossene Werk wird einzeln zu haben sein. Preis des broschierten Bandes je nach Umfang Mk. 3,— bis 4,—, in geschmackvollem Pappband Mk. 4,— bis 5,—, in Halbfranz-Liebhaber-Einband Mk. 6,— bis 7,—.

Wer helle Augen für die Zeichen der Zeit hat, muß wohl merken, daß das Verlangen nach Romanen, die wirklich und wahrhaftig Kunstwerke sind, in Deutschland an allen Ecken und Enden erwacht. Im täglichen Leben des Heute, in dem ameisenhaften Gewimmel unserer Fabrikskultur die kärglich gewordene Poesie herauszufinden, ist so unendlich schwierig geworden, daß die besten der lebenden Dichter instinktiv auf die Schilderung von Kindesalter und Jugendzeit verfallen, bloß um ein Gebiet zu haben, auf dem das grelle Glühlicht des zwanzigsten Jahrhunderts noch am wenigsten den feinen Hauch der Stimmung und des Empfindens zerstören kann.
Die vielen talentlosen Totengräber auf den literarischen Friedhöfen sind wohl mit Schaufeln losgegangen, unter jedem Leichenstein einen toten Shakespeare witternd. Was sie ausgruben, war meistens nicht viel mehr als jämmerliches Gebein. Von Charles Dickens, der vor einem halben Jahrhundert über England und Amerika wie ein Sturmwind hinfegte, brachten sie nichts. Er ist doch schon übersetzt, sagten sie! — In Wirklichkeit sind es aber nur Zerrbilder seiner Werke, die auf wackligen Stelzen schwerfällig und mühselig in den deutschen Feldern herumwanken. Man hat seine Gestalten stumpfen Übersetzungsmaschinen überantwortet, die in unsäglicher Korrektheit den leisen feinen Humor grob ins Zopfige verflochten und mit der Grammatik und dem Wörterbuch sowie dem trefflichen Relativsatz gewissenhaft die Spinnen erschlugen, die über die verschwiegenen Winkel in Dickens heimlichem Reich ihre zarten Netze weben. Man weiß bei uns von Dickens allüberall und kennt ihn doch nicht.
Bei dieser neuen Ausgabe geschieht es wohl zum ersten Mal, daß ein deutscher Verleger für diese schöne Arbeit einen wirklichen Schriftsteller wählt, keinen Berufsübersetzer oder „Fachmann", daß also die Übertragung von Dickens ausgewählten Romanen und Erzählungen in berufene Hände gelegt wird. Gustav Meyrinks Name bürgt wohl ohne weiteres dafür, daß wir eine wirkliche, künstlerisch den höchsten Ansprüchen genügende Verdeutschung erhalten werden, die treu ist und noch imstande, den Leser zu bannen und zu fesseln, wie es die englischen Ausgaben tun.
Man muß heimlich lächeln, wenn man in einem alten Bande des Konservationslexikons liest: „Charles Dickens nicht geringster Wert besteht darin, daß man alle seine Werke den Frauen und der heranwachsenden Jugend zu lesen geben kann." Diese ein wenig komischen Worte lassen sich mit Fug und Recht so ergänzen: Man kann sie den Frauen und der heranwachsenden Jugend nicht nur zu lesen geben, man soll es sogar. Äußerlich wird die neue Dickens-Ausgabe sich trotz ihrer Wohlfeilheit auf das vorteilhafteste präsentieren. Holzfreies Papier großer, klarer Druck in einer schönen, alten Frakturtype, sparsamer und geschmackvoller Buchschmuck, schöne Einbände — das alles wird auch den verwöhntesten Geschmack erfreuen.

Erschienen ist der 1. Band **Weihnachtsgeschichten** Broschiert Mk. 3.—, in Pappband Mk. 4.—, in Halbfranz gebd. Mk. 6.—
Die Sammlung wird in schneller Folge fortgesetzt.

Albert Langen, Verlag, München 18

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Mießler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 10. Berlin, den 5. März 1910. 39. Jahrgang Band 77.

Die Pappenheimer.

Der Mercedonius, jener Monat, den die altrömischen Kalendermacher zwischen den 23. und 24. Februar einzuschieben pflegten, beansprucht in diesem Jahr besondere Beachtung. Am 23. Februar ereignete sich im preußischen Abgeordnetenhause ein Zusammenstoß zwischen den Konservativen und dem Minister des Innern Herrn v. Moltke, der als Vorgang von symptomatischer Bedeutung angesehen werden muß. Was war geschehen? Ein Zentrumsmann, Herr Bell, hatte Beschwerde darüber geführt, daß der Minister sich bei einem Verleger für die Übersendung eines Buches „Fürst Bülow und seine Zeit" bedankt und es in der amtlichen „Berliner Korrespondenz" weiteren Kreisen zur Lektüre hatte empfehlen lassen. Das Buch ist von antiklerikaler Tendenz getragen und schont u. a. auch den früheren Kultusminister Herrn v. Studt wegen seiner Begünstigung katholischen Ordenswesens nicht; da bietet also die ministerielle Empfehlung eine willkommene Handhabe, gegen Herrn v. Moltke die Streitaxt zu schwingen. Das Zentrum ist sich seiner Macht bewußt und verfehlt nicht, sie zu zeigen; es ist der maßgebende Bücherzensor und zögert nicht, dem Unzuständigen zu bedeuten: „Da het Moltke nix tau seggen". Wir wissen nicht, ob das von einem Pseudonymus Germanicus herrührende Werk schon auf dem neuen Index librorum prohibitorum den Büchern von Heine, Ranke, Lenau u. a. angefügt worden ist, aber wir wissen, daß die Zensurabteilung des Zentrums, dieser Partei, die auch die Freiheit im Wappen führt, sich wie die weiland napoleonische mit der Zensur betraute Behörde als „La division de la liberté de la presse" getrost bezeichnen könnte. Der Minister erhielt also seinen Rüffel. Da geschah das Unerwartete. Während er sich mit seinem Gegner herumschlug, sprengte Herr v. Pappenheim mit den Seinen dem Zentrums-Tilly zu Hilfe und fiel Herrn v. Moltke in den Rücken. Die Angriffe des Germanicus auf Herrn v. Studt hatten es ihm besonders angetan, und die Rechte spendete dieser Attacke mit verhängten Zügeln demonstrativ Beifall. Ein verabschiedeter Minister ist schutzbedürftig, ein noch amtierender nicht, der mag sich selber helfen, namentlich wenn die Konservativen gegen ihn vom Leder ziehen. — Die Geschichte bietet wenig Analogien: diesmal ging die Schlacht nicht wie bei Breitenfeld aus, diesmal führte ein Pappenheimer nicht die Niederlage seines Tilly herbei, sondern sein Ungestüm zwang den Minister zum Weichen. Herr v. Moltke zeigte sich wie sein Namensvetter des Namens „Der große Schweiger" würdig, ohne auf die andre charakteristische Eigenschaft dieses Strategen Anspruch zu erheben.

* * *

Er hätte, besser unterrichtet, wohl siegen können. Das „Militärwochenblatt", das „Deutsche Offizierblatt", die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", die „Schlesische Zeitung", vor allem die „Kreuzzeitung", das konservative Parteiorgan, hatten das beanstandete Buch mit wohlwollenden Kritiken begrüßt. Mehr noch: auch der Kriegsminister Herr v. Heeringen hatte für dessen Übersendung danken und noch unterm 29. Januar erklären lassen, „daß auf diesseitige Veranlassung das Buch in der Nr. 14 des Militärwochenblatts, das bei sämtlichen Verwaltungsbehörden und Truppenteilen gelesen wird, empfehlend besprochen worden ist." Auch für eine weitere Verbreitung des Buches in der Armee wurden in diesem Dankschreiben Ratschläge erteilt. Der Minister des Innern wußte augenscheinlich nichts davon und verwandte, nachdem er über den Haufen geritten war, seine Kraft auf die Abwehr eines sozialdemokratischen Geplänkels. Im übrigen hatte das hohe Haus Muße darüber nachzudenken, mit welcher Leichtigkeit die Konservativen sich hatten zur Geschäftsbesorgung des Zentrums benutzen lassen. Man braucht den Wert der Arbeit des Germanicus nicht allzu hoch anzuschlagen: sie läuft auf eine Lobpreisung der Bülowschen Blockpolitik hinaus, und andre Federn haben dasselbe schon kürzer und wirkungsvoller verkündet, aber man muß sich doch fragen, aus welchem Anlaß verleugnen plötzlich die um Pappenheim so gänzlich ihre jüngste Vergangenheit? Sie bestreiten unausgesetzt, den Sturz des Fürsten Bülow herbeigeführt zu haben; sie haben gegen das Zentrum im Felde gestanden, und die Erinnerung daran darf ihnen als Politikern nicht als Pudendum

Digitized by Google

erscheinen. Bedeutet der heftige Widerspruch gegen das Buch, das durchaus nicht, wie Herr Bell mit Emphase den Hörern einreden durfte, „Angriffe gegen die Konservativen enthielt", nicht etwa einen Kanossagang der Konservativen? Ohne Zweifel. Die Konservativen empörten sich, was angesichts ihrer früheren Haltung einen stark komischen Beigeschmack hat, wegen der Verunglimpfungen des Zentrums und desavouierten damit ihre eigene Parteipresse, die in historischem Gerechtigkeitssinn sich genügendes Verständnis für die vom alten Block innegehaltene mittlere Linie bewahrt hatte. Den Herren kam der Zentrumsvorstoß recht gelegen; da konnte man vor dem Minister den Geßlerhut aufrichten, und um ja nicht den Eindruck sich bilden zu lassen, als wäre man mitgerissen worden, mußte am folgenden Tage Herr Strosser ausdrücklich erklären, die ganze Partei stände hinter Herrn von Pappenheim. Trotzdem hat man, wie schon gesagt, den „Fall" nicht genügend geprüft: man könnte sonst nicht einen Wälzer von 243 Seiten Umfang eine Broschüre nennen, wie es Herr Strosser tat. Man hätte auch leicht von Kundigen erfahren können, daß die Zentrumspresse selber keineswegs die zarte Haut des Herrn Bell besessen hat. Hat doch die „Augsburger Postzeitung", ein keiner Ketzerfreundlichkeit verdächtiges Organ, dem Germanicus empfehlende Worte an alle Politiker gewidmet.

* * *

Man gewinnt Einsicht in die Beweggründe für den Pappenheimischen Kürassierritt, wenn man sich die Parteikonstellation klar macht. Zunächst mußte dem Minister des Innern, dem Wahlminister, ein Quos ego zugerufen werden. In Preußen entschließen sich die Konservativen nur in den äußersten Notfällen zu einer derartigen Opposition. Der Bund der Landwirte mag die Minister immerhin, bajuvarisch gesprochen, „auf die Kirchweih laden" oder à la Rupprecht-Ransern mit dem Linksabmarsch zur Sozialdemokratie drohen, am Königplatz und in der Prinz-Albrechtstraße verwahrt man sich offiziell gegen die enfants terribles und will ihre Ungezogenheiten nicht vertreten. Jetzt aber, da das famose Wahlrechtkompromiß zwischen Konservativen und Zentrum die Wände beschrien hat, muß die Festigkeit des Bündnisses deklariert werden. Das ist zunächst mit dem kleinen Geschenk der Pappenheim-Attacke geschehen, das erhält die Freundschaft. Zudem kann man sagen, man habe im Landtag niemals die im Reichstag befolgte Blockpolitik mitgemacht. Das stimmt. Aber schon damals wurde auf die Zwiespältigkeit in der Haltung der konservativen Landtags- und Reichstagsfraktion hingewiesen. Dann trat die Periode ein, da das konservativ-klerikale Zusammengehen als „Zufälligkeit" hingestellt wurde, und jetzt ist das Bündnis sans phrase offenbar geworden. Dieser Ehe ist der Wechselbalg der ungefährlichen geheimen Urwahl entsprossen, und der biedre Wahlmann, die Vertrauensperson, die nur Vertrauen genießt, wenn sie kontrolliert werden kann, ist zum Taufpaten ausersehen. Es ist genau so gekommen, wie Kenner vorausgesagt haben: das Zentrum wird mit den Konservativen zusammengehen, und so demokratisch es sich seinen Wählern gegenüber geberdet: es wird Mittel und Wege finden, sich seiner Anhängerschaft im Nimbus der Volksfreundlichkeit vorzustellen, ohne dabei den Bundesgenossen zu verletzen. Beide Parteien vereint besitzen die Mehrheit. Sagt die Regierung Ja und Amen zu dem Kompromiß und schluckt das Kamel, so wird das Herrenhaus nicht seine Zeit mit Mückenseihen vergeuden, sondern froh sein, so leichten Kaufs davon zu kommen. Die Schlangenbeschwörer des Zentrums verstehen ihre Kunst; die Geheimwahl ist ein bösartiges Reptil, aber jetzt kann jeder Ostelbier damit vor seiner Bauernschaft Vorstellungen geben und sich ruhig beißen lassen. Das sieht zwar gefährlich aus, aber die Giftzähne fehlen. Man hat die Wahlkreiseinteilung gerettet, den Wahlmann gleichfalls, aber den Urwählern die heiß ersehnte geheime Stimmabgabe beschert. Das große starke Preußen hat sich der in der Thronrede verheißenen „organischen Fortbildung des Wahlrechts" befleißigt und steht nicht mehr hinter dem kleinsten Bundesstaat zurück, denn es gibt keinen, der nicht seinen Landtag aus Geheimwahlen hervorgehen sähe. Geschieht der Wille der Kompromißparteien, so bleibt im Grunde alles beim Alten, und wir werden mit einer organischen Scheinreform abgespeist, da bei Beibehaltung der indirekten Wahl alles Herumdoktern an der Klasseneinteilung doch nur auf Kurpfuscherei hinausläuft.

* * *

Was sagt nun die Regierung dazu, daß man das von ihr gewählte Versmaß geändert und ihre wenig nach Fortschritt klingenden steifen Trochäen zu burlesken Choliaamben umgestaltet hat? Wird sie sich darein finden, über Nacht in eine jener vom Ministerpräsidenten gepriesenen Abhängigkeiten geraten zu sein? Herr v. Moltke sprach trüben Muts davon, daß durch das Kompromiß das Zustandekommen der Vorlage „im höchsten Maße gefährdet ist". Das ist eine Befürchtung, aber keine apodiktische Erklärung, und die wird wohl erst im Plenum erfolgen, sobald man sich klar geworden ist, welche Wirkung das Blendwort „geheime Wahl" auf schwankende Gemüter ausübt. Vielleicht läßt man sich auch einlullen durch die Zentrumsstimmen, die mit dem Hinweis, daß es sich nur um eine vorläufige Entscheidung handle, der Verblüffung über die Kommissionsarbeit entgegenarbeiten wollen. Eins ist für die Regierung schon jetzt erkennbar: die „Kreuzzeitung" ist dem Kompromiß nicht abgeneigt; die „Deutsche Tageszeitung" greift nicht mehr auf ihr anfängliches „schlechthin unannehmbar" zurück, und in

Digitized by Google

der Provinz bemühen sich die konservativen Organe, der Vorlage in ihrer Kompro-Mißgestalt die Wege zu ebnen. Immerhin liegt darin ein Nachgeben. Es ist nicht mehr die schroffe Verneinung, und auch Herr v. Bethmann Hollweg, der am 10. Februar gemeint hatte, die Frage des öffentlichen und geheimen Stimmrechts sei eine Überzeugungssache, wird sich inzwischen überzeugt haben, wie stark diese Überzeugung bei den Nationalliberalen in vielen Versammlungen zum Ausdruck gelangt ist, und er wird prüfen müssen, ob es richtig ist, das gebildete Bürgertum mit seinen Wünschen einfach auszuschalten. Die Konservativen versteifen sich nicht mehr auf die öffentliche Wahl in dem Umfange wie früher, das Zentrum ist ihr Bundesgenosse, die beiden stärksten Parteien sind mithin einig. Jetzt wird die Frage brennend, ob der Ministerpräsident auf der Forderung der direkten Wahlen beharrt. Hält das Zentrum im Plenum am Kompromiß und die Regierung an der direkten Wahl fest, dann scheitert die Vorlage. Das ist eine der vielen Möglichkeiten. Jedenfalls sind wir jetzt in den Zustand geraten, der in Litauen Schacktarp genannt wird: das Haffeis ist zum Betreten nicht fest genug, aber Kähne können es auch noch nicht durchbrechen. Tauen muß es oder frieren, damit der Verkehr wieder aufgenommen werden kann. Das ist eine peinliche Wartezeit, und selbst den kühnen Pappenheimern ist nicht wohl genug, um auf dem Eise ein Tänzchen zu wagen, und nicht minder dürfte Herr v. Moltke sich bei einem solchen Versuch „aufs höchste gefährdet“ ansehen.

Rudolf von Bennigsen.

Vom Hannoveraner zum Preußen.

Von Dr. E. E. Friedegg (Berlin).

Als die Publikationen aus Bismarcks Papieren erschienen, erinnerte Hammacher seinen Freund Bennigsen an die Pflicht, auch das Seine zu sagen. Aber ihm fehlte die Neigung seines Vaters zu ordnender Betrachtung, und dazu kam die Anspannung und Unruhe in den langen Jahren seines parlamentarischen Wirkens, die ihn, der so wie so nicht gerne schrieb, nicht geneigt machten, sein eigener Historiker zu sein. Nun hat Hermann Oncken auf Grund der hinterlassenen Papiere in zwei geradezu monumentalen Bänden ein Lebensbild des liberalen Politikers entworfen. (Rudolf v. Bennigsen. Ein deutscher liberaler Politiker. Nach seinen Briefen und hinterlassenen Papieren von Hermann Oncken. Zwei Bände. Stuttgart und Leipzig 1910, Deutsche Verlagsanstalt.) Da wir von Bennigsens Hand keine einzige Zeile eigener Denkwürdigkeiten besitzen, mußte sich naturgemäß die Aufgabe Onckens darauf beschränken, aus dem Material, das man in Benningsens Nachlaß vorfand, eine biographische Darstellung zusammenzufügen. Unter der Hand Onckens aber hat sich die Biographie Bennigsens zu einer großen politischen Geschichte des Deutschen Reiches und der deutschen Parteien ausgeweitet. Sie ist jedoch nicht von einem Parteistandpunkt und nicht in einer spezifisch nationalliberalen Auffassung früherer oder späterer Farbe geschrieben und soll überhaupt keinem parteipolitischem Zwecke dienen. Niemand hätte ja auch eine solche fraktionelle Verengung ferner gelegen als gerade Bennigsen, der für einen Politiker fast zu objektiv veranlagt war. Obwohl er selbst die längste Zeit seines Lebens Parteiführer war, hat er sich doch immer wieder über die Parteien hinauserhoben.

Im ganzen war das Material, das Oncken zur Verfügung stand, sehr ungleich erhalten, und nicht selten versagt es an den Stellen, wo dieser diskrete und schweigsame Hannoveraner uns das Wichtigste hätte eröffnen können. Aber die Periode in Bennigsens Leben, die weitaus die interessanteste ist und die umfassendste Polemik entfesselt hat, gibt allerdings Onckens Werk hinreichende Aufschlüsse.

Rudolf v. Bennigsen ist Niedersachse gewesen zum Unterschied von den Miquel und Windthorst, mit denen er oft zusammengestellt wird. Seine Individualität ging freilich nicht in dem Typus der Landschaft auf, aber der Typus schimmert durch alles ganz Persönliche immer wieder als farbiger Grundton hindurch. Das Land der Niedersachsen erscheint im ganzen Verlauf der Geschichte selten als die Heimat der führenden Köpfe und handelnden Willensmächte. Die großen schöpferischen Initiativen geistigen wie politischen Geschehens, die umwälzenden Fortschritte sind kaum je von hier ausgegangen. Aber was auch Bennigsen an Initiative fehlte, das ersetzte die zähe Kraft des Ausdauerns und Durchhaltens. Das Langsame und manchmal Bequeme in seinem Wesen war verbunden mit allen Vorzügen der Treue und Zuverlässigkeit, und seine schwerere Beweglichkeit ward von den Gefahren rascherer Veranlagung, von Oberflächlichkeit und Sprunghaftigkeit, niemals umlauert. In der soliden Tüchtigkeit und Männlichkeit lag die Stärke Rudolf v. Bennigsens, doch zur Genialität steigerten sich diese Eigenschaften nie.

Die welfische Geschichtsschreibung behauptet, Bennigsen wäre ein Mann gewesen, der sich aus gekränktem Ehrgeiz auf die Seite der Opposition schlug und darüber König und Staat Hannover in den Abgrund riß. Schon ein Brief des 22jährigen beweist das gerade Gegenteil. Der Vater stand damals (1847) noch aktiv im hannoverschen Militärdienst, und er selbst hatte die Lauf-

Digitized by Google

bahn des Verwaltungsbeamten ergriffen. Gegen diese Beamtenlaufbahn empfand er bald eine heftige Abneigung, und nach wenigen Monaten reichte er ein Gesuch um einen längeren Urlaub ein. Dem Urlaub sollte nach seinen Absichten in einem Jahr die Bitte um Entlassung aus dem Staatsdienst folgen. Das Urlaubsgesuch wurde abschlägig beschieden, aber seine Abneigung gegen die Beamtenkarriere wich dadurch nicht. Die Gründe dieser Abneigung kann man mit den Händen greifen. Nach der reichlich genossenen Freiheit der Studentenjahre und ihrer geistigen Anregung mochte das Mechanische und Kleinliche des Dienstes die Sehnsucht nach einer ungebundeneren Existenz in ihm wachrufen. Entscheidend aber waren politische Gründe. In dem erwähnten Brief des jungen Beamten Bennigsen an seinen Vater, den hohen hannoverschen Offizier, kommt zwar die geheime Abneigung gegen die kleinen Verhältnisse des hannoverschen Mittelstaates nicht ausdrücklich zu Worte. Aber man fühlt doch deutlich heraus, daß sein politischer Sinn in diesen Verhältnissen keine völlige Befriedigung findet, sondern ihn auf einen größeren Schauplatz hinausdrängte, das deutsche Vaterland. Die drückende und schwüle Luft der Zeit, anderthalb Jahre vor dem Ausbruch der Revolution, weht uns fast aus jeder Zeile jenes Briefes entgegen. Je unbestimmter sich das Kommende seinem geistigen Auge darstellt, um so mehr sucht er nach einem höheren Punkte, von dem aus er mitwirken könnte.

Das Jahr 1848 führte ihn auf Urlaub nach Frankfurt am Main, wo die Eltern seit einiger Zeit wohnten und im Revolutionsjahr das Fest der silbernen Hochzeit feierten. Fast ein Vierteljahr verweilte er in Frankfurt und wäre am liebsten gleich gar nicht weggegangen. Er hatte die Frankfurter Monate zu einem neuen Versuch benutzt, aus den engen Verhältnissen der heimischen Beamtenlaufbahn herauszukommen, um in den Dienst der provisorischen Zentralgewalt des Reiches zu treten, und zwar in das Reichsministerium des Äußern, wie es auch der junge liberale Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst damals tat. In Bennigsens Briefen aus den beiden Revolutionsjahren sucht man vergeblich nach Äußerungen über die inneren hannoverschen Angelegenheiten. Daß die neue nur allzu kurze Ära im Königreich Hannover bereits ein gut Teil ihrer Aufgaben vollendet hatte, schien ihn innerlich kaum mehr zu berühren. Ihm kam es nach seiner Rückkehr von Frankfurt allein darauf an, in welchem Sinne sich die gesamtdeutschen Geschicke entscheiden würden. In einem Briefe an die Mutter vom 4. November 1848 heißt es: „Körperlich geht es mir gut, und äußerlich lebe ich ruhig. Aber zu innerer Ruhe zu kommen, ist mir nicht möglich. Was helfen da alle äußeren Zerstreuungen, aller gleichförmige Geschäftsgang, wenn man täglich, stündlich daran erinnert wird, daß eine Welt in Trümmern geht, in der man doch lebte, wenn man sie auch haßte? In der Zerstörung allein kann aber auf die Dauer nur der Geist leben, „der stets verneint". Sind wir doch nur die vorderen Linien eines stürmenden Heeres, und erst wenn wir mit unsern Leibern den Graben ausgefüllt haben, wird es der nachdringenden Generation gelingen, über uns hinweg die Bresche zu nehmen."

Mit aller Entschiedenheit hat Bennigsen das Zustandekommen der neuen Zentralgewalt herbeigesehnt. Die Form, in der sie errichtet werden mochte, erschien ihm zuweilen fast gleichgültig, aber daß sie überhaupt zustande käme, daran hing er mit ganzer Seele. Und es verstand sich für ihn von selbst, daß der König von Hannover für die neue Verfassung des deutschen Vaterlandes sein Opfer zu bringen habe, wie jeder andre Fürst, daß er einen Teil seiner Souveränitätsrechte abgeben müsse an die Zentralgewalt. Insofern darf man sagen, daß das Programm, für das der Nationalverein und Rudolf v. Bennigsen als sein Führer sich nachmals eingesetzt haben, in den Überzeugungen wurzeln, die er schon im Jahre 1848 gewonnen hatte. Ohne daß er damals öffentlich mit ihnen hervorgetreten wäre, trug er sie doch unerschütterlich in seinem Innern.

Von der aktiven Politik hat sich Bennigsen in den beiden Revolutionsjahren noch ferngehalten. Aber die Erlebnisse dieses Jahres haben sein inneres Wesen doch so tief erfaßt, daß er seinen Lebensplan nunmehr sicher vor sich sah. Er hat damals in Osnabrück seinem Freunde Gottlieb Planck wiederholt ausgeführt, er gedenke, nur einige Jahre im Staatsdienst zu bleiben. Dann aber wolle er sich ganz und gar der Politik widmen. Und darunter verstand er von vornherein deutsche und nicht hannoversche Politik. Mit dieser Lebensaufgabe in seinem Innern glaubte er auch die bitteren Jahre der Enttäuschung überwinden zu können.

In den Jahren nach 1848 erlebte Bennigsen mit steigender Erbitterung, wie die rückläufige Bewegung, die mit der Wiederherstellung des Bundestages das nationale Gesamtleben der Deutschen ergriffen hatte, alsbald auch auf die einzelstaatlichen Verhältnisse hinüberschlug und den wieder zu Atem gekommenen Regierungen frischen Mut machte, die meisten der ihnen abgezwungenen Konzessionen unter der Gunst der allgemeinen Lage zu verleugnen und zu vernichten. In Hannover waren diese Tendenzen seit dem Thronwechsel besonders hervorgetreten. In dem Augenblick, wo sie mit einem Rechtsbruch eine völlige Umstürzung des im Jahre 1848 geschaffenen Verfassungszustandes in Angriff nahmen, beschloß er, selbst als Bekämpfer der Reaktion hervorzutreten. Jedoch war dieser Entschluß keineswegs aus dem Drange einer ehrgeizigen und machterstrebenden Seele geboren, vielmehr aus dem

Digitized by Google

unwiderstehlichen Gebot heraus, das einmal als richtig Erkannte praktisch durchzusetzen.

Der Staatsstreich der hannoverschen Regierung von 1855 stellte ihn zunächst vor die Frage, ob er noch im Staatsdienst verbleiben könne. In einem Briefe an seine Mutter vom 22. Oktober 1855 klagte er über die „schändlichen Zustände", denen man im Lande entgegengehe, und meinte: „Ich bin freilich auf alles gefaßt. Wir haben sogar schon einen Plan gemacht, wenn ich im Laufe des Winters etwa den Dienst aufzugeben gezwungen würde. Es ist aber doch himmelschreiend, einstweilen — vielleicht noch auf ein Jahr hinaus — ruhig da zusehen zu müssen, wie eine Handvoll gewissenloser Menschen ein ruhiges Land, dem nichts Wesentliches fehlte zum gedeihlichen Fortschreiten, in die schrecklichste Aufregung und Verwirrung stürzen." Aber erst in sehr allmählicher Entwicklung werden diese Pläne in ihm zur Tat. Er mußte noch stärker vorangestoßen werden. Nach seiner Natur mußte er wenigstens noch einen Versuch machen, ob sich der Kampf für das gebeugte Recht mit dem Verbleiben im Staatsdienst vereinen lasse. So entschloß er sich zunächst, als die hannoversche Regierung auf Grund des Wahlgesetzes von 1840 zum Dezember 1855 die Neuwahlen ausschrieb, sich um ein Landtagsmandat zu bewerben. Als 1856 die Kammer wegen der Opposition aufgelöst wurde, faßte Bennigsen auf Wunsch der Minister selbst und seiner Freunde den Entschluß, den Staatsdienst aufzugeben, um sich dem öffentlichen Leben, zunächst der Vertretung der gefährdeten Rechte der Hannoveraner zu widmen. Das war für ihn kein leichter Entschluß. Eigentlich brach er dadurch mit seiner ganzen Vergangenheit, mit seinem ganzen sozialen Umgang. Denn damals war der Gegensatz zwischen Adel und Bürgertum noch größer als heute. Er mußte in schroffen Gegensatz zu seinen Standesgenossen treten, wollte er sich der Vertretung der bürgerlichen Rechte widmen. Er mußte sich in vollen Widerspruch setzen zu der Staatsregierung und dem König von Hannover. Aber lediglich für einen Kampf gegen die hannoversche Misere würde er das nicht getan haben, sondern nur in der Absicht, die Arbeit von 1848 wieder aufzunehmen.

Der politische Kampf, der in Hannover begonnen hatte, war seinem Ursprung nach ein Verfassungskampf, aber in seinem Kern doch ein Stück des großen politischen Klassenkampfes, in dem die deutsche Entwicklung sich schleppend und stoßweise fortbewegte; wohl war er auf den Umfang eines mäßigen Mittelstaates beschränkt, aber er stand zugleich in einem tiefinnerlichen Zusammenhang mit den allgemein-deutschen Geschicken. In typischer Weise hielten die Gewalten des alten Deutschlands, die dem nationalen und dem freiheitlichen Fortschritt in gleicher Weise widerstrebten, hier zusammen: eine Krone, deren Träger den Begriff des Gottesgnadentums und des Partikularismus in unerhörter Weise überspannte, die eigene Stellung nicht nur behaupten, sondern nach rückwärts hin ausbauen wollte; ein Adel, der sich zur Wiederherstellung seiner überlebten Rechte bedingungslos mit jenen Tendenzen der Krone verbündete; und eine Bureaukratie, deren Chef eine neue Technik dienstlicher Beeinflussung, polizeilicher Willkür und materieller Wohlfahrtsentwicklung in den Dienst dieser Politik stellte. Die ganze Politik aber hing an der Existenz des Deutschen Bundes, dessen Organ, der Bundestag, den Anstoß zu ihr gegeben hatte.

So war Rudolf v. Bennigsen mit Hannover, dem König, dem Staate und der konservativen Schicht, der er entstammte, innerlich längst fertig, als sich ohne sein Zutun das Schicksal seines Vaterlandes erfüllte, und da er aus seinem Herzen niemals eine Mördergrube gemacht hatte, fiel es ihm auch äußerlich nicht sonderlich schwer, den Übergang zu Preußen-Deutschland zu finden und im neuen deutschen Reichstag der Führer der nationalliberalen Partei zu werden. Er war Politiker genug, sich mit den neuen Verhältnissen, deren Entwicklung er vorausgesehen und herbeigesehnt hatte, schnell vertraut zu machen und sich nicht lange mit theoretischen Erwägungen darüber aufzuhalten, daß ihm die Heiligkeit des Eides, den er vor allem als Beamter seinem König geleistet hatte, eigentlich eine Tätigkeit in Preußen-Deutschland verbiete.

Man kann also an dem Beispiel Bennigsens wieder einmal den Wert der Eidesleistung studieren. Den Mann, der sonst vornehm und treu war und gewiß keinem Freunde je ein gegebenes Wort gebrochen hat, plagten keine Skrupel und Zweifel, ob er seinen politischen Idealen folgen dürfe, und Oncken meldet uns nichts von einem tragischen Konflikt in Bennigsens Seele. So wenig wie sich etwa die modernen Türken aus dem Abgang Abdul Hamids gemacht haben ... Es ist in diesen politischen Zeitläuften nichts mehr mit dem Beamten- und mit dem Fahneneid. Eigentlich ist das ganz gut so. Wäre dem anders, so gäbe es unter uns allzu tatenunfrohen Menschen noch mehr politische Neurastheniker. Schließlich ist es ja auch ganz natürlich, daß ein Mensch, der es wagt, es beim Militär nicht herrlich zu finden und deshalb das Verbrechen der Fahnenflucht begeht, sich auch noch eine Eidesverletzung leistet. Wenn er gefaßt wird, geht's mit der Strafe „unter einem Aufwaschen" ab. Wie es ja auch nicht weiter wunderbar ist, daß ein Raubmörder sich auch noch eine Falschmeldung bei der Polizei herausnimmt ... Bennigsen ist übrigens nur von der welfischen Geschichtsschreibung erwischt worden, und das ließ ihn, wie es scheint, kühl bis ans Herz hinan. Aber den Machthabern sollte es einigermaßen zu denken geben, daß die Eide, die man ihnen schwört, ihre Macht nicht überdauern.

Digitized by Google

Man müßte in unsern Tagen auf diese Eide verzichten oder sich mindestens dazu entschließen, sie einzuschränken, um den P. T. Untertanen die Herzensqualen zu erleichtern.

Ausstellung Ungarischer Maler.

(Im Ausstellungsgebäude der Berliner Sezession.)

Von **Hermann Abeking** (Berlin).

Es mag keine eigentliche ungarische Kunst geben. Wurzelt doch ihre Schule nicht in der Heimat, sondern hier und dort, hauptsächlich in Paris. Dennoch ist diese Ausstellung von einer seltenen Einheitlichkeit, von einer köstlichen Harmonie, so daß sie dem Beschauer wie ein großes, wohl abgerundetes Ganzes erscheinen muß. Eine gemeinsame Note liegt den hier versammelten Künstlern nicht fern, ein Umstand, der uns doch an ein Stück Nationalcharakter zu denken gemahnt. Und dieses zeigt sich in einer etwas lauten Fröhlichkeit, in einer gesunden Lust an ungemischten farbigen Werten, die ihren Ursprung haben mag in dem Bunt der Geräte und Trachten des alten Ungarn.

Den Untergrund bildet meist eine satte Tiefe, in die sich Licht und Farbe spinnt. Hier setzte schon Munkácsy ein. Größere Gemälde des Meisters sind nicht vorhanden. Um so reichlicher werden wir durch eine Anzahl Skizzen und Impressionen entschädigt, die in reinstem Maße den Hauch des Unverwischten, Unerklügelten tragen. Ein Interieur „Vorhang" ist so recht aus dem Herzen in die Hand geströmt. Ein helles, giftiges Gelb, dazu die lackschwarze Schwere des Zimmers, das Rosa der geöffneten Tür vereinigen sich zu feinstem koloristischen Reiz. Auch die Skizze „Schulstube" steht dem gleich in weichem, mattem, tonigem Grau, in das das breite Licht der Sonne fällt. Eine weitere Studie „Die Schulprüfung" zeigt den Weg, den der Meister zur Inangriffnahme eines Gemäldes ging. Wir sehen dasselbe Zimmer, diesmal schon von Gestalten belebt. Der Gesamteindruck läßt bereits nach, ein Zeichen dafür, daß Munkácsy wenigstens hierin ein Kind seiner Zeit war, die das „Fertige", Bildmäßige verlangte und das wahre, innere Erlebnis nur als ersten Entwurf mit gewissem Recht bestehen ließ. Einige prächtige Studienköpfe mögen im Hinblick auf noch vorhandene Kompositionen das Gesagte unterstreichen.

Ähnlich geht es uns mit Paul Merse von Szinyei. Eine derartig kecke Impression, wie das auf das satte Rot eines japanischen Wandschirms gestellte Bildchen „Mein Atelier" kann selbst der feinwägende Geschmack und die restlos sichere Zeichnung des großen Figurenbildes „Landpartie" nicht völlig erreichen. Hiermit sei aber nicht gesagt, daß diese Arbeit nicht größten künstlerischen Wert enthält. Wohl zu bekannt, um des näheren geschildert zu werden, mag der Freude gedacht sein, die die prunkenden Farben des samtenen Grün, des glänzenden Braun und des süßen Rosa in ihrer harmonischen Gesamtwirkung dem Auge bereiten. Von gleichem Zauber einer bis zum Äußersten durchdachten Abstimmung ist das Bildnis einer Dame im Freien. Von den landschaftlichen Stücken behauptet wieder der keck hingestrichene „wilde Mohn" vor der größeren, immerhin gut tonig und luftigen Arbeit „Kastanienbäume" das Feld.

Ebensowenig, wie genannte Meister von einer bestimmten Zeitrichtung — die Mehrzahl der vorangehend erwähnten Bilder stammt aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — durchaus abhängig waren, ebensowenig läßt der Landschafter Ladislaus v. Paál erkennen, ob er ein Heutiger oder Vergangener sei. Und doch trägt das hier Gezeigte Zahlen aus gleicher Zeit. Ein unbeschränktes Versenken in die Natur war v. Paál zu eigen, ein liebevolles Folgen der Stimmungen und Linien. Am meisten ist es der trübe, neblige Dunst über Baumgruppen und dem Rand des Waldes, der den Künstler zu locken vermochte. Einem Waldinnern mit allzu schwarzen Schatten, denen keine rechte Sonne zur Seite steht, ist der Maler nicht gewachsen.

Zu den Jüngeren führt Karl v. Ferenczy. Was die Älteren an farbiger Freude hatten, lebt in ihm fort. Aber der glitzernde, weinselige Glanz schwindet. An seine Stelle tritt der ruhige, kraftvolle, bestimmte Ton. Ein Bild von schönster Tiefe ist der „Maler und Modell". Der Mädchenleib dehnt sich auf der Lehne des Sessels, der Maler richtet die Hand zu eigenartig reizvoller Pose. Den Hintergrund bildet ein beinah' gleichförmiges Schwarz, das sich über die Gestalt des Mannes zum echten fleischigen Ton des nackten Körpers lichtet. Fast noch eindringlicher als die Sprache des Zimmers spricht Ferenczy die der freien Natur. „Vor dem Bade" erscheint in selbstverständlicher Einfachheit, dabei unbewußter Raffiniertheit als ein prächtiges Stück Malerei. Das Motiv ist das tiefdunkelblaue Jakett und Weste eines Mannes, gegen das das ebenfalls kräftige Grün und Blau der Umgebung zur rechten Fernwirkung gelangt. Eine reine Sonnenszene, „der Sonnenschirm", breit und farbig, wechselt mit Motiven, in denen die Sonne sich im Laub der Bäume bricht und tiefe Schatten über die Gestalten zaubert. Im Abendlichte liegt ein kleines Bildchen, „Der Spaziergang". Hier ist wieder mit dem einfachen Mittel großer, schöner Flecke zu ebenfalls großer Zeichnung die Illusion eines echten Naturausschnittes unter Vorbehalt aller Persönlichkeit des Künstlers erzielt. Weniger restlos können die Kompositionen „Joseph, von seinen Brüdern verkauft", „Kreuzabnahme" be-

Digitized by Google

friedigen. In ihnen liegt ein gewisser Zwang, ein Wollen, das nicht von Innen kommt und so nicht einmal einheitliche malerische Werte zu bringen vermag. Auch den Porträts gelingt es nicht, zu den besten Werken des Künstlers zu zählen.

Wie die Vorgenannten ist Fritz Strobentz ein Meister der Farbe. Er ist vielleicht ein wenig subtiler, vibrierender als Ferenczy bei gleichem breiten Vortrag. Seine „Modelle" zeigen einen Halbakt auf Grau, ein rotes Haar zu seidig grüner Schleife, einen braunen Rock — der Ansatz desselben zum lichten Fleisch ist prächtig bei großer Festigkeit und doch weicher Wirkung — und im Vordergrund eine Frauengestalt im glänzend rostbraunen Kleid. „Adagio" ist eine Szene in auch farbiger Lyrik, die immerhin jede Süße zu vermeiden weiß. „Herbst", ein Bauermädchen gegen einen See, meistert in herber Beschaulichkeit grauschwere Töne. Um so kecker lacht ein Bildchen „Malschule". Hier ist das Grün der Bäume, der Streifen Sonne, die Blöße der Modell stehenden Dämchen zu so munterm Akkorde gestimmt, daß wir bei sonstiger Modernität des Ganzen ein Stückchen Rokoko zu erleben vermeinen.

So recht unbekümmert froh erscheint Adolf Fényes' malerisches Werk. Fényes führt seine Arbeit auf fast puritanische Grundformen zurück — eine einfache, großlinige Zeichnung, wenige in der Ruhe beinah eines Plakates gegebene Flächen — und doch oder gerade deshalb erreicht er nächst eindringlicher Naturwahrheit den großen Zauber eines abgeklärten, selbstverständlichen Talentes. Da ist zunächst ein Ausschnitt „Museo degli arrazzi in Florenz". Ein kreisrunder Raum, bestimmt durch das Dunkel des Teppichs, vorne ein Tisch mit Mantel und Hut, im Hintergrund die Gestalt eines Mannes zu dem Bunt der Wände, sachlich nüchtern und doch voller Hingabe gesehen, gibt ein Bild von echter Beschaulichkeit und Freude. Ein „Sommernachmittag in Venedig" mit seinen platten Häusern, die einer Spielzeugschachtel zu entstammen scheinen, ist doch ganz Natur, so eindringlich und beredt, daß der Beschauer sich schließlich wundert, die Welt noch nicht mit dem so überaus ruhigen Auge dieses Künstlers gesehen zu haben. Im Gegenständlichen reicher, technisch auf gleiche Weise gemeistert, ist die Front bäuerischer Häuser „Im Schatten" mit einem keck bunten Fenster und einem prächtigen Baum. Das Stilleben, das den Malern, die die Malerei um ihrer selbst willen lieben, so sehr am Herzen liegt, zeugt auch bei Adolf Fényes die schönsten Früchte. Ein „Bauerntisch", etwas von oben gesehen, massive Teller mit farbigem Schmuck, hierzu handfestes Gerät auf dem Grau des groben Leinen, dann ein „Stilleben" mit Konfekt in gebrochenem Rosa und Violet mögen als Meisterwerke unvergessen sein.

Einen ähnlichen Weg wie Fényes geht Josef Rippl-Rónai. Aber er ist etwas lauter, er liebt das reine, leuchtende Rot und das tiefe Schwarz. Ersteres gibt ihm die Tischdecke im Garten, letzteres die Mieder der kleinen Mädchen. Es ist köstlich, was Rippl-Rónai, ohne erzählend zu sein, mit diesen kleinen Mädchen alles anfängt, zu denen er den Onkel gesellt. Ein Zimmer zeigt er, in dem die Kinder Puppen spielen und der Onkel raucht. Dann wieder tummelt die Schar im Freien. Alle diese Arbeiten sind mit rein malerischer Hingabe gelöst. Bewundernswert ist der Mut, mit dem der Künstler sich zum Bunten bekennt, dann aber der feine, sichere Geschmack, mit dem er dieses aneinanderzureihen und auszugleichen weiß. So entstehen die Gartenszenen „Onkel Piacsek liest", „Die kleinen Mädchen bei meiner Frau". Das gelbe Haus, rein landschaftlich, wirkt gleichfalls überaus stark in seinen einfachen Mitteln, so der Baum, der ein gleichmäßiges, sattes Grün auf einen dunklen Untergrund verteilt (primitiver zu arbeiten ist ausgeschlossen), und der uns doch in seiner ganzen Leibhaftigkeit entgegenwächst.

Fényes und Rippl-Rónai reiht sich Julius Koszlolanyi an. Auch er liebt die herbe Einfachheit, auch ist ihm als Landschaftsmaler ein noch innigerer Sinn für Valeurs und Luft zu eigen. Ein „Motiv aus Lovrana" ist zeichnerisch und farbig von seltener Schönheit. Man betrachte den Stamm des Baumes, der den Ton des Fleisches hat und dennoch selten wahrhaft ist.

Über den Saal der Neoimpressionisten geht man wohl am besten hinweg. Diese Herren könnten von ihren eigenen Landsleuten lernen, was der rechte Impressionismus ist. Auch die Gruppe von Gödöllö befriedigt in ihrer religiösen Maniriertheit nicht. Immerhin zeigt Aladár Körösfói in seiner „Frauin Rot", die von milchiger Weichheit ist, daß er malen kann, wenn er die großen Ideen abstrahiert. Gute Talente sind Stefan Csók mit seinen ungarischen Stilleben, die das Schwarz fein zu verwerten wissen, und Valère v. Ferenczy, die in dem Figurenbild „Wäsche" das ursprüngliche Weiß in satten violetgrauen Tönen aneinanderreiht und löst. Eine „Studie aus Berlin" zeigt das gleiche Beherrschen eines trostlosen Braun, dann wieder „Im Walde" große farbige Munterkeit, die ein grünes Kleid zum Grün des Laubes setzt und beides zu einem nuancierten Akkord vereinigt.

Das Byron-Jubiläum.

Von **Karl Bleibtreu** (Zürich).

I.

In Athen soll eine internationale Feier das Gedächtnis des Jahres festlich begehen, da ein unbekannter Lordsbummler als unreifer Jüngling den Boden der heiligen Hellas betrat, für die er später sein auch dann noch junges Leben dahingeben

Digitized by Google

sollte. Byron lag nichts ferner, als ein Berufsdichter sein zu wollen. Nur aristokratischem Ärger über allzu grobe Vermöbelung seiner Dilettantenverse „Stunden der Trägheit von einem Minderjährigen“, worin er in der Vorrede versicherte, er werde sich ganz gewiß nicht wieder zum Parnaß herablassen, entsprang sein aufsehenerregendes Verspamphlet „Englische Barden und Schottische Kritiker“. Er schämte sich dieser nicht ohne Verve und Schneidigkeit geführten Fechterstreiche etwa ebenso wie andre ihre rasch hingeworfenen Manifeste verleugnen, die eine „Revolution der Literatur“ hervorzaubern möchten, ohne selbst recht zu wissen, was sie wollen. Als Byron dann von seiner Griechenreise zurückkehrte, mußte man ihn förmlich zwingen, sein poetisches Tagebuch zu veröffentlichen, das als „Childe Harolds Pilgerfahrt“ die Runde um die Welt machte. Wir können die Begeisterung kaum mehr nachfühlen, die damals dies merkwürdige Opus entfachte. Allzusehr fallen diese ersten Gesänge von der zweiten Hälfte ab, die sechs Jahre später in Italien entstand und eine unvergleichlich mächtigere Sprachmeisterschaft neben viel echterer Vertiefung des Denkens und der poetischen Anschauung zeigt. Doch seltsamerweise täuschte sich der Instinkt des Publikums diesmal nicht, das etwas Außerordentliches in dieser schwungvollen Rhetorik und dieser bunten Reihenfolge von Wandelbildern witterte. Denn gemessen an der verstandsmäßigen Prosa in geleckter pathetischer Versform, die damals in England und Frankreich für Poesie galt, wirkt selbst dieser zaghafte Flug eines halbflüggen Adlers wie Flügelschlag einer großen Dichterseele. Damals beherrschten Scotts kleine Versepen „Die Dame vom See“, „Marmion“ usw. den Markt, Verirrungen eines gebornen Prosadichters (dessen Stärke rein in homerischem Romanvortrag lag) auf ein ihm innerlich fremdes Gebiet. Wenn Scott später bemerkte: „Byron schlug mich durch seine tiefere Kenntnis der menschlichen Leidenschaften“, so muß man lächeln. Denn bei Scott fehlt überhaupt jeder Drang miterlebender Leidenschaft, alles ist äußerliche Ergötzung an fabulierendem Reimespinnen in der üblichen wohlfeilen Versprache. In diesen Leiden des jungen Werter ein Kostüm eines stolzen Britenlords, des „Junker Burun“, vernahm man aber durch alle Pose hindurch die Stimme einer verhaltenen großen Leidenschaft. Nur daß sie im „Harold“ noch recht undeutlich tönte.

Wenn aber die Jahrhundertfeier seiner poetischen Jugendsünden für sein Andenken eigentlich bedeutungslos bleibt, so lohnt sich dafür die Betrachtung, warum Byrons beispielloser Weltruhm heut eindunkelte bis zum Verblassen. Allerdings steckt auch ein gut Teil rein äußerlicher Unkenntnis darunter. Wie unsre Lyrik-Anthologien mit meist parteilicher oder unkundiger Auswahl nie einen richtigen Begriff der dort versammelten Lyriker geben, so finden wir in englischen Chrestomathien stets nur Stellen aus „Harold“ nebst dem unvermeidlichen „Fahre wohl und wenn für immer“, einem formell und inhaltlich Byrons unwürdigen Singsang. Wer soll danach die Größe des Mannes ermessen! Bei deutschen Lesern kommt hinzu, daß man mit meiner Nichtunterscheidung holperige Übertragungen mit dem Original verwechselt und übrigens auch die formglatte Nachdichtung von Gildemeister nur zu oft den Sinn fälscht oder die Sprachkraft des Englischen nicht ahnen läßt. Der wahre Grund, der ja eben auch in England selber obwaltet, liegt aber tiefer, und da dient als Motto ein Wort aus berufenstem Munde: „Fast bei allen Urteilen waltet nur der gute oder böse Wille gegen die Person“ schrieb Goethe an Schiller.

Der Unkundige bleibt im Irrtum befangen, die Gehirne der Durchschnittsgebildeten seien alle so ziemlich über den gleichen Leisten gespannt. Und wäre die Milieu-Theorie richtig, deren Herrschaft ungefähr der ebenso verfehlten Bazillentheorie gleicht, so mußte dies zutreffen. Wer aber die außerordentliche Verschiedenheit in der Zellenzusammensetzung des Ichs bedenkt, der merkt bald, daß das Milieu einer jeweiligen einseitigen Zeitanschauung wohl starke Suggestion und unwillkürliche Autosuggestion des ihm Verfallenen ausüben, aber das Grundwesen nicht ändern kann. Ewig zerfällt die Menschheit in eine Minorität von geistigen Aristokraten und von braven Mittelstandsplebejern. Den ersteren haftet stets das Kennzeichnende eines Vollblutaristokraten an: trotzige Eigenart und eine die gewöhnliche Form verachtende Vornehmheit, worin der alte Blutadel sich so gänzlich vom Pseudo-Briefadel unterscheidet, der farbartig in geleckten äußeren Formen das Vornehme sucht. Die bürgerliche Majorität, zu der er in Wahrheit gehört, zeigt auch auf geistigen Gebieten das echte Snobtum: die Anbetung äußeren Erfolgs und Schwimmen mit jeder Mode. Ursprünglich von konventioneller Moralinsäure durchseucht, macht dieser geistige Mittelstand auch mal eine Unsittlichkeitsmode mit und ahmt wohlgefällig die Grimassen einer beliebigen Sophistik nach. Er nennt dies dann, weil der Philister alles etikettieren muß, die Moderne. Man lasse sich also nicht durch das sogenannte „freie“ oder „moderne“ Gehabe täuschen. Wie Immermann so hübsch vom Korpsstudenten sagte, daß in ihm dem gebornen Philister die Haut jucke, so will der Bildungsphilister auch mal gern den Schwerenöter spielen. Dann schwärmt er für Ibsen und Nietzsche und schwört auf realistische Lebenswahrheit der Kunst, wovon er natürlich noch nebelhaftere Begriffe nährt als die öffentlichen Marktschreier solcher Künste. Einen feinen Instinkt für alles, was zur Stunde populär sein wird, besitzen auch die auf Grund eines kindlich verzopften Bildungssystems avancierten Mandarinen der universitären

Digitized by Google

Katheder-Ästhetik. Selbst dogmengläubig, worauf ja ihre ganze Daseinsberechtigung beruht, da sie gleichsam eine Erlernbarkeit der unerlernbaren Ästhetik vorschwindeln, passen sie ihr ästhetisches Paragraphengerippe doch nach Bedarf einer äußerlich siegenden Richtung an. Einst waren sie Schillerschwärmer, was ihnen am besten zu Gesichte steht, dann wurden sie Schillerhasser. Einst fanden sie manches an Goethe auszusetzen, so sehr ihrem Snobtum die „Exzellenz“ in Goethe imponierte, dann erhöhten sie Goethe zu einem leibhaftigen Herrgott, fern jeder Unterscheidung zwischen dem alliberragenden Universalgeist und dem keineswegs tadellosen Dichter. Einst schimpften sie auf Zola und Ibsen, dann umkleideten sie sogar den Nachahmer Hauptmann mit professoraler Weihe. Allerdings folgten sie dabei im allgemeinen einer gesunden Witterung, doch sie ist äußerlich angeblasen, denn seinem innersten Wesen nach kann das Katheder-Ästhetentum niemals reinliche Schicht machen zwischen dem Wahren und Falschen, weil das Wahre an und für sich stets dem Konventionellen widerstrebt und hier genau das gleiche Gesetz wirkt, wonach sogar in den Naturwissenschaften allzeit das Neue und Geniale von der offiziellen Gelehrtenwelt anfangs verketzert wurde. Denn Ästhetik wird in den Händen einer bestimmten Kaste eine Art Theologie mit bewundernden Glaubenssätzen, alles Große aber tritt revolutionär auf. Sobald das Revolutionäre siegt d. h. sich äußerlich durchsetzt, verfällt es dem Konventionellen und wird in den Katheder-schmalz mit einbezogen. Jede Revolution der Literatur versumpft in Reaktion der Kunstphilisterei unter Falschmeldung des Namens.

Ästhetizismus.

Von **Arthur Silbergleit** (Berlin).

Es gilt heute als Ersprießlichkeit und literarische Mode, unter dem Vorwande der Sichtung und Sammlung aller Kulturgüter mit kritisch-bedenklicher Miene derselben Ästhetenkunst, für die man noch gestern Hymnen aufbrachte, entgegenzutreten. Man spricht von den hohen Aufgaben der Gegenwart in den höchsten Worten und verdächtigt mit einem fein ausgeprägten Gefühl für grobe Gegensätzlichkeit das zarte und leichte Spiel der Sinne, wie es sich in der Ästhetenkunst offenbart, als eine Art von Tändelei. Man steht natürlich auf den Zinnen der Zeit in photographisch wirksamer Stellung, überschaut, aber übersieht in des Wortes eindeutigem Sinne das Reich der Regungen als „Türmer“ oder läßt als „Kunstwart“ die Kunst warten. So mancher Edle spielt gar mit Hu-hu und leicht zu durchblickender, auf Schrecken abzielender Geberde den schwarzen Mann, und die Kinder, die Kindlein fangen an zu schreien. Die Witzblätter eröffneten gegen die gewaltigen Kulturerschütterer mit der üblichen Künstlerschleife und der untadligen Samtjacke den Kampf, der in seinem ernster gemeinten Ablauf etwas ungewollt Lustiges bekam. So formte man allmählich das Klischeebild des Ästheten als das eines Menschen, der seine vom Wald der Welt abgewendeten Fenster mit Teppichen verhängt und die allen gemeinen Blicken zugängliche Sonne durch das adligere Licht der Ampel ersetzt. Nicht minder ergötzlich ist das Spiel der früheren Mitläufer des Ästhetizismus, die sich in dessen noch gestern vielbewundertes Gewand hüllten, heute indes wie Richard Schaukal, nach der neuesten Mode gekleidet gehen und das Vergangene gern vergessen lassen möchten. Bei solchen Clownerien hüben und drüben ist ein abwägendes Wort vielleicht am Platze.

Der wachsende Wohlstand Deutschlands steigerte auch im schlichtesten Bürgerhause den Hang zu gefälligeren, süßen Lebensgewohnheiten, und die wehenden Rauchfahnen plötzlich sichtbarer, wie aus der Erde gestampfter Schlote, die mit ihren dunklen Bannern die unabsehbare Bläue des Himmels zu bedrängen und zu verhängen schienen, ringelten sich stolz in die Luft als Standarten einer Zeit, die in dem lebenstätigen Takt der Maschinen und der überaus feingegliederten Präzisionstechnik eines jeden einzelnen Rades die rhythmische Forderung fand, die Gesamtheit herber Daseinsnotwendigkeiten zart zu zügeln und zu verästeln. Das Bewußtsein entbehrt vielleicht nicht eines gewissen diabolischen, untergründigen Reizes, daß das tatpredigende Zeichen der Zeit, die Maschine, den Traum des tatfremden Ästheten geweckt haben könnte. Die Aussichtslosigkeit nach Umgestaltung strebender innerer Entwicklungen gab der in-sich-Versponnenheit und Weltflucht des Ästheten auch durchaus Recht. In einer Zeit, die für ihr Was, ihre Sonderart und ihren drängenden Lebensgehalt weder in der Religion, noch in der Philosophie, noch in der Naturwissenschaft ihren endgültigen Ausdruck fand, mußte das Wie, die Form aller Dinge, entscheidend werden, und sie, die Aushilfserlöserin, sie, zuerst das Gewand aller Wesen, wurde zuletzt zugleich deren Körper und Inhalt. Die Unantastbarkeit ihrer Erkenntnisse schenkte älteren Zeiten das Glück der Ruhe und Ausgeglichenheit; die Ohnmacht unsrer Tage, sich im Positiven irgendwo stärker zu verankern, gab uns die Religion der Unruhe und des Reizes, und mit unsrer wachsenden Inbrunst den Gottesdienst des Ästhetizismus, des Formenüberreizes. Ein jeder, der heut über diese „Auswüchse“ der Kultur überlegen spottet, ist von seinem Richterstuhl leicht auf die Anklagebank zu zerren; denn noch kein Einziger ließ uns an dem

Digitized by Google

Positivismus einer neuen Botschaft genesen. Wir haben manchen Glauben verloren, aber nicht unsre Gläubigkeit, und vielleicht war unsre Inbrunst nie so stark wie gerade heut, in der Zeit der Gefühlsauflösung und -anarchie, in dem uns unheimlich-heimlichen Tempel des Zynismus. Die Heldengeste früherer Bedeutsamkeit hat für uns höchstens noch photographischen Wert; die Fabrikation von Jamben und Renaissancedramen lassen wir gern in den bewährten Händen von Primanern und Oberlehrern, die Ausfüllung und Ausdeutung geistiger Riesenformate, z. B. unsres Weltbildes, gestatten wir gütigst Philosophen mit dem Abonnement auf den „Ewigkeitsblick"; aber die winzigste, seelische Bewegung nimmt uns, als der kürzeste Ausdruck des Makrokosmus auf schmalster Lebensfläche, gefangen und erheischt farbige Pilgerfahrt und Spiegelung durch die und in der Geschliffenheit unsrer Sonderungsprismen und Formen. Mit der immer (hier in des Wortes Doppelsinn) bedeutsamer glänzenden Ausgestaltung der Spiegelungsebenen verdeutlichen wir zugleich bis zur letzten Durchsichtigkeit den Ausdruck der Abbilder. Mit einem Wort: wir fühlen uns den Dingen ganz nahe, um- und erfassen sie im Gewande der Formen. Es gab früher nicht minder gebrochne Empfindungen als heute, nur deren Spiegelungsflächen waren nicht so fein geschliffen. Eine Ausnahme bildet mit seinem „Werther" Goethe und dem uns merkwürdig modern anmutenden „Prinz von Homburg" Kleist. (Eine besondere Untersuchung könnte das deutlicher aufzeigen.)

Es ist gewiß ein reizvolles Schauspiel, gerade in einer Zeit gesellschaftlicher sowie wirtschaftlicher Ebnungs- und Ausgleichsversuche das bisher allen zugängliche Restaurant der Seele in einen Salon gewandelt zu sehen, in dem sich die ursprünglich starken, demokratischen Gefühle zu höfisch-adligen Gefühlchen scheinbar verdünnten und verschmälerten. Aber glaubt man etwa, daß die zierliche Enge dieses Raumes, überschnörkelt von dem Verfeinerungsranken manches Individuums, etwa minder bedeutsame und große Lebensbilder und Tragödien umfängt? Wer immer von der Abgeschlossenheit des Ästheten vom Lebensganzen schwatzt, vergißt, daß im Mikrokosmus der Form der Makrokosmus ruht. Auch die erschütternden Wirkungen überwältigender Tragödien sowie überhaupt der Sinn für Größe gehen uns hier nicht verloren: die Ästhetentrauer über letzte Einsamkeit führt in eine dumpfe, schweigende Tiefe hinab, aus der sie selbst Hofmannsthals befreiende Wortkunst in „Tor und Tod" nicht löste. Bilden in solcher Trauer Schuld und Schicksal etwa minder tragische Verstrickungen, ersetzt hier die Fülle innerer Kämpfe nicht den sichtbaren Streit eines Lebenshelden? Auch die Tragödie des Überempfindlichen, Reizsamen, der zuletzt aus immer feinerer Nervenverzweigung nicht mehr schaffen kann, liegt hier eingeschlossen. Wem das Wort große Tragödie nicht bloß eine Phrase bedeutet, muß zugeben, daß der Ästhet die größte, d. h. die innerlichste erlebt, indem ihm schon das erste Außensein zum ersten Innensein wird. Gerade er, der Fürst der Formen, muß sein nur-Künstlertum süß-bitter büßen, indem er sich von allem Sittlichen der Erscheinungen löst, um desto gieriger ihre reine Sinnlichkeit zu genießen. In diesem Sinne waren alle großen Künstler Heiden. Die Moral der Dinge darf nicht in einer Lehre, sondern muß stets in einer guten Musik gesucht werden. —

Ich weiß, daß meine Ausführungen Anfechtungen begegnen werden. Die Herren Griechen und Römer sowie Schiller und Hebbel werden aus ihren Grüften abermals geweckt werden, um das in seinem Rahmen schrecklich ächzende „Weltbild", das aus allen Fugen zu krachen droht, wieder einzurenken. Man vergleicht einfach hastig darauf los, ohne die psychologischen Voraussetzungen von Einst und Jetzt zu beachten. (Die noch besonderen Zusammenhänge, die zwischen Japanismus, Beardsleyzauber und Lebensstilisiertheit bestehen, wären in einem besonderen Kapitel festzustellen.) Auch der Dandy wird in den gegnerischen Ausführungen wieder in seinen blaßblassen Lebensfarben einhertänzeln, und eine giftige, fahle Ab-Sintflut wird das Ende der Welt andeuten. Oder man wird der Formenvielfältigkeit des Ästhetizismus die sogenannte schlichte, einfache Kunst gegenüberstellen und von Auswüchsen schwafeln. (Man lese Oscar Wildes Worte über „einfache" Kunst!) Hüben womöglich Heimatkunst, drüben Ästhetizismus. Vor die Wahl gestellt zwischen die zweifellosen Ausschweifungen beider, Trivialität und Formenüberfülle, entschiede ich mich bestimmt für die letztere, da ich mit dieser doch wenigstens immerhin Kunst empfinge. Schließlich sei ins Stammbuch all derer, die den „weltflüchtigen" Ästhetizismus stets als Gegensatz zum „tätigen" Leben brandmarken, mein Wort eingeschrieben, daß das Leben selbst zum Ästhetizismus gehört, da es in seinen ganz geheimen, vielleicht nur nicht jedem deutlichen Verankerungen und Verzahnungen ein außerordentlich feines Formenprinzip darstellt.

Drei Gedichte.

Von **Robert Walter (Freyr)**.

Der Verliebte.

Filzhaarig, ausgetrocknet, grabentstiegen,
ein Würmerherd, den es zur Sonne treibt.
Die gelbe Knochenhand, die linke, reibt
die Höhlen aus, wo noch die Augen liegen.

Digitized by Google

Und neben ihm ein Weib mit prallen Lenden,
vom Blute so gereift, daß Hüften, Brüste
— glutvolle Formen wildgepeitschter Lüste —
ihr Leben leben, um es zu verschwenden.

Der Wurmzerfressene grinst und bleckt die Zähne.
Im Augenloch glänzt ihm die Eiterträne.
Bedächtig schlurft er . . tanzt in Lumpenschuhn.

Und mit der rechten macht er eine Geste:
„Musik! und tanzt! wir feiern Liebesfeste!
Madame, laßt mich in Euerm Schoße ruhn."

Gassenlied.

Ich sah zweie reiten
mit Schäkern und mit Flüstern:
ein Dirnchen, funkenrot
geschminkt, verbuhlt und lüstern . .
Im Arm lag ihr der Tod.

Ich sah zweie reiten
mitten durch flackernde Brände.
Millionen stürzten mit.
Der Gaul fand Weg und Wende
mit höllisch klapperndem Tritt.

Ich sah zweie reiten
ins düstre Sonnenbluten.
Die Straßen dampften rot.
Die beiden mögen sich sputen,
das Dirnchen und der Tod.

Maske eines Toten.

Selig, der ich nicht mehr Baum und Blüte,
Wälder, Gras und bunte Erde sehe!
Selig, der ich, losgelöst vom Wehe,
weltwärts treibe in die letzte Güte!

Selig, der ich schwindend die erglühte
Lust der Nähen und der Fernen meide,
sinkend über Grenze, Kreis und Scheide,
daß der Schoß des Friedens mich umhüte,

daß des Urquells Traum mich neu erträume,
daß des Lebens Leben mich umschäume
und mich überrinnt durch alle Erde,

daß ich selber Blume, Gras und Blüte,
Wolke, Wald . . und jede tagverfrühte,
jede wache Sonnesehnsucht werde.

Die beiden Schwestern.

Eine Novelle von **Oskar Wiener** (Prag).

II.

Josefine war die jüngere der beiden Schwestern; ihr ernstes Gesicht und die Würde ihres schlanken Körpers ließen sie allerdings reifer erscheinen, als sie war, und so mochte mancher glauben, daß Barbara, die Erstgeborene, in ihrer rundlichen Blondheit um ein paar Jahre hinter der ernsten Jüngeren stand. Josefine hatte, als sie den Lehrer kennen lernte, bereits ein Erlebnis, dessen Spuren wie häßliche Schmutzflecke das Kristall ihres Gemütes trübten. Es war ein ganz alltägliches Geschehnis, aber für jene, die es erleben müssen, sind solche Alltäglichkeiten Ueberraschungen, die wie Blitzschläge die graue Nüchternheit des Lebens zerreißen und dafür Not und Kummer setzten. Josefine hatte viel geweint, geweint über die Zudringlichkeiten eines Mannes, dessen Werbungen bei der Mutter Beifall fanden. Sie hatte geweint und ihre junge Jugend betrauert, weil sie einem Menschen zugeführt werden sollte, der an jedem Finger seiner fleischigen Hände breite Goldringe trug und ein unmöglich großes Glücksschwein aus Silber als Angehänge, sie hatte geschrieen und gedroht, in die großen Wälder zu gehen und dort einsam wie ein Tier Hungers zu sterben mitten im Winter, wenn sie die Mutter zwingen sollte, diesem fremden Manne zu folgen, diesem Metzger, der ein schönes Haus in der nächsten Stadt besaß und einen Stall voll von Rindern, aber auch eine erwachsene Tochter und zwei Söhne, die rohe Reden führten. Der Werber nahm die Weigerungen des Mädchens mit listigem Augenzwinkern entgegen, klopfte die zukünftige Schwiegermutter auf die Schultern, wie man ein Roß tätschelt, um es zur Ruhe und Besonnenheit zu mahnen und sagte: „Es wird sich geben, werte Frau Fendrich; passen sie auf, es wird sich geben." — Aber es gab sich nicht, trotzdem der Fleischer mit der ganzen Schwere seines Gewichts Sturm lief und Josefine mit Geschenken und süßen Reden überhäufte. Eine Zeitlang schien es freilich, als hätte Herr Andreas Rumbrauer wenigstens eine schwache Aussicht auf einen Erfolg, denn das Städtchen, das diesen Mann zum wichtigen Mitbürger zählte, bot doch wenigstens Ahnungen von Kultur, und das Leben daheim wurde der armen Josefine sehr verbittert. Aber da kam zur rechten Zeit der junge Oberlehrer in die Gegend, und Josefine wurde fest wie eine Heldin und kämpfte mit verdoppelter Kraft um ihre Freiheit. Höhnischen Gesichtes ließ sie den Metzgermeister seine verzuckerten Worte vorbringen, und wenn er sie „Mein teures Bräutchen" nannte, dann lachte sie ihn glatt und unverhohlen aus. Entrüstet war sie nur über die Briefe, die ihr Herr Rumbrauer nicht selten ins Haus sandte, wenn

Digitized by Google

er durch Geschäfte ferngehalten war und so der Möglichkeit beraubt, seine reizvolle Erscheinung selbst für sich sprechen zu lassen. Es kamen dann sorgfältig mit Rundschrift gemalte Briefe auf duftendem Buntpapier mit roten Herzen in der Ecke, die von Rosen umwunden waren, oder gehegt von Tauben, die in einer Muschelgrotte schnäbeln. — Josefine ärgerte sich sehr über diese Briefe, weil sie wußte, daß sie von bezahlten Händen auf Bestellung geschrieben waren; aber sie brachte es nicht über sich, diese plumpen Huldigungen in den Backofen zu werfen. Heimlich liebäugelte sie mit ihnen und legte Stück für Stück in eine große runde Pappschachtel, die ihre Mutter einmal aus einem Badeorte mit heimgebracht, und die in goldenen Linien die Aufschrift trug: „Brunnenkuchen, auch als Dessert geeignet."

Josefine hatte ein heftiges und unstetes Wesen; ihr Gemüt trug oft jene Zerrissenheit zur Schau, die Menschen eigen ist, die sich entwurzelt fühlen. Wie ein Abendhimmel, der voll wandernder Wolken ist, war das Herz dieses Mädchens; bäuerlicher Starrsinn und empfindsame Zartheit glitten darüber hin, und es war ein steter Wechsel in den Stimmungen. Der sachteste Hauch warf sie von den Höhen des Jubels in die dunklen Täler des Trübsinns; der Zorn wurde groß in ihr, ohne daß sie gewußt hätte, warum, und sie konnte weinen, wo sie noch vor einem flüchtigen Augenblick laut und aus dem tiefsten Gemüt wie eine Lerche tiriliert hatte. Die ältere Schwester, die blondhaarige Barbara, wich der Mutter aus, wenn die Wetterfahnen des Haushalts auf Sturm wiesen; Josefine stellte sich Frau Fendrich trotzig in den Weg, und es gab dann häßliche Stunden auf dem Hofe. Die Witwe fürchtete die Tochter ein wenig, aber sie hatte es nie zugestanden. So gingen die beiden Frauen in steter Kriegsbereitschaft aneinander vorbei, und der Name des Herrn Andreas Rumbrauer sprang wie ein elektrischer Funke von den beredten Lippen der Frauen, wurde von der Alten mit salbungsvoller Süßigkeit und von der Jungen in übertriebener Verachtung und voll Hohn ausgesprochen. Seitdem der Lehrer in den Fendrichshof zu kommen pflegte, hatten die Streitigkeiten zwischen Mutter und Tochter noch an Heftigkeit gewonnen. Die Witwe fürchtete den neuen Gast, der von den Mädchen mit Eifer ausgezeichnet wurde. Beide, Barbara wie Josefine, wetteiferten darin, dem Oberlehrer Oswald zu gefallen, und es war, als ob die Mädchen angestrengt in die Zukunft lauschten, wenn sie auf die Worte des jungen Schulmeisters achtgaben, der Kluges und Bedeutungsloses in gleichem Maße an beide zu verschwenden schien. Allein das Herz des Herrn Oswald war von den feurigen Augen Josefinens mit Liebe getauft worden, darüber verlor das hübsche Gesicht der Barbara Fendrich jede Bedeutung, — Josefine aber war glücklich.

Eine menschenfrohe Freundlichkeit, diesem verbitterten Mädchen sonst fremd, hatte Besitz ergriffen von Josefine, und sie sang lärmende Lieder, die sie fast vergessen hatte in den Jahren, da sie um ihre Freiheit kämpfen mußte. In einem Rausch von Frohsinn lebte sie nun dahin und blühte wie ein Marienstern zur Sommerszeit. Sonst hatte sie, trotz des mütterlichen Murrens, bis in den späten Morgen hinein im Bette gelegen; jetzt sah sie der junge Tag am Waldesrand Vergißmeinnicht pflücken. Da geschah es, daß ihr dabei Herr Oswald behilflich war und daß sich die beiden jungen Menschen dann in seliger Stummheit umarmten. Früher hatte Josefine ihrer Mutter, gleich einem reisigen Fräulein, standgehalten; gewaffnet und gepanzert war sie ihr gegenübergetreten, wenn die Witwe die Vorzüge des Fleischermeisters Rumbrauer gar zu laut verkünden wollte. Jetzt nahm das Mädchen die Liebesbriefe jenes unwillkommenen Werbers demütig entgegen und überwand sich sogar, seinen Tugenden Achtung zu bezeugen. Sie brachte gern diese Opfer, um vor der Mutter Ruhe zu haben. Glaubte sie doch, das Geheimnis ihres Herzens nicht besser schirmen zu können und die Liebe zu dem Schulmeister, als wenn sie von dem andern mit Schätzung zu der Mutter sprach. Hoffnungen wollte sie so bei Frau Fendrich wecken und damit schlau einen Schutzwall errichten, hinter dessen Mauern ihre junge Liebe Feste feiern sollte.

„Es muß unser Geheimnis bleiben, daß wir uns gern haben," flüsterte das verliebte Mädchen, wenn sie Hand in Hand mit dem Lehrer durch die Wälder wanderte. Nichts ist aber schwerer, als ein Geheimnis zu hüten, das man in den Himmel emporjubeln möchte allen Schwalben mit auf die Reise als eine fröhliche Wissenschaft. Josefine rang mit der Furcht, sich zu verraten, und die Sucht, das Geheimnis laut auszusprechen, wurde immer wacher in ihr. Als nun die Ferien Herrn Oswald nach den großen Städten des Reiches locken wollten und er sich zu dieser heißersehnten Reise richtete, wurde die Zunge des Mädchens gelöst durch empfindsame Abschiedsgefühle, und es vertraute der Schwester sein sorgsam gehütetes Glück. In einer Nacht wars, da eine seltsame Schwüle über das Tal gebreitet lag wie ein dickes Tuch und auch der Kapellenberg bedeckt schien von einem schweren Mantel. Keiner konnte schlafen — aus der Ferne murrte und rollte ein Donnern und den Himmel durchzuckten breite Blitze. Die Schwestern saßen, bloß mit dem Hemd bekleidet, auf der Fensterbank und blickten in die erregte Landschaft. Unten im Dorfe hatten die Leute wieder die Lichter angezündet und die Hunde bellten heulend zu den Wolken empor. In dieser Stunde erfuhr Barbara von der Liebe Josefinens und sie zog die Schwester an sich, küßte ihr den Mund und beschenkte das Mädchen mit Wünschen, die voll schöner Zukunftsbilder waren. „Wie ich mich freue, — wie ich mich mit deinem Glück freue!"

Digitized by Google

stammelte Barbara immer wieder; aber ein großer Haß sah ihr aus den Augen und ihre Lippen zuckten vor mühsam verhaltenen Schimpfworten.

Bis zu dieser Stunde war der junge Oberlehrer für Barbara ein Herr von guten Sitten gewesen, mit dem es ein Vergnügen ist, sich zu unterhalten. Er hatte ihr gefallen, wie einem angenehme Menschen zu gefallen pflegen; nun aber erhob der Neid das gedunsene Antlitz und stierte mit grünen Augen nach einem Abgrund. Barbara mißgönnte ihrer Schwester diese Eroberung, und je mehr sie die Ahnungslose mit Liebkosungen überhäufte, desto heftiger fühlte sie den Groll in sich erstarken, den häßlichen Groll des Neides. Der Sturm hatte das Gewitter besiegt und die bösen Wolken hinter die Berge getrieben. Draußen war es still geworden, und durch das offene Fenster der Mansarde griff die Nacht mit kühler Hand in die Stube. Es war, als ob mit einem Male irgendwer die schwere Decke von den Dingen gehoben hätte. Da stiegen die Mädchen, die sich müde geplaudert, wieder ins Bett.

Barbara lag mit wachen Augen die ganze Nacht bis in den tagenden Morgen und belauschte den Atem der schlafenden Schwester. Beim Frühstück sagte sie zu der andern: „Ich gehe jetzt zu Herrn Oswald, um ihm das Buch zurückzubringen, das er so freundlich war, mir zu leihen. Morgen reist er schon nach der Hauptstadt, und er könnte mich für ein unordentliches Mädchen halten, wenn ich das kostbare Gedichtbuch über die Ferien bei mir ließe. — Soll ich ihn von dir grüßen lassen oder willst du mitkommen?“

Josefine errötete unter den lauernden Augen der Schwester, dann meinte sie zögernd: „Ich mag ihm nicht Lebewohl sagen, das klingt wie ein Abschied.“

„Nun, dann bleibe nur ruhig zu Hause,“ nickte Barbara eifrig, und ein Feuer der Befriedigung glomm in ihren Augen auf.

„Verrat mich nicht,“ sagte die andere, „sag ihm nicht, was ich dir anvertraut habe.“

„Es bleibt unser Geheimnis, mein Täubchen,“ und Barbara lief aus der Stube. Es war, als ob sie es sehr eilig hätte, in das Schulhaus zu kommen. Mit dem Kapellenbach sprang sie um die Wette dem Tale zu. Einmal mußte sie stehen bleiben, um Atem zu holen, da wandte sie sich nach dem Fendrichshof um und drohte mit der geballten Faust nach oben. Das schmucke Schulhaus liegt an der Landstraße, ein paar Steinwürfe weit von der Ortschaft, damit es die Kinder der benachbarten Dörfer eher erreichen könnten. Wie ein nachdenksamer Mensch, der sich gern abseits hält von den andern, kauert das hübsche Häuschen zwischen den Feldern und blickt mit grünumrahmten Fensteraugen verträumt in die Welt. Barbara traf den Lehrer bei der aufregenden Beschäftigung des Packens. Sie sah ihm zu, wie er Wäsche und Kleidungsstücke in einen Rucksack stopfte. Dann sprachen sie über das Buch, und Herr Oswald wollte nicht einsehen, weshalb die Verse so eilig in seinen Bücherschrank zurückwandern sollten. „Es hat wirklich Zeit gehabt, Fräulein.“

Barbara widersprach heftig, und der geringfügige Gegenstand ließ es sonderlich erscheinen, daß die beiden jungen Leute so lärmend miteinander sprachen. Dem Lehrer lag, gleich einer brennenden Wunde, die Frage auf den Lippen. Endlich konnte er sich nicht mehr überwinden. „Warum ist Josefine nicht mitgekommen?“ zürnte er.

„Josefine . . . . .? Das Mädchen sprach gedehnt und wie erstaunt den Namen der Schwester aus. Dann log sie: „Josefine hat Besuch, den Metzgermeister Rumbrauer, mit dem mein Schwesterchen scharmuziert. — Sie wissen ja.“

Und als Herr Oswald erklärte, nichts zu wissen, heuchelte Barbara ein namenloses Staunen. Dann verabschiedete sie sich mit jäher Plötzlichkeit und ließ den Lehrer sehr bestürzt zurück. Auf den Schreibtisch des jungen Mannes aber hatte sie noch unbemerkt vor ihrem Weggehen ein Bündel bunter Briefe gelegt, Liebesbriefe des Herrn Andreas Rumbrauer, die jener Biedermann in überströmender Brunst an Josefine Fendrich schreiben ließ, das Stück für eine Krone samt den schnäbelnden Täubchen aus Silberflittern und den Purpurherzen, die wie Gasflammen brannten. — -- — -- --

Als Barbara in den Fendrichshof zurückkam, suchte sie sofort ihre Schwester auf. Sie fand das Mädchen im Gemüsegarten, wo Josefine die welken Blätter von den Himbeersträuchern zupfte. „Habt Ihr von mir gesprochen?“ wollte Josefine wissen.

Die andere lachte ein gemeines Lachen dazu: „Gewiß, mein Goldkind, ich habe ihm erzählt, was du für ein Luder bist, nichts habe ich Herrn Oswald verschwiegen, gar nichts! Er weiß jetzt von deinen Schlichen; wie du mit ihm liebäugelst und den fetten Rumbrauer auffütterst, wie ein Kaninchen, das man nachher schlachten will. Und damit der Lehrer weiß, daß ich die Wahrheit rede, habe ich die wunderschönen Briefe des Schlächters gleich mitgebracht. Aus der Truhe stahl ich sie dir, und Herr Oswald kann sie auf seiner Reise im Eisenbahnwagen lesen, wenn er sich langweilt.

Josefine sah die Schwester mit großen und verwunderten Augen an und nahm die giftigen Worte ohne Klagen hin und ohne Empören. Aus ihrer gebückten Stellung hatte sie sich aufgerichtet und gedankenlos streifte sie nun ein paar welke Blätter von der Schürze. Dann ging sie, ohne ein Wort zu sprechen, in das Haus, klomm die Wendeltreppe empor, die zur Mansarde führt, und holte sich aus ihrer Kommode ein seidenes Kopftuch. Das wand sie vor dem Spiegel sorgfältig ums Haupt und verließ dann, langsam und ohne Abschied zu nehmen, den Fendrichshof. — Niemals ist sie wieder heimgekehrt.

Digitized by Google

Als Josefine die Nacht über dem Hause ihrer Mutter ferngeblieben war, machten sich Forstleute und Bauern auf den Weg, die Entlaufene zu suchen. In den unendlichen Wäldern, in den Granitklüften und Schieferbrüchen suchte man nach ihr, aber erst später fanden Kinder, die Erdbeeren suchten, das Mädchen hoch oben in den Bergen, wo die helläugigen Waldseen liegen. In einen dieser tiefen Weiher hatte sich Josefine verwirrten Herzens geflüchtet, und das Wasser hob sie empor und legte ihren schlanken Leib sachte ins Ufermoos. —

Ein Jahr nach diesem Begebnis wurde Barbara das Weib des Metzgermeisters Andreas Rumbrauer, und sie ist eine tüchtige und ehrengeachtete Hausfrau. Von ihrer Schwester Josefine aber spricht sie nur ungern.

Aus den Theatern.

Aus Leipzig und Weimar.

Schule im eigentlichen Sinne hat Richard Wagner nicht gemacht, und doch sind alle bedeutenderen Musikdramen der neusten Zeit ohne ihn nicht denkbar. Auch Strauß, so selbständig er sich dann weiter entwickelt hat, fußt im Grunde auf Wagner; aber dieses von Erfolg begleitete Gehen auf eignen Wegen ist wohl schuld daran, daß zwei andre Komponisten, die mehr als alle andern ihrer Zeit Wagner nahestehen, ein Lebender: Heinrich Pfitzner; ein zu früh Verstorbener: Peter Cornelius, unverdientermaßen schnell in Vergessenheit gerieten. Es wird ein unbestrittenes Verdienst bleiben, sie durch mustergültige Neuaufführungen der Mitwelt in Erinnerung gebracht und hoffentlich dauernd gewonnen zu haben: Leipzig, wo kürzlich Pfitzners „Armer Heinrich", Weimar, wo Cornelius' „Gunlöd" zum ersten Male gegeben und gleichsam ausgegraben wurden, teilen sich in dies Verdienst. Die ganz große musikalische Ausdrucksfähigkeit und dramatische Gestaltungskraft, die Wagner eignet, besitzen beide nicht, und doch üben die beiden Werke eine so starke Wirkung aus und bieten trotz allem Epigonenhaften soviel Eignes, soviel gesunde Musik, daß ich glaube, man wird allmählich in weitesten Kreisen ihren Wert erst richtig schätzen lernen, wenn wir aus dem krankhaften Übergangsstadium heraus sind, das heute durch Salome und Elektra seinen Stempel erhalten hat.

Beide Werke ergänzen sich merkwürdig zu dem Bild, als das sich uns Wagners Schaffen darstellt. Pfitzner vertritt mit seinem Stoff die christlich-mystische und legendäre Welt, die mittelalterliche Kulturwelt, wie sie durch Tannhäuser und Lohengrin uns neu erschlossen wurde, während „Gunlöd" dem nordisch-heidnisch-germanischen Sagenkreis entnommen ist, der uns durch das Nibelungenwerk Wagners vertraut ist. Die Wesensverwandtschaft kommt wie in der Wahl des Stoffes, so auch in dessen musikalischer Behandlung zur Geltung und vereint eine Tiefe der Empfindung, eine Selbständigkeit der Durchführung, wie sie seit Wagner, Strauß allein ausgenommen, sich nirgends sonst findet. Der „Arme Heinrich" ist ein Jugendwerk Pfitzners und stammt aus dem Jahre 1895. Hin und wieder fanden vereinzelte Aufführungen statt: erst die ausgezeichnete Leipziger Wiedergabe vermochte dem Werk neuerdings stärkere Resonanz auch in der Presse zu erwirken, und die Annahme des Werks in Wien ist auch darauf zurückzuführen. „Gunlöd" hat, als Torso vom Komponisten hinterlassen, eine Bearbeitung durch Lessen erfahren, die sich nicht hielt und vom Spielplan der Weimarer Hofbühne bald verschwand. Dann hatte mit glücklicherer Hand und besserem Erfolge W. v. Bausnern eine Ergänzung in pietätvoller Weise vorgenommen: aber die Erstaufführung in Köln scheint — vielleicht infolge ungenügender Wiedergabe — ohne Erfolg gewesen zu sein, während jetzt eine ausgezeichnete Darstellung auf der Weimarer Hofbühne alle Vorzüge des Werkes zur Geltung brachte.

Diese beiden „Ausgrabungen" verdienen deshalb auch noch besondres Interesse, weil es mutvolle Leistungen der „Provinz" sind, wo sonst für solche Taten nicht das nötige Verständnis zu sein pflegt. Sie weisen damit auf eine sehr dankbare und verdienstliche Aufgabe der reichen Provinzbühnen hin, abseits von dem nach Premièren hastenden Getriebe der großen Theaterstädte in dem reichen Schatz unsrer weniger beachteten Meister alter und neuer Zeit einmal sorgliche Nachsuche zu veranstalten. Vielleicht erstehen uns dann bald auch Werke wie Hugo Wolfs „Corregidor" in neuer Schönheit.

Franz E. Willmann (Leipzig).

* * *

Die Theaternot in Berlin

wird beängstigend. Vor Weihnachten fanden Besprechungen zwischen Theaterdirektoren, Bühnenschriftstellern, Redakteuren und Kritikern statt unter dem Motto: „Das ist die Not der schweren Zeit." Es ist darüber, denn die Verhandlungen wurden vertraulich geführt, nur so viel in die Kaffeehaus-Öffentlichkeit gedrungen, daß zur Hebung des Theaterbesuchs bessere Beziehungen zwischen diesen Kunstinstituten und den Zeitungen angebahnt werden sollten. Du lieber Himmel, als ob die Presse schuld daran wäre, daß das Publikum sich lieber in dem Zirkus Busch als in die Einsamkeit des Hebbeltheaters zurückzieht! Immerhin deuten diese Zeichen auf eine ernstliche Misere hin. Die Zweimillionenstadt mit ihren vielen Vororten, mit ihrem Fremdenzufluß vermag also die dreißig Kunstinstitute verschiedener Güte nicht genügend zu füllen; der Billetthandel ist, abgesehen von einigen größeren Theatern, eine Art Müßiggang geworden, und Leute, die den vollen Preis für einen Sitz bezahlen, verdienen eine Donatoren-Ehrung im Rathaus. Da vernehmen wir, daß wir uns einem Irrwahn hingegeben und die Verhältnisse völlig verkannt haben: wir gehen einer neuen gewinnverheißenden Ära entgegen. Berlin leidet an einem Mangel an Theatern; das ist die neueste „Wahrheit". Strömt herbei, ihr Völkerscharen, und helft uns neue Theater gründen, neue Musentempel erschließen. Zunächst handelt es sich um die „Große Oper". Die ersten Meldungen wußten von 11 Millionen Kapital zu berichten. Dann schüchterne Dementis, dann die Aufforderung, Aktien, das Stück zu 1000 Mk., zu erwerben. Der Besitz von fünf Stück dieser wertvollen Papiere, heißt es, gewährleisten ein Recht auf ein Reservat von zwei Plätzen. Wir erleben also eine Enttäuschung. So kühne Männer, die aus Eigenem 11 Millionen für Opernzwecke aufbringen wollen, gibt es doch nicht in der Reichshauptstadt trotz des Haufens von Markmillionären, was uns Achtung vor ihrer Klugheit einflößt. Die Athleten, die Zentnergewichte mit gestrecktem Arm halten wollten, begnügen sich vorläufig als Sammler von Flintenkugeln, das Stück zu 1000 Mk., aufzutreten. Die 11 Millionen sind auf 2 Millionen Grundkapital zusammengeschrumpft, und davon wird überdies nur 1 Mill. „weiteren Interessentenkreisen" zur Zeichnung zugemutet. Nun, wir werden ja sehen, ob sich tausend Waghalsige finden. Das Freiwerden der Wagnerschen Opern könnte zu dem Schritt ermutigen; der Spielplan erfährt eine verhältnismäßig kostenlose Bereicherung, und schon leuchtet selbst über Tirschtigel das Morgenrot der Zeit, wo sich der Tirschtigler den „Ring" in der Heimatstadt wird anhören, und wo man vielfach Berichte über Selbstmorde von Musikreferenten wird sehen können. Schwerlich frommts den Schleier aufzuheben, der das verdeckt, was der Provinz in dieser Hinsicht droht; es genügt, sich zu

Digitized by Google

vergegenwärtigen, was in Berlin sich entwickeln kann. Wettbewerb macht munter. Warum soll ein Theaterdirektor vor leeren Bänken Worte sprechen lassen, wenn gesungene Worte sie ihm füllen. Erfindungsreichen Firmen bietet sich nun ein weites Feld zur Betätigung, und wenn neben der schon bestehenden Volksoper sich dann eine Neue Volksoper, eine Berliner Volksoper, ein Wagner-Spielhaus und ähnliche Kunsttempel auftun sollten, ist am Ende ein Ausweg für manchen Bühnengewaltigen gefunden. Dann wird sich auch herausstellen, ob die Musik Wagners im eigentlichen Sinne volkstümlich werden kann. Bisher ist diese Probe aufs Exempel noch nicht gemacht worden. Das mag wie Ketzerei klingen, aber wie vielen war es vergönnt, Wagner wirklich auf der Bühne kennen zu lernen? Doch nur verhältnismäßig wenigen, der Kosten wegen. Wird jedoch in einem von Tantiemebedenken freien Betriebe an Ausstattung und an Kräften gespart, so rückt die Gefahr der Verhunzung nahe, und darum befürchtet mancher aufrichtige Wagnerverehrer, es könnte sich in nicht zu ferner Zeit die Berliner Theaterkalamität in eine Opernkalamität verwandeln. Man sollte dem Polizeipräsidenten von Berlin Dank wissen für seinen Erlaß, worin er vor neuen Theaterbauten und -Unternehmungen warnt und auf die Steigerung der Ansprüche hinweist, die für den Nachweis der nötigen Betriebsmittel gestellt werden sollen. Das ist eine soziale Tat zum Schutze der Schauspieler, aber immerhin nur eine Verwaltungsmaßregel. Der Boden für das Reichstheatergesetz braucht nicht weiterhin mit unliebsamen Erfahrungen gedüngt zu werden. Wir besitzen sie im reichsten Maße.

Randbemerkungen.

Der Wahlrechtsrummel,

„Rummel", soweit sich die Gassenpolitiker damit befassen, hat, neben blutigen Exzessen, auch allerlei Humore gezeitigt. Wie eine Aufnahme bei Blitzlicht nimmt sich eine Szene in der Stadtverordneten-Versammlung zu Frankfurt a. Main aus und verdient als Beitrag zur Zeitgeschichte vor der Vergessenheit bewahrt zu werden. Die Stadtväter unterhielten sich über die Wahlrechtsdemonstrationen und suchten je nach ihrem Parteistandpunkt den Demonstranten oder der Polizei die Rolle des das Wasser trübenden Lämmchens zuzuweisen. Da erhob sich der Sozialdemokrat Wittich, um ein Erlebnis zu schildern: die Menge tobte und schrie, als ein Polizeikommissar „einen harmlosen Menschen, der nicht einmal zu den Demonstranten gehörte," — „ich warne Neugierige", verkündete der Präfekt an der Spree — packte und zu Boden warf. „Sind Sie sich nicht bewußt, daß Sie eben eine gesetzwidrige Handlung begangen haben?" fragte Herr Wittich den Mann im blauen Tuch. Es ist erfreulich, zu erfahren, wie fest der Sinn für Ordnung bei einem Sozialdemokraten selbst inmitten eines Straßentumultes ausgebildet ist, und gewiß war dieser Augenblick auch der geeignetste zur Eröffnung eines strafrechtlichen Kollegiums. Unser Leben besteht ja überhaupt nur aus Paragraphen; Ordnung muß sein, und Herr Wittich erinnert durchaus an jenen sächsischen Soldaten, der im Kugelregen seinem Vorgesetzten nacheilte mit den Ruf: „Herr Leitnant, Sie haben Ihr Haarbärschtchen verloren!" Was tat nun der auf seine „gesetzwidrige Handlung" hingewiesene Kommissar? Klio hat seine Antwort schaudernd auf ihrer Tafel vermerkt. „Halten Sie die Schnauze!" war seine Entgegnung und seine weitere, als sich der gesetzliebende Mahner in seiner Eigenschaft als Stadtvater vorgestellt hatte: „Wir pfeifen auf alle Stadtverordneten!" Das scheint bei einem Krawall, wo Stockdegen und Stilette gezückt und Revolver abgefeuert werden, durchaus verständlich. Da ist zum Empfang juristisch-akademischer Belehrungen wahrlich keine Zeit, und wenn die Straße aufheult, die Leidenschaften aufgestachelt sind, legt man keine schön gedrechselten Komplimente auf die Goldwage, sondern sucht die Autorität der Behörden aufrecht zu erhalten. Mit welchem Hohngeschrei würde derselbe Kommissar begrüßt worden sein, wenn er einen Revolverhelden gefragt hätte: „Sind Sie sich nicht bewußt, daß Sie eben eine gesetzwidrige Handlung begangen haben?" Die Götzsche Antwort, die der Kaiserliche Trompeter bekam, wäre das Mindeste auf die Frage gewesen. Beim Hobeln fallen Späne, und Albertis Komplimentierbuch wird vermutlich erst dann für den Umgang mit Demonstrationen obligatorisch gemacht werden, wenn sich im Zukunftstaat die Reste der bürgerlichen Parteien zusammenrotten. Bis dahin aber hat es noch gute Weile. R. L.

* * *

Der Beruf des sozialistischen Religionshistorikers

füllt aufs glücklichste eine Lücke in den Berufsarten aus, die längst schmerzlich empfunden worden ist. Als Vertreter dieser Historikerklasse stellt sich uns Herr Max Maurenbrecher-Erlangen vor. Der „Vorwärts" hatte ihn, der seit einiger Zeit im Auftrage des Verlages „Hilfe" Jesusvorträge in verschiedenen Städten, selbstverständlich gegen Entgelt, hält, höflich zur Rede gestellt und sich bemüht, einen Fall Maurenbrecher zu konstruieren. Es ist aber bei einem Fällchen geblieben. Man muß wissen, daß Herr Maurenbrecher als Mitglied der Sozialdemokratischen Partei unter einem wirtschaftlichen Ausnahmegesetz lebt, oder vielmehr nach Ansicht des „Vorwärts" und seiner Getreuen leben müßte, d. h. wenn Herr Maurenbrecher als sozialistischer Religionshistoriker Geld verdienen will durch Vorträge, muß er beim Vorstand der Partei anfragen, welchen Saal er wählen, welchen Eintrittspreis er nehmen darf. Kurz, das Geschäft muß durch Parteihände hindurchgehen, und, wenn man die Kritik des „Vorwärts" richtig liest: auch der Inhalt der Vorträge muß vorher parteiamtlich desinfiziert werden. Herrn Maurenbrechers Erklärung in dieser Streitsache wird von dem Parteiorgan ganz richtig dahin aufgefaßt, daß ihn beim Abschluß des Vertrages nur geschäftliche Rücksichten geleitet hätten. Aber das darf ja nicht sein. Der „Vorwärts" hat es richtig erfaßt: Der Vortragende muß nach Apostelweise von milden Gaben leben und allen geschäftlichen Nutzen von sich weisen. Und fernerhin muß der vom „Vorwärts" hierzu proklamierte Grundsatz beachtet werden, der da lautet: ein Sozialdemokrat, der Vorträge in einem gesperrten Lokal und nicht in voller Öffentlichkeit hält, kollidiert mit den sozialdemokratischen Parteiinteressen. Ja, natürlich; die Sozialdemokratie lebt zwar noch nicht körperlich, aber doch geistig im Schlaraffenlande, und der Arbeiter braucht bloß den Mund aufzusperren, so fliegen ihm gratis die gebratenen Theorien hinein. Alle geistige Tätigkeit der Parteimitglieder wird von Partei wegen monopolisiert; darauf läufts hinaus zum Gaudium derer, die sich außerhalb der das freie Denken in dieser Manier begünstigenden Gemeinschaft befinden. Dem neugebackenen sozialistischen Religionshistoriker widerfährt nur das, was besseren Männern vor ihm schon widerfahren ist. Sozialdemokrat werden — das sollen sich alle akademisch gebildeten Anfänger merken — ist nicht schwer, aber Hinausgeworfenwerden desto mehr. Herr Maurenbrecher ist längst reif dafür trotz seiner tendenziösen Geschichtsklitterung, mit der er Abschied von der Wissenschaft nahm. Wehe der Partei, der er einmal zufliegt!

* * *

Hervés Kapuzinade.

Die französischen Sozialisten haben auf ihrem Kongreß in Nimes einem Altersversicherungsgesetz zugestimmt, das auf den Beiträgen der Arbeiter beruht, trotzdem ihre Partei seit 25 Jahren die Altersversicherung ohne Beitragsleistung der Arbeiter und Kapitalisierung auf ihrem Programm stehen hatte. Über diesen „Verrat" ist Gustav Hervé, der bekannte Antimilitarist, ganz außer sich. Im „Guerre

Digitized by Google

sociale“ macht er seinem Unmut Luft. Der ganze internationale Sozialismus paßt ihm nicht mehr. Allenthalben sieht er die radikale Taktik, wenn auch nicht die radikale Phrase, einer revisionistischen weichen. Noch einige Jahre, und die französischen Genossen würden gewiß auch die Beteiligung von Sozialisten an der Regierung gutheißen, und dann werde man vielleicht erleben, wie Jaurès als Ministerpräsident den Zaren auf seiner vierten Reise nach Frankreich begrüße. Schade, daß er, Hervé, nicht mitmachen könne; er würde einen vorzüglichen Kriegsminister abgeben. In Belgien habe sich schon eine Mehrheit der Arbeiterpartei unter Führung Vandervelde dahin ausgesprochen, daß sich in den sozialistischen Prinzipien nichts finde, was einen Sozialisten hindern könne, Minister zu werden. In Süddeutschland gewönnen die Revisionisten Oberhand, und wenn erst im Deutschen Reichstag parlamentarisches Regime und Ministerverantwortlichkeit durchgeführt seien, werde es dort ebenso gehen. In Italien habe Enrico Ferri, in Österreich Dr. Adler die revolutionäre Sache verraten. Und so weiter.

Diese Auslassungen sind sehr lehrreich. Die ehrlichen Revolutionäre unter den Sozialisten wissen, wie selten sie sind, und wie wenig Tatkraft hinter den tönenden Phrasen der meisten Genossen zu finden ist. Auch sozialistische Minister müssen sich an gegebenen Realitäten die Hörner ablaufen. Burns in England, wie Millerand und Briand in Frankreich gelten bei ihren früheren sozialistischen Freunden als Verräter, und anderwärts würde man mit sozialistischen Ministern dieselbe Erfahrung machen.

Hervé sieht im Umsichgreifen des sozialistischen Revisionismus die „schwerste Gefahr die seit langem die revolutionäre Sache bedroht.“ Nur ein Mittel, meint er, gäbe es dagegen, nämlich die sofortige Bildung, (zunächst in Frankreich und dann in andern Ländern), „einer revolutionären Partei, umfassend die revolutionären Fachverbändler, die nicht glauben, daß der allgemeine Arbeitsverband für alles genügt, die libertären Kommunisten, die ein Minimum von Organisation und Disziplin zulassen und die Aufruhrsozialisten, die es satt haben, einer Partei den revolutionären Stempel aufzudrücken, die nur noch das sozialistische Etikett trägt.“ Man darf gespannt darauf sein, ob dies Vorhaben gelingt und, was daraus wird.

Otto Corbach.

* * *

Klerikalismus und Schule in Belgien.

Um die Schule wird in Belgien bei den bevorstehenden allgemeinen Wahlen hauptsächlich gekämpft werden. Daher sehen sich die Klerikalen, die seit 25 Jahren das Heft in Händen haben, in der Kammer schon jetzt heftigen Angriffen wegen ihrer Schulpolitik ausgesetzt. Sie haben in dieser Hinsicht auch viel auf dem Kerbholz. Man ließ die neutrale öffentliche Schule äußerlich unangetastet, aber man verstand es, ihr immer mehr Wasser zugunsten der privaten Konfessionsschule abzugraben. Im Jahre 1883, als noch die Liberalen regierten, gab es in Belgien 4787 staatliche Elementarschulen, 1907 nur noch 4598, also rund 200 weniger, obgleich sich inzwischen die Bevölkerung von 5 500 100 auf 7 300 000 hob. 1883 gab es nur 10 konfessionelle Privatschulen, 1907: 2195. Unter dem Vorwande, der Lehrberuf sei überfüllt, ließ die Regierung mit der Zeit eine ganze Anzahl von staatlichen Lehrbildungsanstalten eingehen. 1883 gab es deren 27; 1907 nur noch 13. Dagegen gibt es heute 41 von der Geistlichkeit abhängige private Seminare, deren es früher keine gab. Diesen Anstalten wurden mit der Zeit jährlich 3 400 000 Francs Staatszuschüsse zugewendet. Den neutralen Gemeindeschulen wurde dafür der Subsidienkorb immer höher gehängt. Im Jahre 1884 erhielten die 12 großen Städte Belgiens, die jährlich 6 740 000 Frcs. für ihre Schulen ausgaben, 2 168 000 Frcs. Jahreszuschuß, also 32 v. H.; jetzt, da sie 13 740 000 Frcs. ausgeben, müssen sie sich mit 2 224 000 Frcs., d. h. weniger als 16 v. H., begnügen.

O. C.

* * *

Demonstrationen.

Der Februar 1848 war ein wunderschöner Monat. Die Berliner konnten nach Herzenslust im Tiergarten spazieren gehen und in den Zelten Volksversammlungen und aufreizende Reden anhören. Dem schönen Februar folgte ein außerordentlich schöner März, und er brachte den Barrikadenkampf. Wieder haben wir einen schönen Februar, warm und lind wie der Mai, und es ist sehr leicht möglich, daß auch der März seinem Vorgänger im Jahre 1848 in allem nachschlägt. Ob der jetzige Polizeipräsident von Berlin, ein Herr von den Gaben und dem Charakter des damaligen Polizeipräsidenten, Herrn v. Minutoli, ist, wissen wir nicht. Ist er es nicht, dann wird er daran denken müssen, den Wahlrechts-Demonstrationen ein für allemal ein Ende zu machen, und das Gleiche werden seine Kollegen im Reiche tun müssen.

Was bezweckt die Sozialdemokratie, indem sie ungeheure Massen auf die Beine bringt, auf die Straße schickt, und dadurch — gewollt oder nicht — mit der bewaffneten Gewalt in Konflikt bringt? Was heißt überhaupt Demonstration? Wir wissen allein, auch ohne daß man sie uns in Kolonnen vorführt, daß die Sozialdemokratie Millionen von Anhängern hat. Wir wissen auch, daß diese mit dem bestehenden und dem projektierten Wahlrecht unzufrieden sind. Die Sozialdemokratie hat also nicht notwendig, der Regierung und dem Bürgertum diese Tatsache sinnfällig vor Augen zu führen. Sie muß einen andern Zweck mit ihrem Massenaufgebot verfolgen. Dieser Zweck kann aber nur sein, diesen Massen das Bewußtsein zu geben, daß sie sich nach den Gesetzen des bürgerlichen Staates nicht mehr zu richten brauchen, und ihnen den Glauben einzuimpfen, daß sie stärker sind, als die Machtmittel, die dem Staate zur Aufrechterhaltung der Ordnung zu Gebote stehen. Der zweite Punkt dürfte sich als ein gefährlicher Irrtum erweisen. Aber natürlich glaubt die Sozialdemokratie selbst nicht, daß sie mit ihren aufgehetzten Bürgerscharen im Handumdrehen das jetzige Staatsgefüge umwerfen werde, sondern sie will zwischen ihren Leuten und allen denjenigen, die auf seiten der staatlichen Ordnung stehen, unversöhnliche Todfeindschaft schaffen. Es soll Blut vergossen werden, und dieses Blut soll ihre Anhänger fester aneinander ketten und den Abgrund bilden zwischen ihnen und allen andern Bürgern. Geradezu planmäßig werden die Massen zum Widerstande gegen die Staatsgewalt, und zwar zum offenen ungesetzlichen, herangezogen und einexerziert. Das so feierlich proklamierte „Recht auf die Straße“ ist nur eine Umschreibung dafür, den Willen der Proletarier contra legem dem Willen aller andern aufzuzwingen. Läßt man sie gewähren, so wird man die mythischen „Polen, Juden und Franzosen“ des Jahres 1848 nicht brauchen, um die schönsten Straßenkämpfe zu inszenieren. Wir werden das sehr gut dann mit eigenen Kräften können.

Es ist eine ungeheure Verblendung eines großen Teiles der bürgerlichen Kreise, wenn sie die irregeleiteten Massen in dem Glauben an die Rechtmäßigkeit ihres Standpunktes stärken und die vorgekommenen Ausschreitungen der Polizei und — der Ausdruck ist neuerdings beliebt geworden — ihrer „Nervosität“ zur Last legt.

Solche Ausschreitungen sind bei dergleichen Demonstrationen unvermeidlich. Selbst angenommen, man würde den Führern zubilligen, daß sie Ausschreitungen nicht wollen, so ist zweierlei nicht zu vergessen. Einmal, daß erhitzte und erregte Volksmassen sich den Teufel um die Führer und ihre Mäßigung kümmern, und zweitens, daß es neben den organisierten Mitgliedern des vierten Standes noch einen großen städtischen Bodensatz, eine Sentina, wie Cicero es nennt, gibt, der es sehr willkommen ist, sozusagen unter dem Schutze von Haufen, die für ihre Ideale zu kämpfen glauben, ihren brutalen Instinkten die Zügel schießen zu lassen. Was in Frankfurt und Neumünster vorgekommen ist, das wird sich ganz sicher auch anderwärts wiederholen. Jede neue Demonstration wird die Aufregung steigern, und ein ernstlicher Zusammenstoß mit der nicht mehr durch Polizei, sondern

Digitized by Google

das Militär repräsentierten Staatsgewalt kann nicht ausbleiben. Wir möchten es verhindert sehen, daß eine „Militäraktion gegen den inneren Feind“ stattfindet. Wir brauchen unsre Soldaten zu etwas Besserem, als irregeleitete Deutsche tot zu schießen, und wir möchten es auch an sich harmlosen Leuten ersparen, die Wirkung des Magazingewehres am eigenen Leibe zu erproben, nur weil sie von gewissenlosen Menschen in einen Konflikt hineingezogen worden sind. Dazu aber ist notwendig, daß man dem Demonstrationsrummel ein Ende macht. Der Regierung stehen Mittel zu Gebote, diese Demonstrationen ein für allemal zu hindern; sie wird gut tun, von diesen Mitteln Gebrauch zu machen, sonst dürften bald nur noch die schärfsten die geeignetsten sein. Vielleicht sieht auch das liberale Bürgertum, das seiner Zeit mit den Ferrer-Demonstrationen den Demonstrationsunfug eigentlich erst begann, ein, daß mit der Verteidigung der Wahlrechtsdemonstration oder gar mit der Beteiligung daran, es den dümmsten unter den vielen dummen Streichen begeht, die es schon begangen hat. Dr. jur. M. P.

* * *

Einen Schlag gegen den Illustrationsschund hat die französische Kammer geführt mit der Annahme des Antrages, wonach die Veröffentlichung bildlicher Darstellungen von Verbrechen und Verbrechern mit Geldstrafe bedroht werden soll. Das Syndikat der Pariser Presse erschien selbstverständlich mit einem Protest auf dem Plan: Der Justizminister und der Senat werden aufgerufen, „Die Freiheit der Presse“ zu schützen. Wie wird hier das edle Wort Freiheit mißbraucht; hätte man offen eingestanden, es müsse „das Geschäft der Presse“ geschützt werden, dann wäre das begreiflicher gewesen, aber die gute alte Liberté ist in Frankreich und anderswo so abgegriffen, so mißbraucht worden, daß es eigentlich nicht darauf ankommt, wenn man sie einmal als Schutzgöttin der schäbigsten Sensationen in den Vordergrund zerrt. Die Bilder der Verbrecher gehören allenfalls zu den Steckbriefen als Beigabe, also in den Inseratenteil der Zeitungen oder in die Fahndungsblätter; erscheinen sie aber in der Tagespresse, so wird in den Augen der urteilslosen Menge aus dem Verbrecher nur gar zu leicht ein Held, und der bombenwerfende Anarchist, der Mörder, der Einbrecherkönig, kurz, das ganze Apachengesindel findet neben den Bildnissen von Generalen, Diplomaten, Schauspielerinnen, Dichtern mit schöner Selbstverständlichkeit Platz. Die republikanische Kammer ist unerschrocken genug, sich nicht vor Schlagwörtern zu fürchten und will reinen Tisch machen. Die Apachenwirtschaft heischt energische Maßnahmen, und ist es bedauerlich, daß man sich in Deutschland nicht zu ähnlichen Maßnahmen verstehen will. Was helfen alle Bemühungen, die Jugend vor der Nik-Carter-Literatur zu bewahren, wenn unsere illustrierte Tagespresse die Bilder von Verbrechern bringt. Liegt nicht ein fabelhafter Anreiz für einen jugendlichen Strolch darin, sich eines Tages der Öffentlichkeit in wohlgelungenem Konterfei vorstellen zu dürfen! Erst jetzt wieder tauchen Bilder der Miß Violet Charlesworth auf, der englischen Hochstaplerin, die in einem Blatte die Ehre hat, neben dem Grafen Schwerin-Löwitz im Bilde zu figurieren, und wenn das so fortgeht, wird die Konkurrenz uns bald jeden Mörder in gleicher Weise repräsentieren. Die anständige Presse könnte mit der Aufwendung einer geringen Dosis von Geschmack derartigen Unfug verhüten. Nachher, wenn die Gesetzgebung in Aktion tritt, wird über Vergewaltigung der „Preßfreiheit“ geklagt.

* * *

Der Pompadour als Kassenschrank.

Im Bund für Mutterschutz hat ein Wintergewitter getobt, das die Luft einigermaßen gereinigt hat. Dr. phil. Helene Stöcker, die Dame mit der stets offenen hilfsbereiten Hand, hat die Erfahrung machen müssen, daß in Geldsachen die Gemütlichkeit aufhört. Niemand hat ihr Eigennutz vorgeworfen; aber die Mehrheit der Mutterschützer war der Ansicht, daß ein Pompadour zwar ein nützliches Anhängsel, aber eigentlich nicht zum Kassenschrank bestimmt sei. Nicht einmal der Bauer stopft heut ohne eine bescheidene Buchführung seine Gelder in den berühmten Strumpf; eine Organisation wie der Bund für Mutterschutz darf erst recht nicht solcher primitiven Finanzgebarung unterliegen — nicht einmal ein Kaffeekränzchen von Backfischen schaltet so sorglos mit den Mitgliederbeiträgen. Es war ein Kassenbericht so wenig vorhanden wie Schnee auf dem Tempelhofer Felde im Juli, und das Vereinsvermögen, das tatsächlich in Höhe von 13000 Mark vorhanden ist, befand sich sozusagen im Pompadour der ersten Vorsitzender der Ortsgruppe Berlin, des Fräuleins Dr. phil. Die Verhandlung ergab, daß diese Vorsitzende im Sinne eines aufgeklärten Despotismus regiert und dadurch eine Krisis heraufbeschworen hatte. Elena farà da se. Verwunderlich ist bei diesem Tatbestande nur, daß die Herren der Schöpfung das auch dem seligen Herrn v. Bredow unentbehrliche Bekleidungsstück solange einer Dame überlassen hatten und erst unter weiblicher Führung in die weibermordende Feldschlacht zogen. Wörtlein wie „Augiasstall“ und „Oeffnung einer giftigen Eiterbeule“ flogen als Geschosse hin und her und zeigten, daß die Gleichberechtigung der Geschlechter erfreuliche Fortschritte macht. Aber die Sache des Mutterschutzes steht zu hoch, als daß sie durch ein derartiges Intermezzo ernstlich gefährdet werden könnte. Zu Zeiten — sind erfrischend wie Gewitter goldne Rücksichtslosigkeiten. Und darum wurde mit dem ungeregelt Segen spendenden Pompadour in Halle in der Generalversammlung ein Ende gemacht. Ad.

* * *

Aus der Finanzwelt.

Mit gewohnter Pünktlichkeit sind die ersten Bankbilanzen wieder auf dem Plane erschienen. In der Regel pflegte die Nationalbank für Deutschland den Reigen zu eröffnen; diesmal enthüllte sie ihre Bilanzgeheimnisse gleichzeitig mit der Berliner Handelsgesellschaft. Zwei Großbanken auf einmal — und die Wirkung gleich Null! Haben die Zweimonatsbilanzen der Großbanken das Interesse für die Jahresbilanzen vielleicht abgekühlt? Oder sind diese letztern so indifferent, so neutral, so nichtssagend, daß zu irgend Aufregungen kein Anlaß ist? Fast scheint es so! Die letzten Jahresberichte unterscheiden sich nach den Reformen, die die Banken inbezug auf die Bilanzpublikation vorgenommen haben, von den früheren Veröffentlichungen dieser Art in keiner Hinsicht: die sogen. Erläuterungen, die das Handelsgesetzbuch vorschreibt, sind die üblichen „breiten Bettelsuppen“ für die Aktionäre — allgemeine Erörterungen über die „wirtschaftliche Lage“, über den Reichsbankdiskont, über politische Ereignisse, kurz, über Fragen, die zur Erläuterung der geschäftlichen Resultate nicht das Mindeste beitragen, während über das, was in den Bilanzziffern inhaltlich steckt, so gut wie gar kein Aufschluß gegeben wird. Die lange Aufzählung der Emissionsgeschäfte läßt keine Rückschlüsse zu, in welchem Umfange die betreffenden Institute hierbei beteiligt sind. Sieht man sich die Zahlen selber an, so findet man, daß die eigenen Wertpapiere und die Konsortialgeschäfte der Nationalbank nur geringe Veränderungen im Vergleich zum Vorjahr aufweisen. Die Spezifizierung dieser Beträge in Höhe von 52 Mill. Mk. ist völlig nichtssagend; der Aktionär ist so klug wie vorher, wenn ihm mitgeteilt wird, daß die Bank an 5 Mill. Mk. „Staats- und Stadtanleihen“ besitzt. Nicht einmal eine Scheidung von heimischen und fremden Anleihen wird gemacht: deswegen, so sagt die Verwaltung dem Aktionär mit König Philipp, „deswegen geb ich Ihnen 10 Jahre Zeit, fern von Madrid darüber nachzudenken“. Auch die Bezeichnung von „Aktien von Industriegesellschaften“ für einen 9 Mill. Mk. übersteigenden Wertpapierbesitz ist außerordentlich instruktiv, nicht minder die Kennzeichnung der Einzahlungen auf Konsortialkonto. Gerade dies sind die wichtigsten Ziffern; auf diesem Konto hat sich der Gewinn verdrei-

Digitized by Google

facht, während die Provisionen der Nationalbank um eine halbe Million zugenommen haben. Eine gewaltige Steigerung zeigen die Report- und Lombardbestände auf das Doppelte, von 54 auf 109 Mill. Mk. Auf der andern Seite sind die Kreditoren um 66 Mill. Mk. gestiegen, während die Debitoren nur unerheblich zugenommen haben. Die Umsätze der Bank sind von 11,5 Milliarden auf 15,4 Milliarden Mark gestiegen. Dies ist bestimmt, einen guten Eindruck zu machen; betrachtet man aber die erhöhte Umsatzziffer unter dem Gesichtspunkte des tatsächlichen Ergebnisses für die Aktionäre, der Dividenden, so wird man eine andre Vorstellung davon gewinnen. Denn um $^1/_2$% Dividende mehr verteilen zu können, müssen 4 Milliarden mehr umgesetzt werden. Mit den Umsätzen ist doch auch ein gewisses Risiko verbunden, überhaupt mit dem ganzen Geschäftsverkehr einer Bank, wie dies erst das Resultat der Mitteldeutschen Creditbank zeigte, die in diesen Tagen ihren Bericht veröffentlichte. In seinem Mittelpunkte stand die traditionelle Unterschlagung, die das Institut nötigte, eine geringere Dividende als im Vorjahr zu bezahlen, da die Verwaltung den Heroismus, für die Untaten ihres Personals einzutreten, nicht zur Gewohnheit machen will. Trotz alledem haben die Aktionäre allen Anlaß, Rechenschaft zu fordern, warum gerade sie wieder die Leidtragenden sein sollen. Noch weniger sagt der Bericht der Berliner Handelsgesellschaft, des einzigen „outsiders“ bei den Zweimonats-Bilanzen; aber gerade darum war zu erwarten, daß der Bericht nichts Neues bringen werde. Von irgendwelcher Aufklärung ist in diesem Bericht nichts enthalten; wohl aber von einem Bestreben, den Eindruck eines Berichtes hervorzurufen, wie dieses durch die lange Aufzählung der Papiergattungen über die Emissionsgeschäfte des Instituts — Zahlen fehlen gänzlich — offenbar beabsichtigt wird. Die einzige wirklich orientierende Angabe dieses Berichtes im Sinne des Gesetzes ist die Mitteilung, daß von den 36 Mill. Mk. eigner Papiere 16 Mill. Mk. aus Reichs- und Staatsanleihen bestehen. Der gänzlich einwandfreie Charakter dieser Mitteilung macht auch ihre Veröffentlichung ohne weiteres verständlich; aber welche Schlüsse soll man daraus auf die übrigen „Erläuterungen“ des Institutes ziehen? Die Banken dokumentieren ihre Stellung zur Goldwährung auch durch ihre — Schweigsamkeit, die nach dem bekannten Sprüchwort dem Golde gleicht, während das Reden mehr für Bimetallisten sei. Aber können sie dies Prinzip aufrechterhalten? Können sie, die mit der — Welt Geschäfte machen, sich in Dunkel hüllen? Wir geben zu, die Konkurrenz nötigt die Banken, oft das Geheimnis zu wahren, aber das, was sie bieten, ist nicht viel mehr als Nichts. Nach derselben Schablone, nach der unsre Banken bilanzieren und erläutern, tat dies auch vor mehreren Jahren die Leipziger Bank, um wenige Monate nach dieser „Erläuterung“ zu verschwinden. Wir sagen also nur, daß die Bilanzen und Berichte der Banken nicht das geringste für diese Institute beweisen, und daß das Vertrauen zu den Banken von andern Umständen, zum großen Teil von Imponderabilien abhängt. Aber dabei kann sich die öffentliche Meinung nicht beruhigen, und sie wird immer wieder verlangen, daß die Banken in noch weiterem Umfange, als es bisher geschehen, Farbe bekennen. Auch von ihnen gilt das Schillersche Wort: „Das Vertrauen wird kommen, hat jeder nur erst seine Sicherheit.“

Mercator.

Konservative Witzblätter.

Heute besuchte mich ein vornehm gekleideter Herr, auf dessen Visitenkarte „Fedor v. Zeddelmann“ zu lesen war. Er trug einen langen schwarzen Gehrock und tat sehr feierlich.

„Mein Herr,“ hub er an, „Sie sind mir von verschiedenen Parteigenossen als großer Witzbold empfohlen worden.“

„Ein Glück,“ erwiderte ich gelassen, „daß ich Ihnen nicht als großer Trunkenbold empfohlen worden bin. Das wäre mir schrecklich peinlich gewesen. Oh, ich bin so empfindlich.“

Der fremde Herr lächelte und fuhr hastig fort:

„Kommen wir gleich auf den Kern der Sache: ich möchte fragen, ob Sie nicht Redakteur eines neuen Witzblattes werden wollen.“

„Zwei Bedingungen“, versetzte ich scharf, „habe ich aber zu stellen: erstens muß das Blatt konservativ sein — und zweitens muß der Titel des Blattes so gewählt sein, daß ich mir einen pekuniären Vorteil von dem Blatte versprechen kann. Ich will unter keinen Umständen einen Kapitalisten schädigen — unter keinen Umständen — das sage ich gleich.“

Der fremde Herr sprang auf und wollte mich umarmen.

Ich aber hob beschwörend meine Hände auf und rief:

„Überlassen wir die Umarmungen den Regierungsvertretern. Ich bin kein Regierungsvertreter, Sie können sich ganz fest darauf verlassen.“

„Gut!“ sagte er fest, „es ist auch nicht nötig, daß Sie ein Regierungsvertreter sind. Jedenfalls sind aber andre Leute Regierungsvertreter. Und das ist auch gut so. Und darum sage ich Ihnen hiermit, daß mir Ihre Bedingungen sehr sympathisch sind. Es versteht sich am Rande, daß wir nun konservative Witzblätter gründen wollen.“

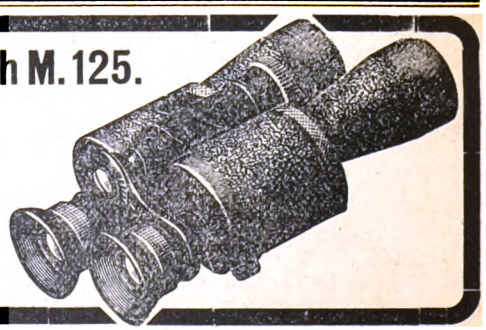
„Gleich mehrere?“ fragte ich neugierig.

„Nur vier!“ gab er lächelnd zurück.

„Oh!“ sagte ich nun, „da hätte ich ja die Auswahl. Wo sollen denn die Blätter erscheinen?“

„Sie sollen“, versetzte er, „in Berlin, München, Dresden und Hamburg erscheinen.“

Jagdglas „Perplex“ 6fach M. 125.



Perplex-Prismenfeldstecher werden in optischer Leistung auch von den teuersten Spezialgläsern nicht übertroffen. **Zahlreiche glänzende Zeugnisse! Neue Modelle** „Perplex“, „Armeemodell“, „Autokrat“. Vergrösserung 5- bis 18fach, M. 85 — bis M. 250.—.

Vor Kauf eines Prismenfeldstechers lasse man sich **im eigenen Interesse** von den Händlern unsere Fabrikate zum Vergleich vorlegen.

Katalog 50 kostenlos durch alle einschlägigen Geschäfte oder durch

Optische Werke, Cassel (Carl Schütz & Co)

Digitized by Google

„Da käme also", fuhr ich fort, „alles auf die Titel an. Darf ich die Titel gleich erfahren?"

„Der Titel für Berlin", rief er feurig, „soll lauten: Ich warne Neugierige!"

„Großartig!" schrie ich, „aber ich fürchte, daß das nicht auf die Dauer zieht. Bedenken Sie nur: wenn das die Ausrufer auf der Straße täglich schreien, so lacht sich das Publikum schon über den Titel halbtot — und sie lesen das Blatt nicht mehr."

„Das ist allerdings nicht so unrichtig," sagte er traurig, „aber wie denken Sie über den Titel für das Münchner Witzblatt? Er lautet: Bei Widerstand gegen die Staatsgewalt erfolgt Waffengebrauch."

„Der Titel", sagte ich still, „ist zu scharf. Das Publikum bekommt gleich Angst und liest nicht einmal die erste Nummer."

„Fatal!" rief er heftig, „was aber sagen Sie dazu, wenn in Dresden die Ausrufer auf der Straße rufen würden: Die Straße dient lediglich dem Verkehr! — was sagen Sie dazu?"

„Das", erwiderte ich, „würde man für eine Verkehrszeitung — für ein Reiseblatt mit vielen Annoncen halten. Damit ist heute nicht mehr ein großes Geschäft zu machen. Ich kenne den Rummel."

„In Hamburg", fuhr er nun resigniert fort, „wollen wir unser Witzblatt nennen: Es wird das Recht auf die Straße verkündet."

„Halt!" sprach ich da, „das wirkt wie ein Revolutionsblatt. Ich muß Sie sehr bitten, mich sofort zu verlassen. Ich will mit einem Revolutionsblatt nichts zu tun haben."

Herr v. Zeddelmann sah mich sehr verdutzt an. Ich aber öffnete mit unzweideutiger Handbewegung meine Stubentür.

Paul Scheerbart.

Der Jurist am Tartarus.

Von nationalliberaler Seite wurde im Parlament eine enorme Zunahme der Gerichtsstrafen für kleine und kleinste Vergehen konstatiert.

Es stand ein verstorbner Assessor,
Den hatte Schwermut gepackt —
Er stand am stygschen Gewässer
Und sah in den Katarakt.

Er sah hinab ins Getümmel,
In den heulenden Menschenstrom,
Und seufzte hinab: O Himmel,
Ich sehe ein Schreckphantom!!

Es will mir das Herz zerreußen,
Das schon im Tode schwitzt —
Ich sehe da einen Preußen,
Der keine Akten besitzt!

Terentius.

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Friedrich Stober: Scheffel als Freund der Berge. Dargestellt im Rahmen eines Lebens- und Charakterbildes. Mit vielen Abb. Sonderabdruck aus dem Scheffeljahrbuch. Verlag von Ed. Bayer (Wien).

Jules Huret: Berlin. (In Deutschland. Dritter Teil.) Verlag von Albert Langen (München). Preis: geh. Mk. 4.—.

Hermann Hesse: Unterm Rad. Roman. Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane. Zweiter Jahrgang. Band 1. Verlag von S. Fischer (Berlin). Preis: kart. Mk. 1.—.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

Hüttig-, Dr. Krügener-, Wünsche-, Zeiss-Palmos-Cameras

liefert jetzt die

„ICA"

Aktien-Gesellschaft, Dresden

Vereinigung obiger Camerafabriken.

Aktienkapital: Drei Millionen Mark.

Fabrik- ☆ Marke

Katalog No. 513 gratis und frei.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.
Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.
Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Autoren

verlangen vor Drucklegung ihrer Werke im eigensten Interesse die Konditionen des alten bewährten Buchverlags **sub. B. L. 190 bei Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.**

Kürschners Universal-Konversations-Lexikon

Herausgegeben von Hermann Hillger

Gebunden 5 Mark

4. vermehrte und verbesserte Auflage. Mit etwa 3000 Illustrationen. Lexikon-Oktavformat (5,5 cm stark, 23,5 cm hoch, 18 cm breit). 2685 Spalten und 10 Tafeln.

Diese gänzlich umgearbeitete, bis auf die Gegenwart ergänzte Auflage beantwortet trotz aller Kürze jede Frage des täglichen Lebens erschöpfend und rasch. Das Werk wird auch von jenen mit Erfolg benutzt, die ein vielbändiges Konversationslexikon bereits besitzen, aber Wert auf rasche und erschöpfende Orientierung legen.

„Ein Buch, das eine wahre Fundgrube des Wissens ist und in gedrängter Kürze über so ziemlich alles, worüber ein Mensch rasch Aufschluß haben mag, unterrichtet . .,
das billigste derartige Werk." Leipziger Zeitung.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Berlin W. 9 **Hermann Hillger Verlag** Leipzig

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Thornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 134.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Miesler, Mariendorf. — Druck von J. C. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 11. Berlin, den 12. März 1910. 39. Jahrgang Band 77.

Kotillon und Politik.

Fürst Bismarck sah es nicht gern, wenn deutsche Diplomaten mit Ausländerinnen sich verehelichten. Der große Menschenkenner witterte Hemmungen für den diplomatischen Betrieb bei derartigen Ehegemeinschaften, Hemmungen, die vorhanden sind, wie das Radium in der Pechblende und doch ebenso stark wie dieses. Das sind schier unwägbare, unmeßbare Emanationen, und nur besonders feinfühlige Naturen erkennen sie. Wer kann weiblichen Einfluß in gesellschaftlichen Regionen nachweisen, wo alles in ebenmäßigen Formen sich bewegt, das Lächeln, der Händedruck, mit derselben Wärme Freund und Gegner gespendet, selbst Kundige nicht leicht auf den Grund der Dinge schauen läßt. Es muß schon der Zufall dem Beobachter zu Hilfe kommen, und nicht immer erhält ein Staatsmann Beweise für seine Vermutungen, wie Bismarck für die von ihm bekämpfte Unterrockpolitik. Das gilt im Großen wie im Kleinen. Kein Vergnügen ohne Damen, heißt es zwar, nur daß die Politik kein Vergnügen ist, namentlich nicht in den Reichslanden. Graf Wedel, der Statthalter, den in müßigen Stunden kluge Leute als Bülows Nachfolger ausboten, hat im Kleinen erfahren, was der Gewaltige im Sachsenwald im Großen auskosten mußte. Nur war es hier die eigene Frau, die sorgfältig die spärlich aufkeimende Saat der reichsländischen Politik ihres Herrn Gemahls heimlich als Unkraut ausjätete. Ist schon den deutschen Frauen, d. h. den von Geburt deutschen, Nationalitätsbewußtsein nicht allzu reichlich als Mitgift zugemessen — es ist hier vom Durchschnitt die Rede, und die Klagen hierüber sind nicht neu —, wie sollte eine geborene Gräfin Stephanie Hamilton, die Tochter des Oberstatthalters von Stockholm und seiner Gemahlin, der Oberhofmeisterin der Königin von Schweden, die rühmliche aber seltene Eigenschaft besitzen, sich als Deutsche zu fühlen. Ihre Ahnen saßen in Schottland, sie gehört nicht altem deutschen, sondern jenem internationalen Adel an, der sichs in jeder Hofluft wohl sein läßt. Als höchste Dame der Reichslande hält auch sie Hof und läßt die Sonne ihres Wohlwollens scheinen über Gerechte und Ungerechte. Nun ist es gewiß verständig, wenn sie den Mitgliedern aller staatserhaltenden Parteien ohne Unterschied ein freundliches Gesicht zeigt und für ihren Teil am Ausgleich der Gegensätze mitarbeitet. Die kaiserliche Statthalterei darf kein Tummelplatz von Parteileidenschaften sein, der Statthalter repräsentiert den Kaiser und muß für aller Wünsche und Beschwerden, mögen sie herrühren, von wo sie wollen, ein offenes Ohr besitzen. Doch Grenzen gibt es, Grenzen, die der politische Takt zieht, und so peinlich es ist, dies einer Dame gegenüber feststellen zu müssen, die Gräfin ist über das Maß des Erlaubten hinausgegangen. Niemand wird es ihr verübeln, wenn sie an ihre Gäste, auch wenn sie Französlinge sind, Kotillongeschenke verteilt. Die öffentliche Meinung hat das Gastrecht zu respektieren und Halt zu machen vor dem Salon der Dame. Aber die Dame verließ ihren Salon. Sie schickte dem abwesenden Abgeordneten Wetterlé einen silbernen Regenschirmgriff und eine Streichholzbüchse zu. Auch dies wäre nicht auffällig, wenn nur nicht der also Ausgezeichnete sich gerade im Gefängnis zur Abbüßung einer längeren Strafe befunden hätte. Das heißt denn doch das Mitgefühl zu weit treiben. Die Strafe war über den streitbaren Priester wegen Beleidigung eines reichstreuen Schulmannes im Namen des Kaisers verhängt worden, und da lag die Deutung nahe, das von einem in französischer Sprache abgefaßten Brief begleitete Geschenk stelle ein Pflaster auf die frische Wunde dar. So hat es denn auch Herr Wetterlé in seinem fidelen Gefängnis aufgefaßt, und seine Gesinnungsgenossen auch, und sie verfehlten nicht, die Liebenswürdigkeit der Gräfin als einen Protest gegen das Strafurteil des kaiserlichen Gerichtshofs auszubeuten. Die Altdeutschen fühlten ihre Reihen wanken: sie erhielten von der eigenen Artillerie Feuer, und ihre Verwirrung ist in Ansehung der Person Wetterlés begreiflich. Er, der im Herzen noch immer Protestler ist, der seinen Namen so komisch verfranzöselt hat, wie es in seinen Kreisen üblich ist — Herr Gerber z. B. schrieb sich Guerber und wurde von Herrn v. Seydewitz, dem Reichstagspräsidenten seinerzeit in gutgespielter Harmlosigkeit Gürber genannt —, der Zögling von Salamanca

Digitized by Google

und Innsbruck, der Typus des französischen Abbé findet einen Rückhalt bei der Gemahlin des Statthalters. Man übertrage dies Verhalten auf die Nordmark oder Ostmark: ein von den Lasten der Seelsorge zeitweilig durch vergitterte Fenster getrennter fanatischer dänischer oder polnischer Geistlicher erhielte eine derartige Trosteinsamkeit mit Erläuterungen in Dänisch oder Polnisch von der Gemahlin des Oberpräsidenten! So unbedeutend die Tatsache an sich ist, so bald sie sich auf einem Kampfgebiet ereignet, gewinnt sie Bedeutung. Selbst von der der Politik fernstehenden holden Weiblichkeit muß so viel Verständnis verlangt werden, daß sie nicht zum Schaden ihrer Landsleute in den Streit eingreift. Wer sich in einer derartig hervorragenden Stellung befindet, muß sich bei jedem Schritt fragen, wie er ausgelegt werden könnte, muß sich manches versagen, was man als Privatperson unbedenklich tun darf.

In den Reichslanden liegen besonders schwierige Verhältnisse vor. Man strebt die Autonomie an und wußte augenscheinlich dies Verlangen nicht wirkungsvoller zu begründen, als die Entlassung Wetterlés aus dem Gefängnis ostentativ zu feiern, um dann im Landesausschuß zu scharfen Angriffen auf die Regierung überzugehen. Glaubt man wirklich, die Frucht der Autonomie sei reif und ein kräftiges Schütteln genüge, um sie den Liebhabern in den Schoß fallen zu lassen? Es ist bekannt, daß Verhandlungen zwischen der Regierung und Abgeordneten des Landesausschusses über eine Verfassungsreform im Gange sind. Schon zu Herrn v. Köllers Zeiten waren sie angebahnt. Da bricht der Sturm im Landesausschuß gegen den Staatssekretär Zorn v. Bulach los, als sollte der Reichskanzler in dem Pessimismus, mit dem er der Frage gegenübersteht, bestärkt werden, als wolle man zeigen, welche Nebenregierung in Colmar, dem Sitz der Abgeordneten Preiß und Wetterlé, sich zu etablieren gedenke. Mit solcher Gebarung wird man schwerlich neue Kotillongeschenke in Gestalt einer veränderten Verfassung erhalten und das Begleitschreiben wird, falls die Verständigungsversuche zwischen Regierung und Vertrauensmännern Erfolg haben sollten, nicht französisch, sondern deutlich deutsch sein. Zur Erhellung der Situation hat das Intermezzo Wedel-Wetterlé allerdings beigetragen und darum mag man der unvorsichtigen Dame immerhin mildernde Umstände gewähren. Selbstverwaltung ist jetzt die Parole, und der Landesausschuß hat seinen Wunsch in die Form gekleidet, daß die Reform beschleunigt werden möge. Es fragt sich indessen, ob die Regierung, die einer größeren Selbständigkeit der Reichslande nicht abgeneigt erscheint, nicht angesichts der jüngsten Erfahrungen stutzig wird. Ist ihr einmal erst das Heft aus der Hand gewunden, wird sie es schwer wieder fassen können, und wer es zu ergreifen sucht, ist ohne sonderlichen Scharfsinn zu erkennen; man braucht bloß die Haltung der Zentrumspresse zu verfolgen. Das Zentrum hat seit längerer Zeit mit verdächtiger Geflissenheit betont, es nehme an den elsaß-lothringischen Verhältnissen nicht mehr Anteil als jede andre Partei. Die Reichstagsabgeordneten der Reichslande sind äußerlich vom Zentrum abgerückt, aber nur scheinbar. Räumlich getrennt ziehen sie an demselben Netz, nur an verschiedenen Stellen. In der Kotillon-Angelegenheit verhält sich das Zentrum sehr reserviert, es findet keine Tadelsworte gegen die Gräfin, wie es keine finden würde, wenn einem polnischen Probst von einer entsprechenden Stelle in Posen ein Erinnerungszeichen an ein Ballfest zugeschickt werden sollte. Der politische Instinkt, der Parteieigennutz verbietet patriotische Exkursionen. Warum soll man die Kreise eines Statthalters stören, der im eigenen Hause so wenig Bescheid weiß? Die Altdeutschen wenden dem Broglie-Platz den Rücken zu, Grund genug für strebsame Zentrumsleute, dort zu promenieren. Das Kotillon-Geschenk verriet das eigentliche geistige Fluidum des Statthalterpalastes, so meinen viele, die von einer Ehegenossenschaft vielleicht antiquierte Ansichten haben und sich nicht vorzustellen vermögen, daß im täglichen Verkehr in einer Hausgemeinschaft nicht die Ansichten des einen auf den andern Teil abfärben sollten. In den Augen der Politiker, die mit dem schwarz-blauen Bande geschmückt, sind, ist das kein Nachteil und darum wird nur ganz beiläufig geäußert, „ein Katholik an der Spitze des katholischen Landes wäre das Ideal“. Hinzugefügt wird mit unnachahmlicher Bescheidenheit: „doch ist bei den heutigen Zeitläuften kaum mit einer Befriedigung des dahingehenden Wunsches zu rechnen“. „Kaum“ ist köstlich. Wundert sich jemand noch, wenn Befürchtungen laut werden, die Ära Manteuffel mit ihrer Milde und ihrem schonenden Entgegenkommen — die Quittung bestand in der Wahl lauter Klerikaler und Protestler — könnte bei der Neigung unsrer heutigen Zeitläufte für alte Scharteken eine Neuauflage in Faksimile-Druck erleben. Das Zentrum wäre nicht betrübt darüber und gern bereit, das frühere Verhältnis zu den elsaß-lothringischen Reichstagsabgeordneten herzustellen und das Reichsland als Alluvion seines Wahlgebiets mitzuverwalten. Allerdings fehlt es nicht an Stimmen, die dem Notabeln-Klüngel nachsagen, er habe absichtlich in dem Landesausschuß den wilden Mann gespielt, weil man weder Zentrums- noch Reichsalluvion überhaupt sein und den näheren Reichsanschluß nach Kräften unterbinden wolle. Die zur Schau getragene Ungeberdigkeit laufe zielbewußt auf die Lahmlegung aller Verfassungsreform-Bestrebungen hinaus. Ist das richtig, dann gilt es noch mehr auf der Hut sein und zu verhindern, daß die im Zeug gefärbten Französlinge à la Wetterlé nicht wieder Streichholzbüchschen als Kotillon-Überraschung erhalten; der Inhalt könnte zu politischer

Digitized by Google

Brandstiftung benutzt werden. Aufgepaßt muß werden, aus dem Fenster geschaut.

Im Straßburgischen Kauderwelsch sagt ein Verschen:

„Jungfer Lischen sais-tu quoi,
Geh mit mir ins grüne bois."
„Nein, nein, nein, das peut nit être
Der Papa liegt im Fenêtre."

Also, Herr Papa, bleiben Sie auf dem Posten, damit der weiland Studiosus von Salamanca nicht mit dem elsässischen Lischen im französischen bois Unfug treibt.

„Kulturpolitik" in China.

Von Otto Corbach (Charlottenburg).

Die Zeiten, da China von fremden Mächten durch Androhung oder Anwendung von Gewaltmitteln Zugeständnisse abgerungen werden konnten, sind unwiederbringlich vorüber. Selbst Japan, das doch unvergleichlich besser als die Westmächte in der Lage ist, China gegenüber eine herausfordernde Haltung einzunehmen, beginnt, durch mancherlei Erfahrungen gewitzigt, einzusehen, daß mit den Chinesen auf die Dauer nur auf gütlichem Wege auszukommen ist. In der ganzen Geschichte der Beziehungen Chinas zum Auslande hat sich immer wieder derselbe Vorgang wiederholt: China wich wohl vor offener Gewalt zurück, sobald aber der Druck nachließ, kam die Gegenbewegung mit einer Regelmäßigkeit, wie Ebbe auf Flut folgt. Gegenwärtig schwindet in China der politische Einfluß Europas zusehends. In Hinsicht auf Deutschland können auch die hoffnungsvollen amtlichen Berichte über die Entwicklung Tsingtaus hierüber nicht hinwegtäuschen. Die Einziehung deutscher Postanstalten in Schantung und die Zurückziehung deutscher Truppen aus dem Hinterlande von Kiautschau lassen sich z. B. nicht recht mit dem angeblichen Wachstum deutschen Einflusses in Einklang bringen, ebensowenig wie der Umstand, daß der Anteil deutscher Waren an dem Handel von Tsingtau bisher kaum über zehn Prozent hinaufgebracht werden konnte. England hat Weiheiwei fahren lassen, und die Befestigung Singapurs scheint anzudeuten, daß es sich auch für den Fall vorsieht, daß selbst Hongkong geräumt werden müßte. Die Einnahmen der Verwaltung in Hongkong haben sich um Hunderttausende verringert, und sie werden weiter in dem Maße abnehmen, als die englische Regierung ihr mit süßsaurer Miene gegebenes Versprechen, den Opiumbau in Indien allmählich zu unterdrücken, ausführen muß. In Indien opfert England, wenn die Opiumausfuhr nach China unterbunden ist, eine jährliche Einnahme von $3^1/_2$ bis 4 Millionen Pfund Sterling. In der chinesischen Seezollverwaltung hat die allmähliche Ausmerzung der europäischen Elemente begonnen, und in den Vertragshäfen verliert das Europäertum eine bevorrechtete Stellung nach der andern. Auch europäische Finanzgruppen haben sich über den Wandel der Zeiten zu beklagen. Alte Konzessionen werden ihnen von den Chinesen abdiplomatisiert, und neue zu erlangen hält so schwer, daß sich die verschiedenen europäischen Banken, die in China Geschäfte machen, jetzt zusammengeschlossen haben, um auf diesem schwierigen Felde künftig nur noch gemeinsam zu operieren.

Nun sind aber plötzlich die Hoffnungen, China dem Weltwesten wirtschaftlich botmäßig zu machen, überall wieder neu belebt worden. Man glaubt ein neues Mittel entdeckt zu haben, um die Chinesen für europäischen Komfort zu erziehen: die Mitarbeit an der Neugestaltung des chinesischen Unterrichtswesens. Der deutsche Reichtag hat schon im vorigen Jahre dem Reichsmarineamt 600000 Mark für die Gründung einer deutsch-chinesischen Schule in Tsingtau bewilligt. Frankreich will eine ähnliche Anstalt in Tientsin gründen, England in Honkong und in Amerika hat Rockefeller den amerikanischen Missionaren in Schantung jährlich 600000 Mark zur Verfügung gestellt, wofür in Tsinanfu eine Hochschule unterhalten wird. In England bemüht sich augenblicklich ein Komitee, an dessen Spitze Sir Robert Hart steht, eine Summe von mindestens zwei Millionen Mark aufzubringen, um sie bestehenden philanthropischen und religiösen Gesellschaften in China zu Unterrichtszwecken zur Verfügung zu stellen.

Die verschiedenen Missionsgesellschaften für China suchen sich den Chinesen längst durch weltlich-wissenschaftlichen Unterricht nützlich zu machen. Sie mußten früh erkennen, daß sie mit bloßem Bekehrungseifer nicht weit kommen würden. Im Jahre 1893 gab es nach Dr. Morrison 1511 protestantische Missionare in China. Sie verbrauchten während desselben Jahres für ihren Unterhalt und ihre Tätigkeit 7 Millionen Mark, mehr als das Gesamteinkommen der zehn größten Hospitäler Londons, und bekehrten dafür 3127 Chinesen. Jeder chinesische Christ kostete demnach 2238,37 Mark. Das war ein mageres Ergebnis. So erklärt es sich, warum die Missionare sich größeren Anhang zu erwerben suchen, indem sie in erster Linie die stark entwickelte weltliche Wißbegier der Chinesen befriedigen. Es gibt daher eine ganze Anzahl von Bildungsanstalten in China, die unter der Leitung von Missionaren stehen und vorwiegend weltliches Gepräge tragen. Jeder Kenner der Verhältnisse wird aber zugeben, daß die Ergebnisse zu der aufgewendeten Mühe in gar keinem Verhältnis stehen, und daran wird sich auch durch die Unterstützung solcher Bestrebungen durch europäische Regierungen oder amerikanische Dollarfürsten nicht viel ändern. Während es für einen Europäer geradezu eine Lebensaufgabe bedeutet, in den Geist der chinesi-

Digitized by Google

schen Sprache und des chinesischen Volkes einzudringen, ist es für einen geistig geweckten Chinesen leicht, sich durch Erlernung einer oder mehrerer europäischer Sprachen Zugang zu den Quellen westländischer Bildung zu verschaffen und dann seinerseits an der Aufklärung des chinesischen Volkes im modernen Sinne zu arbeiten. Es gibt Chinesen, die 4, 5 europäische Sprachen vollkommen beherrschen und in den entsprechenden Literaturen erstaunlich gut Bescheid wissen. Wie kann es da noch lange dauern, daß Europäer in China als Lehrer mit Chinesen, die im Auslande studiert haben und das Gelernte viel besser in die chinesische Begriffswelt zu übertragen wissen, zu konkurrieren vermögen. Die Frage darf deshalb wohl aufgeworfen werden, ob die großen Summen, die aufgewendet werden, um die Chinesen zum Christentum oder zur westländischen Lebensart zu bekehren, für diesen Zweck nicht zu schade sind, und ob wir nicht besser tun, uns mit den Chinesen, statt die Chinesen mit uns, näher vertraut zu machen. Die Chinesen werden sich schon von selbst unsre geistigen Waffen zu eigen zu machen wissen, und sie sind die letzten, die nicht das Beste, was für sie geeignet ist, dort suchen würden, wo es zu finden ist.

Von der Psychologie der Heilsarmee.

Von **Erich Schlaikjer** (Groß-Flottbek).

Die Heilsarmee ist zu einer bleibenden Nuance im Leben der modernen Großstadt geworden; sie klingt hinein wie ein fremder Ton, der aus weiter Ferne zu kommen scheint. Man trifft ihre Sendboten überall. Junge Mädchen mit einem stillen Glanz in den Augen; Frauen von lächelndem Ernst; junge Männer von frischer Gläubigkeit. Man begegnet ihnen in jedem Lokal. Wo nach dem Theater das Publikum zum Tafeln zusammenkommt, wo der Wein in den Gläsern perlt und die Nichtigkeiten des Amüsements das Gespräch beherrschen; wo in raucherfüllten Bierlokalen das schwere Münchener Bier getrunken und die schweren Probleme der deutschen Politik erörtert werden; wo in halbhellen Weißbierstuben der Berliner Philister seinen Skat spielt — überall erscheint plötzlich so ein junges Mädchen, das aus weiter Ferne zu kommen scheint, geht an den Tisch, läßt einen Augenblick den stillen Glanz ihrer Augen leuchten, geht an den nächsten, geht durch das ganze Lokal und verschwindet wieder. Wenn die Tür sich hinter ihr geschlossen hat, scheint sie wieder von der andern Welt aufgenommen zu sein, aus der sie kam. Das Theatergespräch geht weiter. Die Damen lassen ihre Brillanten funkeln oder zeigen mit einer raschen Bewegung das neue Armband und den weißen Unterarm; durch den Tabakrauch dringt das Klappern der Bierkrüge und Lehmann meldet einen Grand mit Dreien und sagt den Schneider an. Der ganze Stammtisch seufzt seit Jahren unter Lehmanns unerhörtem Kartenglück.

Man trifft sie überall. In Kopenhagen hatten sie vor 12 Jahren mitten in einer sogenannten „Freudengasse" ihren Betsaal aufgeschlagen. Ein Riesentransparent aus hellerleuchteter Leinwand zeigte den dornengekrönten Kopf des Heilands und strahlte ins Treiben der Gasse die Aufforderung zu ihm zu kommen — in das Treiben dieser Gasse, in das Durcheinander betrunkner Matrosen und halbnackter Dirnen.

Wer sich das Bild vor Augen hält, wird einräumen müssen, daß hier mit einer nicht gewöhnlichen Unerschrockenheit gestritten wurde. Die Kühnheit, mit der die Heilsarmee in die finstersten Gebiete des modernen Lebens eindrang, erwarb ihr zunächst die Sympathien des weiteren Publikums. Ein sozialer Wohltätigkeitsdienst an Tausenden und Abertausenden von ausgestoßenen Existenzen kam hinzu. Der Hohn verstummte. Die Gemeinheiten, mit denen man im Anfang die weiblichen Soldaten überschüttet hatte, hörten auf. Die Heilsarmee hatte Hohn wie Gemeinheit in stiller Duldung über sich ergehen lassen und hatte auf diese Weise schließlich einen stillen Sieg errungen.

Die Einwände gegen die äußere Form der Heilsarmee aber hielten sich lange und halten sich heute noch. Die Form ist unfein, unästhetisch, barbarisch. Man akzeptierte die tatsächliche Arbeit, die Form aber empfand man als kulturlos. Man räumte im besten Fall ein, daß ein Feldzug in die Gefilde des kältesten Elends und der äußersten Roheit nicht gut mit zarter Feinheit geführt werden könnte. Wer in unerforschte Gebiete eindringen will, muß schon auf einen Teil der europäischen Kultur verzichten. Das gilt von Afrikareisenden, das gilt auch von der Heilsarmee. Sie führte einen Krieg mit unkultivierten Elementen, sie mußte ihn darum auch führen, wie unkultivierte Völkerschaften einen Krieg verstehen — mit Kriegstänzen und Tam-Tam und Kriegsgesängen. Man räumte ein Gebot der Zweckmäßigkeit, eine sozusagen taktische Notwendigkeit ein. Die Form der Heilsarmee aber ist in einem viel höheren Sinne notwendig. Und davon möchte ich reden.

Die Heilsarmee ist ein Kind der Großstadt. Man muß sich die Großstadt vor Augen stellen, wenn man sie begreifen will. Die Industrie hat die moderne Großstadt geschaffen; der Lärm der Industrie ist darum in ihr. Das rasselt und rattert, das faucht und prustet, das dampft und qualmt, das pfeift und heult. Die Industrie ist ein schwarzes russiges Wesen, das aber mit rotem Gold gespeist wird und rotes Gold hervorbringt. Die Industrie hat den Reichtum geschaf-

Digitized by Google

fen und die reichen glänzenden Viertel der Großstadt. Die reichen, glänzenden Viertel wieder haben den Glanz der Sinnlichkeit geschaffen — die luxuriösen Restaurants, die Theater, die Konzerte, die öffentlichen Bälle, das elektrisch überstrahlte Nachtleben, die Demimonde. Die Industrie aber hat einen Schatten, einen dunklen Schatten, der nicht von ihren Fersen weicht. Die Industrie entwurzelt die kleinen Betriebe in Massen und schafft das große Heer der Industriearbeiter. Die Industriearbeiter wieder schaffen die russigen und unfreundlichen Viertel, in denen sie wohnen. Es strömt herein von allen Seiten in das neue Paradies der Industrie. Es entsteht die große Ansammlung von Menschen, die jedes Verbrechen erleichtert; es entsteht die Ansammlung von Arbeitskräften, die zu Not und Hunger führt. Es entsteht der wilde Kampf ums Dasein, den nur die Großstadt kennt. Es ist der Kampf derer, die noch nicht in die unteren Regionen hinabgeschleudert sind. Und es ist der Kampf derer, die sich wenigstens dort unten zu behaupten suchen.

Es liegt mir fern, in der Großstadt nur das gefräßige Ungeheuer zu sehen, in dessen aufgesperrten Riesenrachen die Menschen regimenterweise hineinmarschieren. Ich liebe die Großstadt; ich lebe seit zwei Jahrzehnten in der Großstadt; ich könnte auf die Dauer schwerlich anderswo leben. Die Großstadt ist keineswegs ein materialistisches Sodom und Gomorra. Der Kampf ums Dasein, der jede Muskel spannt, schützt schon allein gegen diesen Verfall. Und auch sonst ruft die Großstadt viel wissenschaftlichen, technischen, politischen und künstlerischen Idealismus hervor. Es gibt aber nicht nur eine Großstadt, es gibt auch etwas unter der Großstadt, und in dieses „unten" dringt kein Strahl jenes Idealismus hinein.

Die im Kampf ums Dasein nicht bestanden, sinken hinab. Es bildet sich dort unten eine Finsternis von Menschen, in der alle Laster umgehen. Es bildet sich eine Luft, in der die nackte Gemeinheit gedeiht, in der die Gemeinheit sogar nackt sein muß, um überhaupt zu gedeihen. Es bildet sich eine Region, in der aller Schmutz der Sinnlichkeit ohne den Reiz der Sinnlichkeit zu finden ist. Es ist wie eine Riesenkloake, die einem breiten, schweigenden, dunklen Strom gleich, unter der Großstadt einherzieht.

Aus dieser Tiefe mußte einmal eine religiöse Bewegung heraufbrechen. Die religiösen Quellen können versanden, aber sie liegen so tief, daß sie in der äußersten Not schließlich doch zu rinnen beginnen. Für den Durchschnittsmenschen wohnt die Religion in der Nachbarschaft der Verzweiflung. Und nicht immer nur beim Durchschnittsmenschen, mitunter auch bei andern. Selbst beim verlornen Sohn, der eine vornehme Natur war, brachen die religiösen Quellen erst auf, als er sein Geld mit Huren verpraßt hatte und nackt und frierend auf dem Felde saß. „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen." Der Mensch im allgemeinen muß erst durch die Verzweiflung hindurch, ehe sich dieser Entschluß aus seinem Herzen losreißt. Aus den Regionen der Verzweiflung tönt es dann plötzlich wie ein Schrei: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen."

Und unter der modernen Großstadt war soviel Verzweiflung angesammelt, daß der Schrei nach einer Heimat kommen mußte.

Von hier aus können wir auch die Form der Heilsarmee als eine Notwendigkeit begreifen. Die Großstadt ist laut; sie ist ein wogendes Meer von Geräuschen; sie ist geradezu ein Zentrum des Lärms. Die Heilsarmee ist ein modernes Großstadt-Christentum und mußte notwendig den Charakter ihres Ursprungs an sich tragen. In dem allgemeinen Chaos des Lärms mußte sie lärmend auftreten, mußte in einer Form in Erscheinung treten, die in dem sinnverwirrenden Spektakel aufzufallen geeignet war. In den Tiefen, in die sie hineindringen wollte, waren die Sinne stumpf, stumpf durch Elend, stumpf durch Laster, stumpf durch die Nachbarschaft des Verbrechens. Hier konnte nur durch den schmetternden Klang der Trompete etwas erreicht werden. „Immer herein, meine Herrschaften! Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!" Es ist leicht, darüber zu lächeln, aber die Sache hat doch ihren tiefen Grund.

Man kann sagen, daß die Heilsarmee ein Industrie-Christentum ist, das sozusagen industrielle Formen angenommen hat. Neuerdings wird aus England sogar berichtet, daß der industrielle Sinn allzuweit getrieben wird. In den Fabriken und Werkstätten der Heilsarmee sollen unorganisierte Arbeiter zu stark herabgedrücktem Lohn beschäftigt werden, und wenn der Profit auch nicht einem einzelnen, sondern der allgemeinen Sache zugute kommt, so bleibt es für eine religiöse Gesellschaft doch ein recht peinlicher und unerquicklicher Profit. Im Interesse der vielen Verdienste, die sich die Heilsarmee auf andern Gebieten erworben hat, wollen wir hoffen, daß sie sich wenigstens in Deutschland von diesen Praktiken fernzuhalten weiß.

Paul Heyses Beziehungen zu Italien.

Zu seinem achtzigsten Geburtstag.

Von **Victor Klemperer** (Oranienburg).

Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim. Vielleicht sieht der heiter Veranlagte in diesem Hexameter nur die klassische Definition des Pechvogels. Dem Schwerblütigen wird der Vers gewiß als

Digitized by Google

Ausdruck des Pessimismus, als eine indirekte Aufforderung zur Resignation erscheinen. Laß die unnütze Bemühung; du entkommst der einen Fährnis doch nur, um der andern desto sicherer zu erliegen! Wie es nun jedem freisteht, eine allgemeine Weisheit auf seinen Einzelfall anzuwenden, so habe ich des alten Spruches oft bei einer ganz bestimmten, gar nicht seltnen beruflichen Schwierigkeit gedacht. Der Geburtstag oder das Jubiläum irgendeines großen und fruchtbaren Dichters gibt erwünschten Anlaß, sein Leben zu überblicken. Die Zeitung oder Zeitschrift, die ihrer Natur nach auch dem Bedeutendsten nicht allein dienen darf, vielmehr die ganze Mannigfaltigkeit der gegenwärtigen Interessen zu berücksichtigen hat, stellt für den angegebenen Zweck karg bemessenen Raum zur Verfügung. Was ist nun zu tun? Drängt man den ganzen Stoff in diese Enge zusammen, so ist man in dringendster, oft unvermeidlicher Gefahr, ein lebloses Notizenbündel zu bieten. Da ist es vielleicht vorteilhafter, aus der nicht zu überwältigenden Fülle des Ganzen einen Teil herauszuschälen und diesen lebensvoll darzustellen. Also ein Teilthema. Aber natürlich kein beliebiges, kein nebensächliches, sondern ein charakteristisches. Charakteristisch aber kann doch nur solche Tat oder Schöpfung eines Menschen genannt werden, an der sein ganzes Wesen teilgenommen hat, in der alle seine Eigentümlichkeiten zu erkennen sind. Und um den charakteristischen Wert einer Sache völlig darzustellen, gilt es eben all den Fäden nachzuspüren, die das Geschaffene mit dem Schöpfer verbinden. So wird man denn mit Notwendigkeit auch bei der Behandlung des Teils zur Behandlung des Ganzen getrieben, hat also nur die Scylla mit der Charybdis vertauscht.

Paul Heyse und Italien. Der neunzehnjährige Studiosus kehrt der alten Philologie, der sich sein Vater und mancher Vorfahr gewidmet, den Rücken und wendet sich der jüngeren Wissenschaft des Romanischen zu. Da lockt eine unendliche Fülle merkwürdiger Geschichten und Abenteuer, da ist Buntheit und Sinnlichkeit zu finden, da reizt der melodische Klang der italienischen Sprache. Die italienische Literatur bietet schon dem Bonner Studenten den Stoff zu einem ersten Liebesdrama, zur „Francesca von Rimini". Im Jahre 1852 bewilligt die preußische Regierung dem frisch gebackenen Doktor ein Reisestipendium von fünfhundert Talern zur Erforschung ungedruckter vatikanischer Troubadourhandschriften. Die wissenschaftliche Ausbeute dieser Italienfahrt, die sich über ein ganzes Jahr ausdehnt, ist nur gering. Heyse wird von der geistlichen römischen Behörde doppelt argwöhnisch betrachtet, weil er ein Protestant und der Verfasser eines unschicklichen Stücks ist. Als er sich ans Abschreiben der Troubadourlieder macht, fürchtet man, er könne den Vatikan durch Veröffentlichung unanständiger alter Dichtungen kompromittieren, und verbietet ihm die weitere Arbeit. In seinen „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen" schreibt Heyse hierüber: „. . . Ich muß bekennen, daß diese Wendung der Dinge mir nicht halb so unangenehm war, wie ich den maßgebenden Personen gegenüber in sittlicher Entrüstung verlauten ließ." Tritt doch nun an die Stelle „der unersprießlichen Bibliotheksfrohne" das genußreichere Studium des lebendigen Italiens. Heimgekehrt, geht er mit einiger Unlust an die Vorarbeiten einer Habilitationsschrift. Da bewährt sich wieder einmal, und nun entscheidend, seine Sonntagskindschaft: der noch ganz unbekannte Dichter wird durch Geibels Vermittlung an den Hof des Königs von Bayern gerufen. Nun darf er in Freiheit seiner Kunst leben — in Freiheit und in doppelter italienischer Nähe. Ist es doch einmal räumlich nicht allzuweit von München bis in Heyses gelobtes Land, und weht doch zum andern in München selber so etwas wie ein italienischer Hauch. Und Heyse läßt es sich angelegen sein, in steter Verbindung mit Italien zu bleiben. So oft er von eigenen Schöpfungen ausruht, widmet er sich der Verdeutschung italienischer Dichter. Ein „italienisches Liederbuch" und fünf Bände „Italienische Dichter seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts" sind bisher das Ergebnis dieser Bemühungen und sind ebenso gewiß das allerbeste wie das wenigst bekannte Werk, das Heyse geschaffen hat. Und so oft der Dichter Erholung oder Anregung braucht, begibt er sich nach Italien, ja seit einer Reihe von Jahren teilt er sein Leben zwischen Deutschland und Italien derart ein, daß er den ganzen Winter in seiner Villa am Gardasee zubringt.

Was ihn so eng an Italien kettet, sind Funde, die er dort drüben schon auf seiner ersten Reise tat: „das wahrhaft Echte und Mächtige in der Kunst" und der „große Stil der Natur". Nun halte man mich nicht für chauvinistisch, wenn ich diesen Ausspruch einer kleinen Nachprüfung und Einengung unterziehe, weil ich es nicht für so ganz allgemein richtig halte, daß man nur und erst in Italien diese großen und guten Dinge lernen könne, vielmehr der Meinung bin, daß sie sehr wohl auch im heimatlichen Deutschland zu finden sind. (Und man werfe nicht ein, daß selbst ein Goethe erst in Italien die höchsten Kunstoffenbarungen zu empfangen glaubte. Es wird immer Leute geben, denen der sozusagen voritalienische Goethe der liebere ist, und die den in Italien umgebildeten Dichter nicht wegen, sondern trotz dieser Wandlung verehren.) Nein, nicht das Echte und Mächtige, nicht den großen Stil der Natur schlechthin kann Paul Heyse in Italien gefunden haben, sondern nur die Kunst und die Natur, die für ihn persönlich die große und wahre sein mußten, weil sie in ihm vorgebildet waren. Heyses Natur ist in erster Linie auf das Formschöne gestellt, er scheint oft ein größerer Maler als Dichter zu sein. Das

Digitized by Google

Häßliche beleidigt ihn, ihm weicht er nach Möglichkeit aus, weil er immer nur das darstellen möchte, worin er ein wenig „verliebt" ist. (So erklärt er in der „Witwe von Pisa".) Sein unerschöpfliches aber fast auch einziges Thema ist die Liebe; in ihr betont er das sinnliche Moment, malt Leidenschaft, malt auch Wildheit, aber nie ohne den Formgesetzen des Schönen Treue zu halten, und oftmals lieber ins Anmutige abbiegend als ins Tragische hinabsteigend, und immer eben das unumgänglich Tragische durch die Anmut der Form verschleiernd. Wo konnte ein so veranlagter Dichter sich heimischer fühlen, als bei italienischer Kunst, in italienischer Landschaft, unter italienischem Volke? Man kann wohl sagen: Italien war in Paul Heyse, ehe Heyse in Italien war; doch eben deshalb mußte dieser Mann von diesem Lande die entscheidendsten Einflüsse erfahren, weil schließlich auf jeden Menschen doch nur das wirken kann, worin er ein Etwas seiner eigenen Seele wiederfindet, oder richtiger — denn hierin liegt das Moment der Wirkung — überhaupt erst findet, nämlich erkennt. In sein „Wintertagebuch, Gardone 1901 und 1902", hat Heyse nach der Rückkehr in die Heimat diese abschließenden Verse geschrieben:

Und in mir rufts: Sei froh der Heimkehr!
Hier bist du zu Haus und drunten
An deinem See nur zu Gast.
Denn deines Wesens tiefste Wurzeln
Sind zäh gesenkt in die deutsche Erde,
Wenn auch der Wipfel sich gern
In italischen Lüften wiegt.

Sicherlich hat Heyse die vollste Berechtigung, sich derart als einen deutschen Dichter hinzustellen. Daß er der Regungen fähig ist, die man mit schönem Stolz die vornehmlich deutschen zu nennen pflegt, das hat er meines Erachtens weniger in seinen patriotischen Theaterstücken als in seinem besten Roman, den „Kindern der Welt", bewiesen; denn hier wird man nicht nur an Rafael, sondern auch an Hutten gemahnt, hier geht es nicht nur um Schönheit, sondern auch um das schließlich doch höhere Gut der Wahrheit und geistigen Freiheit. Aber freilich, jenem Bild von den deutschen Wurzeln und dem in italischen Lüften gewiegten Wipfel muß ich widersprechen. Es scheint mir richtiger, von einem Baum zu reden, der genau auf der Grenze zweier Länder wächst. Hüben und drüben ist er fest eingewurzelt, und wenn auch nicht gesagt werden soll, daß die größere Zahl der Wurzelfasern im jenseitigen Erdreich stecke, so zieht der Baum doch bequemer und deshalb reichlicher Nahrung aus dem weicheren Drüben als dem spröden Hüben. Und so ist denn Stamm und Ast und Blattwerk ganz durchzogen von italischen Säften. Dies ist das „Teilthema" Heyse und Italien. Incidit in Scyllam.....

Nun ist aber neben oder infolge dieser allgemeinen seelischen eine sehr greifbare stoffliche Beeinflussung Heyses durch Italien überall, beim Lyriker, Epiker, Dramatiker vorhanden, und hier läßt sich dann allerdings eine Teilbetrachtung anstellen. Am geeignetsten dazu erscheint mir Heyses Novellistik, da er auf dem Felde der Novelle als schöpferischer Dichter (also abgesehen von den bereits erwähnten aller Kritik unerreichbaren und ganz vollendeten Uebersetzungen) sein künstlerisch Wertvollstes geleistet hat.

Vor allem fußt er in der Technik seiner Novellen auf Italien. Der romanische Philologe lernte die altitalienische „Novella" kennen. Das war wirklich nur eine „Neuigkeit", ein Klatsch, eine Anekdote, etwa das Bonmot eines Prälaten, der Bericht von den wunderbaren Gewohnheiten eines exotischen Tiers, von dem ehelichen Mißgeschick eines Nachbarn, vor einer seltsamen Tat oder Rede des Staufenkaisers usw. Solche „Novellen" gingen lange Zeit im Volke um, ehe sie aufgeschrieben wurden. Danach erfolgte ein rascher, glänzender Aufstieg vom ersten naiven „Novellino" bis zum klassischen „Decamerone". In der Sammlung des Boccaccio, die aus einem gleich zu erwähnenden Grund so manchem späteren Dichter wertvoll werden sollte, fand nun Heyse diese Kunstbildung vor: Es wurde in aller Knappheit und Schärfe ein ganz umgrenzter, aus allem Vorherigen und Späteren sorglich losgelöster Einzelfall vorgetragen. Von der ursprünglichen Novella war demnach der in sich abgeschlossene Bericht einer Begebenheit geblieben. Aber einmal war er nun doch schon trotz Knappheit und Schärfe ausgebreiteter erzählt (geschildert also), sodann — und dies war das Wesentliche — hob sich aus dem ganzen Bericht irgendein besonders merkwürdiger Zug hervor, zu dem die Erzählung hinsteuerte, oder von dem sie ausging und der sich sogleich und dauernd ins Gedächtnis des Publikums grub. Also eine zugleich knappe und doch völlige Geschichte mit einem herausragenden eigentümlichen Zuge. (Nach einer besonders schönen Novelle des Boccaccio, in der ein Falke dies geforderte außerordentliche Faktum bildet, ist der Ausdruck „Falkentheorie" geformt worden.) Was Heyse aber noch nicht bei Boccaccio, oder doch nur angedeutet fand, das war die seelische Durchdringung des Erzählungskörpers. Gerade deshalb sind ja diese bunten Erzählungen so gute Ausgangspunkte für neuere Dichter, weil sich hier in schöne leere Gefäße eigene Psychologie füllen läßt. Paul Heyses Schritt über Boccaccio hinaus bestand nun eben in der Bemühung, in der Novelle innerliches Geschehen mit äußerem eng zu verknüpfen.

Ein Beispiel mag das erläutern. Als rechter Boccaccio-Schüler erzählt Heyse die Geschichte der „Kaiserin von Spinetta". In einem lombardischen Dorf lebt eine wahnsinnige alte Frau. Sie war einst die Braut eines Briganten. In seinem tollen Übermut nahm dieser während der Trauungsfeierlichkeit zwei Heiligenbildern der Dorfkirche die Goldblechreifen ab und „krönte" damit

Digitized by Google

sich und die Geliebte. Der Frevel verwirrte den Verstand der Braut und trug ihr den seltsamen Beinamen ein. Hier ist also eine eigentümliche in sich abgeschlossene Geschichte gegeben, aus der als zentrales und unvergeßliches Begebnis, als „Falke", die Krönung hervorsticht. Soweit hat die obige Bezeichnung „Boccaccio-Schüler" volle Berechtigung. Nun aber sucht Heyse den Vorgang Schritt für Schritt psychologisch zu erklären. Pia, die Tochter eines napoleonischen Sergeanten und am Tage von Marengo geboren, ist einmal vom Kaiser auf die Stirn geküßt worden und glaubt sich seitdem zu Großem bestimmt. Sie ist von früh auf eine etwas exaltierte Persönlichkeit und nicht ganz frei von einer Art gedankenloser Hybris, die sie selber als sündhaft empfinden muß, da sie streng katholisch ist. Ihr Verlobter Maino wiederum zeigt sich im Anbeginn als ein zwar unbändiger, aber nicht schlechter Mensch. Als ihm ein Lotteriegewinn die Heirat ermöglicht, soll es bei der Hochzeit hoch hergehen, und Freudenschüsse dürfen nicht fehlen. Nun hat aber Karl Felix von Piemont, verängstigt durch die Umsturzversuche der Carbonari, alles Waffentragen streng verboten. Maino gerät während des Brautzuges mit der Dorfobrigkeit in Konflikt, verwundet einen Sergeanten, flieht in die Berge und wird Brigant, um zu leben. Verwilderung, Tollheit und Erbitterung sind die natürlichen Folgen. Eines Nachts bemächtigte er sich des Dorfes durch einen Handstreich und zwingt den Pfarrer, die damals unterbrochene Trauung vorzunehmen. Man bedenke, daß Maino im doppelten Rausch des Sieges und des Alkohols handelt, daß er die seiner Braut widerfahrene kaiserliche Huld kennt — so erscheint nun der Vorfall der Krönung nicht mehr unbegreiflich, und verständlich wird auch die darauffolgende Geisteskrankheit des Mädchens, das schon lange durch das wilde Treiben ihres Verlobten aus allem Gleichgewicht geraten und nun durch die blasphemische Tat furchtbar erschüttert ist. So zeigt die „Kaiserin von Spinetta" deutlich alle Seiten dieser Novellentechnik.

Und noch aus einem andern Grunde verweilte ich so lange bei dieser Novelle. Werden doch zwei der italienischen Beeinflussungen an ihr sichtbar, die man bei Heyse wieder und wieder findet. Einmal schildert er italienisches Volksleben. Von seinem novellistischen Erstling, der „Arrabbiata", an bis hinauf in die Schöpfungen seines hohen Alters liebt ers, die Handlung in das Dorf und die Kleinstadt Italiens zu verlegen. Zwar „bei der Arbeit" zeigt er das Volk selten, aber sein Wesen in der Liebe, im Spiel, am Festtag, weiß er trefflich zu schildern, und auch „aufs Maul" hat er den Leuten gesehen. Er ist ganz unerschöpflich reich an italienischen Redewendungen und Sprichwörtern. Was er davon über seine Novellen und Dramen ausgestreut hat, würde gesammelt wohl einen ganzen Band und die hübsche Ergänzung seines „italienischen Liederbuches" ergeben.

Sodann entlehnt Heyse in der „Kaiserin von Spinetta" ein paar Züge der Geschichte Italiens. Niemand findet im allgemeinen das politische Lied garstiger als Paul Heyse; aber zum Nebenbei seiner Geschichten bedient er sich doch gern und häufig des Historischen. So ist etwa in der „Stickerin von Treviso" die Zeit der Städtefehden, im „Mädchen von Treppi" die Epoche der Freiheitsbewegung mit vielem Glück angedeutet und für die Haupthandlung verwertet. Einmal zum mindesten gelang dem Dichter auch ein umfassenderes Zeitbild. Ja, am „Andrea Delfin" ist das farbenprunkende venetianische Geschichtsgemälde, das einzig Wertvolle; denn die Handlung selber hat Paul Heyse durch einen gewissen Mangel an furchtloser Konsequenz geschwächt. Er zeichnete eine Art Tell, der eine grausame Oligarchie in ihren Häuptern treffen will, und, ehe die Tat ganz vollbracht ist, durch einen Unglücksfall erschüttert, selber „vor das Angesicht Gottes, des höchsten Richters", geht.

Weniger glücklich als sein geschichtliches benutzte Heyse sein philologisches Wissen. Man wird bei seinen „Troubadournovellen" nicht so recht den Eindruck los, eine zwar anregende und belehrende Chrestomathie der Provenzalen, aber doch eben nur ein Lehrbuch zu lesen. Hinzu kommt, daß dem Dichter gerade hier seine Vorliebe für das Anmutige, verbunden mit seinem geringen politischen Sinn, einen bösen Streich spielte. Er griff in der „Dichterin von Carcassonne" eine sentimental freundlich endende Begebenheit aus der Zeit der Albigenserkriege heraus und verlangte von seinen Lesern, sie sollten sich im Genuß der Idylle durch die Gräuel des historischen Hintergrundes so wenig stören lassen, wie ihm das offenbar gegeben war.

Mit um so besserem Gelingen verwandte er mehrfach kunsthistorische Stoffe. Es sei nur daran erinnert, wie schön er in einer seiner bekanntesten und tiefstgreifenden Novellen, in „Himmlische und irdische Liebe" symbolisierend an das Tizianische Gemälde anknüpfte.

Endlich ist mancher Anregung aus der italienischen Literatur zu gedenken. So verdankt er seiner Beschäftigung mit Leopardi (den er meisterlich übertragen hat) die ergreifende Novelle „Nerina". Keine ausführlichste Biographie kann die Gestalt des edlen, unglücklichen Menschen, den — obschon er selbst es nicht wahr haben wollte — das Übermaß des persönlichen Leidens in den tiefen philosophischen Pessimismus hineinzwang — keine gelehrte Biographie kann den Mann besser zeichnen und erklären, als es Heyse in seiner kurzen Erzählung vermocht hat. Dabei ist es für den Dichter charakteristisch, daß er aus den vielen Leiden des Italieners gerade das Entbehren der Frauenliebe herausgriff.

Digitized by Google

„Endlich“ hieß es soeben in dieser kurzen Aufreihung stofflich-italienischer Einflüsse. Mit Absicht; denn das eine noch zu Nennende strebt gar zu entschieden von der Teilbetrachtung wiederum zum Ganzen zurück. An hundert Stellen in Heyses Erzählungen findet man nämlich allerlei Beschreibungen italienischer Natur. Aber ob nun Heyse das Meer oder das Land, den Berg oder das Tal, das Idyllische oder das Erhabene schildert, in einem wesentlichen Punkt sehen sich alle diese Schilderungen ähnlich: sie sind immer schön, auch da, wo vielleicht eine geringere Schönheit genauer das Richtige getroffen hätte. Ich meine, dies führt unmittelbar zum Ganzen zurück. Denn es weist eben auf das hin, was, im Guten, wie im minder Guten, Paul Heyses dominierende Eigenschaft ist, und was ihn auch vor allem mit Italien verkettet: auf seine schrankenlose Liebe zu anmutiger Schönheit.

Das Byron-Jubiläum.

Von **Karl Bleibtreu** (Zürich).

II.

Es hieße Bücher nach Leipzig und Patronen nach Spandau tragen, wollte man die unzähligen Beispiele der Literaturgeschichte anführen, wie lächerlich sich das Urteil gelahrter und ungelehrter Zeitgenossen über bedeutende Erscheinungen blamierte, wie das Unbedeutende oder wenigstens das Mindere auf den Schild gehoben, das Große entweder verhöhnt und totgeschwiegen oder so gänzlich vernachlässigt wurde, daß es erst viele Menschenalter später aus dem Schutt der Vergessenheit ausgegraben werden mußte. Für letzteres lieferten wir Deutsche den schreiendsten Beleg in Kleist. Vilmars einst führende Literaturgeschichte gedachte seiner mit keiner Silbe, Oesers ästhetische Briefe taten ihn noch in der letzten Auflage von 1870 mit zwei wegwerfenden Zeilen ab. Der zweitgrößte deutsche Dichter mußte allen Ernstes erst wieder „entdeckt“ werden! Heut überschätzt man ihn umgekehrt in seinen schwächeren Werken*), und seine Genietat, in der er allein seine unvollendete Größe fragmentarisch ausprägte, „Die Hermannsschlacht“, wird beiseite geschoben. Selbst hier noch hängt der Zopf romantisch-femininischer Kunstverweibsung den Ästheten hinten. Ein so unverkennbarer Genius wie Richard Wagner erwarb erst in hohem Alter gebührende Anerkennung und äußerte ein Wort von furchtbarer Ironie: „Ein Deutscher muß das Talent haben, alt zu werden.“ Daneben aber sehen wir zu Goethes Zeit Iffland, Kotzebue und einen völlig verschollenen Lafontaine, später einen Fouquet, Clauren, Raupach regieren. Selbst im Rahmen der geläufigsten literarischen Eindrucksform mußte ein Großer, wie Willibald Alexis, auf die Nachwelt warten, starb unbekannt und unverstanden. Wenn auch Ähnliches bei den westlichen Kulturvölkern unmöglich scheint, so vergesse man nicht, daß der einzige wahre Dichter, den Frankreich je hervorbrachte, Musset, bei Lebzeiten nie richtig gewürdigt und bis heut noch in offizieller Wertung von V. Hugo und Lamartine überstrahlt, daß der größte französische Romancier Zola erst spät, und zwar hauptsächlich vom Ausland, geziemend abgeschätzt wurde. In England haben wir das Beispiel von Shelley und Keats, doch muß man hier gerechterweise einwenden, daß beim Ersteren politisch-religiöse Vorurteile die literarische Fälschung bestimmten und Beide noch als Jünglinge starben, so daß man wohl annehmen darf, sie hätten später doch ihre Gemeinde gefunden. Aber hier erhebt sich vor uns ein anderes merkwürdiges Schauspiel: wie nämlich diesmal die Nachwelt das richtige Urteil der Mitwelt in Sachen Byron umstieß. Ein Beweis, daß der Appell an die Nachwelt auch nur einer naiven Vorstellung entspringt. Der Begriff Nachwelt als unfehlbare Richterin ist eine Fiktion, die nicht damit rechnet, daß Menschen eben immer nur Menschen sind. Wenn die legitimen Enkel der Pharisäer, die Christus ans Kreuz schlugen, ihn nachher zum Gott erheben, warum sollten nicht umgekehrt die nämlichen Enkel ein Kreuzige! brüllen, wo ihre Großväter Hosianna jubelten? Denn bei allen ästhetischen Maßstäben des Zeitgeistes, sei es Mit- oder Nachwelt, spielt immerdar ein unbewußter Interessenstandpunkt mit.

Der Demokratie behagt natürlich nicht ein dichtender Grandseigneur. Sein Weltschmerz sei spleeniger Lordschmerz, das bekannte Rosenblatt des Sybariten, da er doch Nahrungssorgen, den einzigen tiefen Schmerz eines arbeitsamen Plebejers, nicht kannte. Abgesehen von der vulgären Kinderei solcher Auffassung, über die schon Schopenhauer sich lustig machte, als ob Erkenntnis des allgemeinen Weltleids nur bei persönlichen Hiobschmerzen gestattet sei, geht dies bei Byron obendrein ganz fehl. Denn er erlitt alle Sorten menschlichen Elends bis zu gemeinen Geldwiderwärtigkeiten hinunter. Hier ist nicht der Ort, die Verleumdungen zu beleuchten, mit denen die Vielzuvielen sein bis zu buddhistischem Altruismus vornehmes, edles Wesen und sein leidvolles Leben besudelt haben. Doch wenn kirchliche Moraltrompeter einem der größten Dichter aller Zeiten eine Gruft in der Westminsterabtei weigerten, so sollte man wenigstens von Freigeistern und Revolutionären einige Dankbarkeit für den Tyrtäos der Weltbefreiung erwarten, der allein in einer Zeit

*) Sogar seine kleinen Novellen, denen es mit Ausnahme von „Kohlhaas“ an jeder künstlerischen Ausführung fehlt, mutet man uns zu, als Perlen anzunehmen. So ungeheuerlich fälscht die Suggestion alle Wertmaßstäbe.

Digitized by Google

niederer feiger Erschlaffung den Reaktionsmächten der heiligen Allianz den Fehdehandschuh hinwarf. Aber auch diese Kreise gehen heut über den Dichterlord achselzuckend zur Tagesordnung über. Denn was ist uns Hekuba, was Kain und Don Juan als Weltsymbol, was vor allem sind uns Verse! Seine löbliche Gesinnung in Ehren, doch warum brachte er nicht muffige Alkovenmysterien auf die Bühne oder lieferte soziale Genrebilder aus dem Alltagsleben, wie die Skandinaven, Russen und ihre deutschen Schüler? Dann würden wir ihn als wahrhaft modernen Sozialdemokraten der Literatur verehren, wir, die wir auch auf literarischem Gebiet die Siebenmeilenstiefel des Fortschritts anschnallten. Wir sind Lebensverherrlicher, Nietzscheaner und Häckelianer und wollen keine sentimentale Poesie des Weltschmerzes und veilchenblauer Illusion, geboren aus unverständiger blasierter Übersättigung. Wir kennen keinen Überdruß in der herrlichen Evolution besserer Maschinen und gesteigerter Arbeitslöhne. Wie Dubois-Reymond einmal so schön sagte: „Faust hätte lieber die Luftpumpe erfinden und Gretchen heiraten sollen.“ Wir belächeln den Byronismus als abgestandene Romantik und seine Verspathetik als vieux jeu.

Gegen dies banausische unerträgliche Geschwätz, das einen Evolutionsoptimismus vortäuscht, der sich täglich selbst widerlegt, kann sich der „Weltschmerz“, wie er z. B. als Buddhismus die Hälfte der Menschheit beherrscht, schon philosophisch genügend verteidigen. Außerdem muß man die um Byron gruppierte Stimmung düsterer Europamüdigkeit historisch werten, da tiefe Ermattung nach den Orkanen der napoleonischen Kraftüberspannung und Verzweiflung über die Wiederkehr alles reaktionären Unrats sich darin ausdrückten. Mit Ausnahme Leopardis, bei dem trotzdem auch die Note patriotischen Italienschmerzes anklang, stellte sich obendrein der „Weltschmerz“ aller Byronjünger wie Lenau, Heine, Puschkin, Lermontoff, Musset wesentlich als Entrüstungspessimismus dar, der hochfliegenden Optimismus im Ringen nach dem Freiheitsbegriff nicht ausschließt. Daß der Byronismus sich überall als Freiheitskampf entwickelte, sollte ihn doch für immer vor dem Vorwurf markloser Verweichlichung schützen. Der gewaltige Stammvater dieser ganzen Richtung, den auch George Sand in der Vorrede ihrer „Lelia“ als göttlichen Ahnen anrief, besaß aber vollends im Gegensatz zum schwelgenden Ästhetentum eine sportlustige Verwegenheit der geistigen Haltung, eine Dämonie des Heroischen, die in titanischem Ringen allen Gewalthabern und kirchlichen Jehovas ihren Olymp zertrümmern möchte.

Goethe sagte einmal: man müsse Englisch lernen, bloß um Byrons Elegie „Der Traum“ lesen zu können. Hier drückt also der größte deutsche Sprachmeister sein Fürstensiegel der Bewunderung auf Byrons Form. Diese hat denn auch, als Sprachmeisterschaft verstanden, nicht ihresgleichen in der Weltliteratur, nur dem Allerbesten in Goethe und Shakespeare vergleichbar. Freilich darf man sie nicht nach den Nebenwerken beurteilen, vor allem nicht nach den Gelegenheitsgedichten, Spänen von der Hobelbank seines rastlosen Schaffens. Denn neben Perlen wie „Als wir Zwei schieden“ „Finsternis“ und den formal unvergleichen „hebräischen Melodien“, wo er rein objektiv verfährt, findet sich da viel Minderwertiges, seltsamerweise sogar spröde und prosaische Wendungen, selbst sein Sterbegedicht in Missolunghi (beim Ungeschmack der Menge populär geworden, wie das jämmerliche „Fahrewohl und wenn für immer“) nicht frei davon. Das ist lehrreich für die Erkenntnis, wie oberflächlich das Gerede über Byrons Subjektivität, da die Welt hier wie überall nur den Schein und nicht das Wesen der Dinge erfaßt. Denn gerade, wo Byron als Privatmensch subjektive Augenblicksstimmungen ausprägt, gleicht er dem Zerrbild, das Unwissende von seinem Dichtertum entwarfen. Gerade er kann Größe nur erreichen, wo er sich vom Persönlichen loslöst und objektiv als Menschheitsvertreter sein Ich erweitert. Dies färbte sogar auf seine Form ab. Solange er in der ersten Periode, wo er sich als vornehmer Dilettant fühlte, mit persönlichen Abenteuern kokettierte, blieb er in prachtvoller Rhetorik stecken. Gewiß, der Vers ist auch hier vollendet gemeißelt, oft von unbeschreiblich schönem plastischem Wurf, sozusagen an die Skulptur des Pergamoner Frieses erinnernd, und manchmal von Tizianischem Kolorit übergossen. Doch selbst die Schlußsänge des „Harold“, Anfang seiner zweiten Periode, bieten in den berühmten Stanzen über Waterloo, Genfer See, Meer, Nemesis und Rom nur Bravourstücke des alten akademischen Stils, als solche freilich unübertrefflich. Umgekehrt machte er schon am Schluß seiner Londoner Periode in „Belagerung von Korinth“ sich von dem Plunder frei und fand einfache Erhabenheitssprache, die schon in „Manfred“ wahre Wunder vollbringt, wovon man sich freilich nur im Original einen Begriff machen kann.*) Dies steigerte sich im „Don Juan“, während Byrons Gedankenüberfülle sonst manchmal den Versrahmen zu sprengen scheint, zu der unerhörten Möglichkeit, das allertiefste Denkerische (jede Philosophie und Naturwissenschaft, alles Soziale und Politische wird dort spielend abgehandelt) und allerhöchste Dichterische in naivburleskem Konversationsgeplauder vorzutragen. Wenn Goethe meint, in diesem „grenzenlos genialen“ Weltgedicht sei die Sprache so wenig geschont wie die Menschen, so drang er eben nicht tief genug ins britische Idiom ein. In Wahrheit hätschelt Byron dort seine reiche Muttersprache, kost mit ihr, bis sie alle ihr unbewußten Schätze ihm spendet.

*) Vergleiche darüber den Nachweis in unsrer „Geschichte der Englischen Literatur“. In Faust II. Teil finden sich unverkennbare Einflußspuren, wie Goethe Byron studierte.

Digitized by Google

Doch siehe da! Nachdem wir festgestellt, daß Byron als Gedankendichter inhaltlich einen höchsten Rang einnimmt — wie Goethe zugesteht — und sowohl den Sprachausdruck als die reinpoetische Stimmung unerreichbar handhabt, kehren wir zu den öden albernen Phrasen der heutigen Zeit-Ästhetik zurück, die unter Vorantritt britischer und deutscher Katheder-professoren diesen Apollo zum alten Eisen wirft. Und da ergötzte uns denn, kürzlich in einem englischen Magazin zu lesen, daß man Byron, so wenig er sonst uns heut befriedige, doch manche schönsten Verse verdanke — z. B. das Lied des griechischen Reimschmieds in „Don Juan", beginnend mit den berühmten Zeilen: „Die Berge schau'n auf Marathon, und Marathon schaut auf das Meer." Ja, gewiß, dieser oft zitierte poetische Einfall ist Genie, alles Übrige aber jene schwungvolle Rhetorik, die Byron längst von sich abtat und über die er hier geradezu den Stab bricht. Denn er nennt es „leidliche Verse" von „einigem Gefühl". So unreif ist diese englische Ästhetik, daß sie gerade das von Byron Verleugnete, der übrigens später seine Giaurn und Korsaren selbst verspottete, für seine Stärke hält. Da kann man sich nicht wundern, daß einerseits der ladylike Tennyson, der nicht mal immer sprachliche Reize auslöst, lange als wahrhaft großer Nationaldichter galt, andrerseits entweder Shelley oder Wordsworth oder — unglaublich! — Keats als die einzig richtigen Dichtergötter erhöht wurden, nachdem der Byronkult endgültig erlosch. Im Buch des Amerikaners Lowell über führende britische Dichter sind Spenser und Milton, Wordsworth und Knats die Alleinberechtigten, Byron wird in einer Nebennote als kluger Weltmann (!) abgetan. Man glaubt zu träumen. Viel trug zu solchem Wahnsinn Carlyles hysterisches Berserkergeschrei bei: Klappt euren Byron zu und macht euren Goethe auf! Wie hätte Goethe mephistofelisch dazu gelächelt, er, der sich Byron viel verwandter fühlte, als irgendeinem andern! „Nur Byron erkenne ich neben mir", bekannte er an Eckermann. Nun wohl, wenn Goethe heut den Goethereifen als unfehlbares Orakel gilt, so muß man sich auch mit dieser Wahrheit befreunden. Wollt ihr weiser sein als Goethe? Natürlich walten bedeutende Unterschiede zwischen den drei Größten. Wenn Goethe sich als Gestalter nicht entfernt mit Shakespeare messen kann, so Byron noch weniger, obschon die Charakterskizzen im „Don Juan" und die Totschlagszene in „Kain" shakespearischer anmuten als irgendetwas in Goethe. Die beiden hohen Modernen sind eben lyrisch gestimmte Reflexionspoeten, wie denn Goethe im Grunde so „subjektiv" dichtete wie Byron. An allgemeiner geistiger Durchbildung nach deutscher Methodik, an Umfang des Interessenkreises übertrifft Goethe den Lord durchaus. Doch die dämonische Gewalt nicht nur, sondern auch der Zauber reinpoetischen Schauens überwiegen bei Byron derartig, daß zu unserm Staunen Ruskin, von dem wir es nicht erwartet hätten, einst erklärte: er halte Byron für den größten Dichter, wenn es auf absolute Schönheit ankomme, worin er Shakespeare weit voranstehe. Ob die Ruskin-Gläubigen nach diesem Bekenntnis in sich gingen, sowie umgekehrt die Carlyle-Gläubigen auf die Byronverdammung ihres ästhetisch völlig ungebildeten Meisters schworen? Die Briten, das eigentliche Dichtervolk, stehen eben ästhetisch-kritisch auf so tiefer Stufe, daß sie Spenser und Milton, zwei ganz akademische Rhetoriker, noch heut als Größte ehren, auch nicht begreifen, daß Wordsworth' schätzbare Eigenschaften doch jeder höheren Kunst ermangeln und Shelley nur im Lied sich auslebte, sonst aber in blasser frostiger Allegorie stecken blieb. Sein übrigens recht verworrenes Denken und Symbolisieren wird vom Jungen England naiv für Dichtertat genommen.*)

Nochmals: die Gehirne sind verschieden, daher auch der Geschmack. Wir lasen jüngst den alten von Heyse herausgegebenen Novellenschatz und staunten über die auch stilistisch farblose Talentlosigkeit der dort versammelten Koryphäen, nur ein paar Verschollene und Unbekannte stachen etwas davon ab. Und war mal etwas nicht übel, wie die Geschichten der Ebner-Eschenbach — noch Berühmtere nennen wir nicht —, dann schlugen wir die Hände überm Kopf zusammen: Darum der Lärm! Jeder Nippsachenverfertiger preist hier andre Kleinigkeitskrämer als „Shakespeare der Novelle". Ein beliebiger heutiger Roman, wie Else Jerusalems ungeheuerlicher „Heiliger Skarabäus" steht doch künstlerisch wie inhaltlich himmelhoch darüber. Andrerseits studierten wir nochmals die gesammelten Werke eines nordischen Eisfuchses, des angeblichen „Revolutionierers des Menschengeistes", und staunten über die Enge und innere Unwahrheit, geradezu phantastische Charakterverzeichnungen, die man uns als Gipfel von Lebensechtheit aufschwatzte. Doch ein Zeitalter, dem man auch die Entdeckung verdankt, daß Heine kein Dichter war, das längst Grabbe als bloßen Stümper abfertigte, dagegen die bei Lebzeiten totgeschwiegenen Grillparzer und Hebbel grotesk vergötzt, Mörike für den bedeutendsten Lyriker erklärt und vorher Geibel für einen Dichter hielt, das heut aus schlesischem Weberdialekt und morgen aus Märchenbrunnentiefen den Born seiner neuen bahnbrechenden Ästhetik schöpft, handelt nur logisch, wenn es über den „parfümierten Lord", wie Harden mal naseweis sein Näschen rümpfte, hinwegstampft. Den Goethereifen mag auch übel

*) Shelley selbst dachte anders: „Ich lebte zu lange in Byrons Nähe, um weiter dichten zu wollen. Die Sonne hat den Glühwurm erstickt". Übrigens kommt die Lebensbeichte „Abenteuer eines Jüngeren Sohns" von Shelleys Intimus Trelawney (in Gjellerups „Weltwanderer" kopiert) dem unverfälschten Byronismus näher, als je Heine und Lenau. Denn Byrons Kennzeichen ist gerade das Heroische.

Digitized by Google

werden, wenn Tieck in der Vorrede zu Lenz' Werken trocken bemerkt: was in Byron an „Faust“ erinnere, sei viel bedeutender als bei Goethe. Schließen wir also: Byrons ungeheures Wollen paarte sich mit schwachem Können, er bot nur Halbfertiges, war kein „Künstler“, formal unreif und keineswegs goethereif wie wir weisen Goetheniden. Gesegnete Mahlzeit!

In der ersten Abteilung des Bleibtreuschen Byron-Aufsatzes sind leider ein paar sinnentstellende Druckfehler stehen geblieben. Seite 188 Zeile 15 von unten lies „Leiden des jungen Werther im Kostüm eines stolzen Britenlords“; rechte Spalte Zeile 7 von oben „mit naiver Nichtunterscheidung“, Zeile 37 snobartig (statt farbartig).

Gang zum Friedhof.

Von **L. Koch-Schicht** (Wien).

Die weichen Hänge sind es noch, die du geliebt;
der Blick hinab auf Dächer, Türme, Kuppen —
und auf den sanften Wiesen frohe Gruppen,
die freudig nehmen, was der Sommer gibt —
nur du nicht mehr.

Das helle Land! Mit düstren Kleidern angetan,
so muß ich einsam durch das Prangen schreiten —
und fühl den Witwenschleier niedergleiten...
Die lieben Höhen eile ich hinan —
wie einst mit dir.

Nun heimwärts still. Mit weichen Schwingen sinkt
die Nacht
zum Duft der Erde nieder; engumschlungen
die Liebe wandelt — sehnend aufgeklungen
ist mir das Lied, das alles Leben selig macht — —
nur uns nicht mehr!

Jahrhundertfeier.

Von **Knud Hjortö.**

„Wollen wir nun essen?“ fragte seine Frau, als er die Feder fortlegte und zum Fenster hinaussah.

„Ja“, sagte er und schaute dabei immer noch hinaus; der gelbe Abendhimmel erfüllte das einzige Fenster der Stube.

„Ist es denn gut geworden?“ fragte sie.

„Ja. Und nun bin ich fertig mit dem Buch; der Schluß ist sogar am besten geglückt.“

„Wirklich? Dann wird es dein bestes Buch werden.“

„Ja. Wo sind die Kinder?“

„Die hab ich in den Hof hinuntergeschickt; sie schreien laut genug da unten.

„Na ja. Ich glaube es auch gehört zu haben. Mir scheint, du hast sie ausgescholten.“

„Ich fürchtete, der Schluß würde dir nicht glücken; und dann würde die Kritik ja wie gewöhnlich sagen, das Ganze sei mißlungen. Möchte dies doch endlich ein Treffer für dich werden.“

„Ja. Nun ist das Buch geschrieben; es ist mein bestes.“

„Das sagst du stets. Außer dir findet das niemand auf der ganzen Welt.“

„Nein, selbstverständlich nicht. Ich allein weiß es. Es ist nur ärgerlich, daß man gezwungen sein soll, die Allgemeinheit auf das Hernach zu Gast zu laden, und dann haben sie trotzdem keine Lust zu kommen; und die, welche kommen, schneiden Gesichter und mögen das Gericht nicht, das man ihnen anbietet.“

Er blickte immer noch lächelnd ins Licht hinaus, und seine Frau fiel ein: „Du machst so manche bittere Bemerkung und empfindest es doch in Wirklichkeit gar nicht so; aber ich empfinde es.“

„Ja“, sagte er und wandte sich ihr zu: „Dichterfrauen haben nicht das beste Los erwählt. Boshafte Kritik und knappes Honorar sind ihr Teil.“

„O“, sagte sie, „beinahe weiß ich nicht, über wen ich mich am meisten ärgern soll, über dich oder über deine Feinde. Und wenn ich dann an all das denke, was du im Schreibtisch liegen hast, und dessen Veröffentlichung, wie du selbst sagst, zwecklos wäre, weil es die Kritik bloß aufreizen würde, während das Publikum gleichgültig bliebe, so ist das Traurigste dabei, daß du so etwas mit einem Lächeln niederschreibst, als wäre es dir bloß ein Zeitvertreib für müßige Augenblicke. Wenn man aber liest — —, so lächelt man nicht ... ich wenigstens nicht.“

Sein lächelndes Profil hob sich beinahe schwarz von dem gelben Himmel ab. „Ja“, sagte er, „ist es nicht gut, daß ich mich auf die Art über alles Unglück erheben kann?“

„Ich weiß nicht recht. Wenn alle deine Ausfälle wenigstens Übertreibungen wären, aber es ist bittere Wahrheit. Das weiß niemand besser als ich, selbst wenn du dir nicht klar darüber bist.“

„Ich weiß das auch; aber es ist doch ganz amüsant, daß kein Widerstand meine Fahrt aufhalten kann.“

„Wenn ich ein Buch über unser Unglück schreiben sollte, so ...“

„Ja, dann würdest du dich nur selber in schlechter Laune zu Papier bringen; ich tu das Entgegengesetzte.“

„Wenn ich dich überlebe, werde ich dafür sorgen, daß niemand dich als einen Mann betrauert, der nur Unglück gekannt hat; ich werde der Welt erzählen, daß er das Unglück seiner Frau überließ. Er selber war immer guter Dinge.“

Digitized by Google

„Ja, aber Unglück gehört ja mit zum Lebensunterhalt. Bedenke doch, daß sich das Publikum, die Kritik eingeschlossen, einem wirklichen Talent gegenüber verhält wie die Wilden einer neuen Eisenbahnanlage gegenüber: sie reißen die Schienen auf und legen der Lokomotive Hindernisse in den Weg; aber wenn sie entdecken, daß es trotz alledem geht, so haben sie nichts dagegen, hinaufzusteigen und mitzufahren."

„Ja, die Melodie kenne ich. Wenn du nur davon leben könntest. Wollen wir nun essen?"

Doch er hatte keinen Appetit; anstatt zu essen, las er ihr das letzte Kapitel vor.

„Ja", sagte sie, „es ist ausgezeichnet. Glaubst du, daß du 900 Kronen dafür bekommst?"

„500, nehme ich an."

„Wenn ein andrer Name als der deine darauf stünde, so würde der Verfasser für ein Genie erklärt werden."

„Ja, würde das der Fall sein? Die Mittelmäßigen sehen allerdings überall Genies, aber sie haben doch eine besondere Gabe darin, Genies nur unter ihresgleichen zu sehen."

Seine Frau hörte auf zu essen und sagte mit Überzeugung: „Aber das Buch ist gut; du müßtest auf das Buch hin unsterblich werden."

„Ich glaube tatsächlich, daß ichs einmal werde; aber um unsterblich zu werden, muß man vor allem tot sein."

Der Dichter schlief unruhig in jener Nacht und träumte mancherlei. Nach einigem Wirrwarr klärte sich der Traum zu einem bestimmten Bilde: Er sah einen großen festlichen Saal mit einem noch festlicheren Tisch, um den saßen Herren in Schwarz und Damen in Weiß.

Erster Gang: Suppe und Rotwein. Beim Rotwein erhob sich der erste Redner und schlug an sein Glas. Er sprach lange und pathetisch: Heute sei es hundert Jahre her, seit der große Dichter geboren worden, dessen Gedächtnis zu feiern man zusammengekommen sei. Ergreifend redete er vom Mißgeschicke und von der Verkennung des Dichters, von seinem Kampf und Tod in Unbekanntheit, von der ganzen Tragödie seines Lebens. Der Redner deutete an, wie der Versuch gemacht worden sei, ein lichteres Bild vom Schicksal des großen Dichters zu entwerfen; er vermöge diese Auffassung nicht zu teilen. Er schloß mit dem Hinweis auf des Dichters Enkel, der zugegen sei, und dem er viele ergreifende Einzelheiten verdanke, die in der Familie als kostbare Tradition aufbewahrt würden.

Die Rede war so ergreifend, daß die Leute mit Essen aufhörten, obwohl sie hungrig waren.

Beim Lachs erhob sich der folgende Redner und schlug an sein Glas mit Bourgogne. Auch er wählte einen ernsten, wenn auch helleren Ton. Er ging die Werke des dahingeschiedenen Dichters durch und legte seine ganze Entwicklung dar; er hob sein bestes Werk hervor, das jetzt alle kannten, obwohl niemand es beachtet hatte, als es zuerst erschien; er zitierte den herrlichen Schluß, der so voller Lebensmut war, trotzdem er zu einer besonders dunkeln Zeit geschrieben worden, und er stellte eine sinnreiche Hypothese auf, um dies zu erklären. Die lichte Natur behaupte sich am stärksten und reagiere am energischsten in den dunkeln Zeiten; gerade darin erweise sich die siegende Kraft des Lichtes.

Dritter Gang: Fasanen. Der dritte Redner erhob sich und schlug an sein Glas, das mit Rheinwein gefüllt war. Er war selber Dichter und deklamierte ein langes Gedicht zum Gedächtnis des großen Toten, in das in geistvoller Weise kernige Stellen aus den Werken des Verblichenen verflochten waren.

Die letzte Rede wurde beim Champagner gehalten und bestand im wesentlichen in einem Auszug aus den berühmten Aphorismen des Meisters über Mißgeschick und Verkanntsein. Während dieser Rede wurde viel Gelächter laut, mochte es nun von den Aphorismen herrühren oder auf andern Dingen beruhen. Der Redner räumte auch ein, daß, obwohl diese erst nach des Dichters Tode veröffentlichten Gedanken ja viel Bitterkeit verrieten, ihre Lektüre einen doch in sonnigere Stimmung versetze. Was gleichfalls von der Größe des Verblichenen Zeugnis ablege, von seiner Größe als Mensch und als Denker. Der Redner schloß mit der zum Sprüchwort gewordenen Sentenz: Wenn es einem Volk auch oft schwer falle, seine großen Männer zu entdecken, solange sie noch leben, so werde es sie jedenfalls zu ehren wissen, wenn sie sterben, oder sie wenigstens hundert Jahre nach ihrer Geburt ausgraben und ein Jubiläum ihnen zu Ehren feiern. — Diese Voraussage sei jetzt in Erfüllung gegangen, und der Redner tröstete sich damit, daß, selbst wenn die Anerkennung spät gekommen sei, spät doch besser sei als niemals.

An dieser Stelle erwachte der Dichter aus seinem Traum und dachte: Von wem, zum Henker, ist doch dieser Gedanke? Von mir ist er nicht; gebe Gott, daß er von mir wäre; er sieht mir merkwürdig ähnlich.

Er öffnete die Augen; und indem seine Gedanken sich zu klären begannen, meinte er: Wenn der Traum der meine ist, so ist es also auch jener Gedanke; recht amüsant!

Er konnte nicht einschlafen und entdeckte, daß es daher kam, weil er hungrig war; hatte er doch auch noch nicht zu Abend gegessen. Er zog sich die Hosen an, steckte die bloßen Füße in ein paar Morgenschuhe und ging in die Küche, um sich nach etwas Eßbarem umzusehen. Ja, glücklicherweise war vom Abend etwas gebratener Speck übrig geblieben. Er schnitt sich vier Stücke Roggenbrot dazu und aß allen Speck auf, der noch da war. Dann trank er Wasser, blickte in die ziemlich helle Nacht hinaus und lächelte vor Sattheit.

Digitized by Google

Seine Frau wachte auf, als er wieder hereintrat.

„Ich hatte Hunger gekriegt", erklärte er.

Und er legte sich wieder nieder.

„Mir scheint, du liegst da und amüsierst dich", sagte sie kurz darauf.

„Ich denke bloß daran," erwiderte er, „daß, selbst wenn es einem Volk auch oft schwer fällt, seine großen Männer zu entdecken, so wird es sie jedenfalls mit allen Ehren zu begraben wissen, wenn sie sterben, oder wird sie wenigstens hundert Jahre nach ihrer Geburt ausgraben und ein Jubiläum ihnen zu Ehren feiern."

Sie sagte ein wenig bitter: „Findest du das so amüsant?"

„Das finde ich, Gott sei Dank", erwiderte er, streckte sich behaglich aus und schlief ein.

(Deutsch von H. Kiy-Berlin).

Aus den Theatern.

Kammerspiele des Deutschen Theaters zu Berlin.

Wilhelm Schmidtbonn: „Hilfe! Ein Kind ist vom Himmel gefallen." Tragikomödie in 3 Akten.

Wenn das Premierenpublikum der Kammerspiele nicht zu wohlerzogen und — temperamentlos wäre, hätte Schmidtbonn von der Ernte dieses Abends auf Jahre hinaus nach Schillers Weise dichterische Inspirationen aus der Tischschublade schöpfen können. Ich muß unumwunden erklären, daß ich kaum jemals soviel konfuses Unvermögen in einem Stücke beisammen gesehen habe. Es kann einem ernsthaften Kritiker wirklich nicht zugemutet werden, über diese für ihn wahrhaft „tragische" Komödie zu referieren; es durfte aber auch dem Publikum nicht zugemutet werden, sich so gröblich insultieren zu lassen — ich kann es nicht anders nennen —, dafür müssen wir die Leitung der Kammerspiele verantwortlich machen. Es ist mir völlig unbegreiflich, was Felix Holländer zu bewegen vermochte, die Regie zu führen. Das einzige Erträgliche (und mehr: denn es war ein künstlerischer Genuß) war der alte Gauner Jakob Tiedtkes. A. Hn.

* * *

Max Brod-Abend.

Der „Neue Club", eine noch unbekannte Vereinigung, hatte zu einem Abend in den Choralionsaal geladen, um den unsern Lesern als langjährigen Mitarbeiter bestens bekannten Prager Dichter Max Brod einem breiteren Publikum Berliner Intellektuellen vorzustellen.

Es sei gleich betont, daß der Abend die Unsicherheit der Anfänger verriet. Die einleitende Rezitation aus Brods sicher interessantesten persönlichem Dokument „Tod den Toten", die Frau Elinor von Hohenstein geschmackvoll besorgte, war viel zu lang und zu schwer verdaulich. In der Mitte, wo der eigentümliche Dichterphilosoph sein Programm des „Indifferentismus" entwickelt hatte, war der geeignete Schluß gegeben. Warum verwischte man den ersten, so außerordentlich originellen Eindruck durch Anfügung des bilderüberladenen verworrenen „Welttheaters" nebst Vorlesung über Schopenhauers Philosophie". Auch der darauf folgende Vortrag über den Dichter von einem sehr nervösen und etwas sehr selbstbewußten Herrn war zu lang. Die Hälfte der Conference bestand aus einer ganz an den Haaren herbeigezogenen Vermöbelung der ach schon wie oft in Grund und Boden verdonnerten Heimatkunst und alles Deutschen. Man wurde das unangenehme Gefühl nicht los, als hätten hier gewisse undeutsche Kreise sich einen tüchtigen, aber noch völlig im Werden begriffenen Dichter zum Aushängeschild gegen alles irgendwie arischer Konfession Verdächtige gesucht. Dazu ist Max Brod denn doch zu gut! Warum mußte der Redner, der doch in einem fort die geistige Überlegenheit des Indifferentismus pries, den Meister Gottfried Keller anrempeln als einen, den alle Flachen für einen Tiefen halten" und „dessen Humor nach evangelischen Traktätchen riecht"? Was hat diese Herausforderung andres zur Folge, als daß Max Brod darunter leiden muß. Noch ärger aber war die Unreife des sonst gewiß an trefflichen Gedanken und richtigen Einsichten nicht armen Redners, als er gestand, daß ihm nach der ersten Lektüre von Brods „Nornepygge", „Shakespeare, der Gigant, als Lokalreporter" erschienen sei. Das ist der falscheste Weg, einen noch nm Reife Ringenden zu propagieren.

Überhaupt störte die große Selbstgefälligkeit dieser noch anonymen Jugend, die von ihrer Problematik, Differenziertheit, Skepsis und ihrem Indifferentismus nicht genug Rühmens machen konnte.

Unzweifelhaft hat Brod die artistische Feinnervigkeit der wertemüden Großstadtseele. Er repräsentiert eine Ausbuchtung des rein formalen Ästhetentums ins Denkerische. Seine Sprache ist superb, sein Reichtum an originalen Bildern groß, und doch ist der Gestalter in diesen ersten Werken, also der eigentliche Künstler noch gering. Viel zu viel Arabesken und Seitensprünge stören, so amüsant und geistreich sie auch sind, die künstlerische Linie.

Brods Stil ist nervöser, äußerst sensibler Zeitstil, der auf das Journalistische vielleicht aus „Indifferentismus" noch immer nicht hat verzichten lernen.

Aber ein Roman wie „Nornepygge" ist ein ungeheures Bravourstück, ein artistisches Experiment, das nicht zweimal gelingt. Brod sah es selbst ein und ging im „tschechischen Dienstmädchen" den Weg der einfachen Fabel, die ihm gut zu Gesicht steht nach all der abgeschäumten Gärung seiner ersten Dichterdenkerperiode. Nur fehlt dieser neuen Periode noch das, was die früheren fast erdrückte, das geistige Volumen.

Für Brod bedeutet meiner Meinung nach ein zu überhitzter Erfolg die Gefahr der Exzentrizität. Und das wäre doppelt um den Dichter schade, dessen „rote Wolke" und „Selbstgespräch" wiederum unter manierterem Gedichten mit Verständnis von der obengenannten Rezitatorin vorgetragen, großen und ungeschmälerten Eindruck machten.

Der Redner sprach auch von Brods Gefahr: „Selbstfraß der Logik", Kult der Skepsis aus. „Skepsis aller Kulte", wie er es gut formulierte. Gerade einem Talent wie Brod, dieser „Vernunft aus Changeantseide", könnte ich nichts besseres empfehlen – als einen Schuß — „Gottfried Keller."! Paul Friedrich.

* * *

Zur Schauspielerinnen-Demonstration.

Daß man sich gerade in den Kreisen der Führer absolut unklar darüber ist, was die Schauspielerschaft von der Gesetzgebung erwarten darf, beweist wieder einmal die Resolution, die von der Schauspielerinnen-Protestversammlung in der Philharmonie gefaßt wurde: sie verlangt von der Regierung, für die Arbeitnehmer im Schauspielerstand zu tun, was sie sonst noch für keinen Stand getan hat. Das Reichstheatergesetz kann wohl Minimalgagen, kann bessere Kündigungsrechte schaffen und die Lage der Mutter verbessern, der nach den heut gültigen Verträgen für die Zeit der Schwangerschaft die Gagenentziehung, wenn sie unverheiratet ist, gar die Entlassung droht: die Garderobenfrage, die für die Schauspielerinnen doch die wichtigste ist, wird der Gesetzgeber nicht regeln können. Hier und in vielen andern Punkten das Gesetz durch Vereinbarungen mit den Theaterleitern zu ergänzen, ist die vornehmste Aufgabe der Schauspielervertretung; der nächste Weg zur Erkämpfung dieses hohen Ziels aber ist — der Friedensschluß mit dem Direktorenkartell. Der Sturmlauf der Genossenschaftler kann diesem

Digitized by Google

in seiner Gesamtheit nichts anhaben, nur einzelnen Mitgliedern kann er schaden — — soweit sie sich durch unsaubere Handlungen in Konflikt mit dem Straf- oder Konzessionsgesetz gebracht haben. Die andern werden Verträge schließen, wie es ihnen beliebt; dieser Einsicht sollte man sich bei den allzu temperamentvollen Rednern nicht verschließen, und sie sollte sie vorsichtiger in der Erhebung von Anklagen machen, die auf das System unsres Theaterbetriebes, nicht auf die gegenwärtigen Bühnenleiter passen. Das System ist durch zwei Jahrhunderte, in denen es die Existenzbedingungen den deutschen Bühnen gab, erprobt und kann durch seine lebendigen Vertreter nicht von heut auf morgen unter Gefährdung der Existenz von Grund auf reformiert werden, weil die Schauspieler plötzlich die sehr richtige Entdeckung gemacht haben, daß sie bei viel Pflichten und wenig Rechten unglaublich kleine Gagen haben. Es bleibt dem ruhigen Betrachter der Situation nichts andres übrig, als den Schauspielern, die doch sonst so gerne Vorschuß nehmen, zu empfehlen, sich auch hier zunächst einmal mit Abschlagszahlungen zu begnügen und nicht durch Demonstrationen der Öffentlichkeit, sondern durch eine unermüdliche Werbetätigkeit unter den Schauspielerinnen den Bühnenleitern zu imponieren, um die kommenden Einigungsverhandlungen aus einer starken Position führen zu können.

Gustaf M. Hartung.

Randbemerkungen.

Der Wahlrechts-Spaziergang,
den am 6. März die Berliner Sozialdemokratie veranstaltet hatte, war, wie vorauszusehen, in groben Unfug ausgeartet. Wenn Leute, die mit dem Blaukoller behaftet sind, ihre Freude daran finden, daß der Polizei ein Schnippchen geschlagen wird, ist das begreiflich, und im stillen Kämmerlein mag auch der darüber lachen, der gelegentlich mit der Polizei in Konflikt geraten, sich von einer allzu festen Faust einmal gerüttelt gefühlt hat, aber wie eine gewisse bürgerliche Presse diese Demonstrationen zum Abonnentenfang benutzt, das ist ein Zeichen der Zeit und offenbart neben einer kurzsichtigen Geschäftsgewandtheit auch eine politische Unreife. Glauben denn diese Zeitungen, damit einen einzigen Sozialdemokraten für die bürgerlichen Parteien zurückgewinnen zu können? Sicherlich nicht, die Zwecklosigkeit der Straßendemonstrationen sieht doch jeder Verständige ein, und wer weiter blickt, wird sich fragen, wohin wir geraten, wenn das Entrollen des „revolutionären Banners“ — wie es der „Vorwärts“ nennt — vor dem Reichstagsgebäude als eine wohltuende Erscheinung von dem Bulgärliberalismus begrüßt wird. Man perhorresziert das Einschreiten des Militärs gegen angeblich „harmlose“ Umzüge — sie sind immer harmlos! — und man tadelt die Polizei, sobald sie Gesetzesverhöhnungen zu vereiteln strebt. Das Vereinsgesetz verbietet Umzüge und Versammlungen unter freiem Himmel ohne polizeiliche Erlaubnis; dieser Fall lag vor, und da wir in einem konstitutionellen Staate leben, müssen wir die Behörden unterstützen, die die Gesetze auszuführen haben. Es könnte auch einmal anders auslaufen, und wenn der Janhagel, wie es erst vor zwei Wochen bei einem Auflauf geschah, sich am Eigentum vergreift, dann wird über Saumseligkeit der Aufsichtsorgane geklagt. Besser bewahrt, als beklagt. Das Bürgertum sollte sich hüten, mit dem Feuer zu spielen, und nicht seiner Todfeindin, der Sozialdemokratie, die Stange halten, indem es mit offenbarem Wohlgefallen Demonstrationen auf der Straße begünstigt. Der Kampf gegen das Wahlgesetz muß im Landtag ausgefochten werden; dort sitzen die Volksvertreter, nicht in den nur ihrem Verleger verantwortlichen Redaktionen.

M. P.

* * *

Errungenschaften.

Zuweilen stellen sich im öffentlichen Leben unabweisbare Bedürfnisse ein. So wurde eines Tages die Sehnsucht nach einer neuen deutschen Briefmarke laut. Es war, als wenn Kinder ein Spielzeug satt bekommen hätten. Das, was uns für die alte simple Marke beschert worden ist, kann ästhetisch veranlagten Gemütern das Frankieren der Briefe verleiden; aber vielleicht gerade weil das Machwerk plump und unkünstlerisch war, hat es sich eingebürgert und die berechtigte Entrüstung ist verflogen. Man hat sich an die Germania auf der Marke gewöhnt, wie an einen Fleck, der sich nicht mehr beseitigen läßt; man übersieht die Häßlichkeit und Nüchternheit und bangt vor Enttäuschungen, die eine Änderung uns bereiten könnte, obwohl Briefmarkenfreunde, deren Auge geschärft ist durch die künstlerischen Postwerte anderer Länder, meinen, schlimmer als jetzt könnte es nicht werden. Dann erhielten wir den Kartenbrief, Herr v. Podbielski war der Erfinder, der Mann der rettenden Tat. Er ahmte zwar nur das österreichische Muster nach, aber er wurde als postalisches Genie gepriesen. Deutschlands heißester Wunsch war erfüllt worden, und es schien, als wenn nunmehr alle Welt nur noch Kartenbriefe schreiben würde. Indessen nach einigem Herumexperimentieren am Format hatten die großen Kinder auch dieses Spielzeug beiseite gelegt, und heut spricht kein Mensch mehr davon. Gebrauch von dieser Errungenschaft wird nur von sehr beschränkten Kreisen gemacht, und wenn einer einmal an einem Postschalter einen Kartenbrief fordert, wird er von dem Beamten angesehen wie ein Mensch aus der La-tène-Zeit. Dann kam das Münzwesen an die Reihe. Ganze Ballen Papier, ganze Fässer Druckerschwärze wurden im Kampfe um den Taler vergeudet, und kaum hatte das neue Dreimarkstück die Münzstätten verlassen, als es schon in Grund und Boden kritisiert wurde. Ja, er schien bestimmt, die Vorzüge des Fünfmarkstücks, das als rechter dicker Bauerntaler bei der ländlichen Bevölkerung nicht unbeliebt war, in helleres Licht zu setzen. Mit der Errungenschaft des neuen Talers konnten also keine Bilder herausgesteckt werden, das Kritisieren wollte kein Ende nehmen. Dann mußte der öffentlichen Meinung mit der Einführung des 25 Pfennigstücks ein Tribut gebracht werden. Das alte silberne Zwanzigpfennigstück hatte man beseitigt, statt es mit einem dickeren Rande zu versehen und es ein wenig kleiner zu machen. Die Holländer befinden sich bei ihrem silbernen Zehncentstückchen recht wohl und sind gewiß ein Volk, das sich auf Handel und Wandel versteht. Genug, wir gerieten in die Periode des monströsen 20 Pfennigstücks aus Nickel hinein. Auch diese Errungenschaft hatte ihre Zeit, bis wir mit dem Fünfundzwanzig-Pfenniger beglückt wurden. Die Geschichte dieser Münze ist eine pseudo-ästhetische Tragikomödie. Nun ist es da und dient nur zur Zielscheibe des Spottes. Die Kellner versichern, sie bekämen dieselbe Münze an einem Abend zehnmal dankend als Trinkgeld zugeschoben. Das Publikum protestiert dagegen, und so ist das Stück mit der ominösen 25 für unsre Kneipenbedienung zu einer Art Heckpfennig geworden. Und was hat man nicht alles vom Verkehrsbedürfnis zusammengefabelt, was nicht alles zum Lobe der alten „zwei guten Groschen“ gesagt! Der gute Groschen ist eben endgültig tot, niemand spricht mehr von ihm, und die Preisbildung läßt sich nicht durch eine neue Münze aus den Bahnen zwingen, die sie seit dem Reichsmünzgesetz eingeschlagen hat. Hoffentlich bleiben wir eine Weile vom Neuerungsfieber und den damit verbundenen Errungenschaften verschont.

R.

* * *

Duellbetrachtungen sonderbarer Art
sind neulich in Wiener Blättern aufgetaucht, als der Freiherr v. Widerhofer erschossen wurde. Sein Gegner, ein Statthaltereikonzipist, wollte „in den Boden schießen“, und traf gleichwohl: die Pistole schlug beim Abfeuern aufwärts und die Kugel durchbohrte die Schläfe Widerhofers. So wurde eine Farce ein blutiges Trauerspiel.

Digitized by Google

Nicht anders kann man den Vorgang bezeichnen, und alle salbungsvollen Artikel gegen den Zweikampf, alle Betrachtungen über die Sühnung bei Ehrverletzungen sind damit ins Wasser gefallen. Es ist festgestellt worden, daß auch Freiherr v. Widerhofer nicht nur in die Luft schießen wollte, sondern auch wirklich in die Luft schoß. Auch er spielte Komödie, und der unglückliche Zufall vereitelte das Komödiespielen auf der andern Seite. Und das geschah nicht etwa im Bois de Boulogne sondern rite in der k. k. Militärschießstätte. Man muß zur Ehre der übrigen in Uniform Mitwirkenden ohne weiteres annehmen, daß sie von den Absichten der Duellanten nicht unterrichtet waren, sonst hätten sie den Beistand abgelehnt und sich nicht hergegeben zu einem Handel, zu dem man besser einige flotte mit der Technik der Lufterschütterung vertraute Pariser hinzugezogen hätte. Wegen welcher Nichtigkeit ist da in Wien die Waffe erhoben worden, wenn hinterher die guten Freunde dem Erschossenen und dem Überlebenden nachsagen dürfen, sie hätten sich eigentlich gar nichts antun wollen. Und das wird noch an der Bahre in die Welt hinausposaunt, nicht geraunt, geflüstert, bis es nach Jahren einmal vielleicht durchsickert. Und darüber werden moralische Leitartikel geschrieben in dem bekannten süßlichfaden sentimentalen Ton, als wollten die federgewandten Herren zeigen, wie sie verstehen, nicht nur den dummen Kerl von Wien von der Hauptsache abzulenken. Sie stellen sich, als glaubten sie an den Ernst dieses Duells, nachdem sie es selber als gewollte Spiegelfechterei charakterisiert hatten, vorsichtig freilich, um nicht dem Nachfolgenden den Boden zu entziehen. Da ist vom Totentanz, vom ausgeklügelten Ehrbegriff, von Komment, von zivilisierter Lüge die Rede, da wird der greise Vater des Getöteten hineingezerrt, denn Mitleidserregung macht sich bei diesem Lesepublikum besonders gut, und schließlich wird der Stab über den Zweikampf gebrochen. Man mag sich zum Zweikampf grundsätzlich bekennen, man mag ihn grundsätzlich verneinen, der vorliegende Fall hat mit dieser Frage gar nichts zu tun; er bildet nichts weiter als eine Warnung für Renommisten, die Finger vom Drücker zu lassen. Und wie steht der Sieger da? Als Held? Selbst in den Augen seiner Freunde nicht, und auch der Gefallene hat es sich selber zuzuschreiben, daß ihm die Wohltat des De mortuis nil nisi bene versagt bleiben muß. R.

* * *

Weiß es der Hund?

Ein weiser Rabbi ging mit einem Schüler spazieren. Da kam ein Hund, kläffte laut und schien den Rabbi beißen zu wollen, so daß dieser in Furcht geriet. Lächelnd wollte sie ihm der Bochur benehmen und sagte: „Wisset Ihr nicht, Rabbi, Hunde, die bellen, beißen nicht." Da strich sich der weise Mann den Bart und antwortete: „Ich weiß es schon, aber weiß es der Hund?" — An diese Anekdote wurde ich erinnert, als im Abgeordnetenhause über die Polizeihunde debattiert wurde. Man erzählte Fälle, in denen Polizeibeamte, um irgend einen geringen Übeltäter, etwa einen Radfahrer, der ohne Laterne fuhr, nicht entkommen zu lassen, den Hund auf den Fliehenden gehetzt hatten. So ein Fall ist ja auch an dieser Stelle gerügt worden, und seitdem hat es sich sogar ereignet, daß Polizeihunde aus Mutwillen gehetzt wurden, und es sind überhaupt Menschen von ihnen gebissen worden. Minister v. Moltke erwiderte dankenswerterweise, es sei nicht beabsichtigt, die Polizeihunde zu Bluthunden auszubilden, ihre Dressur gehe dahin, nicht anzuspringen und zu beißen, sondern nur zu stellen. — Herr Minister, wir wissen es nun, weiß es der Hund? Dr. P.

* * *

Abgeordneter Cicero.

Wie oft haben wir als Pennäler mit Fug und Recht uns lustig gemacht über jene ebenso komische wie unehrliche Form der praeteritio, jenen rednerischen Trick, durch den der parfümierte Klopffechter Marcus Tullius seine faden Perioden pikant zu machen suchte! Wenn er beteuerte, von allerlei Dingen beileibe kein Wort sagen zu wollen, um dann um so nachdrücklicher darauf hinzuweisen. Da hieß es denn wohl: „Nicht will ich eingehen darauf, daß Gaius Sulpicius zu Pistoria silberne Löffel stahl, daß er mit lockeren Dirnen sich umhertrieb und dem Proprätor nach dem Leben trachtete, nicht davon soll die Rede sein, daß usw., usw." Heute sind solche Advokatenkniffe im allgemeinen nicht an der Tagesordnung. Und doch lebt etwas vom Geiste Ciceros, wenn auch nur ein matter und harmloserer Abglanz seiner Technik, selbst in unserm modernen deutschen Parlament. Jener Stätte, die aufs höchste zu bewundern uns fortgesetzt nachdrücklich zur Pflicht gemacht wird. (Man schreibt nächstens schon wie Cicero.) Allenthalben finden wir da Redewendungen, die zumindest anklingen an jene Art, den forensischen oder politischen Gegner zu bekämpfen. Von vielen nur zwei Beispiele aus den jüngsten Tagen, die der Gerechtigkeit halber zu gleichen Teilen jenem Redekampf entnommen seien, der am Königsplatz um die Bauernseele tobte:

> Abg. Wachhorst de Wente: Was würde Herr Dr. Hahn wohl sagen, wenn ich ihm vorhalten würde, was mir kürzlich ein befreundeter Amtsrichter beim Glase Bier gesagt hat, daß er als Student den Ehrgeiz gehabt hat, der Nachfolger Bismarcks zu werden?"

Was würde jener wohl sagen, wenn dieser vorhalten würde! Und dabei hält er in aller Gemütsruhe vor. Aber auch Dr. Hahn beherrscht die Register. Er spricht von der nationalliberalen Partei und ihrer Kritik der Reichsfinanzreform, und da heißt es:

> „Da wurde eine ganz ungeheuerliche — ich will nicht „Hetzerei" sagen; auch das Wort „Demagogie" nehme ich nicht gern in den Mund — eine ganz unerhörte Agitation im Lande in die Wege geleitet."

Diese kleinen Kunstgriffe und Finten sind gewiß nicht so schlimm wie die des seligen Cicero, aber schön ist anders. Weshalb es immerhin verlohnt, davon zu reden? Weil sie in recht erheblichem Maße sich in die Parlamentssitten eingeschlichen haben, weil der Typ des abgeschwächten Cicero redivivus wirklich nicht nur in diesen zwei Seelen wohnt, weil die geschmähte Feuilletonpolitik auch anderswo im Flor steht, als in der Presse. Weshalb gerade diese Beispiele genommen werden? Weil es sich hier um verhältnismäßig grünes Holz handelt. Weil die Form der „praeteritio" auch „Asteïsmus" heißt, zu deutsch: städtische Feinheit und Überfeinerung. Und weil solche Asphaltsitte eine komische Figur ist für zweie, die um die — Bauernseele kämpfen. Petrenz.

* * *

Sechs Wochen Haft.

Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht vor Strafe, d. h. der Staat setzt bei jedem Bürger die Kenntnis aller Gesetze und Verordnungen voraus. Wie wenig Recht er dazu hat, das zeigt nach einer Bemerkung Dahns schon jedes Referendars Examen. — Nun wird man ja im Ernst auch bei einem Juristen, einem Richter nicht die Kenntnis aller unzähligen Gesetze verlangen, die die Herren im Wallot-Raume unermüdlich fabrizieren. Was man aber verlangen kann, das ist, daß ein Richter wenigstens diejenigen Bestimmungen kennt, die sozusagen zu seinem tagtäglichen Handwerkszeug gehören. Nun hat in Köln ein Schöffenrichter auf Antrag des Amtsanwalts gegen eine Angeklagte wegen Ungebühr vor Gericht eine sofort zu vollstreckende Haftstrafe von sechs Wochen festgesetzt.

Es geschah dies auf Grund des § 179 des Gerichtsverfahrungsgesetzes. Hätte der Richter sich die Mühe genommen, ihn aufzuschlagen, so hätte er zweierlei gesehen. Erstens, daß er allein überhaupt nicht befugt ist, eine Strafe zu verhängen, sondern daß dies allein dem Gerichte zusteht, und zweitens, daß solche Ungebührstrafe nur das Höchstmaß von drei Tagen erreichen darf. Selbstverständlich ist später das Urteil redressiert worden, aber die beschämende Tatsache bleibt doch bestehen, daß ein Richter über eine oft — man kann sagen zu oft — an-

Digitized by Google

gewandte Bestimmung vollständig im unklaren war. Wenn das am grünen Holz geschieht . . . . . Wir wollen den Fall nicht verallgemeinern, aber es scheint doch, daß manche Juristen in Amt und Würden nicht nur, wie man ihnen vielfach und gewiß häufig mit Unrecht nachsagt, weltfremd, sondern auch gesetzesfremd sind.

Dr. M. P.

Ballonmütze contra Pickelhaube.

Im Berliner Luft-Verein gab es gestern eine famose Debatte, die wieder einmal beweist, daß im deutschen Vaterlande alles Äußerliche wichtiger erscheint — als alles andre.

„Der Luftsoldat", sagte der Hauptmann v. C., „kann gar nicht leicht genug sein. Er muß ganz leichte Stiefel tragen, an die Stelle der blanken Metallknöpfe müssen solche aus Tuchstoff treten. Die goldnen Tressen am Halskragen und am Ärmelaufschlag müssen ebenfalls fallen, weil Gold viel zu schwer ist für die Luftschiffahrt. Die Soldaten werden auch angewiesen werden, nur Papiergeld an Stelle der Gold-, Silber- und Nickelmünzen bei sich zu tragen. Auch in der Unterkleidung haben Tuchknöpfe an die Stelle der Metallknöpfe zu treten. Wir sind energisch bemüht, den Luftsoldaten immer leichter zu machen — selbst überflüssige Haus-, Stuben- und Schrankschlüssel hat er zu Hause zu lassen — und da wollen Sie, daß wir noch die Pickelhaube mit Metallbeschlag beibehalten? Meine Herren, das geht zweifellos zu weit. Sie vergessen, daß für die Luftarmee andre Bedürfnisse maßgebend sind. Ich bin durchaus dafür, daß die Kopfbedeckung des Luftsoldaten gar nicht leicht genug sein kann. Höher aufragend als beim Zivil muß sie ja sein, sonst würde sich ja das Militär gar nicht vom Zivil unterscheiden. Aber dieses höhere Aufragen erzielen wir auch durch die Ballonform; die Ballonmütze ist der Pickelhaube nach meiner Meinung unbedingt vorzuziehen." „Da würden wir aber doch", versetzte Major Z., „die ganze Tradition mit Füßen treten. Bedenken Sie nur, Herr Hauptmann, welche Mühe es uns gemacht hat, die Pickelhaube in Bayern durchzusetzen. Und da sollten wir in der Luftarmee so gleich von vornherein die ganze Tradition zum Fenster hinauswerfen? Das können Sie nicht verlangen, Herr Hauptmann. Ehre, dem Ehre gebührt. Die Ballonmütze ist in so mancher Provinz früher das Abzeichen von Verbrechern und gefährlichen Individuen gewesen — soll man die Erinnerung an dieses Proletenpack heraufbeschwören — durch die neue Luftuniform? Das werden Sie selbst nicht wollen, Herr Hauptmann!" Der Herr Hauptmann schwieg, und der Leutnant Y. bat ums Wort. „Es wäre", sagte er, „hier wohl ein Mittelweg zu empfehlen. Ich denke mir, man könnte die Pickelhaubenform sehr wohl beibehalten, ohne die Schwere der Kopfbedeckung zu vergrößern. Wie wäre es mit einer Pickelhaube aus ganz leichtem Ballonstoff? Damit wäre doch die Tradition gewahrt und die Belastung der Luftballongondel ebenso groß wie bei der Ballonmütze." „Woraus", fragte nun der Hauptmann von C., „soll denn die Spitze bestehen? Sie müßte doch, um kriegerisch zu wirken, aus Metall bestehen." „Das erscheint mir", rief nun der Major Z., „keineswegs nötig zu sein. Wenn nur die Tradition bewahrt bleibt, dann ist alles gut. Eine mit Fischbein versteifte Schweinsblasenspitze an der Luftpickelhaube genügt mir durchaus. Der Luftsoldat trägt ja nicht einmal ein Seitengewehr, demnach kann das Metall auch auf der Haube fehlen. Wenn nur das Äußere so bleibt, daß der militaristische Grundzug der Erscheinung nicht ins Wanken gerät." Man sprach noch lange über die schwierige Frage. Ob man sich geeinigt hat, weiß ich nicht, da ich bald fortging.

Paul Scheerbart.

Im Osten.

Minister haben gar viel zu tun,
Sie dürfen nicht sitzen, sie dürfen nicht ruhn.
Sie haben bedeutenden Kummer —
Sie reisen im Lande herummer.

Sie fahren nicht nur nach dem Rheinland, wo die
Beschornsteinte Gegend der Industrie,
Sie lieben auch sehr, zu besuchen
Den Gau, den so Manche verfluchen.

Der Osten, der trübe, voll Angst und Graus,
Im Pelze der Hakatisten die Laus,
Ist lange nun zwar schon gefährlich,
Für die Größe jedoch nicht entbehrlich.

O Ostengemarkung, es stände dir gut,
Bewundertest du den Ministermut,
Der kühnlich besucht die obscuren
Verzwiebelten Ansiedlungsfluren!

Auch hoff ich, daß sich noch alles gibt,
Wenn du einsiehst, wie die Regierung liebt
Die Bürger, die Trug nicht verblendet —
Und was sie für Vorteile spendet.

Sie tut dir so viel, wovon sie nicht spricht,
Sie tut dir nur Gutes, du weißt es nicht —!
Man lohnt ja so oft in Vertierung
Mit Undank seiner Regierung . . .

Doch wenn du dein Unrecht erst eingesehn,
Dann wirst du schon stramm in der Reihe stehn.
Man wird dir ein bißchen was schenken —
Dann verlernst du das Andersdenken

Ich meine gewiß keine Orden — wie dumm!
Deswegen reist kein Minister herum,
Auch Statuen sind nicht enthüllbar —
Viel Besseres ist noch erfüllbar.

Hurra — du freust dich des schönsten Gewinns
Und schickst deine Söhne, liebteure Provinz
Als deutsche Kultur-Studiosen
Zur Akademie nach Posen . .!

Digitized by Google

Und wenn dann wieder mit milder Hand
Der Minister besucht dein gesegnetes Land,
Dann werden die Lüfte brausen
Von Hurra und Tüchersausen.

Die Ehrenjungfern wachsen heran,
Die dann bejubeln den seltenen Mann.
Gerührt verkündet der Gute:
„Die Knute, Kinder, die Knute — —.

Die Knute war nimmer in Preußen beliebt,
Auch die Ausweisungsordre wird nicht geübt —".
Die Freude wirkt erst befremdlich —
Dann jauchzen die Ostmärker sämtlich!

Selbst die adligen Nörgler verstummen da,
Coszelski, Cadinski etcetera,
Die ganze erlauchte Gemeine
Tritt bei dem Flottenvereine!

Und wandernde Polen sieht man bald,
Die machen vorm Posener Standbild halt,
Um Bismarck vor allen Dingen
Ne Huldigung darzubringen.

Terentius.

Neue Bücher.

Alle der Redaktion zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Fr. W. Oestéren: Die Exzellenzen. Eine Gasteiner Geschichte. Verlag von Egon Fleischel & Co. (Berlin).

Wenn man nicht lieber annehmen will, daß dieses neue Buch Oestérens eine sehr lustige Drollerie sei, so könnte man auch sagen, es sei eine bitterböse Satire. Auf unsre lieben alten österreichischen Herrschaften, die gichtbrüchig, knochenweich und kindisch sind und dennoch vermeinen, sie dürften nicht von der Bühne abtreten, weil es ohne sie doch gar nicht ginge. Da ist der Pole Litwinsky, der den ganzen Tag über schläft, eine Mumie, ein zusammengedörrtes Menschlein, der nur zu leben scheint, um zu einer Nachmittagsstunde ein Stelldichein mit einer Kellnerin einzuhalten. Vor Jahren ist er durch eine Rede als Parlamentarier bekannt geworden, und noch heute ist er Mitglied des Herrenhauses. Wenn er bisweilen aus seinem Dösen erwacht, so fallen ihm Bruchstücke jener berühmten Rede ein. Und es klingt seltsam, aus dem Mund dieses Mumiengreises ein Wort immer wieder zu hören, ein fast gespenstisches Wort: „Wir sind Österreichs Gegenwart." — Es ist, als blinzele uns Oestéren dabei immer an, mit einem faunischen Lächeln. Ebenso vortrefflich charakterisierend wie der Pole sind die drei andern Freunde, die sich hier in Gastein zusammengefunden haben: Der Agrarier Freiherr v. Kirchingen, der Feldmarschalleutnant Boratonies und Sektionschef von Rittenau. Ihr Tagewerk ist, sich im Verein zu langweilen, wenn sie nicht eben beim Tarok sitzen. Aber dann kommt eine aufregende Geschichte. Eine schöne, interessante und pikante Witwe taucht auf, und da es die etwas angejahrten Herrschaften an Jugendlichkeit einander zuvortun wollen, kommt es zu einem

Sind Sie krank?

Leiden Sie an Husten, Atemnot, Auswurf zähen Schleimes, Stechen auf Brust und Rücken, Druck in den Schulterblättern, Nachtschweiss, öfter kalten Händen und Füssen, Blutspucken, pfeifenden und schnurrenden Geräuschen in der Brust, oft heftigem unregelmässigen Herzschlag, verbunden mit starkem Angstgefühl, mangelhaftem Schlaf, schlechter Verdauung etc. etc., so verlangen Sie sofort unsere neueste 88 S. starke Broschüre. Sie wird Ihnen

vollständig gratis

zugesandt. Sie enthält eine grosse Anzahl von Dank- und Anerkennungsschreiben und die Erfahrungen und Beobachtungen, die in nahezu 30jähriger Spezialpraxis an über

50000 Patienten

gesammelt wurden. Diese Behandlungsart hat Tausenden Erleichterung und schliesslich vollständige Genesung verschafft, die schon längst an Besserung nicht mehr glaubten und von den Aerzten aufgegeben waren. Sie hat mit Geheimmitteln nichts zu tun, sie ist vielmehr, wie sie heut den Patienten vorgelegt wird, das Ergebnis des Studiums der hervorragendsten Autoren auf dem Gebiete der physikalischen Heilweise. Man adressiere an

Kur-Direktor Wackwitz,
Niederlössnitz bei Dresden, Meissnerstr. 180 A

Bücher der Gegenwart

Band I

Schiller

Gesammelte Aufsätze aus der „Gegenwart" (1872—1909)

Herausgegeben von Ignaz Jeżower

◇◇◇

Das Buch ist mit einem Zweifarben-Holzschnitt des Schillerhauses in Weimar (von Otto Delling) geschmückt. Umschlag geschmackvoll. Preis 2 Mark.

◇◇◇

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Hermann Hillger Verlag
Berlin W. 9 Leipzig

Digitized by Google

Wettstreit zwischen dem Feldmarschalleutnant und dem Agrarier. Und zu einer richtigen Wette. Wer sie wohl gewinnen wird? Die Sache endet natürlich mit einer ganz unbeschreiblichen Blamage für den Einen wie für den Andern. Das ist in einem so reizvoll frischen Ton geschrieben, mit einer solchen boshaften Harmlosigkeit, einem so lustigen Lächeln, daß man das kleine Büchlein lieb gewinnt. Man hat das Vergnügen, einen Schützen zu sehen, der seines Zieles sicher ist, dessen Bogen stark und dessen Pfeile gut befiedert sind. Karl Hans Strobl (Brünn).

Briefe an einen Komponisten. Musikalische Korrespondenz an Adalbert von Goldschmidt. Herausgegeben von Ernst Friedegg. Mit verschiedenen Facsimile-Beigaben. Preis Mk. 2,50, gebunden Mk. 3.50. Verlag Harmonie (Berlin).

Die Briefe berühmter Persönlichkeiten an den toten Wiener Komponisten Adalbert von Goldschmidt, die ich hier aus seinem Nachlaß zum erstenmal der Öffentlichkeit übergebe, schienen mir der Publikation wert — ganz besonders in einer Zeit, wo man den kleinen Menschlichkeiten der Großen mit innigem Behagen nachspürt und selbst Wagners Briefen an eine Putzmacherin ein ungewöhnlicher Erfolg beschieden war. Die Briefe, die ich zu dem Bande vereinigt habe, sind übrigens von den Zettelchen an eine Putzmacherin und der satirischen Absicht jener Sammlung durchaus verschieden, weil mir für Humor und Satire der Sinn fehlt, die daraus quellen sollen, daß ein großer Komponist nervös wurde, wenn er die Wäsche nicht rechtzeitig bekam. Die Briefe — es sind viele von Franz Liszt, Hans v. Bülow, der Fürstin Wittgenstein dabei — geben, wie ich glaube, Tatsachen, Urteile über musikalische und theatralische Vorgänge, Ansichten und Stimmungen wieder, die vielleicht hie und da für die Musikgeschichte neu oder doch bemerkenswert sind. Vielleicht sind diese Briefe auch geeignet, die Meinungen über den unglücklichen Tondichter Adalbert v. Goldschmidt zu berichtigen, der sich in Wien trotz seiner eminenten Begabung nicht durchsetzen konnte, weil er eines Tages vom Musikpapst der Neuen Freien Presse, Herrn Eduard Hanslick, mit Acht und Bann belegt wurde. Goldschmidt hatte sich nämlich erkühnt, Richard Wagner gesellschaftlich in Wien einzuführen, den Herr Hanslick noch vor drei Jahren für einen talentlosen Musikanten hielt. Ernst Friedegg.

Bellman-Brevier: Aus Fredmans Episteln und Liedern. Deutsch von Hans v. Gumppenberg. Umschlag und Buchschmuck von A. Woelfle. Verlag von Albert Langen (München). Preis: geh. Mk. 3.50.

Im Verlage von S. Fischer (Berlin) sind erschienen:

Victor Catalá: Sankt Pons. Roman. Deutsch von Dr. Eberhard Vogel. Preis: geh. Mk. 4.—.

Georg Hirschfeld: Hans aus einer andern Welt. Roman. Preis: geh. Mk. 5.—.

Gustaf af Geijerstam: Das ewige Rätsel. Roman. Deutsch von Hert. Ingeborg Klett. Preis: geh. Mk. 2.50.

Julius Meier-Graefe: Spanische Reise. Mit zahlreichen Abb. Preis: kart. Mk. 12.—.

Oscar Wilde: Ästhetisches und Polemisches. Preis: geh. Mk. 3.—.

Thomas Mann: Königliche Hoheit. Roman. Umschlag und Einband von Karl Walser. Preis: geh. Mk. 5.—.

Derselbe: Buddenbrooks. Jubiläumsausgabe in zwei Bänden (50. Auflage). In neuer Ausstattung auf amerikanischem Alexandrapapier mit Ungerfraktur gedruckt. Umschlag und Einband von Karl Walser. Preis: geh. Mk. 10.—.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

Hüttig-, Dr. Krügener-, Wünsche-,
Zeiss-Palmos-Cameras
liefert jetzt die
„I C A“
Aktien-Gesellschaft, Dresden
Vereinigung obiger Camerafabriken.
Aktienkapital: Drei Millionen Mark.
Fabrik- Marke
Katalog No. 513 gratis und frei.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.: Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

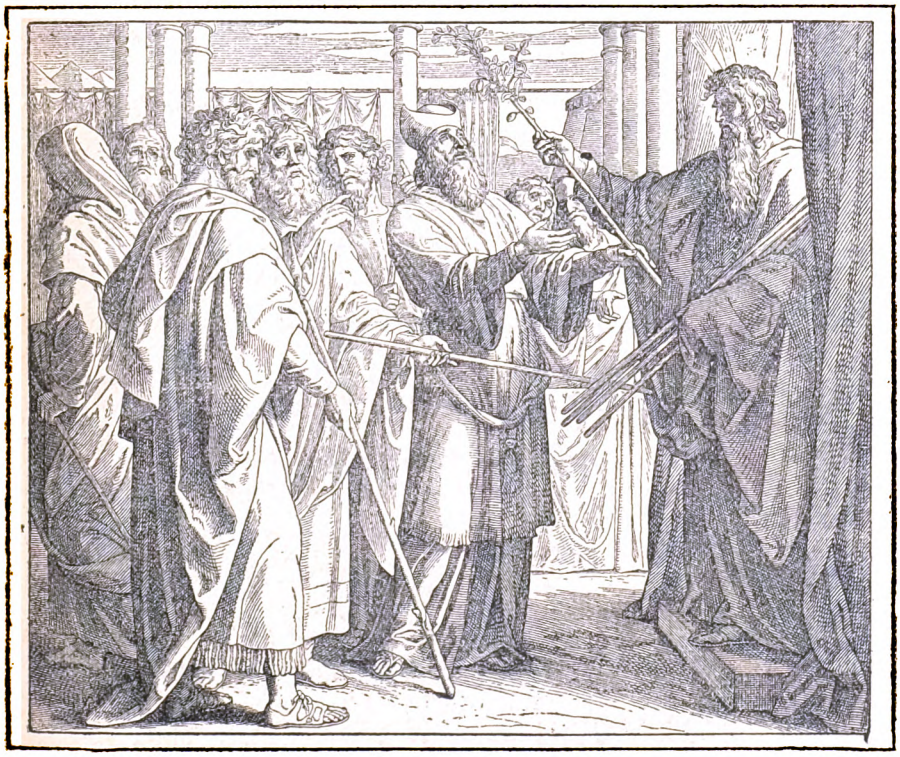
Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.
Lebens-, Kapital- u. Kinder-Versicherung.
Sterbe- und Versorgungskasse.
Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Bibel mit Bildern von Schnorr von Carolsfeld



umfaßt

Altes und Neues Testament und die Apokryphen
Über 1000 Seiten. Mit Familienchronik und Stammbaum.
Klarer Druck. — In neuer Orthographie.
Ausgabe A: Halbleinen geb. mit Marmorschnitt 3,— Mk.
Ausgabe B: Ganzleinen geb. mit Goldschnitt . 5,— Mk.
Ausgabe C: Eleg. Ganzleder geb. mit Goldschn. 7,50 Mk.

Prachtbibel mit Bildern
auf feinem Elfenbeinpapier. Hochelegant gebunden 15 Mark.

Traubibel mit Bildern
von Schnorr von Carolsfeld und Widmungsblatt
für grüne, silberne und goldene Hochzeiten.
Elegant in Karton. Einband wie oben.
Ausgabe A: Für grüne, silb. und gold. Hochzeiten 3,60 Mk.
Ausgabe B: Für grüne, silb. und gold. Hochzeiten 6,— Mk.
Ausgabe C: Für grüne, silb. und gold. Hochzeiten 9,— Mk.

Neues Testament mit Bildern
von Schnorr von Carolsfeld
Ausgabe A: Halbleinen mit Marmorschnitt . . 2,— Mk
Ausgabe B: Ganzleinen mit Goldschnitt . . . 3,— Mk

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Berlin W. 9 — **Hermann Hillger Verlag** — Leipzig

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Mießler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 12. Berlin, den 19. März 1910. 39. Jahrgang Band 77.

Um das preußische Wahlrecht.

Von Dr. Fr. Steinberger.

Im Abgeordnetenhause herrschte in der vergangenen Woche eine Treibhaustemperatur, wie sie in einem Wahlrechtsanatorium eigentlich nicht herrschen sollte. Die Stimmung war nervös, ungefähr so wie in Wall Street, wenn ein Corner im Anzuge ist. Am besten fahren dabei, die kalten Blutes die Chancen abwägen und sich nicht voreilig festlegen. Als am Freitag das schwarzblaue Banner entrollt wurde, hatten auch gewiegte Parlamentarier eine Zeitlang die Empfindung, daß Gummi, verglichen mit der Geschäftsordnung des hohen Hauses, ein ziemlich starrer Stoff sei. Und das war erfreulich. Geschäftsordnung hin, Geschäftsordnung her, wenn man sich nur das bekannte kribbelnde Insekt, das zuweilen über die Leber laufen soll, herunterreden kann, und darum soll dem Vizepräsidenten aus seiner Latitüde auch kein Vorwurf gemacht werden. Dem ungekrönten König von Preußen, Herrn v. Heydebrand, wurde zwar sein Krönchen von dem streitbaren Kollegen Friedberg recht wuchtig angetrieben, aber trotz des Hallos und des Austausches von Deutlichkeiten muß man die Wirkung dieser Szenen nicht überschätzen; das ist nicht allzutief gegangen. Schwerer wiegen die materiellen Beschlüsse, und sie zeigen das erfolgreiche Bestreben des Zentrums, das Bündnis mit der Rechten zu festigen. Das schmale freikonservative Band, das von ihr noch zu den Nationalliberalen hinüberleitet, besitzt keine Bindekraft.

Ganz unverständlich war das von manchen Blättern an den Ministerpräsidenten gestellte Verlangen, in den Anfängen einer mit Vorbehalten gespickten Debatte bindende Erklärungen abzugeben. Dieser Zeitpunkt war am Sonnabend noch nicht eingetreten. Das Charakteristikum der Verhandlungen ist die Feststellung, zu welcher Wichtigkeit sich über Nacht manche Fragen ausgewachsen haben. In den Anfangstadien, als die Vorlage prima vista beurteilt wurde, schien, den Zeitungsstimmen nach zu urteilen, die direkte Wahl mühelos gesichert. Die Konservativen widersprachen entweder nur lau oder fanden sich recht und schlecht damit ab: wie Bethmann will, wir halten still. Ähnlich verhielt es sich mit der Maximierung; die Beseitigung des plutokratischen Übergewichts wurde mit allgemeinem Beifall von den Wählern begrüßt. Dann begann der Kuhhandel in der Kommission, und bald wurde schon in der zweiten Lesung klar, welche Besitzstandfragen hier geschlummert hatten. Der Wahlmann, der nahezu der historischen Vergangenheit entgegengereift schien und mitleidlos von der Regierung selber antiquiert wurde, erlebte fröhliche Urständ. Nicht einmal aus dem ganzen Wahlbezirke sollte er genommen werden dürfen, sondern das Zentrum tat den Konservativen den Gefallen und stellte ihn unter die engere Kontrolle des Urwahlbezirks. Dafür revanchierten sich die Konservativen bei der Maximierung, und die Nationalliberalen konnten sich ausrechnen, welche Verluste ihnen das Zentrum mit den neuen, umgemodelten Bestimmungen im Westen beibringen würde. Es tauchte neben der Drittelung der Urwahlbezirke die der Wahlbezirke auf, und ein Zentrumsredner spielte sogar mit dem Gedanken einer Drittelung des ganzen Preußenstaats. Die anfangs anscheinend so begehrenswerte Kuh ließ beim Handeln viele Fehler hervortreten; sie gab zwar tüchtig Milch, aber die Milch war blau, war verwässert durch die öffentlichen Wahlmännerwahlen, und nun wollte man auch das abgestoßene Horn, die Geheimwahl in den Urwahlbezirken, nicht mit in den Kauf nehmen. Das Zentrum, erfahren im Exorzismus, schwang eifrig den Weihwedel, nur glaubte die Linke nicht an den Erfolg dieser probaten Kurmethode und witterte überdies in dem berühmten Kompromiß eine Besitzstandgarantie für den schwarzblauen Block. Vorbehalte über Vorbehalte wurden laut, und da forderte man von Herrn v. Bethmann Hollweg, in den gähnenden Schlund zu tauchen. Aber die Versicherung, der Becher hinge auf den spitzen Korallen am dritten Ast rechts, er brauche nur zuzureifen, genügte ihm damals noch nicht. Auch er ließ sich nicht „aufpeitschen", wobei bemerkt sei, daß die sozialdemokratische Massenaufpeitschung eindruckslos blieb. Mit taktischen Fragen lassen sich die Wählermassen auf die Dauer nicht entflammen, und das Landtagswahlrecht ist für die Sozialdemokratie nichts weiter als

Digitized by Google

ein künstlich zu Flammen angeblasener Agitationsstoff, bei dem ihr der Atem ausgehen wird. Vor wenigen Jahren noch wurde jeder sozialdemokratische Politiker, der für die Beteiligung an den Landtagswahlen eintrat, als Utopist gebrandmarkt und mit Hinausgeflogenwerden bedroht. Die fortschrittliche Volkspartei teilt zwar mit ihrer Forderung des Reichstagswahlrechts den Standpunkt der Sozialdemokratie und bewies nach dieser Richtung hin die taktisch gebotene Antragsfreudigkeit, indessen verzichtete sie klüglicherweise darauf, lediglich vom sichern Port der absoluten Verneinung aus zuzuschauen, und beteiligte sich demgemäß, da nun einmal die Politik die Kunst der Erreichbarkeit des Möglichen ist, an den Beratungen. An Händeausstrecken von rechts nach links hat es nicht gefehlt. Es steht nur zu hoffen, daß keine dauernde Entfremdung zwischen den Konservativen und den Nationalliberalen eintrete. Die Redner dieser Partei, Friedberg, Schiffer, v. Campe, haben zwar entschieden sich gegen die Rechte gewandt, aber nicht in dem Sinne, daß sie alle Brücken nach rechts abbrechen wollen. Die Reden der Herren v. Heydebrand und Richthofen ließen erkennen, daß ihnen eine dauernde Ausschaltung der gebildeten Elemente des Bürgertums an der Gesetzgebung nicht erwünscht wäre, denn eine ständige Bundesgenossenschaft mit dem Zentrum auch in Preußen dürfte für eine rein protestantische Partei am letzten Ende unliebsame Rückschläge zeitigen, und schließlich fragen sich auch die ostpreußischsten Wähler, warum ihre konservativen Abgeordneten nicht das Gegengewicht in Rechnung stellen, das auch bei einer direkten Geheimwahl im Veto der Regierung und des Herrenhauses liegt. Im Reich mit seinem demokratischen Wahlrecht hat der Bundesrat sich noch nie gescheut, von dieser seiner Befugnis Gebrauch zu machen, ohne daß dadurch ernstliche Konflikte heraufbeschworen worden wären. Auf dies Moment hätte näher eingegangen werden müssen.

Die polnische Schlachta droht.

Ist es wahr, daß der österreichische Polenklub nur unter der Voraussetzung dem Fortbestand des deutsch-österreichischen Bündnisses zustimmen will, daß Preußen nicht zur Enteignung polnischer Adelsgüter schreitet? Eine Wochenschrift regt mit ihrer Bejahung dieser Frage zum Eingehen auf den Gegenstand an. Die Nachricht wird ohne Verklausulierung in die Welt gesetzt und dürfte richtig sein; weniger die daran geknüpften Betrachtungen, die sich gegen die Bülowsche Polenpolitik richten, denn Fürst Bülow hat nur seines großen Vorgängers, Bismarcks, Werk fortgesetzt. Darum treffen die in hämisch überlegenem Tone vorgebrachten Angriffe gerade den Fürsten Bismarck, ihn, der stets einem Festhalten an den Grundsätzen Grolmans und Flottwells das Wort geredet hat. Daran ist nicht zu deuteln. Am 28. Januar 1886 warf der damalige preußische Ministerpräsident im Abgeordnetenhaus die Frage auf, „ob Preußen in seinem und des Deutschen Reiches Interesse nicht unter Umständen in der Lage sein könnte, 100 Millionen Taler auszugeben, um die Güter des polnischen Adels dafür zu gewinnen, — kurz und gut, um den Adel zu expropriieren“. Und mit der ihm eigenen unbeirrbaren Entschlossenheit führte er den scheinbar ungeheuerlichen Gedanken in allen Konsequenzen durch. Denn er kannte den Gegner. Sein Lebelang hat er dem Adel Polens auf den Dienst gepaßt und versucht, den großpolnischen Bestrebungen das Wasser abzugraben, und darum inszenierte er seine Polenpolitik, die in letzter Linie darauf hinauslief, den Grund und Boden im ehemaligen Großherzogtum mit Staatshilfe in deutsche Hände zu überführen. Acht Jahre später war der Gründer des Deutschen Reiches aus den Sielen entfernt und gezwungen, tatenlos zuzusehen, wie die Ära Koscielski einsetzte. Die Schlachta wirkte an der Armeereform mit, und der weiße Adler war bei Hofe ein wohlgelittenes Tier geworden. Nicht lange freilich. Kaum ein Jahr währte die Änderung des Kurses, da ließ sich Herr v. Admiralski in Lemberg vernehmen und spöttelte über die Ansicht derer, die da glaubten, man könne eine Nation vernichten und in kleine Teile zerlegen, nachdem man gewisse Linien auf dem Körper der Nation gezogen und mit gewissen Farben bemalt habe. „Trotzdem aber“ — es ist nützlich wörtlich zu zitieren — „ist die ganze Nation nur ein Organismus, sie hat nur ein Herz, nur einen Gedanken. Materiell kann man uns teilen, aber die Gefühle kann niemand vernichten.“ Auf dies unverhohlene Bekenntnis zum Großpolentum, diese Quittung auf die Verhätschelung der Schlachta, erfolgte in demselben Monat in Varzin die richtige Antwort. „Die polnische Schlachta“, erklärte Bismarck vor seinen Verehrern aus Westpreußen, „— ich beschränke meine Kritik auf den polnischen Adel — hat mit der Sozialdemokratie das gemein, daß sie ihre letzten Ziele nicht offen darlegt; aber es ist doch wieder ein Unterschied; die Sozialdemokratie verschweigt sie, weil sie sie wirklich nicht kennt und nicht weiß, was sie darüber sagen soll. Die Polen wissen es aber ganz genau und können doch nicht dicht halten“, und in derselben Ansprache tadelte er zwar die Überhastung in der Verwendung des Polenfonds, aber er stigmatisierte die polnische Adelsbestrebung als eine Partei des Umsturzes. Wie verhält sich nun die preußische Regierung dieser Partei gegenüber? Um das Verhältnis zu Österreich nicht zu stören,

Digitized by Google

wird ihr nachgesagt, bringe sie der Nibelungentreue ein neues Opfer und habe die Vertagung der Polenexpropriation versprochen. Wäre das möglich? Noch im Anfang Januar wußte eine zu offiziösen Ankündigungen benutzte Korrespondenz im Anschluß an die Ankäufe deutscher Latifundien im Regierungsbezirk Bromberg durch eine besonders reiche polnische Grundbesitzerin zu melden, es werde dort möglichst bald mit der Enteignung vorgegangen werden. Das Eisen sollte nicht länger müßig in der Halle hängen. Fast gleichzeitig damit wurde die Nachricht dementiert, daß auf die Tagesordnung der Ansiedlungskommission in Danzig für die Sitzung vom 19. Januar die Zwangsenteignung einer Reihe polnischer Güter gesetzt sei. Dafür wäre nicht die Kommission, sondern das Staatsministerium zuständig. Ein Beschluß des Ministeriums ist nicht ergangen, und üppig darf nunmehr das Mißtrauen emporwuchern. Es ist richtig: bei Beratung des Enteignungsgesetzes sind vielfache, auch von konservativer Seite vorgebrachte Bedenken damit beschwichtigt worden, daß schon die Existenz der Enteignungsmöglichkeit eine wirksame Waffe sei, schon nach der Richtung hin, die Preistreiberei auf dem Grundstücksmarkt hintanzuhalten. Immerhin war jedoch die Anwendung der Waffe in das Belieben der Regierung gestellt. Es war eine rein preußische Angelegenheit, weder der Reichstag noch der Bundesrat hatte sich einzumischen. Preußen ist, wie damals Fürst Bülow betonte, Herr im eigenen Hause. Nun wird plötzlich offenbar, daß es mit diesem Herrentum übel bestellt ist. Die Schlachta in Österreich, eben dieselbe, die Herrn v. Koscielski in Lemberg verständnisvoll zujubelte, kommt der Schlachta in Posen und Westpreußen zu Hilfe und bemüht sich die Farbenauftragung von Schwarzweiß von dem Körper der polnischen Nation abzuwaschen. Wie stellen sich nun die damaligen Gegner der Enteignung im Herrenhaus, die Graf Mirbach, Frh. Lucius v. Ballhausen, v. Wedel-Niesdorf, Graf v. Haeseler, Graf v. d. Schulenburg, wie alle die andren, ohne Zweifel patriotischen Männer, die sich gegen jenes Gesetz gewandt haben, zu dieser Einmischung der österreichischen Schlachta in innerpreußische Verhältnisse? Ist Preußen etwa wie ein halbzivilisierter Staat in der Anwendung seiner Gesetze durch Kapitulationen beschränkt? Bisher ist das Enteignungsgesetz nicht angewendet worden; die Ansiedlungskommission hat ruhig weitergearbeitet, Bauern angesetzt, Dörfer gegründet und Kultur der Ostmark zu festigen gesucht. Sie ist nicht angriffsweise vorgegangen, sondern ist in friedlichen Wettbewerb mit polnischen Grundstückskäufern getreten. Da hören wir, wie die Schlachta sich regt und unbekümmert um das Damoklesschwert der Zwangsenteignung zu Latifundienbildungen schreitet. Sie hält sich mit ihrem Grundbesitz nicht in den alten Grenzen, sondern geht ihrerseits zum Angriff über. Das würde nicht geschehen, wäre sie nicht der Unterstützung ihrer österreichischen Genossen sicher, und dadurch erhält die Angelegenheit ein andres Gesicht. Man mag über die Enteignung, die stets mit Härte verbunden ist, denken wie man will, in dem Augenblick, wo das Gesetz zu einem Schachergeschäft dienen, die Nichtanwendung der Enteignung als Prämie für das weitere Wohlverhalten österreichischer Staatsmänner gegen Deutschland dienen soll, müssen alle Rechtsbedenken zurücktreten. Es wird klar zu stellen sein, ob der Polenklub unsrer Nibelungentreue Zumutungen stellen darf, die an Hörigkeit grenzen. Sind wir schon an dem Punkt angelangt, wo von Lemberg und Krakau über Wien in unsre Ostmarkenpolitik hineingeredet wird? Das ist kaum zu glauben und würde auf kraftvollen Widerstand aller Deutschen stoßen, in denen das Nationalitätsbewußtsein nicht erstorben ist. Seit Bismarcks Heimgang hat sich zwar manches geändert; Deutschland ist nicht mehr so aktiv in der internationalen Politik wie früher, und Herr v. Aehrenthal ist bei der Annexion Bosniens als österreichischer Bismarck gefeiert worden. Aber wenn er seinem großen Vorbilde nacheifern will, wird er sich vor Schritten hüten müssen, die eine tiefgehende Verstimmung zeitigen könnten. Die Fortsetzung seiner Balkanpolitik ist nur mit deutscher Rückendeckung möglich, und ein Bündnis mit Österreich wird für Deutschland erheblich im Werte herabgemindert, wenn uns Opfer zugunsten der Ambitionen der Schlachta angesonnen werden. Die Schlachta hat ihres Wesens Wesenheit nicht verändert, und im besonderen die österreichische in Galizien, die sich nur durch Korruption und durch die Vergewaltigung fremder Nationalitäten im Sattel erhält, bildet den Hort der großpolnischen Zukunftsträume, zugleich in diesem Sinne eine latente Gefahr für Preußen und Rußland. Galizien ist das Wallfahrtsland der preußischen und der russischen Polen, und es läge viel näher, einmal den Deckel dieses beständig brodelnden Kessels zu lüften. Auch ein österreichischer Bismarck sollte sich zur Erkenntnis durchringen können, welche Gegengewichte dort verborgen liegen. Indessen, wir möchten schließlich doch hoffen, daß es sich im vorliegenden Fall, so bestimmt auch die Nachricht von der Sistierung der preußischen Polenexpropriation auftritt, nur um müßiges Klubgeschwätz handelt und die Stetigkeit unsres ostdeutschen Ansiedlungswerkes keinen Schaden erleidet. Es wäre ein häßlicher Spuk, wenn an Grolmans Grabe in diesen lauen Märznächten Geisterstimmen vernehmbar würden, die Zwiesprache hielten über einen neuen Zickzackkurs.

Digitized by Google

Die politisch-militärische Lage auf der Balkanhalbinsel.

Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein (Breslau).

Obgleich sich die Zusammenstöße türkischer und bulgarischer Grenztruppen im bulgarisch-türkischen Grenzbezirk des Kricmatals bei Tamrasch, 30 km südlich Philippopels, im Burgaser Grenzbezirk und dem von Kalagatsch und bei Göktepe wiederholten, und zwei bulgarische Bataillone und türkischerseits 4000 Mann nach ersterem Grenzbezirk gesandt wurden, so galten doch jene Konflikte allgemein nicht als die Symptome eines etwa bevorstehenden Kriegausbruchs zwischen der Türkei und Bulgarien, sondern als Händel der Besetzungstruppen an einer nicht überall genau festgesetzten Grenze. Das Gebiet von Tamrasch am Kricmatal, einem wie das Maritzatal bei Adrianopel im Osten, im Westen gegenüber Philippopel, wichtigen Zugangswege von Bulgarien nach der Türkei und umgekehrt, verblieb im Berliner Frieden der Türkei, wurde jedoch erst sehr viel später von ihr in Besitz genommen, da seine Bewohner, kriegerische Pomaken, sich dem widersetzten. Allein nicht nur für ein Eindringen Bulgariens in die Türkei und umgekehrt seitens dieser in Bulgarien, sondern auch für die Abwehr desselben, ist jenes Gebiet von strategischer Wichtigkeit. Eine gemischte türkisch-bulgarische Kommission begab sich dorthin, um an Ort und Stelle über die Grenzverhältnisse und die erfolgten Zusammenstöße zu entscheiden und eine 2te wurde entsandt, um die bulgarisch-türkische Grenze festzusetzen. Schon hieraus geht hervor, daß man denselben beiderseits keine bedrohliche Bedeutung beimaß, und bestrebt ist den Frieden aufrecht zu erhalten.

Sowohl durch die Rede des Zaren beim Besuche König Ferdinands in Petersburg, in der der Zar in dem unabhängig gewordenen Bulgarien eine Garantie der Aufrechterhaltung des Friedens auf der Balkanhalbinsel zu erblicken erklärte, wie durch die Haltung der Pforte Bulgarien gegenüber, wurde dieses Bestreben illustriert. Während bisher einer Äußerung König Ferdinands zufolge, als der Hauptzweck seiner Reise nach Petersburg die „endgültige Lösung der mazedonischen Frage“ galt, sollte diese Reise, einer Erklärung des russischen Botschafters in Konstantinopel nach, nur die Aufrechterhaltung des status quo auf dem Balkan bezwecken. Allein König Ferdinand ist von der Reise enttäuscht zurückgekehrt, und in Petersburg hat man ihm keinen Zweifel darüber gelassen, daß Rußland jetzt ein Vorgehen Bulgariens gegen die Türkei nicht billige, und daher nicht unterstütze. Eine ernstere Warnung war nicht nötig, da Bulgarien keinen Krieg will. Da überdies auch Rußland wie Österreich im Einverständnis mit Deutschland an der Aufrechterhaltung des status quo auf der Balkanhalbinsel festhalten, so erscheint die Annahme gerechtfertigt, daß die mazedonische Frage durch angemessene, nicht demütigende, türkische Konzessionen, ohne etwaige Gebietsabtretung und ohne einen Krieg der Türkei mit Bulgarien, ihre spätere Lösung finden dürfte. Die europäische Diplomatie wird von anscheinend gut informierter Seite als von Zuversicht auf die Erhaltung des Friedens am Balkan für die nächste Zukunft erfüllt, geschildert. Die Nachricht, daß in Konstantinopel auch jetzt eine kriegerische Strömung herrsche, durch welche die Türkei zu einem bewaffneten Vorgehen gedrängt werden könnte, stehe mit der wirklichen Stimmung der maßgebenden Stellen und der führenden politischen Kreise am Bosporus nicht im Einklang. Es sei auch kein Beweggrund wahrzunehmen, durch den der Pforte der Gedanke eines militärischen Eintretens für die Wahrung ihrer Interessen nahe gelegt werden könnte. Die Kretafrage habe den akuten Charakter, den sie angenommen hatte, dank dem von den Mächten ausgeübten Druck vollständig eingebüßt. Daher könne jetzt von einer Gefahrquelle in dieser Richtung nicht mehr gesprochen werden. Die Angaben, daß die letzten Vorgänge in Athen die türkische Regierung zur Wiederaufnahme militärischer Vorkehrungen in größerem Maße veranlaßt hätten, klängen keineswegs einleuchtend; denn es lasse sich nicht einsehen, aus welchem Grunde für die innere Krise, die Griechenland durchmacht, die Möglichkeit einer ernsten Verwicklung zwischen den beiden Staaten näher gerückt erscheinen sollte. Wenn ferner den Beziehungen zwischen Konstantinopel und Sofia in manchen Meldungen ein Charakter beigelegt würde, dem scharfe Reibungen entspringen könnten, so befinde sich diese Auffassung im Widerspruch mit den Informationen, die diplomatischen Stellen über die Lage zwischen der Türkei und Bulgarien zugehen. Die gegenseitige Stimmung der beiden Staaten könne durchaus nicht als feindselig gekennzeichnet werden, und keine der zwischen ihnen schwebenden Fragen befinde sich in einer Phase, welche der Voraussetzung der Geneigtheit zu kriegerischer Initiative auf der einen oder andern Seite einen Anschein von Berechtigung verleihen würde. Im ganzen lasse sich das Urteil der Diplomatie über die Lage auf der Balkanhalbinsel dahin zusammenfassen, daß vorläufig kein Grund besteht, in der nächsten Zeit die Gefahr des Auftauchens einer ernsten Friedensstörung am Balkan zu besorgen.

Somit werden die jüngsten Erklärungen eines türkischen Staatsmannes dem Vertreter eines italienischen Blattes gegenüber, die Türkei, welche Griechenland kein Haar krümmen wolle, sammle alle ihre Kräfte zu einem vernichtenden Kriege gegen Bulgarien, dem Erbfeind der türkischen Zukunft in Europa, sie werde in kurzer Zeit eine halbe Million Soldaten beisammen haben, um ihre Pläne verwirklichen zu können, als Phantasie gekennzeichnet, und fast Gleiches dürfte hinsichtlich

Digitized by Google

eines großen Teils der Erklärung des früheren Sekretärs des jungtürkischen Komitees, Nazim Bey, gelten: Bulgarien bereite sich zu einem Kriege vor, es tue gut daran; denn man wünsche nichts sehnsüchtiger herbei als einen Krieg mit dem ehemaligen Vasallenstaat Bulgarien. Hinsichtlich Griechenlands könne er jedoch versichern, daß das jungtürkische Komitee beschlossen habe, selbst dann keinen Krieg mit Griechenland zu beginnen, wenn die Kreter Abgeordnete in die Nationalversammlung nach Athen schicken sollten. Denn man wisse, daß Bulgarien nur auf den günstigen Augenblick warte, um seine Truppen die Grenze überschreiten, und nach Mazedonien einrücken zu lassen. Der Ausbruch eines türkisch-griechischen Krieges würde aber dieser von Bulgarien so ersehnte günstige Augenblick sein. In einem Monat würde die Türkei 500000 Mann unter den Waffen haben. 350000 von ihnen würden an der bulgarischen Grenze konzentriert sein, und etwa 100000 Mann die griechische Grenze überwachen, um auch von dieser Seite gegen alle Eventualitäten geschützt zu sein. Es sei nicht nur der Wunsch der Türkei, Bulgarien in einem Kriege entscheidend zu besiegen, sondern auch dasselbe zu vernichten."

Mögen diese Wünsche nun auch die des jungtürkischen Komitees verkörpern, so wird ihnen jedoch dadurch, daß die Pforte sich nicht in die griechischen Streitigkeiten einmischen will, und ihren Gesandten in Athen beauftragte, sich bei den dortigen Ereignissen vollkommen neutral zu verhalten, sowie durch das bisherige friedliche Verhalten Bulgariens die Spitze abgebrochen; und nichts scheint der Pforte ferner zu liegen, wie einen Krieg vom Zaune zu brechen. Selbst die Angaben eines bulgarischen Offiziers, daß bei Dupnica, 50 km südwestlich Sofias und 20 km von der mazedonischen Grenze, augenblicklich 40000 Soldaten ständen und daß sich ein zweites bulgarisches Kriegslager bei Kostendil (35 km westlich Dupnicas im Strumabecken) in gleicher Nähe von der türkischen Grenze befinde, und daß die Truppen stark mit Gebirgsartillerie und schweren Creuzotgeschützen ausgerüstet seien und tagtäglich kriegsmäßige Übungen veranstalteten, und ein Teil des bulgarischen Generalstabes in Dupnica stationiert und Offiziere des Kriegsministeriums ständig zwischen Sofia und Dupnica unterwegs seien, dürften, falls sie sich überhaupt bestätigen, nicht sowohl eine Kriegsvorbereitungsmaßregel, wie vielmehr nur eine demonstrative Machtentfaltung Bulgariens an der Grenze Mazedoniens bezeichnen, um den Wünschen und Forderungen König Ferdinands betreffs der Bulgaren Mazedoniens mehr Gewicht zu verleihen.

Die jüngsten, mannigfachen, alarmierenden Nachrichten von außergewöhnlichen Rüstungen der Türkei wer en vom berufensten deutschen Kenner derselben, General v. d. Goltz, als unbegründet bezeichnet, und er erklärte: „alles, was zurzeit von militärischen Vorbereitungen in der Türkei getroffen werde, liege durchaus in den regelrechten Plänen der Wiederherstellung der von dem alten Regime in der bedenklichsten Art vernachlässigten Wehrmacht des Reiches. Die Kontrerevolution vom 19. April v. J. habe das bis dahin schon Errungene größtenteils vernichtet. Ein Armeekorps mußte nahezu aufgelöst, zwei andere auseinandergerissen und vermischt werden. Dann kamen der Aufstand in Yemen, die Unruhen in Albanien, die Massakers von Adana und manches andre, was Truppenaufgebote erforderte und die Kräfte zersplitterte. Erst allmählich kehre jetzt die Ruhe zurück, so daß die unterbrochene Arbeit wieder aufgenommen werden könnte, und nur dies habe den Stoff zu den Alarmrufen geliefert. Die Entlassung von Resten von Altersklassen mit willkürlich ausgedehnter Dienstzeit, die Einberufung der überschüssigen dienstpflichtigen Rekruten aus früherer Zeit zur Ausbildung im Heere, die Überführung des Jahrgangs 1906 zur Reserve usw., die Entlassung eines Teils der Altersklasse von 1907, um Raum für die Einreihung der christlichen Rekruten und der jungen, bisher vom Dienst befreiten Mohammedaner zu gewinnen, alles dies erkläre das Kommen und Gehen von Mannschaftstransporten und müsse auch für die notwendigen Bekleidungs- und Ausrüstungsvorräte in den großen Mobilmachungscentren und in den Stabsquartieren der Landwehr sowie für die Geschütz-, Material- und Munitionsbestände, an den Punkten, wo sie im Kriege gebraucht werden, gesorgt werden. Desgleichen erfolge die Einberufung der Redifs zu den bisher unterbliebenen einmonatlichen Waffenübungen, und würden das ganze Jahr hindurch dauern, da 300000 Mann nachträglich einzuberufen seien. Bei Adrianopel, Üskub und andern Punkten der Grenze sei an Befestigungen vieles nachzuholen. Immerhin sei die heimlich lauernde Kriegsgefahr auf der Balkanhalbinsel nicht zu verkennen. Die lange Reihe der Demütigungen nach außen hin, müsse aufhören. An ihren Souveränitätsrechten über Kreta werde und müsse die Pforte schon der Volksstimmung halber dem kleinen Griechenland gegenüber festhalten, sie ohne Kampf nicht aufgeben, auch da sich jedenfalls im türkisch-griechischen Archipel Loslösungsgelüste regen, mindestens der Ruf nach Autonomie ertönen würde."

Von den letzten inzwischen beschlossenen Rüstungsmaßregeln der Türkei verdient die Verstärkung des 2. Armeekorps (Adrianopel) um 3 Divisionen, die des 3. Armeekorps (Saloniki) um 2 Divisionen als ein Ausgleichsmittel gegen die bisher bestehende Überlegenheit Bulgariens an schnell kriegsbereiten Streitkräften in Europa, besondere Hervorhebung. Ferner aber die bereits von einigen Erfolgen begleitete Hebung der türkischen Flotte und der Ankauf von 4 fertig bereitliegenden deutschen Torpedobootjägern, und ist

Digitized by Google

überdies die eingeleitete Sicherung der strategisch wichtigen Punkte der Linie von Kypyra an der griechischen Grenze zu nennen. Mit Fug und Recht macht sich die Türkei mit der Durchführung der Reorganisation ihrer Streitmittel für einen eventuellen, wenn auch zurzeit unwahrscheinlichen Krieg gegen Bulgarien und Griechenland bereit. General v. d. Goltz hält „zwar die Gefahr des Krieges mit Griechenland wegen Kretas, obschon die griechische Regierung ebensowenig an einen Krieg denke, wie die Pforte, nicht für ausgeschlossen, da die Kretenser eines Tags ihre Sendboten zur griechischen Nationalversammlung oder zur Deputiertenkammer entsenden könnten, und daß die Regierung nicht imstande sei, sie zurückzuweisen. Das käme der Vereinigung mit Griechenland gleich, wäre schnöde Verletzung der türkischen Oberhoheit und somit gleichbedeutend mit Krieg. Diesen zu vermeiden, würde die türkische Regierung nicht imstande sein." — Allein die Lage in Griechenland und Kreta hat sich neuerdings der Aufrechterhaltung des Friedens weit günstiger gestaltet wie bisher. Denn Kreta hat sich der Forderung der Note der Schutzmächte, keine Vertreter zur griechischen Nationalversammlung zu entsenden, gefügt, und beschloß das kretische Exekutiv-Komitee noch ein Manifest an die Bevölkerung Kretas zu richten, des Inhalts, daß sich die Kreter dem Willen der Schutzmächte fügen, und von jeder Teilnahme an den Wahlen zur Nationalversammlung enthalten müßten, jedoch bleibe die Forderung Kretas, Abgeordnete zu ihr entsenden zu dürfen, auch weiterhin zu Recht bestehen. Hieraus aber dürfte implicite hervorgehen, daß die Kreter auch die neue griechische Kammer nicht zu beschicken gedenken. Überdies dürfte der den Parteiführern zugegangene Entwurf zur Verfassungsrevision viele Wünsche befriedigen, zumal er die Rechte des Königs nicht antastet und die Offiziere als nicht ins Parlament wählbar erklärt, und damit eine Quelle der bisherigen, hochgradigen, politischen Beunruhigung und Erregung verschließt, und mehrfache andre nützliche Bestimmungen vorsieht. Ferner machte sich in letzter Zeit eine Reaktion gegen die Militärliga bemerkbar, die durch eine Gruppe von Generalen und höheren Marineoffizieren, an deren ersterer Spitze der aus dem griechisch-türkischen Kriege und seinen Beziehungen zum Kronprinzen bekannte General Smolenski steht, repräsentiert ist, und die gleich der Regierung und dem Parlament auf die Auflösung der Militärliga dringt. Dieselbe wird, einer Erklärung des kretischen Parteichefs Venizelos zufolge, nach der Veröffentlichung der Einberufungsbotschaft zur Nationalversammlung erfolgen und unterliegt, da von den Ligamitgliedern mit ihrem Wort zugesichert, keinem Zweifel. Venizelos schildert die Situation als völlig geklärt. Befürchtungen für neue Verwicklungen beständen nicht. Die Nationalversammlung würde votiert werden, da alle einig seien. Die Grundlagen der Verfassungsartikel über Monarchie und Parlamentarismus blieben unangetastet. Auch über die Episode Smolenski gab er beruhigende Erklärungen. Nichtsdestoweniger darf nicht unerwähnt bleiben, daß Kundgebungen für und gegen den Militärbund stattfanden, und daß inzwischen die 6000 Mann im Militärlager von Gudi bei Athen Feldübungen begannen, sowie daß in Volo, Larissa und Karditza aus Gründen der öffentlichen Sicherheit Eisenbahnzüge ständig unter Dampf stehen, und daß das gesamte neue Kammerpräsidium aus Abgeordneten, die zugleich Offiziere sind, besteht, und in den nächsten Tagen 18 000 Reservisten zu Übungen einberufen werden, sowie daß im Stillen gerüstet wurde.

Allein die politische Gesamtlage hat sich inzwischen in Athen beruhigt. Die Rückkehr des Kronprinzen Konstantin nach der Hauptstadt erfolgt, und, wie es scheint, wird demnächst bei der Verlesung der Botschaft zur Einberufung der Nationalversammlung durch den König in Gegenwart der Mitglieder seines Hauses in der Kammer, ein Versöhnungsakt zwischen dem Könige, den politischen Parteien und den Häuptern der Militär-Liga erfolgen und in einer Akklamation des Königs und seiner Botschaft zunächst seinen Ausdruck finden.

Diluvialmenschen-Schicksal.

Zu den Hauserschen Funden im Berliner Völkerkundemuseum.

Von Dr. Ernst Kot (Berlin).

Es ist noch gar nicht so lange her, daß das Cuviersche Dogma: „l'homme fossile n'existe pas" von der Wissenschaft endgültig abgetan ward. Man kann sagen, daß eigentlich erst durch die grundlegenden Untersuchungen von Schwalbe (Straßburg) und Klaatsch (Breslau) über den berühmten Neandertaler (1900—1902) die Existenz einer anders gearteten Eiszeitmenschheit über jeden Zweifel erwiesen ist. Wir wissen heut, daß im mittleren Diluvium, nach Pencks Berechnungen, etwa vor drei- oder vierhunderttausend Jahren, weite Gebiete Europas, das heutige Spanien, Frankreich, Belgien, Österreich und Deutschland, von einer Rasse bevölkert waren, die sich durch mancherlei Besonderheiten ganz wesentlich von allen rezenten Menschentypen unterscheidet. Diese primitive Rasse, die wir nach dem Fundort ihres erstentdeckten Vertreters die „Neandertaler" heißen, läßt sich ihrem Körperbau nach heut schon ziemlich gut charakterisieren, und zwar besonders auch dank jenem überraschend gut erhaltenen Skelett, das der Basler Archäologe Otto Hauser am 7. März 1908

Digitized by Google

bei Le Moustier im Tale der Vezère (Dep. Dordogne) entdeckte. Der Fund dieses „Moustiermenschen Hausers" (Homo Mousteriensis Hauseri) ist wissenschaftlich von so außerordentlicher Bedeutung, daß die Entdeckungsgeschichte hier kurz mitgeteilt werden soll, zumal dieser Bericht dazu angetan erscheint, die in Laienkreisen verbreitete Anschauung zu widerlegen, man brauche in „fundverdächtigen" Gegenden nur den Spaten sozusagen anzusetzen, um Dutzende von Skeletten, die da reihenweise lagern, ohne sonderliche Mühe zu heben. Seit 12 Jahren ist Hauser bemüht, in der Dordogne, dem „diluvialen Pompeji", wie man das Gebiet treffend einmal genannt hat, die Stationen der ältern Steinzeit systematisch zu durchforschen; seit fünf Jahren etwa tut er dies in größerem Maßstabe, unter Aufwendung beträchtlicher Geldmittel und mit Hilfe eines ganzen Stabes geschulter Arbeiter (Ingenieure, Geometer u. s. f.). Er hat zu diesem Zweck das Terrain gepachtet, und gegenwärtig stehen 21 prähistorische Niederlassungen im Umkreis von mehr als 90 Kmtr. zur Ausgrabung. Genaueste Vermessungen und tägliche photographische Aufnahmen des in Angriff genommenen Terrains verbürgen unbedingte Zuverlässigkeit und ermöglichen peinliche Nachprüfung. Am 7. März 1908 also stieß die bei Le Moustier grabende Kolonne in unberührter Schicht auf kleine Knochenstückchen, die vielleicht menschliche sein konnten und von dem sofort herbeieilenden Hauser als Teile eines menschlichen Oberschenkels erkannt wurden. Die Grabung ward augenblicklich eingestellt und die Fundstelle alsbald hoch mit Erde angeschüttet. Dies geschah, weil Hauser allen jenen Einwänden begegnen wollte, die von den Skeptikern einer gewissen Anthropologenschule bis dahin noch so ziemlich bei jedem Funde von diluvialen Menschenresten erhoben worden waren. Hauser bat also eine Reihe von Zeugen (Fachleute und Beamte), der weitern Aufdeckung des Fundes (am 10. April) beizuwohnen und nahm dann ein genaues amtliches Protokoll darüber auf. Es zeigte sich nun, daß zu den Knochenfragmenten auch ein Schädel gehörte. Dieser wurde nur teilweise bloßgelegt, die Situation genau vermessen und photographiert, und dann die Fundstelle von neuem zugeschüttet. Die endliche Hebung des kostbaren Fundes übertrug Hauser, der, wie gesagt, durchaus sicher gehen wollte, dem Berufensten, nämlich Professor Klaatsch, und sie ging erst am 8. August 1908 im Beisein einer Sachverständigen-Kommission (der deutschen Professoren Baelz, Kossinna, v. d. Steinen, Hans Virchow — um nur die bekanntesten zu nennen) vor sich. Zunächst ergab sich die überraschende Tatsache, daß dieser Tote liebevoll bestattet worden war; sein Haupt lag auf einem „Kopfkissen" aus Erde und Feuersteinen, man hatte ihm einen schön gearbeiteten Faustkeil und einen Schaber des sogenannten Acheultypus mit ins Grab gegeben, und zahlreiche, teilweise angebrannte Knochen vom Urrind erzählten davon, daß man den Toten für die Reise ins Jenseits mit Nahrung versehen hatte. In viertägiger, mühsamster Arbeit gelang es, den größten Teil des Skeletts zu heben, vor allem auch den Schädel, den Klaatsch dann später mit Plastilin aufs genialste ergänzt hat. Die mustergültige Untersuchung des Skeletts durch den Breslauer Anthropologen, der heute der anerkannte Führer der modernen Anthropologenschule ist, ergab die Zugehörigkeit des Moustiermenschen zur Neandertalrasse und ermöglichte, wie schon gesagt, die wertvollste Ergänzung des Bildes dieser Urzeitrasse.

Dieser Moustiermensch ist nun seit einigen Monaten im Völkerkundemuseum der Öffentlichkeit zugänglich, vorläufig nur als Gast; er harrt gemeinsam mit einem ebenso kostbaren vorjährigen Funde des unermüdlichen Hauser eines Käufers, und zwar eines deutschen Käufers. Doch vorerst noch ein paar Worte über den andern Diluvialmenschen, den „Aurignac-Menschen Hausers" (Homo Aurignacensis Hauseri), wie ihn Klaatsch getauft hat. Über ihn sind die Akten noch nicht geschlossen; das eine kann man jedoch schon mit aller Bestimmtheit sagen: für die Urgeschichte des Menschen ist dieser Fund vielleicht noch bedeutsamer als der Moustiermensch. Klaatsch und Hauser stellen über ihn eine umfangreiche Publikation für Ende März in Aussicht. Im übrigen ist auch das Skelett dieses Diluvialmenschen erstaunlich gut erhalten, stratigraphisch genau bestimmt und bezüglich der Kulturstufe durch Grabbeigaben einwandsfrei charakterisiert.

Und nun kommen wir zu dem Schicksal der beiden Gäste unsres Völkerkundemuseums. Sie harren hier des deutschen Käufers, und harren seiner nun schon seit fast einem Vierteljahr! Um das gleich vorauszuschicken: an Käufern überhaupt, an anscheinend geradezu fabelhaft hohen Angeboten fehlt es den beiden Diluvialmenschen nicht. Aber diese Käufer sind Amerikaner, und sie bieten für die unschätzbar wertvollen Kostbarkeiten rund eine Drittelmillion. Man muß schon ein unpraktischer deutscher Gelehrter sein, um solch lockendem Angebot zu widerstehen und nur weniger denn die Hälfte jener Summe verlangen, damit der — wir wiederholen es: unermeßlich kostbare, durch deutsche Wissenschaft gehobene Schatz, von dem es im Gutachten Waldeyers und Bonnets heißt: „er dürfe um keinen Preis für Deutschland verlorengehen", auch deutscher Wissenschaft erhalten bleibe, damit die unter so vielen Mühen ergrabenen Funde nicht in irgendeiner amerikanischen Privat-Universität oder einem amerikanischen Museum wieder vergraben werden und höchstens einem Austauschprofessor gelegentlich zugute kommen.

Als Hauser seinerzeit den Wunsch kundgab, seine beiden Funde dem Berliner Völkerkunde-

Digitized by Google

museum für 160 000 Mark zu überlassen, d. h. für einen Bruchteil dessen, was sie ihn selbst gekostet haben, war man an maßgebender Stelle ob dieses Geschenks geradezu begeistert. Um vorläufig die Hand darauf zu legen, leistete man eine immerhin stattliche Anzahlung, versprach, sich binnen wenigen Tagen zu entscheiden, — nun sind bereits zwei lange Monate seitdem verstrichen, und jetzt geht gar der Klingelbeutel um. „Unsre Mittel", heißt es wörtlich in der „an einen kleinen Kreis von wissenschaftlich und wohltätig Gesinnten" sich richtenden „Bitte", „sind gänzlich ungenügend gegenüber einer so außergewöhnlichen Anforderung, und anderweitige Staatsmittel stehen bei der heutigen Finanzlage nicht in Aussicht."

Diese Erklärung kann gegenüber der von der Museumsleitung selbst zugestandenen „dringenden Pflicht der Erwerbung dieser Schätze" und dem einmütigen Urteil der führenden Autoritäten (wir nennen u. a. Waldeyer, Bonnet, Klaatsch, v. Schiering, Virchow) über die hohe wissenschaftliche Bedeutung dieser Funde nicht genügen. Man braucht ja nur daran zu erinnern, daß noch vor kurzem die Finanzlage die Erwerbung der zufällig die gleiche „außergewöhnliche Anforderung" stellenden, noch immer strittigen Florabüste gestattete. Der Haken sitzt hier möglicherweise wo anders. Wir wollen nicht zu schwarz sehen, aber — diese beiden „Zeugen der Sintflut" rütteln vielleicht zu vernehmlich an der Pforte jenes noch immer tabuierten Gebietes, das Broca einmal treffend die „nebelhaften Regionen des Menschenreiches" genannt hat, und dieses Pochen und Rütteln mag ja wohl in nicht gerade „kleinen Kreisen" der Maßgebenden wenig angenehme Musik sein. Daher vielleicht die aus der etwas kläglich anmutenden „Bitte" deutlich zu hörende offizielle Absage.

Nun, der Fall steht nicht ohne lehrreichen Vorgang da. Vor rund dreißig Jahren drohte dasselbe Schicksal einem andern fatalen „Bindeglied", dem berühmten Archäopteryx, dem Vogel mit der Eidechsenverwandtschaft aus dem Solenhofener Schiefer. Damals erwarb in letzter Stunde ein Werner Siemens das unermeßlich kostbare Stück und rettete es so deutscher Wissenschaft.

Wer wird unter den königlichen Kaufleuten, unter den Großindustriellen unsrer Tage die unermeßlich wertvollen Hauserschen Funde der deutschen Wissenschaft erhalten und damit seinen Namen für alle Zeiten in die Annalen der „Wissenschaft aller Wissenschaften", der Wissenschaft vom Menschen, mit unvergänglichen Lettern eintragen?

* * *

Während vorstehende Ausführungen gesetzt wurden, kam die Nachricht, daß Krupp 15000 Mk., zwei andre Ungenannte je 10000 Mk. inzwischen gezeichnet haben. Möge das Beispiel dieser national und idealistisch Gesinnten rasche und zahlreiche Nachfolge finden. Es wäre eine brennende Schmach für „das Volk der Denker und Dichter", wenn uns noch in letzter Stunde so unermeßlich Kostbares verloren ginge.

Marées.

Von Dr. Max Brod (Prag).

Teulich hatte ich mit einem Maler zu tun, der mir nach meinem Bericht über die Schwierigkeiten des Schreibens ganz ruhig sagte: „Und ich. Es gibt gar kein Ende meiner Schwierigkeiten." Das ist ein Mann, der wohl vierzig Skizzen und Bilder über ein Thema macht, ehe er beschließt, eins für endgültig zu halten. Nun fragte ich, wie er denn erkenne, daß ein Bild endgültig fertig sei. Ja, das erkenne er, war die Antwort, durch einen gewissen Vergleich des Gemalten mit dem Idealbilde in seinem Kopf. Nun ändre sich aber das Gemalte von Tag zu Tag, teils durch die technische Beschaffenheit der Farben, in ganz materiellem Sinne, teils durch das Fortschreiten der Arbeit, endlich auch dadurch, daß er selbst mit immer neuem Auge die Welt, also auch sein Gemaltes ansehe. Ferner wandle sich aber auch in seinem Sinn das Idealbild, dem er nachstrebe, schreite wohl fort in das Beste . . . Da mußte ich freilich zugeben, daß es schwer sein müsse, dieser aus einander rotierenden Räder irgendwie Herr zu werden, mit Wechselndem Wechselndes zu verfolgen, ja einzuholen. Und obwohl wir in einem frischen gesunden Wald gingen, wurde mir ganz schlecht vor Kompliziertheit, damals. Das Schreien der Vögel und die schönen Stulpenstiefel, die wir beide trugen, als Jäger, das alles konnte uns nicht viel nützen, wie es schien.

Ich schlage den enormen Band auf, den Meier-Graefes*) kaum begreifliches Temperament, anbetungswürdiges Fieber veranstaltet hat. Es sind Reproduktionen nach Skizzen und Bildern v. Marées. Vieles wiederholt sich mit kleinen Abänderungen (Eindruck eines kinematographischen Films), vieles ist so schrecklich mühsam. So, nun hab ich aufrichtig gesagt, was ich beim ersten Durchblättern empfand. Wie ein schwerer Block, nicht aufzutaun, lag dieses Buch in der Mitte meines Zimmers. Ich wagte nicht, so lang ich allein war, es anzusehn, geschweige es aufzuschlagen! So etwas läßt sich malen, allenfalls sammeln, diese Fülle, aber niemals durchstudieren, niemals. Kamen aber Besucher, so lud ich sie ein, die Mäuschen, ein wenig daran zu nagen, in meinem

*) Julius Meier-Graefe: Hans v. Marées, zweiter Band. München, R. Piper & Co., 1909.

Digitized by Google

Namen gleichsam. Immer mit andern öffnete ich drei, vier Seiten, besah einen Strich hier, eine Komposition dort. Allmählich begann der Block in mein Zimmer, zur Familie zu gehören . . .

Marées wurde 1837 in Elberfeld geboren. Mit zwölf Jahren zeichnete er einen österreichischen Schützen, der das Gewehr senkt, und einen kleineren bayrischen, der es schultert. Er malte in Berlin bei Steffeck Porträts, in denen Pferdehufe und deutlich getroffene Doppelläufer keine geringe Rolle spielen. Er versteht auch, durch einen hinzugefügten Beduinen ein exotisches, durch eine Ebene im Hintergrund ein historisches Cachet zu erzielen. Transport Verwundeter nach der Schlacht von Solferino. Sein großes Talent macht ihn zum ersten Maler in München, seine Gewissenhaftigkeit zum eifrigen Kopisten in Italien. Es gibt dann ein wunderbares Doppelbildnis (Marées und Lenbach) von ihm, in dem seltsame Regelmäßigkeiten die Farbensetzung, die Verteilung der Flächen zu bewirken scheinen. Die halbkreisförmige Kontur von Lenbachs Hut, ganz dunkel, läuft parallel mit dem Haarrahmen um die rosige Stirn des andern und ist in sie hineingerückt. Die Zipfel des wehenden Bartes ersetzen die Richtung des unter Zwickergläsern verloren gegangenen Blicks . . . Dieses Problem scheint sich auf allen Bildern zu wiederholen: wie stelle ich zwei, drei, noch mehr Personen in einem Raum nebeneinander, daß sie malerisch zusammengehörend eine Einheit bilden, auch wenn sie nicht mit einander sprechen, einander den Rücken kehren? Ein wunderbarer Verkehr der Linien und Färbungen mit einander, ein Zyklus der Formen . . . Manchmal wird dieser Effekt noch auf ganz naivem Weg angestrebt, so in der „Abendlichen Waldszene" dadurch, daß Mann und Frau einander ganz tief in die Augen starren; ihre Zusammengehörigkeit im Sichtbaren zur Novelle umgedeutet. Die Neapler Fresken bringen Ruderer, Netzträger, Fischer in Rhythmen, die noch sehr am Körper der großen Ruder und Boote und Gebrauchsgegenstände kleben. Aber dann ist in den „Hesperiden" einfach das Nebeneinanderstehn dreier nackter Frauen unter einem Baume schöne Geschlossenheit geworden. Im „Heiligen Martin" ist der Bittende so wundervoll eng in eine Ecke gedrängt, aus der er hervorläuft, daß es der gekreuzten Arme gar nicht bedurft hätte, um das Mitleid des Ritters zu erregen. Das erhabene Selbstbildnis wird vom Pinsel durchzückt, wie von einem Pfeil ins Herz . . .

Vor diesem erstaunlich fleißigen Katalog kann schließlich das Gefühl der Bewunderung nicht ausbleiben. Man bleibt verpflichtet, und zumal wenn man dem Müßiggange ergeben ist, die Mühe des Künstlers, des Herausgebers durch Lob zu unterstreichen. Dieses ängstliche Lob, es lobt eigentlich nur in sich hinein, man möchte sich selbst aufrütteln damit, zur Arbeit . . . Anders freilich mag die Begeisterung vor den ausgewählten Meisterwerken sich äußern, im Grand Palais. Durch frische Herbstluft hingefahren, auch diese riesigen Schwungmauern, goldenen Standarten und Gipsräume sind ungeheizt. Da klatscht man in die Hände. Denn an gelben, schrägen Wänden verkünden Purpur und Fleisch, dicke Farbenflächen, gleichsam Festungen aus Farbe, an denen entlang die Umrisse wie Bäche einschneiden, verkünden glückliche Bilder, in Farbe wie gemeißelt, jedoch mit glatten Oberflächen, verkünden den Ruhm des Mannes, der mühevoll gestrebt und scheinbar mühelos erreicht hat.

Zum hundertjährigen Bühnenjubiläum des „Käthchen von Heilbronn".

Von Dr. **S. Rahmer** (Berlin).

Kleists „Käthchen von Heilbronn" blickt auf eine einhundertjährige Bühnenlaufbahn zurück. Am 17. März 1810 hat Käthchens rührende, von dem Liebreiz himmlischer Unschuld umflossene Gestalt, „eine echt geborene Tochter der Poesie, der die Mutter ihre eigenen Züge geborgt hat", das Licht der Rampe erblickt, und zwar am Wiedener Theater zu Wien, wo es nach Kleists eigener Angabe auf dem Titel der Originalausgabe an den beiden folgenden Abenden wiederholt wurde. Das Theater an der Wien pflegte das Ausstattungsstück und die damals besonders beliebten Ritter- und Zauberdramen. Die Aufnahme des Stückes von seiten der Presse war vor hundert Jahren keine besonders günstige, und nur der Kleist eng befreundete Hormayr, welcher an der Spitze der einflußreichen Partei der Altösterreicher stand, lobt das Stück in seinen „Österreichischen Annalen &c.", erhebt es über die gewöhnlichen Ritterstücke und weist ihm „unter allen in diesem Jahre erschienenen neuen Darstellungen — die der Hoftheater eingerechnet — den ersten Rang" zu. So hatte Kleist endlich nach dem Fiasko des „zerbrochenen Krug" in Weimar zu Lebzeiten die Genugtuung, eines seiner Stücke erfolgreich über die Bühne gehen zu sehen. Und trotz aller Wechselfälle hat sich das Käthchen auf der Bühne behauptet, und noch heut kann es als das einzige Drama Kleists bezeichnet werden, das sich auf der deutschen Bühne festgesetzt hat und nicht mehr von ihr zu verdrängen ist.

Unter allen größeren Bühnen Deutschlands war die Berliner die letzte, die sich des Stücks annahm. Ja, selbst im Ausland, so in Kopenhagen hatte man das Stück, allerdings in sehr unzulänglicher Bearbeitung, eher zu sehen bekommen als in Berlin; die bekannten heftigen

Digitized by Google

Ausfälle Kleists gegen Iffland mögen diese Vernachlässigung verschuldet haben. Am 24. April 1824 ging das Stück zum ersten Male über die Bretter des Königlichen Schauspielhauses. Der Erfolg war ein durchschlagender, das Stück hielt sich auf dem Repertoire und mußte oft „auf Begehren" wiederholt werden. Den größten Anteil an dem Erfolg in Berlin hatte die Darstellerin der Titelrolle, Frau v. Holtei, die bisher in dieser Rolle unübertroffen scheint. „Den schönsten Kranz wand sie sich indeß unstreitig als Käthchen von Heilbronn", schreibt H. Doering von der Schauspielerin, die schon ein Jahr nach Kreierung der Rolle aus dem Leben schied. Auch in der Berliner Presse fand das Stück volle Anerkennung. Die Kritik in der Haude-Spenerschen Zeitung, bemerkenswert schon deshalb, weil der mit Kleist bekannte Theaterkritiker, Fr. Schulz, persönliche Reminiszenzen mitteilt, habe ich schon früher der Vergessenheit entzogen. Hier sei zum ersten Male die Besprechung in der „Vossischen Zeitung" wiedergegeben:

Am 29. April: Das Käthchen von Heilbronn. Es sind nun fünfzehn Jahre, seit dieses Schauspiel von Heinrich v. Kleist gedichtet wurde; Käthchen mußte also auch in der dramatischen Literatur so alt werden, als die Dichtung sie angibt (der Pflegevater sagt zu den Femrichtern: zuvörderst müßt Ihr wissen, daß mein Käthchen Ostern die nun verflossenen fünfzehn Jahre alt war), ehe ihr Zutritt auf der Berliner Bühne gestattet wurde. Als der junge Mann lebte und Zeugnisse von Genialität gab, beachtete man ihn wenig und hob nur die allerdings unleugbaren Schwächen seines Werkes hervor, um ihn preiszugeben. Darum und weil er durch alle Stationen den unglückseligen Zustand erfahren mußte, wonach wir bei uns selten Männer finden, die das aufkeimende Talent zu rechter Zeit den Deutschen ins rechte Licht stellen —, während man oft Begünstigte hat, deren geringe Fähigkeiten mit allen Mitteln auf die Dauer nicht von der wahren Erkenntnis zu schätzen sind — mag die Kritik nicht strenge richten über das Jugendwerk eines Dichters, dessen Anlagen die Meisterschaft verkündeten. Jenes Schauspiel trägt offenbar neben einer geistreichen, oft scharfen und machtvollen Charakteristik, neben trefflicher Abzeichnung des Zeitalters, worin es spielt, auch Spuren der Zeit, worin es geschrieben wurde; nämlich Spuren einer derben, mitunter auch nicht glücklichen Bilderjagd einer Mystifikation und Theaterfrömmelei, wie sie hier und da auch außer der Bühne zum Schauspiel wurde; dennoch ist es beklagenswert, daß es, um dem Dichter da, wo er lebte, Eingang zu verschaffen, erst eines Herrn v. Holbein bedurft hat, der das Ganze nicht in gleicher Höhe zu fassen, das Zerrissene in dem Werke nicht ganz machen konnte; dem es nur um ein Stück zu tun war, das der Menge gefällt, und der den im Original herrschenden Geist Shakspeares wegschob, um buntes Flitterwerk näher zusammen zu rücken. Frau v. Holtei gibt das Käthchen und ist besonders vortrefflich in der Demut und in der Zartheit, allerdings Elementen des Charakters. Sind nun auch Motive darin, die größere Mittel fordern, als der liebenswürdigen Schauspielerin zu Gebote standen, so dürfen wir dennoch der Zufriedenheit beistimmen, die das Publikum äußerte. — — —

Die Äußerungen des Theaterkritikers können uns nicht viel bedeuten, aber immerhin sind sie ein Beweis dafür, in welchem Maße die Wertschätzung des Dichters und seiner Werke in der Stadt, die ihn einst so kalt und abstoßend behandelt hatte, gewachsen war. Zu den ersten, welche in der Folge für das Käthchen in Wort und Tat eintraten, gehören Heine und Börne; in der Vorliebe und Verehrung für Kleist fanden sich die feindlichen Dichter zusammen. Aber auch aus den begeisterten Worten Börnes, wie aus der schwärmerischen Verehrung Tiecks, Hebbels und der Anerkennung moderner Literarästheten spricht eine gewisse Verstimmung über angebliche Gewaltsamkeiten und Inkonsequenzen in der Durchführung des Dramas. Vor allem an dem „Kaiser-Problem" hat man Anstand genommen, und zahlreiche Bearbeiter haben immer wieder hier zu ändern und zu beseitigen versucht. Sehr zu Unrecht. Denn der Schluß des Dramas ist nicht eine Willkürlichkeit, eine Marotte des Dichters, der Kaiser ist nicht der deus ex machina, sondern die notwendige Voraussetzung des Ganzen. Zu der irrigen ästhetisch-kritischen Auffassung und damit zu den verkehrtesten Bühnenbearbeitungen hat der Umstand verleitet, daß Käthchen in ihrem äußeren Verhalten unter dem Banne einer Suggestion völlig einer Somnambulen gleicht, und daß man deshalb glaubte, mit natürlichen Erklärungen und wissenschaftlichen Begründungen ihre Erscheinung und die Vorgänge des Stückes begründen zu können. Nichts verkehrter als das. Alles, was Käthchen tut in ihrer demütigen Hingebung und willigen Aufopferung, alles, was sich vor dem Zuschauer abspielt, muß als ein fortdauerndes Wunder wirken und aufgefaßt werden. Die bloße kindliche Naivität, womit die Schauspielerin leicht Triumphe erntet, tut es nicht, Käthchen muß sofort als die hoheitsvolle Kaisertochter wirken, sie ist der Mittelpunkt der Legende, sie umschwebt der Seraph, ihr steht der Cherub helfend zur Seite. Was Kleist vorführen will, ist nicht ein in allen Teilen konsequenter und natürlich begründeter Vorgang, sondern es ist ein Wunder. Das Wunder aber ist begründet in der naiven Vorstellung des Mittelalters, nach welcher das Oberhaupt des heiligen römischen Reiches, der Deutsche Kaiser, von einer eigenen Glorie umstrahlt, mit dem Papste die Herrschaft über die Christenheit teilt. Deshalb ist seine Tochter, und

Digitized by Google

nur sie allein, wert und würdig, daß selbst ein Engel ihr einen ebenbürtigen Bräutigam zuführt.

Wer die Schlußszenen ändert und die Figur des Kaisers in gewaltsamer Bearbeitung streicht, der entzieht dem Stücke die notwendige Voraussetzung. Die Vorgänge des Stückes beruhen auf dem Volksmärchen, der Legende und dem Wunder, die Figuren und Gestalten aber, die uns das Stück vorführt, sind dem Leben entnommen, und auf sie passen die Worte, die Hebbel in sein Tagebuch einträgt: „Kleists Arbeiten starren von Leben!“

Zwei Gedichte.

Von **Leo Heller** (Groß-Lichterfelde).

Und dieses Eine . . .

Und dieses Eine seh ich düster kommen:
Die schreckliche Gewalt, die grausam richtet
Und die erbarmungslos mein Sein vernichtet.
Nichts steht mir bei, sie von mir abzuwehren.
Wie mit gebundnen Händen stehe ich entkräftet
Und fühle ihren Blick auf mich geheftet,
Den Blick, der Tod bringt Stämmen, Völkern,
Heeren . . .

Wandel.

Das eigne Haus, das ich im Traum ersehnt,
Daß mir sein Herd zu keiner Zeit erkalte,
Nun, da ich es errungen und verwalte,
Fühl ich, wie stark sich meine Sehnsucht dehnt,
Wie sie ins Freie und ins Unbegrenzte
Mit ihren stärksten Flügelschlägen drängt,
Wie schmerzend mich das Los, das mir einst glänzte,
In dieses Alltags dumpfe Enge zwängt.

Ins heilige Land.

Von **Walter v. Molo** (Wien).

Lärm und Rossetraben war im stillen Donautal, und drüber stand glühend die Sonne, vom Hahnenschrei bis zum Aveläuten. Es war schweres Reiten im drückenden Eisenkleid, und der Weg zum heiligen Grabe war weit. Schon riefen vereinzelte Hörner zur Mittagsrast.

„Wir wolln noch ein Stück traben“, sagte Herr Heinrich von der Mildenburg und nahm den schweren Eisentopf von der bleichen Stirn, auf der der Druck eine rote Schramme ließ, „und halten, wenn das Tal sich breitet; hier kann man nicht sehen vor Staub, den die Troßbuben aufwirbeln.“ — „Laßt gut sein“, lachte Zeit vom Wolfen, der ihm zur Seite ritt, „es wird noch heißer werden, drüben in Antiochia, und statt der Troßbuben werden uns Sarazenen ärgern.“ Er wandte sich im hohen Streitsattel und sah mit dem stechenden Abenteurerblick in den riesigen Heerwurm zurück, der staubwerfend den Windungen des Stromlaufs folgte. „Wir haben allzu viel Weiber und Pfaffen; das wird kein sieghaft Streiten.“ — „Gott ist mit uns“, sagte der von der Mildenburg und schlug ein Kreuz, „in seiner Hand liegt der Heerzug.“

Sie ritten schweigend weiter, zur Rechten blühende Obstbäume, zur Linken den langsam ziehenden Silberstrom. „Wenn jetzt die Sarazenen kämen, wie wären übel beraten“, sagte Klaus Zehren, der bis nun stumm geblieben war, und zeigte mit scheuem Blick die Felsen hinan, „da droben gäbs ein fröhlich Nisten für die Hunde.“ — „Sie haben höhere Berge und reißende Ströme, wo Roß und Mann im Strudel sinken“, sprach der vom Wolfen, „wenn einer mal im Lande gewesen, dünkts einem so friedlich daheim, so zwergenhaft.“ Er brach ab und horchte dem frommen Lied, das die Mönche anstimmten, die an der Spitze zogen; er hing den Kopf. Da fragte Klaus Zehren schnell und riß an den Zügeln: „Warum nahmt ihr, Mildenburger, das Kreuz?“ — „Ich habe gelobt, der Kirche zu dienen und die Schwachen zu schirmen, da gab es kein Zögern, als der große Bernhard das Kreuz predigte . . .“ — „Und eure Bauern zogen fort und ließen die Dörfer und Weiler leer“, lachte der Wolfen, „daß die Felder brach lagen und keine Frucht bringen konnten: ihr mußtet mit, sollten nicht die Hörigen ziehen, wider euren Willen.“ — Eine aufgejagte Höflingsröte lief über das wohlgepflegte Antlitz des Mildenburger; er griff nach der goldenen Schaumünze, die ihm auf der Brust klingelte und sah über den Strom, wo sich die mächtigen Umrisse einer Burg zeichneten. „Der Gundagg reitet nicht im Zug?“ fragte der Templer, der den Blick bemerkte, „sein Haus ist wie Schloß Krak auf der Straße nach Tripoli; man sieht an der doppelten Mauer und dem zwiefachen Graben, daß sein Vater mit Gottfried von Bouillon zog.“ — „Er muß Minne treiben daheim“, lachte der Zehren, „Frauenliebe hält nicht lang vor, ihre Augen taugen nicht nur einem Mann.“ — Herr Heinrich sah sinnend in den zerstampften Straßengrund. „Ich will nicht rühren an eure Rede, aber der Gundagg hängt stark an seinem jungen Weib.“ — „Er soll kommen“, grollte der Zehren, „ich bin bereit.“ — „Ein Edler schweigt über seiner Liebe Dinge, gegen Freund und Bruder und gegen sich selbst“, sprach der Templer; da sah ihn Claus Zehren mit blitzenden Augen von der Seite her an.

Digitized by Google

„Laßt der andren Weiber, ihr Herren, und denkt ans Rasten“, rief der Templer und bog nach rechts, wo das Tal in die Breite sank, „hier ist gut lagern.“ – „Wir wollen zu Pferd bleiben“, sagte der Mildenburger, „damit uns die andern den Lagenplatz nicht schmälern; wenn sie vorüber sind, geht es ans Rasten.“

Unablässig zogen die Scharen, wirr durcheinander, staubbedeckt. Ritter und Knappen, Bauern, mit Weib und Kind, Mönche und Troßgesinde in dichtem Hauf. Es war ein Schreien und Psalmieren, daß der Hufschlag der Pferde und das Poltern der Vollräderkarren unterging. — Herr Veit sah zum sehnlich blauen Frühlingshimmel und schnob den zarten Duft der Blüten ein, den die Bäume in der Mittagsschwüle atmeten. „Wenn sie nur schlagen, wie sie plärrn!“ — „Da ist er!“

Aus dem wogenden Braun und Grau des niedrigen Volkes ragte ein mächtiger Rappe, dem der Schaum über die breite Brust floß. Kein Zeichen trug der Schwergepanzerte, auch nicht das Kreuz. Das Visier lag herabgeschlagen; auf dem Bügelfuß stand die Lanze. Ohne Gruß zog er an ihnen vorbei und sah voraus.

„Niemand weiß um ihn.“ — „Laßt's euch nicht kümmern; es reitet mancher im Zug, der mit geschlossenem Gitter zieht.“ Der Templer wendete den Braunen und griff mit der Eisenfaust in aufgerichtete Fischernetze, die in der Sonne trockneten und den Weg sperrten. Er riß die Stecken, an denen die Schnüre hingen, aus dem Wiesengrund und warf sie zur Seite. „Hier wollen wir rasten.“ Mit schwerem Schwung kam er zur Erde; langsam, die Hilfe seines Knappen gewöhnt, kletterte der Mildenburger aus dem Sattel. Der Templer warf seinen Helm ins grüne Gras und sich daneben. „Es tut wohl, die Glieder zu strecken.“ — „Ich will noch ein Stück reiten und erst rasten, wenn meine Leute kommen“, sagte Klaus Zehren, „Gott befohlen!“

Herr Mildenburg lag der Länge nach im schwellenden Gras und sah den Schwalben zu, wie sie in der Höhe Bogen fuhren, ihm war behaglich zumute. Der Wolfsen kreuzte die Arme unter dem narbichten Kopfe, auf dem geschwungene Sarazenenklingen krumme Wege gezeichnet hatten — mit plötzlichem Ruck war er aufrecht, auch der Mildenburg hob sich zu halber Höhe. „Das sind streitende Männer!“ Er fing Helm und grasenden Gaul, mit einem Ruck saß er und gab dem Braunen, dem noch die Halme vom Maule hingen, den eisernen Zinken. Es bog in die Wegstraße ein; hinter sich hörte er des Mildenburgers Gaul schnaufen. Er hob sich im Sattel und sah zwei Reiter, die wider einander rannten. Herr Veit schloß das Visier, da schrie der Mildenburg auf: „Er fällt!“ Ein Reiter ragte nunmehr aus dem Kopfgewimmel des Troßgesindes, das den Streitplatz umstand, und das der Unbekannte mit blutiger Lanze durchbrach, das freie Feld zu gewinnen. Doch der Wolfsen sperrte ihm den Weg. Breit stand sein Gaul, die schweren Beine tief in den fetten Ackergrund gepflanzt, die rot-silber gewimpelte Schärpe flog im Wind. „Zeigt die Farben!“

Da zeigte der andre sein Antlitz. Blaue funkelnde Kraftaugen über flatterndem Blondbart. „Ihr seid es, Gundagger?“ — Der trieb seinen Rappen näher. „Ich hatte eine alte Rechnung, um meines Weibes willen. Es war ehrlicher Handel. Gott geb ihm die ewige Ruh und mir einen fröhlichen Erben. — Mein Weib will Mutter werden, da bin ich nötig daheim; ich such den Gott nicht in der Ferne wie ihr.“ Zu den Knappen, die sich um den Toten scharten, rief er: „Wer mir übel will, soll kommen. Ich halt auf dem Anger zum Kampf!“ — „Es kommt keiner“, brummte der Wolfsen. Da sandte Walter Gundagger einen Blick über des Zehren stille Gestalt, die starrend lag, und rief mit starker Stimme zu den Männern: „Es wird euch ein Reiter einholn vom König Konrad; er kündet Landfrieden und Ruhen der Privathändel für die Dauer der Fahrt! — Und wenn ihr den Reiter nicht seht, dann nehmt an, er sei in die Irre geritten, doch die Kunde wißt ihr!“ — „Der Reiter seid ihr“, sprach Veit vom Wolfsen und ein Zucken lief über sein faltiges Antlitz, das die Sonne des Morgenlands zum Pergament gebräunt hatte, „lebt wohl und bleibt den Hohenstaufen treu, es werden nicht allzu viel rückkehren vom gelobten Land.“ Er trabte der Straße zu und sah sich nimmer um.

Herr Walter Gundagg ließ seinem Gaul die Zügel und zog durch den gärenden Ackergrund heimwärts, die Lanze vor sich auf dem Sattel, ein verträumtes Lächeln in den Frühling lachend.

Noch lange klang ihm das Psalmieren der Mönche in den Ohren; erst als er die Donaufähre erreichte, verklang der letzte Laut.

Lueger.

Von Dr. E. E. Friedegg (Berlin).

Dr. Karl Lueger, der Bürgermeister Wiens, der seit Wochen sozusagen unter den Augen aller Österreicher starb, ist seit einem und einem halben Jahrzehnt der populärste Mann einer Stadt gewesen, deren Kinder im allgemeinen ganz anders sind als er. Nicht obwohl, sondern weil er anders war als die andern, wurde er einer der allergrößten Söhne der Donaustadt, einer der meistgeliebten und meistgehaßten. Reichsdeutsche Leser der „Gegenwart“, die sich unter Lueger einen Reicke oder einen Oberbürgermeister Kirschner vorstellen, werden die Persönlichkeit Luegers auch dann noch kaum begreifen, wenn ich ihnen sage, daß Dr. Karl Lueger nicht nur der Herr von Groß-Wien gewesen ist, daß er auch Mitglied des österreichischen Reichsrats war und bis zu seiner schweren Erkrankung — vielleicht sogar über die Anfänge dieser Krankheit hinaus — der absolute Herrscher der größten

Digitized by Google

Partei des österreichischen Abgeordnetenhauses, der Christlich-Sozialen, blieb. Die Christlich-Sozialen sitzen für Jahrzehnte sicher: im Wiener Rathaus, im niederösterreichischen Landtag, und das gleiche, allgemeine und direkte Reichstagswahlrecht hat ihre Sitze im Abgeordnetenhaus ganz enorm vermehrt. Wären aber Reicke oder Kirschner auch mit allen Mandaten und Würden und Orden begabt, die Karl Lueger inne hatte, und wären die beiden dazu noch Parteiführer und Exzellenzen — wie das Lueger war — sie wären doch kaum mehr als achtenswerte Männer in angesehenster Stellung, kurz: sie wären beide zusammen kein halber Lueger. Sogar in dem leicht entzündlichen Wien, in dieser leicht überschätzenden, leicht unterschätzenden, ungerecht liebenden, ungerecht hassenden, niederträchtig leicht hassenden, unverantwortlich leicht liebenden Stadt ist niemals ein Bürger, ein Politiker, ein Staatsmann so viel geliebt und gehaßt worden wie Karl Lueger.

Karl Lueger war ein Wiener von Geburt, der Sohn eines Schuldieners, studierte in Armut die Rechte und ward Rechtsanwalt. Als Kind ganz armer Eltern und unbeschäftigter Advokat zog er — unaufhörlich essend, trinkend und redend — mit seinen freisinnig-demokratischen Ansichten Nacht für Nacht von einem Gasthaus der Vorstadt ins andre. Seine Genossen vom demokratischen Freisinn waren von dem Genre jener Politiker, die Bismarck einst halb melancholisch halb satirisch „Die Herbstzeitlosen“ genannt hat. Sei es nun, daß es mit der freisinnigen Sache nicht recht vorwärts gehen mochte, sei es, daß Lueger nicht genügend im Vordergrund der mangelnden Ereignisse war, er stand bald schmollend abseits, wandte sich theoretisch mehr nach links und wäre bei einem Haar Sozialdemokrat geworden, hätten die Sozialisten nicht schon in Viktor Adler einen Führer gehabt. Mit der zweiten Tenorpartie mochte sich ein Lueger nicht begnügen, und so gründete er mit dem Prinzen Liechtenstein eine demokratische Partei — gegen die Sozialdemokratie. Als besonderen Schlager seines Programms erfand er den Antisemitismus, der sich für die Wiener katholische und mosaische Konfession als gleich zugkräftig erwies. Nebenbei wollte er noch mit der freisinnigen Korruption und dem liberalen Nepotismus aufräumen. Dieses Versprechen seines Programms hat er denn auch vollauf erfüllt, und an Stellen der Enkel und Neffen und Vettern von freisinnigen Würdenträgern trat die nähere und entferntere Verwandtschaft der christlich-sozialen Rathauspartei. Die Korruption und der Nepotismus hörten unter Lueger nicht auf, sie hatten aber immerhin einen andern Namen. Auch mit dem Antisemitismus wurde es nichts Rechtes. Zuerst wollte Kaiser Franz Joseph seine Bürgermeisterwahl nicht bestätigen, weil man den Ausbruch einer Revolution in Wien befürchtete. Lueger ließ damals bei allen Juden, aus Wut über den vorsichtigen Kaiser, die Fenster einschlagen und wollte die aufgewühlten Massen sogar gegen die Hofburg führen. Da bestätigte der Kaiser die neue Wahl, auf einen Wink Luegers beruhigten sich die Wiener Bestien, und Lueger vertrug sich nach ein paar Jahren so famos mit den Juden, daß er sogar in dem jüdischsten Wahlkreis Wiens gewählt wurde. Er tat beträchtlich viel Wasser in seinen politischen Wein. Den Wein aber, den man aus der Rebe preßt, den hat er ungemischt genossen — so ungemischt viel, daß er schwer nierenkrank wurde und ihm der Tod das Sterben bitter schwer gemacht hat. Er gebot über einen schönen Christusbart, über eine herkulische Gestalt, und in seinen Reden umfaßte er alle Takte zwischen dem rohesten Kutscherton und dem vornehmsten Burgtheaterjargon. Nebenbei ist er der Gründer eines christlich-sozialen Rathauskellers gewesen, in dem nur heimische Weine verschenkt wurden. Er selbst verstand — wie ich schon andeutete — von diesem Naß einiges, und diese Gründung fand bei Juden und Christen gleichen Beifall. Er umgab Wien mit allerhand kleinen Gartenanlagen, baute eine schlechte Stadtbahn, errichtete eine christliche Gasanstalt statt der alten englischen und kämpfte gegen das jüdische Großkapital, indem er sich seiner — bediente.

Er war der wüsteste Agitationsredner, den man sich vorstellen kann, der rücksichtsloseste Polemiker, der zynischste Dialektiker, der roheste und brutalste Gegner. Ich kann mir kaum einen Sozialdemokraten denken, der so schimpfen und so leichtsinnig angreifen könnte, wie Lueger. Aber selten findet man auch einen Menschen, der empfindlicher wäre, als es Lueger war, und ich kenne keinen Komödianten, der mehr Lob vertragen könnte, als Karl Lueger. Er war immer ganz traurig, wenn er von irgend einer Seite angegriffen wurde, und über solchen Kummer brachte ihn auch sein Zynismus nicht hinweg und sein Humor, der — wie alles an diesem Manne — über das Mittelmaß gewaltig emporragte. Von diesem Humor, in Verbindung mit einer gelinden Bildungsverachtung — er war stolz darauf, seit seinen Universitätsjahren kein einziges ernstes Buch mehr gelesen zu haben — gab er noch auf seinem Sterbebett eine erstaunliche Probe. Er fragte die versammelten Mediziner nach dem Unterschied der einzelnen Fakultäten. Und als die Ärzte keine rechte Antwort fanden, meinte er — der ehemalige Rechtsanwalt, der selbst den Doktorhut der Rechte trug: „Ja, sehen Sie, meine Herren! Die juristische Fakultät zieht die Leute aus (er dachte an die Rechnungen der Advokaten und andres Unheil, das die Justiz anrichtet), die medizinische Fakultät bringt die Leute um (er spottete über die Ärzte, daß sie ihm nicht helfen konnten), die theologische Fakultät begräbt die Leute, und von der philosophischen weiß man nicht sicher, wozu sie eigentlich da ist.“

Er stürzte Wien in enorme Schulden, blieb persönlich arm, war gegen seine Parteifreunde nachgiebig, zeigte ihnen aber gelegentlich so deutlich die Pranke, daß sie alle auseinanderstoben. Er war ein bißchen treu und noch mehr falsch — wie alle Wiener — aber er war ehrgeizig und energisch — wie kein andrer Wiener.

Aus den Theatern.

Siegfried Wagners „Banadietrich“.

Um Wert oder Unwert von Siegfried Wagners künstlerischem Schaffen ist wiederum ein harter Streit entbrannt, als sein neustes Werk „Banadietrich“ in Karlsruhe kürzlich die Uraufführung erlebte, dem bald darauf Magdeburg folgte. Und um die gleiche Zeit etwa konnte man zwei frühere Werke „Herzog Wildfang“ in Halle, „Kobold“ in Schwerin sehen. Bei dem Für und Wider des öffentlichen Urteils, den widersprechendsten Meinungen der zünftigen Kritik ist es nicht leicht, die richtige Stellung zu finden und vorurteilsfrei dem Sohn des großen Bayreuther Meisters den ihm zukommenden Platz unter den zeitgenössischen Tonsetzern und in der Musikgeschichte anzuweisen. Daß es im ganzen kein Glück ist, der Sohn eines großen Mannes zu sein, haben auch schon manche andre erfahren müssen, ganz abgesehen davon, daß ich die Hereinziehung dieser verwandtschaftlichen Verhältnisse in die Kritik des Schaffenden für höchst unzulässig halte. Auffallend ist jedenfalls, daß es Siegfried Wagner bisher nicht gelungen ist, in weiteren Kreisen größeres Interesse für seine Werke zu erringen, obwohl wir an neuen Opern nicht eben reich sind, obwohl seine Werke sämtlich an einer Reihe guter Bühnen aufgeführt wurden und stets in Gegenwart zahlreicher Bühnenleiter, Opernregisseure, unter starker Beteiligung der ganzen deutschen Tages- und Fachpresse. Ich habe vor kurzem an dieser Stelle ausgeführt am Beispiele Pfitzners und Cornelius', daß ausbleibender Erfolg durchaus noch kein Urteil über ein Werk zuläßt; wenn ich aber alle für Wagner günstigen Faktoren berechne und dazu die weitgehenden Beziehungen nehme, über die er als Erbe von Bayreuth verfügt, dann komme ich schließlich doch stark in Versuchung zu sagen: Vox populi, vox dei! Ich glaube auch, daß die vielleicht zu aufdringlichen Bemühungen seiner Freunde, die stark übertriebenen Lobes-

Digitized by Google

hymnen befreundeter Kritiker, wie die von Kurt Mey, seinem Rufe mindestens ebenso geschadet haben, als die Umtriebe der bayreuthfeindlichen Partei, die man jetzt wieder ebenso wie die ungünstig gesinnten Kritiker für alles verantwortlich machen will. Jedenfalls läge es sicherlich im Interesse des jungen Wagner und seines ungestörten künstlerischen Weiterschaffens wie in dem der Wahrung des großen Werks von Bayreuth und seines Meisters, wenn das Haus Wahnfried dem Byzantinismus, den es heute mit sich treiben läßt, kurzerhand ein Ende machte; denn darauf führe ich ein gut Teil der herrschenden Feindseligkeit zurück.

Verhindert der Karlsruher Uraufführung beizuwohnen, habe ich nun die Erstaufführung im Magdeburger Stadttheater besucht und das neue Werk auf mich wirken lassen bei möglichster Unvoreingenommenheit, soweit das eben heute nach all den vorher geschilderten Parteizwisten noch möglich ist. Wie in allen seinen früheren Werken hat Wagner auch hier, als echter deutscher Meister, aus dem unergründlichen Born der deutschen Sage geschöpft, und diesmal die wendische Version des Dietrich von Bern („Banadietrich" wahrscheinlich volksethymologisch entstanden aus „Pan [= Herr] Dietrich"), die aber im Grunde ganz germanisch empfunden ist. Leider ist ihm aber die Dramatisierung völlig mißglückt; nicht nur sprachlich versagt er, auch die dramatische Technik ist nicht seine Stärke, und von einer vertieften, grandiosen Auffassung und Bemeisterung, wie z. B. der des Nibelungenstoffes durch Richard Wagner, ist nichts zu merken. Wie unglaublich flach ist vor allem die Erlösung des wegen Gottesfrevels und beharrlichen Trotzes verdammten Dietrich durch Schwanweiß behandelt; wie typisch konventionell, wie wenig individuell die Figur des Teufels, der als bloßer Bösewicht und Schurke auftritt (man denke an die fein durchgeführte Rolle des „Loge" im Rheingold); wie wenig glaublich ist das Mißtrauen Dietrichs an der Aufrichtigkeit seines ehemaligen Feindes Wittich und an der Liebe von Schwanweiz; was für ein Polterer und unnatürlicher Kraft- und Übermensch ist der Banadietrich selbst.

Eine erfreuliche Überraschung bot aber die Vertonung dieses wenig ansprechenden Librettos, das — fürchte ich — auch dieses neueste Werk um seinen dauernden Erfolg bringen wird. Originell ist Siegfried Wagner hier nicht, zu seinem Glück möchte ich sagen; vielmehr wandelt er diesmal mit Erfolg auf den Spuren seines Vaters. In dem Sonnengesang Wittichs, der Tenorpartie, dem Goldregen der Schwanweiß, in den Vorspielen zum ersten und dritten Akt hat er Gesang- und Orchesterstücke von hoher Schönheit geschaffen, das Ganze ist ein melodiöses, ansprechendes Tonwerk geworden, das — zum ersten Male wieder — Hoffnungen für die Zukunft weckt. Wenn ich an die Musik von „Herzog Wildfang" denke, jedenfalls ein merklicher Fortschritt. Die Aufführung in Magdeburg, von Direktor Coßmann für den szenischen, von Kapellmeister Josef Göllrich für den musikalischen Teil geleitet, war sehr würdig und in Anbetracht dessen, daß es sich hier um ein größeres Provinztheater handelt, höchst lobenswert.

Man mag nun im ganzen über Siegfried Wagners Schaffen denken, wie man will, unbegreiflich bleibt es doch, daß man in Berlin seit dem „Bärenhäuter" keine Gelegenheit gehabt hat, sich über diesen sehr ernst zu nehmenden Komponisten von jetzt sechs Opern ein eigenes Urteil zu bilden. Es ist an und für sich hoch erfreulich, daß man in der Provinz nicht abwartet, bis Berlin die Initiative ergreift; aber man sollte doch meinen, daß die Hofoper der Reichshauptstadt, wenn sie schon eine Uraufführung nicht riskieren zu können glaubt, Siegfried Wagner mindestens soviel schuldet, als Richard Strauß, der ja auch Dresden seine Werke für die Uraufführungen anvertraut. Schließlich haben wir ja auch noch andre Operntheater in Berlin, die sich nicht erst von den Provinzialen an ihre Pflichten ermahnen lassen sollten.

Franz E. Willmann (Leipzig).

* * *

Theatralia etcetera.

Drei kleine Notizen, wie sie in den letzten Tagen die Zeitungen brachten, und alle drei reizende Schlaglichter werfend auf Direktoren, Künstler und Presse. Die Direktoren haben den Vorrang. Ein Schriftsteller erhält neulich das Manuskript eines Stückes zurück mit dem üblichen Begleitschreiben: „— — leider nicht geeignet usw." Wäre nichts Merkwürdiges dabei, denn obgleich alle Direktoren, mit Ausnahme Reinhardts, um Novitäten jammern, und meistens, Reinhardt diesmal inbegriffen, genötigt sind, den größten Schund aufzuführen, werden doch eingesandte Stücke meistens ungelesen zurückgeschickt, trotz oder wegen der vielen Dramaturgen, die in den Theaterbureaus herumwimmeln. Hier aber ist die Sache merkwürdig, denn besagtes Stück war von demselben Direktor, der das Ablehnungsschreiben unterzeichnet hatte, an demselben Theater, dem es eingereicht worden war, aufgeführt worden. Tadellos, nicht wahr, und kennzeichnend für den Ernst und die Gewissenhaftigkeit, mit der unsre Bühnenleiter über die geistige Arbeit der Autoren zu Gericht sitzen. Solchen Leuten ist das Schicksal der Bühnenliteratur anvertraut. Und wenn die dramatische Produktion zu stocken und in ihrem Werte zu sinken scheint und wenn sie selbst pleite gehen, wundern sie sich womöglich noch. Nr. 2. Herr Burmester läßt sich herab, in Stralsund ein Konzert durch seine geneigte Mitwirkung zu einem künstlerischen Ereignis zu machen. Er verfehlt den Herrn, der zu seinem Empfange auf dem Bahnhofe erschienen ist und fährt ins Hotel. Als auch hier keine besonderen Vorbereitungen für den illustren Gast getroffen sind, übermannt ihn der Unmut. Stracks fährt er nach Berlin zurück, und nun sendet er den Stralsundern einen Brief, der sich gewaschen hat. Gründlich wäscht er ihnen den Kopf, weil sie „seinem nicht unbedeutenden Namen" nicht die genügende Ehrfurcht entgegengebracht haben und es fehlte nur, daß er ein Reglement über den feierlichen Empfang von reisenden Künstlern vorschriebe, wie es für den Empfang von Fürstlichkeiten vorgeschrieben ist — die Spitzen der Behörden, weißgekleidete Jungfrauen, Glockengeläut und Ehrenkompagnie. — Wahrlich, das Selbstgefühl unsrer mimenden, fidelnden und singenden Herrschaften ist gewaltig entwickelt, aber nicht durch ihre Schuld, sondern durch die der Presse, die fortwährend vor denen, die einen „nicht unbedeutenden Namen" haben, auf dem Bauche rutscht, über jeden ihrer Schritte beflissen berichtet und so tut, als gäbe es nichts wichtigeres auf der Welt, als das hohe C herauszuschmettern, das Klavier zu massieren, Couplets zu singen oder den Violinbogen zu führen. Hier gleich die Illustration. In einem gelesenen Blatte steht folgendes:

„Wien, den . . . (Telegramm unseres ⊙> Berichterstatters.) Der Schauspieler Alexander Girardi hat sich neuerdings für das nächste Jahr ans Raimund-Theater verpflichtet.

Eine Sensation erregende, alle Pulse höher schlagen lassende Nachricht. Solch überflüssiges, unnützes Zeug wird in die Welt hinaustelegraphiert und gedruckt. Nun, die Sache stand wohl in einem der „Intelligenz"blätter oder in einem Organ für Theaterklatsch? O nein, mein Lieber, sie stand in der „Deutschen Tageszeitung"! Wer will sich da noch wundern, wenn das Theater allmählich eine Rolle spielt, die ihm absolut nicht zukommt.

* * * Dr. M. P.

Zwei vielsagende Theaternotizen.

Zwei Notizen, die von zwei verschiedenen Berliner Bühnen an die Tageszeitungen ausgegeben wurden, seien hier als typische Zeichen für die Schaffenslust und Schaffensart der Berliner Theaterleiter festgehalten.

Nach dem Erfolge von Richard Skowronneks Schwank „Hohe Politik" publiziert die Direktion des Berliner Theaters:

. . . daß die nächste Premiere die Neuinszenierung eines klassischen Werkes bringen wird. Welches Werk das sein werde, stehe noch nicht fest.

Digitized by Google

Anfang Februar gibt die Direktion des Lessing-Theaters bekannt:

> . . . daß die Aufführung von Georg Hirschfelds „Das zweite Leben" im Einverständnis mit dem Autor auf die nächste Saison verschoben worden sei, um den Erfolg von Hardts „Tantris der Narr" und Bahrs „Das Konzert" nicht zu unterbrechen, und weil Irene Triesch Mitte März ihren Urlaub antrete.

Die erste Notiz verkündet stolz die Tatsache, daß eine Theaterleitung nach dem Erfolg des eben herausgebrachten Stückes noch keine Ahnung hat, was das zweite sein werde, die zweite, daß eine führende Bühne von künstlerischer Bedeutung, nachdem sie nur in der ersten Hälfte der Spielzeit etwas getan hat, glaubt, mit zwei Kassenerfolgen rechtfertigen zu können, daß sie in der zweiten Hälfte gar nichts tut. H.

Randbemerkungen.

Die Peripetie in der Mannesmann-Sache.

Das war eine Bombe! Eines derartigen Wurfgeschosses hat sich die deutsche Regierung nicht vermutet. Herr v. Schiemann hatte nach dem Gutachten des Professors v. Martitz in der bekannten Mittwochs-Revue der Kreuzzeitung gewähnt, nunmehr sei das letzte Wort gesprochen und die Angelegenheit Mannesmann sei erledigt. Und zwar in dem Sinne, daß die Herren keine Rechte besäßen. Aber

> Cet animal est très méchant
> Quand on l'attaque il se defend.

Das allerletzte Wort hat nicht die Regierung, sondern haben die Remscheider gesprochen. Und wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Das Schriftstück, das die Remscheider Erfinder und Fabrikanten veröffentlicht haben, die „Beantwortung der amtlichen Denkschrift und Aktenstücke über deutsche Bergwerksinteressen in Marokko", richtet sich gegen die gesamte Darstellung des Weißbuches und alle ihre einzelnen Punkte. Mir scheint, das A. A. dürfte in diesem Fall zweiter Sieger geblieben sein. Wie sich freilich die Budgetkommission dazu verhalten habe, ja, das steht auf einem andern Blatt. Über die juristischen Punkte der Beantwortung und überhaupt alle die Gutachten und Gegengutachten der Herren Professoren und Exminister ist ein langes und breites Hinundher geschrieben worden. Die Völkerrechtslehrer sind gewiß nicht aus diesem homerischen Kampfe mit erhöhtem Ansehen hervorgegangen. Keine Krähe hackt der andern die Augen aus, wohl aber ist ein Völkerrechtslehrer glücklich, wenn er seinem Kollegen recht etwas auswischen kann. Ohnehin lautet ja die Definition: ein deutscher Professor ist ein Mann, der andrer Ansicht ist. In Zukunft, so fürchte ich, werden die Stühle des Völkerrechts sehr im Preise sinken. Etwas Belangloseres, Hilfloseres, stilistisch Mißlungeneres und der ganzen Gesinnung nach — nun, man denke sich ein Adjektiv! – als die Aufsätze von Martitz, Kahl und Fleiner kann man sich überhaupt gar nicht vorstellen. Ich lasse dabei das Gutachten des Herrn v. Jagemann außer Betracht, weil es mir nicht vollinhaltlich, sondern nur in einem kurzen, möglicherweise sehr unvollständigen Auszug zu Gesicht gekommen ist. Genug, ihre juristischen Hahnenkämpfe mögen die Professoren unter sich auskämpfen. Die Gutachten haben — deutsch und deutlich gesprochen! — politisch gar keinen Wert. Der eine Gutachter schlägt den andern tot und damit ist die Welt so weise wie zuvor. Worauf alles ankommt, ist hier die politische Seite der Frage. Es handelt sich in erster Linie um Macht, nicht um juristische Spitzfindigkeiten. Hat die Regierung den Wunsch und den Willen, deutsche Interessen im Auslande zu vertreten, oder hat sie ihn nicht? Glaubt sie ferner, die Macht zu haben, ihren Willen, gegebenenfalls auch gegen Widerstand, durchzudrücken? Bisher hat zweifelsohne die Regierung jenen Willen nicht gehabt. Und hat dementsprechend gehandelt. Sie hat, um aus ihrer beschaulichen Ruhe, um aus ihrer Bequemlichkeit nicht herausgestört zu werden, ihren ganzen Zorn und ihren ganzen Einfluß nicht etwa gegen äußere Feinde gewandt, sondern vielmehr gegen die eigenen Staatsbürger im Innern, in denen sie offenbar ihre schlimmsten Feinde erblickt.

Der Ausgang der ganzen Angelegenheit ist noch keineswegs entschieden. Der Reichstag muß auch noch sprechen. Wir werden daher Gelegenheit haben, auf die Angelegenheit zurückzukommen. Überhaupt wird ja in keinem Falle das Problem aus der Welt geschafft werden, wird in keinem Falle ganz von der politischen Bühne verschwinden, selbst wenn der Reichstag nicht das ersehnte Mißtrauensvotum gegen v. Schön erteilen sollte. Denn die Brüder Mannesmann, zäh und unerschrocken, wie die Westfalen sind, würden auch, nachdem alle amtlichen Stellen versagt haben, den Kampf fortsetzen und würden nur in schärferer Form gegen die jetzige Führung der auswärtigen Geschäfte streiten.

Des allgemeinsten Anteils sicher ist die Art, wie die inneren Triebkräfte der heutigen französischen Regierung aufgedeckt werden. Das ist direkt pikant. Und auch Herrn Krupp dürfte die Aufdeckung nicht gerade sehr erwünscht sein. Nämlich, die Firma Krupp hat sich an algerische Minen, die in der Landschaft Uenza, halb auf algerischem, halb auf tunesischem Gebiete liegen, 200 km südlich von dem Kriegshafen Biserta liegen, eine Beteiligung von 40% erworben. Schön. Nun kocht die französische Volksseele. Das ist schon weniger schön. Man drängt Krupp aus dem Uenzakonzerne heraus. Gibt ihm jedoch dafür eine Entschädigung. Er soll in Zukunft die Uenza-Erze um 10% billiger bekommen, als seine deutschen Konkurrenten Mithin eine Schädigung der Gesamtinteressen der deutschen Eisenindustrie. Jedoch zu der Kulissenpolitik in Frankreich selber! Der Haupttintenfisch, die große Meerkrabbe, die in der Mitte sitzt und nach überall hin die Fangarme mit den vielen Saugwarzen ausstreckt, ist Herr Schneider-Creusot, der Eisenkönig. Seine Leute sitzen in den Uenzaminen, sitzen in der Union marocaine. Seine Privatinteressen regieren Frankreich. —h.

* * *

Teuerung in Amerika.

In seiner ersten Botschaft an den Kongreß meinte Präsident Taft: das Land befinde sich „auf hohem Stande des Gedeihens", und er habe allen Grund zu der Annahme, daß der Wohlstand sich noch weiter heben werde; denn man stehe „am Vorabend einer wesentlichen Ausdehnung des geschäftlichen Lebens". Indessen: Herr Taft denkt und der Dollar lenkt. Der Präsident hatte die Rechnung ohne die Truste gemacht. Zwar stimmt es, daß das Geschäftsleben blüht. Das Jahr 1909 brachte den größten Ernteertrag und auf vielen Gebieten die größten Warenumsätze, die bisher erlebt wurden, und die Aussichten sind die denkbar günstigsten. Die Löhne aber haben eher die Neigung zu sinken, statt zu steigen, und das Leben ist unterdessen teurer statt billiger geworden. Niedrig und Hoch klagt über die Teuerung der Lebensmittel. Man sucht die verschiedensten Ursachen dafür verantwortlich zu machen: Zunahme der Goldproduktion, teilweise Erschöpfung der natürlichen Hilfsquellen, Erpressungen der Truste, Schutzzölle, Manipulationen der Spekulanten usw. An das Grundübel denken die wenigsten: den begonnenen Mangel an billigem Land.

Die Möglichkeit, im Westen mit wenig Geld freier Farmer werden zu können, bedeutete für den besitzlosen Amerikaner bisher ein Sicherheitsventil gegen einen allzu starken Druck der wirtschaftlichen Korporationen. Jetzt gibt es nur noch das Mittel der Auswanderung. Deshalb empfängt Kanada einen immer stärker werdenden Zustrom von Zuwanderern aus den Unionsstaaten. Aber abgesehen davon, daß es dem Einzelnen schwerer wird, auszuwandern, wie im eigenen Lande seinen Wohnsitz zu

Digitized by Google

wechseln, ergeben sich auch verschiedene wirtschaftliche Wirkungen. Solange in der Union noch immer neuer jungfräulicher Boden unter den Pflug gebracht werden konnte, mehrten sich die Möglichkeiten für den Austausch von Bodenerzeugnissen gegen Fabrikwaren im eigenen Lande. Zwischen Kanada und der Union hindern hohe Schutzzollmauern den Austausch.

Inzwischen hat das Naturgesetz der Auslese des Passendsten von den Leuten, die das wirtschaftliche Leben in den Vereinigten Staaten beherrschen, wieder viele ausgemustert. Eine verschwindend geringe Anzahl von Milliardären ist geblieben, die die Gesetze vorschreiben, nach denen sich die Kräfte des Volkes auf die verschiedenen Gebiete der Volkswirtschaft verteilen, und andre, nach denen die hervorgebrachten Güter auf den Markt kommen sollen. So konnte die allgemeine Produktion gesteigert und konnten doch gleichzeitig die Nahrungsmittel durch Heraufschraubung der Bodenpreise künstlich verteuert werden. Das Leben wurde in dem Maße teurer, als die dem bloßen Komfort dienenden Waren billiger wurden.

Da die Truste von den politischen Machthabern nicht ernsthaft bekämpft werden, sucht sich das Volk jetzt selbst zu helfen. Man erklärt den verhaßtesten Trust, den Fleischtrust, in Verruf. In Pittsburg fing es an. Elftausend Familienoberhäupter unterzeichneten eine Erklärung, die sie verpflichtet, 60 Tage lang kein Fleisch zu essen. Das Beispiel ist über das ganze Land hin in zahlreichen Städten und Orten nachgeahmt worden, so daß die Bewegung schon viele Millionen Menschen ergriffen hat. Die Fleischpreise sind auch hie und da schon zurückgegangen. Eine dauernde Wirkung wird man aber durch eine solche Abstinenzbewegung kaum erzielen. Noch handelt es sich im allgemeinen erst um einen Kampf für die Aufrechterhaltung des gewohnten Lebensstandsarts. Bevor sich in den Massen der amerikanischen Bevölkerung genügend Spannkraft ansammeln kann, um die Ringe, die die Truste um die wirtschaftlichen Unternehmungen geschmiedet haben, zu sprengen, muß es erst noch viel schlimmer werden. Otto Corbach.

* * *

Kameradschaft.

Niemand, außer gewerbsmäßigen Hetzern, wird die traurigen, durch den Prozeß Pfeil klargelegten Verhältnisse verallgemeinern wollen. Nicht alle reichen bürgerlichen Mädchen, die gräfliche Offiziere heiraten, fahren so schlecht und geraten an solche Herren, wie die beiden Schwestern Heim. Trotzdem wird man in den zunächst beteiligten Kreisen sich kaum klar darüber sein, wie außerordentlich schwer der Schlag ist, der durch den Prozeß dem Offizierkorps und den Kreisen, aus denen es sich vornehmlich rekrutiert, versetzt worden ist. Nicht daß ein Mensch, wie der in jeder Beziehung schlecht erzogene Graf Pfeil, daß ein degenerierter Mensch Hauptmann und Kompagniechef sein und bleiben konnte, macht den schlechtesten Eindruck, sondern die Art und Weise, wie alles, was adlig und Offizier heißt, gegen die unglückliche Gräfin zusammenhielt. Als Ritterpflicht gilt es, einer Frau beizustehen, keiner von den betitelten Bekannten und Freunden ihres Mannes hat sie erfüllt; im Gegenteil, jeder nahm gegen sie Partei. Sie hatte für ihre Millionen zwar das Recht erworben, über ihr Monogramm in die Wäsche ein Grafenkrönchen sticken zu lassen, als aber die Ehe in die Brüche kam, war sie nichts als der bürgerliche Eindringling. Man nahm sich nicht der verzweifelnden Frau und Mutter, sondern des Kameraden und Standesgenossen an; wenn aber je der Begriff der Kameradschaft falsch verstanden wurde, dann hier. Der alte Aristokratenhasser Behse schrieb in seinen Büchern viel von der „Adelskette", deren Glieder eng zusammenhingen, man wird, was vor dem Prozesse sich ereignete, und was während der Gerichtsverhandlung geschah, in seinem Sinne auslegen. Man höre nur: alle von der Gräfin angegangenen Militärbehörden haben ihr Schutz und Rechtshilfe versagt. Der Gerichtsherr der 35. Division, der mittlerweile verabschiedete Generalleutnant v. Briesen, und der Untersuchungsrichter, Kriegsgerichtsrat Bernholdt, haben speziell die Anzeigen wegen Meineids und Verleitung dazu mit der „Motivierung" abgelehnt, „daß die ungeheuerliche Beschuldigung jeder Grundlage entbehre. Es sei vor allem nicht erwiesen, daß die Gräfin von ihrem Gatten mißhandelt worden sei". Und das Papier, auf dem der letzte Satz stand, wurde nicht rot. Noch einmal hat das Generalkommando und noch einmal das Kriegsministerium die Gräfin abgewiesen, und erst, als sie mit einer Beschwerde beim Könige drohte, wurde ein Verfahren eingeleitet. Das hat nun stattgefunden, und es ist sehr interessant gewesen. Wir hörten, daß ein lebendiger Prinz, ein Heinrich von Reuß der Soundsovielste, die unglückliche Frau, der er Hilfe versprochen hatte, im Stiche ließ und dafür von ihr ein Feigling genannt wurde; wir hörten, daß ein Oberstleutnant v. Posen, trotzdem er die Roheiten des Grafen kannte, „vom christlichen Standpunkte aus" die Gräfin ins Joch zurücktreiben wollte und sie zuletzt beschimpfte, sie habe am Grabe ihres Kindes einen Ohnmachtsanfall erlitten; wir sehen einen Staatsanwalt, der die Milde gegen den Angeklagten selber war, einen Vorsitzenden, der dem Verhandlungsführer ins Wort fiel, als dieser allerlei für den Herrn Angeklagten Unangenehmes erörterte; wir dachten daran, wie die Richthofens die Pfeilschen Kinder immer noch in Pension haben, und wir müssen fürchten, daß alle diese Umstände von einer gewissen Presse werden ausgenutzt werden. — Der Angeklagte ist freigesprochen worden, und ganz selbstverständlich hat das Gericht sein Urteil nach bestem Wissen und Gewissen gefällt. Aber im Lande wird die ganze Affäre den schlechtesten, in diesen Tagen doppelt fatalen Eindruck machen, man wird das pflichtgemäße Handeln des Militärgerichts nicht anerkennen und die dem Grafen Pfeil erwiesene Kameradschaft höchst mißliebig beurteilen.

Dr. jur. M. P.

* * *

Romako,

der niederösterreichische Maler, hat in einer Halbmonatsschrift einen Interpreten gefunden in Friedrich Pollack, der dem einst Verkannten verständnisvoll warme Worte der Anerkennung widmet. Gleichwohl ist der Aufsatz ein Beweis dafür, daß es mit Begeisterung allein für den Gegenstand nicht getan ist, und man fühlt sich versucht, einen bekannten Spruch dahin zu variieren: mancher würde Kunstkritiker geworden sein, auch wenn er ohne Augen geboren wäre. Es ist merkwürdig, wie verschieden Gemälde angesehen werden. Fast möchte man damit die Versuche in Parallele stellen, die von Kriminalisten mit Zeugenaussagen gemacht worden sind. Die einen berichten über einen Vorgang, der sich vor ihnen abgespielt hat, dies, die andern jenes, beide aber Falsches. Die Art des menschlichen Schauens ist eben bei dem so, bei jenem so geartet. Da beschreibt nun Pollack das Romakosche Bild „Rast an einer Campagnaschenke", und wir sind in den Stand gesetzt, seine Beschreibung mit einer Reproduktion des Bildes zu vergleichen: „An der schmutzig-gelben Trattorie halten ein Herrschaftswagen und zwei berittene Karabinieri . . . . . Links gestikulieren und politisieren drei „Bundesgenossen", wobei zerlumpte Kinder um sie herumtollen." Das sind nicht ganz drei Druckzeilen jener Halbmonatsschrift, und doch enthalten sie drei Irrtümer. Ein Blick genügt: Die Karabinieri sind schlichte Campagnuolen, berittene Hirten, leicht kenntlich durch ihre Filzhüte und ihre mit Stachelspitzen versehenen Stecken. Die „Bundesgenossen" politisieren keineswegs, sondern spielen, wie die Handhaltung mit den gespreizten Fingern zeigt, Morra, und die beiden Kinder denken nicht an Herumtollen, sie stehen still, der eine Junge noch dazu in der charakteristischen Stellung des Bocciaspielers, der sich anschickt, die Kugel nach dem Lecco und einigen andern Kugeln zu schleudern. Es ist gut, daß manche Kunstkritiker keinen Diensteid zu leisten haben. R.

* * *

Digitized by Google

Die legitimen und illegitimen Vergnügungen Schillers und Goethes in Lauchstädt

waren der Gegenstand der Beschwerde, die der Landrat v. Jagow auf dem Provinziallandtage in Merseburg vorbrachte. Dieser tüchtige Beamte widersetzte sich aus Sparsamkeit der ärgerlichen Ausgabe von 35 000 Mk. für Lauchstädt mit seinem Klassikertheater. Ungeheure Heiterkeit des Landtages lohnte diesen Widerspruch, einige Zeitungen griffen ihn auf, und dann warteten vorsichtige Leute auf ein Dementi. Sie warten noch heute. Da, man schrieb den 7. März 1910 nach Christi Geburt, hat wirklich ein Jagow (nicht Jago, der Fähndrich) mit dieser erfreulichen Begründung erklärt: „Behalt money in thy purse", und damit der Schiller- und Goetheforschung neue Bahnen gewiesen. Die Merseburger Zaubersprüche sind um einen dritten vermehrt worden, einen dritten, der Anschauungen verrät, die urgermanisch klingen. Es leben also wirklich noch etwelche Mannen von lapidarer Offenheit, in unsrer auf Katzensohlen schleichenden Zeit, eine angenehme Erscheinung. Wäre Herr v. Jagow hundert und einige Jahre früher auf die Welt gekommen, so hätte er sicherlich mit seinen Enthüllungen im Stil der „Wahrheit" großes Aufsehen erregt, und in Weimar und Jena wären vielleicht Zeitungsnummern ausgerufen worden mit der sensationellen Bemerkung: „Entlarvung eines weimarischen Staatsministers und eines Jenenser Professors." Und mit diesen beiden Bösewichtern wäre Herr v. Jagow zugleich als eine Art Pustkuchen in die Literaturgeschichte eingerückt. Goethe ist ja manches zuzutrauen in puncto illegitimer Vergnügen; aber daß auch der biedere Schiller ein solcher Leichtfuß war, wer hätte das geglaubt! Osterburg, der Sitz des kundigen Landrats, ist zwar westelbisch, indessen wohl nur durch einen Naturfehler auf das andre Ufer des Stromes geraten; es ist als ein detachierter Posten des großen Ostelbierheeres zu betrachten und hat mit allerhand Widerwärtigkeiten zu kämpfen, so z. B. mit der Verschwendung, die von den Ärzten der Provinzialanstalten durch die Anschaffung der neuesten und modernsten Instrumente getrieben wird. Muß denn menschlicher Fürwitz alles herauskriegen wollen mit Hilfe von Röntgenstrahlen? Ist es nicht gleich, ob zehn Minuten oder eine halbe Stunde an einem Darm herumgeschnitten wird! Die Bewohner des Kreises Osterburg sind viel zu sparsam, als daß sie auf derartige unnütze Beschleunigungen Wert legen sollten. Herr v. Jagow wenigstens will nicht, daß das Geld für Instrumente zum Fenster herausgeworfen wird, er will auch den Bau eines Provinzialmuseums nicht und gönnt die Sammlungen andern Städten, ohne zu überlegen, daß dadurch am Ende Magdeburg zu einem Provinzwasserkopf herangezüchtet werden könnte. Nun gut; die Herren im Provinziallandtag von Sachsen haben eine vergnügte Viertelstunde gehabt, die infolge der Wahlrechtskampagne im übrigen Deutschland ziemlich unbemerkt geblieben ist. Wer sie jedoch bemerkt hat, spürt ihrer tieferen Bedeutung nach und beda ert die Verspätung dieses Zwischenfalls: vor einigen Wochen, als im preußischen Abgeordnetenhause das Loblied auf den Landtag in hohen Tönen gesungen wurde, wäre der neueste Merseburger Zauberspruch eine ergötzliche Einlage gewesen. R. M.

* * *

Verbotener Weg!

Nordpol und Südpol bieten fortgesetzt Stoff zum Lachen. Kaum ist Cook, der biedere Nordpolentdecker, dollarbelastet in die Versenkung gestürzt, ohne andern als moralischen Schaden zu nehmen, was einem mit allen Wassern Gewaschenen nicht weh tut, so zetert eine englische Geographenklicke über den Plan des deutschen Oberleutnants Filchner, die Südpolargegenden zu durchforschen. Leider haben die Engländer und Amerikaner es verabsäumt, auf den Macmurdosund und die Weddelsee im Grundbuch eine Vormerkung eintragen zu lassen, wodurch Forschern andrer Nationen untersagt wird, diese Gegenden als Ausgangspunkt für ein Vordringen nach Süden zu benutzen. Aber hoffentlich läßt Herr Filchner mit sich reden und verzichtet, auf den Wegen Scotts und Shackeltons zu wandeln, zumal es nicht ganz gewiß ist, ob er nicht dort eine Warnungstafel findet, die ihm das Betreten dieses Gebiets untersagt. Ehe er sichs versieht, ist er von einem Policeman aufgeschrieben und wird von einem Friedensrichter zu einer Geldstrafe verurteilt. Das dürfte die Kosten der Expedition ungebührlich erhöhen. Also Hände weg! Die wissenschaftlichen Polarnachtwächter passen scharf auf und werden jeden ruhestörenden Lärm, der durch den Gebrauch von Sextanten verursacht wird, verhindern, auch jeden Unbefugten nach seinem Jagdschein fragen, jedes Fußspurenplagiat zur Anzeige bringen. John Bull ist wirklich zu bedauern: auf dem Weltmarkt begegnet er dem Wettbewerb der Deutschen in Handel und Industrie, wegen des deutschen Flottenbaues ist man in England nervös geworden, und nun könnte es sich sogar ereignen, daß ein Deutscher vor einem Engländer am Südpol die Flagge entfaltet. Könnte man nicht sich Cooks versichern? Der würde die Entdeckung des interessanten Punkts zu einem billigen Preise in einer festgesetzten Zeit liefern und dem damned Filchner den Lorbeer entreißen. Ernsthaft gesprochen: die Herren in London scheinen geringe Begriffe von der Wissenschaft zu haben, sonst würden sie nicht so unverblümt mit kleinlichen Eifersüchteleien hervortreten und bedenken, daß sie dem internationalen Wettbewerb freigegeben ist. Das fehlte gerade noch, in das stille Reich wissenschaftlicher Forschung den völkerzerrüttenden Chauvinismus hineinzutragen. Wer auch zuerst den Südpol erreichen mag, er erreicht ihn nicht England oder Amerika od r Frankreich zuliebe, sondern hat es im Dienste der Menschheit getan, um unserer aller Kenntnis des Erdballs zu erweitern. R. P.

* * *

Wertzuwachssteuer.

Tüchtig sind wir in Berlin, das muß man uns lassen. Nachdem uns so und soviel Schock Städte und Landgemeinden die Sache vorgemacht haben, führen auch wir die Wertzuwachssteuer ein, und wir ahmen sogar jener Ortschaft nach, in der ein tüchtiger Bürgermeister oder Kämmerer die Zustimmung der Regierung im Handumdrehen zu erlangen wußte. Auch bei uns ist sie schon in Kraft getreten, und nun freut sich alles, Magistrat, Stadtverordnete und Bürgerschaft und — die Baufpekulation, Steuerfreunde und — Steuerfeinde. Die letzten am meisten. Haberland und Genossen werden sich nicht schlecht über die Abstimmung amüsiert haben, und ich hätte das Augurenlächeln der vom Grundstückshandel lebenden Herren sehen mögen, als sie zuletzt in drei Teufels Namen Ja sagten. Die ganze Geschichte ist ja nur eine Attrappe; denn einen besonderen finanziellen Effekt wird die Steuer jetzt nicht mehr haben. Warum? Nun, Berlin ist so ziemlich vollständig bebaut, und wenn selbstverständlich auch noch Umsätze, mitunter recht erhebliche Umsätze, stattfinden und noch manch fetter Spekulationsgewinn eingeheimst wird, so werden doch die zukünftigen Ernten der Terrainschacherer in den Vororten und rings um Berlin geschnitten werden. In Berlin ist die Sahne schon längst abgeschöpft, und wenn die Stadt hätte mitlöffeln wollen, dann hätte die Wertzuwachssteuer schon längst eingeführt werden müssen. Damals aber sagten unsre würdigen patres conscripti: Nein; jetzt dagegen, da die Kommune nur noch einen kümmerlichen Rest auskratzen kann, sagen sie gnädigst Ja. Also wird Berlin vielleicht noch einige Milliönchen abbekommen — was das bei einem 300 Millionenetat sagen will, kann sich jeder an seinen fünf Fingern abzählen. Und selbst diese paar Kröten wird die Stadt nicht lange in die Tasche stecken dürfen; denn wie lange noch, und das Reich kommt und erhebt die Steuer für sich. Wie gesagt, die Stadtväter, die mit den großen Grundstücksgesellschaften liiert sind, werden sich köstlich amüsiert haben, als die Steuer durchging. Sieht so aus, als hätten sie eine soziale Tat getan und dabei kostet die Geschichte nichts. — Ja, wir Berliner. Dr. P.

* * *

Digitized by Google

Arbeiterfürsorge.

Manch einer schreibt und redet gegen Syndikate und Truste, aber der Strom der Zeit ist stärker und geht rücksichtslos über ihn weg. Der Geheimrat Hellwig, der jetzt auch dem rasenden See der kolonialen Entrüstung zum Opfer gefallen ist, verstieg sich sogar zu dem Satz: „Wir wünschen überhaupt keine Auswandrung“, und lehnte infolgedessen Maßnahmen für Auswandrerwohl ab. Ungefähr als ob eine Stadt keine Polizei anstellt, denn „wir wünschen keine Diebstähle“. Manch andrer schreibt und redet gegen die Üppigkeit, die Verweichlichung, die Verschwendung, und er erschüttert nur die leere Luft, denn der steigende Wohlstand der Gegenwart ist mächtiger als seine Rede. Ähnlich muß es vorläufig den Vaterlandsfreunden ergehen, so gegen den Byzantinismus anstürmen. Es scheint eben einmal mit dem Wesen des Imperialismus notwendig verknüpft zu sein, daß der Imperator, mit prunkvollen Purpurkleidern umhüllt, der gaffenden Menge in überirdischem Lichte erscheint. Auch gegen die Menge kann man schreiben und sprechen, wird aber nie auch nur die Geburt eines einzigen Kindes, wird nie die weitere Ausdehnung der Menge hindern können. Nun ist es von jeher eine Eigentümlichkeit der Fürsten gewesen, daß sie eifersüchtig gegen die Pairs, streng gegen den niedern Adel und die Spitzen der Bürgerschaft, aber leutselig gegen das niedere Volk sind. Der Imperator selbst bedient sich der Menge, um über die andern Klassen zu herrschen. Panem et circenses zur Zeit der römischen Kaiser, Arbeiterfürsorge in der Gegenwart. W.

* * *

Die Gesellschaft von Antivari.

Die Italiener gehen an der Ostküste der Adria gehörig ins Zeug. Sie haben überall ihre Konsuln, sie haben beträchtliche Kolonien von Landsleuten und Schutzbefohlenen in Valona und Skutari, sie haben eine staatlich unterstützte Schiffahrtsgesellschaft, die Puglia, die griechische, albanesische und montenegrinische Häfen anläuft. Die bedeutendste italienische Erwerbsgesellschaft ist aber die Compania d'Antivari, ein richtiger Tintenfisch, der überall seine Saugarme ausstreckt. Was gehört nicht alles der Gesellschaft und was hat sie nicht alles vor! Hafenbauten in Antivari und bei Podgorizza (das 17 km vom Wasserweg ist), Tabaksmonopol in Montenegro, Dampfschiffahrt auf dem See von Skutari und von Skutari nach der Mündung der Bojanna, endlich der Bau einer ganzen Stadt. Da nämlich auch Antivari einige Kilometer landeinwärts liegt, so hat die Compania an dem neuen Hafen, auf den ganz Montenegro unbändig stolz ist, eine neue Idealstadt errichtet. Ich war gerade dort, als sie eingeweiht wurde, und kann nur melden, daß der Eindruck recht gut war, alles sehr sauber und zweckmäßig. Es ist das schon das Allermodernste, nicht nur eine Ausstellung, sondern gleich eine ganze Stadt zu eröffnen. Fürst Nikola, der vor kurzem von Petersburg zurückgekehrt war, hatte es sich nicht nehmen lassen, in seinem Auto von Cetinje herüber zu kommen. Voller Begeisterung drahtete er an seinen italienischen Schwiegersohn und rühmte die magnifica Rada, die sich jetzt in den sichersten Hafen umwandle. Nun kommt aber die Kehrseite. Erstlich ist die Rheede durchaus nicht magnifica, sondern stürmisch und sehr klein. Und zweitens ist die ganze Blüte von Neu-Antivari nur Zukunftsmusik. Sie hätte sich gewiß herrlich entfaltet, wenn jene Querbahn von Mitrovitza in dem montenegrinischen Hafen geendet hätte. Statt dessen soll sie aber, den jüngsten Nachrichten zufolge, nach Medna gehen, so daß also das Versprechen des Zaren nicht viel Wert hätte. Außerdem ist die ganze Compania d'Antivari in großer Geldesnot; denn sie hat schon das Doppelte ihres Aktienkapitals verausgabt. Die Kapitalisten sitzen in Venedig, aber im Hintergrund ragt das Kapital und die italienische Regierung. W.

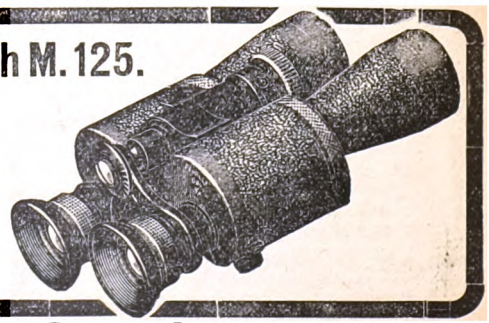
Das Ende der barbarischen Revolutionstracht.

Im Damen-Parlament am Nollendorfplatz (Berlin W.) übt man sich immer noch in parlamentarischen Verkehrsformen, damit die Damen später auch im großen Parlament die nötige Rede-Routine zeigen können. Ich durfte gestern auf der Tribüne einer Sitzung beiwohnen und bemerkte, daß in diesem Parlament ganz große Reformen vorbereitet werden. Sechs alte Herren saßen neben mir. Unten im Hause saßen die Damen, und ich stenographierte aufmerksam das Folgende in mein Notizbuch:

Augusta Vera: Meine Damen, Sie wissen alle, wie peinlich es uns immer wieder berührt, daß sich die meisten Männer unsrer Zeit so salopp und bequem zu kleiden belieben. Die moderne Männerkleidung ist eine Folgeerscheinung der französischen Revolution vom Jahre 1782. Sie werden, meine Damen, wohl davon überzeugt sein, daß uns die Regierungsvertreter aller Staaten zu Danke verpflichtet sein dürften, wenn wir diese barbarische Revolutionstracht beseitigen. Die Herren-Westen haben wir ja schon mit Freude begrüßen können, als sie sich in Seide und mit Stickereien präsentierten. Aber immer hoffen wir noch vergeblich auf das Erscheinen der Kniehose mit den weißseidenen Strümpfen, die beide doch schon von Immanuel Kant, Mozart und Diderot getragen wurden, — von Männern, deren Geschmack nicht in Zweifel gezogen werden kann.

Toni (konservativ): Meine Damen, was die Frau Vorrednerin gesagt hat, wird ja bei unsern Gatten, die ja sämtlich den Regierungsorganen nicht ferne stehen, sicherlich auf einen guten Boden fallen. Das Wichtigste scheint aber Frau Augusta Vera vergessen zu haben: ich meine die Wiedereinführung der weißen Zopfperücke;

Jagdglas „Perplex“ 6fach M. 125.



Perplex-Prismenfeldstecher werden in optischer Leistung auch von den teuersten Spezialgläsern nicht übertroffen. **Zahlreiche glänzende Zeugnisse! Neue Modelle** „Perplex“, „Armeemodell“, „Autokrat“. Vergrösserung 5- bis 18fach, M. 85 — bis M. 250.—.

Vor Kauf eines Prismenfeldstechers lasse man sich **im eigenen Interesse** von den Händlern unsere Fabrikate zum Vergleich vorlegen.

Katalog 50 kostenlos durch alle einschlägigen Geschäfte oder durch

Optische Werke, Cassel (Carl Schütz & Co.)

Digitized by Google

große Männer, wie Friedrich der Große, der schon rühmlichst erwähnte Immanuel Kant — und last not least der auch schon erwähnte göttliche Mozart, haben sich nicht geniert, in weißer Zopfperücke durchs Leben zu wandeln — und alle sahen damals sehr gut in dieser Zopfperücke aus. Warum sehen wir sie nicht mehr an unsern Herrenköpfen? Warum nicht? Es ist doch nicht nötig, daß die Schatten der Revolution von 1789 noch ins Jahr 1910 hineinfallen; wir haben doch alle Veranlassung, die Spuren dieser grausamen barbarischen Revolution zu verwischen (stürmisches Bravo auf allen Seiten).

Clärchen (anarchistisch): Meine Damen, wir werden die Friseure sehr leicht von der Notwendigkeit der Zopfperücke überzeugen können, denn die Friseure machen ein vorzügliches Geschäft dabei. Die Friseure haben die Aufgabe, allen den Herren, die sich die Haare mit der Maschine 3 mm kurz schneiden lassen, zu erklären, daß ihnen ein Aufsetzen der Zopfperücke gar keine Schwierigkeiten bereiten könnte (allgemeines Händeklatschen).

Augusta Vera: Ich möchte jetzt noch einiges über die männliche Unterkleidung sagen. Frau Wackerbarth, räumen Sie aber vordem die Tribüne! (Sehr gut! auf allen Seiten.)

Wir auf der Tribüne standen natürlich sofort auf und entfernten uns. **Paul Scheerbart.**

Der Fernseher.

Edison, Du Zukunftszaubermaler,
Deine Phantasie ist schauderös.
Jede Woche wird sie schon fataler
Und im Behringssinn tuberkulös,
Weil Du mit der Säuglingsmilch, der zarten,
Einsogst diese fabelhaften Arten
Von Erfindersachen, groß und ingeniös.

Jetzo, heißt es, hat Dein Geist verbrochen
Einen Apparat, der fernesieht.
Wenn man telephonisch sonst gesprochen,
War nur die Membrane da solid.
Dieses aber wird jetzt anders werden;
Denn man sieht jetzt auch noch die Geberden
Und den Flunsch, den unser Gegner zieht.

Ob der Preuße Wahlrechtsdemonstrant ist,
Ob er Jagown lieb hat oder nicht,
Glaubt mir, daß dies jetzt sehr rasch bekannt ist,
Wenn man in den Teufelskasten spricht.
Manchmal wirkt er freilich auch erzöglich:
Eine mieße Heirat ist nicht möglich,
Um die Pleite kommt man oft herum.

Dennoch, lieber Bürger, muß ich warnen —
Denn zu viel wird Dir dann offen stehn.
Und Dein duldendes Gemüt umgarnen
Sachen, die sonst gar nichts an Dich gehn.
Solch ein Apparat ist voll Chikanen —
Besser scheints mir für den Untertanen,
Wenn er überhaupt nischt braucht zu sehn!

Terentius.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der **„Corona" Fahrradwerke und Metallindustrie Akt.-Ges.** bei, den wir unsern Lesern zur Beachtung empfehlen.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

ICA

Aktiengesellschaft

liefert photographische Apparate modernster Konstruktion für alle Zwecke der Photographie. (Bezug durch jede Photo-Handlung zu Originalpreisen).
Katalog Nr. 513 gratis durch die

„ICA" Akt.-Ges. Dresden.

Vereinigung der Camerafabriken Hüttig, Dr. Krügener, Wünsche u. Zeiss-Palmos.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.: Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

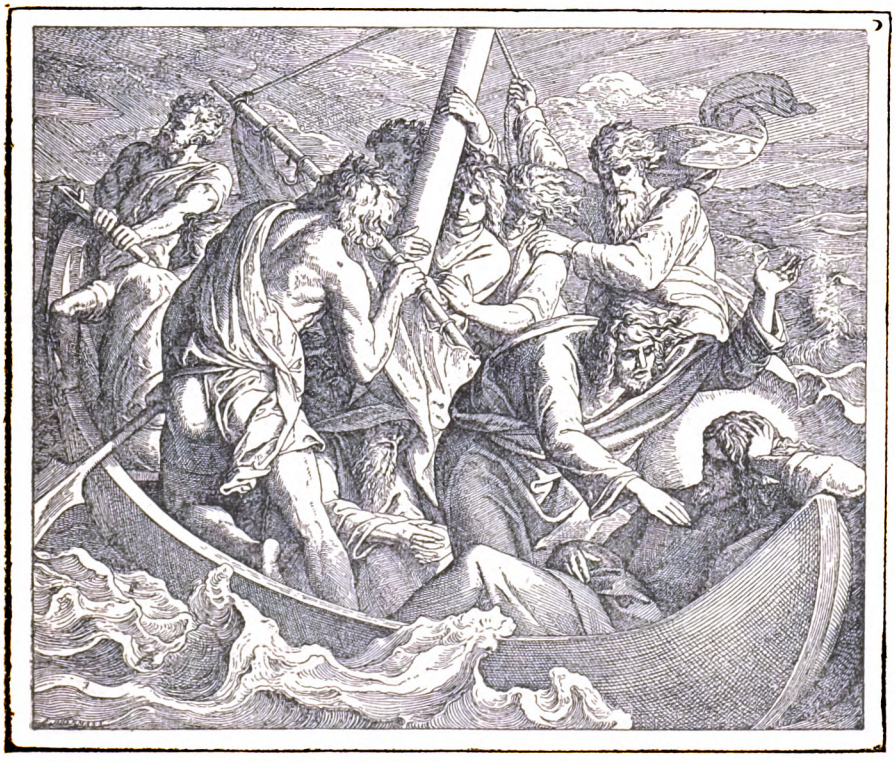
Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.
Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.
Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.
Lebens-, Kapital- u. Kinder-Versicherung.
Sterbe- und Versorgungskasse.
Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Hygienische
Bedarfsartikel. Neuest. Katal. m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Bibel mit Bildern von Schnorr von Carolsfeld



umfaßt

Altes und Neues Testament
und die Apokryphen
Über 1000 Seiten. Mit Familienchronik und Stammbaum.
Klarer Druck. — In neuer Orthographie.
Ausgabe A: Halbleinen geb. mit Marmorschnitt 3,— Mk.
Ausgabe B: Ganzleinen geb. mit Goldschnitt . 5,— Mk.
Ausgabe C: Eleg. Ganzleder geb. mit Goldschn. 7,50 Mk.

Prachtbibel mit Bildern
auf feinem Elfenbeinpapier. Hochelegant gebunden 15 Mark.

Traubibel mit Bildern
von Schnorr von Carolsfeld und Widmungsblatt
für grüne, silberne und goldene Hochzeiten.
Elegant in Karton. Einband wie oben.
Ausgabe A: Für grüne, silb. und gold. Hochzeiten 3,60 Mk.
Ausgabe B: Für grüne, silb. und gold. Hochzeiten 6,— Mk.
Ausgabe C: Für grüne, silb. und gold. Hochzeiten 9,— Mk.

Neues Testament mit Bildern
von Schnorr von Carolsfeld
Ausgabe A: Halbleinen mit Marmorschnitt . . 2,— Mk.
Ausgabe B: Ganzleinen mit Goldschnitt . . . 3,— Mk.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Berlin W. 9 **Hermann Hillger Verlag** Leipzig

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Mießler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 13. Berlin, den 26. März 1910. 39. Jahrgang Band 77.

Reichskaligesetz.

Von Ludwig Eschwege (Berlin).

Der deutsche Kalibergbau hat sich aus kleinen Anfängen in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einem Wirtschaftsgebiet entwickelt, in dem viele Hunderte von Millionen Mark investiert und ein Heer von Technikern und Arbeitern beschäftigt sind. Wenn eine solche Industrie auf der Höhe ihrer Entwicklung erklären muß: „wir sind am Ende unsrer eigenen Kraft, wir können der mit uns selbst groß gewordnen Schwierigkeiten nicht mehr ohne Staatshilfe Herr werden", dann ist allein mit dieser einen Tatsache schon der Beweis geliefert, daß elementare Fehler in dem ganzen System vorhanden sein müssen. Der erste derselben, auf den alle übrigen zurückzuführen sind, wird allerdings von keinem Kaliindustriellen zugegeben. Er besteht in der Außerachtlassung des Grundsatzes, daß die Verfügung über unentbehrliche und in ihrem Vorkommen beschränkte Naturschätze von der Allgemeinheit nicht ohne jede Kontrolle aus der Hand gegeben werden darf. Kali wird bekanntlich nur in Deutschland gefunden, und der Besitz dieses natürlichen Monopols erscheint um so wertvoller, als die heimische Landwirtschaft darin ein vorzügliches Mittel besitzt, die Konkurrenz der auf jungfräulichem Boden arbeitenden überseeischen Länder zu bestehen. Wenn irgendwo die rationelle Erschließung und Verwertung von Naturschätzen im Wesen der Sache lag, so war es hier der Fall. Aber Egoismus und mangelnde wirtschaftliche Einsicht haben dazu geführt, daß eine zügellose Gründungstätigkeit einsetzte, die ohne Rücksicht auf den tatsächlichen Konsum mit dem kostbaren Gut wirtschaftete, als ob es unerschöpflich sei. Unter normalen Verhältnissen tragen solche Ausschreitungen das Heilmittel in sich selbst. Bei übermäßigem Angebot einer Ware wird deren Preis geworfen, die Rentabilität der Werke sinkt, der Kapitalzufluß nimmt ab, und es kommt der Tag, wo Angebot und Nachfrage wieder balancieren. Diese natürliche Korrektur ist durch das Dazwischentreten des Kalisyndikats ausgeschaltet worden. Das Syndikat hat die natürlichen Folgen einer Überproduktion dadurch zu verhindern gewußt, daß es den ihm angeschlossenen Werken hohe Einschränkungen auferlegte; zwar wurden hierdurch die Betriebskosten des Kalibergbaus wesentlich erhöht, also volkswirtschaftlich eine Verschwendung getrieben, aber da zugleich die Preise hochgehalten wurden, konnten die Werke trotzdem noch mit Gewinn arbeiten. Infolgedessen strömten dem Kalibergbau, angelockt durch die künstlich aufrecht erhaltene Rentabilität, immer neue Kapitalien zu. Die Anzahl der im Syndikat vertretnen Werke wuchs auf 56, und weitere etwa 50 Werke wurden in den nächsten Jahren betriebsfähig, die alsdann ebenfalls an die Tür des Syndikats pochen würden, von den zahlreichen Bohrunternehmen ganz abgesehen, die in sinn- und planloser Weise die deutsche Erdkruste durchlöcherten, um sich in den Besitz wertvoller Kaligerechtsamen zu setzen. Es kam, wie es kommen mußte. Als das alte Syndikat im Sommer 1909 erneuert werden sollte, gelang es nicht, die Quotenansprüche der leistungsfähigeren Werke zu befriedigen. Es bildete sich ein Rumpfsyndikat, das aber in seiner Aktionsfähigkeit stark beschränkt war, weil einige kapitalkräftige Werke — nach ihrem Hauptaktionär als „Schmidtmann-Konzern" bekannt — nach wiederhergestellter Verkaufsfreiheit das amerikanische Absatzgebiet, das ungefähr 33 Prozent der gesamten deutschen Kaliproduktion aufnimmt, durch einen fünfjährigen Kontrakt mit Beschlag belegt hatte. Der den Schmidtmannschen Abschlüssen zugrunde gelegte Preis von etwa 7 Mk. pro Tonne stellte sich halb so hoch als der Syndikatspreis, der von den inländischen Abnehmern gefordert wird; aber bei der Leistungsfähigkeit der betreffenden Werke war noch immer ein angemessener Nutzen vorhanden.

Mit seinem Vorgehen hatte der Schmidtmann-Konzern die bisherige Monopolstellung des Syndikats in der empfindlichsten Weise durchbrochen. Seitdem ist der Ruf nach Staatshilfe aus den Kreisen der Kaliindustriellen nicht mehr verstummt, und die preußische Regierung entschloß sich, bei dem Bundesrat den Erlaß eines Reichskaligesetzes zu beantragen. Der ursprüngliche Entwurf, der nur den erwähnten Antrag Preußens darstellt, kulminierte in zwei Forderungen: 1. Die im Betrieb befindlichen Kali-

Digitized by Google

werke sind gehalten, einem Zwangssyndikat oder, wie es der Entwurf nennt, einer „Vertriebsgemeinschaft“ beizutreten, die allein das Recht haben soll, Kali im In- und Ausland zu verkaufen. 2. Kalibergbauberechtigte, die noch nicht mit der Anlage eines Schachtes begonnen haben, sollen für zwanzig Jahre an der Aufnahme des Betriebs verhindert sein; erhalten jedoch eine Entschädigung, die nach einem bestimmten Schema zu berechnen ist. Im Laufe der parlamentarischen Verhandlungen ist es den Interessenten gelungen, die zweite Forderung, die das Aufkommen neuer Werke inhibiert, zu Falle zu bringen. Die unterschiedliche Behandlung gleichberechtigter Staatsbürger war in der Tat ein starkes Stück, und der preußische Bergwerksminister v. Sydow gab seinem eignen Entwurf den Laufpaß. Der im Bundesrat ausgearbeitete neue Entwurf sieht denn auch von der Regelung der Neuproduktion gänzlich ab und beschränkt sich allein auf die Forderung des Zwangssyndikats. Zweck derselben ist, die Konkurrenz in Kaliprodukten zu verhindern und den Werken eine angemessene Rentabilität zu gewährleisten. Das letztere Motiv ist zwar nicht ausdrücklich erwähnt, aber es ergibt sich aus dem Wesen der Sache, was im übrigen durch den Vertreter der Regierung im Reichstage ausdrücklich zugegeben wurde.

Schon auf den ersten Blick leuchtet es ein, daß der „Gesetzentwurf zur Sicherung der Kalidividenden“, wie er verschiedentlich genannt wurde, ein gesetzgeberisches Novum darstellt, das schon mit Rücksicht auf die damit geschaffene Präzedenz den ernstesten Bedenken begegnen muß. Man überlege: durch zügellose Spekulation und Gründungstätigkeit sind die Kaliförderungsstätten weit über den Bedarf hinaus vermehrt worden. Hierdurch ist die Kalirente in Gefahr geraten, und um sie zu beschwören, soll die Gesetzgebung mobil gemacht werden. Mit genau dem gleichen Rechte können morgen die Zementfabriken oder die Angehörigen irgendeines andern Berufes kommen und ein Gesetz zur Verhinderung der Konkurrenz verlangen, indem sie darauf hinweisen, daß durch die eingetretene Überproduktion ihre Rente schmäler zu werden droht. Und zwar könnten sie sich auf dieselben Argumente: Größe der investierten Kapitalien, Arbeiterinteressen usw. berufen. Wenn die Hausbesitzer an den Staat herantreten und von ihm die Stabilisierung der Miete verlangen würden, weil ihre Einnahmen durch die vielen Neubauten gefährdet sind, so könnten sie mit Fug und Recht ebenfalls auf die Analogie des Reichskaligesetzentwurfs verweisen. Eine solche Politik Staatssozialismus zu nennen, ist nur ein perfides Mittel, um die urteilslose und nur auf Schlagworte hörende Menge hoffnungslos zu verwirren.

Den Freunden des Entwurfs ist die Konsequenz einer solchen Gesetzgebung selbst zum Bewußtsein gekommen; aber sie trösten sich mit den besondern Verhältnissen im Kalibergbau. Das nationale Banner wurde aufgepflanzt. Man dürfe nicht zugeben, so heißt es — daß das wertvolle Hilfsmittel der heimischen Landwirtschaft ins Ausland verschleudert würde, da Deutschland ein natürliches Monopol darin besäße. Derjenige, dessen Sachkenntnis nicht durch das Privatinteresse getrübt ist, wird dieser Behauptung gegenüber einigermaßen skeptisch bleiben. Man kann sehr wohl der Ansicht sein, daß die Kalilager dem heimischen Konsumenten reserviert bleiben müssen. Dann wird es jedoch nötig sein, daß man die Erschwerung oder das gänzliche Verbot der Ausfuhr befürwortet. In Wirklichkeit bekämpfte man nur die Verschleuderung zu billigeren als den Syndikatspreisen; als ob es den nationalen Kalilagern nicht verdammt gleichgültig sein könnte, ob sie zum Preise von etwa 7 Mk. pro Tonne oder zum Preise von 14 Mk. entleert würden. Stellt man sich aber auf den Standpunkt, daß zwar nicht die Ausfuhr des Kalis an sich, wohl aber die Ausfuhr zu billigeren Preisen als sie vom heimischen Konsumenten bezahlt werden, unerwünscht sei, dann bedürfte es keines so schwerwiegenden Eingriffs in die Gewerbefreiheit, als welcher sich der Entwurf charakterisiert, sondern es genügte der Erlaß eines Gesetzes mit einem einzigen Paragraphen: „Kali darf nach dem Ausland nicht unter den Inlandspreisen verkauft werden“. Im übrigen fehlt es auch in den Motiven an jedem zahlenmäßigen Nachweis, in welchem Maße der Kalipreis die Wettbewerbsfähigkeit des ausländischen Landwirts zu beeinflussen geeignet ist. Einen gewissen Anhaltspunkt ergibt jedoch folgende Berechnung: Heute liefert das Syndikat der heimischen Landwirtschaft das 12,4 prozentige Kalirohsalz zu einem Preise von netto 1,42½ Mk. pro Doppelzentner, während der Auslandspreis sich auf 1,75 bezw. 1,90 Mk. stellt. Das bedeutet, daß das Ausland im vorigen Jahre auf die von ihm bezogene Gesamtmenge an Kalirohsalzen für zirka 3½ Millonen Mk. mehr zu zahlen hatte, als es auf Grund der niedrigen Inlandspreise aufzuwenden gehabt hätte. Eine derartig geringfügige Summe dürfte für die Erschwerung der Wettbewerbsfähigkeit der ausländischen landwirtschaftlichen Produkte auf dem deutschen Markt kaum in Betracht kommen. Es muß dies ausdrücklich festgestellt werden, weil das Kalisyndikat bei jeder Gelegenheit auf die im nationalen Interesse eingehaltene Preispolitik hinweist.

Die tiefste Wurzel der jetzigen krisenhaften Entwicklung, die den Ruf nach Staatshilfe geweckt hat, ist, wie bereits erwähnt, die Künstlichkeit der Rentenbildung. Die Preise für Kali sind, an den Selbstkosten gemessen, zu hoch gehalten worden, als daß sie eine Auslese unter den abbaufähigen Lagerstätten nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten ermöglichen konnten. Wenn der wirt-

Digitized by Google

schaftliche Organismus sich Ausschreitungen hat zu Schulden kommen lassen, dann ist es von jeher die natürlichste und allein Erfolg versprechende Kur gewesen: Enthaltsamkeit gegenüber weiteren Ausschreitungen. Die Weisheit unsrer Regierungen und das egoistische Sonderinteresse unsrer Kaliindustriellen hat es anders beschlossen. Die hohen Preise sollen für weitere 20 Jahre stabilisiert, die Rente der bestehenden Kaliwerke für die gleiche Zeit garantiert werden. Welch eine Außerachtlassung aller gesunden wirtschaftlichen Grundsätze! Welche maßlose Verschwendung an Volksvermögen! Schon die bereits bestehenden Werke sind nach einer Berechnung des Oberbergrats Wachler imstande, den 5—8fachen Bedarf an Kali zu decken. Da aber nach dem zweiten Entwurf der weiteren Vermehrung der Produktionsstätten nichts mehr im Wege steht, so würde sich unter dem schützenden Dache des Reichskaligesetzes das schreiende Mißverhältnis zwischen Produktion und Absatz noch fortgesetzt vergrößern, und zwar auch dann vergrößern, wenn die bisherige Absatzsteigerung des Syndikats um jährlich 10—15 Millionen Mark anhalten würde. Der wirtschaftlichste, lukrativste und darum erstrebenswerteste Zustand ist doch der, bei welchem mit den geringsten Produktionskosten der größte Nutzeffekt erzielt wird. Wie sieht es damit in der Kaliindustrie aus? Ungenügend beschäftigte Fabriken, halbleerstehende Gebäude, stark eingeschränkter Schichtdienst, das ist die Signatur, und wenn es nach dem Willen der Kaligesetzfreunde geht, so soll dieser Zustand auf weitere 20 Jahre prolongiert werden, nur damit diejenigen, die sich verspekuliert haben, nicht zu Schaden kommen.

Wenn es noch eines besonderen Beweises bedürfte, wie das jetzige System die Produktionskosten verteuert hat, so läge er in den so viel angefeindeten amerikanischen Verkäufen des Schmidtmann-Konzerns. Niemand wird behaupten wollen, daß diese Verkäufe lediglich um das Syndikat zu ärgern, unter Außerachtlassung kaufmännischer Grundsätze getätigt worden seien. Tatsächlich lassen diese Verkäufe, obwohl sie fünfzig Prozent unter den Syndikatspreisen erfolgten, noch einen angemessenen Nutzen. Warum? Weil bei ihrer Effektuierung die Werke des Schmidtmann-Konzerns bis zur vollen Höhe ihrer Leistungsfähigkeit beschäftigt sein werden, statt mit einer Quote von etwa 30 Prozent, die ihnen als Mitglied des Syndikats zustände.

Man sollte denken, daß die Hauptabnehmerin von Kali, die heimische Landwirtschaft, das vitalste Interesse daran haben müßte, einen Gesetzentwurf, der die bisherige unwirtschaftliche, also teuere Produktion, aufrecht erhalten will, zu Falle zu bringen. Denn es ist klar, daß schon wegen der Höhe der Selbstkosten infolge unzulänglichster Ausnutzung der Anlagen nicht an eine Ermäßigung der Kalipreise gedacht werden kann. Ganz abgesehen von dem natürlichen Egoismus, der ein starkes Syndikat davon abhalten würde, den Gewinn seiner Mitglieder ohne den äußersten Zwang zu schmälern. Daß die Vertreter der Landwirtschaft in dieser Angelegenheit mit den Kaliindustriellen an einem Strang ziehen, hängt mit besonderen Umständen zusammen. Das Kalisyndikat hat sich seit jeher bei der Propagierung und dem Vertrieb von Kali der verschiedenen landwirtschaftlichen Organisationen bedient und ihnen dafür alljährlich große Provisionen gezahlt. So erhielt z. B. die „Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft" im vorigen Jahre rund 500 000 Mk., der „Bund der Landwirte" rund 250 000 Mk. an Provisionen ausgezahlt. Diese Vergütungen stellen einen durchaus berechtigten Ersatz für die Bemühungen dar, die die betreffenden Organisationen sich im Interesse einer weiteren Ausdehnung der Kalidüngung haben angelegen sein lassen. Auch in der Tatsache, daß ein wesentlicher Teil der Syndikatsprovisionen dazu benutzt wird, um die sonstigen Kosten der landwirtschaftlichen Organisationen zu decken, liegt nichts illegales, da die betreffenden Summen ausschließlich zum Nutzen und zur Fortentwicklung der heimischen Landwirtschaft verwandt werden. Wenn nun aber die Vertreter der Landwirtschaft im Parlament, von der Furcht geleitet, bei einem Zusammenbruch des Kalisyndikats könnte diese reiche Quelle versiegen, zu einer Politik die Hand bieten, die den hohen Syndikatspreis für Kali verewigen soll, so ist dies Verhalten zweifellos in hohem Grade kurzsichtig. Denn gegenüber den fünfzig oder mehr Millionen, die die deutsche Landwirtschaft wahrscheinlich bei einer andern Regelung des Kaliproblems sparen würde, können die paar Millionen Provisionen keine Rolle spielen. Im übrigen sollte man denken, daß auf die Mitwirkung der ländlichen Organisationen bei der Propaganda und dem Vertrieb des Kalis auch späterhin nicht verzichtet wird, gleichgültig, welche Entwicklung die Dinge im Kalisyndikat nehmen werden.

Wilhelm Filchners Südpolar-Expedition 1911.

Von Dr. Adolf Heilborn.

In der allgemeinen Sitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde vom 5. März des Jahres legte der bekannte Tibetforscher Oberleutnant Wilhelm Filchner der überraschten Korona von Gelehrten den Plan einer neuen deutschen antarktischen Expedition vor, einen Plan, der wahre Begeisterung erregte und unter andern auch von dem zufällig anwesenden schwedischen Polarforscher

Digitized by Google

Otto Nordenskjöld mit Freude begrüßt wurde. Filchner war so liebenswürdig, mir in einer erbetenen Unterredung eine Reihe von ergänzenden Ausführungen zu seinem Projekt mitzuteilen, und diesen noch nicht in die Öffentlichkeit gelangten Mitteilungen verdanken die nachstehenden Zeilen ihre Entstehung.

Von jeher ist die Antarktis, der vermutete „Südkontinent", Traum und Hoffnung der Geographen gewesen. Die grübelnde Gelehrtheit der Alexandriner glaubte den Indischen Ozean gegen diesen Südkontinent branden; Hipparch ließ ihn um 150 v. Chr. schon bei Ceylon beginnen, Ptolemäus aber erblickte 300 Jahre später in der zu den Sundainseln aufgebogenen Ostküste Afrikas den Rand dieses sagenhaften Südkontinents, und seine Anschauung blieb weit über die Tage Abdallah Mohamed al Edrisis hinaus bis in die Zeit der portugiesischen Entdecker die herrschende. Nun freilich zerstörte die Umsegelung des Kaps der guten Hoffnung durch Diaz den alten Irrwahn der Alexandriner, und der Südkontinent rückte in immer weitere Fernen, zumal auch Magálhaes wenig später Amerikas Südspitze zu umsegeln vermochte, ohne auf den vermuteten Erdteil zu stoßen. Den Portugiesen folgten die holländischen Entdecker, zu ihren Fahrten wie jene zunächst lediglich durch Handelsinteressen angeregt: Abel Tasman gerät in die australische Inselwelt, der von Menschen bewohnte Südkontinent scheint wieder greifbare Wirklichkeit zu werden; die Engländer lösen die Holländer ab, und Cook stellt 1769 fest, daß auch Neuseeland nur eine Insel, und nicht die Küste des jenseit Australiens ragenden Südkontinents sei. Ein Menschenalter lang ruht nun das antarktische Problem. Die geographische Forschung hat ein andres Gesicht bekommen. Der Balte Bellinghausen geht auf Befehl des russischen Kaisers (1819—21) nach Süden und entdeckt die Peter I.-Insel und das erste wirkliche südpolare Festland, das Alexander I.-Land. James Roß, der Entdecker des magnetischen Nordpols, zieht aus, auch den magnetischen Südpol zu finden; Berechnungen unsres Gauß veranlaßten ihn in letzter Linie zu dieser Südpolarfahrt, und Roß entdeckt (1840—42) das eisbedeckte Viktorialand mit den auf einer Insel davorliegenden seltsamen Vulkanen Erebus und Terror, und weist nach, daß der gesuchte Magnetpol über hundert Meilen im Innern des Viktorialandes liegen müsse. Wieder ruht, von unbedeutenden Vorstößen abgesehn, ein Menschenalter lang diese Polarforschung. Von den Jahren 1897 an aber beginnt neues Leben in das so alte Problem zu kommen: der deutsche Zoologe Chun auf der „Valdivia" (1897—99), die freilich vornehmlich zu Tiefseeforschungen auszog, die Belgica-Expedition unter de Gerlache (1898/99), die erste, die in der Antarktis überwintert, und die aus englischen Mitteln bestrittene Expedition Borchgrevinks (1898—1900), mühen sich um seine Lösung. Eine Ära internationaler Expeditionen (1901—05) hebt jetzt an: der Deutsche Drygalski, der Engländer Robert Scott, der Schwede Otto Nordenskjöld, der Franzose Charcot, der Schotte Bruce tragen dazu bei, das Dunkel, das über der Antarktis schwebt, aufzuhellen. Noch höhere Breiten als alle diese (88° 23'), bis zu 3000 m emporsteigend, erreichte dann Shackleton, der als erster sozusagen in das Herz der Antarktis vordrang und die Existenz eines großen, südpolaren Kontinents unwiderleglich erwies. Es war vorauszusehen, daß der Erfolg Shackletons der Südpolarforschung einen neuen Anstoß geben werde: nicht weniger als fünf neue Expeditionen sind für 1910/11 geplant, und von diesen Expeditionen dürfte — nicht nur für uns Deutsche — die Filchners die bedeutsamste werden.

Der Plan Filchners stammt nicht von heut und gestern: er ist eine alte Lieblingsidee des wagemutigen Forschers, der, wie er launig sagt, seinen Tätigkeitsdrang in Tibet nur deswegen befriedigte, weil diese für die Wissenschaft so wertvoll gewordene Expedition, deren Ergebnisse: 13 Bände Reiseschilderungen, Beobachtungen und Studien und 6 Kartenwerke, im Herbst dieses Jahres abgeschlossen vorliegen werden, — weniger Geldmittel erforderte, als die ersehnte antarktische Expedition. Kein Geringerer als Zittel hatte seinerzeit Drygalski auf Filchner aufmerksam gemacht, und Platzmangel wegen zu später Anmeldung verhinderte damals die Teilnahme an der Gauß-Expedition. Als Filchner nun kürzlich in einer Gesellschaft seinen Plan entwickelte und ihm alsbald hohe Zeichnungen garantiert wurden, entschloß er sich, mit seinem Vorhaben an die breite Öffentlichkeit zu treten, um so mehr als für die Ausführung der Expedition auch in nationaler Hinsicht jetzt der geeignetste Zeitpunkt gekommen erscheint.

Wir können das Eigenartige des Planes Filchners nicht besser erläutern als durch die lichtvollen Erklärungen, die Penck in der erwähnten Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde dazu gab. Penck, der Filchners Berater in den Einzelheiten des Projekts ist, führte etwa aus:

„Die neueren antarktischen Expeditionen haben eine Menge von Beweisen für die Existenz eines Kontinents des Ewigen Südens beigebracht: der Ozean wird in der Nähe des südlichen Polarkreises allenthalben seichter, schließlich hebt sich Land hervor, und dieses ist von einer großartigen Inlandeismasse bedeckt, unter der es nur als schmaler Saum hervorlugt. Dieses eisbedeckte Land ist ein Gebiet hohen Luftdrucks, und von ihm fließen charakteristische östliche Winde ab. So ist es allenthalten am Saume von Ost-Antarktika, im Viktoriande-Lande und am Gauß-Berge. In West-Antarktika hingegen sind diese östlichen Winde nur zeitweilig vorhanden, und am Snow-Hill, wo Otto Nordenskjöld überwinterte, fehlen

Digitized by Google

sie gänzlich; hier herrschen ausschließlich Südwestwinde. Sie weisen darauf hin, daß gegen Südosten ein Gebiet niederen Luftdruckes, ein Meer, existiert. Schon 1823 drang Weddell weit in dieses hinein; spätere Versuche aber mißlangen, da man in der Regel auf der Westseite vorstieß. Hier scheint Eis regelmäßig bis $65^1/_2{}^0$ Süd zu reichen; hier wehen heftige polare Winde. Anders im Osten; da konnte die schottische antarktische Expedition unter Bruce 1904 bis über 74° hinausgelangen, bis zu einem neuen Lande, dem Coats-Lande, das einen mutmaßlich leicht erreichbaren Ausgangspunkt für weitere antarktische Forschung darstellt. Der Entdecker des Coatlandes, Bruce, möchte mit einer neuen schottischen Expedition wieder hierhin gehen, um einen ernstlichen Versuch zu machen, Antarktika zu durchqueren. Hier gedenken auch die Amerikaner, angeregt von Peary, einzusetzen; aber während in beiden Fällen die Erreichung des Südpols als oberstes Ziel ins Auge gefaßt wird, und Bruce sogar an eine Überschreitung des Südpols denkt, stellt Filchner ein andres Problem in den Vordergrund, nämlich die gegenseitigen Beziehungen von Ost- und West-Antarktika aufzuhellen. Hängen beide zusammen oder sind sie voneinander getrennt? Beides ist denkbar. Man kann sich sehr wohl vorstellen, daß sich vom Coats-Lande südlich der Weddell-See ein Küstensaum zum Graham-Lande zieht, und daß dann vom Alexander-Lande sich ein Küstensaum über König Eduard VII.-Land zum Viktoria-Lande erstreckt. Aber es darf nicht außer acht gelassen werden, daß die von Roß entdeckte Eismauer zwischen dem König Eduard VII.-Lande und dem Viktoria-Lande, wie Scott gezeigt hat, der Abbruch einer schwimmenden Eismasse ist. Nahe bei 84° S., 650 km vom Küstensaume, fand Shackleton auf ihr 199 m Höhe, während weiter westlich das Land in einem Steilabfalle sich auf mehr als 3000 m Höhe erhebt. Dieser Steilabfall setzt sich an der Stelle, wo Shackleton das Inlandeis erstieg, in südöstlicher Richtung fort, also in der Richtung auf Graham-Land; aber seine Mittelrichtung weist nach Coats-Land, und die heftigen Südwinde, die Shacketons Vordringen erschwerten, scheinen darauf zu deuten, daß sein entbehrungsreicher Marsch auf dem Inlandeise immer in der Nähe jenes Steilabfalls zurückgelegt wurde. Trifft diese Mutmaßung zu, so würde der Südpol exzentrisch in Ost-Antarktika gelegen sein, und man hätte sich diese Landmasse als einen flachen Schild vorzustellen, der sich gegen die Osthemisphäre hin sanft abdacht, aber gegen die Westhemisphäre steil abbricht. Die Weddell-See auf der einen Seite, die Roß-See auf der andern würden als Überflutungen des Vorlandes dieses Steilabfalles aufgefaßt werden können, und zwischen ihnen könnte niederes Eis gemutmaßt werden, ähnlich dem, das in der großen Eismauer gegen die Roß-See abbricht. Dann würde West-Antarktika eine Ost-Antarktika vorgelagerte Insel darstellen, abgesondert durch einen eiserfüllten Meeresraum, der die Roß-See und Weddell-See verbindet.

Eine solche Interpretierung unsrer geographischen Kenntnisse von Antarktika ist natürlich rein hypothetischer Art; aber sie ist nicht im geringsten willkürlicher als die übliche, nach der ein einziger antarktischer Landkomplex vorhanden ist. Müßig wäre, darüber zu streiten, welche von beiden Hypothesen die richtige ist. Die Tatsache, daß zwei so weit voneinander abweichende Hypothesen aufgestellt werden können, genügt zu zeigen, daß hier ein großes geographisches Problem zu lösen ist, wichtiger als die Erreichung des Südpols.

Dieses Problem zu lösen, ist die Aufgabe, die sich Filchner gestellt hat, und nach menschlichem Ermessen wird er es auch lösen. Seine oft unter den ungünstigsten Bedingungen durchgeführten Arbeiten im Hochlande von Tibet lassen ihn für solche Aufgabe, die einen ganzen Mann erfordert, geradezu prädestiniert erscheinen; sein Leitsatz: „Pessimist in der Vorbereitung, Optimist in der Durchführung“ verrät andrerseits den besonnenen Forscher, der sehr wohl weiß, welche mannigfachen Anforderungen solch kühner Vorstoß in die unbekannte Antarktika an den Expeditionsleiter stellt.

Zur Erreichung seines Planes will Filchner sich zweier kleiner, mit Eishaut bekleideter Schiffe bedienen. Kleine, auf Robben- und Walfang bereits mehrfach erprobte Fahrzeuge wählt er deshalb, weil diese Schiffe sich viel leichter durch Eisrinnen vorwärts arbeiten können als große, schwere Schiffe, wie etwa die „Gauß“. Das Hauptschiff, das rund 550 Tonnen haben soll, wird außer dem Expeditionsleiter etwa 14 wissenschaftliche Mitarbeiter, das Hilfsschiff, mit einem Raumgehalt von etwa 250 Tonnen, deren 10 an Bord haben. Voraussichtlich werden die Schiffe mit Apparaten für Funkentelegraphie ausgerüstet werden.

Das Hauptschiff soll von Coatsland aus in die Weddel-See möglichst weit südlich vordringen, während das Hilfsschiff die Roß-See aufsucht und am Mt. Erebus Station macht. Von hier aus soll das Hilfsschiff am Fuß des Viktoria-Gletschers, also ungefähr der Route Scotts und Shakletons folgend, ein Hilfsdepot möglichst weit südwärts vorschieben, das der vom Hauptschiff nach dem Mt. Erebus abgehenden Schlittenexpedition den Durchstoß durch Antarktika sozusagen „proviantechnisch“ ermöglichen soll. Natürlich haben beide Schiffe schon auf der Ausreise ozeanographisch zu arbeiten: sind doch in jenen Gebieten (Sandwichgruppe, Argentinisches Becken, Atlantische Scholle u. s. f.) noch hervorragend wichtige ozeanographische Fragen zu lösen.

Da die Anlage der ganzen Expedition offensiv gedacht ist, sind die Schiffe gewissermaßen nur

Digitized by Google

Mittel zum Zweck; das Hauptgewicht wird auf die Schlittenexpedition gelegt, und zwar sieht Filchner von der Benutzung von Automobilschlitten in der richtigen Erkenntnis ab, daß in diesen Gebieten nur die einfachsten Mittel zum Ziele führen können. Die Bespannung der Schlitten werden Ponys und Hunde bilden; diese werden aus Grönland, jene aus Zentral-Asien bezogen. Von der Mitnahme eines Ballons will Filchner nichts wissen, da die bei solcher Expedition durch dieses Hilfsmittel erzielten Erfolge sich bisher als ziemlich wertlos erwiesen: die Fernsicht kann immer nur eine beschränkte sein, und der mitzunehmende Ballast (Gasflaschen) beansprucht die Hälfte des Gesamtgewichts der Ladung.

Das Gelingen einer Expedition ist in erster Linie von der gründlichen Vorbereitung abhängig. Hierzu gehört nicht nur, daß Schiffe, Ausrüstung und Bemannung von bester Qualität sind, sondern daß sich sozusagen auch alle Räder des Werks ineinander harmonisch eingearbeitet, daß sich alle Teilnehmer der Expedition in monatelanger Vorarbeit für die Aufgabe vorbereitet haben. Dies wird bei Filchners Expedition zum Teil in den wissenschaftlichen Instituten Berlins, zum Teil auf der Hamburger Seewarte geschehen; vor allen Dingen aber soll den Teilnehmern eine für den Sommer 1910 geplante mehrwöchige Vorexpedition in die nordischen Eisregionen Gelegenheit geben, sich mit den natürlichen Verhältnissen der Polargegenden einigermaßen vertraut zu machen. Die eigentliche, auf die Dauer von etwa 3 Jahren berechnete Expedition wird erst im Sommer 1911 aufbrechen. —

Filchners Plan hat nun in England unliebsames Aufsehen erregt. Die Engländer, die wohl gern den ganzen antarktischen Kontinent annektieren möchten, wie sie bereits im Juli 1908 die an der Schwelle der Antarktis liegenden Inseln und das Grahamland offiziell annektiert haben, erblicken in dem Projekte des deutschen Forschers eine Verletzung der — „Polaretikette“, wie sie etwas ganz andres zu bemänteln belieben. Soll auch ohne weiteres zugegeben werden, daß auf dem im September 1906 zu Brüssel abgehaltenen Kongreß der „Internationalen Vereinigung zur Erforschung der Polargebiete“ gewisse ganz private Konventionen getroffen wurden, so ist andrerseits gleich damals von verschiedenen Forschern (z. B. von Charcot und Drygalski) ganz energisch gegen eine derartige „Zentralisation der Polarforschung“ protestiert und betont worden, die Vereinigung könne nicht die Aufgabe haben, einem Forscher „irgendwelche Vorschriften“ zu machen, sondern nur „beratend und begutachtend“ wirken. (Vergl. Globus Bd. 90, S. 241.) Penck äußerte denn auch zu den englischen Angriffen gegen Filchner: „Die Ansicht muß ganz entschieden zurückgewiesen werden, als ob einzelne Gebiete der geographischen Forschung Monopolland seien. Die geographische Forschung hat bisher stets überall dort gearbeitet, wo noch ungelöste Aufgaben ihrer harrten, ohne auf die Empfindlichkeiten der einzelnen Nationen Rücksicht zu nehmen oder Prioritätsrechte für die Beendigung bereits begonnener geographischer Untersuchung anzuerkennen.“ *)

Zudem ist auch Filchners Plan von dem Scotts, sowie dem der Amerikaner wesentlich verschieden. Der Plan des Schotten Bruce hat freilich gewisse Berührungspunkte mit dem unsers deutschen Landsmanns. Doch haben sich, wie ich erfahre, die beiden Forscher bereits ins Einvernehmen mit einander gesetzt, um im Wege gütlicher Besprechung ihre Pläne teilweise zu modifizieren und sie für die Wissenschaft möglichst nutzbringend zu gestalten. Die Engländer nehmen an, daß Filchners Marschroute mit der von Scott und Shackleton identisch sei. Filchners Vorstoß berührt aber den Südpol gar nicht, sondern führt Hunderte von Meilen weiter westlich.

Filchner will vornehmlich die Beziehungen zwischen West- und Ostantarktika feststellen, also den Durchstoß längs desjenigen Gebietes versuchen, auf dem der vereiste Meeresarm zu suchen ist, der West- von Ost-Antarktika trennt; diese Zone ist unbedingt westlich des Südpols zu suchen. Die Engländer und Amerikaner dagegen streben nach wie vor auf dem bis 3000 Meter hoch gelegenen Ost-Antarktika-Hochlande dem Pole zu. Darin beruht die wesentliche Verschiedenheit der Aufgaben: Filchners ist streng wissenschaftlicher Art, während die andre zum Teil sportlichen Charakter trägt.

Dank der Unterstützung der Behörden und privater Persönlichkeiten, insbesondere aber der wissenschaftlichen Gesellschaften, hat Filchners Plan schon greifbare Gestalt angenommen. In der erwähnten Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde konnte Penck davon Mitteilung machen, daß ein ungenannter Förderer 300000 Mark für die Expedition zur Verfügung stelle. Auch von andrer Seite sind dem kühnen Offizier, der während der Dauer der Expedition seinen Abschied nehmen will, um vollständig unabhängig arbeiten zu können, bereits bedeutende Summen zugesichert worden. Aber noch fehlt viel an den 2 Millionen Mark, die diese deutsche Südpolar-Expedition kosten wird; noch sind also große pekuniäre Aufwendungen nötig. „Ich zweifle aber nicht, an der Opferwilligkeit aller Deutschen“, schrieb Filchner neulich, „wenn es sich um eine große nationale Aufgabe handelt.“

*) Der Kuriosität wegen sei hier mitgeteilt, daß den neuesten Berichten zufolge Shakleton seine neue Expedition vom — Gaußberge (also deutschem Forschungsgebiete) aus beginnen will, und was dem Engländer recht ist, sollte doch auch dem Deutschen billig sein.

Digitized by Google

Shakespeare als Zeuge in einem Zivilprozeß.

Von Prof. Dr. O. Sarrazin (Breslau).

Die Neugierigen, die so gern in das Privatleben großer Dichter oder Künstler hineinspähen, haben an Shakespeare keine Freude. Seine Persönlichkeit und seine persönlichen Beziehungen sind immer noch halb verborgen. Abgesehen von den immer noch rätselhaften Sonetten, geben die Urkunden und andren Nachrichten, die von seinem Erdendasein zeugen, kaum einen Einblick in sein Privatleben. Sie zeigen ihn nur als Schauspieler, Dichter, Theaterunternehmer und als praktischen Geschäftsmann. Höchstens das Testament Shakespeares bringt ihn uns menschlich etwas näher.

Um so dankenswerter ist eine neue Entdeckung, die der amerikanische Forscher Charles William Wallace gemacht und im Märzheft von Harpers Magazine soeben veröffentlicht hat, da sie uns zum erstenmal Shakespeare als Mensch unter Menschen zeigt, und in sein Londoner Leben hineinschauen läßt, wenn auch nur gleichsam durch eine schmale Türspalte.

Wiederum sind es alte, an sich sehr belanglose Londoner Prozeßakten, die uns diese kleine Aufklärung bringen. Wir wissen jetzt wenigstens, wo der Dichter in London wohnte, als er an Hamlet und Othello arbeitete, mit was für Leuten er zunächst verkehrte, und was für Anteil er an ihrem Geschick nahm.

Wir erfahren es hauptsächlich durch seine eigenen Zeugenaussagen.

In einem Hause der City (in der Nähe der heutigen General Post Office) an der Ecke der Silver Street und Muggle Street (jetzt Monkwell Street) wohnte um 1604 Christopher Mountjoy, der als Garderobier (tiremaker) bezeichnet wird, mit seiner Gattin — beide französische Hugenotten. Das ältliche, mäßig begüterte Ehepaar hatte eine einzige Tochter, Mary, die sich, wie das so zu gehen pflegt, in den Lehrling oder Gehilfen des Vaters, Stephen Bellott, verliebte, der ebenfalls französischer Abkunft war. Nach einigen Schwierigkeiten, die hauptsächlich in den Geldverhältnissen begründet waren, wurde am 19. November 1604 zwischen den jungen Leuten der Ehebund geschlossen. Aber bald nach dem Tode der Mrs. Mountjoy (1606) kam es wegen der Mitgift zu Mißhelligkeiten zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn, die zu einem Prozeß führten, der im Mai/Juni 1612 in London vor dem Court of Request verhandelt wurde. Als Zeuge wurde u. a. auch „ein gewisser Herr Shakespeare", wie sich eine Dienerin der Mountjoys ausdrückte, verhört, der zur Zeit der Eheschließung in dem Hause gewohnt hatte. Der volle Name, der in den Akten angeführt ist, läßt keinen Zweifel an der Identität mit dem großen Dichter: „William Shakespeare, of Stratford upon Avon, in the county of Warwick, gentleman, of the Age of XLVIII yeares or thereaboutes."

Dieser sagte etwa folgendes aus: er wäre mit dem Kläger (Stephen Bellott) sowohl als dem Beklagten (Chr. Mountjoy) seit 10 Jahren, also seit 1602, bekannt, insbesondere könnte er dem Kläger, auch nach mehrfachen Äußerungen der späteren Schwiegereltern, das Zeugnis eines sehr ehrlichen Menschen und eines guten und fleißigen Dieners geben; auf Bitten der Frau des Beklagten hätte er seinerzeit dem jungen Mann zur Heirat mit ihrer Tochter zugeredet; der Beklagte hätte in der Tat dem Kläger eine Mitgift versprochen, aber Shakespeare konnte sich nicht mehr auf den Betrag entsinnen. Andre Zeugen erklärten, sie hätten gerade von Herrn Shakespeare gehört, daß 50 Pfund ausgemacht waren.

William Shakespeares Aussagen haben begreiflicherweise ein durchaus sachliches Gepräge. Doch klingt ein etwas wärmerer Gefühlston durch, indem er von Stephen Bellott spricht. Die Angelegenheit scheint ihm im übrigen ziemlich gleichgültig zu sein; einmal gebraucht er die etwas ungeduldige Wendung „that is neither here nor there", die ja in Shakespeares Dramen auch zuweilen vorkommt (Merry Wives I, 4, 112; Othello IV, 3, 59).

Damals — Frühjahr 1612 — war Shakespeare schon längere Zeit in seiner Vaterstadt wieder angesiedelt als Großgrundbesitzer, der mit der Verwaltung seines ansehnlichen Vermögens jedenfalls viel zu tun hatte. Dabei immer noch in Verbindung mit dem Theater, wenn er auch sicher längst nicht mehr als Schauspieler aufgetreten war. Im Winter 1611/12 war er wahrscheinlich mit der Abfassung des „Sturmes". (Tempest) beschäftigt gewesen. Und wahrscheinlich wurde dieses, oder irgendein andres spätes Stück, damals einstudiert.

Für einen solchen Mann war der ganze Prozeß natürlich nur eine Lappalie. Aber an den kleinen französischen „Marchand Tailleur" erinnerte er sich doch wohlwollend und lobte ihn mit denselben Prädikaten: Ehrenhaftigkeit und Fleiß, die ihm auch von seinen Bekannten zugesprochen wurden: „a very honest fellow", „a very good and industrious servant".

Für den Philologen ist es interessant, in dem Wortlaut der Zeugenaussagen gewisse Lieblingswendungen oder Ausdrücke Shakespeares wiederzufinden, z. B. to effect the marriage.

Der Ausgang des Prozesses ist aus den Akten nicht ersichtlich.

Der trockene Aktenbericht wird zunächst wohl jeden enttäuschen und ernüchtern. In so engen, spießbürgerlichen Verhältnissen, im Verkehr mit so einfachen Leuten haben sich die meisten den berühmten Dichter wohl doch nicht vorgestellt.

William Shakespeare muß damals schon ein

Digitized by Google

reicher Mann gewesen sein, der in Stratford einen Herrensitz gekauft hatte — und hier sehen wir ihn als Chambregarnisten bei einem Theaterschneider. Wie prosaisch!

Künstlers Erdenwallen hat grelle Gegensätze, die ja auch in Shakespeares Dichtung zum Ausdruck kommen.

Was können wir nun aus den neuentdeckten Tatsachen entnehmen, und wie stimmen sie zu dem sonstigen Leben und Dichten Shakespeares?

Zunächst zeigen sie in Übereinstimmung mit dem, was wir sonst erfahren, daß der große Dichter trotz seiner Wohlhabenheit ein bescheidener, einfacher und sparsamer Mann blieb (ähnlich, wie er ja auch seine Lieblingshelden, z. B. Prinz Heinz, dargestellt hat).

Sodann, daß er das Vertrauen der Leute genoß, bei denen er wohnte, auch daß er gutmütig und jedenfalls ganz uneigennützig die Rolle eines Ehestifters spielte — dieselbe Rolle, die er in seinen Dramen älteren Männern so gern zugeteilt hat, von Bruder Lorenzo in Romeo und Julia und von Antonio, dem Kaufmann von Venedig, an bis auf Leontes im Wintermärchen und Prospero im Sturm.

Und es ist vielleicht auch daran zu denken, daß schon in den viel früher geschriebenen Sonetten ein Jüngling ermahnt wird, bald zu heiraten. Das alles läßt nicht gerade auf trübe eigene Erfahrungen in der Ehe schließen.

Ferner kennen wir jetzt das „Milieu" von Shakespeares Meisterwerkstatt einigermaßen. Freilich müssen wir zugeben, daß in die Werke des Romantikers nicht viel von dem Genius loci übergegangen ist. Man kann auch nicht sagen, daß die „Philosophie der Kleider" — um mit Carlyle zu sprechen — für den Schauspieler eine tiefere Bedeutung hatte. Aber mancherlei Anspielungen und Gleichnisse — besonders in spätern Dramen — zeigen doch, daß der große Dichter, wie er in den meisten Handwerken bewandert war, so auch in eine Schneiderwerkstätte zu blicken nicht verschmähte.*)

Wie lange der Dichter bei den Mountjoys wohnte, erfahren wir nicht; wie es scheint, von 1602 bis zur Übersiedelung nach Stratford.

Jetzt ist die Gegend, in der Shakespeare damals lebte, eine sehr öde, hauptsächlich von Proletariat bewohnte; an Stelle des Wohnhauses der Mountjoys (das wahrscheinlich schon der großen Feuersbrunst von 1666 zum Opfer fiel) findet man jetzt ein modernes, triviales Public House, wie gewöhnlich an Londoner Straßenecken. Damals wohnten in dem Stadtviertel solide Handwerker, Barbiere, Schneider und andre Leute aus dem weniger wohlhabenden Mittelstand. Hospitäler, Innungshäuser und die Guildhall waren nicht weit; jenseits des nahegelegenen Viehmarktes von Smithfield, wo viel Gelegenheit zu Studien des Volkslebens war, kam man bald in freies Feld. Um aber nach seinem Globus-Theater zu gelangen, mußte der Schauspieler einen ziemlichen Weg machen, zu Fuß durch die Wood Street und Bread Street, unmittelbar an dem Hause von John Miltons Vater, in der Nähe der alten Pauls-Kathedrale vorbeigehen, mußte Cheapside, die Hauptverkehrsader der City, durchqueren, wo in nächster Nähe die Mermaid-Taverne lockte, und kam dann durch mehrere andre Gassen an einen Anlegeplatz der Themse, von wo er sich ein Ruderboot nahm. Denn das Globus-Theater lag jenseits des Flusses in der Südvorstadt Southwark, etwa da, wo heute die riesige Brauerei von Barclay & Perkius sich befindet.

Also den fast täglichen Weg, den der Hamlet-Dichter damals zu machen hatte, kennen wir ziemlich genau. Wer nun etwas Phantasie hat, kann sich leicht einen idyllischen Großstadt-Roman ausmalen, vielleicht auch vorstellen, wie der kleine, etwa vierjährige John Milton den vorüberschreitenden ältlichen Dichter mit ernsten Kinderaugen musterte. Für den Dichter Shakespeare ergibt sich freilich aus alledem nicht viel. Aber eins ist doch bemerkenswert: die freundschaftlichen Beziehungen zu französischen Hugenotten-Familien. Wir wissen noch von einer andern solchen Familie, mit der Shakespeare in Verkehr gestanden haben muß. Die Gattin von Shakespeares Verleger, Field, war ebenfalls eine Französin, Jacqueline geb. Vautrouiller. Es kann leicht sein, daß der Schauspieler sich zu Franzosen eher hingezogen fühlte, weil sie seinem damals noch sehr gering geachteten, ja makelhaften Beruf nicht mit demselben Vorurteil entgegenkamen, wie englische Bürger.

Aus solchem Verkehr nun erklärt sich gewiß die außergewöhnliche Vertrautheit mit der französischen Umgangssprache, die der Dichter in manchen seiner Dramen, z. B. Henry V., bekundet. Wohl auch die treffsichere Charakteristik der englisch radebrechenden Franzosen, wie des Doktor Caius in „Merry Wives of Windsor" oder der Prinzessin Catharina von Frankreich in „Henry V.". Das Lustspiel „All's well that ends well", das in Frankreich spielt, ist höchstwahrscheinlich 1602/3 verfaßt, also gerade zu der Zeit, als Shakespeare bei den Mountjoys wohnte. Hier sind die französischen Charaktere und Sitten besonders gut getroffen.

Dagegen ist es offenbar nur ein zufälliges Zusammentreffen der Namen, wenn in Henry V. ein französischer Herold, Montjoy, auftritt; denn dieser Name war schon in der alten Chronik von Holinshed angegeben. — —

Vielleicht erweist sich in dem labyrinthischen Dunkel, in das Shakespeares Londoner Leben gehüllt ist, Wallaces interessante Entdeckung als ein Ariadne-Faden. Jedenfalls haben wir nun einen Punkt gewonnen, wo die weitere biographische Forschung anknüpfen kann.

*) Das einzige auffallende Schneidergleichnis kommt gerade in einem Drama vor, das um 1603/4 gedichtet sein muß. Measure for Measure I, 2, 28.

Digitized by Google

Die Urgestalt von Wilhelm Meisters Lehrjahren.

Von Professor Dr. Ludwig Geiger (Berlin).

I.

Der 31. Januar 1910 wird in der Geschichte der Goethe-Kenntnis und Goethe-Forschung ein wichtiger Tag bleiben. An ihm wurde in der Sammlung des Dr. Heinrich Denzler in Zürich von dem Gymnasialprofessor Dr. Billeter die Urgestalt von Goethes „Wilhelm Meister" gefunden.*) Daß sie so lange unentdeckt bleiben konnte, kommt daher, daß der Band eine falsche Aufschrift trägt. Von einer Enkelin der gleich zu nennenden, ursprünglichen Besitzerin ist nämlich der Handschrift der Titel vorangestellt worden: „Manuskript von Goethes Buch: Die Leiden des jungen Werther".

Herr Denzler ist der Ur-Ur-Enkel der Bäbe Schultheß, jener wackren, geistig angeregten Frau, die Goethe 1775 als Freundin gewann, und mit der er sicher bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in Verbindung blieb. Ja, man kann wohl als feststehend betrachten, daß die Abschrift, die unsre Kenntnis so merkwürdig zu bereichern bestimmt ist, von der Tochter der genannten Frau, die den gleichen Namen wie die Mutter führte, in den Jahren 1783—85 angefertigt worden ist. Das entnimmt man aus den Tagebuchnotizen der Bäbe, die H. Funck in der Frankfurter Zeitung vom 15. Februar 1910 veröffentlicht hat. [Sie sind in der Broschüre, die diesen Betrachtungen zugrunde liegt, nicht benutzt.] Die in diesen Notizen erwähnten Personen sind der mit Goethe befreundete Musiker Kayser und G. Chr. Tobler 1757 bis 1812, als Übersetzer und Biograph Lavaters bekannt, der 1781 in Weimar war und sicher an der Abfassung des herrlichen Fragments „Die Natur" beteiligt ist, wenn er nicht etwa als dessen Verfasser angenommen werden muß.

Die Tagebuchnotizen lauten: „1783, 10. September: Diesen Abend erhielt Mama von Wilhelm Meister. — 16. September: Mama las vor, o es war herrlich; die kleine Mignon zieht mich besonders an. — 26. September: Tobler kam, ich gab ihm den II. Teil Wilhelms, des Lieben, woraus er vorlas. Er las fort und fort beide Teile, das bis nach fünf Uhr währte. — 2. November: Diesen Morgen blieb ich zu Hause, Mama auch, die, wie ich glaube, an den herrlichen Wilhelm Meister Zeuger schrieb. — 1784, 14. April: diesen Abend kam ein herrlicher Pack von Goethe, ein Teil Wilhelm und der war mir entzückend ... Abends kam ich gleich nach 6 heim, weil ich die liebe B. bei Hause wußte, der Mama Wilhelm las. — 17. April: Tobler kam und las Wilhelm vor. — 18. April: die Orell, der Mama Wilhelm las. — 20. Juni: Kayser komt von Rom zurück, am 21. gibt ihm Mama Wilhelm mit nach Hause zum Lesen. — 15. August: Ich schrieb ein wenig nach Dessau, dann noch an Wilhelm Meister. — 6. Dezember: ich schrieb lang an Wilhelm Meister, mein liebstes Geschäft diesmal. — 26. Dezember: diesen Abend vollendete ich Wilhelms Abschrift; herrlich wäre es, wenn ich nur gleich fortfahren könnte. — 1785, 28. März: Wir lasen Nachmittags zwei ganze Bücher von Wilhelm durch. — 3. Juni: letzte Woche erhielt die liebe Mama eine herrliche Büste von Goethe, dem herrlichen, teuern Mann, aber keinen Wilhelm. — 6. Juli: es kam ein Päckchen von Frankfurt mit dem fünften Teil Wilhelm. — 12. Juli: Kayser saß am Fenster und las mit unverwandtem Blick den Wilhelm."

Aus diesen Notizen geht unwiderleglich hervor, daß der Roman in seiner älteren Fassung, allerdings nur fünf Bücher, statt der sechs (vergl. unten) vom 10. September 1783 bis zum 6. Juli 1785 nach Zürich geschickt, und von Bäbe Schultheß der Jüngeren abgeschrieben wurde. Die verschiedenen Hände, die an der Abschrift gearbeitet haben, beweisen, daß auch die Mutter, Frau Bäbe Schultheß, sich am Kopieren beteiligt hat. Wann das sechste Buch abgeschrieben ist, das erst später, also nach 1785, nach Zürich gelangte, steht nicht fest. Aber diese kurzen Zeugnisse sind noch in einer andern Beziehung wichtig. Sie bekunden nämlich die außerordentliche Begeisterung, die von den Frauen, die die Sendung erhielten, und von ihrem ganzen Kreise empfunden wurde.

Aus Goethes Aufzeichnungen in seinem Weimarer Tagebuch und aus mannigfachen Äußerungen in seinen Briefen war längst bekannt, daß er 1776—82 an dem Roman gearbeitet hatte, daß sechs Bücher fertig waren, die den Titel „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" führten. Außer dem, was dieser Titel besagt: die hauptsächliche oder gar ausschließliche Berücksichtigung des Theaterwesens, wußte man von dem Inhalte so gut wie nichts; zeitgenössische Urteile darüber waren nicht bekannt, nur aus späteren Äußerungen Herders und Wielands ging hervor, daß sie der ursprünglichen Fassung vor der früheren den Vorzug gaben.

Am wichtigsten sind zwei Äußerungen des

*) Goethe, Wilhelm Meisters theatralische Sendung. Mitteilungen über die wiedergefundene erste Fassung von Wilhelm Meisters Lehrjahre von Dr. Gustav Billeter. 1910. Verlag von Rascher & Co. in Zürich. VII und 111 S. — Die Schrift zerfällt in ein kurzes Vorwort, eine längere Einleitung, die eine allgemeine Würdigung des Fundes bringt, ausführliche Mitteilungen aus dem ersten und zweiten, kürzere aus dem vierten Buch. Eine Kritik dieser Schrift soll nicht geübt werden, weder über die Grundsätze der Ausgabe, noch über die Auswahl hier gehandelt werden. Dem Herrn Verfasser, dessen Name für alle Zeit mit dem bedeutsamen Funde verknüpft sein wird, gebührt der Dank der ganzen Nation. Gar nicht genug zu preisen ist seine Selbstentsagung, daß er, der glückliche Finder, nicht nach der Ehre verlangt hat, das Werk vollständig herauszugeben, sondern diese zwar mühevolle, aber auch erfolgsichere Aufgabe einem Fachmann, Herrn Prof. Maync, überlassen hat.

Digitized by Google

Dichters an Knebel. Nachdem Goethe die drei ersten Bücher vollendet hatte, schrieb er am 3. Juli 1783: „Was Du daran lobst, habe ich wenigstens zu erreichen gesucht, bin aber leider weit hinter meiner Idee zurückgeblieben. Ich selbst habe auch keinen Genuß davon, diese Schrift ist weder in ruhigen Stimmungen geschrieben, noch habe ich nachher wieder einen Augenblick gefunden, sie im Ganzen zu übersehen.“ Nach Vollendung des vierten Buches schrieb Goethe am 27. Dezember 1783: „Ich fahre nun fort und will sehen, ob ich das Werkchen zu Ende schreibe. Alsdann aber wird es auf Zeit und Glück ankommen, ob ich es wieder im Ganzen übersehen, durchsehen und alles schärfer und fühlbarer aneinander rucken kann.“

Solche Worte klingen nicht verheißungsvoll, sie zeugen nicht von großem Selbstvertrauen.

Vollständig des Dichters Urteil zu kontrollieren, zu bestätigen oder abzuweisen, sind wir auch jetzt noch nicht imstande, da der Finder nur einen Bericht über seinen Fund und eine Anzahl Proben gegeben, nicht aber den gesamten Text vorgelegt hat. Nur das eine dürfen wir sagen: die erste Fassung des Werkes des Dichters ist, kleine Abschreibefehler verschiedner Art (Verlesungen, Wiederholungen einzelner Worte und Ähnliches) abgerechnet, vollständig erhalten, und man muß mit der größten Begierde dem unverkürzten Druck des Werkes, eines Quartanten von 618 Seiten, von dem nur einige Blätter leer gelassen sind, entgegensehen.

Das bedeutendste und an wirklich Neuem reichste ist gewiß das erste Buch. Die bekannte (oder darf man dies Epitheton auf den Roman Wilhelm Meister überhaupt gar nicht anwenden?), sagen wir also lieber, die seit 115 Jahren gedruckte Fassung des mehr genannten als gelesenen Romans beginnt mit dem Liebesverhältnis zwischen Wilhelm und Marianne und trägt dann nach einem bei Goethe beliebten Kunstgriff, der aber nicht sehr anziehend und unterhaltend ist, vieles aus der Jugendgeschichte nach; die ursprüngliche Fassung dagegen hebt mit Wilhelms Kindheitsgeschichte an. Wilhelm hat, das darf man ohne weiteres sagen, viel von Goethe, die Erlebnisse, die er erzählt, sind geradezu Beiträge zu seiner Selbstbiographie. Der alte Meister besitzt manche Züge des Herrn Rat, freilich auch manches von Goethes Großvater; dagegen ist die Mutter Wilhelms der Frau Rat absolut entgegengesetzt: sie ist zänkisch, unhold gegen den Mann, auch moralisch in ihrem Lebenswandel nicht einwandsfrei; auch eine Mutter des Vaters kommt vor, auf die manche Züge der Frau Rat übertragen sind. Ferner spielt die Schwester des Dichters unter dem durchsichtigen Namen Amelie, die Gattin Werners, des Freundes, von dem gleich die Rede sein muß, eine Rolle; sie ist eine Vertraute des Dichters, wohl eingeweiht in seine poetische Produktion; sie schreibt gern für ihn ab und bewahrt die Hauptstellen aus seinen Jugenddramen in ihrem Gedächtnis. Es wäre gewiß nicht recht, in dieser großen Erzählung einen Schlüsselroman zu sehen; aber wenn Amelie = Cornelie ist, liegt es dann nicht nahe, in Werner Schlosser zu sehen? Wir wissen ja freilich alle, daß letzterer kein Kaufmann, sondern ein Jurist und Beamter war; aber wie viele Parallelen ergeben sich nicht zwischen ihm und jenem zwar weitsehenden, aber nüchternen, in seinen geistigen und zum Teil sittlichen Anschauungen dem Schwager entgegengesetzten Kaufmanne?

Wie anmutig ist gleich der Anfang des ganzen Werkes.

„Es war einige Tage vor dem Christabend 174—, als Benedikt Meister, Burger und Handelsmann zu M—, einer mittleren Reichsstadt, aus seinem gewöhnlichen Kränzgen abends gegen achte nach Hause gieng. Es hatte sich wider die Gewohnheit die Tarokpartie früher geendigt, und es war ihm nicht ganz gelegen, daß er so zeitlich in seine vier Wände zurückkehren sollte, die ihm seine Frau eben nicht zum Paradiese machte. Es ware noch Zeit bis zum Nachtessen, und so einen Zwischenraum pflegte sie ihm nicht mit Annehmlichkeiten auszufüllen, deswegen er lieber nicht ehe zu Tische kam, als wenn die Suppe schon etwas überkocht hatte.

Er gieng langsam und dachte so dem Burgermeisteramte nach, das er das letzte Jahr geführt hatte und dem Handel, und den kleinen Vorteilen, als er eben im Vorbeigehen seiner Mutter Fenster sehr emsig erleuchtet sah. Das alte Weib lebte, nachdem sie ihren Sohn ausgestattet, und ihme ihre Handlung übergeben hatte, in einem kleinen Häusgen zurückgezogen, wo sie nun vor sich allein mit einer Magd bei ihren reichlichen Renten sich wohl befand, ihren Kindern und Enkeln mitunter was zu Gute tat, ihnen aber das Beste bis nach ihrem Tode aufhub, wo sie hoffte, daß sie gescheuter sein sollten, als sie bei ihrem Leben nicht hatte sehen können. Meister war durch einen geheimen Zug nach dem Hause geführt, da ihm, als er angepocht hatte, die Magd hastig und geheimnißvoll die Türe öffnete und ihn zur Treppe hinauf begleitete“.

Und dann kommt in raschen Zügen die Jugendgeschichte: der Weihnachtsabend, an dem das Puppentheater aufgebaut wird; die unangenehmen Verhältnisse im Elternhause, durch die der Knabe zur innern Einkehr veranlaßt wird; die durch die Großmutter für den Knaben ausgewirkte Erlaubnis, mit den Altersgenossen wirkliches Theater zu spielen, sein Verkehr mit den Schauspielern, seine Neigung zum Theater, der Gegensatz zwischen Vater und Sohn. Da heißt es:

„Wilhelms Geist war lang über diese niedre Bedürfnisse weg, besonders da ihm in seines Vaters Haus nichts abgieng und er war viel zu lebhaft und aufrichtig, als daß nicht manchmal

Digitized by Google

selbst gegen seinen Vater, die Verachtung des Gewerbes durchgeblickt hätte. Er hielte es für eine drückende Seelenlast, für Pech, das die Flügel seines Geistes verleimte, für Stricke, die den hohen Schwung der Seele fesselten, zu dem er sich von Natur das Wachstum fühlte. Manchmal gabs über irgend eine solche Äußerung Streit zwischen Vater und Sohn, an dessen Ende der Alte meist erzürnt, der Junge bewegt und die Sache dadurch nichts besser ward, indem jede Partei nur ihrer Meinung gewisser zu werden schien, und Wilhelm, der seinen Vater liebte, auch nicht gerne angefahren war, sich mehr in sich selbst verschloß. Sein Gefühl, das wärmer und stärker ward, seine Einbildung, die sich erhöhte, waren unverrückt gegen das Theater gewendet. Und was wunder? In eine Stadt gesperrt, ins bürgerliche Leben gefangen, im Häuslichen gedrückt, ohne Aussicht auf Natur, ohne Freiheit des Herzens! Wie die gemeinen Tage der Woche hinschlichen, mußte er mit unter hingehn; die alberne Langeweile der Sonn- und Festtage machte ihn nur unruhiger, und was er etwa auf einem Spaziergange von freier Welt sah, ging nie in ihn hinüber; er war zum Besuch in der herrlichen Natur, und sie behandelte ihn als Besuch. Und mit der Fülle von Liebe, von Freundschaft, von Ahndung großer Taten, wo sollte er damit hin? Mußte nicht die Bühne ein Heilort für ihn werden, da er wie in einer Nuß die Welt, wie in einem Spiegel seine Empfindungen und künftige Taten, die Gestalten seiner Freunde und Brüder, der Helden, und die überblinkende Herrlichkeiten der Natur bei aller Witterung unter Dache bequem anstaunen konnte? Kurz, es wird niemand wundern, daß er wie so viele andere ans Theater gefesselt war, wenn man recht fühlt, wie alles unnatürliche Naturgefühl auf diesen Brennpunkt zusammengebannt ist."

Prinz Hamlets Briefe.

Von **Richard Schaukal** (Wien).

Ich möchte nachdenkliche Leser, beschauliche, nicht die heutigen hastigen, halbschlächtigen, auf ein stilles Buch*) aufmerksam machen, das voll innerer Bewegung ist. Ich kenne den Autor, einen seit manchen Jahren merkwürdigen Schriftsteller, der meines Erachtens nur nicht so sehr an seiner eignen gleichmäßig laufenden Richtung sollte zu regeln suchen, um auch als Schaffender ganz der zu werden, den er als Lebender vorstellt. Ich habe den — überaus gefällig anmutenden — Band, ich gesteh's, nicht mit dem größten Vergnügen angelesen; die etwas farblose Art seines Schreibers wollte mir hier, da er sich noch des ohnehin gemäßigten Tempos seiner Persönlichkeit überhaupt begeben zu wollen anschickte, zur verblassenden Allgemeingültigkeit verarmt scheinen. Aber ich habe — und das soll man stets, wenn man über jemand urteilen will, den man wert hält — weitergelesen und mich belohnt gefunden: das Buch ist reich. Es hat mehr als Einfälle und Ausdrücke für Eindrücke, es hat Stil. Es ist eine der großzügigen ethischen Abrechnungen, wie wir sie heute von allen besseren Zeitgenossen irgendwie an der Zeit geübt oder versucht sehen. Unter einem nichts weniger als innig erfühlten, geschweige denn dichterisch erlebten Bilde freilich, das der ganzen Betrachtung etwas überflüssigerweise Konventionelles, Maskenhaftes verleiht. Aber etwas, vielleicht gegen den künstlerischen Willen, der seinen Zweck nicht erreicht — Kunst hat eben keine Zwecke —, am Inhalt sich doch Erhaltendes.

Das Buch hat aristokratische Maximen und ein durchaus demokratisches Gewissen. Es hat nicht das, was man gemeinhin Geist nennt, und ist doch voll Geistigkeit. Es ist echt deutsch in einem guten bürgerlichen Sinn aus verschollenen Tagen, da es noch bürgerliche Traditionen und Grundsätze gegeben hat, und spielt doch mit dem Skeptizismus einer die bürgerlichen Grundlagen unterwühlenden Ichkritik. Gemütlich gibt es nur sich verflüchtigende Regungen, duftet überhaupt bloß nach, ohne deutliche Erinnerungen zu wecken, hat im ganzen zu wenig Kraft und im einzelnen zu wenig Überzeugendes. Aber es ist nichts weniger als gemacht, sondern so „erschrieben", wie man erlebt sagt, und schreibt sich gewissermaßen über sich selbst hinaus zum Schatten des darin versuchten Schicksals hinüber. Ich glaube, der Autor wird's einmal wieder neugierig selbst wie etwas Fremdes lesen, mit den Gefühlen eines, der hört, irgendwer sei sein Sohn, und nun allerlei sich als eigen bestätigt, das ebensogut gar nicht mehr als allgemein menschlich sein mag. Dies macht, das Buch ist von vornherein als ein Experiment unternommen und im Werden beurteilt. Zuviel Technik der selbsterzieherischen Gewohnheit, noch etwas weiter auszumalen, ohne pastose Energie, aber mit um so mehr konstitutivem Gewissen.

*) Reichl & Co., Verlag, Berlin 1909.

Volkers Nachtgesang.

Von **Arthur Silbergleit** (Berlin).

Die Nacht ist tief und traumgebannt,
Ich stehe ganz im Dunkeln
Und lasse auf mein Stahlgewand
Die Sterne niederfunkeln.
Nun Stille ihren Teppich webt
An starren Wälderwänden,
Lockt mich die Fiedel, und sie bebt
In meinen Kriegerhänden.

Digitized by Google

Sie singt aus einem lieben Land
Von sanften Seelensiegen.
Da will die waffenfrohe Hand
Mildmütterlich sie wiegen.
Die Freundin frommen Friedens ist
Dem Kämpen treu ergeben,
Und ihre weichste Weise küßt
Mein schwertdurchrauschtes Leben.

All meine Waffenbrüder ruhn
Schon nach des Tages Frohnde,
Sie schließen ihres Kummers Truhn
Und ziehn von Mond zu Monde.
Ich halte ihrer Wallfahrt Wacht,
Umschläfert von Gezweige,
Und naht ein Feind: in milder Schlacht
Bestürmt ihn meine Geige.

Die Himmelstüren schließt die Nacht
Wie meiner Brüder Halle.
Mein Lied rauscht über Schlaf und Schlacht
Mit so verzücktem Schalle,
Als wollte zwischen Schilderwall
Und zwischen Lanzenklirren
Verzaubert eine Nachtigall
In alle Träume schwirren.

Die Nacht ist tief und traumgebannt,
Ich stehe ganz im Dunkeln
Und lasse auf mein Stahlgewand
Die Sterne niederfunkeln.
Nun Stille ihren Teppich webt
An starren Wälderwänden,
Lockt mich die Fiedel, und sie bebt
In meinen Kriegerhänden.

Die Klugheit am Ende.

Erzählung von **Wilhelm Schussen** (Schwäbisch-Gmünd).

I.

In der schönen Stadt Grimmelfingen gibt es etwa zehn Bäckereien, drei Dutzend Wirtschaften, darunter zwei selbständige Brauereien, ein ganz hübsches Schlachthäuschen, viele kleinere und ein paar größere, zum Teil recht stattliche Kaufläden, eine recht erfreuliche Zahl von Handwerksbetrieben. Namentlich viele Maurer und Gipser gibt es, aber auch einen Bildhauer und zwei Zimmermaler. Eine sehr ansehnliche Kirche. Und eine leider im Rückgang begriffene Lateinschule. Fehlt bloß noch die Buchhandlung.

Aber auch die hat es einmal gegeben. Allerdings nicht sehr lange. Denn der damalige Besitzer ist bald bankerott geworden. Nach ihm aber hat nie wieder jemand einen Gründungsversuch gemacht. Nicht einmal der Buchbinder Scheffold, der doch am ehesten hiezu berufen gewesen wäre. Möglich, daß ihm der Nebenberuf eines Meßdieners lieber war; möglich auch, daß er von vornherein jeden Erfolg für ausgeschlossen hielt.

Nun ist es nicht so, daß nicht etwa die hochwürdigen Herren der Grimmelfinger Geistlichkeit hier und da ein Paket mit schönen Schriften durch die Post erhielten, oder daß der Herr Vorsteher der Lateinschule nicht von Zeit zu Zeit durch diesen oder jenen Buchhändler im Lande geistige Nahrung bezöge, das obligate Klassische und Fachliche hier nicht einmal mitgerechnet.

Des fernern ist in Grimmelfingen der Herr Spitalpfleger als Bücherfreund wohl bekannt. Auch der Korbmacher Seiler gilt als solcher. Ein gewisser Pehlemann aber weiß einige Bände lustiger Gedichte auswendig und gibt sie bei Vereinsgelegenheiten immer mit Glück zum Besten.

Im großen und ganzen jedoch kennt man die Bücherflut der letzten Jahrhunderte in Grimmelfingen noch nicht einmal als Märchen. Es gibt dort noch sehr viele und mitunter recht große, ansehnliche Häuser, in denen wohl die Keller voll sind von Früchten und Säften, und die Truhen und Schränke gefüllt sind mit Kleidern und Geschirren und Schmucksachen — und in denen, eine illustrierte Heiligenlegende, etliche Andachtsbücher und ein paar Leitfäden von der Werktagsschule her vielleicht ausgenommen, nicht ein einziges Buch zu finden ist.

Auch die Frau Burgmaier, die sich bisweilen mit Romanen abgibt, sie aber zuerst am Ende anfängt und nachschaut, ob die Geschichte auch schön ausgehe, und je nachdem die Lektüre aufnimmt oder nicht, ist eine vereinzelte Ausnahme, die die Regel nur bekräftigen hilft.

Dagegen nimmt ein jeder Grimmelfinger seine Zeitung noch ordentlich ernst und wichtig und studiert sie Tag für Tag von vorne bis hinten, die Geschäftsanzeigen selbstverständlich miteinbezogen.

Dies erklärt sich wohl daraus, daß die Grimmelfinger von Haus aus sehr debattierlustige, kritikeifrige Leute sind, die den schwebenden Tagesfragen von jeher mit großer Wollust zu Leibe gingen.

So sind denn auch die dortigen Bürger fast alle recht gute und lebhafte Tischredner, die ihre einmal erkorene Sache bis zum Tüpfelchen hinaus zu verteidigen wissen und dabei nicht so leicht stecken bleiben. Und so gibt es in Grimmelfingen wohl recht viele redselige Leute, die einen Ungläubigen wohl überzeugen können, aber recht wenige, die ihr einmal Behauptetes einer besseren Erkenntnis zuliebe wieder im Stiche ließen.

Doch die echten Grimmelfinger verstehen einander schon. Sie lassen den neunmalklugen Nachbarn einen roten Kopf sich anreden und lassen ihn ordentlich sein Öl verbrennen und sein Salz verstreuen und warten klüglich, bis das Wort an

Digitized by Google

ihnen ist, um alsdann gleiches mit gleichem vergelten zu können. Für den Fremden aber, der über nicht so viele scharfe und weniger laute Waffen verfügt, wird der Fall ein ziemlich schwieriger. Und solange nicht etwa der Grimmelfinger Stadtpfarrer und der Vorsteher der Lateinschule wirkliche, eingeborene Grimmelfinger sein werden, wird ihr Evangelium zwar rein und ihr Latein zwar richtig sein können, aber der letzte Amenssegen wird ihnen eben nie zuteil werden können. Denn die Grimmelfinger nehmen wohl die guten Speisen, die man ihnen von Obrigkeits wegen darreicht, an und essen auch davon, wenn sie nicht gerade Eigenes und Besseres im Vorrat haben, aber doch immer mit einer Miene, aus der deutlich zu raten ist, daß es eigentlich doch noch etwas Klügeres geben müßte, so nur etwa einer der ihrigen am Platze stünde.

Die etlichen Söhne der Stadt indes, die einen gelehrten Beruf erwählten, sind wohl anderer Meinung. Denn sie suchen ihr Ehren alle auswärts, wahrscheinlich auch darum, weil sie ihre Väter und Herren Onkel gut genug kennen, um zu wissen, daß wenn irgendwo, so namentlich auch im lieben Grimmelfingen, das Wort vom ungenehmen Propheten im eigenen Vaterlande seine volle Gültigkeit hat.

In diesem Grimmelfingen ließ sich vor ungefähr zwanzig Jahren ein Fremder aus dem Norden, Gottfried Schwiese mit Namen, als Bau- und Möbelschreiner nieder. Er war auf der Reise durch das hübsche Städtchen gekommen, hatte bei einem Tischler Stellung gefunden und hatte sich späterhin mit der Meisterstochter verheiratet.

Dieser Schwiese war ein ruhiger, bescheidener Mensch, der seine Taten im Stillen vollbrachte und niemanden unnötig reizte, sondern im Gegenteil froh war, wenn man ihn gehen ließ. Gleichwohl hatte er anfänglich, da er die schöne, vermögliche Meisterstochter den Grimmelfingern wegschnappte, auch genug der Stichelreden aushalten müssen und hatte damals seines dunkelroten Muttermals unterm rechten Auge wegen so manches spöttische Wort zu hören bekommen. „Ob ihm eine Ratt' übers Gesicht gelaufen sei und was sie dabei ausgeführt habe?“ hatten sie gefoppt.

Aber er war ruhig geblieben, sich sagend, daß einer gegen tausend ja doch nichts ausrichte, und daß es mit der Zeit schon anders kommen werde. Das geschah auch. Schreinermeister Schwiese ward so nach und nach mehr und mehr gelitten und schließlich sogar halb zu den Grimmelfingern gerechnet. Er wurde später auch Mitglied des Stadtmagistrats, in welcher Eigenschaft er namentlich die Interessen der verschiedenen Gewerbetreibenden mit der gewohnten Ruhe und Rücksichtnahme auf andere vertrat.

Dann kam die Zeit, in der wir heute noch stehen, und in welcher unter vielem andern auch die sogenannte Handwerker- und Mittelstandsbewegung in Fluß kam. Die Gewerbetreibenden begannen sich unwohl zu fühlen zwischen dem mächtigen Großkapital und den drängenden Arbeiterlegionen. Sie begannen, sich ebenfalls zu sammeln und auch in geschlossenen Scharen auf dem Plan zu erscheinen. So stellten sie, nach dem Vorbild andrer Wirtschaftsstände bei den städtischen Ratswahlen, bei den Kammerwahlen nun ihre eigenen Kandidaten auf und gründeten Verbandsorgane und Berufsinnungen. Und in den Tagesblättern, bei den Kammerverhandlungen und so fort las und hörte man nun wieder und wieder von einer Rettung des Mittelstandes, von der Hebung des Handwerks und so weiter.

Aus eben dieser Bewegung heraus schuf die Regierung beispielweise die sogenannte Zentralstelle für Handel und Gewerbe und warf Mittel aus für Handwerks- und Gewerbeschulen und Lehrwerkstätten und Fachkurse. In der Residenz aber gab es seitdem eigene Räte, Wanderlehrer, die Vorträge und Kurse im Lande abhielten, und es gab einen Präsidenten, Doktor v. Jobst, der die genannte Zentralstelle leitete.

Mit der Wahl dieses Herrn hatte die Regierung einmal eine wirklich glückliche Hand gehabt. Doktor v. Jobst stammte selber aus dem Handwerkerstande und war ein ausgezeichneter Kenner des Volkes, der, wenn nötig, mit den Leuten im Dialekt redete, und der bei Gelegenheit sagen konnte: „So, z'erscht setzt Ihr jetzt euren Filz wieder auf den Kopf und dann reden wir miteinander.“ Er mischte sich wohl auch absichtlich unter das Volk und fuhr nicht selten, trotz seines vornehmen Standes, vierter Klasse. Und nahm an Erfahrungen mit, was er mitnehmen konnte.

Das fiel ihm um so leichter, als wohl niemand in ihm den Volksmann vermutet hätte. Denn er war ein allzeit sehr elegant gekleideter hoher Herr, der die Sprache des Diplomaten und des Hofes ebenso gut sprach, wie die seiner Gewerbetreibenden und Handwerksleute.

Unter diesem Präsidenten v. Jobst erhielt beinahe ein jeder größere Ort im Staate seinen Gewerberat, bestehend aus acht oder zehn und mehr Mitgliedern, der die gewerblichen Interessen der Gemeinde unter der Obhut der Zentralstelle zu leiten hatte.

Möbelschreiner Schwiese war wohl einer der ersten, wenn nicht der erste, unter den Grimmelfingern gewesen, der den Ruf der Zeit verstanden, und der auch alsbald praktisch zugegriffen hatte.

Er saß also mit Fug und Recht auch im Gewerberat. Und da er ein Paar gesunde Augen hatte und die Schmerzen des mittleren Standes am eignen Leibe empfand und auch viel und fleißig über diese Dinge nachlas und, entgegen den Grimmelfingern, auch eine ganze Menge von allerhand nützlichen Büchern besaß, so war er wohl gewissermaßen die Seele des acht Mitglieder zählenden Gewerberats.

Digitized by Google

Zu diesem Kollegium gehörten nun freilich auch der Bürgermeister, der Schule wegen, der erste Geistliche der Stadt und der Herr Vorsteher der Lateinschule, aber diese Herren waren eben keine eigentlichen Grimmelfinger und ihre etwaigen Vorschläge darum lange nicht so kräftig, wie wenn sie von einem Eingesessenen, also beispielsweise auch vom Schreinermeister Schwiese herrührten.

Schwiese aber hatte es um so leichter, als er auch die Herren in ihren Rechten gelten ließ. Und manchmal war es nichts andres, als daß der Bürgermeister oder der Herr Vorsteher der Lateinschule oder der Herr Stadtpfarrer ihm ein Wörtchen zuflüsterten, das er dann als Eingebürgerter vorbrachte und durchfocht.

Ganz auf diese Weise ist zum Beispiel der Vorschlag der Errichtung einer Bibliothek für die Gewerbeschule entstanden, die gleichzeitig der Lateinschule nützen sollte und schließlich bis ins breite Bürgertum hineinleuchten sollte.

Schwiese besprach den Vorschlag mit den Bürgern und trug ihn dann, gleichsam im Namen seiner Kollegen und unter fortgesetzten Zustimmungsrufen des Zuckerbäckers Knödler, im Gewerberat vor. Und nun sollte er auch eine Eingabe an die Zentralstelle in der Residenz um gnädige Verwilligung eines Kostenbeitrags mit dem ebenerwähnten Zuckerbäcker Knödler zusammen vorbereiten. Zu diesem Behufe aber sollten die beiden Herren — so hatte es der Bürgermeister, der seine Grimmelfinger ganz gut zu regieren verstand, ausdrücklich gewünscht, und die andern hatten ihm beigestimmt — sich vorher noch an einigen andern Orten umtun und ähnliche, bereits bestehende Einrichtungen in Augenschein nehmen und alles gründlich prüfen und von dem Gesehenen das Beste für Grimmelfingen mit nach Hause nehmen.

Nun waren die beiden bereits in verschiedenen Flecken und Städten fleißig gewesen und befanden sich wieder glücklich auf der Heimreise.

Schwiese hatte das Schriftstück an die Zentralstelle, eine sachliche, bescheidene Arbeit mit den paar üblichen Schreibfehlern, bereits am gestrigen Nachmittage, solange der Kollege Knödler noch einen zweiten Kaffee getrunken, im Konzept zurechtgemacht. Es war der letzte Nachtzug, den sie benutzten.

Knödler, ein beleibter Grimmelfinger, mit rotblühendem, gewecktem Gesicht, war von dem Geschauten sehr befriedigt. Das heißt, er hatte selbstverständlich da und dort und an dem und dem seine Ausstellungen zu machen, aber das würde man in Grimmelfingen dann schon anders anfassen, und wenn einmal so ein rechter Grimmelfinger mit Ernst eine Sache betriebe, dann müßte es sehr merkwürdig zugehen, wenn dann nicht das menschlich Beste dabei herauskäme. Selbstverständlich müßte die Regierung der Gemeinde gehörig unter die Arme greifen. Das war ganz klar. Und man wollte die Eingabe schon danach aufsetzen und gleich das Neunfache fordern, damit man das Dreifache um so sicherer herausschlug. Er klopfte dem ihm gegenübersitzenden Schwiese mit der flachen Hand auf das Knie: „Ich bin dir noch dreißig Pfennig schuldig, Schwiese."

„Was für dreißig Pfennig?"

„Nun, du hast doch heute morgen in der Mohrenwirtschaft das Trinkgeld für mich ausgelegt."

„Davon sprechen wir gar nicht, Knödler."

„Nein, Schwiese, das gibts auf keinen Fall, ich bins dir schuldig und zahl es dir."

„Mach keine Geschichten, Knödler."

„Ich mach keine Geschichten. Ich zahl nur, was ich schuldig bin; vorwärts, da schiebs ein."

Aber jetzt sprang ein Zehner auf den Boden und rollte in die Ecke am Fenster auf der andern Seite des Abteils. Dort saß ein vornehmer Herr, ein Großkaufmann oder ein Sektreisender oder irgend sonst ein großes Tier, dachte Knödler.

Der Herr zog die Beine an, um den beiden Grimmelfinger Herren die Auffindung des Zehners zu erleichtern.

„Lassen Sies nur gut sein", rief aber das Gewerberatsmitglied Knödler, „so schlimm sind wir noch nicht daran. Soviel können wir noch verschmerzen. Und der Auskehrer darf auch mal eine Freude haben. Der wirds morgen früh schon finden, schätz ich."

Dann wandte er sich wieder zu seinem Kollegen und stritt noch ein Weilchen mit ihm herum, bis die Zehner in der Tasche waren, in die sie hineingehörten.

„Nun handelt es sich also bloß noch um die Eingabe an die Zentralstelle", sagte er darauf gutgelaunt. „Im Notfall reist man noch in die Residenz zum Präsidenten von —, weißt du, wie er sich schreibt?"

„Doktor v. Jobst."

„Also zum Doktor v. Jobst und tut dem Manne ein bißchen schön. Er soll nicht so übel sein, dieser v. Jobst?"

Über das Antlitz des Herrn in der Ecke glitt jetzt ein schneller Schein.

„Er sei ein sehr leutseliger Herr, hab ich sagen hören", antwortete Schwiese.

„Um so besser. Obwohl wir schließlich mit einem andern zu Streich kämen."

„Ich hab mir die Eingabe bereits mit dem Bleistift aufnotiert", berichtete Schwiese und zog ein großes Stück Papier aus der Tasche. „Natürlich hab ich es bloß zunächst für mich gemacht. Es ist auch wahrscheinlich noch mancher Fehler darin, und vielleicht hab ich auch noch dies und jenes vergessen. Drum wird es gut sein, wenn du dir auch ein Konzept anlegst. Zusammen werden wir dann wohl das Richtige treffen."

„Bah, das brauchts nicht. Das können wir gleich so erledigen, wenn du es ja doch schon geschrieben hast. Lies doch dies Konzept mal vor,

Digitized by Google

oder gibs lieber mir her, dann sprechen wir es zusammen durch. Was richtig ist, lassen wir stehen und was ausgestrichen gehört, streichen wir aus, punktum. Dann werden wir die Eingabe bald haben."

Aus den Theatern.

Hoftheater zu Weimar.

Paul Ernst: Demetrios, Tragödie in fünf Akten. Uraufführung am 5. März 1910.

Karl Scheffler hat vor einiger Zeit im „Tag" für den Dramatiker Paul Ernst eine Lanze gebrochen; ich konnte mich jetzt in Weimar überzeugen, wie recht er damit tat. 1905 schon ist der „Demetrios" im Insel-Verlag erschienen, bis endlich jetzt, nachdem die großen deutschen hauptstädtischen Bühnen glatt versagten, der feinsinnige Intendant des Weimarer Hoftheaters, v. Schirach, das Drama zur Aufführung brachte. Überhaupt weht frische, kräftige Luft seit einiger Zeit in den schönen Räumen der Weimarer Hofbühne, und es wäre zu wünschen, daß auch die Regie- und Inszenierungskunst eine gründliche Regeneration erführe. Was das Werk Ernsts vor allem auszeichnet, ist das instinktive, sichere Gefühl für das Wesentliche des Dramas, das klare Erfassen des tragischen Problems, die sichere Anlage der Handlung und deren richtige Gruppierung um die tragische Hauptgestalt. Weiterhin ist für unsre Zeit besonders erfreulich, daß Ernst frei ist von allem krankhaften Naturalismus und sentimentalen Anwandlungen. Deshalb ist „Demetrios" ein ernstes Qualitätswerk, die Schöpfung eines gesunden, bewußt gestaltenden Künstlers.

Das Motiv und der Name ist bekannt vor allem aus Schillers „Demetrius"-Fragment; im übrigen ist Ernst eigne Wege gegangen. Er verlegt sein Trauerspiel nach Sparta, wo um das Jahr 200 vor Christi Geburt schwere innere Kämpfe die Stadt durchtobten. Demetrios, des ehemaligen Königs Orestes und einer Sklavin Sohn, erfährt zufällig das bisher geheim gehaltene Geheimnis seiner Geburt, aber nur teilweise. Seine echte Mutter verheimlicht ihm noch die Unechtheit de Abstammung. Dyme, des Orestes Witwe, die ihren jung dahingemordeten Sohn gleichfalls seit 20 Jahren als Apollopriesterin betrauert, erkennt ihn öffentlich als ihren echten Sohn an, aus politischen Motiven: in Wahrheit weiß sie, daß er es nicht ist. Demetrios ist damit rechtmäßiger König, Nabis, der Tyrann, wird abgesetzt und stirbt; aber seiner Tochter Komaetho glückt es, Demetrios in ihren Bann zu zwingen, und seine Verlobte Kallirhoe weicht ihr, um den Geliebten glücklich zu wissen, durch freiwilligen Tod. Diese aus politischen Gründen eingegangene Ehe wird sein Verhängnis: Komaetho zettelt politische Intriguen an, Demetrios ist dem nicht gewachsen und fällt, als sein Geheimnis verraten, seine politische Hochstapelei erkannt ist.

Wenn Paul Ernst mit seinem Drama doch nicht den Erfolg hatte, den die Anlage des Werks erwarten ließ, so liegt das teilweise an der nicht ganz gelungenen konsequenten Durchführung und an dem Versagen bei der dramatischen Gestaltung im einzelnen. Manche Szenen, so gleich die vor dem Tempel im zweiten Akt, ermüden durch Längen; der freiwillige Tod der Kallirhoe ist so wenig vorbereitet, daß er uns überrascht. Auch die fünffüßigen Jamben sind bisweilen so schwer, daß sie ein den Fortgang der Handlung retardierendes Moment bilden. Gegenüber diesen Schwächen ist aber doch sehr viel Gutes, Wohlgelungenes anzuerkennen: so haben alle Szenen, in denen das eigentliche Demetriusmotiv herrscht, echt dramatischen Charakter; besonders ist die Szene, wo Dyme Demetrios als ihren Sohn anerkennt, eine starke Leistung dramatischer Gestaltungskraft.

Leider kam die Aufführung dem Stücke wenig entgegen; die Inszenierung war teilweise armselig, von der Tätigkeit eines Regisseurs nichts zu merken. Sonst hätte eine so unglaubwürdige Komaetho nicht herausgestellt werden dürfen, sonst wäre aus den Massenszenen mehr gemacht worden. Infolgedessen ist manches verborgen geblieben, was an dramatischer Kraft aus dem Werk hätte herausgeholt werden können. Immerhin hat Weimar das Verdienst, auf Paul Ernst, den Dramatiker, durch eine Tat aufmerksam gemacht zu haben.

Franz E. Willmann (Leipzig).

* * *

Theaterausstellung und Presse.

In Berlin ist für den Herbst dieses Jahres eine Theaterausstellung in den Ausstellungshallen am Zoo geplant von der Gesellschaft für Theatergeschichte, die sich durch eine Anzahl wertvoller Publikationen in achtjähriger Bestehenszeit und durch die Namen der ihr angehörenden Mitglieder einen wohlgegründeten Ruf erworben hat. Man kann, im Vorhinein, also sicher sein, daß diese Ausstellung nicht ganz verständnislos für ihre Aufgaben in die Wege geleitet wird und braucht ein Fiasko, wie es die letzten beiden Wiener Ausstellungen erlebten, nicht zu befürchten. Von denen wurde die eine durch Theaterliebhaber, die andere durch unberufene Spekulanten ins Leben gerufen, und beide sanken am Ende zu varietéhaften Vergnügungen herab, um das Publikum, das sie nicht durch wissenschaftliche Sammlungen und künstlerische Vorführungen und praktische Demonstrationen aus dem Gebiet der Bühnentechnik in die Räume locken konnten: aus dem einfachen Grunde, weil die Sammlungen unvollständig waren und künstlerische Veranstaltungen überhaupt fehlten, doch noch durch lautes Jahrmarktsgeschrei zur Deckung der Unkosten zu gewinnen. Bei der einen deckten die Veranstalter und Gönner das unausbleibliche Defizit, die andre verkrachte kläglich.

Für die Würde der Berliner Ausstellung bürgt der Name der Gesellschaft, die sie veranstaltet; für ihren historischen und praktischen Wert hat das Arbeitskomitee, das sich auf die versandten Einladungen hin zusammengefunden hat und eine lange Reihe klangvoller Namen mit großenteils tönenden Titeln aufweist, die Verantwortung: man wird gut tun, das zu betonen, um das Gewissen dieser Herren zu schärfen, damit sie nicht glauben, mit der Hergabe ihrer Namen schon genug getan zu haben. (Wenn diese „Arbeits"komitees keinen weiteren Zweck haben, als der Reklame des Unternehmens zu dienen und den Komiteemitgliedern billigen Ruhm zu besorgen, so möge man der ganzen Institution so oft zu Leibe gehen als sich irgend eine Handhabe bietet. Wer honoris causa nicht arbeiten mag oder kann, bleibe gefälligst von solchen „ehrenamtlichen" Stellungen fern.) Das Komitee wird die Leitung zu überwachen und dafür zu sorgen haben, daß an die Spitze der einzelnen Abteilungen nicht Leute gestellt werden, die der Leitung bequem sind, sondern Männer, die die nötige Begeisterung und das erforderliche Verständnis für die Sache mitbringen. Das Arbeitskomitee wird sich, wenn die leitenden Männer nicht personifizierte Vollkommenheiten repräsentieren, zu ihnen fast immer in der Stellung der Opposition befinden müssen.

In der befand es sich denn auch in der zweiten Sitzung, der ich beiwohnte. Man warf der Leitung vor, daß sie es nicht verstände, die Presse als Erweckerin des Interesses für die Ausstellung heranzuziehen. Man sagte, daß es nicht genug sei, wenn alle vier Wochen ein Waschzettel ausgegeben werde, sondern verlangte, daß über jeden einzelnen Plan der Leitung die Zeitungen orientiert würden: auf daß sie wiederum ihre Leser unterrichten. Man hatte mit diesen Vorwürfen recht, und wenn es hier versucht werden soll, wiederum der Presse mangelndes Interesse an einer Sache, die von großer Wichtigkeit für die Entwicklung des Theaterwesens werden könnte, wenn sie richtig angefaßt und aufgebaut wird, vorzuwerfen, so wird das nicht im geringsten ein Entlastungsgrund für die Ausstellungsleitung sein.

Digitized by Google

Die Presse stellt sich zur Theaterausstellung wie zu allen Fragen der Theaterkunst: sie bringt die Reklamenotizen und beurteilt die Resultate, ohne auch nur im mindesten mit den Ursachen vertraut zu sein. Der Musikkritiker wohnt, sofern ers ernsthaft mit seinem Beruf nimmt, wenigstens einigen Proben eines großen Musikwerks bei, der Schauspielkritiker hat in den meisten Fällen überhaupt keine Ahnung, wie eine Aufführung wirklich zustande kommt und welche Faktoren bestimmenden Einfluß auf ihr Gelingen oder Mißlingen nehmen. Selbst die wenigen unter ihnen, die einstmals Schauspieler waren, haben von der Technik der Schauspielkunst kaum eine fest gegründete Vorstellung: sie gingen ja meistens „vom Theater ab“ (wie es so schön im Jargon heißt), weil sie das Technische dieser Kunst nicht begreifen, nicht auszuführen oder zu beseelen lernten. Wie sie heute eine Vorstellung beurteilen, so werden sie später die Theaterausstellung beurteilen: ohne zu bedenken, daß alle die Fehler, die sie so weise aufzudecken meinen, leicht hätten verhindert werden können, wenn die Zeit der Vorbereitungen von ihnen durch anregenden und kritischen Bericht in den Zeitungen wäre begleitet worden. Wenn heute unsre hervorragendsten Theaterschriftsteller in der Presse sagten, was sie von der Theaterausstellung: für sich, für die Theaterleute und das Publikum erwarten und zu den Plänen der Leitung eine Kritik und eine Ergänzung beibrächten, so würden sie mithelfen, daß es hier zum erstenmal gelingt: im Rahmen einer Ausstellung ein umfassendes Bild vom Entwicklungsgang und dem heutigen Stand der Theaterkunst und -Technik zu geben und daran die Möglichkeit einer Weiterentwicklung aufzuzeigen.

Wenn sich der Kritiker diese drei Fragen: was sie für sich, für die Theaterleute und das Publikum erwarten, vorlegen, und ihr Gehirn reagiert nicht gleich mit einer Überfülle von Vorschlägen darauf: so ist entweder die Ausstellung oder sie sind zwecklos.

Gustav M. Hartung (Berlin).

Randbemerkungen.

Politische Testamente.

Das war echt wienerisch: wie närrisch gebärdeten sich die Zeitungen Österreichs bei Luegers Hinscheiden, sprachen von dem unersetzlichen Verlust für Wien und veröffentlichten das politische Testament des Bürgermeisters. War denn keiner da, der es hätte im Pulte verschließen können! Lueger selber würde bei klarer Einsicht niemals in die Veröffentlichung in den heutigen Zeitläuften gewilligt haben, er hätte begriffen, daß es ein Spielzeug für den Wiener Kaffeehauspolitiker werden würde. Und es ist auch nicht mehr. Auf die Wirkung in die Zukunft verstand sich der schöne Karl nicht und bedachte nicht, daß die Rolle eines Alexanders, der seinen Herrscherring „dem Würdigsten“ hinterläßt, nur gekrönten Häuptern gebührt. Die Wiener mit ihrem liebenswürdigen leichtlebigen Naturell empfanden freilich kaum, in welches Licht sie sich selber setzten, als sie kurz nach der Bestattung ihres Lieblings sein Testament wie einen Feuilletonartikel behandelten, es interessant fanden und beiseite schoben. Nur wenige verstiegen sich dazu, die darin niedergelegten Wünsche einige Tage ernst zu nehmen und Möglichkeiten abzuwägen. Die Lebenden dachten an ihr Recht und ließen es sich nicht verkümmern durch die Erinnerung an den toten Löwen. Es wird sich noch zu erweisen haben, ob seiner Kommunalpolitik Dauer beschieden, ob sie imstande sein wird, sich in dem Nachfolger fortzusetzen, nachdem man tränenseliger Pietätlosigkeit sich über das Vermächtnis hinweggesetzt hat. Gegen die Tschechen und gegen die Ungarn, das war Luegers Wille. Wird diese den Christlich-Sozialen testamentarisch vermachte Abneigung vor der Gewalt der Tatsachen bestehen? Wie dem auch sein mag, man denke sich den ganzen Handel ins Reichsdeutsche übertragen, stelle sich einen politisch gerichteten preußischen Oberbürgermeister, z. B. den seligen Herrn v. Forkenbeck als Testator in Luegers Sinne vor. Schwerlich würden unsre Witzblätter an einem derartigen Manifest schweigend vorübergehen, schwerlich würde sich in österreichischen Blättern ein solcher Überschwang von sentimentaler Gefühlsduselei gefunden haben, wie er uns jetzt fast aus allen Zeitungsspalten entgegenwehte. Fast schien es, als ob Deutschland an dem Verlust beteiligt wäre: wir Reichsdeutschen sollten uns mit in die Reihe der Klageweiber stellen, während das bei aller Wehleidigkeit recht klug berechnende Wienertum, unbekümmert um die Willensmeinung des Dahingeschiedenen den gebieterischen Forderungen des Tages gehorchte und Testament Testament sein ließ. Das ist die Moral davon: wir benahmen uns luegerischer als die Wiener, ließen uns einiges über österreichische Politik vorphilosophieren und merkten nicht, daß die Trauerversammlung im Rathauspark längst über ihren beweinten Heros zur Tagesordnung übergegangen war.

* * *

Tibet und der Dalai Lama.

Im Jahre 1780 starb in Peking der Führer der tibetischen Gesandtschaft, Banschen Erdeni Lama von Taschilumbo; er wurde verbrannt und seine Asche in den Petho geworfen. Der Banschen ist der erste im Rang nach dem Dalai Lama. Der Bruder des Banschen raffte all dessen hinterlassenes Gut an sich und verweigerte die Herausgabe dem jüngsten Bruder. Dieser, namens Schamorpa, ging aus Groll von der orthodoxen gelben zur roten Kirche über, wie wenn einer von der römischen zur griechischen Konfession überträte, und rief außerdem die Gurkha ins Land, um ihm beizustehen. Diesen Augenblick tibetischer Verwicklung benutzte der tatkräftige Kaiser von China, Kienlung, um die Verhältnisse in Lhassa in seinem Sinn zu ordnen. Von diesem Eingriff an datiert die eigentliche chinesische Herrschaft in Tibet.

Es wurde ein kaiserlicher Vertreter, der Amban, eingesetzt. Es wurde genau bestimmt, welche Familien das Recht der Seelenwanderung haben sollten; bloß aus harmlosen, politisch unbedeutenden Sippen durften die hervorgehen, in deren Leib sich der Buddha verkörpert: Fürsten war nicht verstattet, »transmissible souls« zu haben, wie sich der Sinologe Parker ausdrückt. Zugleich ließ Kienlung, um seine Schutzgewalt über Tibet im wirksamsten Lichte erscheinen zu lassen, gegen die Gurkha marschieren. Dieses mannhafteste aller mittelasiatischen Völker hatte schon in der Frühzeit Kienlungs „den Wunsch geäußert, Tribut zu schicken“ und ordnete jetzt — 1790 — wieder einen Gesandten, einen sicheren Sirdar Rajendra Vir Jiyandja Khan, nach Peking ab. Ohne Erfolg, der Himmelssohn war für den Krieg. Ein chinesisches Heer von etwa 13 000 Mann erschien, nach einem strategisch denkwürdigen Marsch quer durch das Quellgebiet des Jangtse, in den Tunglabergen, die kürzlich Younghusband überschritten hat, und rückte über Tscham (wahrscheinlich Tschambi) 1792 bis Noakote vor. Bei Noakote wurden die Gurkha trotz ihrer wilden Tapferkeit von den Chinesen aufs Haupt geschlagen. Nach dem Sieg erschienen britische Truppen, die Verbündeten des Himmelssohnes, auf der Wahlstatt: Kirkpatrick befehligte sie. Das war der Anfang der britischen Oberhoheit über die Gurkha und Nepal. Sic vos non vobis. Die Gurkha, kleine Wichte von tibetischer Rasse, wurden in der Folge die besten Hilfstruppen der Engländer gegen die hochragenden arischen Patan (Afghanen) und gegen die Sikh.

Der Zug nach Nepal war die letzte große Kriegstat der Mandschu. Es war die letzte große Tat des Orients überhaupt. Seitdem drangen die Europäer immer unaufhaltsamer vor. Napoleon ging nach Ägypten. Die Engländer befestigten sich in Indien. Die Russen griffen in Sibirien um sich. In der Folge ward Afrika aufgeteilt und ganz Asien teils unmittelbar den Europäern unterworfen, teils ihrem Einflusse erschlossen. Nun wendet

Digitized by Google

sich wieder das Blatt. Seit 1894 wird Japan mächtig. China erwacht. Ein bedeutsames Symptom von dem wiedererstarkenden Selbstgefühl des himmlischen Reiches ist nun in dem erfolgreichen Versuche zu erblicken, die bereits wankenden Außenprovinzen neuerdings schärfer unter die Herrschaft des Himmelssohnes zu beugen und die Europäer, die schon in jene Provinzen eingebrochen waren, zurückzudämmen. Die Russen hatten schon zu wiederholten Malen Kosaken nach Urga geschickt und hielten zehn Jahre lang Kuldscha und vier Jahre lang die ganze Mandschurei besetzt; die Engländer eroberten inzwischen Tibet. Diesen Gefahren begegnet die Regierung von Peking auf zweierlei Art. Nach der Mongolei und der Mandschurei schickte sie drei Millionen bäurische Siedler und ordnete kürzlich 25 000 Mann gegen Tibet ab, um die Zügel in Lhassa wieder zu ergreifen.

Es ist jedoch dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Genau so wie der Umschwung in der Türkei durchaus nicht unbedingt einen Aufschwung des Islams, sondern genau so gut ein erneutes Vordringen westlichen Geistes bedeuten kann: so hat auch das kühne Vorgehen Chinas sofort einen Rückschlag erzeugt, der das Erstarken des fernen Ostens zu hindern geeignet ist. Der Dalai Lama ist nach Indien geflüchtet. So wie der Papst 1870 den Kirchenstaat, so hat er jetzt seine weltliche Herrschaft endgültig aufgegeben. Wer aber hat den Gewinn davon? Europa. Denn die Engländer werden nunmehr den Einfluß, den der Dalai Lama als Obherr der buddhistischen Welt ausübt, zu ihren Gunsten ausnutzen. Dr. Albrecht Wirth (München).

* * *

Kunstpolitik und Kunstverständnis.

Vor Jahr und Tag war in Berlin die Wegenersche Sammlung altchinesischer Gemälde ausgestellt gewesen; ihr Ankauf wurde von der Generalverwaltung der Königlichen Museen abgelehnt, und nun ist sie in den Besitz des Britischen Museums in London übergegangen. Dies der kurzgefaßte Tatbestand für das Verständnis des Nachfolgenden. Seit dem Lionardo-Handel nähert sich bekanntlich, wenn wir gewissen Berliner Kritikern Glauben schenken dürfen, die Kunstpflege in den Königlichen Museen dem Untergang. Wir befinden uns eben im Kometenjahr, und die Propheten von unsrer Kunstheilsarmee lassen es sich nicht nehmen, aus der drohenden Katastrophe Kapital für ihre Zwecke zu schlagen und einige Seelen in ihr Lager hinüberzuretten. Was die Generalverwaltung (lies: Bode) auch anstellt, ob sie etwas tut, ob sie etwas unterläßt, nichts ist diesen Heilssoldaten recht. Sie sind die wahren und einzigen Sachverständigen; heut verbreiten sie sich über Kunstwerke der Renaissance, morgen über moderne Malerei und füllen die Pause dazwischen mit der Offenbarung ihrer Kenntnisse über ostasiatische Kunst aus. Sie schreiben über Architektur und über Kupferstiche mit derselben unbefangenen Sachkenntnis wie über die Erzeugnisse der modernen Keramik, über Stickereien, Farbentechnik, Buchkunst. Sie wissen von allem zu sagen, und es nimmt nur wunder, weshalb sich der preußische Staat, statt sein Geld mit Anstellung von so und soviel Fachgelehrten zu verläppern, sich nicht ein einziges dieser vielseitigen Genies engagiert. Solch tapferes Schneiderlein, das sich die Devise „Sieben mal sieben auf einen Streich“ zugelegt hat, in allen Sätteln gerecht ist, würde mit Vergnügen die Generalverwaltung der Museen übernehmen, ungefähr wie Baron Mikosch sich zum Geigenspiel erbieten, auch wenn er nie eine Geige in der Hand gehabt hat. Es kommt ja nur auf einen Versuch an. Im vorliegenden Falle ist die Geige die altchinesische Malerei. Unser Kunstmikosch kratzt selbstbewußt darauf herum, und die wundervollen, mehr Schafdärme als Harmonie verratenden Töne besagen: die Sammlung Wegener nicht anzukaufen bedeutet eine „versäumte Gelegenheit“. Selbstverständlich war dieser Kritikus nie in Ostasien; das hindert ihn jedoch nicht, den wirklichen Kennern der altchinesischen Malerei Ignorantentum und Vernachlässigung der Kunstpflege nachzurechnen. Der Leiter der Ostasiatischen Kunstsammlung an den Königlichen Museen, Herr Kümmel, erlaubt sich, den Wert der Wegenerschen Sammlung, wie es andre vor ihm bereits getan haben, zu bezweifeln und darauf hinzuweisen, daß der beste Kenner der ostasiatischen Malerei in Europa, Professor Ernst Grosse, an Ort und Stelle für Berlin sammelt. Das schüchtert den selbstgewissen Kritikus durchaus nicht; er bleibt ruhig auf dem hohen Pferde sitzen und spielt sich und seine Weisheit gegen diese Kennerschaft aus, ohne eine Ahnung von der erschütternden Komik dieses Unterfangens zu haben. Außerdem fühlt er sich als Sittenrichter und erteilt Herrn Kümmel, der es ausdrücklich abgelehnt hatte, in eine Kritik der Sammlung Wegener (nachdem das Britische Museum einen großen Teil davon erworben hat) einzutreten, einen Verweis wegen seiner „Polemik“. „Das ist ganz besonders zu bedauern, da es sich wieder um einen Streit mit England handelt, dessen Presse eben Bode gegenüber so fein und gentlemänisch vorgegangen ist“, hat dieser Herr die Stirn zu schreiben. Abgesehen davon, daß der Streit von ihm selber angezettelt worden ist und nun fortgeführt wird mit dem Kniff „Haltet den Dieb“, darf man wohl fragen, wo sich die englische Presse gentlemänisch gezeigt hat. Im Gegenteil! Man ist den Korrespondenten im Streit um die Flora-Büste weit entgegengekommen, hat sie und nicht ihre deutschen Kollegen zur Untersuchung zugezogen, und zum Dank dafür haben diese Herren Scherzworte der Experten als bare Münze aufgefaßt, als Bestätigung der Cookseyschen Behauptungen und dementsprechend nach London telegraphiert, um die öffentliche Meinung zu fälschen. Das ist genau ebenso „gentlemänisch“, wie das Verhalten jenes vielseitigen Herrn, der sich, sobald der Name in die Debatte hineingezerrt werden kann, prompt auf die englische Seite stellt ad majorem Germaniae gloriam. Herr Kümmel scheint das Terrain nicht zu kennen, sonst würde er nicht auf jenen Boden getreten sein. Er hätte wissen müssen, daß dort auch der lautersten Wahrheit Eselsohren angeheftet werden in Gestalt „sachverständiger“ Zusätze. K. P.

Sind die Kometen lebendige Wesen?

Von **Paul Scheerbart** (Friedenau).

Unsre bislang noch herrschenden Ansichten über die astralen Weltkörper erklären diese für zusammengeballte Materie, die sich nach den Gesetzen der Anziehungskraft geformt hat; ein selbständiges Leben diesem nach mechanischen Gesetzen Geformten zuzugestehen, lehnt der Wissenschaftler als unwissenschaftlich ab.

Wenn wir aber die Entstehung der Weltkörper einfach aus physikalischen Gesetzen herleiten wollen, so sind wir immer wieder gezwungen, auf die bekannte Nebulartheorie von Kant und Laplace zurückzukommen. Diese Theorie ist nun so heftig durch neuere Entdeckungen erschüttert worden, daß der Wissenschaftler beim besten Willen nicht mehr behaupten kann, diese Theorie sei heute noch eine „wissenschaftliche“. Es genügt, wenn wir dieser Theorie begegnen wollen, der einfache Hinweis auf die Tatsache, daß sich der Neptunsmond, die vier Uranusmonde und der zehnte Saturnmond anders um ihre Planeten drehen, als die übrigen Monde in unserm Sonnensystem. Ferner ist darauf hinzuweisen, daß auch viele Kometen — namentlich auch der Halleysche — die Sonne in einer Richtung umwandeln, die der der Planeten entgegengesetzt ist. Diese Tatsachen allein genügen,

Digitized by Google

die Nebulartheorie und damit die gesamte mechanistische Weltanschauung so zu erschüttern, daß ein ferneres Festhalten an dieser nicht mehr einen wissenschaftlichen Charakter beanspruchen darf.

Die nächste Frage ist demnach: was sind denn nun eigentlich die astralen Weltkörper?

Um diese Frage ein wenig zu umschränken, wollen wir zunächst nur fragen: was sind denn eigentlich die Kometen?

Das Kometenspektrum zeigt Verwandtschaft mit den Kohlenwasserstofflinien. Wir dürfen annehmen, daß vielleicht Petroleum oder auch Blausäure in den Kometen vorherrscht. Sicheres darüber wissen wir nicht. Riens visibles — sichtbare Nichtse — sind die Kometen ihrer sehr dünnen Körperbeschaffenheit wegen genannt — unsre Erdluft ist dagegen viel, viel dicker.

Nun müßte nach meiner Meinung auch gleich folgende Frage aufgeworfen werden: Sind die Kometen „lebendige" Wesen?

Da wir doch an die mechanistische Entstehung der astralen Weltkörper fürderhin nicht mehr glauben dürfen — — wenn wir uns nicht durch Hypothesen blamieren wollen, denen jeder wissenschaftliche Wert abzustreiten ist —, so sind wir doch gezwungen, zunächst einmal zu untersuchen, ob wir es in den Kometen mit einer einfachen, leblosen Stoffansammlung zu tun haben — oder ob wir hier „lebendige" Wesen vor uns haben.

Wir brauchen dabei zunächst noch nicht an vernünftig denkende Wesen zu denken — wir können ja die Kometen mit Orchideen vergleichen. Daß diesen ein wirkliches „Leben" nicht abzusprechen ist, das wird ja jeder Naturforscher ohne weiteres zugeben.

Halten wir an der Idee fest, daß die großen astralen Weltkörper nur den Fall-, Wurf- und Schleudergesetzen ihre Entstehung zu verdanken haben, so sind natürlich die Kometen auch nichts weiter als simple Stoffkonglomerate, wie die Wolken in unsrer Atmosphäre. Aber — von dieser Idee müssen wir doch absehen; sie ist doch nach dem anfänglich Gesagten nicht mehr zu halten. Wäre das Planetensystem, in dem wir leben, nach dem Newtonschen Attraktionsgesetz entstanden, so müßte es — einfach anders aussehen; umgekehrt wie die Planeten laufende Kometen dürften dann nicht da sein. Und die umgekehrt wie alle andern Monde laufenden Monde des Uranus und Neptun und der zehnte Saturnmond machen es ganz und gar unmöglich, das Planetensystem als das Resultat mechanistischer Bewegungsgesetze hinzustellen.

Somit bleibt nur übrig, den astralen Weltkörpern ein gewisses selbständiges Leben zuzugestehen — seis auch nur eine andre Art von Pflanzenleben. Es sind die umgekehrt dahinsausenden Kometen und Monde physikalische Monstra, für die gar keine Erklärung zu finden ist — wenn wir uns nicht schließlich bereit erklären, die astralen Erscheinungen für „lebendige" Erscheinungen zu halten.

Wir hätten jetzt nur noch zu untersuchen, ob wir bei dem Pflanzencharakter der Kometen stehen bleiben dürfen.

Geben wir erst einmal zu, daß die Monde, die anders ihren Planeten umkreisen wie die meisten andern Monde, durch dieses Anderskreisen eine Selbständigkeit bekunden, die nur dann zu erklären ist, wenn diese Monde sie für „lebendige" Wesen halten — so zwingt uns die Logik immer weitere Schlüsse auf.

Überlegen wir einmal das ganze Problem: überall sehen wir ein Lebendes — selbst im Wassertropfen sehen wir millionenfach ein Lebendes. Ist es da vernünftig von uns, wenn wir in den großen astralen Erscheinungen — besonders in den Kometen — nur ein Totes sehen wollen?

Nun, denkt man, tot brauchen die Kometen ja nicht gleich genannt werden.

Halt! halt! sag ich da. Wenn sie nicht tot sind, dann sind sie lebendig. Ein Mittelding zwischen Tod und Leben ist doch nicht für uns denkbar. Man kann schlechterdings nicht gleichzeitig mit Leben sein und ohne Leben auch — das widerspricht unsrer menschlichen Logik.

Es geht also beim besten Willen nicht mehr anders: wir müssen die Kometen für „lebendige" Wesen halten — besonders den Halleyschen, der linksum um die Sonne dahinfährt, während die Planeten sich rechtsum um die Sonne fortbewegen.

Haben wir aber einmal zugegeben, daß die Kometen lebendige Wesen sind — so dürfen wir nach meiner Meinung auch nicht so leichthin sagen, daß sie nur einfache Pflanzenwesen sind — wir müssen erklären, daß uns die Art dieses astralen Kometenlebens vorläufig noch ganz fremd ist — über unsern Horizont geht — und daß man diesen kolossal großen Lebewesen nicht so leichthin mit Analogien, die von der Erdrinde hergenommen sind, kommen darf.

Und da ergibt sich gleich die weitere Frage: sind die Kometen vernünftig denkende Lebewesen? Sehr natürlich ist es, wenn wir darauf antworten: das wissen wir nicht.

Aber — sollten sie unvernünftig sein? Grund zu dieser Annahme liegt doch nicht vor. Wir können uns nicht einmal vorstellen, daß eine Pflanze unvernünftig ist. Ihre Vernunft können wir uns auch nicht vorstellbar machen. Auch das Wesentliche im Pflanzenleben geht vollständig über unsern Horizont.

Einen Einfluß üben die Pflanzen auf uns aus — das ist nicht zu leugnen; eine Orchidee beschäftigt mein Phantasieleben dermaßen, daß ich fast behaupten möchte, die Orchidee vermag mehr über mich als ein vortreffliches Buch . . .

Und ein Schneeglöckchen verbreitet nach meinem Empfinden die allerintensivste Lebensfreude. Das ist doch auch eine Lebensäußerung.

Doch kehren wir zu den Kometen zurück! Sie wirken noch heftiger als alle Orchideen; die Kometen haben immer die Menschheit ganz gehörig aufgeregt. Und wenn heute die „aufgeklärten" Menschen sagen: die Kometen können uns kein Leid antun — so beschäftigen sich doch Millionen von Menschen so lebhaft mit diesen großen astralen Erscheinungen, daß schon diese Beschäftigung auf eine intensive Lebensäußerung der Kometen schließen läßt.

Ist es da nicht ganz vernünftig, wenn wir für möglich halten, daß die Kometen „vernünftige" Wesen sind? Wenn wir das aber nur für „möglich" halten, so fällt die ganze mechanistische Weltanschauung plötzlich für immer wie ein Kartenhaus zusammen . . .

Digitized by Google

Dann ist es auch möglich, daß die Planeten „vernünftige“ Lebewesen sind — und die Sonne auch. Wir wissen natürlich nicht, wo das Kopfsystem im kugelrunden Stern ist. Aber — wir kennen doch das Innere des Kugelrunden nicht; mit Röntgenstrahlen ist es noch nicht zu durchleuchten . . .

Andrerseits zeigen die Kometen gewissermaßen doch ein Kopfsystem. Vielleicht denkt es mit dem schneller und großartiger als der Mensch . . .

Und so könnte man doch wohl im Ernste behaupten, daß jetzt schon die Bahn frei wird — für eine neue astrale Weltanschauung, in der die Kometen und Planeten — die Monde und die Sonnen — ein freies großes kosmisches Leben führen, vor dem wir uns in Ehrfurcht beugen müssen — wenn wir auch noch nicht wissen, wie dieses kosmische Leben aussieht.

Frühlingsanfang.

(In der Versweis' Friederike Kempners).

Das Mädchen singt:

Der Winter ist schon im Entweichen
(Wenn es mitunter auch noch kühl) —
Man sieht die ersten Lenzeszeichen,
Und tief im Busen keimt Gefühl.
Es finden sich vereint zusammen
Von Bursch und Maid die Liebesflammen,
Poetisch wird der Mensch gesinnt,
Der neue Daseinslust gewinnt.

Es stellen sich die Nachtigallen
In Pankow und in Treptow ein,
Der Frösche Hymnen hört man schallen,
Man sucht Quartier im Friedrichshain.
Wie schön ists jetzt mit meinem Franze,
Wenn wir nach flottem Polkatanze
Uns drücken an das Herze warm,
Wo uns beachtet kein Schangdarm.

Wie stramm tut er sich präsentieren
In dieser schönen Frühlingszeit,
Er führt die Uniform spazieren
Und ich das neuste Taillenkleid!
Viel feiner, scheints, ist er geworden;
Als hätt er einen türkschen Orden,
So blickt er stolz um sich herum —
Bewundernd steht das Publikum.

„O Franz“, so flüstre ich voll Schämen,
„Ich glaub, der Lenz verschönt dich so —“
„Wie“, ruft er, „was muß ich vernehmen?
Du bist ein klein Rhinozero!
Der Lenz, er ist mir gänzlich schnuppe,
Was Schönres ziert mich, liebe Puppe.
Seit gestern bin ich Untroffzier,
Und zweiter Klasse wählen wir!“

Terentius.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

(„Agfa“ 118)

Das neue „Agfa“-Photo-Handbuch gibt auf 130 Textseiten erschöpfende Auskunft über die als absolut zuverlässig anerkannten

„Agfa“-PLATTEN, -FILMS, -ENTWICKLER, -HILFSMITTEL.

(76. bis 85. Tausend) Leinenband, à 30 Pfg.

Bezug durch die Photohändler

16 seit. „Agfa“-Prospekte mit der Sphinx gratis, eventl. ab Fabrik

Digitized by Google

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.: Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.
Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.
Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 65 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.
Lebens-, Kapital- u. Kinder-Versicherung.
Sterbe- und Versorgungskasse.
Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Hygienische Bedarfsartikel Neuest. Katal. m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fk. E. Vagt, Gummiwarenfabrik Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Eine 10 Pfennig-Bücherei für die Jugend
:: als ein Mittel im Kampf gegen die Schundliteratur. ::

Deutsche Jugendbücherei.

Herausgegeben von den
Vereinigten Deutschen Prüfungs-Ausschüssen für Jugendschriften.

Erschienen sind bis Ende März 1910 folgende Bände:

1. D. v. Liliencron: 3 Kriegsnovellen. a) Eine Sommerschlacht. b) Unter flatternden Fahnen. c) Der Narr.
2. Ch. Sealsfield: Der Kampf ums Blockhaus.
3. Fr. Gerstäcker: Der Schiffszimmermann.
4. L. N. Tolstoj: Gefangen im Kaukasus.
5/6. A. v. Perfall: Jack.
7. A. Schmitthenner: Die Frühglocke.
8. W. Hauff: Das kalte Herz.
9. Fr. Hebbel: Eine Nacht im Jägerhause.
10. J. F. Cooper: Der Pfadfinder I. Auf dem Oswego.
11/12. J. F. Cooper: Der Pfadfinder II. Der Kampf auf den Tausendinseln.
13. E. S. Thompson: Tito, die Geschichte einer Präriewölfin.
14. Gustav Schwab: Das Schloß in der Höhle Xa Xa.
15. Ernst Zahn: Die Geschwister. Der Geiß-Christeli.
16/18. Daniel de Foe: Robinson Crusoe.
19. W. Fischer: Der Greifenprinz.
20. Ph. Kniest: In der Hölle. Im Eise.
21. H. Chr. Andersen: Der Reisekamerad. Die kleine Seejungfer.
22. Joh. Wilda: Bei der Glockenboje.
23. Jacob Grimm: Waltharilied und andere Sagen.
24. Ch. Sealsfield u. Heinr. Zschokke: Abenteuerl. Geschichten.
25. D. v. Liliencron: Umzingelt. Der Richtpunkt. 2 Kriegsnovellen.
26. J. Swift: Gullivers Reise zu den Zwergen.
27. J. Swift: Gullivers Reise zu den Riesen.
28. Fridtjof Nansen: Auf der Nordpolfahrt I. Mit Schlitten und Kajak.

Alle vierzehn Tage erscheint ein Heft.

Der Name der Herausgeber bürgt dafür, daß nur solche packenden Erzählungen in die Serie eingereiht werden, die literarischen Wert haben. Jede Nummer der „Deutschen Jugendbücherei" umfaßt 32 Seiten Großoktav und kostet nur 10 Pf. Das Papier ist gut, der Druck groß und klar. Jedes Heft erscheint in einem farbigen Umschlag mit einem farbigen Titelbild. Eltern, Erzieher und Freunde der Jugend! Werbet durch Rede und Schrift Freunde für die „Deutsche Jugendbücherei"! Sorgt alle für die Verbreitung dieser billigen, guten Erzählungen zur Freude und zum Wohl unsrer Jugend!

Prospekte zum Verteilen an Kinder liefert der Verlag kostenlos!

Verlag der deutschen Jugendbücherei in Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Meßler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 14. Berlin, den 1. April 1910. 39. Jahrgang Band 77.

Eine verpaßte Gelegenheit.

Von Dr. Carl U. L. Karmann (München).

In den Jahren 1868—1870 bereiste ein japanischer Diplomat, namens Nani-no Shiranai — richtiger ist er wohl als Geheimagent des Fürsten von Tosa anzusehen — verschiedene europäische Hauptstädte. In seinen Aufzeichnungen, die jetzt in der in Kyoto erscheinenden Monatsschrift „Itsumo Mimasen“ nach seinem im Dezember erfolgten Tode veröffentlicht werden, berichtet er über Unterredungen, die er mit deutschen und französischen Staatsmännern, z. B. mit Benedetti, gehabt hat, und erwähnt beiläufig eine Deutschland im höchsten Maße interessierende Tatsache, ohne sich von deren Tragweite Rechenschaft zu geben. Ehe wir näher darauf eingehen, müssen wir uns die politische Lage Europas im Sommer 1866 vergegenwärtigen.

Bismarck setzte damals alles daran, die französische Kriegspartei lahm zu legen. Graf Ludwig v. d. Goltz, der preußische Botschafter in Paris, unterhandelte mit dem Minister des Äußern, Drouyn de l'Huys, und suchte den Kaiser in seiner Friedfertigkeit zu erhalten, während Bismarck auf der einen Seite „Wasser in den Wein“ der preußischen Militärs nach Königgrätz tat, andrerseits Benedetti mit dem Bescheide nach Paris zurückgehen ließ, daß eine Abtretung von Mainz, des Saarbeckens und der linksrheinischen Pfalz an Frankreich für Preußen indiskutabel sei.

Die Erfolge der preußischen Waffen verleideten denn auch alle Helfergelüste. Die aus den Mitteln der sächsischen Kriegskontribution in Oberschlesien aus Kriegsgefangenen gebildete ungarische Legion, die Niederlage der süddeutschen Truppen, die kühle Haltung des französischen Kabinetts bereiteten den Boden wirksam für die Nikolsburger Präliminarien vor, denen das Bismarcksche Leitmotiv zugrunde lag: „Die Streitfrage ist entschieden; jetzt gilt es die alte Freundschaft Österreichs wiederzugewinnen.“ Als der bayerische Minister v. d. Pfordten, der beim Kriegsausbruch noch hoffnungsvoll von dem „Intermezzo Friedrichs des Großen, welches nunmehr beseitigt werde“, gesprochen hatte, am 1. August Frieden heischend in Nikolsburg eintraf, fand er den Bestand Bayerns gesichert. Und doch war es nicht ohne Kämpfe abgegangen, Kämpfe, von denen uns jetzt nach vierundvierzig Jahren durch den Bericht des Japaners Nani-no-Shiranai, die sich auf Mitteilungen Benedettis stützen, Kunde zugetragen wird. Bekanntlich stand Preußen vor der Frage, in welchem Maße Territorialveränderungen vorgenommen werden sollten, und wir wissen, daß der Widerstand Rußlands gegen die „völlige Absetzung ganzer Dynastien“ erst durch die geheime Sendung des Generals v. Manteuffel nach Petersburg überwunden werden konnte. Da hat nun Benedetti erzählt, daß damals die Existenz Bayerns eine Zeitlang bedroht schien. Der Artikel VI der Präliminarien enthielt nämlich einen Zusatz, wonach Bayern geteilt werden sollte.

Die Teilung war folgendermaßen gedacht:

„Bayern östlich vom Lech, nämlich Oberbayern, Niederbayern, die Oberpfalz und das Bistum Eichstädt fallen an Österreich; die Pfalz wird an Baden angegliedert, der schwäbische Kreis an Württemberg, Franken an das Großherzogtum Hessen und die sächsischen Fürstentümer (Meiningen und Koburg-Gotha). Dagegen tritt Österreich die deutschsprechenden Bezirke Nordböhmens und Österr.-Schlesiens an Sachsen bezw. an Preußen ab, derart, daß die Elbe zwischen diesen Staaten, vorbehaltlich einiger Gebietsabtretungen Sachsens an Preußen, die Grenze bilden sollte.“

Der japanische Diplomat verrät uns nicht, weshalb der Prager Friede ohne diese Bestimmung abgeschlossen worden; wir wissen nur, daß der Ministerpräsident v. d. Pfordten über die Schonung Bayerns höchlich verwundert gewesen ist, und der von ihm mißleitete Staat nicht einmal Ansbach und Bayreuth einbüßte. Indessen entbehrt es nicht des Reizes, sich die Folgen auszudenken, die die damals ventilierte Umgestaltung der Landkarte für Deutschland gehabt hätte. In erster Linie wäre sie dem deutschen Element Österreichs zum Heil ausgeschlagen: ein einziger Block vom Lech bis an die Leitha, der zugleich den Deutschböhmen des böhmischen Südrandes ein starkes Hinterland gewährt hätte, ständen die Deutschen jetzt stark und unbezwinglich da. Wirtschaftlich vielfach verwandte Gebiete, wie Oberbayern und Tirol, wären zusammengeschlossen, und die Tiroler hätten ihren neu-

Digitized by Google

gewonnenen bayerischen Brüdern die Bedrückung von 1810—1818 nicht entgelten lassen. Gerettet wären aber auch die deutschen Nordböhmen im weiten Bogen von Taus bis Landskron vor der tschechischen Hochflut gewesen, und wir würden nichts mehr von dem ewig reizenden Haarseil des Sprachenstreits hören, das die Wunde am österreichischen Staatskörper offen hält. Nicht zu unterschätzen wäre der Zuwachs stramm nationaler Kreise für Deutschland gewesen. Was jetzt in Mies, Saaz, Brüx, Leitmeritz, Reichenberg, Trautenau für die Erhaltung des Deutschtums kämpfen muß, könnte diesen Kampf im Anschluß an Deutschland mit mehr Aussicht als heut führen. Für das Reich hätte sich aus der Aufteilung Bayerns eine Stärkung der deutschen Mittelstaaten ergeben, und der Plan verrät deutlich die Absicht, das Märchen von dem Länderhunger Preußens zu widerlegen.

Zu bedauern wäre freilich das Ende der Wittelsbacher gewesen: sie hätten das Schicksal der Welfen geteilt, wenn der alte bayerische Kreis in österreichischen Besitz übergegangen wäre, ein Vorgang, der allerdings nicht ohne geschichtliche Analogie dasteht. Wie damals die Stimmung war, hätten die Bayern selber diese Art der Annexion ruhiger hingenommen als eine Angliederung an Preußen. Die richtigen Altbayern sehen die Schwaben, Pfälzer und Franken ohnehin nicht als vollbürtige Bayern an, und es ist noch heute unvergessen, wie der Abgeordnete v. Vollmar in einer Volksversammlung wegen seines fränkischen Dialekts harangiert worden ist. Von den Rheinpfälzern, die preußischer Sympathien stets verdächtig gewesen sind, und von den Allgäuern und Schwaben gar nicht zu reden. Überhaupt ist Bayern durchaus kein Staatengebilde von überragendem Alter. Sehen wir von dem alten Herzogtum Bayern ab, wie es sich um 1800 darstellte, so ist das Bistum Bamberg 1803 ebenso wie der schwäbische Kreis hinzugekommen, die andern Erwerbungen Eichstädt, Passau, Franken, Bayreuth, Würzburg, die Rheinpfalz und das Großherzogtum Frankfurt folgten in den Jahren 1805 bis 1819. Was bedeutet ein Jahrhundert im Leben der Völker! So ungeheuerlich war also der Gedanke gar nicht, auf Kosten des zweitgrößten Staates die andern Staaten an Umfang zu stärken. Beim Wiener Kongreß sind weit erheblichere „Heimramschungen“ vorgenommen worden, ohne daß die deutsche Welt aus den Fugen ging. Zudem hätten sich die Rheinpfälzer leichter an die Badener, die Schwaben an die Württemberger, die Franken an die Hessen angeschlossen, als Zweifler vielleicht annehmen. Auch die Frage der Konfession spricht hier mit. In der Oberpfalz, in Ober- und Niederbayern überwiegen die Katholiken bedeutend, ebenso in Schwaben, wo jedoch westlich vom Lech und der Wörnitz der Stammesanschluß an die Württemberger in die Wagschale fällt. In Ober-, Mittel- und Unterfranken und in der Rheinpfalz besitzen die Evangelischen zusammengerechnet das Übergewicht. Dieser Umstand ist bei der Amalgamierungsfrage in Rechnung zu stellen. Dementsprechend fällt auch die Vertretung Bayerns im Reichstage aus, und hier stoßen wir auf den Punkt, der den unter den Tisch gefallenen Zusatz der Nikolsburger Präliminarien in besonderer Beleuchtung erscheinen läßt.

Was würde für die innere deutsche Reichspolitik die Erwerbung des deutschböhmischen Nordrandes und der Verlust der Oberpfalz, Ober- und Niederbayerns und des Bistums Eichstädt bedeutet haben? Nicht mehr und nicht weniger als dauernde Schwächung des Zentrums. Es handelt sich um 20 Mandate, wovon 18 sichere Zentrumsdomänen oder in den Händen des dieser Partei in den Hauptfragen Gefolgschaft leistenden Bauernbundes sind. München stellt in der Regel zwei Sozialdemokraten, manchmal einen Liberalen oder einen Zentrumsmann. Was 18 Stimmen bei wichtigen Entscheidungen für das Zentrum ausmachen, ist klar. In Österreich würden sie im Fahrwasser der Christlich-Sozialen segeln, die dort oft genug leider bereit sind, den andern deutschen Parteien in den Rücken zu fallen, ganz wie bei uns das Zentrum in nationalen Fragen sich auf Seite der Polen schlägt und gerade bei derartigen Gelegenheiten nie versäumt, seinen rein konfessionellen Charakter herauszukehren. Das wäre von den zwei Millionen Deutschböhmen, die 1866 österreichisch geblieben sind, nicht zu befürchten gewesen; sie wären verläßliche Bundesgenossen im Streit um die Ostmark gewesen, gewitzigt durch die üblen Erfahrungen, die sie unter einer schwankenden, unaufrichtigen Regierungspolitik gemacht haben. Die Gelegenheit ist verpaßt worden, sie wird schwerlich wiederkehren. Wenn sich auch österreichische Politiker mit dem Gedanken befreunden könnten, schon aus der Erwägung heraus, das Deutschtum gegen die slavische Hochflut zu stärken: im Föderativstaat zwischen Maas und Memel darf mit solchen Möglichkeiten nicht gerechnet, sondern nur andern Mitteln nachgegangen werden, die geeignet sind, die immer bedrohlicher werdende Zentrumsmacht zu brechen. Die bayerischen Klerikalen haben früher oft genug mit der Vorstellung eines Anschlusses an Österreich gespielt, daß man nicht in dunkeln Stunden wünschen möchte, ihr Sehnen möchte sich verwirklicht haben. Aber das ist nun endgültig vorbei, und die Veröffentlichungen des „Itsumo Mimasen“ in Kyoto, die uns wie Kuriositäten anmuten, regen vielleicht die Repräsentanten der gelben Gefahr zu der Frage an, warum man damals in Preußen den Werdegang des Zentrums nicht voraussehen konnte, während wir heut der schwarzen Gefahr ins Auge sehen und überlegen müssen, wie ihr zu begegnen ist.

Digitized by Google

Staatshilfe oder Selbsthilfe.

Von Otto Corbach (Charlottenburg).

Es gibt keine Wohltat, die nicht zu einer Plage werden könnte, wenn die äußern Umstände, unter denen die leben, denen sie zuteil wird, sich ändern. So ist der moderne Staatssozialismus mit der Zeit zu einer Plage geworden, weil die Voraussetzungen, die ihn einst nützlich machten, nur noch zum kleinern Teile vorhanden sind. Mit Riesenschritten geht es Zuständen entgegen, die denen gleichen werden, die das Merkantilsystem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Frankreich und Deutschland herbeiführte. Auch der merkantilistische Staatssozialismus wirkte einst Gutes. Als der französische Finanzminister Colbert bestimmte, wer vor oder im 20. Lebensjahre heirate, solle vor seinem 26. Lebensjahre von allen Steuern und Lasten frei bleiben, als er unter großen Kosten Eisenarbeiter aus Nürnberg, Spiegelarbeiter aus Venedig, Strumpfwirker aus England, Tuchfabrikanten aus Holland &c. herbeizog, handelte er gewiß zum allgemeinen Besten. Einer ähnlichen Wirtschaftspolitik befleißigten sich bekanntlich in Brandenburg und Preußen die Hohenzollern vom Großen Kurfürsten bis auf Friedrich den Großen. In England wurden die Navigationsakte aus gleichem Geiste geboren. Wozu aber führte schließlich das Merkantilsystem? Zu einem Bureaukratismus schlimmster Sorte. Die Kostgänger des Staates mehrten sich überall wie die Mäuse im Kornhaufen. Steuern und Abgaben wuchsen in eben dem Maße, wie die Produktivität der Arbeit abnahm. Trotzdem stiegen die Schulden der Regierungen ins Ungemessene. Die Massen verarmten, während sich der Reichtum in immer weniger Händen anhäufte. Struensee, der 1791—1804 preußischer Finanzminister war, sprach offen aus, daß unter dem Merkantilsystem der Staat „Tag und Nacht zwei Furien abzuwehren habe; die eine heißt: Krieg der Untertanen gegen das Gesetz, die andre: Untreue der Offizianten. Hinter ihnen schleicht, kriecht und fliegt eine unzählige Brut von Bestechung, Meineid, Malversation, Defraudation, Kontravention, Kontrebande“. Er sah aber keine Möglichkeit, daß es anders werde, bis nicht „ein gewaltiger Stoß von außen“ dazu zwinge, oder „die Verwirrung im innern Geschreibe so arg wird, daß keiner mehr den andern versteht, mithin alle die Not fühlen, zu neuen und einfachern Grundsätzen zu rekurieren.“. Der „gewaltige Stoß von außen“ kam auch, nachdem sich Frankreich von innen heraus Luft geschaffen hatte, durch Napoleons Feldzug gegen Preußen.

Unter dem Druck des merkantilistischen Staatssozialismus entstand in Frankreich die physiokratische, in England die liberale nationalökonomische Lehre. Vom Staate, meinte einer der Physiokraten, Marquis René Louis d'Argenson, habe die Volkswirtschaft nur zu verlangen: Gute Richter, Unterdrückung der Monopole, einen gleichmäßigen Schutz, unveränderliche Münzen, gute Wege und Kanäle. Alles andre sei vom Übel. Um gut zu regieren, müsse man weniger regieren. „Ich habe nur ein System des Handels“, erklärte Argenson weiter, „lasset die Allgemeinheit handeln und versucht nicht, den Handel zu leiten. Laissez faire, morbleu, laissez faire!“ Diesem „Laissez faire“ fügte Jaques Claude Marie Vincent de Gournay später das „laissez passer“ hinzu, und das Ganze übernahmen die englischen nationalökonomischen Klassiker als Grundlage ihres freihändlerischen Lehrgebäudes.

Mit dem modernen Staatssozialismus sind wir nun glücklich auch soweit gekommen, daß wir vor lauter Bureaukratismus und staatlichem Finanzelend nicht mehr ein noch aus wissen. Das Bedürfnis nach Kontrolle und Schreibwerk ist ins Ungemessene gewachsen. Beim Reich, bei den Bundesstaaten, bei den Kommunalverbänden und bei den zur Durchführung von Gesetzen geschaffenen Verwaltungskörpern wächst von Jahr zu Jahr der Bedarf an neuen Beamten. In allen Zweigen der Verwaltung wachsen die Ausgaben schneller als die Einnahmen, obgleich die Steuerschraube mit beschleunigter Kraft fortgesetzt weiter angedreht wurde. Die Produktivität der Arbeit nimmt ab. Die Zahl der abhängigen Existenzen wird größer und größer, die der selbständigen geringer. Die allgemeine Unsicherheit im Erwerbsleben macht die Beamtenlaufbahn immer begehrenswerter, die allgemeine Sucht, vom Staate Vorteile zu erlangen, greift auf die Politik über und läßt ihn zu einer Beute werden, die man unter sich aufzuteilen trachtet. Was Wunder, daß sich da bei denkenden Männern aller Parteirichtungen, selbst bei regierenden Persönlichkeiten das Stoßgebet der Physiokraten aus der Brust ringt: „Laissez faire, morbleu, laissez faire!“

In England hat sich vor einiger Zeit eine „British Constitution Association“ gebildet, die bei Konservativen wie Liberalen Anhang sucht und findet, ihrem Ursprung und ihrem Gepräge nach aber eine rein konservative Gründung bedeutet. Um so merkwürdiger ist es, daß sie sich in ihren Aufrufen gerade auf Aussprüche von Altmeistern des Liberalismus berufen kann, um ihren Zweck, die Wiedereinführung der ursprünglichen Grundsätze der englischen Verfassung zu erläutern. Um zu zeigen, wie sehr die heutigen englischen Liberalen sich durch ihre staatssozialistischen Methoden von ihren Vorgängern unterscheiden, wird zum Beispiel Sir William Harcourt angerufen, der einst erklärte: „Der Unterschied zwischen einer freien Regierung und einer Regierung, die nicht frei ist, ist hauptsächlich der, daß eine Regierung, die nicht frei ist, sich in alles einmischt, wo es geht, eine freie Regierung sich dagegen in nichts

Digitized by Google

einmischt, als wo es muß. Eine despotische Regierung sucht jedermann zu nötigen, zu tun, was sie wünscht; eine liberale Regierung erlaubt, sofern es die Sicherheit der Gesellschaft gestattet, jedermann, zu tun, was ihm beliebt."

Herr v. Bethmann Hollweg steht gewiß nicht im Geruche eines liberalen Politikers. Er sucht mit konservativen Mitteln zu regieren und trägt eine aristokratische Geringschätzung gegenüber Willensregungen der breiteren Volksmassen zur Schau. Dennoch gebrauchte er neulich im Reichstag gegenüber dem Bureaukratismus Worte, die einem Liberalen der alten Schule das Herz im Leibe hätten lachen machen. „Bureaukratisches Regiment", meinte er, „führe unser Volksleben zum Absterben. Man täusche sich, wenn man die Welt mit Gesetzparagraphen und dem hinter ihnen stehenden Heere von Beamten verbessern zu können hoffe. Reglementiererei sei immer unpraktisch und führe dahin, hinter jeden Arbeitgeber und Arbeitnehmer einen Polizeimann zu stellen. Ohne die freiwillige und freie Mitarbeit und Tätigkeit des Volkes kommt man nicht vorwärts."

Schade, daß ein Reichskanzler mit so modernen Absichten so veralteten Mitteln der Staatskunst huldigt! Im Zusammenhang mit seinen antibureaukratischen Worten hat sein Wahlreformentwurf nur Sinn, wenn er dem Beamtentum zumutet, es könne sich am eigenen Zopfe aus dem Sumpfe des Bureaukratismus ans Ufer herausziehen. Warum reizt es ihn nicht, den Versuch Turgots zu wiederholen, der als Minister Ludwigs XVI. sich bei jeder Maßnahme mit ausführlichen, wissenschaftlich aufklärenden Edikten unmittelbar ans Volk wandte? Warum hat er von Dernburg nichts gelernt? Der würde an seiner Stelle, statt sich durch neue Privilegien Freunde zu werben, unmittelbar mit den verschiedenen Ständen Fühlung nehmen. Aber soweit sind wir ja noch nicht, daß unsre Minister vom hohen Piedestal ihrer Stellung als Diener des Königs heruntersteigen, um unmittelbar zum Volke zu sprechen, als Menschen unter Menschen zu wandeln.

Herr v. Bethmann Hollweg ist nicht der starke Mann, der den Kampf mit der Hydra des Bureaukratismus zu bestehen vermöchte, wir müssen eines andern warten.

Inzwischen läßt die Not der Zeit den Staat immer weiter entarten. Geldhunger verdrängt die Sorge um die Erhaltung der Quellen des Volkswohlstands. Die Erhaltung der Wälder in der Nähe der Großstädte ist wichtig für die Volksgesundheit, die Erhaltung ihres Holzbestands wichtig für den Volkswohlstand. Aber der verehrliche Forstfiskus hat Geld nötig, darum sagt er sich: Volkswohlfahrt hin, Volkswohlfahrt her, und beschneidet den Berlinern trotz des Widerspruchs beider Häuser des preußischen Landtags das bißchen Grunewald. Angesichts der Gefahr, daß sich die Macht der Besitzer unsrer Bodenschätze zu einer unerträglichen Monopolgewalt auswachsen möchte, entschloß sich seinerzeit die preußische Regierung zu entschiednem Eingriff. Das Saargebiet war von vornherein dem Staate vorbehalten. Nun ward (freilich nur halb) die Hibernia verstaatlicht. Dann änderte man das Gesetz über die Verleihung von Bergwerkseigentum zugunsten des Staates um. Man hätte erwarten sollen, daß nun der Staat für billige Kohlenpreise gesorgt haben würde. Weit gefehlt. Der geldhungrige preußische Fiskus trieb genau dieselbe monopolistische Preispolitik, wie das Kohlensyndikat; er verständigte sich an den Grenzen der beiderseitigen Reviere sogar über die Hochhaltung der Preise; er kräftigte das Monopol des Syndikats, statt es zu beeinträchtigen.

Was nützt alle Staatshilfe, aller Staatssozialismus, wenn sie schließlich den Staat zu einem nimmersatten Ungeheuer macht, das seine eigenen Untertanen auffrißt.

Colbert, der Vater des Schutzzollgedankens, ließ einst den Fabrikanten von Lyon sagen, sie möchten den Schutzzoll nur als Krücken betrachten, die ihnen helfen sollten, sobald wie möglich auf eigenen Füßen zu stehen, und die er dann wegzunehmen gedenke. So faßte auch Friedrich List das Wesen des Schutzzollsystems auf. Unsre Staatsmänner aber denken anders. Vor einiger Zeit rebellierten die Abnehmer des Stahlwerkverbandes gegen die von diesem auf Grund seines Monopols verlangten Halbzeugpreise, durch die sie nach ihrer Meinung binnen kurzem den großen Riesenbetrieben des Verbandes einfach aufgeopfert werden müßten, und sie, selbst Schutzzöllner, verlangten dringend die Aufhebung der Eisenzölle, von denen sie erkannt hatten, daß sie nicht mehr einen Schutzzoll für die heimische Industrie darstellten, sondern nur noch einen Bereicherungszoll für die kartellierten Werke und einen Bedrückungszoll für alle, die von ihnen kaufen müssen. Die Regierung erklärte daraufhin, daß die Frage einer Aufhebung der Eisenzölle überhaupt undiskutabel sei. Warum? Nun, wozu soll sich der Fiskus selbst eine solche Einnahmequelle verschließen.

Weniger Staatshilfe und mehr Selbsthilfe muß heute die Losung im politischen Leben lauten. Vergebens werden unsre bürgerlichen Parteien das Gespenst des revolutionären Sozialismus zu bannen suchen, wenn sie sich nicht dazu aufraffen, sich wieder große Ziele zu stecken. Als solche kämen z. B. in Betracht: Verständigung mit den andern europäischen Großmächten für eine militärische und zollpolitische Abrüstung; Überwindung der Kleinstaaterei innerhalb des Deutschen Reichs; Beschränkung der Sozialpolitik auf das zum Schutze Minderjähriger und zur Erhaltung der Volksgesundheit notwendige Maß; Trennung von Politik und Verwaltung und dafür freiheitliche

Digitized by Google

Regelung des Verhältnisses zwischen Regierung und Beamtenschaft; Ausdehnung der Selbstverwaltung.

Leopold Graf von Kalckreuth.

(Anläßlich der Ausstellung im Wiener Kunstsalon Miethke.)

Von Dr. **Hans Wantoch** (Wien).

Das Werk des Grafen Kalckreuth fesselt den ersten Blick durch seine gegenständliche Treue. Er meidet jede A-tout-prix-Originalität absonderlicher Verschnörkelung und sieht das edelste Ziel der Malkunst in der restlosen Wiedergabe der Dinge. Diese sachliche Zuverlässigkeit, die ein Produkt aus strengstem künstlerischen Verantwortungsgefühl und tiefster Ehrfurcht vor allem Dasein ist, nähert ihn der Kunst Wilhelm Leibls, des deutschesten Malers im 19. Jahrhundert! Er teilt mit ihm das irdisch Schwere und die grüblerische Lust, in die Tiefen und Gründe zu dringen. Naturalismus bedeutet diesen beiden Meistern nicht ein hohles Abkonterfeien der Dinge und Gestalten, Naturalismus heißt ihnen, den innern Menschen durch den äußern ausdrücken, die äußere Erscheinung als notwendiges Ergebnis einer Innerlichkeit erfassen. — Aber trotz dieser Gemeinschaft ist das Farb- und Formempfinden des Grafen Kalckreuth ein andres als Leibls Kunstgefühl. Kalckreuths Fläche ist mehr impressionistisch aufgelockert, sein Kolorit rauher, brüchiger, härter als das des Aiblinger Meisters. Dunkle, braune Töne, die seinen Bildern etwas Vergrübeltes und Problematisches geben, herrschen bei ihm vor. Und es war so ein Ergebnis notwendiger Wahlverwandtschaft, daß Kalckreuth zum Veduttenmaler Hamburgs wurde, in dessen Atmosphäre der berüchtigte Londoner Nebel latent ist. Er stellt uns diese schmalen Gassen mit den engbrüstigen Häusern und den überhohen, spitz aufschießenden Giebeln dar und den großen, breiten Hafen mit seinen Booten und Barkassen, Brücken und Brückchen, Rauchwolken und Dunstmassen. Die Sonne birgt sich hinter Wolken.

Dieses Ausgelöschtsein der Sonne fällt insbesondere bei den Landschaftsbildern Kalckreuths auf. Das Fehlen luministischer Werte ist für seine schwere, grübelnde Kunst, die mit ungeheurer Kraft in die Tiefe bohrt, besonders charakteristisch. Zuweilen aber ergibt sich daraus eine gelinde Einförmigkeit, und manche Stellen seiner Bilder erscheinen ungegliedert, verschwommen und ohne Ausdruck. Allein in fortschreitender Entwicklung strebt er eine immer intensivere Auflichtung, eine immer wirksamere Gliederung durch Licht und Schatten an.

Er schildert den Menschen in der Natur nicht nur als Diener der harten Ackerscholle, sondern auch als schwelgerischen Genießer — den Stadtmenschen in rustikaler Lust. Leibl sah die Felder zeitlebens nur aus der Perspektive des Bauern. Kalckreuth ist Gutsherr und Stadtmensch. Und es konnte nicht fehlen, daß er wie Bastien-Lepage novellistische, anekdotenhafte Elemente in die Landschaft trug. Der Vorwurf des literarischen Zugeständnisses an den Publikumsgeschmack mochte für eine frühere Zeit seines Schaffens nicht ganz ohne Grund gewesen sein. Aber auch hierin zeigt sein Werk einen bedeutenden Aufschwung.

Und schon damals hatte er mit der Porträtmalerei den Schritt getan, der ihn zur relativen Vollendung und absoluten Meisterschaft führte. Die Bildniskunst lag in der geraden Entwicklungslinie dieses Naturalisten, der sich ganz in die Dinge einfühlte, um ihr Innerstes durch ihr Äußeres auszudrücken; denn Porträtieren heißt, sich völlig an einen Menschen verlieren, seiner Seele ganz nahe sein und den Körper als organisches Produkt der geistigen und gemütlichen Kräfte darstellen. Ein gutes Bildnis setzt voraus, daß man das Wesen eines Menschen inne hat. Und nichts war darum näherliegender, als daß Kalckreuth zuerst seine Familie — die Menschen, die ihm die Liebsten und Vertrautesten waren — zur Darstellung brachte. Eines der schönsten Porträts dieser Art: Mucki mit der Puppe, besitzt die Wiener moderne Galerie. Und genau wie in der Genremalerei zeigt sich auch hier das allmähliche Abstreifen alles anekdotischen Beiwerks. 1899 malte er die Gräfin K. in einer sentimentalischen Abendstaffage. 1908 soll noch der altväterliche Familienbildschmuck an den Wänden den Kommentar zu einer puritanischen Blondine abgeben. 1909 aber ist mit der Vollfigur des Fräulein Hasse ein Bildnis gelungen, das ohne Rückhalt dem Größten in der Porträtkunst beigezählt werden darf. Die Dame steht im Straßenkleid neben einer völlig geöffneten Tür. Ein Fenster erschließt (wie bei Leibl so oft) den Prospekt auf eine sonnige Landschaft, deren heitere Wärme sanft getönt ins Zimmer fällt. Die Lichteffekte beleben die hohen, schmucklosen Wände. Nirgends empfindet man eine Leere. Und nichts lenkt die Empfangsbereitschaft von der Wirkung des Porträts ab. Jedes äußerliche, dingliche Stimmungsrequisit ist aufgegeben. Nur Farben und Formen drücken das Wesen dieses Menschen aus.

So erscheint mir dieses letzte Porträt des Grafen Kalckreuth als krönender Ausdruck seines

Es sei hier darauf hingewiesen, daß in der von der „Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege“ herausgegebenen Sammlung „Die Kunstgaben“ (Verlag von Jos. Scholz, Mainz) kürzlich ein Heft Kalckreuthscher Kunst (Preis kart. Mk. 1,—) erschienen ist.

Digitized by Google

ganzen Schaffens. Hier ist eine stolze deutsche Kraft, die sich selbst genug ist und jede stützende Krücke verschmäht, ganz zu sich selber gekommen. Und mit dem Eindruck von dem jüngsten Werk scheidet man von Kalckreuth in dem Gefühl: ein Starker und Großer.

Die Urgestalt von Wilhelm Meisters Lehrjahren.

Von Professor Dr. **Ludwig Geiger** (Berlin).

II.

Zu der Theaterleidenschaft gesellt sich nun die Liebe. Der Frau, der sie zugewendet ist, ist Mme. B. (Marianne). Kein unschuldiges Mädchen, sondern ein vielerfahrenes Weib: schon einmal verheiratet, wenn auch freilich nicht kirchlich getraut, von dem Gefährten verlassen, reichen Lüstlingen preisgegeben, lernt sie nun durch Wilhelm wahre Liebe und Leidenschaft kennen. Ihr reicher Liebhaber Norman ist verreist; während seiner Abwesenheit ergibt sie sich dem jugendlichen Freunde. Vergebens sucht Werner den Schwager über Vergangenheit und Lebensweise des Mädchens aufzuklären: sie ist sein Ideal, in ihr findet er sein wahrhaftes Glück.

„Marianne, die seine Qual nicht verkannte, hätte wohl schon in manchen Augenblicken das Glück, das er so sehnlich wünschte, mit ihm geteilt; sie fühlte in sich, daß er weit mehrers wert war, als sie ihm geben konnte, aber seine Verwirrung und seine Liebe verdunkelten ihm seine Vorteile; und ihre Stille, ihre Unruhe, ihre Thränen, ihre fliehende Umarmungen, — lieblichste Töne der ergebenden Liebe — warfen ihn außer sich in überdrängten Schmerz zu ihren Füßen, bis sie beide zuletzt in dämmernden Augenblicken des Taumels sich in den Freuden der Liebe verloren, die das Schicksal den Menschenkindern aufspart, um sie für so viel Druck und Leiden, Mangel und Kummer, Harren, Träumen, Hoffen und Sehnen einigermaßen zu entschädigen."

Das zweite Buch bringt manches über Wilhelms inneres Leben. Man ist versucht, die folgende Schilderung als eine Selbstcharakteristik der Zeit Goethes zu betrachten, da er, aus Leipzig zurückkehrend, sich in einem unbeschreiblichen körperlichen und seelischen Schwächezustand befand.

„Die Reste seiner ersten Krankheit stockten noch in Wilhelms Gefäßen. Durch seine Lebensart konnte die Natur nicht wieder in ihre gleiche Wege geleitet werden. Er verabscheute jede Zerstreuung und Bewegung. Im Schlafrocke, Pantoffeln und der Nachtmütze fand er seine Beruhigung und zuletzt gar in einer Pfeife Tobak sein Glück. Es fehlte nun fast nichts mehr, ihn, den Wohlgebildeten, Reinlichen, Freien in den Zustand jener Menschen zu versetzen, die oft ohne Geist und innern Beruf über mißverstandenen Büchern wie Schuster auf dem Schemel verkümmern.

„Und er wäre auch untergegangen, hätte ihn nicht die Kraft seiner Natur, die wieder zum Geraden und Reinen strebte, gerettet. Je enger jene körperliche Fesseln zusammengezogen wurden, desto mehr sträubte sich die innere Gewalt, brach bei der ersten Gelegenheit los und durchwühlte das ganze Gebäude. Vergebens, daß man sie zu besänftigen hoffte. Mit der Weisheit einer verständigen Zuchtmeisterin griff sie durch, faßte jedes Übel in der Wurzel, kehrte das Oberste zu unterst, warf aus, was zu grob war, verzehrte das Feinere, und unbarmherzig in ihren unaufhaltsamen Wirkungen brachte sie unsern Freund etliche Male an die Pforten des Todes. Aber auch ihre Kur war aus dem Grunde; alles Fremde und Falsche ward vertrieben und der wohlgebaute Körper zu seinem künftigen Glücke in seinen innersten Verhältnissen wieder hergestellt."

„Freilich nahmen die Kräfte alsdann so langsam zu, daß man oft glauben könnte, sie schwänden wieder. In den gefährlichsten Augenblicken hatte er rein allem Leben entsagt, das hinter ihm zu liegen schien; er war los geworden von der Welt, und die Ruhe, die aus diesem Gefühl kam, war ein freundliches Klima, aus dem der Genesende gelinde Lebenssäfte zog. Dankbar nahm er nunmehro von der Quelle des Lebens das wieder an, was er in der Wut seines Zustandes verschleudert und mit Füßen getreten hatte, und so ward er wie ein Kind zum zweiten Mal wieder ins Leben zurückgeführt, und wie ein Kind fiel er bei der ersten anwandelnden Munterkeit wieder über die vorigen Spielsachen her".

Und nun kommt die eigentlich „theatralische Sendung", höchst merkwürdige Gespräche über Theaterwesen, über die drei Einheiten, Gespräche, in denen eine ganz außerordentliche Schätzung Corneilles sich findet und eine äußerst unterrichtende, unser Wissen bedeutsam vermehrende Darlegung der eigenen, d. h. eben Goethes dichterischer Produktion. Vom rein äußerlich literarhistorischen Standpunkte betrachtet, sind diese Stellen wohl die wichtigsten. Sie geben uns Kunde von den beabsichtigten und vielleicht auch ausgeführten Bearbeitungen des Plautus, von Schäferdramen, von biblischen Stücken, unter denen „Isabell" besonders wichtig ist, einen Monolog des Dramas „Belsazar"; von dem Plane zu diesem Drama wußte man schon aus den Leipziger Briefen. Ein Gedicht aus einem der heroischen Schäferspiele ist an dieser Stelle der Mitteilung wert:

„Ihr tiefen Schatten, heißet mich willkommen,
Hier fühlt die Brust sich weniger beklommen,
Du stiller Teich, du Baum, den ich erkor,
Gewähret mir die Ruh, die ich verlor.

Digitized by Google

O Stamm, der du, was Menschen auch empfanden,
So lange hier in fester Ruh gestanden,
Rings um dich her der Kinder Schar gezeugt,
Der du, wie wir, dem Sturm dich jung gebeugt,
Befestigt nun mit männlich starken Seiten,
Dem Wetter stehst, und der Gewalt der Zeiten,
O sprich mir Mut, du dauerhafter, zu,
Lehr meine Brust dem Unglück stehn wie du.

O Lüftchen, das die stille Welle kräuselt,
Das mir um Stirn und Locke freundlich säuselt,
Von Ast zu Ast mutwillig wechselnd fliegt,
Mit einem Hauch viel tausend Zweige biegt;
O kannst du mir auf deinen stillen Schwingen
Nicht auch den Trost in meinen Busen bringen!

Doch auch vergebens such ich hier mein Glück,
Ich floh den Hof, es blieb der Schwarm zurück.
Dort ließ ich sie, in wohl verwahrten Mauern,
Mit Freundesblick einander aufzulauern,
Ließ das Gefolg des Reichtums und der Macht,
Die Schmeichelei, die unbequeme Pracht,
Und dachte, der Natur hier übergeben,
Mit mir allein, mir selber aufzuleben;
Doch leider fühlt mein Herz, nun völlig frei,
Die alte Qual hier doppelt wieder neu."

Weit bedeutsamer aber als durch diese Verse werden die Bücher durch ästhetische Bekenntnisse, durch Konfessionen, in denen man den Dichter selbst herauszuhören meint. Es geht nicht an, solche Stellen durch Umschreibungen anzudeuten; man muß vielmehr, um dem Leser einen Begriff von solchen Darlegungen zu geben, sie wörtlich mitteilen.

Die erste enthält eine sehr eigenartige Bemerkung über das Publikum und den Wert seines Urteils:

„Wenn ich jemals öffentlich auftreten sollte, wünschte ich freilich zu gefallen, ja allgemein zu gefallen; denn ich habe die Schriftsteller meistens nicht vor aufrichtig oder für sehr eingebildet gehalten, die bloß Kennern ihre Sachen widmen, und alle diejenigen, denen sie nicht gefallen, unter die Herde der Nichtkenner verwiesen. Das Gute muß freilich von den Verständigen erst geprüft und, wenn ich sagen darf, erst gestempelt werden; es muß aber auch, wenn es menschlich ist, eine allgemeine glückliche Wirkung tun, vorzüglich auf diejenigen, die nicht urteilen können. Und ich glaube, der hat den höchsten Punkt erreicht, der diese beiden Stimmen, welche zusammen erst, wenn ich hier das lateinische Sprüchwort anwenden darf, die Stimme Gottes ausmachen, auf sich vereinigt."

Die zweite enthält eine ganz eigenartige Auffassung und Darlegung über das Wesen des Theaters:

„Und ich behaupte sogar, daß, je mehr das Theater gereinigt wird, es zwar verständigen und geschmackvollen Menschen angenehmer werden muß, allein von seiner ursprünglichen Würkung und Bestimmung immer mehr verliert. Es scheint mir, wenn ich ein Gleichnis brauchen darf, wie ein Teich zu sein, der nicht allein klares Wasser, sondern auch ein gewisse Portion von Schlamm, Seegras und Insekten enthalten muß, wenn Fische und Wasservögel sich darin wohl befinden sollen."

Die dritte endlich ist eine höchst wichtige Erklärung über den Zug zum Tragischen, eine Betrachtung über die Geheimnisse der Theaterwirkung, aus der nur folgender kurzer Passus hier herausgehoben werden soll:

„Der gesunde Mensch kann durch nichts gerührt werden, daß nicht zugleich die Saiten seines Wesens erschüttert werden sollten, von denen die entzückenden Harmonien des Vergnügens auf ihn herabströmen. Und selbst grausame zerstörende Begierden, worüber man sich auch bei Kindern entsetzt, die man durch Strafen zu vertreiben sucht, haben geheime Wege und Schlupfwinkel, wodurch sie zu den allersüßesten Vergnügungen hinübergehen. Alle diese innerlichen Gänge und Wege werden durch Schauspiele, besonders durch die Tragödie mit elektrischen Funken durchschüttert, und ein Reiz ergreift den Menschen; je dunkler er ist, je größer wird das Vergnügen."

Die sonstigen Mitteilungen, die wir als Vorgeschmack für die bisher unbekannte Fassung erhalten, sind von geringerer Bedeutung. Es ist schade, daß nicht auch die übrigen Bücher analysiert, daß die Vorgänge, das, was eigentlich erzählt wird, nicht genauer in unsrer Veröffentlichung angedeutet werden. Nur kurz mag erwähnt sein, daß sämtliche Lieder, die aus der gedruckten Fassung bekannt sind, mit einer einzigen Ausnahme schon der ersten Fassung angehören, so daß man aus diesem Umstande wichtige Momente für die Entstehungszeit der Gedichte gewinnt. Das berühmteste dieser Lieder, das Mignonlied, gehört demnach sicher der ersten Weimarer Zeit, also jedenfalls einer Epoche an, da von einer italienischen Reise noch gar nicht die Rede war. In der ersten Strophe, die hier mitgeteilt werden soll, finden sich einige Varianten, die uns schon früher bekannt waren; ob wirklich die Lesart (4. Zeile) „froh", statt „hoch", „wundervoll belebend" ist, wie der Herausgeber meint, möchte ich bezweifeln. Diese erste Fassung lautet:

Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im grünen Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still und froh der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin!
Möcht ich mit Dir, o mein Gebieter, ziehn.

Indessen nicht in solchen Stellen allein, die natürlich außerordentlich hätten vermehrt werden können, liegt die Hauptbedeutung des Züricher Fundes. Vielmehr besteht diese in dem kühnen Wurfe der ganzen Erzählung, in der künstlerischen Anordnung der einzelnen Teile, in der frischen wundervollen Sprache. Die tiefe Einsicht Goethes in das öffentliche Leben, die für jene Zeit ungemein merkwürdige Schätzung großer kaufmännischer Betriebe wird aus diesem Jugendwerke klar. Sehr

Digitized by Google

hübsch hat der erste Herausgeber das Wesen des Buches mit folgenden Worten gezeichnet:

„Und wie erleben wir dann wieder und wieder alles, was wir an dem jungen Goethe zumal kannten und bewunderten und was ja auch in seinen Briefen immer wieder durchbricht: die Weite des Feldes, das sein Blick umspannt, die Fülle der Töne, in denen er ausspricht, was er sieht; wie er das Schlichte und Alltägliche, das Gewöhnliche, allzu Gewöhnliche und doch so Unentbehrliche erinnerungsmächtig erfaßt, und dann auf einmal sich aufschwingt in Höhen, zu denen Andre nie ihre Augen aufheben; die Schalkhaftigkeit neben dem tiefsten Ernst, das verzeihende Lächeln dessen, der das Menschenherz und seine Angste gekannt hat, und daneben das rücksichtslose Vorwärtsdrängen des Mannes, der, nach unbestechlicher Selbstkritik, erst wenn er über eine Lebensstufe weggeschritten, auf sie hindeutet. So beleuchtet der Schluß des 12. Kapitels wie mit einem rasch verzuckenden grellen Licht die Kluft, die den Helden trotz allem von seinem Schöpfer trennt."

Man wird dem wackeren Züricher Gelehrten, dem ersten authentischen Berichterstatter über die ursprüngliche Fassung des Wilhelm Meister, zu lebhaftestem Danke verpflichtet. Er hat nicht nur einen glücklichen Griff getan, sondern er hat mit seinem Verständnis auch die Wege zur Würdigung eines köstlichen Stückes aus Goethes Frühzeit gewiesen. Nun warten wir geduldig auf das Ganze. Dann mag auch die fruchtbare wissenschaftliche Arbeit zur Erhellung von Goethes Komposition, zur genauen Feststellung dessen, was man für das Leben und die Dichtung des Meisters gewinnt, einsetzen. Eine solche wissenschaftliche Arbeit wird uns gewiß den schönen Fund nicht verkümmern, sondern seine große Wichtigkeit und Bedeutung noch erhöhen.

Die demokratische Menge und ihre Dichter.

Von **Stefan Zweig** (Wien).

Mets en accord ta force avec les destinés
Que la foule, sans le savoir
Promulgue en cette nuit d'angoisse illuminée.
E. V.

Das große Geschehnis der modernen Stadt war im Grunde nur möglich durch die Organisation der gewaltigen Volksmenge und die Verteilung ihrer Kräfte. Organisieren heißt, disparate Kräfte sparsam zu einem Organismus verarbeiten, ein Belebtes und Beseeltes nachzuahmen, in dem nichts überflüssig und alles notwendig ist, einem Material einheitliche, geistige Kraft, oder einer Idee das Fleisch und Bein ihrer Form und Möglichkeit zu geben. Die moderne Großstadt nun hat die zerstreuten Kräfte des Landes zu einem neuen Material umgeschmolzen — zur Menge — sie hat manches, was früher individuell tätige Kraft war, verwandelt in Unterordnung, den Menschen ersetzt durch einen Handgriff, ein rollendes Rad, hat überall die Individualität des Einzelnen unterbunden, um eine neue Individualität, die der Masse zu erzeugen. Denn die Menge als Tatsache ist ein Neues. Jahrhundertelang war sie nur ein Symbol, ein Begriff. Man faßte logisch die Einwohnerzahl von ganzen Ländern zusammen, aber man fühlte, man faßte nie ihr unmittelbares Beieinandersein. Zwar: Man hat auch vordem schon große Armeen gekannt, Kriegshaufen und Nomadenvölker, dies waren aber flüchtige Konzentrationen, zu wenig seßhaft, zu wenig stetig, um aus sich eine Individualität, einen ästhetischen und moralischen Wert erzeugen zu können. Und selbst diese Armeen, deren Größe legendär wurde durch Jahrhunderte, die Heereshaufen Tamerlans, die Kriegsvölker der Perser, die Legionen Roms, wie arm ist ihre Zahl gegen die Masse von Menschen, die in New York oder London oder Paris täglich beisammen ist. Erst in unsern Tagen, erst in Oppidomagnum ist die Menge ewig aneinandergeschmiedet, aneinander mit stählernen Bändern verhakt wie die Räder einer ungeheuren Maschine; hier erst ist sie ein lebendiges Wesen, das wächst und sich vermehrt wie ein Wald. Die Demokratie hat ihr geistig neue Formen gegeben, ein Gehirn dem Körper eingesetzt, indem sie die Menge für sich selbst verantwortlich machte, nur sich selbst unterworfen. War früher der Herrscher eines Landes der Wirkliche, und die Menge zerstreut und unsichtbar in der Ferne nur eine Idee, ein Begriff, so ist sie heute in den großen Städten das wahrhaft Lebendige und Seiende, und der Herrscher, den sie meist selbst sich gesetzt hat, nur mehr die Idee ihrer Kraft, nur mehr ein vergängliches Symbol ihrer ewigen Organisation.

Sie ist eine Schöpfung des neunzehnten Jahrhunderts, und darum ein neuer Wert in unserm Leben, mit dem man sich abfinden muß, kein geringerer Wert für unsre Entwicklung als die höchsten der Vergangenheit. Walt Whitman, auf den man beim Werke Verhaerens immer hinweisen muß, obwohl — wie es hier ausdrücklich vermerkt sei — Verhaeren gänzlich unabhängig und unbewußt zu gleichen Zielen vom gleichen Ausgangspunkt gelangte, hat einmal gesagt: „Die moderne Wissenschaft und die Demokratie scheinen mir beide die Poesie gleichsam herauszufordern, ihrer beider Wesenheit zu offenbaren im unterscheidenden Gegensatze zu den Mythen und Gesängen der Vergangenheit." Und jeder moderne Dichter wird sich mit der demokratischen Masse abfinden müssen,

Aus einem größern Werk über Emile Verhaeren, das zunächst in einer französischen Übertragung im „Mercure de France" und dann im Insel-Verlag erscheint.

Digitized by Google

wird sie synthetisch wie ein einzelnes Lebewesen, wie einen Menschen oder einen Gott betrachten müssen. Verhaeren hat in seinem utopischen Drama „Les aubes“ sie, „la foule“, die Menge, unter die Reihen der Gestalten gestellt und, um seine innere Vision auszudrücken, die technische Bemerkung hinzugereiht: „Les groupes agissent comme un seul personnage à faces multiples et antinomiques.“ Denn hundertfach wie auf den Bildern der indischen Götter sind ihre Arme, aber einheitlich ihr Schrei, einfach ihr Wille, einförmig ihre Energie, eins ihr Herz, „le coeur myriadaire et rouge de la foule“. Hundert Jahre Gemeinsamkeit, hundert Jahre gemeinsame Not, gemeinsame Hoffnung hat sie zusammengeschweißt zu einem Einheitlichen, zu einem neuen Gefühl. Schlaflos und unruhig wie ein gefährliches Tier liegt diese Masse vergraben hinter den Millionen Fenstern der Riesenstädte, alle Leidenschaften des einzelnen Menschen sind die ihren, die Eitelkeit, der Hunger, der Zorn, alle Laster und Verbrechen hat sie gemein mit ihrem kleinsten Gliede, dem Menschen, nur steigert sich bei ihr alles zu unbekannten Größen. Alles wird unerhört überdimensional in ihren Leidenschaften, jenseits der Berechnungen und in einem neuen Sinne göttlich. Denn so wie die Götter von einst nach dem Bilde des Menschen geformt waren, nur daß sie Verhundertfachung ihrer Kraft und Klugheit darstellten, so ist die Menge der Synthese der einzelnen Kräfte, die fruchtbarste Ansammlung der Leidenschaft.

Mit ihr ersteht und ohne sie vergeht der Einzelne. Bewußt oder unbewußt ist jeder Untertan ihrer Gewalt. Denn der moderne Mensch ist nicht mehr frei vom Einfluß der andern, wie einst der Mensch der Felder, der Hirt und der Jäger, der nur abhängig war vom Zorn des Himmels, den Launen der Erde, von Wetter und Hagelschlag, vom Zufall, den er in das erhabene Bild seines Gottes hüllt. Der moderne Mensch ist in allen seinen Gefühlen von der Umwelt bestimmt, eingereiht in ihr Geschiebe, abhängig in seinen Instinkten. Wir alle fühlen sozial, wir alle können die andern um uns und vor uns nicht wegdenken, ebensowenig wie die Luft, die uns nährt. Wir können sie fliehen, aber nicht dem entfliehen, was von ihnen in uns unbewußt eingedrungen ist. Wir sind alle Bürger, nicht nur Menschen geworden. Denn die Menge beherrscht uns wie eine Naturkraft, nährt uns mit ihren Gefühlen. Der unsoziale Mensch ist eine Fiktion. Ebensowenig wie man in der Großstadt sein Zimmer ganz abschließen kann vom Lärm, vom Rhythmus der Straße, ebensowenig kann man isoliert denken, ebensowenig kann die Seele sich von den großen geistigen Erregungen der Menge fernhalten. Verhaeren hat es selbst versucht in jenen Zeiten, wo er die Verse schrieb:

»Mon rêve, enfermons nous dans les choses lointaines
Comme en des tragiques tombeaux.«

Aber das wirkliche Leben hat ihn zurückgefordert; denn die Sozietät vernichtet den, der sich von ihr abwendet wie einen, der sich absperrt von der frischen Luft. Auch der Dichter muß unwillkürlich mit der Menge und an die Menge denken. Denn so sehr die Demokratie nivellierend gewirkt hat, so sehr sie die Individualitäten beschränkt, den Dichter ins Bürgerliche eingereiht, die Kontraste des Zufalls vermindert hat, so hat sie auch eine neue Kraft in ihrer Vielheit gezeitigt. Altes hat sie genommen, Neues gegeben. Die Stadt, die Menge nährt jede Einzelenergie aus ihrer unendlichen Fülle, sie vervielfacht jede Kraft. Denn in ihr ist alles, was der Einzelne verloren hat, der große Heroismus und die ekstatische Begeisterung. Sie ist die große Quelle des Unerwarteten und Unberechenbaren in unsern Tagen, das Neue, von dem noch keiner weiß, zu welcher Größe es sich gestalten wird. Sie als Bereicherung und nicht als Beschränkung des dichterischen Triebes erkannt zu haben, ist eines der großen Verdienste Verhaerens. Denn während die meisten der Dichter von heute noch die Fiktion der Solitären und Einsamen beibehalten, während sie wie vor Pestkranken zurückschrecken vor der Menge und sich künstlich absondern, während sie verächtlich vorbeigehen an den Lokomotiven und Telegraphen, an den Banken und Fabriken, trinkt Verhaeren mit Gier aus diesen Quellen der neuen Kraft.

»Comme une vague en des fleuves perdue
Comme un aile effacé, au fond de l'etendue
Engouffre toi
Mon coeur, en ces foules battant les capitales!
Reunis tous ces courants
Et prends
Sl large part a ces brusques metamorphoses
Des hommes et des choses
Que tu sens l'obscure et formidable loi
Qui les domine et les opprime
Soudainement, a coup d'eclair, s'inscrire en toi.«

Denn sie, la foule, die Menge, ist die große Umwerterin unsrer Tage, sie wandelt die Menschen, die zu ihr vom Lande von allen vier Richtungen kommen um in ihrem Beisammensein. Keiner von uns entgeht dieser nivellierenden Kraft. Die entferntesten Rassen mischen sich im ungeheuren Behältnis der Stadt, sie passen sich einander an und werden mit einem Male ein Neues, ein Andres, eine neue Rasse, die neue Rasse des zeitgenössischen Menschen, der sich ausgesöhnt hat mit der Atmosphäre der Großstadt, der nicht nur die Depression ihrer Mauern schmerzlich fühlt und die Entfernung der Natur, sondern aus der vielfachen menschlichen Gegenwart eine neue Kraft und einen neuen Gott sich erzeugt. Die Beschleunigung der Umwertungen, das ist die größte Leistung der Masse. Das Individuelle geht hier rascher unter, aber zugunsten der Individualität dieser neuen Gemeinschaft. Für die zugrundegegangenen Rassen entstehen täglich neue. Die

Digitized by Google

alten Gemeinschaften verlieren ihre Einheit, aber ungeahnte neue Einheiten und Gemeinsamkeiten treten ins Leben. Amerika ist das größte Vorbild, dieses Riesenland, wo sich aus tausend Völkerkräften eine einzige große Brüderschaft, ein neuer und ungeheuer charakteristischer Typus, der amerikanische, in hundert Jahren entfaltet hat; und auch in unsren Hauptstädten, in Paris, Berlin und London wachsen schon Menschen auf, die keine Franzosen mehr sind und keine Deutschen, sondern vorerst nur Pariser und Berliner, die eine andre Sprachtönung, eine andre Denkart haben, denen die Großstadt, die Menge, zur Heimat geworden ist. Der Großstädter, der demokratische Mensch der Menge, ist eine Erscheinung für sich. Wird er zum Dichter, so muß seine Dichtung sozial sein, wird er zum Denker, so muß die Intelligenz der Masse, der gemeinsame Instinkt der seine sein. Die Psychologie dieser Menge zum ersten Male dichterisch versucht zu haben, ist eine der großen Kühnheiten, für die wir Verhaeren dankbar sein müssen.

Aber diese einzelnen Ansammlungen von Menschen zu einer Menge, diese Vereinigungen von Millionen zu Städten sind keine isolierten. Ein Band hält sie alle zusammen, der moderne Verkehr. Die Distanzen der Realität sind geschwunden und mit ihnen auch die nationalen Scheidungen. Neben dem Problem der einzelnen Konglomerate, die nun langsam Organismen werden, neben den einzelnen Rassen, den einzelnen Massen, erhebt sich eine größere Synthese, die Synthese der europäischen Rasse. Denn die Menschen auf unserm Kontinent sind sich nicht mehr so fern, nicht mehr so fremd wie einst. Die Sozialdemokratie umspannt mit ihrer Organisation die Massen von einem Ende Europas bis zum andern. Gleiche Sehnsucht befeuert heute in Paris, London, Petersburg, Wien und Rom die arbeitenden Massen. Und eine gemeinsame Formel münzt Bestrebungen: das Geld, eine gleiche Sehnsucht: die Forschung.

Races des vieux pays, forces deaccordes
Vous nouez vos destins epars, depuis le temps
Que l'or mets sous vos fronts le même espoir battant.

Auf breitem Fundament formt sich über den Ländergrenzen eine einheitliche Rasse, eine neue Gemeinsamkeit, die europäische. Hier greifen hart Wunsch und Wirklichkeit zusammen. Verhaeren sieht Europa vereint durch eine große, gemeinsame Energie. Europa ist ihm das Land der Bewußtheit. Während die andern Länder noch in traumhafter Ferne ein vegetatives Leben führen, während Afrika und Indien noch träumen wie im Dunkel der Urzeiten, ist Europa la forge ou se frappe l'idee, die große Schmiede, in der alle Unterschiede, alle einzelnen Beobachtungen, alle Resultate umgehämmert werden in eine neue Geistigkeit, in das europäische Bewußtsein. Noch ist innerlich die Neuerung nicht vollkommen, noch befinden sich die einzelnen Völker, sind unkund ihrer Gemeinsamkeit, aber schon ist „le monde entier repensé par leure cervelles". Schon arbeiten alle unbewußt an der Umwertung alles Fühlens im europäischen Sinn. Denn eine neue Ethik, eine neue Ästhetik wird der Europäer brauchen, der, reich durch die Vergangenheit, stark durch das Gefühl der Menge, nun durch neue Massen seine Kraft empfindet. Hier ist der Aberklang des Werkes Verhaerens zur Utopie, und im „Les aubes", dem Nachspiel der „villes tentaculaires", erhebt sich über die Visionen der Realitäten noch dieses strahlende Regenbogentor zu dem neuen Ideale. Eben darum, weil dieser Zustand noch nicht erreicht ist, wühlt dieses furchtbare Fieber im Leibe des Kontinents, wie in konvulsivischen Zuckungen, eben darum verwirren uns alle diese seelischen und moralischen Krisen, die manchmal ganz unvermittelt in den entferntesten Landen mit gleichen Phänomenen sich zeigen, darum diese Unruhe und die großen Kämpfe des modernen Geistes.

Die Sehnsucht nach dem neuen Europäer hat Verhaeren dichterisch zum ersten Male ausgesprochen, fast gleichzeitig wie Walt Whitman nach dem Amerikaner, wie Friedrich Nietzsche nach dem Übermenschen. Dem Paneuropäer gegenüber dem Panamerikaner, diese Antithese durchzuführen, wäre verlockend und interessant. Aber es genügt zu sagen, daß heute Einer als erster dichterisch-europäisch fühlt, wie einst Walt Whitmann amerikanisch, um ihn schon den wichtigsten Erscheinungen unsrer Zeit beizugesellen. Verhaeren hat unter den Dichtern vielleicht als Einziger zeitgenössisch empfunden. Das faßt sein ganzes Verdienst zusammen, denn es drückt schon aus, daß er das Problem der Masse, die Energie der sozialen Neubildungen, die Ästhetik der Organisation, die Grandiosität der maschinellen Betriebe, mit einem Worte die Poesie des Materiellen sich zu eigen machte. In seinen Versen spricht unsre Zeit, die neue Zeit in einer neuen Sprache. Dieser Rhythmus, den er zum ersten Male gefunden hat, ist nicht der einer literarischen Absonderung, sondern ist tieferer Zusammenhang mit dem Herzschlage der Menge, er ist Wiederklang vom Keuchen unserer Riesenstädte, vom Rattern der Lokomotive, vom Schrei des Volkes; seine Sprache ist anders, weil sie nicht mehr einstimmig ist, sondern die vielen Stimmen der Menge in sich vereint. Stärker ist er eingedrungen in das Gefühl der Massen, stärker wieder klingt ihre Brandung in seinen Versen. Das dumpfe Dröhnen, das Tierische und Ungezügelte ihrer Stimme, die Brandung der Menge ist hier Form und Musik geworden, höchste Identität. Mit Stolz kann man von ihm sagen, was er vom „Kapitän" rühmt: „Il est la foule."

Digitized by Google

Geisterweg.

Von **Christian Wagner** (Warmbronn).

Wo „Einst und Jetzt“ so scheu die Hand sich reichen,
Gebrochen ist nun eine Geisterbahn,
Gen Südwest zieht durch Rodung sie hinan,
Als Totenweg der Sehnsucht ohnegleichen.

Zum nahen Dorfe weisen hin die Zeichen:
Zum Klarahause drunten an der Plan
Die Waldallee mit grüner Tannenbahn,
Der Totenweg, besäumt von Trauereichen. —

Auf diesem Pfad zum Südwesthorizont
Allabendlich nun Venus wandeln geht,
Ob ihrem Haus in stiller Klarheit thront;
Der Liebesstern in sanfter Majestät
Allnächtlich hin, wo sie dereinst gewohnt,
Nach leisem Gang am Himmel still nun steht. —

Aus Lebensmitten.

Von **Carl Busse** (Friedrichshagen).

O gnädig, daß des Jünglings Auge noch
Nach weisem Ratschluß eine Binde deckt!

Der eignen Kraft und Würde nicht bewußt,
Doch minder kund noch holder Mädchenschwachheit,
Zagt er errötend, betet blöde an
Und hadert zornig mit dem eignen Triebe,
Hing er im Traum an der Geliebten Brust!

Ich war ein Jüngling. Manchen roten Mund
Hab ich versäumt. Ich war ein Narr! — Vorbei!

Nun rühm ich froh des Mannes Glück und Los!

Die Klugheit am Ende.

Erzählung von **Wilhelm Schussen** (Schwäbisch-Gmünd).

II.

Schwiese überreichte dem Kollegen das Papier und den Bleistift, legte die Hände mit verschlungenen Fingern in den Schoß und erwartete mit vorgeneigtem Körper und nicht ohne leichte Spannung das Gutachten des gegenübersitzenden Zuckerbäckers.

Den aber kleidete jetzt eine sehr wichtige Miene. Er warf die dicken Beine ein paarmal im Wechsel übereinander, stemmte den breiten Rücken gegen die Sitzlehne, hielt das Papier hoch gegen das schlechte Zuglicht und wechselte die Haltung wieder und wieder, bis er endlich richtig zu sitzen schien.

Dann begann er laut vorzulesen: „Königliche Zentralstelle für Handel und Gewerbe.“ Nun, die Anrede war ja gegeben. Da war nichts auszusetzen. Aber gleich auf der nächsten Zeile hielt er inne: „Du schreibst da: ‚Der unterfertigte hiesige Gewerberat‘ usw., Schwiese, hm, willst du nicht eher schreiben, ‚Der unterzeichnete hiesige Gewerberat‘? Nach meiner Ansicht paßt das Wort ‚unterfertigte‘ hier durchaus nicht. Denn ‚unterfertigt‘ wird unten, wie das Wort selber ganz richtig sagt, und erst dann, wenn etwas wirklich fertig ist, wie das Wort wieder selber richtig sagt.“

Schwiese wollte erwidern, daß dann schließlich das Wort ‚unterzeichnete‘ ebenfalls unten stehen müßte, aber er schluckte die Erwiderung hinunter und gab dem Kollegen Knödler recht, der übrigens den gefundenen Fehler bereits durchstrichen und durch das richtige Wort ‚unterzeichnete‘ ersetzt hatte.

„Eigentlich ist auch das Verhältniswort ‚hiesige‘ hier herzlich unnötig.“

„Das Eigenschaftswort ‚hiesige‘ hast du wohl sagen wollen?“

„Wenn du willst, kann ich auch Eigenschaftswort sagen. Aber auf alle Fälle ist es ganz überflüssig. Denn im Datum oben steht es ja bereits, daß die Schrift aus Grimmelfingen ist und in der Unterschrift stehts wieder. Wir können also das Wort ‚hiesige‘ ruhig streichen. Oder was meinst du, Schwiese?“

„Meinetwegen“, sagte dieser.

Dann las der Kollege wieder ein paar Worte, aber schon wieder war er genötigt, innezuhalten.

„Du schreibst weiter ‚der unterzeichnete Gewerberat hat, einer Anregung aus hiesigen gewerblichen Kreisen folgend‘ usw. Nun will ich gar nicht sagen, daß das nicht richtig sei, verstehst du? Ich halte es gewissermaßen sogar für gut, nur kommt mir die — wie soll ich sagen? — die Begründung —“

„Die kommt später.“

„Gut, dann sag ich: die anfängliche Begründung kommt mir zu matt, zu schlapp vor. Verstehst mich? Heutigentags muß man mit der Faust anklopfen, wenn man was ausrichten will. Wir müssen darum dies dringende Bedürfnis gleich am Anfang unterstreichen, so dick wir nur können und den Herren von der Zentralstelle gewissermassen die Nase darauf hinstoßen. Verstehst mich? Und etwa sagen — —“

Knödler steckte den Bleistift hinter das Ohr und hielt die hohle Rechte in die Höhe, die nun gleichsam eine Art Gefäß für den zu findenden Begriff darstellte.

„Wie wollen wir nur gleich sagen, Schwiese?“

Digitized by Google

„Dann sagen wir halt: „der unterzeichnete Gewerberat hat ‚einem dringenden Bedürfnisse entsprechend' usw."

„Sehr richtig, siehst du nun, wie ganz anders es sich jetzt liest? Das heißt, wir wollen noch besser dieses dringende Bedürfnis ganz an den Anfang bringen und mithin sagen: ‚einem dringenden Bedürfnisse entsprechend, hat der unterzeichnete Gewerberat'. Nun klingts noch besser. Nach meinem Sprachgefühl wenigstens. Oder nicht?"

„Jawohl", sagte Schwiese. Aber das Mal unterm Auge schien doch ein wenig röter geworden zu sein. Er überwand indes seine Verstimmung, sich sagend, daß er diesen Verlauf eigentlich zum voraus hätte wissen müssen und daß mit einem Grimmelfinger eben schlechterdings bloß auf diesem Wege etwas zu erreichen sei. Zudem war man gerade an einer Haltestelle angelangt. Der Zug hielt still und warf dabei den schreibenden und streichenden Knödler, der für nichts andres mehr Augen hatte, heftig gegen die Sitzlehne. Dadurch kam nun auf einmal etwas sehr Drolliges in seine dicke Person, das den zürnenden Schwiese umstimmte, und das sehr versöhnlich auf ihn einwirkte. Er konnte sich nicht helfen, er mußte plötzlich laut auflachen, und auch der vornehme Herr in der Ecke schien darüber vergnügt zu sein, wenn er es auch nicht aus sich herauslassen wollte.

Der schreibselige Knödler aber nahm von alledem nicht die geringste Notiz. Er schrieb und strichelte weiter und weiter und sprach so laut und so lebhaft, daß die gewerberätliche Eingabe kein Geheimnis mehr sein konnte. Er hielt, während er mit Schwieses Hilfe einen scharfen Begriff erfand, das Blatt, das durch die Bewegung des Eisenbahnwagens eifrig hin und her geigte, weit von sich weg.

Er bohrte den Bleistift langsam in die Luft, wenn etwas recht treffend und recht fein ausgedrückt werden sollte.

Nach einem gut gelungenen Satze aber lud er den Bleistift aufs Ohr, nahm eine Prise, hielt sie minutenlang zwischen den Fingern und überlas die schönen Zeilen noch einmal andächtig.

Schwiese hingegen sah seine bedächtige Arbeit mehr und mehr verschwinden und nicht gerade immer das Bessere an die Stelle des Guten treten, obschon er auch bei dieser Neugestaltung die neuen Wörter und Begriffe im Grunde zu liefern hatte, die der Kollege mit seinem Bleistifte zu erbohren oder mit dem Papier zu ergeigen glaubte. Aber er ließ der Sache, die ihn nur lächerte, ihren Lauf. Und bloß einmal, als Knödler statt der von ihm für nötig erachteten zweihundert Mark, die die Zentralstelle dem geplanten Werke zukommen lassen sollte, zweitausend Mark hineinschrieb, widersprach er ernsthaft:

„Wer zuviel verlangt, erhält gar nichts", sagte er ruhig.

„Und wer zu wenig verlangt, ist ein —. Nimm mirs nicht übel. Als ob das zu viel verlangt wäre. Zum ersten brauchen wir ein Lokal für die Bücher, oder nicht? Des weiteren ein Lesezimmer — — —"

„Vorerst wird ein Zimmer für beide Zwecke genügen", entgegnete Schwiese.

„Vorerst, ja. Aber auf wie lange? Wir müssen doch auch an die Zukunft denken, alter Freund. Und die Zimmer sollen winters doch geheizt werden, oder nicht? Und mit einer anständigen Beleuchtung wollen wir doch auch aufwarten, oder nicht? Und dann die Bücher selber. Die sind doch heutigentags auch noch nicht so häufig, daß man sie geschenkt erhielte. Dann will ich dir noch was sagen, Schwiese, meinst du die Hungerleider in der Residenz werden nicht sowieso ihre bekannten Abstriche machen. Laß mich! Diese Herrschaften kenne ich besser als du. Schreiben wir also nur ganz munter unsre zweitausend Mark hin."

Schwiese mußte wieder auflachen.

„Habe ich recht oder nicht?" rief Knödler noch einmal und war außerordentlich zufrieden mit sich selber. Er patschte dem Kollegen fest aufs Knie und lachte vergnügt mit.

Der Sektreisende aber hielt jetzt eine große Zeitung schützend vor das Gesicht.

Dann ging die Bearbeitung des Schriftstücks wieder weiter, bis es glücklich beendet war.

Und nun brannte man gemütlich die Zigarren an und rauchte vergnüglich und schmunzelte und lachte noch eine lange Weile über die zweitausend Mark und die Königliche Zentralstelle.

Mittlerweile hatte man auch sein Grimmelfingen glücklich erreicht. Die Gewerberatsmitglieder stiegen aus und ließen den Herrn hinter der Zeitung allein.

Der Präsident Doktor v. Jobst aber zog, nachdem er sich zuvor kräftig mit Lachen ausgeschüttet hatte, sein Notizbuch aus der Tasche und schrieb die beiden Eingaben der Grimmelfinger Gewerberäte, die ursprünglich aus der Feder des Möbelschreiners Schwiese und die andre in der von Knödler erfundenen Form nach dem Gedächtnis nieder, sich vornehmend, der Gerechtigkeit einen kleinen Dienst zu erweisen und dem bescheidenen Schwiese auf irgend eine Weise zu seinem Rechte zu verhelfen, dem Zuckerbäcker aber eine verdiente Lektion zu erteilen. Wie vorauszusehen, wurde die Knödlersche Eingabe vom Gewerberat gutgeheißen und dem Schreibgehilfen des Bürgermeisters zur Ausfertigung übergeben. Hierauf wurde sie von sämtlichen Mitgliedern des Kollegiums unterzeichnet und noch am gleichen Tage bei der Königlichen Zentralstelle für Handel und Gewerbe eingereicht. Auch eine fünfköpfige Abordnung, die das Bittgesuch der Stadt mündlich unterstützen

Digitized by Google

sollte, wurde auf Antrag Knödlers abgesandt. Die Deputation bestand aus drei Mitgliedern des Gewerberats: Schwiese, Knödler, Schlotterbeck, und aus zwei weiteren angesehenen Bürgern von Grimmelfingen.

Knödler sollte den Sprecher machen und dem Präsidenten v. Jobst ordentlich das „Mulle streichen", wie er sich in der Gewerberatssitzung ausdrückte.

Unterwegs aber erzählte er noch viel davon, wie die Eingabe entstanden sei, wie der Kollege Schwiese ein ganz gutes und brauchbares Konzept geliefert hätte, wie er aber, obwohl bloßer Zuckerbäcker, die Schrift dann noch herausgeputzt und namentlich, wie er kurzerhand zweitausend Mark statt zweihundert Mark gefordert hätte, und wie unklug es gewesen wäre, wenn der gute Schwiese auf seinen paar Batzen bestanden hätte. Und weiter, wie er diesem Doktor v. Jobst schon ein Lichtlein aufstecken würde, falls die zweitausend Mark dem Manne etwa zu viel sein sollten.

Es war eben doch schön, so ein kluger Grimmelfinger zu sein.

Und es war eben alles umsonst, das empfand der stille Schwiese einmal wieder, wenn man die eigene Wiege irgendwo anders stehen hatte. Gegen dieses bekannte Grimmelfinger Hochgefühl war schlechterdings nicht aufzukommen. Und so schwieg er, wie immer, und lachte sich selber zu Schaden und den andern zu Gefallen: über die Bittschrift und die Königliche Zentralstelle.

In heller, frohgemuter Stimmung erschien die Abordnung vor dem Präsidenten Doktor v. Jobst.

Schwiese meinte fast, diesen Herrn schon einmal gesehen zu haben. Nur wußte er nicht mehr, wann und wo. Knödler aber begann gleich mit seiner auswendig gelernten Ansprache; freilich, ganz so sicher wie er sie den Kollegen auf der Reise zum Besten gegeben hatte, ging es jetzt nicht, aber immerhin noch ziemlich fließend und bedeutend. Merkwürdig, dieser freundlich dreinschauende Doktor v. Jobst ließ ihn immer nur sprechen und sprechen. Und wenn die Worte einmal stockten, wartete er geduldig, bis Knödler das Fädchen wieder gefunden hatte, oder der eine oder andere Grimmelfinger ein kluges Wort dazwischen geworfen. — — — —

Es war wirklich sehr nett von diesem Präsidenten, daß er die Abgesandten ihre Sache so gründlich vertreten ließ.

Endlich, als von keiner Seite mehr ein Tröpfchen quoll, und alles Erdenkliche zum Besten der zu errichtenden Bibliothek vorgebracht war, tat der Herr Präsident v. Jobst den Mund auf und fragte den stillen Schwiese: „Wie er heiße, und ob er denn der einzig Stumme in dieser beredten Gesellschaft wäre?"

„Mein Name ist Schwiese."

Die Grimmelfinger aber lachten dem Präsidenten zu Ehren ein gutes Stückchen.

„Sind Sie denn nicht ganz der Meinung Ihrer Herrn Kollegen, Herr Schwiese?" fragte der Präsident weiter. „Doch, Herr Präsident", sagte Schwiese stille und ein wenig gekränkt.

Die Kollegen aber lachten von neuem. „Das könnte ich von mir selber denn doch nicht sagen", nahm der Präsident das Wort. „In der Tat nicht, meine verehrten Herren, und beim besten Willen nicht", fuhr er fort. „Ihre Reden haben mir ja nicht gerade schlecht gefallen, obwohl sie mich von dem Vorhandensein eines wirklichen Bedürfnisses nicht überzeugt haben. Und der Staatsbeutel ist eben leider nicht so gut daran, daß wir etwas verschenken dürften. Wir müssen peinlich rechnen und rechnen und müssen sparen, wo wir nur können. Das dürfte auch im Lande draußen kein Geheimnis sein. Darum hat uns auch Ihr schriftliches Gesuch nicht wenig verblüfft. Sehen Sie, meine lieben Herren aus Grimmelfingen, wenn Sie beispielsweise etwa zweihundert Mark Staatszuschuß für Ihre löblichen Zwecke verlangt hätten und wenn dann auch noch die Form, wie soll ich mich schnell ausdrücken? — wenn Sie die Form Ihres schriftlichen Gesuches ein wenig zarter und tatsächlicher gehalten hätten, dann hätte sich vielleicht eher darüber reden lassen. So beginnt — Ihre Eingabe beispielsweise gleich mit den Worten: „Einem dringenden Bedürfnisse entsprechend, hat der unterzeichnete Gewerberat" usw. Na, so grausig dringend ist dieses Bedürfnis wohl nicht. Hätten Sie doch lieber etwa geschrieben: „Der unterzeichnete Gewerberat hat, einer Anregung aus hiesigen gewerblichen Kreisen folgend", usw. Wer hat denn diese laute Bittschrift aufgesetzt? Wohl nicht der Herr Bürgermeister. Den kenne ich von einer bescheideneren und gewandteren Seite. Und Sie, Herr Schwiese, wohl auch nicht? Nun, Spaß beiseite, es tut uns also wirklich leid, daß wir Ihnen diesmal nicht dienen können. Wenigstens im Augenblicke nicht. Wir sind zu schmal bei Kasse. Leider! Aber versuchen Sie es mal später wieder, vielleicht nach einem Jahr oder meinetwegen schon nach einem halben Jahr. Möglich, daß wir bis dorthin eher in der Lage sind, Ihnen beizuspringen. Aber, bitte, dann nicht gleich wieder zweitausend Mark verlangen und nicht gleich wieder mit dem schreienden Bedürfnisse aufwarten. Und nun gute Zeit, meine Herren, und gute Reise." Sprachs und verließ durch eine Nebentüre den Empfangssaal.

Was wollten nun die Grimmelfinger Herren andres tun, als mit langen Gesichtern wieder abreisen und zu Hause noch der schriftlichen abschlägigen Antwort der Zentralstelle, die ja nicht ausbleiben würde, mit schlechtem Gewissen harren?

Digitized by Google

Unter falscher Flagge.

Mir liegt wieder einmal ein Aufruf zur Bekämpfung der Schundliteratur vor. Eine „Deutsche Gesellschaft zur Verbreitung guter Jugendschriften“ hat ihn erlassen, und mein Buchhändler sandte ihn mir: er möchte gern meine Ansicht über das neue Unternehmen hören. Ich sah mir also den Aufruf an und schrieb meinem Buchhändler, er brauche sich die Hefte der sogenannten „Adler-Bibliothek“ gar nicht erst zur Ansicht kommen zu lassen: nach dem Deutsch dieses von Blüthgen, Trojan, Dahn u. a. m. unterzeichneten Aufrufs und den merkwürdigen Ansichten zu schließen, die besagte Herren vom Werte der „älteren oder vielmehr veralteten erzählenden Literatur“ hätten — „sie interessiert uns und unsre heutige Jugend nicht mehr sonderlich“, erklären die Herrn Dahn, Trojan, Blüthgen und Genossen —, würde voraussichtlich die Adler-Bibliothek, die „zeitgemäße Lektüre“ bringen solle, nicht einen Pfifferling wert sein.

Aber ich bin dem Leser wohl eine Begründung meines Urteils schuldig. Der erste Absatz besagten Aufrufs gibt die Ideen, die ich s. Z. in der „Gegenwart“ über Plan und Ziel einer Jugendbücherei, wie wir sie brauchen, geäußert habe, inhaltlich getreu, aber herzlich schlecht stilisiert wieder. Der Leser möge deshalb gütigst den kleinen Aufsatz noch einmal durchsehen und ihn sich in jenem Deutsch vorstellen, in dem „zeitgemäß“ schreibende Literaten ihn verfaßt hätten, die Dichter wie Hauff, Hebbel, E. Th. A. Hoffmann, Kleist, Liliencron — um nur ein paar Namen aus der von den Zeitgemäßen als unzweckmäßig verurteilten „bisher veröffentlichten Kampfliteratur“ zu nennen — „nicht mehr sonderlich“ zu interessieren vermögen.

Die Adler-Bibliothek will also Größeres. „Wir haben kein Opfer gescheut, um für unsre Bestrebungen eine Anzahl der allerersten („zeitgemäßeres“ Deutsch wäre hier „erstklassigen“ gewesen) Schriftsteller der Gegenwart zu vereinigen, deren Ruf nur den allerbesten, einwandsfreien, dabei fesselnden Lesestoff verbürgt.“ Folgt eine Aufzählung von Männern, „die sich bereit fanden“, für die Adler-Bibliothek „Zehnpfennig-Bändchen zu schreiben“. Dann heißt es weiter: „Die bisher gewonnene Elitevers ammlung von Mitarbeitern wird unentwegt ergänzt.“ ... Nicht wahr, verehrter Leser, ich hatte recht, als ich meinem Buchhändler schrieb, er brauche sich die Bücher gar nicht erst senden zu lassen; der Aufruf der Herren Blüthgen, Trojan, Dahn und Genossen spräche schon Bände?

Dem Aufrufe an die Buchhändler folgte ein mir gleichfalls vorliegendes Schreiben an die Schuldeputationen der deutschen Städte, im selben Stile, und hier steht auch das entzückende „erstklassig“; ich wußte ja, daß es kommen würde. Das Schreiben ist überhaupt zu schön und „zeitgemäß“, als daß ich es dem Leser vorenthalten dürfte. Es empfiehlt den Schulbehörden die Adler-Bibliothek als „den so lange gefehlten (sic!), einzig richtigen Ersatz für die Schmutz- und Schundliteratur“. „Die Adler-Bibliothek schließt sich — dem äußeren Gewande nach — allerdings nur hierin — dem erprobten bunten Gewande der Schundhefte an, weil es ja eine erwiesene Tatsache ist, daß das farbenkräftige Äußere einen nicht geringen Anreiz auf das hierfür in Frage kommende große, mehr oder weniger urteilslose Publikum ausübt. Der Text der Adler-Bibliothek bietet nicht nur erstklassige, sondern auch zeitgemäße Literatur von den allerersten Autoren der Gegenwart des In- und Auslandes.“

Man sollte eigentlich meinen, nach diesem Aufrufe — nehmt alles nur in allem — hätte jede Schulbehörde die Lehrerschaft dringlichst vor diesem Unternehmen warnen müssen. Dem ist aber nicht so gewesen. Denn .... auf breitem Rande paradieren neben dem miserablen Text die Titel und Namen der „hohen und höchsten Mitglieder“ der Gesellschaft, als da sind:

Der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen,
Königin Charlotte von Württemberg,
Großherzog von Baden,
Großherzog von Hessen,
Großherzog von Mecklenburg-Schwerin,
Großherzog von Sachsen-Weimar,
Herzog von Anhalt,
Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, Regent des Herzogtums Braunschweig,
Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein,
Herzogin Viktoria-Adelheid von Sachsen-Coburg-Gotha,
Fürst von Donnersmarck,

und so geht das durch die Fürsten bis zum simplen „Grafen“ Zeppelin weiter.

Die Schulbehörden behielten also — ihr Urteil für sich und — baten die Lehrer um das ihre. Die „Pädagogische Reform“ teilt solch ein Urteil des Charlottenburger Prüfungsausschusses mit, von dem Vorsitzenden, W. Schlegel, unterzeichnet. Der Mann hat Mut bewiesen. Aus diesem Urteil, das ich durchaus unterschreibe — ich hätt's nur etwas hahnebüchener formuliert —, stehe hier nur ein Abschnitt. Da heißt es von den Büchern:

„Der Inhalt ist entweder blutrünstig oder eine nach alter Schablone hergestellte Liebesgeschichte und unterscheidet sich also kaum von der Schundliteratur; die Hefte eignen sich schon darum durchaus nicht für die Jugend. Literarisch sind die Erzählungen meist sehr mäßig, oft flach, stehen auch in dieser Hinsicht wenig höher als die Hefte, die sie bekämpfen.“

Kommen demnach inhaltlich also viele der Adler-Bücher den Nic Carter-Orgien nahe, so erreichen sie äußerlich — das muß rückhaltslos anerkannt werden — das Niveau dieser „Schundhefte“ vollkommen. Ja, mich will bedünken, als ob manche der Adler-Bilder die Blutrünstigkeit der Nic Carter- und Buffalo Bill-Schildereien noch überträfen, und das will doch etwas besagen! Das Blut fließt hier in Strömen, der Verlag hat nirgends die teure, rote Farbe gespart. Die Messer triefen von Blut, die Kleider sind damit beschmiert, am Boden leuchten purpurne Lachen — das wird zweifellos „einen nicht geringen Anreiz auf das urteilslose Publikum ausüben“. Darin hat der Aufruf ganz gewiß recht. — Auch im Nervenkitzel der Titel haben die Adler-Bücher entschieden „was weg“. Man höre: „Unter schwerer Schuld“, „Das Geheimnis des alten Hauses“, „Im Teufelsmoor“, „Unter russischer Knute“, „Das Piratenschiff“, „Blutrache“, „Verraten und verloren“, „Der Schrecken Indiens“, „Geächtet“, „Im Kampfe mit Raubrittern“, „Das Verbrechen auf dem Thron“ — mehr Anpassung an die Schundliteratur ist schlechterdings nicht möglich, das ist schon „Mimikry“, zum Verwechseln ähnlich.

Ich sehe mir nun die „unentwegt“ ergänzte „Elitevers ammlung erstklassiger Autoren“ an, stoße auf „allererste Autoren des Inlandes“, wie W. Mader, B. Lühe, Fritz Ohle, Franz Treller, E. v. Barfus, Ernst A. Fuhr — und muß gestehen, daß ich, der Leiter eines Literaturblattes, ob meiner bodenlosen literarischen Unkenntnis erröte. Ich habe diese Namen nie gehört, muß ich zu meiner Beschämung erklären. Der Lehrer Schlegel sagt in seinem Gutachten freilich auch: „Ob die genannten Schriftsteller „allererste Autoren“ sind, darüber sind die Meinungen noch geteilt,“ — das allein kann mich ein wenig trösten. Auf der Liste der „zeitgemäßen“ Schriftsteller stehen nun auch: Hauff, Stifter, Dickens — das macht mich doch etwas stutzig. Wie kommt es, daß man diese Leute, wenn sie in der „Deutschen Jugendbücherei“, den „Bunten Büchern“ usf. gebracht werden, als „veraltet“ und nicht „sonderlich mehr interessierend“ verurteilt, wenn sie aber in der Liste der Adlersöhne prunken, für „allerbeste, einwandsfreie und zeitgemäße“ Autoren erklärt? ...

Aber im Ernst: der „einzig richtige, so lange gefehlte“ Ersatz für die Schundliteratur ist die Adler-Bibliothek ganz gewiß nicht. Sie ist nicht einmal ein „wirklicher Ersatz“. Der Jugend hüte man sich diese Bücher in die Hand zu

Digitized by Google

geben, und Erwachsene mache man lieber — auf die weit bessern „Wiesbadener Volksbücher“ aufmerksam, wenn-schon diese zumeist so „veraltete erzählende Literatur“ bringen wie Keller, Raabe, Anzengruber, Storm und ähnliche Bonzen. Dr. Adolf Heilborn.

Aus den Theatern.

Stadttheater zu Leipzig.

Maurice Maeterlinck: „Maria Magdalena“.

Manche hatten sich auf eine Sensation gefreut, war doch auch Grund genug dazu da: ein biblischer Stoff, das Zensurverbot für Preußen, eine literarische Fehde mit Plagiatvorwürfen; dazu ein ausländischer Autor und ein Werk, das im deutschen Text (bei Eugen Diederichs in Jena) eher vorliegt als in dem Wortlaut der Ursprache und in Deutschland früher gespielt wird als in Paris oder Brüssel! Und dennoch wurde daraus nur eine mit großer Spannung erwartete Uraufführung, für die sich die literarische Welt und besonders Leipzig bei dem liberalen und vernünftigen Zensor bedenken kann, der nichts Unheiliges darin fand und eine Verletzung religiöser Gefühle nicht befürchtete. Sein Name sei der Nachwelt überliefert; denn er, der Polizeirat Dr. Weiß, hat für Leipzig auch die politische Satire „Der Feldherrnhügel“ von Roda-Roda und Karl Rößler freigegeben, die allenthalben verboten ist. Also die Uraufführung von „Maria Magdalena“ war keine Sensation, sondern eine künstlerisch wohlgelungene, fleißige Leistung des Leipziger Stadttheaters, die in den Annalen dieser Bühne eine besondere Stelle innehaben wird. Zweifellos wäre mancherlei an einer ersten Berliner Bühne besser herausgebracht worden, die über allererste Kräfte verfügt und ganz andre Geldmittel besitzt als ein provinzielles Großstadt-Theater, das Oper und Schauspiel pflegen und in seinem Spielplan auf Abonnements-Publikum Rücksicht nehmen muß. Wenn man zudem bedenkt, daß der jetzige tüchtige Direktor Volkner noch keine Heldentaten verrichten kann, sondern zunächst einmal durch jahrelange Arbeit die durch frühere Mißwirtschaft seines Vorgängers völlig diskreditierte und verwahrloste Bühne wieder in die Höhe bringen muß, dann hat diese Vorstellung der „Maria Magdalena“ vollauf das große Lob verdient, das ihr von den aus allen Teilen Deutschlands herbeigeeilten Theaterkritikern gespendet wurde. Einzelne Leistungen, die sich auch in Berlin sehen lassen können, seien aber doch herausgehoben; so die Verkörperung der Titelrolle durch Frau Konnard, der römische Tribun des Herrn Decarli (früher bei Brahm) und der sehr charakteristische, fein herausgearbeitete Appius des Herrn Walter: Leistungen dreier Künstler, die durch ihr stets vornehmes Spiel und ihre reife Darstellungskunst zu den Stützen des Schauspiels-Ensembles gehören und den dargebotenen Werken Relief geben.

Weniger Anerkennung — oder soll ich sagen Verständnis — hat das neue Drama Maeterlincks in der Tagespresse gefunden, die ihrer Enttäuschung ziemlich unverhohlnen Ausdruck verlieh. Wenn man sich näher mit dem Werk beschäftigt, das der Maeterlinck-Uebersetzer Fr. v. Oppeln-Bronikowski verdeutscht hat, wenn man weniger auf die äußeren Vorgänge achtet, sondern sich in seine Psychologie versenkt, wird man viel Gutes finden. Der Dichter hat, was ihm zum Vorwurf gemacht wurde, die Figur des Heilands möglichst in die Nebenhandlung verwiesen, er wollte ja auch kein Jesus-Drama schaffen. Die Tragödie von Golgatha, in die das Drama ausklingt, ist lediglich ein treibendes Moment für die Haupthandlung, in deren Mittelpunkt einzig Maria Magdalena steht. Ihre Bekehrung von der Hetäre zur treusten Anhängerin des Meisters, das hat Maeterlinck in dramatischer Form zum Ausdruck bringen wollen. Manchmal ist es mehr ein Gedicht in Dialogform als ein Drama, so episch breit ergeht er sich in Stimmungsmalereien, und doch benutzt er echt theatralische Effekte, wenn er mit solchen ruhig dahinfließenden Szenen lebendigste Bühnenhandlung kontrastiert. Ganz modern ist der Dichter in der Wahl seiner Mittel. Wie bringt er Magdalena dem Nazarener nahe trotz der Abneigung, die sie gegen ihn hat, weil seine Anhänger sie als Hetäre und Römerfreundin hassen? Zunächst nur durch den Klang der Stimme; sie hört ihn zufällig predigen, von einer unsäglich sanften, eindringlichen Stimme hört sie die Seligpreisungen. Sie eilt der Stimme entgegen, und wie das Volk sie steinigen will als Ehebrecherin, da spricht wieder diese Stimme: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.“ Durch diese Worte, dies Erlebnis im Innersten erschüttert, fühlt sie sich wie durch unmittelbare Bande mit dem Nazarener verbunden. Noch nicht ganz, noch liebt sie den römischen Tribunen. Da packt sie aufs neue die Erzählung von der wunderbaren Auferweckung des toten Lazarus durch den Nazarener, und als gar der Auferweckte erscheint, um sie zu ihrem Herrn und Meister zu rufen, da folgt sie halb willenlos diesem Rufe ihres Retters und Erlösers. Aber noch folgt eine Steigerung, die ihre gänzliche Wandlung krönen und beenden soll. Der eifersüchtige Tribun läßt den Nazarener verhaften, der als Hochverräter und Aufrührer zum Tode verurteilt wird. Er legt die Entscheidung über Leben und Tod in Magdalenas Hand: sie kann ihn retten oder verderben, je nachdem sie dem Römer gehören will oder nicht. Aber er hat sich verrechnet. Maria Magdalena hat sich entschieden, sie will die Lehren ihres Meisters nicht zu Schanden werden lassen durch ihren eignen neuen Sündenfall; sie weiß auch, daß er solch ein Opfer nicht annehmen würde, und so gibt sie den stärksten Beweis ihrer Liebe und ihres Verständnisses für des Meisters Wollen, daß sie ihn, dem Römer sich versagend, dem Tode überantwortet.

Ich sehe in diesem neusten Werke Maeterlincks entschieden einen Fortschritt, zumal gegen „Monna Vanna“. Wenn ihm deren starker Bühnenerfolg, der ja für wirkliche Qualität gar kein Beweis zu sein braucht, nicht beschieden war, noch sein wird, so führe ich das zurück auf den starken nichtdramatischen Einschlag, den die Dichtung ohne Zweifel hat. Das starke Eingehen auf Stimmungen, vor allem aber das Verlegen der Handlung von den äußeren Geschehnissen weg in die Psyche des Menschen ist an sich nicht geeignet, große Bühnenwirkungen auszulösen. Es ist eben wie alle Werke Maeterlincks stark philosophisch und poetisch, das Dramatische kommt erst an zweiter Stelle in Betracht. Hoffentlich findet es, wenn die Zuschauer versagen sollten, um so verständnisvollere Leser, an denen es ja bisher Maeterlinck für seine Werke nicht gemangelt hat. Jedenfalls kann man ruhig behaupten, daß Deutschland ihm als Dramatiker erst die Wege geebnet und ihm seinen Weltruhm verschafft hat, während Belgien und Frankreich hier völlig versagten, und z. B. „Monna Vanna“ mit Mühe einige Aufführungen in Paris erlebte. Und insofern gewinnt die Uraufführung der „Maria Magdalena“ noch besonders an Wert, als sie dies Werk überhaupt zum ersten Male auf der Bühne gezeigt hat.

Franz E. Willmann (Leipzig).

Randbemerkungen.

Die ignorierte Ministerialverfügung.

Ein Berliner Blatt hat sich von dem Generalsekretariat der Deutschen Autoliga schreiben lassen:

„Wir haben in mehreren Gerichtsverhandlungen wahrgenommen, daß die Verfügung der Minister des Innern und für öffentliche Arbeiten vom 7. 7. 1909, die eine Warnung der Kraftwagenführer durch die polizeilichen Exekutivbeamten vorschreibt, keinen Einfluß

Digitized by Google

auf die Rechtsprechung der Gerichtshöfe ausübt. Bei dem hier in Frage kommenden Falle soll der vorsitzende Richter sogar erklärt haben, diese Ministerialverfügung ginge das Gericht gar nichts an."

Dies „sogar" verdient besonders beachtet zu werden. Man stelle sich bloß vor: Seine Exzellenz der Herr Minister des Innern erteilen der Polizei Weisungen über die Behandlung von Kraftwagenführern, und da wagen in Preußen Richter zu leben, die erstens dieser Verfügung das Gefühl der äußersten Wurstigkeit entgegenbringen und zweitens gegen Straftaten Gesetzesparagraphen anwenden. Das Generalsekretariat scheint von der Vorstellung beherrscht zu sein, daß die Richter einzuschwenken haben wie Unteroffiziere; der Polizeiminister kommandiere nicht nur seine ihm nnterstellten Beamten sondern auch die seines Herrn Kollegen von der Justiz. Im allgemeinen hüten sich die höheren Justizbeamten ängstlich, auch nur im entferntesten den Anschein zu erwecken, als wollten sie in den Gang der Rechtsprechung eingreifen, hier aber wird gewissermaßen ein Richter, der seine Unabhängigkeit betont, einer höheren Stelle denunziert. In diesem Falle wirkt das um so komischer, als dem Richter obendrein ein Vorwurf daraus gemacht wird, daß der Exekutivbeamte den schuldigen Kraftwagenführer nicht verwarnt hat, bevor er ihn zur Anzeige brachte. Soll der mit einem Strafmandat Bedachte, der die Strafe durch Anrufung des Gerichts anficht, etwa freigesprochen werden, weil er nicht von der Polizei verwarnt worden ist? Sicherlich wäre das im Sinne des Generalsekretariats, das es gewiß gern sähe, wenn der die Warnung verabsäumende Polizist bestraft werden würde. Es existieren im Rechtsstaate doch sonderbare Auffassungen von dem Berufe der Richter. Das haben wir ja auch in dem Streit des Herrn v. Hellfeld gegen den russischen Fiskus gesehen, wo unsre Diplomatie über die Justiz außer sich geriet, und wo man bösartige Angriffe gegen die Rechtsprechung aus diplomatischer Feder lesen konnte, als müßte sich der Richter in derartigen Fällen seine Instruktion erst aus dem Auswärtigen Amt oder aus dem Justizministerium holen. Daß dies auf eine Kabinettsjustiz hinausliefe, bedenken die guten Leute nicht. Justiz und Verwaltung sind mit Vorbedacht getrennt worden, und wenn sich heut noch jemand darüber wundert, daß Ministerialverfügungen auf die Rechtsprechung keinen Einfluß auszuüben vermögen, so stellt er den Gerichtshöfen ein gutes Zeugnis aus und verrät dabei für seine eigene werte Person, wie sehr der Sport von der Beschäftigung mit geistigen Dingen ablenkt. Freuen wir uns, daß die preußische Justiz noch nicht unter die Räder des Kraftwagens geraten ist.

Dr. R. W.

* * *

Ein faux pas des Hansabundes.

Der Hansabund möchte gern die Handwerker und Detailhändler gewinnen, denn sie sollen ihm seine Wählerscharen liefern. Besonders geschickt aber fängt er es nicht an. Sollte der unter dem hochtönenden Titel „Praktische Mittelstandspolitik" segelnde Artikel seiner Korrespondenz die von den Leitern des Bundes gewünschte weite Verbreitung finden, dann wird der Bund wenig Sympathien unter den kleinen Gewerbetreibenden einheimsen. Zunächst wird in dieser Auslassung in einem Tone, als handle es sich um die Verkündigung einer überraschenden Entdeckung, vorgetragen, daß der kaufmännische und gewerbliche Mittelstand unter der Gewährung langfristigen Kredits zu leiden hat. Nachdem dieser Gedanke näher erörtert worden ist, wird in Sperrdruck triumphierend verkündet, künftighin würden mehrere Ortsgruppen zu Beginn jedes Vierteljahrs durch Inserate die Handwerker ersuchen, ihre Rechnungen auszustellen und würden das Publikum ersuchen, diese pünktlich zu bezahlen. — Wenn der Bund diese unsagbar tiefeingreifende Maßnahme „praktische Mittelstandspolitik" nennen will, dann mag er es tun, kühler Denkende werden dazu wahrscheinlich nur sagen: „Na, wenn schon". — Aber das ist nicht die Hauptsache; die ist, daß den sog. Rabattsparvereinen in dem Artikel hohes Lob gespendet wird. Sie hätten ihr recht erfolgreichen Kampf gegen das oben gerügte Kreditunwesen geführt, indem sie den Konsumenten bei Bezahlung besondere Vorteile gewährten. Sie hätten auch erheblich zum Zusammenschluß der Detailhändler beigetragen. Hat der Verfasser in seinem Leben auch nur einmal mit einem richtig gehenden Handwerker gesprochen? Hätte er es, so wüßte er, daß diese Vereine geradezu ein fressender Schaden am Leibe des Handwerks sind. Haben sie wirklich die Barzahlung ein wenig gefördert, so haben sie dafür auf der andern Seite unendlichen Schaden getan: Sie haben einen wüsten, verderblichen Konkurrenzkampf unter den Verkäufern entfacht, zum Sinken der Solidität beigetragen, haben Sinekuren geschaffen für Leute, die auf Kosten des Verkäufers oder des Publikums oder beider Teile ein behagliches Schmarotzerdasein führen. Das Handwerk und der Detailhandel kämpfen einen verzweifelten Kampf gegen diese Rabattsparvereine, und insofern haben diese allerdings „erheblich zum Zusammenschluß der Detailhändler beigetragen". — Es ist löblich und vernünftig, daß der Hansabund den Handwerkern und kleinen Kaufleuten auf die Beine helfen und sie für sich gewinnen will. Zum ersten ist aber mehr nötig, als die weiße Salbe, das Publikum zur Zahlung der Rechnungen aufzufordern, und das zweite wird ihm vorbeigelingen, wenn er in Artikeln, die für die kleinen Leute bestimmt sind, ihre bittersten Feinde lobt. Dr. M. P.

* * *

Der gute Ton in allen Lebenslagen

scheint in unsern Parlamenten als langweilig empfunden und ausgemerzt zu werden. Hauste du meinen Liebknecht, hau ich deinen Oldenburg, das ist die neuste Losung, und Seume würde seine Ansicht von Europas übertünchter Höflichkeit reumütig ändern, wenn er das Wort von der „Trödel- und Schacherbude" und die Anzweiflung des Ehrenstandpunkts von Abgeordneten vernommen hätte. Fast scheint es, als wenn der Ordnungsruf im Landtag wie im Reichstag als eine Art von Dienstauszeichnung betrachtet werde, mit der man vor die Wähler hintritt, um seine Tüchtigkeit als Parlamentarier zu erweisen. Früher war das anders. Wohlgeschulte Kämpen, wie z. B. der Zentrumsabgeordnete Dr. Lieber, empfanden es schmerzlich, wenn diese parlamentarische Rüge einmal gegen sie angewendet wurde. Man pflegte sich sogar in solchen Fällen zu entschuldigen, und „die Würde des Hauses" war kein leerer Begriff. Heut ist die Kunst, dem Gegner die bittersten Wahrheiten zu sagen, ohne der präsidialen Korrektur zu verfallen, verloren gegangen. Das ist kein feines Fechten mehr, nur ein wüstes Drauflosholzen, und der Sauhieb ein beliebtes Mittel, um dem Gegner auf dem Paukboden eins auszuwischen. Das gilt für rechts und links. Leider läßt die Verhandlungsleitung bei derartigen Exzessen an Entschiedenheit zu wünschen übrig. So pünktlich, wie sie gegen die sozialdemokratischen Radaumacher einsetzt, so zögernd tritt sie gegen einen Herrn wie den Abgeordneten v. Oldenburg in Aktion. Als er seinerzeit den historisch gewordenen Leutnant mit den zehn Grenadieren gegen den Reichstag anrücken ließ, blieb ihm der Ordnungsruf überhaupt erspart, und in der letzten Reichstagssitzung vor den Ferien mußte die Rüge dem Vizepräsidenten Spahn erst abgerungen werden. „Dar lach ick öwer", wird der Streitbare von Januschau gedacht haben. Bisher zeigten wir in edler Selbstgerechtigkeit auf Wien, Paris und Rom, jetzt sollten wir vorsichtiger sein: Die jüngsten tumultarischen Vorgänge könnten bei Wiederholungen ausarten, und die Kämpfe, denen wir im Landtag entgegengehen, sind nicht dazu angetan, Besorgnisse zu zerstreuen. Falls die Geschäftsordnung schärfer gefaßt werden sollte, wird dafür Verständnis auch außerhalb des Hauses zu finden sein.

* * *

Über den Luxus der Gegenwart.

Im Verein der Berliner Kaufleute und Industriellen hielt kürzlich Dr. F. Naumann einen Vortrag über alten und

Digitized by Google

neuen Luxus, der darauf hinauslief, daß man früher eigentlich mehr Luxus trieb als jetzt. Er verweist dafür auf die römische Kaiserzeit, als sich vornehme Leute bis zu 400 Hausſklaven hielten und wo von Staats wegen Riesenluxusspiele mit gewaltigem Kostenaufwande veranstaltet wurden. Auch die italienischen Gemeinwesen des Mittelalters, die niederländischen Städte, der Hof Ludwigs XIV. kennzeichnen sich durch Glanz und Prunk, den die kleineren Höfe in Deutschland nachahmten. Es kam damals auf die Masse des Gebotenen, auf den Schein nach außen an. Heute hat der Luxus sich mehr innerhalb der Schlösser und Häuser zurückgezogen, und im ganzen beteiligen sich breitere Schichten am Aufwande. Dies ist richtig und doch dürfte die freilich verblümte Schlußfolgerung, daß der Luxus nicht zugenommen hat grundfalsch sein. Beim äußeren Aufwande kommt es nämlich auf die Frage an, ist er ungesund, überlastet er den, der ihn ausübt, ihn glaubt treiben zu müssen. Da zeigt sich nun, daß der Luxus der wirklich Reichen, sowohl der reichen Privatleute als auch der bevorzugten Staatslenker, früher einen naiven Grundzug hatte. Sie zeigten ihn freudig nach außen, damit auch die weniger Bemittelten ihn sähen und bis zu gewissem Grade mitgenießen könnten. Heute, wo die Naivetät erstorben und durch Standeshaß und Neid verdrängt ist, feiert der Hof seine Feste nicht mehr im Freien, sondern in geschlossenen, zum mindesten in eingefriedeten Räumen, mit geladenen Gästen; er bleibt für und unter sich, weit abgerückt von der Masse. Und diese Masse wurde demokratisch, sie will nicht anerkennen, daß andre über ihr stehen und sich mehr und besseres leisten können. Sie weiß zwar, daß es geschieht, kann es nicht hindern, sucht aber auch ihrerseits zu leisten, was irgend möglich erscheint. So hat sich der Luxus, wie eine Krankheit des ganzen Volks, zumal in den Großstädten, bemächtigt. Unzählige leben mehr oder weniger über ihre Verhältnisse, vom hohen Offizier und Beamten, bis zum armen Schuster und Türhüter. Da gibt es kommandierende Generale, welche zu Ehren der Repräsentation, für sich und namentlich für ihre Familie fast dürftig leben, massenhafte arme Leutnants müssen zu Ehren glänzender Uniformen und einzelner Liebesmahle auf Butter und mehr noch auf Zukost verzichten, die weiblichen Glieder mancher Fabrikarbeiterfamilie, zumal die Kinder und unverheirateten Mädchen, die ganz ungenügend wohnen, stolzieren Sonntags weiß aufgeputzt, selbst mit weißen Schuhen durch den Grunewaldsand, und die Mehrzahl der „Konfektionsdamen“ trägt Hüte von einem Umfange, der zu dem ihrer Geldbörse nicht im leisesten Verhältnisse steht. Und diesem Kleideraufwande entsprechen die Ansprüche. Leute, die früher nicht daran dachten, besuchen vornehme Cafés und Restaurationen, Theater, Tingeltangel und Kinomatographen; solche die früher bescheiden zu Fuß gingen, fahren nicht bloß mehr Droschke erster Klasse, sondern Auto, und zwar ausgerechnet nur weißlackiertes Auto; Stadtbewohner, deren Erholung sonst ein Ausflug in die Umgegend war, reisen jetzt in die Sommerfrische bis nach Tirol. Hieraus erhellt, daß ein gesteigerter Aufwand in Gesellschaftsklassen, die ihn nicht treiben können oder doch nicht sollten, vorhanden ist, denen er früher als selbstverständlich fehlte, daß der falsche, der Scheinluxus eine nachgerade ungesunde Höhe erreicht hat. Geht doch das Dienstmädchen oft mehr aufgeputzt wie die Hausfrau. Sie läßt sich die Haare brennen und fristeren, schminkt sich und besitzt Blusen samt Hüten, aber kaum ein Hemd. Die Folge dieser gesteigerten Ansprüche sind moralischer Tiefstand und Mißmut bis zum Selbstmorde. Alles hascht nach Geld und Schein, und vergißt darüber sein besseres Ich. Zumal die Frauenwelt ist von einer geradezu wilden Putzsucht ergriffen.

Noch vor wenigen Jahrzehnten gingen Frauen und Mädchen einfach aber sauber, ihren Verhältnissen entsprechend gekleidet, mit glatt gescheitelten Haaren unter denen frische Gesichter hervorschauten. Und blicken wir weiter zurück, so begegnen wir der hohen Obrigkeit, welche durch Gesetz und Gericht gegen übertriebenen Luxus einschritt.

Alles in allem: der Luxus hat in den höheren Schichten eher etwas ab- als zugenommen, in den unteren Schichten aber einen Umfang erreicht, wie ihn die Geschichte bisher nicht kannte; er hat sich demokratisiert, wie die Menschheit.

J. v. Pflugk-Harttung.

* * *

Zeitungs-quid pro quo.

Ich will mich nicht mit kleineren Zeitungen aufhalten, wo ich „Argonauten“ für Arnauten, „Samoa“ für Samos fand. Aber in ernst zu nehmenden Blättern konnte man lesen: Die englische und die französische Flotte dampfte von Gibraltar nach den „masurischen“ Gewässern ab. Ferner: Der Kommandeur „Polkownikow“ (was einfach Oberst bedeutet) wurde durch eine Bombe getötet. Weiter: „Der El Roghi“ (el ist eben „der“). Der „Ort“ Dschibel Zerhan, der ein ganzes Gebirge (dschibel) ist. Besonders häufig tauchen englische Baronets als Sir Bannerman, Sir Hart auf. Peer Sir Rhodes kommt vor, was doppelt irrig. „Der Vizekönig von Juan-schi-kai äußerte, daß demnächst wohl 100 000 Chinesen in Japan studieren würden.“ Das wäre ja herrlich für japanische Vermieter, mehr als doppelt so viel Studenten, als z. B. auf deutschen Hochschulen sind, herbergen und aussaugen zu können. Allein wo sollen die Herrschaften hin, da es nur zwei Universitäten in Japan gibt? Im übrigen ist „von“ in China noch nicht eingeführt, und eine Provinz Juan-schi-kai gibt es nicht. Es ist von dem bedeutendsten Mann die Rede, den China gegenwärtig hat, der kann das „von“ entbehren.

Ja, die Welt ist klein geworden, und die Kenntnis mancher Telegraphisten und Telegrammedeuter klein geblieben.

W.

Die Luftschlange.

Eine parlamentarische Geschichte von **Paul Scheerbart.**

Auf dem großen Luftparlament zu Bitterfeld kam es vor vierzehn Tagen zu einer sehr lebhaften Debatte.

Professor Burton aus Chicago — ein würdiger alter Herr mit langen weißen Haupt- und ebensolchen Barthaaren — sagte feierlich:

„Meine Herren, was ich Ihnen mitzuteilen habe, klingt unglaublich — aber wahr ist es trotzdem; ich habe noch niemals in meinem Leben gelogen. Es war im Mai vorigen Jahres — da fuhr ich mit meinem Lenkbaren über Chicago — es war eine sternklare Nacht und Neumond. Plötzlich wird mein Ballon von einem Wirbelsturm erfaßt, die Motorschrauben sind machtlos, und ich steige mit unheimlicher Geschwindigkeit in schraubenartig aufsteigender Spiralkurve nach oben. Es wird sehr kalt. Ich fahre durch die isotherme Schicht durch — und fühle plötzlich, daß es wieder warm wird. Und mein Thermometer zeigte bald 12° Réaumur. Und ich steige noch immer höher; der Wirbelsturm ging eben in schraubenartig aufsteigender Spiralkurve nach oben. Ich bedaure, daß ich allein bin. Ich sage mir gleich, daß man mir nicht glauben wird. Ich kümmerte mich nur um das Thermometer. Doch dabei sehe ich zufälligerweise über den Gondelrand hinweg nach einem sehr hellleuchtenden Stern in der Milchstraße. Und, meine Herren, wissen Sie, was ich da sehe? Sie glauben mir nicht. Ich weiß

Digitized by Google

es. Und es ist doch wahr ..." (Tränen rollen dem alten Herrn über beide Wangen. Er atmet heftiger. Im Parlament herrscht Totenstille.)

Nun sind natürlich alle äußerst neugierig und wollen durchaus wissen, was der alte Mr. Burton gesehen hat. Aber es ist schwer, ihn zum Weiterreden zu bringen, das gelingt erst nach einer vollen halben Stunde. Und da sagt er weich:

„Ich sah ein Lebewesen, das wohl einen Kilometer lang war und so aussah, als wenn sein Körper aus vielen größeren und kleineren Luftballons bestand. Die Ballons waren hintereinander und sehr unregelmäßig in der Form und von dunkelblauer Farbe. Eine Luftschlange sah ich. An eine Seeschlange hat man nie geglaubt. Wird man an eine Luftschlange glauben?"

Die Versammelten lächelten, dann aber sprachen Franzosen, Deutsche und Engländer — und alle sagten, daß die Existenzmöglichkeit einer Luftschlange nicht bestritten werden könnte. Und alle erklärten schließlich Herrn Professor Burton, daß er eine durchaus glaubwürdige und ehrwürdige Persönlichkeit sei.

Da lächelte der alte Herr und wischte sich die Tränen mit einem rotseidenen Taschentuch ab und sprach:

„Ich bin aber noch nicht am Ende. Was werden Sie, meine Herren, sagen, wenn ich Ihnen sage, daß ich eine ganze Herde von Luftschlangen gesehen habe?"

Da erhob sich der Präsident und sagte:

„Wir haben Herrn Professor Burton geglaubt, daß er eine Luftschlange gesehen habe. Wir haben keinen Grund, dem sehr ehrenwerten Herrn Professor zu mißtrauen, wenn er jetzt erklärt, daß er eine Herde Luftschlangen gesehen habe. Ich bitte, daß diejenigen Herren, die nicht an die Herde glauben möchten, sich von ihren Plätzen erheben."

Feierliches Schweigen folgte diesen Worten; aber es erhob sich niemand.

Jetzt rollten Freudentränen über die Wangen des alten Herrn, und er sagte hastig wie ein Jüngling:

„Die Herde hätten Sie sehen sollen! Es war herrlich. Die älteren Tiere waren zehn bis zwölf Kilometer lang — die allerkleinsten einen halben Kilometer. Reiten könnte man auf diesen dunkelblauen Ballonschlangen. Der blaue Kopf hatte dunkelgrüne Smaragdaugen in Wagenradgröße. Der Kopf sah auch wie ein Ballon aus. An die hundert Tiere sah ich. Sie sahen mich alle scharf an; ich aber konnte mich nicht mehr in der Höhe halten — der Wirbelsturm hatte nachgelassen — ich sank wieder in die Tiefe. Jetzt müssen wir alle zusammen eine Expedition ausrüsten. Es muß uns gelingen, nochmals durch die isotherme Schicht durchzudringen — und dann muß es uns auch gelingen, ein paar dieser blauen Luftschlangen zu fangen."

Sofort erhob sich ein deutscher Luftschiffer, der Lehmann hieß, und sagte:

„Herr Professor, Sie meinten, daß man auf diesen Schlangen reiten könnte, nicht wahr?"

„Jawohl", versetzte Herr Burton, „auf den alten Tieren kann wohl ein ganzes Regiment reiten. Zwischen den einzelnen Ballons ist immer ein so tiefer Einschnitt, daß man zum Reiten einen prächtigen Platz hat."

„Herrlich!" rief Herr Lehmann, „somit wären wir ja in der Lage, demnächst eine Luftreiterei unsern Truppen anzugliedern. Daß wir die Schlangen zähmen können — dies ist ja so sicher, wie dreimal drei — vier ist."

Da lachten alle, und der Präsident sagte:

„Sie haben sich versprochen, Herr Lehmann, Sie meinten neun. Ich aber möchte gleich Mr. Burton fragen, ob er der Meinung sei, daß diese famosen Tiere auch Dynamit-Torpedos tragen könnten."

Hierauf sagte Herr Burton lachend:

„Aber selbstverständlich! Wenn ein solches Tier ein ganzes Reiter-Regiment tragen kann, so kann es doch auch Dynamit-Torpedos tragen — eine solche Schlange wird einfach zum Luftkriegsschiff."

Da schrieen alle begeistert Hurra, man kam auf Mr. Burton zu, schüttelte ihm die Hand, und ein feuriger Italiener fiel dem alten Herrn um den Hals und wollte ihn küssen — und dabei riß er ihm die weißen Barthaare ab — und man sah plötzlich — ein junges Gesicht ....

Alles prallte zurück. Ein furchtbares Schweigen trat ein.

Aber mit der größten Fixigkeit riß sich Mr. Burton auch die falsche Perücke ab, schmiß sie ins Parlament und schrie:

„Trauen Sie nie wieder einem alten Herrn; manchmal ist es gar keiner!"

Und mit einem Satz war er draußen.

Die Stadtmütter.

Zwei weibliche Stadtvertreter
Das gute Stockholm berief:
Die eine ist sozialistisch,
Die andere ist konservativ.

O wundersamste der Kunden,
Die je ein Ohr gewann,
Nun bricht der Menschheitsmorgen,
Die Zukunft der Menschheit an.

Bald sitzen des Rates Häuser
Mit g'schorenen Mägdlein voll,
Wodurch das frühere Zopftum
Bald anders werden soll.

Auf, Bürger und Deutscher, hoffe,
Daß Schwedens Beispiel wirk'
Und daß auch die Damen kommen
In unseren Heimatsbezirk!

Zur Klärung der schwersten Fragen
(Die Männerlösung ist schief)
Erhoffe 'ne Sozialistin
Und eine, die konservativ.

Mit solchen feinen Extremen
Erklettert man jeden Block,
Wie schön ists: seine Sorgen
Begraben im Unterrock!

Digitized by Google

Die Sozialistin, die rote,
Schlägt alle die Stadtväter tot,
Die zum Verdrusse der Gattin
Heimkehren ums Morgenrot.

Und bietet allen Parteien
Gleich göttlicher Rosa Trutz
Und wird die Stadt regieren
Einfach durch Mutterschutz.

Die Kneipen werden geschlossen,
Auch wird dann abgeschafft
Die ehepflichtlich verlangte
Gesetzliche Zeugungskraft.

Wogegen die Dame von rechts rum,
Die konservative Maid,
Benutzt mit praktischem Blicke
Die Konstellation der Zeit.

Sie führt die Bevölkrung freundlich
Zur Pflanzennahrung zurück,
Und jede Knolle kostet
Ein rundes Fünfgroschenstück.

Und ist sonst sehr patriotisch,
Im Zeichen der Zölle sogar,
Und nimmt im Ratsgehäuse
Die Redefreiheit wahr.

Und hängt den Brotkorb höher
Durch ein Kommunegesetz,
Und ergötzet vor allem die Damen
Durch ununterbrochnes Geschwätz . . .

So wendet sich alles zum Guten,
's gibt keine Krisen mehr,
Sobald erst die Weiber kommen —
Das Amazonenheer . . .

Laßt uns entgegenwallen
Den Holden, Mann für Mann —
Jetzt bricht der Menschheitsmorgen,
Der große Blödsinn an.

Terentius.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung gesandter Werke kann nicht erfolgen.

Am 23. März sind 50 Jahre verflossen, daß der Begründer der Völkerpsychologie, **Lazarus**, seine vielbemerkte Antrittsrede an der Berliner Universität gehalten.

Aus diesem Anlaß erscheint, von seiner Witwe herausgegeben, bei Dümmlers Verlag-Berlin eine Gedenkschrift **„Ein deutscher Professor in der Schweiz"**, die interessante kulturgeschichtliche Daten, Briefe &c bringt.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

ICA

Aktiengesellschaft Dresden

liefert photographische Apparate modernster Konstruktion für alle Zwecke der Photographie. (Bezug durch jede Photohandlung zu Originalpreisen.)

Katalog No. 513 wird kostenlos versandt.

„ICA" AKT.-GES. Dresden 21.

Vereinigung der Camerafabriken Hüttig, Dr. Krügener, Wünsche und Zeiss-Palmos.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.: Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiessen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Allgemeiner Deutsch... Versicherungs-Ver... in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Begründet...
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark
Unter Garantie der Stuttgarter... u. Rückversich.-Akt.-Ges...
Lebens-, Kapital-... Kinder-Versicherung
Sterbe- und Versorgungskasse. Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 8000 Mitglieder.

Hygienisch...
Bedarfsartikel. Neuest... m. Empf. viel. Aerzte u. Prof...
E. Vager, Gummiwaren... Berlin W... Friedrichstrasse ...

Disconto-Gesellschaft

Berlin — Bremen — Frankfurt a. M. — London — Mainz
Höchst a. M. — Homburg v. d. H. — Potsdam — Wiesbaden

Kommandit-Kapital . . . M. 170 000 000
Reserven . . . . rund M. 60 100 000

Wechselstuben und Depositenkassen in Berlin:

W, Unter den Linden 35*
W, Unter den Linden 11 (vorm Meyer Cohn)
W, Potsdamer Str. 99, nahe Bülowstr.
W, Potsdamer Str. 129/130, nahe Eichhornstrasse
W, Kleiststr. 23*, Ecke Bayreuther Strasse
W, Motzstr. 53*, Ecke Bamberger Strasse
C, Königstrasse 43/44
C, Rosenthaler Strasse 45, nahe dem Hackeschen Markt
S, Oranienstr. 141, nahe Moritzplatz
SW, Leipziger Str. 66, nahe Spittelmarkt
SW, Belle-Alliance-Strasse 4/5*, Ecke Teltower Strasse
SO, Brückenstrasse 2
NO, Grosse Frankfurter Str. 106 (Strausberger Platz)
NW, Alt-Moabit 83 c, Ecke Crefelder Strasse
Charlottenburg, Joachimsthalerstr. 2, nahe dem Bahnhof Zoologischer Garten
„ **Kantstrasse 137***, Ecke Schlüterstrasse
„ **Bismarckstrasse 68***, Ecke Windscheidstrasse
Friedenau, Kaiser-Allee 140*, nahe dem Ringbahnhof Wilmersdorf-Friedenau
Schöneberg, Bayerischer Platz 9*, Ecke Grunewaldstrasse.

An- und Verkauf börsengängiger Effekten, Wechsel und Schecks.
Einlösung von Kupons und Dividendenscheinen.
Depositen- und Scheckverkehr.
Besondere Abteilung für den Handel in Kuxen und in sonstigen Wertpapieren ohne offizielle Börsennotiz.
Aufbewahrung von Wertgegenständen, verschlossenen Depots und Verwaltung von Wertpapieren.
Versicherung gegen Kursverlust bei der Auslosung.
Vermietung von feuer- und diebessicheren Stahlkammerfächern (Safes) unter Mitverschluss des Mieters.
Ausgabe von **Welt Kreditbriefen**, die ohne vorheriges Avis in allen wichtigeren Plätzen der Welt zahlbar sind.
Beschaffung und Begebung von Hypothekengeldern.
Die mit einem * bezeichneten Depositenkassen besitzen Stahlkammern.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Mießler, Martendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Die Gegenwart.

Nr. 15. Berlin, den 9. April 1910. 39. Jahrgang Band 77.

Eine Nuntiatur in Berlin?

Des Deutschen Reiches vielgenannter Kanzler, Herr v. Bethmann Hollweg, ist in Rom auf einen Bau gestoßen, der, weidgerecht gesprochen, nicht befahren war: das Lager Giolittis war zwar noch warm, er selbst aber hatte den Quirinal verlassen, und so fand der deutsche Gast wohl eine festlich gedeckte Tafel, nur daß der Gastgeber fehlte, ein zu spöttischen Glossen reizendes Intermezzo. Wenn offiziös versichert wird, der deutsche Staatsmann habe aus Unterredungen mit Luzatti und dem Marquis San Guiliano die Gewißheit gewonnen, daß in der auswärtigen Politik Italiens keine Änderung, namentlich nicht in seiner Stellung im Dreibund eintreten werde, so ist das ein ziemlich mageres Ergebnis für einen so pomphaft angekündigten Römerzug, und irgendein „wohluniformierter" Diplomat hätte dasselbe auf einer Postkarte für 10 centesimi melden können. Etwas gesprächiger waren die Unoffiziösen über die Vorgänge im Vatikan. Als Sekretäre werden die Herren schwerlich bei den vatikanischen Unterhandlungen mitgewirkt haben, um so schärfer sind jedoch ihre Hörorgane angestrengt worden, und sie wollen allerlei vernommen haben, was, die Wahrheit vorausgesetzt, der Beachtung wert wäre.

Man muß deutsche und französische Quellen unterscheiden. Das rheinische Zentrumsblatt, die „Kölnische Volkszeitung", bringt bei dieser Gelegenheit die Posener Erzbischoffrage aufs Tapet und stellt die Besetzung dieses Postens in Aussicht, sobald der dafür Erkorene genügend das Polnische beherrscht. Das erinnert einigermaßen an den fälschlich stets als Primas von Polen bezeichneten späteren Kardinal v. Ledochowski, der, in Rom erzogen, sich auch erst später den Gebrauch seiner Muttersprache aneignen mußte. Also hoffen wir das Beste: es wird ja wohl in irgend einem Kloster eine Berlitz-School geben, wo der Kandidat genügend für die seiner auf dem Erzbischofsstuhl der Posener Dominsel harrenden Aufgaben vorbereitet werden kann. Beunruhigend hat die Vakanz bisher nicht gewirkt, sie müßte denn den für das Seelenheil der polnischen Bevölkerung so besorgten Herren Bachem und Ledebour schlaflose Nächte bereitet haben. Preußen, bei dessen Krone die Entscheidung über die Besetzung dieses geistlichen Amts liegt, kann warten. Indessen soll nicht verkannt werden, daß wir am Ende der Lösung dieser Frage uns mehr genähert hätten, wäre die Möglichkeit gegeben, in Berlin unmittelbar mit einem päpstlichen Nuntius darüber zu verhandeln.

Damit stehen wir vor der vom „Echo de Paris" gebrachten Meldung, es sei die Errichtung einer Nuntiatur in Berlin geplant. Ganz unnötigerweise wird hierbei die Person der Deutschen Kaiserin in die Debatte gezerrt, als wenn sie dem Plane bisher Widerstand geleistet hätte. Dagegen wäre die in demselben Atem verkündete Abneigung des Fürstbischofs von Breslau und andrer deutscher kirchlicher Würdenträger eher begreiflich; sie würde sogar eine historische Unterlage besitzen. Wir haben in Deutschland seit 1785 nur eine Nuntiatur, nämlich die in München, gegen die Einführung weiterer Nuntiaturen, insbesondere für die völlige Aufhebung dieser Einrichtung, wo sie besteht, haben sich die deutschen Erzbischöfe ein Jahr später auf dem Emser Kongreß in einer Punktation ausgesprochen, und man kann diesen Standpunkt verstehen: ein päpstlicher Nuntius stellt ein direktes Bindeglied zwischen Rom und Berlin dar, und wenn er auch angeblich in erster Linie als Geschäftsleiter der Propaganda fidei gilt — im Falle Wahrmund, des Innsbrucker Professors, hat sich der Nuntius in Wien, wie erinnerlich sein wird, treulich als Hüter des alleinseligmachenden Glaubens auch in der kirchlichen Geschichtsschreibung betätigt —, so wird seine Hilfe doch zur Erledigung diplomatischer Missionen in Anspruch genommen. Nicht umsonst bezeichnete man einstmals den Legaten einer fremden Macht als den virum bonum peregre missum ad metiendum rei publicae causa (den guten, in die Fremde des Staatswohls halber zum Lügen gesandten Mann). Der Episkopat kann durch einen Nuntius in gewissen Fragen ausgeschaltet werden, und das wäre unbequem. Darum drückte sich die Zentrumspresse um diesen Punkt zunächst mit vorsichtigem Schweigen herum; ist er doch ein Faktor, den eine demokratisch-klerikal gerichtete Federzunft in Rechnung stellen

Digitized by Google

müßte. Nun wissen wir ja, wie wenig sich der politische Herr Kaplan, sobald es ihm nicht paßt einzuschwenken, um Weisungen seiner Oberen kümmert, und wir haben noch nicht vergessen, wie ein bayerischer Zentrumsführer die Bischöfe schlankweg als „Salber" dem Gelächter seiner Tuntenhausener Dreschflegelschwinger preisgab; aber in letzter Linie könnte sich die Zentrumspartei ebenso wenig in dauerndem Gegensatz zu einem Nuntius halten wie die Bischöfe selbst, und darum möchten die Herren den Schemen so schnell als möglich verschwinden sehen, und das um so schneller, als sie von Rom keinerlei Garantien für das Wohlverhalten des fremden Herrn fordern können.

Für die deutschen Protestanten wäre der Nuntius kein Schreckgespenst, falls der richtige Mann am Ruder steht. Bismarck, der kühl urteilende, weitschauende, hielt den römischen Stuhl für viel mäßiger gesinnt als das Zentrum, und in der Folgezeit hat sich dies verschiedentlich, z. B. in der Militärfrage beim Septennat, bewahrheitet, er hat sogar ausgesprochen, daß im Vergleich mit der katholischen Abteilung des Kultusministeriums eine päpstliche Nuntiatur eine Wohltat gewesen wäre, da man bei einem Nuntius wenigstens gewußt hätte, mit wem man es zu tun habe. Diese Worte fielen im Kulturkampf, aber sie sind nicht ab irato gesagt worden. Viel später, in der Reife des Greisenalters, hat der Fürst wiederholt, ein Nuntius werde die Interessen der katholischen Kirche, aber nicht die der Polen zu vertreten als seine Hauptaufgabe ansehen, und in seinen „Gedanken und Erinnerungen" erwähnt er die „mehr äußerliche und formelle Abneigung des Kaisers (Wilhelm I.) gegen einen Nuntius in Berlin".

Seitdem hat sich manches geändert: ein Bethmann Hollweg macht die deutsche Politik, und ihm wird jetzt nachgesagt, er wolle einen Nuntius nach Berlin verpflanzen. Nun trifft es sich merkwürdig, daß im Zusammenhang damit ein Teil der polnischen Frage, die Besetzung des Erzbistums Posen-Gnesen, auftaucht, wobei erwähnt werden muß, wie sich die Preußische Regierung zu ihrer vor einiger Zeit behandelten Willfährigkeit gegen die Wünsche der galizischen Schlachta äußert. In einem mitteldeutschen Blatt wird da ziemlich von oben herab als von einer „Fabel der Zukunft" geredet und bestritten, daß Graf Ährenthal sich in innerpreußische Verhältnisse, wie die Polenexpropriation, eingemischt habe. Formell mag das richtig sein. So grobe Arbeit liefern die „Holters" am Wiener Ballplatz nicht; aber ist ein Provinzblatt, muß gefragt werden, der Ort für ein bündiges Dementi? Die Nachricht war der Beachtung und einer authentischen Bestreitung wert, und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" pflegt sonst nicht zu schweigen. Die Respektfrist von vierzehn Tagen — das ist zum Atemholen der dem offiziösen Blatt gegönnte Zeitraum — ist längst verstrichen, und die Meldung läuft ungestört weiter, und wenn schließlich die Dementierspritze angerasselt kommt, liegt alles in Asche, und doch wäre es angebracht, wenn jetzt noch Klarheit über diesen fatalen Punkt verbreitet würde. Mißtrauische sehen in dieser fern von Berlin inszenierten Ableugnung eher eine Bestätigung und messen ihr denselben Glauben bei, wie irgend einem Korrespondenz-Unternehmen, das, um löblichen Eifer zu beweisen, die Nuntiaturfrage kurzerhand in Abrede stellt. Damit schafft man Gerüchte nicht aus der Welt, namentlich nicht solche, die Erinnerungen an die Bismarcksche Polenpolitik wieder aufleben lassen.

Freilich ist Herr v. Bethmann Hollweg nicht Bismarck, und es hieße ihm Unrecht tun, wollte man jenes Riesenmaß bei ihm anlegen; aber er kann sich auf seinen großen Vorgänger insofern berufen, als auch dieser zeitweilig nur unter konservativ-klerikaler Konstellation innere Politik machte, ohne sich freilich ihr dauernd zu verschreiben. Die Schaffung der von Bismarck hypothetisch herbeigewünschten Nuntiatur in Berlin wäre ein erstes leises Abrücken vom Zentrum, könnte wenigstens so gedeutet werden oder die Keime davon enthalten. „Zu Abmachungen irgend welcher Art lag kein Grund vor", wird offiziös mit Rücksicht auf den Kanzlerbesuch im Vatikan versichert, aber es wird als selbstverständlich zugegeben, daß den Mittelpunkt der Unterhaltungen mit den leitenden Persönlichkeiten der Kurie die Verhältnisse der katholischen Kirche in Deutschland gebildet hätten. Kommt nun über Paris die Nachricht, man habe auch die Errichtung einer Nuntiatur berührt, so kann dies mehr als eine bloße Kombination sein. Wir befinden uns in den Anfängen einer Zentrumsherrschaft, und die Regierung tut in der Wahlreform alles Mögliche, um den Bestand dieser Partei zu ätternieren auf Kosten der Mittelparteien, und die Klerikalen werden nicht anstehen, den Wechsel dafür rechtzeitig zur Einlösung zu präsentieren. Die „Kölnische Volkszeitung" frischt geflissentlich die Erinnerungen an den Kulturkampf auf, als Weckruf an die Wählerschaft, und als erste Forderung schiebt man die Posener Erzbischoffrage in den Vordergrund, als wenn das deutsche Volk weiter keine Schmerzen hätte. Die Möglichkeit liegt vor, daß ein Nuntius eine weitere Klerikalisierung unsrer Reichspolitik mit leiser Hand in die Wege zu leiten suchte, und das Zentrum würde mit einem nassen und einem heiteren Auge sich dem unerbetenen Fremdling fügen. Auf die konservative Masse dürfte er allerdings wie der schwarze Mann wirken, und so dürfte er als Helfer wider Willen auch liberalerseits willkommen geheißen werden. Was jedoch die Romreise des Kanzlers dem Repertorium Historicum künftiger ferner Tage an Stoff geliefert haben mag, soviel ist sicher: mehr Unheil als die „katholische Abteilung", als welche sich

Digitized by Google

der schwarzblaue Block aufgetan hat, kann durch einen engeren Anschluß an die Kurie nicht angerichtet werden.

Völkerpsychologisches aus unserem Reichsland.

Von Professor Dr. W. Rein (Jena).

Als Elsaß-Lothringen 1871 an das Reich kam, war es ein französisch gesinntes Land. Die Erinnerung an die Zeiten, da es zum heiligen römischen Reich deutscher Nation gehörte, war gänzlich ausgelöscht. Die Annexion mußte daher eine gewaltige innere Empörung wachrufen, die alles Deutsche mit vollem Abscheu von sich wies. Aber was war schließlich dagegen zu tun? Man fügte sich, weil man nicht anders konnte, in das Unvermeidliche und protestierte nur, wo Zeit und Gelegenheit sich bot. Aber die Zeit, die alle Wunden heilt, tröpfelte auch hier langsam Balsam in die Wunden. Auch starb ja das Geschlecht, das den Krieg und die Losreißung durchleben mußte, allmählich dahin, dem Schicksal alles Irdischen folgend. Im neuen Geschlecht, das aufkam, waren naturgemäß die Gefühle für Frankreich schwächer entwickelt, ohne sich für Deutschland zu entscheiden. Die Seele klammerte sich an das engere Heimatland, an den Stamm, an das kleinere Ganze, an den Dialekt. Wiederum ganz naturgemäß und vom deutschen Standpunkt betrachtet ein Fortschritt. Denn es zeigte das Wiedererwachen des germanischen Stammesbewußtseins an. Von hier aus konnte das allmähliche Einfühlen in die deutsche Kultur- und Geisteswelt erwartet werden. Und dieser weitere Schritt wurde gemacht, zuerst nur von Einzelnen, die sich damit den Haß derer zuzogen, die im Stillen noch nach Westen blickten oder unentschieden schwankten; dann von einer wachsenden Zahl, die sich in der „Elsaß-Lothringischen Vereinigung“ zusammenschloß und immer weiteren Zuzug erhält.

Die Zeit des Abwartens, des Zögerns, des Schweigens im Reichsland ist nun vorüber. Man beginnt aus der Halbheit sich zu lösen, mit den wahren, bisher geheim gehaltenen Gedanken und Wünschen herauszutreten und seine Meinung ohne Rücksicht auf nationale oder persönliche Empfindlichkeiten zu äußern.

Wiederum ein Fortschritt, der zur Gesundung führen muß, weil er die Seele von dem unerträglichen Zwiespalt befreit und die innere Einheit und Harmonie herstellt, die 1871 verloren gegangen war und nun auf einer neuen Grundlage wiedergewonnen werden muß, ja wiedergewonnen wird.

Diesem stammespsychologischen Prozeß im Reichsland nachzugehen, ist gewiß von großem Interesse. Es wird noch dadurch erhöht, daß auf dem gegenwärtigen Punkt der Entwicklung, wo das Schweigen gebrochen und die mannigfachen Gedankengänge der Elsasser Volksseele nicht nur im Landesausschuß, sondern auch in der Presse sich offener hervorwagen, als in den vergangenen Zeiten, sich dem Standpunkt, der einen rückhaltlosen Anschluß an die deutsche Kultur vertritt, ein andrer zur Seite stellt, der zwar auch deutsch-freundlich sich empfiehlt, aber zu einem ganz andren Ergebnis gelangt.

Der Gedankengang dieser zweiten Richtung ist folgender: Der Elsässer ist in der Lage, zwischen der französischen und der deutschen Kultur eine Brücke zu schlagen. Bewußt oder unbewußt verwirklicht er in sich eine Synthese beider Kulturen. Er hat von seinen Vätern Anlagen vom deutschen und hat von ihnen Züge vom französischen Geiste geerbt. Kraft des jahrhundertlangen Einwirkens beider Kulturen auf ihn und seines ihm angeborenen Verständnisses für beide, vermag er in beiden das Wesentliche zu erfassen und aus den getrennten Elementen beider etwas Neues, Eigenes und Höheres zu schaffen. In der eigenartigen Mischung germanischer und gallischer Wesenseigenschaften beruht der dem Elsässer eigentümliche Charakter und seine Stärke. Der Elsässer fühlt sich ebensowenig Franzose, wie er sich Deutscher fühlt. Durch die Bekennung zu deutscher Gesinnung und durch das Aufgehen in die deutsche Kultur, die er nicht schöpferisch miterschaffen und miterlebt hat, würde er Wesentliches nicht gewinnen, sondern nur unnütze Opfer bringen. Die Lebendigkeit und kunstvolle Klarheit französischer Lebensauffassung verbindet sich im Elsasser mit der Tiefe seines deutschen Gemüts. Diese Dualität ist keineswegs Charakterlosigkeit, sondern bedeutet vielmehr eine höhere Stufe des Menschentums, vor allem in dem, was die ästhetische, soziale, politische und allgemein menschliche Bildung angeht, was man kurz als Sinnenkultur bezeichnen kann.

Bildlich ausgedrückt könnte man sagen, daß die französische Kultur weiblicher Art sei: sie strebt nach Schönheit; die deutsche hingegen männlicher Art: sie strebt nach Wahrheit. Beide vereint aber dürften das Höchste sein, wonach ein Mensch begehren kann: der Schönheit Schleier aus der Hand der Wahrheit. Der Elsässer besitzt dieses Höchste. Denn seine Sinnenkultur trägt mehr einen französischen, seine geistige Kultur mehr einen deutschen Charakter. Beides ist in ihm zu einem Ganzen verwachsen, und das ist es, was seine Eigenart ausmacht. Es bleibt die Aufgabe des Elsässers, diese Eigenart, die ihn in gewissem Sinne über beide Nationen erhebt, zu bewahren und ohne politische Vorurteile und nationalen Haß auch künftighin das Gute zu nehmen, gleich,

Digitized by Google

woher es komme, aus Frankreich oder aus Deutschland. Den Elsässern, die am Kreuzungspunkt der Wege zweier großen Kulturnationen stehen, fällt in besonderem Maße die Aufgabe zu, beide Nationen auf dieses gemeinschaftliche Ziel hinzuweisen und die beiderseitigen Kulturkräfte vereint dem höheren Zwecke zuzuführen. Von dieser Höhe aus gesehen, erscheint der Mangel an Patriotismus, den man so oft dem Elsässer vorgeworfen hat, nicht mehr als ein Uebel. Er hat sein gewöhnliches Vaterland verloren, um ein größeres, die Menschheit, zu finden. Das Reichsland soll ein blühender Kulturgipfel werden, ein Wegweiser für hüben und drüben nach höheren Zielen, ein Ort, wo sich der germanische und der lateinische Genius zur Lösung gemeinsamer Aufgaben der Menschheit vorurteilslos begegnen und verbrüdern sollen. In diesem Ideal sucht der Elsässer die Lösung. Deshalb wird ein einseitiger Anschluß an Frankreich, aber ebenso auch an Deutschland verworfen. Beiden soll der Elsässer gleichmäßig angehören.

Es ist ein hoher Flug, der in diesen Gedankengängen unternommen wird. Man findet sie in dem Aufsatz des Herrn Legrand in Nr. 5 des „Hochland“. Aber dieser Flug erscheint zu hoch. Das Ideal einer vom Elsaß zu verwirklichenden Menschheitskultur, die aus zwei Quellen gleichmäßig gespeist wird, ist eine Aufgabe, die nur von wenigen Sterblichen geleistet werden kann. Vielleicht wird man den Vorwurf erheben, daß der Elsässer besser beurteilen könne, was seinem Stamme dienlich sei, als der Altdeutsche, der von fernher die Verhältnisse des Reichslands zu beurteilen unternimmt. Dieser Einwand ist nicht unberechtigt, aber trotzdem kann von den allgemeinen Grundlagen des Völkerlebens aus obige Skepsis für wohl begründet gehalten werden.

Solange die Menschheit in Völker mit verschiedenen Sprachen geschieden ist, solange wird es auch Kulturzentren geben, die nicht menschheitlich, sondern in erster Linie national bedingt sind. Aus ihnen werden immer einzelne, besonders sprachlich Begabte aufsteigen, die sich zu einer gewissen Menschheitskultur erheben, indem sie eine Synthese des Besten vornehmen, was fremde Völker ihnen zu bieten haben. Unter den Deutschen, die von Haus aus einen starken kosmopolitischen Zug besitzen, sind solche Erscheinungen bekanntlich weit häufiger als anderswo. Aber die große Masse des Volkes wird fort und fort in der nationalen Kultur ihre festen Wurzeln behalten, schon deshalb, weil sie an die Muttersprache, ja vielfach an den Dialekt gebunden ist. Dies gilt auch für die Bewohner des Elsaß und Deutsch-Lothringens. Die Sprache weist sie allein nach Osten! Mit einer über der französischen und deutschen Bildung schwebenden Menschheitskultur kann die große Masse nichts anfangen. Dieses Ziel besitzt nur für einzelne aus einer sehr dünnen Oberschicht Geltung. Und auch hier dürfte der Zweifel berechtigt sein, ob diese kleine Zahl für die Menschheitskultur irgend etwas Großes und Bleibendes zu leisten imstande wäre.

Jedenfalls ist aus der Geschichte der Menschheit die Wahrheit zu entnehmen, daß Kultur und Sprache aufs innigste verflochten sind, ja daß in der Sprache das Innerste des Volkswesens sich offenbart. Wer den Wesenheiten des französischen und des deutschen Volkes nachgeht, wird sich darum genötigt sehen, auch dem Charakter der beiden Sprachen nachzuforschen. Welche soll nun aber auf Grund des Menschheitsideals für das Reichsland maßgebend sein? Soll, um die Gleichheit der beiden Quellkulturen, aus denen das Grenzland schöpft, herzustellen, etwa abwechselnd französisch und deutsch im Volke gesprochen werden? Dies scheint dem Ideal zu entsprechen; aber doch wiederum nur für einzelne, die dafür besonders begabt sind und in der gleichmäßigen Anwendung von zwei Sprachen ihre Seele nicht verlieren. Wer die Dinge nüchtern betrachtet, wird sagen müssen: für die Masse des Volkes ist dieses Ideal unbrauchbar. Da nun im Reichsland 95 % der Bevölkerung als Muttersprache die deutsche besitzen, so wird der Gebrauch des Deutschen von selbst in erster Linie stehen. Wenn aber dies geschieht, wird auch die Verbindung mit deutschem Geist und deutscher Kultur gewährleistet. Ja die stetige Anwendung der Sprache ist ja schon ein gut Stück davon. Auf Grund dieser Erwägung können wir deshalb zu keinem andern Schluß kommen: Das Elsaß kann sich nur wieder selbst finden, wenn es rückhaltlos bis in die führenden Schichten hinein den unbedingten Anschluß an die Kultur sucht, auf die die Sprache hinweist, das unvergängliche Erbe der Väter.*) Es darf dem Elsaß nicht darum zu tun sein, in die Weite und auf die höchste Höhe zu gehen, sondern in sich zu gehen, um vor allem sich selbst zu erfassen. Es ist der einzig richtige Weg, erst zu einer fruchtbaren Mitwirkung am geistigen Leben Deutschlands zu gelangen und von hier aus dann zu einer Beteiligung am fremden.

Auf dieser Linie sehen wir nun auch bereits eine große Anzahl Elsässer vorwärtsschreiten, die sich offen und rückhaltlos zum Deutschtum bekennen: Zorn v. Bulach, der Staatssekretär; G. Wolf, der Abgeordnete; Fr. Lienhard, der Dichter; die Elsaß-Lothringische Vereinigung; eine Reihe von Geistlichen, ferner die große Masse der els.-lothr. Volksschullehrer, die

*) „Die deutsche Sprache, die alles ausdrückt, das Tiefste und das Flüchtigste, den Geist, die Seele, die voll Sinn ist: unsere Sprache wird die Welt beherrschen.“ Schiller.

„Deutsche geliebte Landsleute, welches Reichs, welches Glaubens Ihr seiet, tretet ein in die Euch allen aufgetanen Hallen Euerer angestammten uralten Sprache, lernet und heiliget sie und haltet an ihr, Euere Volkskraft und Dauer hängt ihn ihr.“ Jakob Grimm.

Digitized by Google

im Dezember ihren pädagogischen und nationalen Anschluß an den deutschen Lehrerverein vollzogen haben und viele andre, die hinter ihnen stehen, und mit ihnen gehen.

Der Prozeß der Einfühlung in deutsche Kultur hat einen starken, aussichtsreichen Anfang genommen bei den deutsch redenden Bewohnern des Reichslandes. Schwieriger liegt das Problem bei denen, die mit starken innern und äußern Banden an Frankreich gebunden sind, aber doch im Elsaß bleiben und leben wollen. Sie sind daher auf den oben beschriebenen Ausweg gekommen, ein neues Ideal sich vor die Seele zu stellen: weder Franzose noch Deutscher zu sein, sondern über beiden Nationen hinweg einen höheren Standpunkt einzunehmen, der in objektiver Weise ihre Vorzüge in sich zu vereinen gewillt ist. Lassen wir für diese Schicht des Reichslands diesen Ausweg gelten, der für sie die einzige Möglichkeit bedeutet, mit der Tatsache der politischen Zugehörigkeit zum Deutschen Reich sich abzufinden. Nur dagegen muß Einspruch erhoben werden, daß dieses Individual-Ideal zu einem allgemein gültigen erhoben werden soll, dem die Masse des Volks im Reichsland nachzustreben habe. Daraus würde nur eine grenzenlose Verflachung und Verwirrung in der Entwicklung des alemannischen Stammes hervorgehen. Auch sollten die Vertreter des oben gezeichneten aristokratischen Bildungsideals daran denken, daß sie damit ihren Stamm in zwei Teile zerreißen, die einander nicht verstehen können, die fremd nebeneinander hergehen. In ihrem Interesse und dem ihres Volks sollten sie die traurigen Folgen eines Bestrebens sich vor Augen stellen, das, auf einen kräftigen, breiten Wurzelboden verzichtend, in die Wolken hineinbaut. Auch daran sollten sie denken, daß ihr Glaubensbekenntnis geeignet ist, die Hoffnungen der Franzosen immer wieder aufzuregen, da diese in der Abweisung des Deutschen eine Hinneigung zu ihnen erblicken müssen.

Antipathien und Sympathien spielen im Leben der Völker und des Einzelnen eine große Rolle; aber doch keine unüberwindliche. Starke und richtige Gedanken können ihrer Herr werden. Und so brauchen wir die Hoffnung nicht aufzugeben, daß auch die dünne französisch gerichtete Oberschicht des Elsasses mit der Zeit eine entschiedene Wendung vom Westen noch dem Osten nehmen wird, im Interesse einer ruhigen Entwicklung im Reichsland so gut wie im Interesse des Weltfriedens.

Friedrich Naumann.

Von Erich Schlaikjer (Groß-Flottbek.)

Friedrich Naumann gehört zu den wenigen politischen Publizisten großen Stils, die Deutschland überhaupt besitzt. Deutschland ist leider immer noch etwas von einer politischen Kinderstube, die von den Autoritäten mit väterlicher Strenge überwacht und behütet wird. Wer den Blick über das wogende moderne Leben schweifen läßt, wer die machtvollen Organisationen überlegt, die entstanden sind, wird nicht leugnen wollen, daß auch in Deutschland vieles besser geworden ist. Das stürmische Meer des modernen Lebens flutet und brandet auch durch das alte deutsche Land. Der staatliche Apparat aber ist sozusagen vormärzlich geblieben; er ragt wie etwas Starres und Lebloses in die Neuzeit hinein. Talente, die in andern Ländern an der Macht teilnehmen würden, wenn sie nicht überhaupt die Macht in sich vereinigten, müssen sich bei uns auf eine oft genug hoffnungslose Kritik in Presse und Parlament beschränken. Das aber lastet wie ein Druck auf den Geistern und auf dem öffentlichen Leben. Es entsteht der frische Zug nach aufwärts nicht, der die Talente hervorbringt. Es entsteht den alten Formen gegenüber eine radikale Negation, die an sich verständlich ist, die aber der Macht gegenüber eine grundsätzliche Askese übt, die schließlich doch das ganze Übel verewigen hilft. Es entsteht wohl ein politischer Kampf, aber er ist unsichtbar von etwas Hoffnungslosem überschattet. Es entstehen politische Kämpfer, die sehr weit in die Zukunft blicken müssen, um dort das gelobte Land schimmern zu sehen, ohne das kein Moses durch die Wüste wandert. Es entstehen Kämpfer, die insofern einen harten Kampf führen, als sie persönlich damit rechnen müssen, am Weg zu sterben. Und darum wird das politische Dunkel in Deutschland immer nur von wenigen Sternen erhellt. Die nicht fallen und sterben mögen, schließen ihr Kompromiß mit der nun einmal vorhandenen Macht.

Naumann kommt vom Christentum, dem er mit der leidenschaftlichen Hingabe seiner Natur diente. Es ist etwas Eigenartiges um die christliche Religion. Sie kann im Sinne der Welt noch so vornehm werden, sie kann bei Hofe verkehren und der Talar des Priesters kann sich freundschaftlich in das Gewühl der glänzenden Uniformen mischen — immer wieder grollt aus der Tiefe des Christentums etwas herauf, das die glänzende Gesellschaft dort oben mißtrauisch macht. Es scheint dort unten etwas zu sein, das nicht sterben kann, etwas, das sich auch durch Königlich preußische Superintendenten und durch alle Ehren der Welt nicht umbringen läßt, etwas, das man weder kreuzigen noch mit seidenen Ordensbändern fesseln kann. Wer das Christentum in sein Herz

Digitized by Google

aufgenommen hat, geht in die Hütten der Armut hinein, und aus den Hütten der Armen kommt man nicht immer mit neu gefestigten konservativen Grundsätzen heraus. Die Armut hat ihre besonderen Gedanken, und es kann geschehen, daß ein Priester solange mit der Armut verkehrt, daß die Armut aus ihm zu reden beginnt. Geschieht das aber, wird das gute Einvernehmen leicht gestört, in dem sich sonst das Christentum mit der staatlichen Macht befindet.

Ich war ein blutjunger Schriftsteller in Berlin, als die ersten Artikel von Naumann zu uns kamen. Wir waren arme Teufel, die einen leeren Magen und ein Herz voller Hoffnung hatten. Die Magenleere ist nicht unbedingt ein angenehmes Gefühl, aber sie befähigt wunderbar zur Aufnahme sozialer Gedanken und Reden. Die Geheimräte wissen gar nicht, wie sehr ihre Intelligenz in diesem Punkt unter dem letzten Mittagessen leidet. Wir horchten damals sofort auf, als die neuen Klänge an unser Ohr schlugen. Sie kamen vereinzelt und zusammenhangslos, wie der Zeitungswind sie gerade herüberwehte. An christlich-soziale Klänge waren wir gewöhnt. Das Auftreten Stöckers lag noch nicht weit zurück, und im Stöckerschen „Volk" schrieb damals v. Gerlach schneidende Artikel, in denen auch mehr von der proletarischen Rebellion des Christentums steckte, als sich mit wohlgenährten und gesättigten Anschauungen vertrug. Was der Wind aber nun herüberwehte, war doch etwas andres. Und wir waren junge Künstler, die die Sehnsucht nach dem Bild in sich trugen. Wir suchten in eine Gestalt zusammenzufassen, was vereinzelt und zusammenhangslos an unsre Ohren drang. Wir dachten an einen stillen, blassen Denker, dem in der Studierstube die Welt fragwürdig geworden war. Und wir dachten an einen asketischen Mönch, der im Namen des Kreuzes die alte, finstere Rebellion gegen den Reichtum predigte. Wir dachten besonders an den letzteren, weil uns der künstlerisch am besten gefiel. Wir hatten lange so etwas vermißt und so konnte die Weltgeschichte doch billig ein Einsehen haben und endlich eine wirkungsvolle Gestalt auf die Bühne senden! Denn die Welt war uns ein Schauspiel, ohne daß wir es wußten, und den besten unter uns ist sie in einem andern und höheren Sinn bis auf diesen Tag ein Schauspiel geblieben, freilich ein tragisches, an dem man nicht so recht zur Lust des Schauens kommt, weil man immer wieder zum Akteur gepreßt wird.

Es stimmte nun freilich nicht mit dem harten Asketen, der die finstere Rebellion gegen den Reichtum predigte. Naumann ist inzwischen Dr. theol. honoris causa und Mitglied des Reichstags geworden, und beides pflegt im allgemeinen asketischen Mönchen nicht zu begegnen. Es war an dem Bild aber soviel richtig, daß Naumann ohne die Triebfeder des Christentums nicht zu denken ist. In seiner Weltanschauung ist unverlierbar etwas vom Kreuz. Der Priester hat Teil an ihm, aber er beherrscht ihn nicht.

Naumann ist natürlich nicht an dem journalistischen Schwedentrunk vorbeigekommen, der jedem kredenzt wird, der mit einiger Entschiedenheit in das öffentliche Leben eingreift. Die Herabsetzung in all ihren feinen und gröberen Formen ist eine notwendige Folge jedes Talents, also auch des seinigen. Man kann die Welt überhaupt nicht tiefer verletzen, als indem man irgend ein Talent hat, dem man aufrichtig dient. Die Welt besteht im allgemeinen aus Menschen, die kein Talent haben und denen die aufrichtige Unterwerfung unter eine Idee so fremd ist wie einem arabischen Sklavenhändler die Philosophie Schopenhauers. Wo ihnen diese beiden Dinge begegnen, empfinden sie sie darum als einen Affront, als eine indirekte Herabsetzung ihres eigenen Werts, als eine Schmälerung ihres Anteils an der irdischen Geltung, und ihr inferiorer Instinkt betrügt sie in diesem Punkt wenigstens nicht ganz. Wer sah nicht die helle Freude in den Mienen leuchten, als sie der Welt verkündeten, Naumann habe im Reichstag „versagt", in den Kommissionen sei er geradezu „eine Null" usw. Es schien ihnen förmlich ein Stein vom Herzen zu fallen, daß es wieder einmal nichts gewesen war, und daß sie in dem allgemeinen Nichts noch immer als rechte Kerle gelten konnten. Den glücklichsten unter ihnen gelangen sogar einige echte Töne der gönnerhaften Überlegenheit. Es sei eben nichts mit den sogenannten Talenten; du lieber Gott, Talente habe man heutzutage genug, ein rechtschaffenes Kommissionsmitglied müsse kein Talent, sondern Sitzfleisch haben usw. usw. Wer der Sache vom Parkett aus zusah, genoß den Anblick einer Komödie, in der die Darsteller zum Schreien komisch waren.

Es ist Naumanns gutes Recht, daß auch er von diesen Dingen nicht verschont worden ist; es ist die solideste Garantie seines Talents, die die Welt überhaupt zu vergeben hat. Und er darf sich um so weniger darüber beklagen, als er nicht nur durch sein bloßes Vorhandensein, sondern darüber hinaus durch den politischen Kampf vielfältige Interessen verletzt. Es gibt überdies einen Punkt, in dem er zur Genugtuung Grund hätte, sofern man diesen Dingen denn überhaupt einen Wert beilegen will. Es ist im politischen (und gelegentlich auch im künstlerischen) Kampf eine ganz normale Erscheinung, daß nicht nur das Talent, sondern auch der Charakter heruntergerissen wird. Und hier ist es Naumann im Grunde besser ergangen als den meisten andern, mit denen man ihn vergleichen darf. So sehr er auch die Künste der hämischen Herabsetzung an sich erfahren haben mag, so wenig hat man im allgemeinen gewagt, die Reinheit seines Wollens anzuzweifeln. Es ist das in einer unanständigen Welt eine so seltene Erscheinung, daß man ruhig ein kurzes Nachdenken

Digitized by Google

an den Grund verwenden darf. Mir will scheinen, daß die Sache aus Naumanns priesterlicher Zeit herüberkommt. Die kirchliche Tradition steckt auch den „Aufgeklärten" sehr tief im Blut. An den jungen Geistlichen, der damals in die Opposition überging, konnte sich die Verleumdung nicht ganz so leicht heranwagen, und da Naumann auch als Politiker immer den Rock des Priesters unsichtbar getragen hat, ist er vor Dingen bewahrt geblieben, vor denen ihn seine reine Persönlichkeit allein nicht hätte zu schützen vermögen.

Wir jungen Leute gingen in unsern Kaffeehausgesprächen damals sehr in die Irre, als wir Naumann für einen Asketen hielten. Er ist es so wenig, daß in sein Wesen vielmehr ein starker künstlerischer Einschlag eingewoben ist. Der Künstler aber ist der polare Gegensatz des Asketen. Es scheint fast, daß ein künstlerischer Einschlag zum Wesen jedes starken politischen Publizisten gehört, gleichviel, von welchem Parteistandpunkt aus er immer reden mag. Treitschke hatte ihn bekanntlich in hohem Maße und der Sozialdemokrat Franz Mehring schreibt in seinen besten Arbeiten eine Prosa, der in Deutschland an hinreißender Kraft und Plastik so leicht nichts an die Seite zu stellen ist. Naumann hat im besonderen in neuerer Zeit allerlei Unfreundliches über das künstlerische Blut hören müssen, das in seinen Adern fließt. Er darf es zunächst insofern leicht nehmen, als die persönliche Macht seines Stils ihm den politischen Einfluß in erster Linie geschaffen hat. Es kann aber auch ganz allgemein gesagt werden, daß etwas künstlerischer Glanz geradezu wesenhaft zum politischen Talent gehört. Ein Politiker oder Staatsmann, dem die Musen völlig ihre Gunst versagt haben, ist ein Rechenknecht, der im Innern jeder Art von Kleingeisterei verwandt ist. Daß Bezeichnungen wie „Dichter" oder „Künstler" oder „Ästhetiker" bei uns immer noch als ein hämischer Vorwurf empfunden werden, ist ein Zeichen unsrer politischen Unfreiheit. Mir war Bülow allein schon durch seine künstlerische Kultur sympathisch, wie ich in dieser Kultur auch eine Garantie seines vornehmen Wesens und seines staatsmännischen Talents erblicke, mögen die Parteien augenblicklich auch über ihn urteilen, wie sie nur immer wollen. Im deutschen Volk steckt glücklicherweise ein ausgezeichneter Fond an künstlerischer Kultur; die politische Leitung aber liegt nicht in den Händen des deutschen Volks, sondern in den Händen einer sehr engen Kaste von Bureaukraten. Die parlamentarischen Individualitäten haben aus den Gründen, die ich in der Einleitung entwickelte, auch kein leichtes Spiel, und so entsteht freilich eine Schreibstubenluft und eine Armseligkeit drückender Fraktionszimmer, in der ein „Dichter" fremdartig wirkt — fremdartig aber doch nur, weil die Umgebung gar so armselig ausgefallen ist. Man braucht nur an die nationale Führerrolle der großen norwegischen Dichter, man braucht nur an Schillers politische Riesenkraft in „Kabale und Liebe," an Heine, Herwegh, Freiliggrath, Zola usw. zu denken, um klar zu erkennen, daß hinter dem ganzen Gerede nichts als die Scheelsucht des hämischen Philisters liegt. Der künstlerische Einschlag ruiniert so leicht keinen Parteiführer, im besondern in Preußen-Deutschland ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; die radikale Abwesenheit des künstlerischen Talents aber ist das sichere Zeichen des politischen Unteroffiziers. —

In Naumann beschränkt sich der künstlerische Einschlag nun freilich nicht auf das Geschenk eines schriftstellerischen Stils, in dem persönliche Macht steckt. In der ganzen Mischung seines Wesens ist etwas, das man als künstlerisch bezeichnen kann, wiewohl man mit solchen Klassifizierungen vorsichtig umgehen muß. Ich kann indessen das Wort hier brauchen, da ich mich eben anschicke, seinen Inhalt näher zu erläutern. Wenn man die Geister in analytische und synthetische teilt, muß man Naumann unter die letzteren rechnen. Der Analytiker sieht bestimmter, schärfer, zuverlässiger, er trennt unerbittlich, was nun einmal zu trennen ist, unterliegt aber der Gefahr, im kritischen Detail zu ertrinken. Der Synthetiker betont das Gemeinsame, beflügelt die Hoffnung, entwirft Zukunftsbilder und unterliegt der Gefahr, sich im Wesenlosen zu verlieren. Im Analytiker ist die Schärfe des Verstandes, im Synthetiker der helläugige Glaube, die Fröhlichkeit des Schaffenden, der Optimismus des Künstlers inbezug auf sein Werk. Ich betone „inbezug auf sein Werk" und meine also den Optimismus, der vom Rausch der Inspiration unzertrennlich ist; im übrigen möchte ich der Welt und dem Leben gegenüber weder Naumann noch irgend einen andren auf einen philosophischen Optimismus festlegen. Der Drang zum positiven Schaffen, der Trieb zur großen Organisation, die Lust an fernen Zukunftsmöglichkeiten, der Rausch der weiten Perspektive — das alles ist in Naumann sehr stark entwickelt und stellt ihn dem Künstler näher als dem Kritiker. Den Kern der politischen Arbeit Naumanns erblicken wir in seinen gedankenreichen Ausführungen über das Verhältnis des Sozialismus zur nationalen Idee. Es ist zwar eine Tatsache, daß der praktische Versuch, einen nationalen Sozialismus in die Wege zu leiten, zunächst mißlungen ist, es ist aber ebenso gewiß, daß die Naumannschen Gedanken in der politischen Welt reformierend und revolutionierend gewirkt haben. In der sozialdemokratischen Partei ist das Verhältnis des Sozialismus zur nationalen Idee eins der Probleme, die nicht zur Ruhe kommen wollen; die divergierenden Neigungen inbezug auf die Kolonialpolitik, die sich, wie bekannt, in der Partei geltend machen, sind nur eine aktuelle Spezialisierung des eben genannten allgemeinen Problems. Der revisionistische Flügel dürfte mehr heimliche Naumannianer bergen, als augenblicklich

Digitized by Google

aus Gründen der Parteidisziplin sichtbar werden kann. Die Freiheit im Innern und die Machtpolitik nach außen waren früher in ihren intimen Beziehungen untereinander viel zu wenig erkannt und viel zu niedrig eingeschätzt. Naumann hat diese Beziehungen aufgedeckt und hat Verbindungslinien hergestellt, die im Laufe der Zeit immer deutlicher aus dem parteipolitischen Wirrwarr hervorleuchten werden. Es kann nicht unsre Absicht sein, an dieser Stelle die politischen Gedankengänge Naumanns im einzelnen verfolgen zu wollen, wir wollen indessen versuchen, die Art der Naumannschen Gedankenarbeit an einer seiner bekanntesten politischen Parolen aufzudecken. Wir bemerken dabei, daß wir mit diesen Zeilen keine eigene Politik treiben, sondern nur die Politik eines andern darstellen wollen. Es ist bekannt, daß Naumann an eine zukünftige deutsche Linke glaubt, die von Bassermann bis Bebel reicht und in der antifeudalen Opposition einheitlich sein soll. In dieser Linken würden also Nationalliberale, Freisinnige und Sozialdemokraten enthalten sein, oder wenn man die wirtschaftlichen Mächte einsetzt, die hinter diesen parlamentarischen Benennungen stehen: Industriekapital, Handelskapital, Kleinbürgertum und Industriearbeiter. Man braucht diese Gruppen nur einmal zu überblicken, um zu erkennen, daß Naumann an eine Vereinigung von Interessen glaubt, die wie Feuer und Wasser geschieden sind. Das industrielle Kapital sieht in dem industriellen Arbeiter den Todfeind und das Kleinbürgertum wird einerseits von der Industrie und andrerseits durch Gesellenlohn und Konsumvereine vom Proletariat her in der empfindlichsten Weise bedroht. Diese Mächte also, die sich am liebsten gegenseitig bis zum letzten Schwanzende auffressen möchten, sollen einmal in einer einheitlichen deutschen Linken vereinigt sein? Der analytische Kopf, der die vorhandenen scharfen Gegensätze mit brennender Schärfe sieht, wird sich an die Gewalt dieser Gegensätze verlieren und niemals zu der Hoffnung einer einheitlichen Linken gelangen; die Gegensätze schlingen ihn einfach hinab. Trotzdem aber hat Naumanns Zukunftshoffnung einen sehr realen Hintergrund. Wenn einmal das Industriekapital einsieht, daß keine feudale Militärmacht der Erde es von der historischen Arbeiterbewegung befreien kann, wenn einmal das Kleinbürgertum zu der Erkenntnis kommt, daß es auf der Rechten zwar gute Worte und gute Absichten, nicht aber die Macht findet, untergegangene Formen neu zu beleben, wenn es einsehen lernt, daß auch die Rechte Industrie und Arbeiterbewegung nicht aus der Welt schaffen kann — dann haben allerdings alle diese Mächte einen gemeinsamen Feind, der rechts steht und Feudalismus heißt, und dann ist die Linke von Bassermann bis Bebel als geschlossene Reihe entstanden. Der Posten, der in dieser Rechnung ein Posten der Hoffnung und des Glaubens ist, findet sich in den mit „wenn“ eingeleiteten Sätzen. Hier wird historische Einsicht vorausgesetzt, historische Einsicht aber eignet mehr dem Einzelnen als ganzen Klassen. Das Klasseninteresse macht kurzsichtig, beschränkt, banausisch. Der Einzelne kann einen noblen Standpunkt einnehmen; ganze Klassen verraten fast immer das wirkliche Interesse von morgen an das Interesse von heute, das ihnen zum Stolpern nahe liegt. Wenn man an die Einsicht glauben will, muß man zuvor an eine drückende Not glauben, denn in der Geschichte wird die Einsicht immer in der Stunde der Not geboren. Wenn es geschehen sollte, daß der wirtschaftliche und politische Druck von rechts so stark wird, daß er alle andern Stimmen zum Schweigen bringt, dann kann Naumanns Glaube zu greifbarer Wirklichkeit werden. Daß er bei dem augenblicklichen Stand der Dinge noch sehr leicht durch hämische Glossen bloßgestellt werden kann, ist richtig, ist aber zugleich ein Metier, das man ruhig den kleinen politischen Reportern überlassen kann. Der bis zur Genialität skeptische und kritische Marx meint, daß die bürgerliche Opposition sich in Deutschland nie werde entwickeln können, weil sie von Anfang an die proletarische im Rücken habe; Naumann meint, daß Bürgertum und Proletariat sich unter einem höheren Gesichtspunkt müssen vereinigen lassen. Nur ein Charlatan könnte mit wissenschaftlicher Bestimmtheit sagen wollen, wer von den beiden in diesem Punkt Recht behalten wird. Daß aber Naumann an die einheitliche Linke glaubt, ist für seine ganze geistige Art charakteristisch. Er muß ausruhen können in dem Glauben an die großen kommenden Organisationen, er kann ohne den Rausch der kühnen Perspektive nicht leben. Und wie die historische Entwicklung nun immer entscheiden möge, so darf er für sich in Anspruch nehmen, daß ohne diesen Rausch nie etwas Großes geschaffen worden ist.

Astronomische Ketzereien.

Eine Erwiderung von **Franz Rusch** (Goldap).

Nummer 6 der Gegenwart vom 5. Februar 1910 enthält einen bösen, bösen Artikel von Johannes Schlaf, einen kühnen Angriff gegen die festgegründete Wissenschaft der Astronomie, der auf Grund einiger neuer Resultate Hales verschiedene dicke Fragezeichen setzt hinter Ergebnisse dieser Wissenschaft. — Da die Ausführungen geeignet sind, Unklarheit zu stiften, müssen wir sie einmal scharf unter die Lupe nehmen.

Es handelt sich wieder um die leidigen Marskanäle und die Menschen, die sie bekanntlich erbaut haben sollen. Zunächst werde ein für allemal festgestellt, daß keiner der modernen Astronomen

Digitized by Google

die Existenz der Marsbewohner auf Grund der Kanäle etwa behauptet hat. Die Kanäle selbst sind ja noch eine heftig umstrittene Frage! Wir wollen hier nicht die vielerlei Nuancen wiedergeben, in denen die Meinungen der Gelehrten über diese schwierigen Gebilde schillern; sie werden ja zum Teil für reell, zum Teil für optische Täuschung, zum Teil für beides halb und halb gehalten! Festgestellt muß aber werden, daß diese strittige Frage durch die Photographie nicht zu lösen ist! Wer jemals Marsphotogramme gesehen hat, weiß, wie wenig man auf ihnen sieht! Die Beobachtung mit dem Auge ist der Photographie weit überlegen. Gerade die Beobachtung durchs Okular hat aber in einer schönen Arbeit, ausgeführt auf der großen Pariser Sternwarte in Meudon, Licht in das Dunkel der Marskanäle geworfen. Die Existenz der Marskanäle wurde dort unzweifelhaft festgestellt, aber in Augenblicken bester Luftbeschaffenheit zeigten sich die Kanäle nicht als gerade Linien, sondern unterbrochen, zusammengesetzt aus einer Unzahl kleiner Flecken; diese kleinen Flecken erscheinen in Augenblicken der Luftunruhe als gerade Kanäle! — Der Beobachter nennt die Oberfläche des Mars ähnlich der des Mondes.

Aber nun die eigentlichen Untersuchungen, das „Neue" in den „Astronomischen Ketzereien"!

Gewiß ist eine substantielle Dichte von etwa 5 für Lebewesen, wie wir es sind, Bedingung. Aber, aber, wie weit geht der Verfasser! Schließlich wird die Marsdichte als falsch angenommen. Leider sind aber gerade die Massenbestimmungen und was damit zusammenhängt so sichere! Also daran ist nicht zu rütteln, die Dichte des Mars *ist* so groß wie die Astronomie sie angibt; der Mars ist auch ein fester Körper, Menschen könnten auf ihm wohnen, denn er hat eine Atmosphäre nach Lowell, in der Sauerstoff und Wasserdampf vorkommen. Aber keinem Astronomen wird es einfallen, etwa an eine Entscheidung dieser Frage zu denken; nicht einmal das Problem ist bisher ernstlich aufgestellt. Mit Recht weist ein vortrefflicher Denker, Scheiner in Potsdam, solche „spekulative Astronomie" aus dem Reich der Wissenschaft.

Doch kürzer fassen: die Irrtümer hageln ja nur so herunter in den „Astronomischen Ketzereien". Die Sonne beut Lebewesen keinen Raum! Gut, stimmt! 5000—6000 ° sind wirklich ein bißchen zu viel. Die Dichte des Merkur ist natürlich genau bekannt. Sie ist in der Tat der der Erde ähnlich. Es fällt dem Merkur gar nicht ein, wie der Verfasser denkt, womöglich „feurig-flüssig" zu sein. Das war vor wenigen Jahren ja beim Vorübergang des Merkur vor der Sonne sichtbar! Das folgt daraus, daß er Phase wie der Mond zeigt. Und weiter! Die „ringförmigen Abschleuderungen" der Theorie sind längst überholt. Trotzdem dürfte der Verfasser mit seiner Vermutung recht haben, daß Merkur nicht von hochentwickelten Lebewesen bewohnt ist.

Von der Venus behauptet der Verfasser, daß wir die Vorgänge auf ihrer Oberfläche besser kennten als die auf Merkur! Stimmt leider nur sehr wenig. Jeder Astronom weiß, wie schwer die Venus zu fassen ist. Richtig ist, daß die Gebilde ihrer Oberfläche stark veränderlich sind, es gibt aber keinen Astronomen, der da glaubte, das sei der Kern der Venus. In jeder populären Astronomie steht zu lesen, daß das die Wolkenhülle der Venus ist, was schon aus ihrem riesigen Glanz, ihrer hohen Albedo folgt.

Aus den photographischen Aufnahmen soll folgen, daß der Mars keine Berge besitzt: um die ganze Tiefe der Unmöglichkeit einzusehen, die diesem Schluß anhaftet, braucht man nur daran zu denken, daß die Photographien nach Millimetern im Durchmesser messen; wie groß müßten Berge sein, die darauf zu sehen sein sollten. Falsch ist natürlich, daß der Mars gasig, falsch, daß seine Bewohnbarkeit *ausgeschlossen* ist, im Gegenteil! Aber man höre auf, die Marskanäle als Beweis oder Gegenbeweis zu benutzen. —

Nun Schluß, es mußte sein! Das Ansehen der „Gegenwart" verlangt, daß wir solchen Eingriff zurückwiesen. Nicht wahr, es war böse, sehr böse; es ist gar nicht so leicht, an einem Gebäude, das in Jahrhunderten von Männern, die auch denken konnten, gefügt wurde, zu rütteln. Warum auch seine Hände, die doch sonst an feinem Gewebe arbeiten, an einen so harten, felsenfesten Bau legen. Aber nichts für ungut.

Vom Gesetz in der Kunst.

Von Dr. **Erich Everth** (Berlin).

Wenn Laien von Kunstgesetzen reden, so haben sie leicht juristische Vorstellungen von Vorschriften, die irgend jemand ohne Prüfung seiner Berechtigung *gäbe* und die befolgt werden *sollten*. Wenn Künstler das Wort brauchen, z. B. Hebbel, so bedeutet es *tatsächliche* Ablaufsregelmäßigkeiten von Vorgängen im Künstler wie im Aufnehmenden, die sich in den verschiedensten Konstellationen und vor den allerverschiedensten Werken gleich bleiben können, weil sie eben wie alle wahren Gesetze, z. B. die der Mechanik, ganz *elementare* Vorgänge verbinden. So gut wie in den Naturwissenschaften hat auch in der Kunstwissenschaft das Wort Gesetz noch nichts mit Forderung oder auch nur mit Wertung zu tun! Es gibt Tatsachengesetze, nicht bloß Wertgesetze. Damit, daß ich, ganz allgemein zu reden, die Verbindung einer bestimmten einfachen Ursache und Folge als durchgängig feststelle, sage ich noch gar nichts darüber,

Digitized by Google

wie dies nun wirkt nach Lust und Unlust, ob es gefällt oder nicht.

Und eine ähnliche Trennung gibt es unter allen Kunsturteilen. Neulich las ich in einer ersten Kunstzeitschrift den Satz: „Jedes ästhetische Urteil soll doch zugleich ein Werturteil sein.“ Das ist gerade das, was ich widerlegen möchte. Es gibt auch der Kunst gegenüber Tatsachen- oder Erkenntnisurteile und nicht nur Werturteile über Gefallen oder Mißfallen. Und die ersteren sind nicht etwa nur historisch oder sonst „rein verstandesmäßig“, sondern es gibt auch ästhetische der Art, und auch nicht bloß über objektive Teile am Werke, wie Farben, Tonarten und dergl., nein auch über psychologische Wirkungsweisen, z. B. über eine Stimmung. Das enthält noch nichts von einer Aussage über den Wert dieser Stimmung oder über den Wert des Ausdrucks, den sie gefunden. Es ist vor einem Gemälde oft schon viel gewonnen, wenn ich weiß, wie etwas der Art nach auf mich wirkt; dann bleiben mir zur Vertiefung des Urteils, zur weiteren Klärung meines Bewußtseins, noch zwei Richtungen: erstens die Frage: woher kommt das? und zweitens: wie steht es mit der Wertbetonung des Erlebnisses?

Auch Verständnis und richtige Wertung sind gar nicht dasselbe. (Irgendeine Wertbetonung wird sich ja immer an das erstere anschließen, das ist im lebendigen Menschen nicht so getrennt, aber zweierlei ist es.) Verständnis ist auch nicht dasselbe wie Sympathie. Jakob Burckhardt hatte für Michelangelo und Rembrandt trotz seines Hasses, den wir alle nicht teilen, natürlich nicht nur totales Unverständnis! Daß Michelangelo schwächlich wirkte, hat er z. B. nicht behauptet; es ist auch unmöglich, daß der auf irgend jemand so wirkte; nur ist seine Kraft manchem zu viel, so gings eben Burckhardt. — Wenn einer Tiepolo das Verwirrende seiner Würzburger Fresken vorwirft, so mag er die Gründe, die den zielbewußten Künstler bewogen und berechtigten zu jener besondern Architektur, nicht genug würdigen; aber der tatsächlichen Wirkung nach versteht er ihn vollständig, die ist bei allen gleich, die überhaupt Kunst zu sehen wissen.

An mißverständlichen Auffassungen des Gesetzbegriffes tragen freilich die Künstler-Ästhetiker, die in letzter Zeit zu neuen gesetzlichen Erkenntnissen streben, mit die Schuld, nämlich auf literarischem Gebiet die Hebbelschüler Paul Ernst und Wilhelm v. Scholz, für die Raumkunst die großen Kunstdenker, die in der Ästhetik der bildenden Künste mit ungleich größerem Erfolge dem Wort „Gesetz“ wieder für alle Dauer eine bleibende Stätte gesichert haben: Marées und Adolf Hildebrand; sie alle lassen als Künstlernaturen neben dem von ihnen Gefundenen weiteres nicht recht gelten. Diesen exklusiven Charakter, hinter dem aber etwas wirklich Aristokratisches steht, zeigt auch der Freund und Gesinnungsgenosse der beiden letztgenannten, Conrad Fiedler, der sie an wahrhaft philosophischer Tiefe in seinen Schriften erheblich übertrifft. Diese sind gesammelt in dem Werke „Schriften über Kunst“ und enthalten vielleicht das Tiefgründigste, was überhaupt im neunzehnten Jahrhundert über bildende Kunst geschrieben ist. Fiedler war Gelehrter und Mäcen der Feuerbach, Böcklin, Marées, Hildebrand. Auch Theoretiker, wie Hans Cornelius, in seinem bekannten, unlängst erschienenen Buche „Elementargesetze der bildenden Kunst“, das durchaus in diesen Kreis gehört, verdanken ihm viel.

Der überragende Wert der Fiedler-Hildebrandschen Doktrin, namentlich für die Plastik, unterliegt heute keinem Zweifel mehr. Es ist z. B. zum guten Teil ihre Nichtbeachtung, die Klinger zu keinem vollen Erfolge in der Bildnerei kommen läßt, von Naturalisten wie Maison oder gar Leuten wie Eberlein gar nicht zu reden. Freilich, auch Rodin und die japanische Plastik haben wenig davon (aber sie haben etwas davon), dafür setzen sie indessen, wo sie abweichen, sehr viel Neues und Bedeutendes an die Stelle. Es gibt ja vielerlei Werte in der Kunst, manches Werk läßt Mängel in der einen Richtung gar nicht merken durch andre Vorzüge, — darum bleiben jene aber Mängel; denn Vorzüge sind eben nötig, um sie zu verdecken.

Was meinen nun alle jene Theoretiker eigentlich? Sie betonen die „Augensinnlichkeit“, d. h. das aufnehmende Auge habe das physische Bedürfnis nach Erleichterung seiner Arbeit, also nach Klärung und Beruhigung des Sehstoffes. Das sei das ganze „Problem der Form“ schlechtweg. Wie leicht sich dies auf das Ohr in Musik und Dichtung übertragen läßt, ist klar. Indessen ohne Einseitigkeiten ist es so, alleinherrschend, doch nicht. Die Vorgänge im Künstler und im Aufnehmenden sind reicher, gehören sehr vielen Seiten der Menschennatur an. Von all dem erkennen die Genannten eigentlich nur etwas Intellektuelles noch als wichtig an, nämlich die „klare Raumanschauung“. Gewiß wendet sich die Kunst nicht immer an den „ganzen Menschen“, das geschieht nur höchst selten, und sonst ist diese Redensart nur eine niederträchtige Phrase, die Kunst zuungunsten andrer Lebensgebiete, etwa der Wissenschaft, sehr mit Unrecht glorifizieren soll. Auch ist allerdings das Auge das erste, was der Eindruck trifft; aber dabei bleibt es doch nicht, der Mensch hat ein Hirn und Glieder, und gerade körperlich wirkt die Kunst allerdings besonders häufig auf den ganzen Menschen. — Man darf eben nicht vergessen: da man Gesetze suchte, war es ein Glück, daß man bei ganz elementaren Vorgängen einsetzte und die Kunst daraufhin ansah, wie sie das Naturmaterial nach den Bedürfnissen des menschlichen Auges zubereitet. Unendliches ist dadurch gewonnen worden, und z. B. Hildebrand hat in seinem Buch eine geradezu

Digitized by Google

exakte Darstellung geliefert. Schließlich ist nicht zu verkennen, daß in der Feinheit der Augenempfindung, wie sie diese Kunstdenker und Künstler sowie alle diejenigen besitzen, die ihre Bildwerke und theoretischen Erkenntnisse schätzen, etwas Vornehmes liegt; und Aristokraten in jedem Sinne sind sie alle, die Marées, Fiedler und Hildebrand.

Orchideen.

Von **Werner Peter Larsen** (Berlin).

Aus deinen Händen steigt ein weißer Strahl . . .
Die Nacht wird licht. Die Nacht wird ein Fanal.
Die ganze Nacht — ein leises Blütenwehen.
Die Nacht ist eine Mär vom Blumenland,
Sie spricht von einer kleinen kühlen Hand —
Von einem Strauße weißer Orchideen.

Erzählt und spricht: Es war einmal ein Traum.
Es waren zwei — sie selber wußtens kaum —
Und wollten doch vor Sehnsucht schier vergehen.
Das ist das Leben! — So erzählt die Nacht:
Sie schenkte ihm der Seele ganze Pracht,
Sie schenkte ihm den Leib von Orchideen.

Erzählt und spricht: Er war die Leidenschaft.
Er war das Meer. Er war das Licht, die Kraft.
Der Gott. Der starke Gott im Sturmeswehen . . .
Sie war die Wolke, die der Mittag bringt,
Ein Lied, das sich von Stern zu Sternen schwingt,
— Sie war ein weißer Strauß von Orchideen.

Zack und Sidi und der große Kopf.

Eine Ceres-Novellette von **Paul Scheerbart**.

I.

„O du Weltengüte!“ rief der breite Sidi, „bist du schon wieder mal da, mein lieber Zack? Du mußt ja eine fabelhafte Energie besitzen! Du Frühstückverachter! Dein Fuß muß ja so beweglich sein wie ein Rankenschleier. Zack, du Gummifuß, leg deinen großen Zeh an meinen kleinen Zeh und erzähle mir von deinen Taten.“

„Daß wir immer noch nicht die Frühstückerei entbehren können“, erwiderte der Zack, „kommt mir heute beinahe schon wie eine Beleidigung meiner Persönlichkeit vor.“

„Na“, rief da der breite Sidi wieder, „man muß doch auch mal Pause machen. Man kann doch nicht immerzu durch alle Ewigkeiten durch nur vor seinem Hohlspiegel sitzen und seine magischen Hohlspiegelbilder malen.“

„Aber die Unterbrechung durch die Frühstückerei“, erwiderte wieder der Zack, „ist mir oft sehr peinlich; mir macht das Malen eben mehr Spaß als das Frühstücken.“

Das Frühstücken auf der Ceres war aber ganz anders als das Frühstücken auf dem Stern Erde. Die Abart des letzteren war den Ceresianern ganz unbekannt.

Der Körper des Ceresianers ähnelt einem großen, drei Meter langen Gummischuh, in dem ganz hinten in der Hacke der kurze Rumpf mit Brust, Armen und Kopf hervorragt. Dieses ähnelt der Gestalt der Erdianer durchaus; nur die Hände sind an den Armen viel komplizierter, so dünn und fein wie lange Spinnenbeine. Vor der Brust geht der Gummischuh gleich in weite, oft faltige Ballonform über, und die Spitze des Gummischuhs hat eine stumpfe, blanke Metallspitze. Der Ceresianer kann seinen vorderen Gummischuhleib so bewegen und zurückkrümmen — wie ein Erdianer seinen Fleischknochenfuß.

Das Frühstücken auf der Ceres und damit jede Nahrungsaufnahme erfolgt im Fluge. Der Ceresianer empfindet des Morgens das Bedürfnis, seinen Gummischuh langsam aufzublasen, dabei erhebt sich der ganze Körper, und die blanke Metallspitze gibt dem Ballonleibe die Richtung, wenn sie nicht vom Inhaber zurückgekrümmt wird. Läßt sich aber der Ceresbewohner ruhig gehen, so wird die Metallspitze von einem unsichtbaren magnetischen Zentrum, das sich fast täglich an einer andern Stelle befindet, angezogen und am Rande dieses Zentrums ein paar Dutzend Male sehr schnell im Kreise herumgerissen.

Und auf dieser Morgenluftfahrt empfängt der Körper all die Nahrungsstoffe, die er zur Existenz gebraucht. Welcher Art diese Nahrungsstoffe sind, weiß der Ceresbewohner gar nicht; er empfängt durch dieses „Frühstück“ eine angenehme Stimmung und eine neue Kraftfülle und kann danach wieder seiner Lieblingsbeschäftung — dem Bemalen seiner Hohlspiegel — nachgehen.

Die Ceresleute wohnen nun gar nicht auf dem Kern des Sterns Ceres; sie wohnen auf Wolkenländern, die in komplizierten Kurven den eigentlichen Stern umschweben und einander nie berühren.

Um nun von einem Wolkenlande ins andre zu gelangen, muß sich der Ceresianer das Frühstücken ein wenig abgewöhnen — durch öfteres, sehr energisches Zurückkrümmen der metallenen Schuhspitze. Wer in diesem Zurückkrümmen sehr gewandt ist, bekommt die Fähigkeit, ins benachbarte Wolkenland hinüberzufliegen. Das Frühstückverachten stärkt wohl die Energie, nimmt aber den Körper doch etwas mit, so daß er etwas leidet, was dem Hunger des Erdianers nicht so ganz unähnlich sieht.

Und deswegen wunderte sich, wie anfangs geschrieben ist, der breite Sidi sehr, daß er den

Digitized by Google

Frühstücksverachter Zack schon wieder mal wiedersah. Deswegen staunte Sidi die Gelenkigkeit des Zackschen Gummifußes an, und deswegen schimpfte Zack auf die Frühstückerei und pries die Hohlspiegelmalerei.

Mit dieser letzteren aber hatte es folgende Bewandtnis:

Sowohl oben auf den Wolkenländern, die keineswegs aus Dampfwolken bestanden und sehr viele kompakte Hügel und auch zackige Berge besaßen, wie auch im Innern der Wolkenländer in geräumigen Höhlen und Grotten — sah es immer sehr unordentlich aus, wie in großen Laboratorien: Flaschen, Töpfe, Röhren und Kannen standen und lagen überall herum, und da gab es viele seltsame Flüssigkeiten, Mixturen, Salben und Pulver und farbige Körner. Von dieser Ceresmalerei kann sich der Erdianer nur schwer eine Vorstellung bilden. Man malte auf der Ceres nicht nur mit Farben und auch nicht auf glatter Fläche; man malte in eine Art Hohlspiegel hinein; der Rand des Hohlspiegels war immer rund, aber das Innere war nicht immer ein hohler Kugelabschnitt — oft ging es eiförmig in die Tiefe. Manche Hohlspiegel hatten einen Randdurchmesser von einem Meter und auch weniger — die meisten waren aber größer; viele Randdurchmesser maßen zwanzig bis dreißig Meter. Und da wurde nun nicht etwa so hineingemalt, daß das Gemälde schließlich ein festes Bild gab — es wurden „bewegliche" Bilder gemalt; all die Mixturen und Salben und Säuren, die beim Malen verwertet wurden, erhielten durch das magnetische Zentrum eine perpetuierliche Bewegung, so daß jedes Bild, wenn es fertig war, jeden Tag und jede Stunde anders aussah — und in der dämmerungsvollen Nacht erst recht.

Und die Themata, die der ceresianische Maler behandelte, hatten auch nicht viele Momente, die dem erdianischen Maler leicht verständlich gemacht werden könnten. So hatte ein gewisser Porkas, der einen großen Namen auf der Ceres besaß, zwei kolossale Hohlspiegelbilder mit einem Randdurchmesser von dreißig Metern gemalt; auf dem einen war das Erwachen des Bewußtseins und auf dem andern das Erlöschen des Bewußtseins gemalt. In dem ersteren Bilde, das besonders für den Tag bestimmt war, ging langsam des Morgens eine Farbe nach der andern auf — und dann begannen langsam irisierende Flüssigkeiten über das tiefere Terrain sich hinzuschlängeln. Und dann wuchsen feine Bergkompositionen aus den Rändern heraus — und dann zogen Rauchwolken in das tiefere Gebiet hinein, und es entstanden Blitze und Strahlkompositionen — und schließlich wurde alles im Laufe des Tages immer lebhafter — bis sich kaleidoskopartig mit furchtbarer Fixigkeit immer neue Weltreiche aufspannten.

In dem Nachtbilde, das das Erlöschen des Bewußtseins vorführte, gab es viele Flammen, und bunte sprühende Funken, und glühende Schleier, und feurige Kugeln.

Wie das Leben des Ceresianers beginnt, das wußte eigentlich niemand. Jeder Ceresianer wurde eines Tages aus dem magnetischen Zentrum unter Blitz und Donner herausgestoßen — in ganzer Gestalt. Und da lag er denn erst lange Zeit da, ohne viele Lebenszeichen zu geben. Und erst ganz langsam kam er danach zum Bewußtsein.

Und wie der Ceresianer gekommen — so verschwand er auch; eines Tages kehrte er von seinem Frühstück nicht mehr zurück; er wurde aufgesogen von einem der magnetischen Zentren, so daß keine Spur von ihm zurückblieb. Doch dieses Zurückgehen in jenes geheimnisvolle Zentrum fühlte der Ceresianer immer lange Zeit vorher herannahen.

Undurchdringliche Geheimnisse umgaben also das Leben auf der Ceres; niemand konnte sich erklären, wie er entstand — und er wußte auch nicht, wie es war, wenn er verschwand.

Die meisten Ceresianer meinten, daß es so wohl überall in der Welt mit dem Entstehen und Vergehen der vielen Sternbewohner bestellt sein würde. Einzelne hielten aber auch andere Lebensformen für möglich.

Doch der breite Sidi hatte den Zack gebeten, von seinen Taten zu erzählen.

Natürlich — da jeder Ceresianer sein ganzes Leben hindurch nur malen tat, so konnten seine Taten natürlich immer nur malerischer Natur sein. Und darum erzählte der Zack von seinen letzten Malereien dem Sidi.

„Du weißt", sagte er lebhaft, während sein faltiges Gesicht in tausend Farben glitzerte, „daß mein Hauptthema auf dem Lande AKZ das Suchen nach jenem unbekannten Wesen, dem wir unsre ganze Lebensführung zu verdanken haben, widerspiegeln wollte. Es ist ja selbstverständlich, daß wir dieses unbekannte Wesen zunächst in den magnetischen Zentren suchen. Aber — wir haben auf jeder unsrer fliegenden Inseln ein andres magnetisches Zentrum, zu dem wir immer wieder hin müssen, um zu frühstücken. Nun ist es natürlich eine große Frage, in welchem Zusammenhange diese verschiedenen Zentren untereinander stehen. Sollen wir annehmen, daß sie zusammen ein einziges Wesen bilden? Ich weiß nicht, ob wir das dürfen. Jedenfalls sind wir ja in der Lage, wenn wir von einer fliegenden Insel auf die andre gelangt sind, auch auf dieser andern Insel uns durch ein andres, uns bislang fremdes Zentrum erhalten zu können. Ja — dieses Suchen nach dem großen Unbekannten — das ist ein gewaltiges Hohlspiegelbildthema. Ich habe übrigens dabei mit vielen durchsichtigen und spiegelnden Materiallen gearbeitet, so daß selbst die große Sonne — dieses größere sichtbare magnetische Zentrum — einen gewissen Einfluß auf die perpetuierliche Entwicklung meines Bildes erlangte."

Digitized by Google

„Ich habe schon", versetzte der Sidi, „davon gehört. Aber du kommst doch jetzt nicht von der Insel AKZ, du kommst doch von der Insel BU. Was hast du denn da gemacht?"

„Auf BU," fuhr Zack fort, „habe ich das Sichanschmiegen an den großen Unbekannten fixieren wollen."

Sidi nickte mit dem Kopf, schwieg eine Weile und fragte dann leise:

„Ich habe auch die unbegreifliche Führung unsres Ceresdaseins malerisch fixieren wollen. In meinem letzten Bilde aber, das noch nicht fertig ist, will ich den Einfluß unsrer großen Zentralsonne darstellen."

„Ah!" rief nun der Zack, „da sind wir ja beinahe auf denselben Wegen. Du kommst dem Unbekannten in unsern Zentren nicht näher und fühlst dich daher zu der bekannten großen Zentralsonne hingezogen, um vielleicht ihr das Geheimnis unsres Daseins abzuschmeicheln. Ja — ich wende mich auch von unsern magnetischen Zentren vorläufig ab — ich möchte aber — den — unbekannten — Führer — unsres Lebens — im Kern — im Kern unsres Sterns Ceres entdecken."

Die letzten Worte hatte Zack sehr energisch und stotternd hervorgestoßen. Er sah jetzt den Sidi an und richtete seine beiden Tulpenohren an ihren langen Stengeln nach vorn, um besser hören zu können. Zacks Ohren sahen jetzt wie Hörner aus, und sie wurden ganz weiß.

Sidi hob seine metallene Schuhspitze auf und ließ sie scharf auf einen harten Stein aufschlagen, daß es hell klang wie der Ton einer alten Glocke.

Die beiden schwiegen recht lange, und die Nacht brach herein — eine köstliche Ceresnacht.

Sehr viele schwebende Inseln konnte man vom Land YG aus, auf dem sich Zack und Sidi befanden, in dieser Nacht in nächster Nähe sehen. Fünfhundert Meter ab flog das Land AQ sehr schnell dahin — mit seinen elektrisch glühenden Bergspitzen. Und viele Hohlspiegelbilder wirkten an den Rändern dieses Landes wie funkelnde Laternen. Alle Länder hatten ihre festen Bahnen und berührten sich nie, wenn sie sich auch oft so nahe kamen, daß ein Hinüberspringen gar keine Schwierigkeiten machte.

Die Länder flogen in vielen Kurven immer um den eigentlichen Stern Ceres herum; ob dieser sich auch drehte wie viele andre Sterne — das wußte niemand auf den fliegenden Inseln.

In der Tiefe lag das graue Geheimnis, und niemand vermochte — da hinzukommen. Eine Anziehungskraft, die alles zum Mittelpunkt drängt, gab es auf diesem Asteroïd nicht. Tierische Lebewesen lebten da auch nicht — auch gab es keine Pflanzen. Dagegen sah man sehr viele farbige Springquellen, die des Nachts einen phosphoreszierenden Glanz ausströmten. Und außerdem gabs Gestein in allen Härtegraden und in allen Kristallformen, und auch solches, das immer biegsam war wie weiche Pappe und wie Kautschuk — Bröckliges und Festes — Trocknes und Feuchtes — Kaltes und Warmes — Leuchtendes und Nichtleuchtendes.

In der Topf- und Glasfabrikation waren die Cerestaner Meister, und mit den Metallen wußten sie auch vortrefflich umzugehen — pflegten sie doch mit ganz langen Stangen und ebenso langen Zangen zu malen — und Sprühapparate hatten sie in unzähligen Formen. Und große Chemiker waren diese Inselbewohner.

Aus vielen Gesteinen schossen nachts elektrische Strahlenbündel wie kleine Kometen heraus und lösten sich ab, und feurige Blasen schwebten um manche Inseln herum, wenn die Nacht hereingebrochen war.

Diese feurigen und elektrischen Ausstrahlungen mit den fliegenden Ländern machten nun eine Nacht auf Stern Ceres außerordentlich reizvoll, so daß man oft ganz vergaß, den Himmel mit den andern Sternen zu beobachten. Und doch boten diese des Interessanten genug. Da die Cerestaner mit Glas umzugehen verstanden, so hatten sie natürlich auch viele Teleskope. Und mit diesen sahen sie alle die unzähligen kleinen Asteroïden, von denen viele nicht viel größer waren als ein fliegendes Eiland in der Ceres-Atmosphäre. Und Jupiter und Saturn drehten sich ganz in der Nähe und wirkten am Himmel viel größer als die große Zentralsonne, die doch noch recht weit von den Asteroïden entfernt war.

Die Sterne leuchteten im schwarzen Himmel einer Ceresnacht sehr hell, und man sah sie auch am Tage. Viel Dunstiges erschien aber auch im schwarzen Himmel. Und dieses Dunstige schwebte nicht in allzu großer Ferne — es zeigte Sterngebilde, die, aus loseren Stoffen gemacht, auch dem uns bekannten Sonnensystem sich angegliedert hatten; einzelne Kometen bestanden aus ähnlichen leichten Stoffen. Man sah von der Ceres aus sehr viele ganz kleine Kometen, die oft kaum hundert Meter lang wurden und für die andern größeren Planeten stets unsichtbar blieben.

Und dann wirkten viele Asteroïden farbig — und auch kristallförmig wie Brillanten.

Wenn also dieser reiche Sternhimmel vom Ceresbewohner in der Nacht oft vergessen wurde, so mußte dieser nachts größere Genüsse durchkosten können, die in nächster Nähe zu haben waren.

Und das stimmte auch.

Der Cerestaner starrte seine Hohlspiegelbilder an, denn die bewegten sich ja — entwickelten sich immer weiter — waren lebendig — waren ebensolche Lebewesen wie die Ceresbewohner selbst. Die Bilder wurden auch wie lebende Wesen behandelt — man tat so, als könnte man sich mit ihnen unterhalten — wie mit ganz vernünftigen Wesen.

Und [illegible] Bilder sprachen auch eine ganz eigene Spr[illegible] den Cerestanern und verrieten diesen so [illegible] feine Geheimnisse des Lebens;

Digitized by Google

es gehörte allerdings eine große Geduld dazu, der Sprache dieser lebenden Bilder zu lauschen. Aber die Geduld wurde stets gut belohnt.

Mit ihren beweglichen Nasen und mit ihren beweglichen Kautschukzähnen saßen da die Bewohner der fliegenden Inseln vor ihren magischen Spiegelbildern und unterhielten sich über den Sinn der sich entwickelnden Bildpartien. Wie Vogelgezwitscher hörte sich die sehr modulationsfähige Sprache der Cerestaner an, und die tausend Falten des Gesichtes erhielten zu jeder Meinungsäußerung immer wieder eine neue Farbenzusammenstellung, so daß oft schon aus der Farbenzusammenstellung des Gesichtes die Gedanken des Cerestaners hervorblitzten — und es der Worte nicht immer bedurfte.

Aus den Theatern.

Kammerspiele des Deutschen Theaters zu Berlin.

Eduard Stucken: Gawân. Ein Mysterium.

Eduard Stuckens Mysterium „Gawân“ zeigt Gestalten aus fremder Zeitlosigkeit, Worte und Bilder aus unerwarteten Formen. Dennoch war in den Kammerspielen, diesem Haus für kühle Gesellschaftssitten, das hohnvoll abgeseimte Publikum der Premieren froh, seinen Jubel laut ausschreien zu dürfen, und verlangte den Dichter zu sehen.

Der „Gawân“ ist ein Werk aus der Reihe von Stuckens Gralstragödien „Lauval“ und „Lanzelot“, die in der Tafelrunde des Königs Artus spielen. Unsre Zeit hatte fast schon in Wagners Musik vergessen, daß der deutsche Mythos in seiner Symbolik eigene und starke Realität hat, die unbewußt in der Tradition der Jahrhunderte ruhte und nur durch einen Dichter, allein mit Wort und Anschauung, erweckt zu werden brauchte. Und bei Stucken erscheint alles auf einmal in ungeheurer Greifbarkeit. Zuerst betäubt seine Sprache, denn sie wirkt heute wie vollkommen neu. Alle Sinne leben mit in diesen Versen, die, mit ihrer Erinnerung an die doppelten Reimpaare aus der mittelhochdeutschen Dichtung, von einer Einfachheit der Rede sind, die nur noch die alten Puppenspiele haben. Die einfachsten Gefühle werden ausgedrückt, die man in der deutschen Dichtung lange nicht mehr hörte. Oft erscheint die Sprache trivial, aber sie ist von der rührenden und notwendigen Trivialität, wie sie die alten Holzbildhauer weisen. Denn die ungeheure Einfachheit dieser Verse umgibt ihre Dinge mit einer Atmosphäre von Sinnlichkeit, vor der die so gerühmte Sinnlichkeit gewisser neuer Dichter als Trockenheit erhitzter Abstraktionen erscheint. Stuckens „Gawân“ ließ von der Bühne zum erstenmal wieder seit langen Jahren Verse hören, die nicht aus den virtuosischen Gesten romanischer Formen kommen, sondern ganz aus der deutschen Sprache und der tiefsten, ältesten Blutstradition ihrer Dichter. — Altestes, Fernstes, Letztes wird bei Stucken zur Wirklichkeit:

Der grüne Ritter Tod fällt ein am Weihnachtstag in Königs Artus Hof und freit zum Turnier. Gawân wagt sich zu stellen, doch als er dem Tod den Kopf abgeschlagen, muß er den abgeforderten Eid erfüllen, in Jahresfrist die grüne Kapelle des Todes zu suchen und dort dem Furchtbaren sein Leben hinzugeben. Einen Tag vor Ablauf der Frist kommt er auf vergeblicher Ritterfahrt krank und ermattet zu einem Schloß, wo man ihn gastlich aufnimmt. Gawân hört hier, die grüne Kapelle, die er ein Jahr lang sucht, sei in der Nähe. Er springt auf und will ins Schneetreiben hinaus; aber der Schloßherr, Ritter Hautdesert, und seine junge Gattin Marie lassen den Kranken nicht mehr aus ihrer Pflege. Die Gastlichkeit wird Gawân zum schwelgerischen Verliegen; der Ritter hüllt alle Üppigkeit des Schlosses um ihn, und das schöne Weib begehrt seine Liebe. Aber Gawân ringt sich von aller Lockung frei, doch das Weib hat ihn umlistet. Zwar geht er keusch in die Kapelle, aber nicht mehr reinen Herzens: er hat den Gatten der Verführerin belogen. Im schneebedeckten Gräberfeld, um Mitternacht, öffnet sich vor Gawân die grüne Kapelle. Gawân fühlt sich voll Sünde und betet zum Marienbild an der Wand. Er ruft den Tod an, und aus einem Sarge hebt sich dröhnend der grüne Ritter und fordert den Kopf Gawâns. Aber das Marienbild steigt herab von der Wand zu Gawân, und siehe, es ist Marie von Hautdesert, die Verführerin. Der grüne Ritter des Todes schlägt sein Visier zurück, es war der Schloßherr Hautdesert. Da naht der heilige Gral, und Gawân wird sein Held und Ritter. Denn wer mit seiner Kraft die eigene Sünde überwand, erst der ist Herr über Leben und Tod und des heiligen Grales wert.

In diesem alten Mysterium hat sich eine wunderbare und schreckliche Wirklichkeit des inneren Lebens aufgebaut. Und diese Wirklichkeit ist ebenso vielfach verschlungen wie sie einfach ist. Oft scheints, als ob Erinnerungen an früheste Kindheitszeiten bei uns vorüberschweben. Es ist wie damals, als ins Dunkel des Kindes das Licht des kaum erwachten Bewußtseins fiel, und alle abstrakten Worte, die wir von den Erwachsenen hören mußten, mit bunten Farben greifbarer und uns längst vertrauter Dinge beleuchtete. So wird bei Stucken aus den Begriffen „Tod“ und „Sünde“ ein Mysterium mit den Gestalten des grünen Ritters und der Wunderfraue Marie, und ebenso die trüben Ahnungen des Kindes, wie die wirren Kämpfe des Mannes woben dieses echteste Traumspiel. Unsre eigenen verborgenen Menschlichkeiten treten hier vor uns hin, aufrecht, drohend und voller Lust, in den körperlichen Gleichnissen der Gestalten. Und wenn mit leisem Dröhnen die Wand zur grünen Kapelle aufgeht, so ist uns, als ob die Farben der Wirklichkeit verrauschten, und die Türen der Innenwelt leibhaftig aufsprängen. Dieses Märchen hat die ungeheure Glaubwürdigkeit psychischen Geschehens. Die Bühne der Seele hat sich vor uns aufgetan, und auf ihr wurden Dinge des Psychischen uns zur höchsten bewegten Wirklichkeit.

So rührte der Dichter das bequeme und listige Volk der Kammerspiele tief durch Kunst, durch Menschlichkeit — und durch die Kraft der Reinheit. Ludwig Rubiner.

Randbemerkungen.

Eine „Entschuldigung“ wegen der Annahme der geheimen Wahl

hat der konservative Abgeordnete v. Gescher vor dem Bunde der Landwirte in Unna vorgebracht. Man schätzt seine Rede doch wohl zu hoch ein, wie es die „Kölnische Zeitung“ tut, wenn man sie als Entschuldigung auffaßt. So wie die Geheimabstimmung jetzt mit der indirekten Wahl verkoppelt ist, erinnert sie an die Manipulation des berühmten Hans Dampf in allen Gassen, der, um die Ohren seiner Fürstin mit unleidlichen und unvermeidlichen Dissonanzen zu verschonen, vor Aufführung einer Ouverture alle Violinbogen einseifte, so daß das brillante Tonstück blind abgefeuert wurde, ohne den Hof zu beunruhigen. Die Kompromißkünstler haben das Einseifen gründlich besorgt, und kein Mißton wird Unmusikalische und Musikalische stören, falls nicht das Herrenhaus die Instrumente säubert. Daß das Hohe Haus der Herren es sein muß, auf das als eigentlichen Retter der Wahlreform Hoffnungen gesetzt

Digitized by Google

werden, dieses vielgeschmähte Haus, ist von weltgeschichtlichem Humor. Die Konservativen haben sich in eine Sackgasse verrannt, und nun sollen ihnen die Parteifreunde im andern Hause einen Ausweg bahnen. Und das wird ohne Zweifel geschehen. Die Fäden, die herüber und hinüber gehen, sind dick wie Schiffstaue, und werden nicht vergeblich angezogen werden. Man darf gespannt sein auf die Stellungnahme nicht des Herrenhauses, sondern der Regierung. Ist das denn überhaupt noch die Regierungsvorlage? Kann man den Ministerpräsidenten zur Anerkennung der Vaterschaft zwingen, oder wird er es nicht schließlich für angezeigt halten, sich mit der Exceptio plurium aus der Affäre zu ziehen? K. F.

* * *

Herr v. Heydebrand und der Lasa

wurde von der „Frankfurter Zeitung" neulich als „Ersatz Moltke" auf den Stapel gelegt. Warum der jetzige Minister des Innern den Ansprüchen des süddeutschen Blattes nicht genügt, braucht nicht gesagt zu werden; schwieriger ists schon einzusehen, was ihn bei den Konservativen mißliebig gemacht haben soll. Er ist freilich kein Agrarier, und selbst, wenn ers wäre, könnte er die städtischen Rieselfelder doch nicht dem Bund der Landwirte in Erbpacht geben, und von der Schmollerschen Erfahrung, wonach ein ursprünglich Konservativer durch das Regieren im Amt innerhalb zweier Jahre zum Liberalen umgemodelt werde, ist an Herrn v. Moltke bislang nichts zu spüren gewesen; dieser Farbenwechsel muß sich unter der Haut vollzogen haben, vorläufig ist sie noch recht schön schwarzblau pigmentiert. Gleichwohl, der Ball der „Frankfurter Zeitung" ist von der Presse munter weitergepeitscht worden, als wollte sie nach dem bewährten Satze Herrn v. Heydebrand an einer gewissen Stelle unmöglich machen. Das „Nun erst recht nicht" erfreut sich in Preußen ja noch immer der Geltung. Und das ist schade. Der ungekrönte König würde als Minister des Innern aufs herrlichste beweisen, daß wir in Preußen keiner Parteiregierung unterstellt sind; er rüffelt die Landräte, die als konservative Wahlmacher tätig sind; er beschützt liberale Schullehrer, wenn sie sich wegen ihrer politischen Haltung bedroht fühlen; er läßt die Kreisblätter statt mit Wahlartikeln mit Aufsätzen über den Segen der Kalidüngung versorgen. Kurz, eine goldene Ära der Unparteilichkeit bricht über das preußische Vaterland herein. Leider stimmt dies Zukunftsbild nicht ganz mit der Wirklichkeit überein. Der energische kleine Herr v. Tschunkawe gehört zu den Ökonomikern, die, landwirtschaftlich-politisch, betrachtet zu den Erzeugern der kleinsten Kartoffeln gerechnet werden müssen, und man könnte eher einen Neger einem erfolgreichen Bleichverfahren unterziehen, als diesem in der Wolle gefärbten Konservativen seine Parteigrundsätze austreiben. Selbst längere Privatissima über Regierungskunst bei Herrn v. Schmoller dürften nichts fruchten, und in dieser Selbsterkenntnis wird Herr v. Heydebrand lieber der erste in seiner Partei als der zweite in der Regierung sein wollen, ein Experiment, das übrigens so auslaufen würde wie das Zusammenwohnen von Hase und Igel. Der Hase würde sicherlich nicht Heydebrand heißen. L.

* * *

Die überraschende Schnelligkeit der Wahlrechtsprozesse gibt manchen Leuten Anlaß zu Klagen. Man kann die mißleiteten Opfer bedauern, nur darf das Bedauern nicht in Vorwürfe gegen die Rechtspflege ausarten. Aber dieselbe Presse, die die Betörten in die Demonstrations-Exzesse hineinhetzte, zeigt nicht übel Lust, die Justiz für die harten Urteile verantwortlich zu machen, und möchte die prompte Erledigung dieser Straffachen zu Parteilichkeit abstempeln. Sonst pflegt man über die Langsamkeit der Mühlen Gottes zu jammern, jetzt wo die Räder hurtiger geklappert haben, ist man darüber entrüstet. Wenn jedoch irgendwo Schnelligkeit geboten war, dann hier: dies Eisen mußte geschmiedet werden, solange es heiß war, um so mehr als an Anzweiflung der Zeugenaussagen das Menschenmögliche in diesen Prozessen geleistet wurde. Sollten etwa erst noch Monate verstreichen, bis das Gedächtnis der Zeugen geschwächt nicht mehr Widerstandsfähigkeit gegen die Angriffe der Verteidigung besaß? Daß die Demonstranten sich gemütsruhig über das polizeiliche Verbot hinweggesetzt hatten, daß eine Aufreizung gegen die Gesetze vorlag, diese Momente hindern gewisse Leute nicht, den Verurteilten die Märtyrerkrone zuzuerkennen. Angriffe auf die Polizei sind ja populär, und wer die Angreifer verteidigt, ist des Beifalls des großen Haufens sicher, nur vergessen die Herren Verteidiger der politischen Gassenmoral, daß der Staat dabei in die Brüche gehen muß, wenn die Presse ihre Aufgabe, die Massen zur Gesetzlichkeit zu erziehen, billiger Sensation zuliebe verleugnet. Die Nichtsnutzigkeit und Gewissenlosigkeit, womit dies Sensationsgeschäft betrieben wurde, erhellte am besten aus der Wiedergabe einer Schilderung, die ein in Kairo erscheinendes Blatt „Al Lewa" von den Wahlrechtstumulten gegeben hat. Es war da von Tyrannen die Rede, die nichtsahnende promenierende Damen zu Krüppeln schlagen. Die Ägypter werden den Berlinern als eigentliche Kulturträger gegenübergestellt. Das „Berliner Tageblatt" bemerkt in seinem Kommentar hierzu: „Es kommt hier nicht auf die Naturtreue in der Schilderung der fraglichen Vorgänge an; die Hauptsache ist hier der Endeffekt, der durch die Fernwirkung der traurigen Ereignisse entsteht." Das muß man sich merken: Naturtreue heißt nämlich so viel wie Verlogenheit, und durch diese Verlogenheit entsteht eben die traurige Fernwirkung. Die zu Krüppeln geschlagenen Damen müßten in der Schreckenskammer des Panoptikums verewigt werden, mit der Erläuterung freilich, daß das p. t. Publikum weniger auf die Naturtreue als auf den Effekt achten solle. Aber wie tief ist eine Presse gesunken, wenn sie sich mit offenbarem Wohlgefallen zur Weiterverbreitung eines derartigen Fellachenschwindels hergibt. Hier ist die Justiz ohnmächtig. Die Reaktion dagegen muß aus den Volksschichten heraus erwachsen, in denen das Gefühl für die Schimpflichkeit einer solchen Sensationsmache nicht erstorben ist. Es fehlt nur noch, daß Elaborate im Stile des „Arizona Kickers" als Zeugnisse gegen deutsche Zustände herbeigezogen werden. L. P.

* * *

Nein, Exzellenz!

Der alte Fritz machte ausgediente Unteroffiziere und Soldaten zu Schulmeistern, und ganz so unrecht hat er damit nicht gehabt, denn viel mehr haben die für den Schuldienst extra vorgebildeten „Subjekte" bei dem Zustande der damaligen Seminarien auch nicht gewußt, als die alten Krieger. Unterdessen sind wir aber 150 Jahre älter geworden und glauben, daß zum Schulehalten die tüchtigsten Männer gerade gut genug sind. Wenn es aber nach Sr. Exzellenz, dem Herrn General v. Bissing, geht, fallen wir wieder in das alte Prinzip zurück. Im Herrenhause debattierte man über das Gesetz betr. die Verpflichtung zum Besuche ländlicher Fortbildungsschulen (zunächst in Schlesien), und dabei erklärte Freiherr v. Bissing, die Fortbildungsschulen könnten bei der jetzigen Vorbildung unsrer Volksschullehrer ihre Aufgaben nicht erfüllen. Zum zweiten empfahl er die Anstellung von besonderen Fortbildungsschullehrern und empfahl als solche verabschiedete Offiziere, diese seien „tüchtig vorgebildete und patriotisch geschulte Männer". Mit Behauptung Nr. 1 wird sich ja wohl der allzeit wehrhafte Lehrerstand, dem es an Rufern im Streite nie fehlt, beschäftigen und wird sich darüber mit der Exzellenz auseinandersetzen. Was aber seine Wünsche unter Nr. 2 anbelangt, so muß schon an dieser Stelle ein Wörtlein mit ihr geredet werden. Wenn man für die Fortbildungsschulen besondere Lehrer anstellt, dann müssen es jedenfalls pädagogisch-technisch vorgebildete Männer, also Lehrer sein. Man mag dazu nur die Elite des Standes auswählen, die höchsten Anforderungen an sie stellen — notabene sie auch entsprechend bezahlen —, aber den Unterricht und die Beaufsichtigung der Schüler müssen Lehrer übernehmen. In keinem Falle aber Offiziere, deshalb, weil sie Offiziere sind. Machen sie den Studiengang der Lehrer durch, erfüllen sie die Bedingungen, die diese erfüllen,

Digitized by Google

dann können sie auch natürlich dasselbe Amt bekleiden, sonst nicht. Die „Tüchtigkeit der Vorbildung“ ist durch die Tatsache, daß sie Offiziere waren, noch nicht hinreichend verbürgt, vor allem nicht die Tüchtigkeit der zu dem Amte erforderlichen Vorbildung und durch die erfolgte Verabschiedung doch gewiß auch nicht. Auch daß sie „patriotisch geschult“ sind — wenn Exzellenz v. Bissing überhaupt diesen merkwürdig ungelenken Ausdruck gebraucht hat — ändert nichts. Patriotismus kann ebensowenig wie Frömmigkeit ein Manko im Wissen und Können ersetzen. Patriotisch sind die Lehrer auch, blinder Hurrapatriotismus läßt sich aber heutzutage auch von patriotisch geschulten Männern nicht mehr züchten, soll es auch gar nicht. Der Wunsch des Generals ist gut gemeint, wir aber sagen: „Nein, Exzellenz!“ Dr. jur. P.

* * *

Die Herren Lehrer.

Dasjenige deutsche Parlament, vom Reichstag an bis zur Lippeschen Kammer, soll noch geboren werden, dem nicht in jeder Session ein paar Petitionen von Lehrern vorliegen. Der Reichstag hat diesmal allein auf einmal vom deutschen Lehrerverein vier Stück bekommen, von denen zwei eine besondere Beleuchtung verdienen. Zunächst bittet der Verein um Aenderung des § 155 Strafprozeß-Ordnung, d. h. Ablehnung der Strafverfolgung wegen Ueberschreitung des Züchtigungsrechtes durch Lehrer, wenn nicht durch einen beamteten Arzt eine Schädigung der Gesundheit bescheinigt ist, und zweitens bittet er, das Privatklageverfahren auszuschließen wegen Ausübung des Züchtigungsrechts und wegen Beleidigungen, die Lehrer „zu erziehlichen Zwecken“ gegen ihre Schüler begehen. Dagegen ersucht er, den Staatsanwalt zu verpflichten zur Verfolgung von Beleidigungen, die den Lehrern in Ausübung ihres Amts zugefügt werden, sowie von Hausfriedensbruch, der in Verbindung mit dem Amt des Lehrers steht. Ueber die eine Petition und die erste Hälfte der zweiten ließe sich immerhin reden. Eine Tracht Prügel schadet einem Jungen gewöhnlich nicht, trotzdem müßte man sich entschieden dagegen verwahren, daß auf der einen Seite die Herren, wenn sie geprügelt haben, die Strafverfolgung gegen sie möglichst erschweren, auf der andren Seite aber, wenn sie in Ausübung ihres Amtes eine Unannehmlichkeit erfahren, den Staatsanwalk mobil machen wollen. Ich bin durchaus kein Gegner der Prügelstrafe, und wenn für gewisse Roheitsvergehen das Strafgesetzbuch sie einführte, so würde ich dies sehr wohl verstehen. Aber daß ein Lehrer ein Kind schlagen darf und erst dann dafür zur Rechenschaft gezogen werden soll, wenn irgend ein Physikus eine direkte Schädigung der Gesundheit des geschlagenen Kindes konstatiert, das will mir nicht in den Sinn. Das würde Roheiten Tür und Tor öffnen. Es will mir um so weniger in den Sinn, als die Herren sich davor sichern wollen, auch auf dem Wege der Privatklage sich gefaßt zu sehen, ganz abgesehen davon, daß man über „Beleidigungen zu erziehlichen Zwecken“ und ihren erziehlichen Wert immer geteilter Meinung sein kann. Es berühren die genannten Forderungen deshalb so unsympathisch, weil der Staatsanwalt von Amtswegen auf jede Person gehetzt werden soll, die sich gegen die geheiligte Scholarchie vergeht. Das ist ein bißchen viel verlangt. Das Ganze kommt heraus auf Immunität für prügellustige Lehrer, und wir möchten nicht, daß sie gewissermaßen ermuntert würden, ihrer Vorliebe für schlagende Beweise nachzugeben. Schließlich bleibt doch wahr, was der alte Walther von der Vogelweide sagt: „Niemand kann mit Gerten Kinderzucht erhärten“. Wenn ein Lehrer prügeln will und prügeln muß, so soll er's tun, aber er soll auch die Folgen spüren, wenn er über das Maß dessen hinausgegangen ist, wo die verdiente Züchtigung aufhört und die brutale Mißhandlung anfängt.

* * * Dr. M. P.

Vom „kranken“ Arzte.

So groß auch immer die Gegensätze sein mögen, die den einsamen Denker von Sils-Maria von Platon trennen — ist doch beispielsweise die im „Staate“ bekämpfte Theorie vom Herrenmenschen der stärkste Ausdruck jener unüberbrückbaren Kluft, die beider Welt- und Lebensanschauung von einander scheidet (Diels nannte Nietzsche geradezu einen „Revenant aus dem Zeitalter der Sophistik“) — in der Forderung, daß in jeder bürgerlichen Gemeinschaft „die Kranken nicht die Gesunden krank machen“ sollen, stimmen beide, der Idealist Platon und der Radikalist Nietzsche merkwürdig überein.

Asklepios selber, der Heros der Heilkunde, kannte nicht — so heißt es in der Politeia (III. 406 A) — jene moderne, „die Krankheiten pflegende und großziehende Heilmethode“, wie sie ein Herodikos zur Mode gebracht habe. Er wußte nämlich, daß jedem Manne „in einem wohlgeordneten Staatswesen ein Geschäft aufgetragen“ sei, das er notwendigerweise verrichten müsse, und daß niemand „Zeit habe, zeitlebens krank zu sein und an sich herumzukurieren“ (406 C). So behandelte er denn auch nur die ihrer Natur (Physis) und ihrer Lebensweise (Diaita) nach Gesunden; den durch und durch kranken Körpern aber versuchte er gar nicht, ein langes und schlechtes Leben zu bereiten, sondern glaubte, den, der nicht „in seinem angewiesenen Kreise zu leben“ vermochte, auch nicht behandeln zu dürfen, als ein sich selbst und dem Staate lästiges Wesen. (406 D. f.)

Neben der Forderung, daß die Gesunden von den Kranken „abgetrennt“ bleiben sollen, betont Nietzsche „zur Genealogie der Moral“ (Werke VII, 437) die Notwendigkeit von Ärzten und Krankenwärtern die selber krank sind.

Die gleiche Forderung findet sich bei Platon im Staate. Dem Sokrates erscheinen da als die tüchtigsten Ärzte diejenigen, die von Kindheit an sich bemüht haben (abgesehen von der Erlernung ihrer Kunst, die durchaus als Handwerk betrachtet wird) möglichst viel Krankenmaterial der schlechtesten Beschaffenheit unter die Hände zu bekommen, ja die „selber an allen nur erdenklichen Krankheiten gelitten und gar keine besonders gute Konstitution hätten.“

Diese den heutigen Anforderungen an den künftigen Arzt geradezu Hohn sprechenden Gedanken, finden bei Platon ihre — echt idealistische — Begründung in der Behauptung, daß der Arzt nicht mit dem Leibe den Körper des anderen heile, sondern mit der Seele, auf deren vortreffliche Beschaffenheit es also allein ankomme.

Bei Nietzsche wird der kranke Arzt zum „asketischen Priester“, dessen Reich die Herrschaft über Leidende ist. Dieser muß „selber krank sein“, „muß den Kranken und Schlechtweggekommenen von Grund aus verwandt sein, um sie zu verstehen, um sich mit ihnen zu verstehen.“

Wie Platon in seinem Staate die unumschränkte Stellung des Herrschers, der zu herrschen versteht, weil er sich selber beherrscht, mit der des Arztes vergleicht, zu dessen Türe jeder kommt, der seiner bedarf, mag er reich oder arm sein (489 C. D), eben weil er des Arztes bedarf, so muß auch für Nietzsche der Arzt „stark sein, mehr Herr noch über sich als über andere . . ., damit er ihnen (den Kranken) Halt, Widerstand, Stütze, Zwang, Zuchtmeister, Tyrann, Gott sein kann.“

Also auch hier muß der von Haus aus körperlich kranke Arzt einen starken Willen haben. Wenn Platon verlangt, daß der Arzt eine starke und gesunde „Seele“ habe, so fordert er damit nichts anderes als sein größter Antipode, der Vertreter der Moral des Herrenmenschen.

Dr. B. v. Hagen (Jena).

* * *

Aufgaben der Zeitungen

sind hauptsächlich Genauigkeit und Vollständigkeit. Daß es in dieser Hinsicht mancherlei zu klagen gibt, ist jedermann bekannt. Sich darüber allgemein äußern, ist schwierig; es würde auch wohl kaum Zweck haben. Dagegen sind spezielle Auslassungen wohl zulässig, und eine solche soll im Nachstehenden vorgebracht werden. Sie betrifft die biographischen Verhältnisse. In dieser Hinsicht ist

Digitized by Google

hauptsächlich Klage zu führen über fehlende Angaben von Geburtstagen und Todesfällen. Die Geburtstage werden entweder gar nicht angegeben und nur das Jahr angeführt, oder aber überhaupt nicht erwähnt und mit einigen floskelartigen Redensarten übersprungen. Bei Todesfällen wird häufig nur gesagt, daß die betreffende Person gestorben sei. Ist das Datum angegeben, fehlt oft der Ort — oder umgekehrt.

Ich verfolge diesen Gegenstand seit langen Jahren, hauptsächlich aus dem beruflichen Beweggrund als Lexikograph, bin also dazu genötigt. Leider habe ich es im Drange der Geschäfte versäumt, Einzelheiten als Beweisstücke statistisch aufzuzeichnen, habe aber einiges im Gedächtnis aufbewahrt. Den grellsten Fall erlebte ich kürzlich bei dem in Marburg a. L. erfolgten Tode des berühmten Physikers und ehemaligen Leiters der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt: Friedrich Kohlrausch. Die meldende Zeitungsnummer war vom 19. Januar. Es wurde da gesagt, daß die Gelehrtenwelt „soeben" (!) einen herben Verlust erlitten habe. „Soeben" — das mußte denn wohl der 18. Januar gewesen sein; er stellte sich aber bei zufällig veranstalteten weiteren Forschungen heraus, daß es der 17. Januar war. Ich muß dabei hinzufügen, daß dieses „soeben" keineswegs eine vereinzelte Erscheinung in vielen Zeitungen ist.

Damit wäre die Klage über die mangelnde Genauigkeit und Vollständigkeit wenigstens in einem Punkte erledigt. Es war mir hauptsächlich darum zu tun, auf den Übelstand hinzuweisen und die Selbstbeobachtung anzuregen. Schließlich darf ich auch wohl den Wunsch aussprechen, daß hier Besserung eintrete. Der Wunsch ist nicht nur berechtigt, er kann auch erfüllt werden. Die ewigen Berufungen auf die Schwierigkeiten des Geschäftsbetriebes, bei dem in erster Linie die Arbeit zu einem bestimmten Zeitpunkt druckfertig vorliegen müsse, haben ja ihre Berechtigung, es wird aber mit dieser Berufung ein nicht zu leugnender Mißbrauch getrieben. Ich spreche nicht aus theoretischer Beobachtung, sondern aus praktischer Erfahrung, denn ich bin innerhalb meiner lexikalischen Redaktionszeit wiederholt — im ganzen an 8 Jahre — Zeitungsredakteur gewesen; das genügt.

Ganz ähnlich, wie mit den Todesnachrichten, verhält es sich mit den Geburtsverhältnissen. An welchem Tage und an welchem Orte eine biographisch zu behandelnde Person geboren ist, erfährt man in vielen Fällen nur halbwegs, da nur die Jahreszahl angegeben ist, also der Geburtstag fehlt. Es kommt aber auch vor, daß diese Angaben überhaupt fehlen und man sich mit Hinweisen, wie geborener Schlesier, Pommer, Rheinländer, Schweizer, Däne, Russe usw. begnügen muß. In einem Falle suchte ich sogar nach alledem vergebens und stieß dafür auf die unverfrorene Versicherung, daß dergleichen in den Lebensbeschreibungen berühmter Menschen überflüssig sei; da genüge die Schilderung ihrer wissenschaftlichen oder künstlerischen Eigenschaften pp. — es handelte sich um einen Maler.

Bei solcher Leichtfertigkeit ist es denn auch nicht zu verwundern, wenn man bei biographischen Angaben auf die größten Unterschiede oder Verschiedenheiten stößt. So wurde der Geburtstag des am 1. Februar dieses Jahres gestorbenen Schriftstellers und Dichters Otto Julius Bierbaum einmal als der 28. Januar und einmal als der 28. Mai angegeben, während es nach dem deutschen Literaturkalender der 28. Juni ist. Um ganz sicher zu gehen, stellte ich beim Verlag dieses Kalenders, Göschen in Leipzig, Anfrage und erhielt den Bescheid, daß der 28. Juni seit Jahren im Kalender als Geburtstag Bierbaums stehe und daß die betreffenden Angaben vom Dichter eigenhändig gemacht seien. Der Verlag sendet alljährlich an sämtliche im Kalender Aufgenommene je einen Ausschnitt zur Revision.

Ich nenne absichtlich keine Namen von Blättern; es hat ja auch keinen Zweck. Sohr (Dresden).

* * *

Stände.

„Alles scheidet, alles grüßt sich wieder. Ewig neu fügt sich der Ring des Seins." Man spricht soviel von dem demokratischen Geiste unsres Zeitalters, und dennoch stehen die Aktien der Könige bedeutend höher als vor einem halben Jahrhundert. Die Spaltung der Stände ist in der Gegenwart kaum geringer geworden. Du magst die Natur mit der Gabel austreiben — tamen usque recurret. Im alten Rom gab es Sklaven: jetzt gibt es Fabrikarbeiter, die oft noch viel mühseliger arbeiten müssen. In einem haben es unsre Arbeiter sogar viel schlimmer als Sklaven: sie wissen sehr oft nicht, woher sie ihr Brot nehmen, wo sie ihr Haupt hinlegen sollen, während die Sklaven nie von Arbeitslosigkeit geplagt wurden. Aber unsre Fabrikinsassen haben doch das Recht, sich zu versammeln, und das Recht, zu streiken? Nun, die Sklaven Roms nahmen sich einfach dieses Recht und machten fast alle Jahrzehnt einen Aufstand. Noch vor einem Menschenalter war es Sitte, daß Herrschaft und Dienstboten auf dem Dorfanger zusammen tanzten. Das ist ja auch in manchen Gegenden heute noch üblich, aber in märkischen Orten bringt man auf Festplätzen Plakate an: „Dienstboten haben keinen Zutritt." Wenn in München Köchinnen im Februar ihren Dienst aufkündigen, bloß um den Fasching nach Herzenslust mitzumachen, und dann wieder in einen andern Dienst eintreten, so feierten auch die römischen Sklaven ihre Saturnalien, wo sogar die Herren ihnen dienen mußten. Einerseits sind heute die Kleiderordnungen abgeschafft, andrerseits aber wird eine Baronesse, die unvermählt Hofzutritt hatte und dann einen bürgerlichen Hauptmann Meier, der als Offizier doch ebenfalls Zutritt hat, heiratet, in Berlin nicht mit zu Hoffesten eingeladen. Was schon abgeschafft schien, kommt doch wieder zum Vorschein, doch in einer andern Form. Die Kaufleute sind nicht mehr so scharf von andern Ständen getrennt, dafür entstehen aber innerhalb ihres eignen Standes, infolge der ungeheuren finanziellen Verschiebungen der Gegenwart, frische Abstufungen. Bei den Russen, von deren kommunistischem Geiste soviel gesprochen wird, gibt es fünf staatlich anerkannte Stufen der Kaufmannswelt, die dort als Gilden bezeichnet werden. Manchmal freilich wechselt auch der Gehalt, nicht nur die Form. Die Sklaven Roms waren von fremder Rasse; unsre Arbeiter sind überwiegend von unserm eignen Fleisch und Blute. So eng, wie Nietzsche glaubte, ist denn doch nicht der Ring des Seins. So arm ist nicht die Weltgeschichte. Sie beruht auf dem Wechsel und beruht auf dem Pathos der Distanz. Berge und Täler müssen auch in der menschlichen Gesellschaft sein. Und nicht immer sind neu entstandene Schuttkegel schöner als die alten Vulkane. W.

* * *

Eine kleine deutsche Justizidylle.

Im allgemeinen hat die germanische Dame Justiz die Gewohnheit, den Staatsbürgern, die ihre Bekanntschaft machen, mit ihren Füßen — die man eigentlich auch Dreadnaughts nennen könnte — den Schädel einzutreten. Um so erfreulicher ist es für Herz und Sinne, einmal von einem idyllischen Abenteuer zu erleben, das einer in diesen Tagen mit der sonst so derben Frau Justitia hatte. Verklagte da jüngst ein guter Bekannter von mir eine faule G. m. b. H. wegen des rückständigen Gehalts, dessen Zahlung man ihm unter Ausflüchten verweigerte. Die G. m. b. H. erteilte ihrem Buchhalter, Herrn Kunze, Prozeßvollmacht. Der schwatzte beim Amtsgericht getreulich die „Gründe" seiner Chefs nach. Der Amtsrichter — er war ausnahmsweise kein Genie — kannte sich nicht genau aus, trug der Beklagten die schriftliche Ausführung der Einwendungen auf und vertagte die Verhandlung für etwa sechs Wochen. Im nächsten Termin erschien der würdige Herr Kunze pünktlich ohne Einwendungen. Amtsrichter Müller war im Grunde froh, daß er wieder nicht zu verhandeln brauchte — der Arme kannte sich trotz dem eindringlichen Vortrag des Klagevertreters nicht aus —, trug dem Buchhalter

Digitized by Google

Kunze zum zweitenmal auf, die Einwendungen gegen die Klage schriftlich vorzubringen, und vertagte die Verhandlung wieder einmal für einige Wochen. Seither überlegte sich Herr Kunze die Sache — wahrscheinlich sah auch er ein, daß ihn das hohe Gericht ja doch nicht verstehen würde. Jedenfalls ließ er von sich nichts mehr hören. Er erschien nicht einmal mehr zum Termin. Es war ihm einfach zu langweilig, den Amtsrichter zum Narren zu halten und sich ein drittes- und viertesmal Aufträge erteilen zu lassen. Kurz: er wurde in contumaciam verurteilt. Damit war aber die Idylle nicht zu Ende. Im Gegenteil: mit diesem Urteil fängt sie erst an. Eines Tages erschien nämlich der Gerichtsvollzieher in den Geschäftsräumen der G. m. b. H. und wollte dem Herrn Kunze das Urteil überreichen. Da ward ihm die Kunde, Herr Kunze wohne gegenwärtig in Kattowitz. Der Polizeipräsident von Kattowitz gab jedoch dem Anwalt des Klägers bereits binnen sechs Wochen die Auskunft, Herr Kunze lebe nicht in Kattowitz. Nun wird der Anwalt meines Freundes Herrn Kunze das Urteil des Berliner Amtsgerichts öffentlich zustellen. In einem Jahr wird die Prozeßangelegenheit ungefähr schon in der zweiten Instanz sein, und die Forderung an die beklagte Gesellschaft gedenkt mein Freund, als den einzigen Aktivposten, seinen Erben zu hinterlassen. Mein Freund ist zwar noch ein Mann am Anfang der Dreißig und gedenkt, mindestens noch zwanzig Jahre zu leben, aber was sind zwanzig Jahre im Leben der Justiz? Was bedeuten zwei Jahrzehnte für die Durchführung eines Bagatellverfahrens nach den Bestimmungen der deutschen Zivilprozeßordnung? ... Mein Freund hat zwar von Herrn Kunze nichts zu bekommen. Dieser ist sicher nicht mehr der Vertrauensmann der Gesellschaft mit beschränkter Haftung, sondern führt menschlicher Berechnung nach selbst mit den Leuten einen Prozeß um seine Gage, aber nach den Bestimmungen des deutschen Zivilprozesses ist Herr Kunze dennoch allein berechtigt, von dem Urteil des Amtsgerichts verständigt zu werden. So gemütlich kann manchmal die deutsche Justiz sein.

Dr. jur. Ernst E. Friedegg.

* * *

Ein Vorschlag zur Güte.

Wenn der moderne Zeitungsleser nicht ganz verblödet, so geschieht das nur, weil sich in seinem Gehirn schon sogenannte Anti-Körper — jeder biologisch einigermaßen Bewanderte weiß, was das ist — gebildet haben. Der Telegraph ist ja gewiß eine Gabe Gottes, aber es gibt keine, die so niederträchtig mißbraucht wird. Wenn man überlegt, was in den letzten Wochen über Rostands mehr oder minder durchgefallenes Tierdrama Chantecler „von unserem Korrespondenten“ nach Berlin und sonstwohin gedrahtet wurde, dann greift man sich an den Kopf und fragt, wohin das noch führen soll. Der selige Schiller, der sein Zeitalter ein tintenklexendes Säkulum nennen ließ, würde revozieren und deprezieren, wenn er unsres kennen würde. Die Literatur herrscht, oder wenigstens die Literaten tun so, als herrsche es. Ihr Gewäsch und Geschrei übertönt alle Stimmen, und wenigstens der Großstädter muß zu der Ansicht kommen, die Welt habe für nichts mehr Interesse, als für Schreiberseelen und ihren Schreiberkram. Ich fürchte, sie werden binnen kurzem eines besseren belehrt werden und erkennen, daß ganz andre Interessen die Welt regieren, als literarische, und daß die Bretter in der Welt, die sie bedeuten sollen, eine sehr geringe Rolle spielen. Möglich, daß es in Frankreich anders ist, daß dort die Literaten eine allzu große Bedeutung gewonnen haben; wir jedenfalls wollen ihnen nicht nachahmen, die Chinesen zeigen, was aus einem von Literaten beherrschten Volke wird. Zum Teufel, warum füttert man uns wochenlang mit Chantecler-Notizen. Ob über Sedan halb soviel telegraphiert worden ist, wie über die Rostandsche Premiere, muß bezweifelt werden. Gibt es gar kein Blatt, das darauf verzichtet, diesen Unfug mitzumachen. Wir können jede Wette eingehen, wenn die Zeitungen nicht mehr über jede Theater-Erstaufführung telegraphisch berichteten, es würde sich kein Leser darob aufregen. Vielleicht einer oder der andre dichtende oder zeilenschindende Jüngling: diese Sorte aber braucht von den Verlegern nicht berücksichtigt zu werden, denn sie abonnieren ja nicht, sondern lesen die Blätter im Kaffeehause. Welche Redaktion ist so vernünftig anzufangen?

Dr. P.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung gesandter Werke kann nicht erfolgen.

M. N. Rosanow: Jacob M. R. Lenz. Sein Leben und seine Werke. Preisgekrönt von der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. Deutsch von E. v. Gütschow. Leipzig, Schulze & Co. 1909. (Gr. 8°, VIII, 556 S.)

Die intensive Beschäftigung mit den Zeiten des deutschen Idealismus, die heute auf manchen literarischen Gebieten zutage tritt, hat auch die Auferstehung des Dichters J. M. R. Lenz gebracht. So eigenartig und wunderlich wie das Leben und Schaffen dieses poetischen Abenteurers sind auch seine Geschicke in der Geschichte. Es bildete sich bald nach seinem Tode auf der Straße in Moskau (1792) ein Kreis von Lenzforschern, teils mit persönlicher, teils mit lokaler Tradition. Es kam zu Gegensätzen, Streitigkeiten zwischen denen von der Zunft und den Laien, wodurch eine Literatur von überaus großer Ausdehnung und Verzweigung entstand. Durch Jahrzehnte zieht sich jenseits vom allgemeinen Wege und auch abseits von wissenschaftlichen Tendenzen die Arbeit um den vergessenen Stürmer und Dränger. Nun erwacht plötzlich, angekündigt von dem Kometenschweif der Dissertationen, neues Interesse für den Zeitgenossen Goethes. Eine Hochflut von Lenzschriften und Lenzausgaben bricht herein; sie sind alle darauf angelegt, den Dichter volkstümlich zu machen, und erfahren deshalb zum großen Teil von der Wissenschaft eine ablehnende Beurteilung. Außer einigen Spezialarbeiten ist Rosanows umfangreiche Monographie die einzige wirklich bedeutende Erscheinung der jüngsten Lenzliteratur. Schon 1901 hatte E. Schmidt in seiner

Jagdglas „Perplex“ 6fach M. 125.

Perplex-Prismenfeldstecher werden in optischer Leistung auch von den teuersten Spezialgläsern nicht übertroffen. **Zahlreiche glänzende Zeugnisse! Neue Modelle** „Perplex“, „Armeemodell“, „Autokrat“. Vergrösserung 5- bis 18fach, M. 85 — bis M. 250.—.

Vor Kauf eines Prismenfeldstechers lasse man sich **im eigenen Interesse** von den Händlern unsere Fabrikate zum Vergleich vorlegen.

Katalog 50 kostenlos durch alle einschlägigen Geschäfte oder durch

Optische Werke, Cassel (Carl Schütz & Co)

Digitized by Google

Akademierede über Lenz eine Übersetzung des damals gerade in Moskau erschienenen Werkes gefordert; 1904 wagte sich E. v. Gütschow an die Verdeutschung und mußte fünf Jahre einen Verleger suchen. Nun ist das Buch allen deutschen Lenzfreunden zugänglich, und das bedeutet einen großen Schritt vorwärts zum endgültigen Abschluß der Lenzforschung, der geradezu eine Notwendigkeit geworden ist, da die verwickelten Verhältnisse ein künstlerisches Spezialistentum gezüchtet und wertvolle Gelehrtenarbeit wichtigeren Aufgaben entzogen haben.

Mit ungemeinem Fleiße hat der Moskauer Privatdozent die ihm naturgemäß fernliegenden und schwer erreichbaren Quellen zusammengetragen. In mühseliger Kleinarbeit am Londoner Britischen Museum, in Berliner, Züricher, Straßburger, Rigaer Archiven sammelte Rosanow das Material. Was er übersehen hat, ist ganz nebensächlich und wird reichlich überwogen von der Menge wertvoller Inedita spezifisch russischen Charakters; vor allem möchte ich die endliche Veröffentlichung der Briefe der Rigaer Stadtbibliothek hervorheben. In stofflicher Hinsicht wird das Werk abschließend sein, doch redet es nicht das letzte Wort über Lenz, dieses nach Goethe indefinibelste Individuum, das ihm je vorgekommen sei. Es ist dem Verfasser zwar die äußere Beherrschung des Stoffs nicht abzusprechen, er drang aber trotzdem oder, wie es mir scheint, vielmehr gerade durch diese allzu schwere Belastung nicht tief genug in das Wesen des Sturm und Drang, seiner Begleiterscheinungen und Wirkungen ein; die bloße Registrierung von Einflüssen und Tatsachen vermag nicht den imponderabilen Hauch der Atmosphäre jener Zeiten hervorzulocken, aus der heraus wir erst eine plastische Anschauung, einen Hintergrund gewinnen, dem die Gestalt Lenzens nicht als eine zufällige, sondern als eine organische Erscheinung entspringt. Es ist Rosanow mißlungen, den Kontakt zwischen Zeitrahmen und Persönlichkeit herzustellen. Aber auch die Teile, die den Dichter zum Mittelpunkt haben, fallen auseinander, weil die Einheit, die konzentrative Komposition fehlt. Die Darstellung reiht aneinander, wo sie komponieren, Markantem die Führung geben, Unwesentliches unterordnen sollte. Eine Fülle des Stoffs, eine Fülle seiner Schilderungen, guter Bemerkungen, aber kein Ganzes von der monumentalen Wucht, wie sie etwa E. Schmidts „Lessing“ besitzt. Und damit wird an Erich Schmidt die Forderung herantreten, die Pläne der literarischen Erbschaft K. Weinholds, ein langgegebenes Versprechen erfüllend, zur Tat zu machen und uns das Werk über Lenz zu schenken.

Ed. Glock.

Hermann Conradi: Liebes-Beichte. Zwölf Briefe und zwei Postkarten an Margarethe Halm. Herausgegeben von Michael Georg Conrad. Verlag von Oskar Kayser (Eisenach). Preis: geh. Mk. 1.20.

Flodoard Freiherr v. Biedermann: Goethes Gespräche. Gesamtausgabe. Begründet von Woldemar Freiherr v. Biedermann. Zweite durchgesehene und stark vermehrte Auflage. Unter Mitwirkung von Max Morris, Hans Gerhard Gräf und Leonhard L. Mackall. Band I. Verlag von F. W. v. Biedermann (Leipzig). Preis: geh. Mk. 4.—.

Stephan Beissel: Gefälschte Kunstwerke. Herdersche Verlagshandlung (Freiburg). Preis: geh. Mk. 2.30.

Dr. Joseph Lauterer: China. Das Reich der Mitte einst und jetzt. Nach seinen Reisen und Studien geschildert. Mit zahlreichen Abbildungen. Verlag von Otto Spamer (Leipzig). Preis: geh. Mk. 8.50.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. — Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ∴ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

Soeben erschienen:

Die törichte Welt

Roman von

Walter v. Molo.

Broschiert 3 Mk. Gebunden 4 Mk.

Durch alle Buchhandlungen.

Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.: Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiessen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.) Am Kurhaus u. Kgl. Theater.
Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.
Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Jagd-Trophäen, in- und ausländische völkerkundliche **Waffen u. Gebrauchs-Gegenstände**
für Dekorations- und Sammelzwecke.
Wiedmann & Scheeffler, Nürnberg H.
Jll. Prachtkatalog „H" geg. 35 Pf. i. Briefm.

Bücher Katalog
über interessante, hochwichtige und belehrende Bücher versende an Jedermann gratis und franko.
Reform-Verlag Fr. Schneider, Halle a. S. 115, Zwingerstr. 4/5.

Hygienische
Bedarfsartikel. Neuest. Katal. m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Vereinigung: Die Wissenschaft für Alle.

Die Vereinigung bezweckt Wißbegierigen und Bildungsbedürftigen aus allen Kreisen des deutschen Volkes auf billigstem Wege Gelegenheit zu geben, ihr Wissen zu erweitern und ihre Bildung zu vertiefen.

Zu einem **Mitgliedsbeitrag von Mark 1.50 vierteljährlich** erhalten die Mitglieder

1. die Halbmonatsschrift **„Das Wissen"**, und
2. zwei Bände der **„Bücher des Wissens"** (Ladenpreis à 50 Pfg.); sie haben
3. freien Zutritt oder Eintritt zu ermäßigten Preisen zu den von der Vereinigung bezeichneten Vorträgen, und ferner hat jedes Mitglied das Recht,
4. sechs weitere Bände der **„Bücher des Wissens"** vierteljährlich nach eigener Wahl zum Vorzugspreis von je 30 Pfg. (statt des Ladenpreises von je 50 Pfg.) zu beziehen. — Erschienen sind bis Anfang 1910 140 Bände „Bücher des Wissens". Außerdem sind die Mitglieder berechtigt
5. zum Bezuge der von der Vereinigung in jedem Jahre neu erworbenen Bücher zum Vorzugspreis für Mitglieder und
6. zur Inanspruchnahme des Fragekastens und Sprechsaales der Halbmonatsschrift **„Das Wissen"**.

Für Nichtmitglieder der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle" kostet die Zeitschrift „Das Wissen" jährlich Mk. 7.20 und jedes Exemplar der „Bücher des Wissens" 50 Pfg., zusammen jährlich Mk. 11.20. Mitglieder genießen daher, abgesehen von den übrigen Rechten, eine

Preisermässigung von Mark 5.20 jährlich.

Mitglied der Vereinigung kann jedermann werden, der Eintritt jederzeit erfolgen. Alle Buchhandlungen, sowie die Geschäftsstelle der Vereinigung nehmen Anmeldungen entgegen. Der Mitgliedsbeitrag Mk. 1.50 ist vierteljährlich im Voraus zahlbar. Weitere Pflichten übernehmen die Mitglieder nicht. Probenummern der Halbmonatsschrift „Das Wissen" und Satzungen der Vereinigung kostenlos von der

Geschäftsstelle der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle"
Berlin W. 9, Potsdamerstr. 124.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Meißler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 16. Berlin, den 16. April 1910. 39. Jahrgang Band 77.

Großblock und Generalstreik.

Der April ist von jeher ein wunderlicher Monat gewesen und scheint mit seinen Eigenschaften auch das politische Wetter zu beeinflussen, er wirbelt alles durcheinander: die einen reden von einem Großblock von Bassermann bis Bebel, die andern phantasieren von einem Generalstreik. Und das alles hat die Wahlreform zustande gebracht. Daß die Wahlvorlage in ihrer jetzigen Gestalt Gesetz werden könnte, vermag doch wohl nur der zu glauben, der ein Kalb mit zwei Köpfen als Normaltypus dieses nützlichen Wiederkäuers ansieht, und unsre Agrarier sind in der Naturgeschichte viel zu bewandert, als daß sie in einen solchen Irrtum verfallen sollten. Sie haben an der herrlichen organischen Fortbildung des Wahlrechts mitgewirkt und sind so freisinnig und aufgeklärt im Punkte der Geheimwahl gewesen, wie ein Moslem, der einmal verstohlen Wein gekostet hat. Beim Barte des Propheten, das haben sie getan und sind dafür zur Buße zum Zentrumsmekka gepilgert. In Wahrheit wollen sie gar keine Reform, und wenn sie scheitern soll, dann lieber heut als morgen. Die Futternot und Butternot ist ihnen viel wichtiger, und genau auf demselben Standpunkt stehen ihre Verbündeten von der schwarzen Farbe. Was das Herrenhaus beginnen wird, beunruhigt diesen Block wenig, und es ist auch mehr eine Beschäftigung für sonst Arbeitslose, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Desto aufmerksamer verfolgt man den Wirrwarr auf gegnerischer Seite. Er ist tatsächlich vorhanden.

Ein Teil der Nationalliberalen ist, wie es scheint, einer nachträglichen Verständigung in einem späteren Stadium nicht abgeneigt und würde bei einem Entgegenkommen der Konservativen in den Fragen der Maximierung und der Drittelung die Geheimwahl opfern. Wenigstens ist dies der leise Unterton gewisser Preßstimmen. Ein andrer Teil, die Jungliberalen, hegt offensichtlich derartige Befürchtungen und sucht diesen Kompromißlern den Weg zu verrennen. So ist es zu verstehen, wenn der Gedanke an einen Großblock hervorgeholt und zunächst in der hypothetischen Betrachtung über Wahlbündnisse zwischen Nationalliberalen und Sozialdemokratie erörtert wird. Wahlbündnisse von Fall zu Fall sind gäng und gäbe; sie schließen nicht den Verrat von Parteigrundsätzen in sich, sondern gehören in das Gebiet der Wahlarithmetik. Es ist verständlich, wenn kaltblütige Politiker, da nun einmal die sozialdemokratische Stimmziffer nicht aus dem Exempel weggelassen werden kann, mit ihr rechnen und lieber einen Sozialdemokraten und einen Nationalliberalen als zwei Zentrumsmitglieder gewählt sehen wollen. Ob damit das Gewissen der Wähler eingeschläfert, ob ein Mitläufertum groß gezüchtet wird, ist eine Frage für sich. Das Mitläufertum infolge von Abkommandierungen wird möglicherweise auch der Sozialdemokratie gefährlich, und so höbe sich der Schade gegenseitig auf.

Indessen darum handelt es sich bei einem Großblock im Sinne mancher Heißsporne nicht: es soll grundsätzlich bis zum Austrag der Wahlreform in Preußen eine Art Gottesfriede mit der Sozialdemokratie geschlossen werden; an Stelle des Holzkomments, wie es die Herren Studenten nennen, soll wechselseitig Waffenschutz gewährt werden. Das dürfte denn doch Verwirrung in die Wählermassen tragen und eine gefährliche Verwischung der Richtlinien herbeiführen. Ein großer Teil der staatserhaltenden Elemente würde nicht mitmachen wollen und sich endgültig auf die Seite der Konservativen schlagen oder einem unfruchtbaren politischen Quietismus anheimfallen. Das Bürgertum, denn um dieses handelt es sich, wegen einer Einzelfrage, wie es die preußische Wahlreform doch nur ist, mit seiner Totfeindin, der Sozialdemokratie, zusammenführen, wäre ein übles Geschäft, das hieße Silber in die Glockenspeise tun, und das wäre unwiderbringlich verloren. Schon bei dem Bülowschen Block, der ja nichts andres war als das alte Bismarcksche Kartell mit etwas veränderten Bestandteilen, haperte es zuweilen bedenklich, wenn die Linke Opfer ihrer Überzeugung an die Rechte zu bringen hatte, und diese wiederum verfehlte nie jede Mücke, die sie auf dem Altar des Vaterlandes niederlegte, als Elefanten auszuschreien. Die konservative Weltanschauung ist ihrer Natur nach Kompromissen abhold, und ein Paktieren mit ihr trug für den Liberalismus in den meisten Fällen den Charakter

Digitized by Google

einer Societas leonina. Dies würde auch bei einem liberal-sozialdemokratischen Block in die Erscheinung treten, und Bassermann, das würden wir bald gewahr werden, ginge nur in der alphabetischen Reihenfolge Bebel voran. Man braucht sich bloß die Struktur des preußischen Wahlrechts, das nach dem Willen der Nationalliberalen nicht dem Reichstagswahlrecht gleichen soll, zu vergegenwärtigen, um zu sehen, daß der Großblock schon innerlich auseinanderfällt, noch ehe er zusammengeschweißt ist, und ein Blick auf die Geschichte der Sozialdemokratie, auf die lange Kette der parlamentarischen Abstimmungen lehrt, daß sie nur in der Verneinung konsequent gewesen und schwerlich geneigt ist, in die Schmiede positiver Mitarbeit einzutreten.

Nun hat es zu allen Zeiten Ideologen gegeben, die verkündet haben, wenn man so einem echten rechten Marxisten erst einen Platz am Amboß gäbe, würde er schon den Hammer schwingen und durch die Praxis von der Undurchführbarkeit seiner Theorien belehrt werden. In andern Ländern hätte sich dies gezeigt.

In andern Ländern leben andre Leute, nicht querköpfige deutsche Theoretiker, und zudem sind in Frankreich und anderswo Sozialisten, die in die Regierung eintraten, regelmäßig als Verräter moralisch gesteinigt worden. In Deutschland nun gar genügt das Salonparfüm des Revisionismus, um den damit Behafteten in der Fabrikluft unmöglich zu machen. Unsre Ideologen haben gut trösten und auf die Evolution verweisen. So weit sind wir noch lange nicht, und da stellte sich denn im richtigen Augenblick Rosa Luxemburg mit ihrem Posaunenchor ein, um die Mauern von Jericho umzublasen. Sie verwirft die parlamentarischen Mittel und will die Wahlreform durch „unmittelbare Massenaktion draußen im Lande“ durchsetzen. Gleichzeitig wurde der Vorschlag eines Generalstreiks in die Massen geworfen, diese unmittelbare Massenaktion, die den großen Krebs im Mohriner See seiner Ketten entledigen würde, was insofern noch nicht das Schlimmste wäre, als dann die schreibselige Dame selber zum Niederlegen des Federhalters gezwungen und zum politischen Päpstelkind werden würde. Was wollen die strengsten russischen Fasten gegen einen mit deutscher Gründlichkeit veranstalteten Generalstreik besagen! Durch seine Androhung werden hin und wieder die Pariser ins Bockshorn gejagt zur Freude aller Konservenfabriken, weil sich dann die Hasenfüße auf Wochen hinaus mit Vorräten versehen; aber jedesmal erstickt der Unsinn schon in seinen ersten Anläufen. Der sozialdemokratische Führer Auer, als grober Ignaz von den Phrasendreschern seiner eigenen Partei gefürchtet, pflegte, wenn mit dem Popanz des Generalstreiks gespielt wurde, seinem Beinamen alle Ehre zu machen, und dann trat sofort Ruhe ein. Daß heute das Spielzeug wieder hervorgeholt wird, da bürgerliche Phantasten mit dem Großblock herumhantieren, ist zu bedauern; deutlicher kann sich nicht offenbaren, was die Geister scheidet. Der Generalstreik löst den Großblock auf; denn er wütet wie ein Amokläufer gegen alle. Gegen die eigenen Leute, gegen die Bundesgenossen, ohne deren Hilfe nichts auszurichten ist, und indem er in den Städten das gewerbliche Leben lähmt, vernichtet, die Fabriken zum Stillstand bringt, erfreut er die davon nicht berührte, weil unerreichbare, ländliche Bevölkerung durch die den Freunden der Wahlreform angesonnene Selbstkasteiung. Damit käme selbst der verbissenste Fanatiker nicht weit, und demgemäß hat die Parteileitung rasch das Klingelzeichen gegeben, und der Vorhang ist gefallen unter den Klängen des alten schönen Liedes: „Röschen hat einen Piepmatz.“

Und doch hatte sie so ganz unrecht nicht. In gewissem Umfang haben wir diesen Generalstreik schon öfter erlebt, nur daß man sich dessen nicht bewußt geworden ist. Er setzte nämlich regelmäßig bei den preußischen Landtagswahlen in der Form ein, daß niemand zur Abstimmung erschien. Die von Jahr zu Jahr sinkende Ziffer der Wahlbeteiligten sprach Bände gegen das herrschende System, und es wäre von selber eines sanften Todes verblichen, hätte nicht die Sozialdemokratie aus Mangel an Agitationsstoff sich auf die Wahlreform geworfen und die ehemals so verpönte Stimmabgabe bei den Klassenwahlen zum Ehrenpunkt erklärt. Ohne dieses Eingreifen hätte die Regierung schließlich vor dem Zerrbilde einer Volksvertretung gestanden, jetzt dagegen rast der See und will seine Opfer haben. Die Periode des natürlichen Wahlgeneralstreiks ist unwiderbringlich dahin. Das Versprechen der Thronrede muß eingelöst werden, sonst gehen wir schweren inneren Erschütterungen entgegen; denn es ist klar, nachdem die Sache so weit gediehen ist und die Massen in Fluß geraten sind, helfen halbe Beruhigungsmaßregeln nichts mehr. Anfangs konnte man hoffen, die Vorlage werde in mittelstandfreundlichem Sinne ausgebaut werden; aber Schritt für Schritt wich die Regierung vor dem Drängen der konservativ-klerikalen Agitation zurück, unbekümmert um die Entfremdung des gebildeten Bürgertums und die wachsende Aufregung weiter Kreise, für die so krause Projekte, wie Großblock und Generalstreik Zeugnis ablegen. Als Symptome für die Stimmung sind sie immerhin zu beachten: niemand glaubt mehr, daß in Preußen keine Parteiregierung herrscht, und wenn der Ministerpräsident es bestreitet und behauptet, die Führung zu haben, wird er auf taube Ohren stoßen: er schreitet dem schwarz-blauen Block voran, das ist richtig, aber wie ein Arretierter seinen Häschern.

Digitized by Google

Zollpolitik der Vereinigten Staaten.

Von Georg v. Skal (New York).

Wer die bevorstehende Entwicklung der Zollpolitik der Ver. Staaten beurteilen will, muß sich zunächst darüber klar werden, daß die nordamerikanische Union auf Jahrzehnte hinaus an dem Schutzzoll-System festhalten wird. Die Überzeugung, daß der Schutzzoll in erster Linie das Aufblühen der amerikanischen Industrie bewirkt hat, ist so allgemein, daß es voraussichtlich Generationen dauern wird, um sie zu überwinden. Eine Opposition ist eigentlich überhaupt nicht mehr vorhanden. Die demokratische Partei hat den Standpunkt, daß die Bundes-Regierung keine Zölle auflegen darf, die einen andern Zweck haben, als die erforderlichen Einnahmen zu schaffen, so gut wie ganz aufgegeben. Noch vor zehn Jahren vertrat sie ihn mit Eifer; heute beschränkt sie sich aber darauf, in ihren Partei-Programmen die Verderblichkeit des Schutzzolles hervorzuheben. Während des Wahlkampfes selbst wagen es auch demokratische Redner nicht, das Wort „Freihandel" zu erwähnen; höchstens tun sie es, um sich gegen den Vorwurf zu verwahren, ihre Partei könne beabsichtigen, die Einfuhrzölle abzuschaffen. Allerdings bekämpft ein Teil der Presse das System, unter welchem ein Teil des Volkes besteuert wird, damit ein andrer höhere Preise für seine Waren erhalten kann, aber erreicht wird dadurch so gut wie nichts.

Anders verhält es sich hinsichtlich der Frage, ob die Einfuhrzölle so hoch bleiben werden, wie sie gegenwärtig sind. Das darf mit Fug und Recht bezweifelt werden. Der Payne-Tarif bedeutete eine schwere Enttäuschung für einen großen Teil des Volkes, und zwar machte sich der Unwille ganz besonders in den Reihen der republikanischen Partei bemerkbar. Der ganze mittlere Westen, der seit dem Bürgerkriege mit seltenen Ausnahmen in jeder Wahl seine Stimmen den republikanischen Kandidaten gegeben hat, forderte eine Ermäßigung der Zölle und rechnete darauf, daß die von Präsident Taft und andern Führern der republikanischen Partei gegebenen Versprechungen gehalten werden würden. Der Versuch des Präsidenten, die Unzufriedenen zu besänftigen, indem er den neuen Tarif persönlich verteidigte und seine Gegner ermahnte, sich gleich ihm, dessen Hoffnungen und Wünsche auch nicht erfüllt worden waren, in das Unvermeidliche zu fügen, blieb erfolglos. Sein Auftreten goß im Gegenteil Öl in das Feuer und hatte die Folge, daß seine eigene Popularität im Westen ins Wanken geriet. Die persönliche Liebenswürdigkeit des Präsidenten wird heute noch überall anerkannt und gewürdigt, ja vielleicht jetzt mehr denn früher, aber die Überzeugung bricht sich immer mehr Bahn, daß er nicht die Kraft und Fähigkeit besitzt, die erforderlich sind, um die Maßregeln durchzusetzen, die er selbst als die richtigen erkannt hat.

Die Unzufriedenheit fand zunächst Ausdruck in einem offenen Kampfe gegen den Sprecher des Repräsentantenhauses, Joseph G. Cannon, der ein Politiker der alten Schule ist, das Haus vollständig und beinahe despotisch regiert und keine Vorlage zur Abstimmung gelangen läßt, die seinen Wünschen nicht entspricht. Cannon ist das Haupt der Reaktionäre im Hause, wie Senator Aldrich im Senat, extremer Hochzöllner und Gegner jedes Schrittes, durch welchen die unbeschränkte Macht des Großkapitals verringert werden könnte. Solange er nicht beseitigt ist, kann an eine wirkliche Reform des Tarifs nicht gedacht werden, und ihm ist es zum großen Teile zuzuschreiben, daß der Payne-Tarif zustande kam und so ganz anders ausfiel, als Präsident Taft gewünscht und die gemäßigten Republikaner erwartet hatten. Die Empörung gegen Cannon begann damit, daß ein Kongreßbezirk nach dem andern im Westen seinem Vertreter mitteilte, er könne auf eine Wiederwahl im nächsten November nicht rechnen, wenn er sich nicht verpflichte, gegen die Erwählung Cannons zum Sprecher des nächsten Repräsentantenhauses zu stimmen. Im Hause selbst bildete sich eine Fraktion aus republikanischen Abgeordneten, die den Sprecher heftig bekämpften und den Versuch machten, die Geschäftsordnung derart zu ändern, daß seine unumschränkten Befugnisse erheblich verkürzt und dem Hause selbst ein Einfluß auf die Erledigung der Geschäfte eingeräumt würde.

Cannon wehrte sich mit allen Kräften gegen diese Forderung der „Insurgenten", wie die Abgeordneten genannt werden, welche sich ihm nicht willenlos fügen wollen. Er brachte alle Schliche in Anwendung, die einem gewiegten Politiker zu Gebote stehen, und bemühte sich vor allen Dingen, den Präsidenten zu überzeugen, daß die Insurgenten nicht nur seine, sondern auch Tafts Gegner seien. Dies schien ihm anfänglich zu gelingen, und der Präsident ging schon mit der Absicht um, den Gegnern des Sprechers das durch den Gebrauch geheiligte Recht, die Ämter innerhalb ihrer Bezirke mit ihren Anhängern zu besetzen, zu entziehen, unterließ dies aber, nachdem er zu der Einsicht gelangt war, daß die Insurgenten nur Cannon selbst bekämpften, nicht aber den Präsidenten oder dessen Politik. Es gelang ihm auch, den Frieden wiederherzustellen, indem er beide Teile zu Konzessionen veranlaßte; indessen bedeutet dies nur einen Waffenstillstand, der kaum von langer Dauer sein kann. Es ist sogar noch sehr fraglich, ob er lange genug währen wird, um die vom Präsidenten vorgeschlagenen und sehnlichst gewünschten Gesetzentwürfe, welche die Kontrolle der Aktien-Gesellschaften verschärfen sollen, unter Dach und Fach zu bringen.

Während so im Kongreß der Friede wenigstens auf eine Weile wieder gesichert ist, nimmt

Digitized by Google

die Unzufriedenheit unter den Wählern immer noch zu. Allerlei Zwischenfälle verursachen der republikanischen Partei fortwährend neue Verlegenheiten. Die Steigerung der Lebensmittelpreise macht sich in so empfindlicher Weise bemerkbar, daß der Kongreß sich gezwungen gesehen hat, eine Untersuchung ihrer Ursachen vorzunehmen. Man tat dies ungern, weil man mit Recht befürchtete, daß der Einfluß der hohen Zölle auf den Preis der Lebensmittel ans Tageslicht kommen würde. Es unterliegt ja kaum einem Zweifel, daß der Fleisch-Trust die jetzigen Preise nicht aufrecht erhalten könnte, wenn die Einfuhr von Schlachtvieh aus Kanada und Mexiko nicht außerordentlich erschwert wäre. Deshalb hatte man auch die Absicht, die Enquete von den Finanz-Kommissionen des Senats und des Repräsentantenhauses vornehmen zu lassen, welche den Payne-Tarif ausgearbeitet haben, und deren Zusammensetzung die Möglichkeit, daß irgendwelche Tatsachen, die dem Tarif schädlich sein könnten, an den Tag kommen, ausschließt. Das gab aber zu so stürmischen Protesten Veranlassung, daß der Präsident selbst eingreifen und die Einsetzung einer besonderen Kommission fordern mußte. Trotzdem ist nicht anzunehmen, daß die Resultate der Untersuchung von besonders wertvoller Art sein werden, desto mehr wird aber der Mißerfolg die Unzufriedenheit mit dem Tarif und mit der Art und Weise, wie die Zollfrage von den jetzigen Machthabern behandelt wird, steigern.

Dazu kommt noch der Umstand, daß der neue Tarif die in ihn gesetzten Hoffnungen keineswegs erfüllt hat. Seit Jahren hatten sich die extremen Hochzöllner mit dem Gedanken getragen, durch die Einführung von Maximal- und Minimalsätzen alle andern Länder zu weitgehenden Konzessionen zu zwingen. Als die Payne-Bill unter Beratung war, glaubte man in dem Zuschlagszoll von 25 % die geeignete Waffe gefunden zu haben. Es stellte sich aber bald heraus, daß eine Ungeschicklichkeit begangen worden war, indem die Ver. Staaten verhindert wurden, Konzessionen irgendwelcher Art zu machen. Die Überzeugung, daß alle andern Länder sich zu Zugeständnissen bequemen würden, um sich vor Strafe zu schützen, bestätigte sich nicht. Allerdings gelang es, Vereinbarungen zu treffen, die einigermaßen günstiger waren als die vorher bestehenden, aber weittragende Vorteile wurden nicht erzielt. Vor allem erkannte die Regierung sehr bald, daß sie nicht nur Zollkriege mit andern Ländern heraufbeschwören würde, wenn sie die Maximalzölle in Kraft treten ließe, sondern auch Gefahr liefe, im eigenen Lande unfehlbar solche Unzufriedenheit zu erzeugen, daß der Bestand der Herrschaft der republikanischen Partei ernstlich gefährdet werden würde. Die von gut unterrichteter Seite schon vor Monaten ausgesprochene Ansicht, es werde niemals gegen eine der großen Nationen Gebrauch von den Maximalsätzen gemacht werden, hat sich in vollem Umfange bestätigt. Auch unter den Hochzöllnern vom reinsten Wasser ist der Glaube an die Wirksamkeit eines Kampftarifs, der nur die Erhöhung der Zollsätze gestattet, aber nicht deren Ermäßigung, als Entschädigung für Konzessionen seitens der andern Partei, schon stark erschüttert, wenn nicht ganz verloren gegangen.

Alle diese Umstände deuten mit zwingender Gewalt auf eine baldige nochmalige Revision des Tarifs. Das Volk erkennt immer deutlicher, daß die unvernünftig hohen Zölle die Bildung der Trusts begünstigt und diesen die ungeheure Macht verliehen haben, die sie jetzt besitzen. Dabei handelt es sich nicht nur um die Unterdrückung der Konkurrenz und die Festsetzung der Preise nach eigenem Gutdünken, sondern auch um den Einfluß, den diese stellenweise ins Unfaßbare gewachsenen wirtschaftlichen Gebilde auf alle Zweige der Verwaltung ausüben. Die Strömung, durch die die Macht gebrochen werden soll, welche die Trusts über die Politiker, die Parteien und die Regierung gewonnen hat, hat sich aus kleinen Anfängen zu mächtiger Stärke entwickelt und wird nicht länger von unwissenden und gewissenlosen Demagogen, sondern von ernsten und wirklich bedeutenden Männern geleitet. Sie wird dadurch kräftiger und zielbewußter und lernt es verstehen, ihre Forderungen den Verhältnissen anzupassen und mit Nachdruck zur Geltung zu bringen. Auch sie besteht darauf, daß die amerikanische Industrie gegen die Konkurrenz des Auslandes geschützt werden muß, versteht darunter aber nicht Zölle, welche die Produktion jedes Artikels, so ungünstig auch die Vorbedingungen für seine Fabrikation in Amerika sein mögen, möglich machen. Sie möchte den Schutz auf den tatsächlich vorhandenen Unterschied zwischen den Herstellungskosten beschränken, soweit das ausführbar ist. Die ausgesprochenen Hochzöllner werden durch diese Bewegung in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Das beweist der Umstand, daß sie der Forderung, bei Festsetzung der Zölle müsse auch auf die Konsumenten Rücksicht genommen werden, die Behauptung entgegensetzen, es gäbe überhaupt eigentlich gar keine Konsumenten, da jeder Mensch auch produziere. Sie sind also weiter zurückgedrängt worden, denn früher gestanden sie das Vorhandensein von Konsumenten zu, verfochten aber die Ansicht, diese zögen aus dem Schutzzoll allerdings nur indirekte Vorteile, aber doch in gleicher Weise wie die Produzenten. Dieser Streit hat eine komische Seite erhalten, indem beide Parteien jetzt eifrig bemüht sind, den Menschen zu finden, der nur konsumiert, oder, wie sie es nennen, den „ultimate Consumer“, der aber schwer zu fangen ist und, wenn man ihn zu haben glaubt, unter den Händen immer wieder in Nebel zerfließt.

Das hat indessen nur insofern Bedeutung, als es beweist, daß die von den Hochzöllnern seit

Digitized by Google

Jahren verbreiteten und bisher ohne Zögern als richtig anerkannten Lehren jetzt sorgfältiger geprüft und kritisch beleuchtet werden. Ist aber das Volk einmal auf dem Standpunkt angelangt, wo es den Parteiführern nicht mehr alles aufs Wort glaubt, so sind die Vorbedingungen für eine Änderung der bisherigen Politik vorhanden. Entweder muß die Partei sich den langsam zum Durchbruch kommenden Ansichten der Wähler anpassen, oder diejenigen, welche ihr nicht länger folgen können, scheiden aus. Letzteres kann zur Bildung einer neuen Partei oder zum Übertritt einer größeren Zahl von Anhängern zu einer andern Partei führen. Keine dieser beiden Lösungen ist aber wahrscheinlich, weil in den Ver. Staaten die Parteitreue außerordentlich ausgeprägt ist und förmliche Umwälzungen nötig sind, um sie derart zu lockern, daß Neubildungen oder ein Parteiwechsel seitens vieler Wähler herbeigeführt werden. Nach den Erfahrungen der Vergangenheit läßt sich vielmehr vermuten, daß der Kampf innerhalb der republikanischen Partei ausgefochten werden wird, und alle Anzeichen deuten auf einen Sieg des gemäßigten Flügels, der jetzt von den Insurgenten repräsentiert wird.

Diese Entwicklung ist um so wahrscheinlicher, als es der demokratischen Partei trotz aller Anstrengungen der ihr treu gebliebenen bessern Elemente nicht zu gelingen scheint, sich zu reorganisieren, und die Demagogen, welche sie seit anderthalb Jahrzehnten beherrschen, abzuschütteln. Immerhin ist sie noch stark genug, um einen gefährlichen Gegner zu bilden, falls die Republikaner sich dauernd in Widerspruch zu den Wünschen der Mehrheit des Volkes stellen. Schon jetzt fürchtet die republikanische Partei, bei den Kongreß-Wahlen im nächsten November die Mehrheit im Repräsentantenhause zu verlieren, und es ist zu erwarten, daß sie alle denkbaren Anstrengungen machen wird, um dieses drohende Ereignis abzuwenden. Sie wird aber, was sie auch inbezug auf andre wichtige Fragen tun mag, sich nicht in der Macht behaupten können, wenn sie nicht Beweise für die ehrliche Absicht, den Tarif in verständiger Weise zu reformieren, liefert.

Die Unterhandlungen mit andern Regierungen über die Zölle haben in hohem Grade aufklärend gewirkt. Man hat nicht nur erkannt, daß Amerika nicht mehr in der Lage ist, andern Ländern die Bedingungen zu diktieren, zu welchen Handelsverträge abgeschlossen werden müssen, sondern man ist auch zu der Einsicht gelangt, daß eine Ausfuhr nicht möglich ist, wenn die Einfuhr vollständig verhindert wird, daß also von beiden Seiten Konzessionen gemacht werden müssen. Auch das ist ein großer Fortschritt und wird dazu beitragen, daß die nächste Revision des Tarifs eher zustande kommt, als man bisher vermutet hat. Die eine Tatsache ist wichtig und beachtenswert, daß nämlich alle Bemühungen des Präsidenten, die Diskussion dieser Angelegenheit zu beenden und das Volk zu überzeugen, daß die Tariffrage auf lange Zeit hinaus erledigt ist und im Interesse des Landes vorderhand nicht wieder aufgegriffen werden sollte, vergeblich gewesen sind und sogar die Agitation für Tarifreform zu helleren Flammen angefacht haben.

So stehen wir also der Tatsache gegenüber, daß der Payne-Tarif nicht, wie die Republikaner des hochzöllnerischen Flügels gehofft und erwartet hatten, die Gemüter beruhigt, sondern im Gegenteil eine Spaltung innerhalb ihrer Partei herbeigeführt hat. Der Beweis ist ferner geliefert, daß die Maximalsätze nicht die Waffe geschmiedet haben, von der man sich soviel Erfolg versprach. Statt die Zollfrage zur Ruhe zu bringen, ist sie mehr als je zum Mittelpunkt des öffentlichen Interesses geworden. Nicht nur, um den Außenhandel zu kräftigen und die Beziehungen zu andern Ländern nutzbringend zu gestalten, sondern auch — und sogar hauptsächlich —, um den innern Frieden zu sichern und die Spaltung und daraus entstehende wahrscheinliche Niederlage der republikanischen Partei zu verhindern, wird man sich entschließen müssen, in nicht allzu ferner Zeit den Tarif wiederum zu ändern, und zwar diesmal in der Hauptsache durch Ermäßigung sehr vieler, wenn nicht der meisten Zollsätze.

Kultur-Sezession.

Von **Kurt Walter Goldschmidt** (Berlin).

Den nachdenklichen Kulturbetrachter, dem auch sogenannte Kleinigkeiten zu denken geben, sollte es stutzig machen, daß Begriff und Wort der „Sezession“ gerade in unsern Zeitläuften so stark in Schwung gekommen sind. Nicht als ob uns hier ein absoluter Neuwert entgegenfunkelte: denn „Sezessionen“ bis in ihre krasseste Form, die Revolution, hinein hat es natürlich immer und überall da gegeben, wo es gegen den zähen Widerstand des Alten ein Neues durchzusetzen galt, das der stets nur langsam nachhinkenden Masse unerfaßlich blieb. Also ein durchaus typischer Vorgang, den man gar nicht einmal wegwünschen möchte, weil gerade und nur im Kampfe dem Neuen die Kräfte zu wachsen pflegen — den man auch nur erfolglos wegwünschen könnte, da die Tempo-Verschiedenheit zwischen Massen-Intelligenz und Kultur-Fortschritt mit der Unerbittlichkeit des Naturgesetzes wirkt. Aber erst in unsrer Zeit wimmelts doch von „Sezessionen“ aller Art, und gewiß wirft der gewaltige Individualismus dieser Tage, der als Kulturprodukt wie als Kultur-Ferment schwer zu überschätzen ist, hier die leichten, spielenden Reflexe der koketten,

Digitized by Google

wichtigtuerischen Eigenbrödelei. Aber über diesen snobistischen Mätzchen, die in all ihrer Billigkeit ja doch stets tröstlich rasch abwirtschaften, wollen wir gerechterweise nicht vergessen, wieviel Bedeutendes und Eigenartiges wir den verschiedenen „Sezessionen“ innerhalb der modernen Literatur- und Kunstentwicklung zu verdanken haben. Fast nach den Bewegungsgesetzen der Hegelschen Dialektik haben sich These und Antithese sezessionistisch losgerungen und künftigen Synthesen vorgearbeitet. Gerade auch im „Überwinden“ sind wir heut besonders groß, und das hat seine Vorzüge so gut wie seine Gefahren. Jedenfalls schließt die „Überwindung“ nicht aus, daß auch die Errungenschaften der überwundenen Phase der neuen organisch eingegliedert sind; ja, dies ist sogar die Voraussetzung jeder ernsthaften „Überwindung“, durch die der Zusammenhang der Entwicklung nicht aufgehoben werden darf. Der für uns schon geraume Zeit „historische“ Naturalismus wirkt immerhin noch lebendig und bereichernd nach, und so sehr man heut schon wieder gegen die Neu-Romantik Sturm zu laufen beginnt — ihre wirklich reizvollen und eigenartigen Werte, die allerdings beträchtlich tief unter der Oberfläche der Tages-Erscheinungen und -Erfolge liegen, möchten wir doch keinesfalls missen. Die Notwendigkeit und Bedeutung der Sezession vollends in der bildenden Kunst liegt klar zutage uud braucht nicht erst erörtert zu werden. Aber auch auf den großen Gebieten der Allgemeinkultur, des moralischen, gesellschaftlichen, politischen Lebens, ist Spaltung und Absonderung die anreizende Vorbedingung alles Fortschritts. Diese großen Prozesse der geistigen Biologie, wenn man so sagen darf, scheinen nun einmal für das Wachstum eines ideellen Organismus unerläßlich. Das Werden einer neuen Sittlichkeit, wie wir es eben jetzt in und um uns erleben, hängt davon ab, daß ein paar fortgeschrittenste, aus erstarrten und verrohten Formen zur Klarheit eines neuen Ziels strebende Individuen den Mut haben, der Überlieferung den Rücken zu kehren, und ihren eigenen Weg zu gehen — mit einem vielleicht einseitigen, aber zunächst gebotenen Radikalismus, der sich ja schließlich durch die Tatsachen von selbst korrigiert. Wie wären auch sonst die zähen Wurzeln auszureißen, die das Alte in den Mutterboden einer schon zur Selbstverständlichkeit gewordenen historischen Lüge treibt?! Natürlich gibts auch bekanntermaßen einen Dogmatismus der Revolution, und hier kann und wird die gleichfalls unvermeidliche Sezession im Gegenteil dämpfend und klärend wirken; den realistischen und historischen Sinn schärfen; die ungebärdig sprudelnden und gärenden Kräfte sacht wieder ans Gegebene, aus sich heraus neu zu Gestaltende knüpfen — wie wir das wiederholt innerhalb der radikalsten aller Richtungen, der Sozialdemokratie, erlebt haben. —

Und dennoch ist die Überhast und Überfülle des modernen Sezessionswesens kein ganz unbezeichnendes und unbedenkliches Symptom. Denn so sehr die Spaltung und Vereinzelung zum Wesen des Lebensprozesses gehören mag — sie muß zum Zerfalle führen, wenn sie nicht durch eine gegenläufige Bewegung zum Zusammenschlusse ergänzt wird. Am letzten Ende ist Leben doch eben Bindung, Unterwerfung der Kraft-Einheiten unter den Machtwillen einer organisierenden Hauptkraft. In den glücklichsten und schöpferischsten Zeiten der Menschheit, in denen eine von einem ganzen Volkstum getragene, harmonisch in ihm ruhende Kultur lebt und wirkt, ist diese Zerklüftung in unzählige kleine Teil- und Sonder-Gebilde zum Heile des Ganzen ausgeschlossen. Erst in modernen Epochen größerer Bewußtheit, Verwickeltheit, Persönlichkeit, wie der unsrigen wird die selbstverständliche und großartige Kultur-Synthese klassischen Gepräges brüchig; statt eines einzigen großen und beherrschenden Lebensstiles treten nun so und so viele verschiedene und widersprechende Stile kämpfend auf den Plan; die Signatur des Zeitalters ist durchaus analytisch, und wenn diese ungemein gesteigerte und verfeinerte Analyse auch eine Bereicherung des modernen Geisteslebens bedeuten mag, so greift sie doch mit zersetzenden Säuren das zarteste Gewebe der lebenbauenden, lebenhegenden Zellen an.

Gerade innerhalb der Moderne wird daher aber auch sofort wieder die Sehnsucht nach einer Kultur-Synthese erwachen, wird diese den Zeitgenossen als ideale Forderung vorschweben, wenn sie auch jetzt weniger durch organische Zeugung als in der Homunkelretorte zu verwirklichen gesucht wird. Indessen gibt es doch gewisse Grund- und Hauptscheidungen, die in früher unerhörter Schärfe und Deutlichkeit vorzunehmen die neueste Generation nicht umhin können wird. Es gibt vor allem eine große Kultur-„Sezession“, die sich mit unsern sozialen Schichtungs-Verhältnissen und Vorgängen vielfach kreuzt, sich aber keineswegs mit ihr deckt, ihr vielmehr oft schnurstracks zuwiderläuft, wie ja Kultur, Zivilisation, Gesellschaftshierarchie in bestimmtem Sinne ewig Gegensätze bleiben werden — jene Kultur-Sezession, die latent oder akut, uneingestanden oder hinausgeschrien, unser modernes Leben beherrscht. Was hülfe es schließlich diesen tiefklaffenden Riß zu verkleistern?! Ihn zu schließen mag erst einer vorläufig noch unabsehbaren Entwicklung gelingen, und es fragt sich sogar, ob es, wie die Dinge nun einmal liegen, wünschenswert wäre, daß er sich völlig schlösse — so viele und edle Opfer auch der gähnende Abgrund in dieser Dämmerzeit des Überganges zu sich niederzerren mag. Ob es nicht ganz im Gegenteil vielmehr gälte, die Kluft zu erweitern und zu vertiefen, da es ein Zurück ja doch nicht mehr gibt?! Es handelt sich natürlich um den alten Unterschied zwischen der kleinen Minderzahl der Intellektuellen und der erdrückenden

Digitized by Google

Mehrheit der Masse einer Nation. Eigentlich hat dieser Unterschied natürlich immer bestanden, von jenen Glückszeiten einer zugleich primitiven und doch stilvollen Gesamtkultur abgesehen, und jedenfalls wird eine gewissenhafte Geschichtsbetrachtung vor eindeutig abschließenden Urteilen über diese Erscheinungen zurückschrecken. Die Volksbildung ist in unsrer Zeit oben wie unten unzweifelhaft gewachsen, und was die Gegenwart durch Hast, Oberflächlichkeit und Materialismus sündigen mag, das wiegt sie schließlich durch ein nie-dagewesen vielseitiges Quellensprudeln der allen mehr oder minder zugänglichen Erkenntnis auf. Man sollte also gerade eher an Klüfte-Ausfüllung, Annäherung und Ausgleich denken.

Aber das Gegenteil ist der Fall. Unsre Zeit hat die stärkste Massenbewegung, den Sozialismus, und den äußersten Aristokratismus und Ichkultus, die bis zur Weltflucht massenfeindliche Philosophie Nietzsches, erlebt. Im Grunde aber ists kein sozialer, sondern ein psychischer Gegensatz — wie ja alle oder doch die wichtigsten historischen Außentatsachen Verkleidungen seelischer Motive sind. Und wiederum ein Gegensatz uralter und typischer Art: der zwischen den groben und den feinen Gehirnen, den Technikern und Praktikern einerseits und den Menschen der Geistigkeit, Kultur, Kunst, Wissenschaft, Philosophie andrerseits; den auf den Stoff und den auf die Form eingestellten Geistern, wie man vielleicht am bündigsten und treffendsten sagen kann, wenn man unter der Form nicht das den Dingen oberflächlich anhängende Kleid, sondern im Gegenteil gerade das Wesensgefäß, die Inhaltsverdichtung, verstehen will. Daß in Wirklichkeit die Grenze nicht zu unüberschreitbar scharf geschieden ist; daß auch hier Übergänge, Ab- und Aufstiege stattfinden, versteht sich von selbst. Aber im wesentlichen baut sich unsre Gesellschaft doch in drei scharf geschiedenen Stockwerken auf: der Kulturelite, dem Kulturdurchschnitt und der Masse. Von Geburt und Geld allein ist selbstverständlich die Zugehörigkeit zu der einen oder andern Gruppe keineswegs abhängig — wenn auch namentlich das Geld doch Kulturmöglichkeiten schafft oder erleichtert, und das wirtschaftliche Moment immerhin auch in der Konkurrenz der Geister eine Rolle spielt, von der sich die Schoß- und Hätschelkinder Fortunas und die dem Daseinskampf ewig fremdgebliebenen Studierstubengedankenspinner nichts träumen lassen. Aber Schopenhauer hat schon recht: wer eine Schlafmütze zum Vater und eine Gans zur Mutter hat, der wird niemals Iliaden schreiben (auch wenn er Geheimer Rat sein oder eine Million besitzen sollte, wie hinzuzufügen wäre) — er wird aber schwerlich je Iliaden auch nur zu genießen vermögen. Die Masse unsrer sogenannten Gebildeten ist eben altbekanntermaßen auch Masse oder gehört günstigstenfalls zum „Kulturdurchschnitt", wie ich es nannte, d. h. verfügt wenigstens über die äußern Mittel und Bedingungen der Bildung, sucht sich geistig auf dem Laufenden zu erhalten und geht mit der jeweiligen Kulturmode mit. Es ist eine alte und banale Erfahrung, daß man sogar durch Gymnasium und Universität hindurchgehen und völlig kulturroh heraustreten kann. Akademische Fach- und Brotstudien sind ja wirklich keine Gewähr höherer Kultur, und verschwindend gering ist der Prozentsatz der Schüler, der von der Beschäftigung mit dem Geiste der Antike mehr als die Erinnerung an ein paar Konstruktionsquälereien und Eselsbrückenhilfen ins Leben nimmt. Und sinds nicht unsre Gebildeten, die in ihren Zimmern wahllos süßlichen Kitsch neben erlauchte Meisterwerke hängen, die auch den besten Blättern die barbarische Verstümmlung von Romankunstwerken zu atomisierten, stoffliche Spannung auslösenden Romanfeuilletons aufhängen und durch gefüllte Parketts den Siegeszug der „Lustigen Witwe" und ähnlichen Gemächtes ermöglichen?! Hier zeigt sich nun einmal die scharftrennende Analyse und die naturwissenschaftlich geschulte Exaktheit unsrer Zeit von ihrer besten Seite. Wie die moralische, hat auch die intellektuelle Redlichkeit der Elite zugenommen. Auch frühere Perioden kannten jene, damals vielleicht noch fürchterlichere Kluft (deren Schrecken nur eben durch die heut so gut wie aufgehobene Existenz einer kleinen Geistesaristokratie gemildert waren!). So waren bekanntlich unsre Klassiker in ihrer Zeit vereinsamt, und Kotzebue und Iffland waren die Götter des Theaters und des Publikums. Aber erst unsre Zeit weiß mit voller Deutlichkeit darum und sucht sich danach einzurichten. Sie verabscheut die Grenzverwischung und Quellentrübung und tut recht darin. Besser selbst eine unbarmherzige und tötende Klarheit, als ein fauler, überzuckerter Kompromiß! Nietzsches aus tiefstem Ekel geborenes Wort vom modernen Theater als dem Unterhalt der Kunst, als etwas Zweitem, Vergröbertem, etwas für die Massen Zurechtgebogenem, Zurechtgelogenem ist im Grunde typisch für das seelische Verhältnis der Kulturelite zu allen kollektiven und sozialen Erscheinungen. Niemals wurde der Schnitt mit so rücksichtsloser Ehrlichkeit und Beherztheit geführt. Alles deutet darauf hin, daß diese größte Kultursezession eine nicht mehr aufzuhaltende entwicklungsgeschichtliche Notwendigkeit war. Gewiß sind wir bereits an den äußersten Grenzen des Aristokratismus und Individualismus angelangt, und gewiß schlummert gerade auch in ihm eine ernste Kulturgefahr. Denn auch der kränkliche Titanismus der Romantik wird das Ich und den Geist niemals aus der letzten Verflechtung mit der sozialen Gesamtheit lösen können, aus der sie schließlich doch ihre nährenden Säfte ziehen. Trotzdem können und wollen wir die Kultursezession unsrer Tage nicht ungeschehen machen. Es wird jetzt nur alles

Digitized by Google

darauf ankommen, die starken, ihr eigentümlichen positiven Werte auszuschöpfen, sie in den Dienst der kommenden Kultursynthese zu stellen.

Schiller und die Wirklichkeit.

Studie von **Ignaz Jeżower** (Lichterfelde).
(Aus dem Schillerbuch der „Gegenwart".)

I.

Ein Jüngling, der fern vom Getriebe der Welt in engen Verhältnissen lebte, Menschen und Menschenschicksal nicht kannte, schuf aus genialer Intuition heraus im Erstlingswerk eine wirkliche Welt mit der ganzen Fülle „ineinander gedrängter Realitäten". Er zeichnete ahnend die Natur ganz getreu, selbst noch blind ertappte er die Seele „bei ihren geheimsten Operationen". „Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber" — schreibt Schiller später in der Ankündigung der rheinischen Thalia — „nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mich anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir noch einer begegnete." Mit dreiundzwanzig Gulden in der Tasche, die Werke Shakespeares als größeren Reichtum, als höchstes Gut eigene Pläne und Hoffnungen mit sich führend, zog er in einer Septembernacht heimlich aus. Natur! Natur! — rief er den Wachen als Losungswort zu, man präsentierte das Gewehr, und er trat aus dem Reich der Träume in das Land der Wirklichkeit ein. Was galts jetzt im Grunde das Leben wahr zu malen, eine noch so gute Kopie der Welt zu liefern, oder das lebendigste Konterfei des Menschen zu treffen. „Tritt her, Maler!" — ruft er seinem früheren Ich zu .... „So trotzig stehst du da, weil du Leben auf toten Tüchern heuchelst und große Taten mit kleinem Aufwand verewigst. Du prahlst mit Poetenhitze, der Phantasie marklosem Marionettenspiel, ohne Herz, ohne tatenerwärmende Kraft; stürzest Tyrannen auf Leinwand; — bist selbst ein elender Sklave! Machst Republiken mit einem Pinsel frei; — kannst deine eigenen Ketten nicht brechen! ... Geh! Deine Arbeit ist Gaukelwerk — der Schein weiche der Tat! ... Ich habe getan, was du — nur maltest."

Fortan sollte die Tat am Anfang aller Dinge stehen. Reicher als der Traum ist die Wirklichkeit. Überall lockt das Leben.

Mensch sein — ist Alles. Der Mensch sucht Menschen, Brüder durch Wahl, Genossen im Bunde, Kameraden, Freunde.

„Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein."

Herz und Ohr des Freundes gehören ihm. Konfessionen, stete, innigste Teilnahme verbinden sie enger. Deshalb fühlte sich Schiller damals von Goethe so abgestoßen, und unglücklich hätte es ihn gemacht, öfters um Goethe zu sein. Denn Goethe ging jetzt einfach und still durch die eroberte Welt, war sich selbst genug, verschenkte sich nicht gleich, feierte nicht Momente der Ergießung. „Ein solches Wesen" — urteilte Schiller in einem Briefe an Körner — „sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Ich betrachte ihn wie eine stolze Prüde, der man ein Kind machen muß, um sie vor der Welt zu demütigen." Es ist charakteristisch, daß, als nachher die Beiden sich fanden, gegenseitig Ideen austauschten und einander förderten, Schiller immer der Mitteilsamere war. Er vertraute dem älteren Freunde jeden poetischen Vorsatz an, sprach alle seine Stücke Szene für Szene mit ihm durch, beriet mit ihm die Einzelheiten. Von Goethes poetischen Plänen hingegen erfuhr er nicht das Geringste, und war sehr verwundert, als Goethe plötzlich — ohne das Epos vorher mit einem Worte zu erwähnen — ihm „Hermann und Dorothea" fertig vorgelegt hatte.

Überbot in jener Epoche der Freund den Begriff Freundschaft, so siegte damals auch das Weib über den Begriff Schönheit. Auch hier mußte die Wirklichkeit stärker als der Schein sein, das schöne lebendige Weib das Ideal vom Weibe übertreffen. Vor der Statue der Venus von Florenz proklamiert der dreiundzwanzigjährige Fiesko — er hat das Alter des Dichters — den Sieg der Natur: „Nun, reisen Sie durch alle Weltteile und suchen unter allen lebendigen Abdrücken des weiblichen Modells den glücklichsten aus, in welchem sich alle Reize dieser geträumten Venus umarmen .... Dann werden Sie die Phantasie der Marktschreierei überwiesen haben — gewonnen haben den verjährten Prozeß der Natur mit den Künstlern." Hat man aber ein Weib gefunden, soll man es besitzen. Nicht schmachten, idealisch sich affektieren, sich sehnen, bangen und harren, nicht seelisch sich vermählen. Lippen wollen Wonne trinken, Arme das Glück halten. In der Nähe eines Mannes, der weiß, was er will, weil er ein Mann ist, wird dem Mädchen das Mieder enge. Also genießet nur rasch eure Jugend. „Sehnsucht" — schreibt Schiller an Lotte und Karoline — „ist kein Leben. Entfernung von Euch ist keines für mich, und Schatten der Einbildung sind keine Genüsse. Der Mensch besitzt nicht, was er nur in seiner Seele empfindet. Er muß es herausstellen in das lebendige Sein und außer sich anschauen. So geht es mir mit der Glückseligkeit unsrer Liebe, die sich so lieblich in meiner Seele malt. Unaufhörlich ringt dieses Bild in mir nach Wirklichkeit und Leben, denn, obgleich in mir, bleibt es doch immer weit von mir, solange ich es nicht in euren Augen lese, an euren Herzen empfinde."

Digitized by Google

Das Sichausleben setzte Freiheit voraus, und konnte nicht in den Grenzen des Gewohnheitsmäßigen, der Konvention der Gesetze geschehen. Das Gesetz machte den Menschen zu einem „konfiszierten Kerl", verkrüppelte seine geistige und physische Natur. Und nicht die Totalität des Lebens, jedes Bruchstück des Lebens drückte den Menschen schon zum Sklaven herab. „Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus; ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft." Man muß wieder ein ganzer Mensch werden, die Totalität des Daseins fühlen, das ist: man muß seine Kräfte voll spielen lassen. Man erhebe sich zu kühnen Tugenden oder kühnen Verbrechen, die Kraftpotenz bleibt dieselbe, und nur die Polarität der Kräfte macht Heilige oder Verbrecher. Doch man schrecke nicht zurück, „vielleicht hat der große Bösewicht keinen so weiten Weg zum großen Rechtschaffnen, als der kleine". Da aber das Gegebene, Herkömmliche, das Gesetz das Spiel der Kräfte behinderte, so mußte es gewaltsam geändert werden. Schon das Titelbild der „Räuber" war Programm: ein Löwe, der seine Kraft fühlt, erhebt sich zornig und streckt — zum Angriff bereit — die Pranke aus. Und sollte das Bild nicht deutlich genug sein, so setzte man, um keinen Zweifel zu lassen, darunter die Worte: in Tirannos!

Es war: Revolution!

Das Glaubensbekenntnis lautete: aus Religion kann ich keine von allen Religionen bekennen, das politische Credo: ich kann nicht Fürstendiener sein. Das neue Gebot des Geschlechtsverhältnisses lautete: „Freigeisterei der Leidenschaft". Mann und Weib sollten nicht durch das Sakrament der Ehe, sondern durch das Sakrament der Leidenschaft gebunden sein. Wo die Ehe in alter Form weiter bestand, erhielt sie durch den Liebhaber, der das Sakrament der Leidenschaft erfüllte, die Weihe. Schiller trat in Beziehungen zu Frau v. Kalb. Der Ehemann erhob keinen Einspruch. „Seine Freundschaft für mich" — schreibt Schiller an Körner — „ist unveränderlich, welches zu bewundern ist, da er seine Frau liebt und mein Verhältnis mit ihr notwendig durchsehen muß." Rousseau, „der aus Christen Menschen wirbt", sanktionierte in der „Neuen Heloise" das dreieckige Verhältnis, Julie lebt mit dem Gatten Wolmar und dem Geliebten St. Preux zusammen. Für die Dreiehe: eine Frau und zwei Männer, galt auch das kommutative Gesetz, nach dem die Summanden vertauscht werden können, die gleiche Summe ergaben zwei Frauen und Mann. Bürger hat mit Dorette und Molly eine solche Dreiehe gelebt. Sie war auch Schillers Wunsch, als er den Schwestern Lotte und Karoline v. Lengefeld näher trat.

Die Wirklichkeit siegte.

Schon physisch war Schiller diesem Kampf nicht gewachsen. Er war beständig krank. Sein Geist vermochte nicht einen Körper sich zu bauen, der allen Widerwärtigkeiten standhalten konnte. Als Goethe Schiller kennen lernte, glaubte er, Schiller lebte keine vier Wochen mehr. Monatelang war er auch gezwungen zwischen vier Wänden wie ein Gefangener zu leben, immer wieder galt es für ihn, aus dem kranken Zustand sich herauszuwinden, zu Kräften zu kommen, leidliche Gesundheit zu erobern. Wenn die Schmerzen allzu heftig wurden, mußten sie durch Opium gelindert werden. „Was ist jetzt mein Zustand oder was war er, seitdem du mich kennst? Eine fatale fortgesetzte Kette von Spannung und Ermattung, Opiumschlummer und Champagnerrausch." Und von 1788, wo er dies an Huber schrieb, wurde es nicht besser, sondern stets schlimmer. Sein ganzes Leben war eine Krankheitsgeschichte. Der physische Zustand bestimmte natürlich den psychischen. Ihn traf jede Enttäuschung schwerer als einen andern, nach jedem Vorstoß, mit dem er nicht durchdrang, fiel er gleich in die hinterste Reihe zurück. Enttäuschung und Ernüchterung waren die Folge. „Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen kalten Eisklumpen in den Armen hatte." Und: „Der Mensch stellt sich vor seine Seele ein Ideal, und sinkt ermattet in die Wirklichkeit zurück, wo er doch so viel sein könnte und sollte."

Schiller unterlag. Es ist bezeichnend, daß auch alle Schillerschen Helden dem Schicksal nicht gewachsen sind, daß alle „unter den Hufschlag seiner Pferde" kommen. Karl Moor, Fiesko, Ferdinand. Posa stirbt und Philipp — die Wirklichkeit — siegt . . . Der Dichter blies die Retraite. „Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf, leiste deinen Zeitgenossen aber, was sie bedürfen, nicht was sie loben. Ohne ihre Schuld geteilt zu haben, teile mit edler Resignation ihre Strafen und beuge dich mit Freiheit unter das Joch, das sie gleich schlecht entbehren und tragen." Man müsse also die Forderungen mäßigen, man müsse sich bescheiden. Schiller sehnt sich nach einer bürgerlichen Ehe, nach einer bürgerlichen Existenz. Und nicht Karoline, die in ihm mehr Empfindungen ausgelöst hatte, sondern Lotte wählt er zur Gattin, weil sie jünger ist und stiller, und sich leichter fügen wird. Nur keinen Kampf mehr. Häusliche Freuden, wohltätiges Gleichgewicht, leidenschaftslose Muße, der Tage Ebenmaß und Ruhe — das sind jetzt seine Wünsche. Das Roß wurde endgültig hinter den Wagen gespannt. Wie alle Konvertiten wird Schiller ein Fanatiker des Gegensätzlichen, verurteilt Hubers

Digitized by Google

Verhältnis zu Therese Forster, Goethes Verhältnis zu Christiane. Er geht den schmalen Weg der Pflicht. Was er jetzt singt, ist das Lob des Philisteriums: „Das Lied von der Glocke". Jungfrau — jungfräulicher Kranz — die teure Gattin — die treue Mutter — die züchtige Hausfrau — die fleißigen Hände; man merke sich die Adjektiva.

Letzte Nacht.

Von **Armin T. Wegner.**

An deinem Herzen will ich schlafen
die letzte Nacht.
Die Arme will ich wie zwei Ranken biegen
um deinen Leib, so fest mich schmiegen,
bis wir nicht wissen mehr,
wessen das Herz ist, das so schwer
an unsre Brust anschlägt mit Macht —
und grau der Abschiedstag erwacht.

Zack und Sidi und der große Kopf.

Eine Ceres-Novellette von **Paul Scheerbart.**

II.

Zack und Sidi schliefen in dieser köstlichen Ceresnacht nicht eine einzige Viertelstunde. Sie sahen sich auch nicht ein einziges der vielen auf Insel YG zu sehenden Hohlspiegelbilder an.

Sidi sagte langsam:

„Es gibt Wünsche, die uns über den Kopf wachsen und uns dann zwingen."

Zack erwiderte:

„So ist es. Und so geht es mir. Es genügt mir augenblicklich nicht mehr, die Sehnsucht nach dem großen Unbekannten malerisch lebendig zu machen. Ich möchte ihn mit meinen Augen sehen — so wie ich dich, lieber Sidi, hier vor mir sehe."

„Nun", erwiderte lächelnd der Sidi, „so simpel wie ich, wird er doch nicht aussehen. Er wird doch keinen Kopf haben."

„Das nehmen wir," versetzte der Zack, „als selbstverständlich immer an. Ich sprach auch, wie gewöhnlich, nur figürlich. Doch — fassen wir uns kurz: ich möchte meine Malerei unterbrechen und in die Tiefe unsres Sterns — ich möchte das graue Geheimnis dort unten näher kennen lernen."

„Wie", fragte Sidi, „willst du das machen?"

„Du weißt", fuhr der Zack fort, „gelegentlich fällt mal ein Stück Metall von unsern Inseln in die Tiefe. Wir nennen es, wie du weißt, Karisôm."

„Davon gibts sehr wenig!" sagte der Sidi rasch.

„Hm!" meinte der Zack, „wir müssen es zusammensuchen. Teilen wir allen Cerestanern durch unsre elektrischen Apparate mit, was wir vorhaben — dann werden wir vielleicht so viel zusammenbekommen, daß wir, mit Karisôm beschwert, in die Tiefe gelangen könnten."

„Wenn das nur Einer von uns könnte", meinte der Sidi, „dann wärs schon genug. Tun wir, wie du sagtest."

Als sie dieses in der stillen Ceresnacht gesprochen hatten, wurde es hell am Horizont — und beide verspürten ein Bedürfnis, zum Frühstück zu fahren; sie bliesen ihren Gummischuhleib auf und schwebten wie Luftballons empor. Dann aber wurden ihre Fußspitzen von einer unsichtbaren Macht umgebogen — und sie fuhren durch die Luft zur unteren Seite des fliegenden Eilandes; das magnetische Zentrum befand sich an diesem Morgen auf Insel YG unten, so daß sie der grauen Tiefe näher als sonst frühstücken konnten; ihr Kopf hing aber dabei nicht nach unten.

Als sie beide um das Zentrum unten mit rasender Geschwindigkeit herumsausten, rief der Zack plötzlich sehr laut:

„Diese Lage des Zentrums ist eine gute Vorbedeutung — ich glaube, daß ich bald unten bin."

Und wie der Zack gesagt hatte, so geschah es auch: nach einigen Wochen war so viel Karisôm zusammengebracht, daß er sich tatsächlich hinunterlassen konnte.

Er schwebte ganz langsam der Tiefe zu, und viele Cerestaner blickten ihm neugierig nach.

* * *

Wer nun aber glaubt, daß die Cerestaner Zacks Fahrt wegen ihre Malerei liegen ließen, der irrt sich sehr. So leicht waren die Cerestaner nicht von ihrem Malen abzubringen.

Ein Freund des anfangs schon erwähnten Porkas konnte sich ganz und gar nicht mit der Karisôm-Fahrt des guten Zack befreunden; er malte grade die Überwindung der graden Linie und führte alle Weltgeschichten auf diese Überwindung zurück.

„Daher", sagte er zum Porkas, „fahren die Planeten und die Kometen und all die vielen Sonnen in so komplizierten, fein geschweiften Kurven durch den Raum — weil diese größeren Weltwesen, mit denen wir uns noch lange, lange nicht vergleichen dürfen, die grade Linie eben überwunden haben. Es kommt immer in unserm Leben auf eine Loslösung an; wir sollen nicht in der starren Richtung bleiben, wir sollen immer wieder raus — und deswegen sind die Kurven der Kegelschnitte so bedeutsam in unserm Raumgebiete. Der Kegel hat nur im Mantel grade Linien. Wenn

Digitized by Google

man aber den Kegel schneidet, so gibt es keine graden Linien mehr."

Und dann sprach er so viele mathematischen Schwierigkeiten, daß selbst der große Porkas nur mit Mühe folgen konnte.

Porkas wollte das Versinken in der großen Grübelei malen; er malte sehr viele Hohlspiegelbilder und war bekannt dafür, daß er sehr vieles anfing, ohne es jemals vollenden zu können.

Eine ganze Anzahl von Ceresianern wollte den Rausch festhalten, den eine Welterkenntnis hervorbringt. Und sie erklärten dabei alle feierlich, daß ja selbstverständlich jegliche Welterkenntnis nur eine scheinbare sein könnte. Aber sie ließen es sich nicht nehmen, immer wieder zu betonen, daß auch eine scheinbare Welterkenntnis immer noch eine gewisse Welterkenntnis sei — und daß man den Geheimnissen des Alls doch näher komme, auch wenn man sich immer wieder täusche. Sie waren deswegen denen, die da glaubten, etwas erkannt zu haben, sehr zugetan, obschon sie wußten, daß schließlich doch alles immer wieder anders aussah. Grade dieses Immerwiederandersaussehen fanden sie entwicklungsfroh — und hielten es für den Hauptfaktor aller Ekstasen.

Der Erdianer wird sich nach dem Gesagten auch nicht wundern, wenn auf der Ceres auch Hohlspiegel gemalt wurden, die nicht mehr und nicht weniger als das Unsichtbare vorführen wollten. Beschreiben läßt sich das natürlich nicht. Viele scharfe Säuren wurden in den Hohlspiegeln verwandt, und diese Säuren kamen — bewegt durch die magnetischen Zentren und auch durch die große Sonne — nie zur Ruhe und brachten immer neue Wirkungen heraus, denen der Maler eigentlich nur die Richtung gab.

Man versuchte natürlich auch das Leben auf den weitentfernten Sternen wiederzugeben — und dazu verwandte man zumeist am Rande der Inseln aufrechtstehende Hohlspiegel, die stellenweise durchsichtig waren.

Viele Hohlspiegel befanden sich auch im Innern der Inseln — in großen Höhlen.

* * *

Zack kam währenddem immer tiefer hinunter. Und dann versank er in einer grauen Nebelmasse. Da Wolkenbildungen auf den fliegenden Inseln fast gänzlich unbekannt waren, so beunruhigte ihn diese Nebelmasse, und er gab sich die größte Mühe, die Augen weit aufzureißen, um etwas zu erkennen. Das gelang ihm aber nicht, denn alles blieb grau.

Plötzlich zerriß der Wolkenschleier, und er sah einen langen, feuerroten Streifen unter sich. Und er berührte mit seiner metallenen Gummischuhspitze diesen roten Streifen. Und es zischte.

Danach kam ein Wirbelsturm, der den Zack ein paar Mal heftig herumriß und dann mit riesiger Geschwindigkeit weiterwarf.

Da sah er einen weißen Felsen vor sich.

Aber rechts und links neben dem weißen Felsen leuchteten zwei inselgroße dunkelgrüne Augen.

Zack sah, daß er vor einem Riesenkopf schwebte.

Zack erschrak. Er glaubte, dem großen Unbekannten, der den ganzen Stern Ceres lenkte, ins Angesicht zu sehen. Und ihn ergriff eine so mächtige Furcht, daß er seine Zunge mit den drei Spitzen weit zum Munde hinausstreckte. Dabei ließ er die drei Zungenspitzen elektrisch aufglühen.

Und das elektrische Licht blendete Zacks Augen, daß er nichts mehr sah.

Um nur fortzukommen, riß er sich die kostbaren Karisômstangen vom Leibe ab.

Und gleich darauf fühlte er, daß er wieder sehr rasch emporstieg. Er fuhr wieder durch die graue Nebelmasse durch und sah dann wieder über sich die fliegenden Inseln. Und er landete dann bald auf einer Insel.

Es dauerte lange, bis er wieder zu sich kam.

Und als er dann von dem großen Kopf erzählte, da behaupteten alle Ceresianer, er sei wohl unten eingeschlafen und habe geträumt. Niemand wollte glauben, daß der große Geist, der den Stern Ceres lenkte, einen einfachen großen Kopf haben könnte. Dieser Geist, meinten alle, müßte doch mit großartigeren Organen denken — und nicht mit einem ceresianisch gebildeten Kopf.

Der große Kopf, den Zack gesehen haben wollte, wurde das Ereignis des Tages. Und überall vergaß man die Hohlspiegelmalerei und debattierte über die komplizierten Denk- und Empfindungsorgane der höher gebildeten Geister.

Sidi kam auch zum Zack und ließ sich die Geschichte erzählen. Und Sidi beschloß, ebenfalls hinunterzufahren — in die Tiefe.

Nun wars sehr, sehr schwierig, die genügende Masse von Karisôm zusammenzubringen.

Es gelang aber schließlich doch; alle Ceresianer suchten lange Zeit nach dem kostbaren Metall, das in die Tiefe fallen konnte.

Und als man alle Körner wieder zu schweren Stangen zusammengeschweißt hatte, sank Sidi in die Tiefe.

Und alle Ceresianer blickten ihm sehr neugierig nach.

* * *

Als er aber unten verschwand, gingen die meisten wieder an ihre Hohlspiegelbilder und arbeiteten daran mit erneutem Eifer, als ginge sie die ganze große Kopfgeschichte gar nichts an.

Man empfand diese Forscherlust von Zack und Sidi eigentlich überall als störend.

Die Malerei jenes Ceresianers, der die Zerstörung der graden Linie zu einem Hauptthema alles Lebendigen machen wollte, hatte andre Ceresbewohner zu andern ähnlichen Themen gereizt; so wollte Einer die Überwindung der Kugelform im astralen Leben entdecken; er hielt die Kugelform für ebenso hinderlich für den Fortschritt wie

Digitized by Google

die grade Linie — begegnete natürlich vielem Widerspruch auf allen Inseln. Er schuf in seinem Hohlspiegel Sterne mit Rüsseln und mit ganz irregulären Formen und auch solche wieder mit Brillantenschliff und mit allen regelmäßigen kristallinischen Formen.

Der große Porkas fühlte sich ganz besonders durch die Abenteuerlust von Zack und Sidi verletzt; er hatte immer wieder was andres vor und schwärmte jetzt grade von den ungeheuren Reizen dessen, was uns fremd ist; er wollte alles Fremde an sich heranziehen und sah nur darin eine wirkliche Bereicherung des eigenen Wesens. Darum schien es ihm gar nicht notwendig, den Geist, der den Ceres führt, näher kennen zu lernen, denn dieser Geist konnte ja den Ceresianern ein Fremder gar nicht sein.

Porkas fand damit sehr vielen Beifall bei seinen Freunden; viele von diesen versuchten jetzt, das Peinvolle darzustellen; sie strebten danach, in sich Stimmungen zu erwecken, die einen gewissen Schmerz erzeugten. Und sie gingen darin sehr weit, so daß andre Ceresianer zuweilen herzlich lachen mußten über diesen Selbstpeinigungsfanatismus. Doch sie machten die Fanatiker mit ihrem Lachen nur noch fanatischer. Die wollten schließlich auch das Zerstörerische künstlerisch darstellen — und klar machen, wie durch Zerstörung die allergewaltigsten Stimmungen und die stärksten Charaktereigenschaften ausgebildet werden könnten.

Doch diesen Zerstörungsfreunden widersprach der Porkas wieder sehr heftig; er neigte bald wieder zu einer schmerzlichen Melancholie und erklärte für das Tiefste und Feinste das, was mit alten Erinnerungen, die nicht klar werden wollen, zusammenhängt.

So entstand nebenbei auch eine Richtung, die sich mit dem Leben beschäftigte, das die Ceresianer geführt hatten, bevor sie in ihrem Gummischuh auf den fliegenden Inseln des Asteroïds Ceres durch das magnetische Zentrum durch — auftauchten.

Die Vergangenheitsfreunde erregten sehr bald überall große Sympathie, obschon sie zu irgendwelchen Resultaten vorläufig noch gar nicht kamen.

* * *

Währenddem erlebte der Sidi in der Tiefe ganz was andres als der Zack. Sidi konnte viel länger unten bleiben, und er sah viel mehr.

Zunächst befand sich die graue Nebelmasse in großem Aufruhr — es zuckten fortwährend bunte Flammen durch. Und dann kam Sidi auf eine feste Masse, die ganz schwarz und klebrig war, so daß es ihm Mühe machte, mit seinem Fuße zu springen. Doch sprang er so viele Male, daß er aus dem schwarzen klebrigen Lande wieder rauskam.

Sidi hielt dieses schwarze Land sogleich für ein Gliedmaßenstück von einem großen Riesen.

In dieser Annahme wurde er noch bestärkt, als er weites Feld vor sich sah, das in allen Teilen elektrisch leuchtete und eine Helligkeit ausströmte, die man oben auf den fliegenden Inseln gar nicht kannte.

„Von einem Kopf aber", rief er da, „immer noch keine Spur!"

Doch er sollte sich getäuscht haben — plötzlich entdeckte er in der Ferne und noch tiefer unten eine riesige braune Kugel, auf der kleine rote Kugeln herumrollten. Diese roten Kugeln zogen sich aber langsam und umständlich auf drei Stellen zusammen und wirkten so wie drei Augen — im gleichen Abstande von einander.

Als das der Sidi sah, rief er lachend:

„Jetzt ist ja ganz klar, daß der Zack wirklich einen Kopf gesehen hat. Hier wohnen eben auch Ceresbewohner — aber die sind nur größer als wir — und sie scheinen nicht zu malen."

Indessen — nach diesen Worten reckten sich mehrere lange braune Arme aus dem Kugelkopf heraus und griffen nach dem Sidi. Diesen packte jetzt auch die Angst, und er sprang schnell zurück. Aber die Arme kamen immer näher, und der Sidi konnte nicht so schnell springen. Da warf er ein Stück vom Karisôm fort und wurde leichter. Doch der Kugelkopf rollte über ein großes graues Feld, während die roten Kugeln immer im oberen Teile der braunen Kugel ein Dreieck bildeten, und die braunen Arme kamen abermals näher. Da warf Sidi nochmals ein Stück Karisôm fort — und wieder eins — und immer wieder noch eins — bis er keins mehr hatte und mit fabelhafter Geschwindigkeit wieder emporstieg und dann wieder oben auf einer Insel landete.

* * *

Was der Sidi erlebt hatte, wurde nun bald Allen bekannt. Und Sidis Meinung, daß unten auf dem Ceres sehr große Ceresbewohner mit sehr großen Köpfen lebten, wurde bald von Allen geteilt. Auch Zack gab sehr rasch zu, daß es sich doch keineswegs um sternführende Geister gehandelt haben könnte, als die großen Köpfe da unten sichtbar wurden.

Der große Kopf war somit bald ein Ereignis wie alle andern Ereignisse.

Und die Ceresianer gingen wieder ihrer gewohnten Beschäftigung nach.

Porkas pries jetzt als höchste Seligkeit die Auflösung alles Seienden; er sagte, daß es nichts Herrlicheres geben könnte — als das Aufgehen in einer unbekannten Sphäre.

„Das käme", meinte da der Sidi, „dem Verschwinden in einem Zentrum gleich."

Und kaum hatte er das gesagt, so schwebte der Porkas empor, fuhr pfeilschnell auf das Zentrum seiner Insel los und verschwand in diesem Zentrum.

Sein Verschwinden erregte große Unruhe auf den fliegenden Inseln, denn so unvorbereitet war noch niemand ins Jenseits abgefahren.

Digitized by Google

Das gab nun Veranlassung, sich mit den höchsten Rauschzuständen näher zu beschäftigen. Und Viele erklärten diese Art, plötzlich für immer von der Bildfläche zu verschwinden — für einen der höchsten Rauschmomente. Man sprach sehr viel über das Verwirrende der Rauschzustände. Und man fragte sich öfters, ob eigentlich solche Zustände, die man gar nicht mehr überblicken kann, wirklich zu den höchsten Zuständen zu rechnen seien.

Dies bestritt besonders der Sidi, der fürderhin nur noch das eiskalte spitze Klare zum Gegenstand seiner Untersuchungen und künstlerischen Bestrebungen machen wollte.

Der große Kopf in der Tiefe drängte indessen nach kurzer Zeit alle künstlerischen Bestrebungen auf den Ceresinseln in eine ganz neue Bahn: man wollte jetzt dasjenige Denken, das mit andern, noch ganz unbekannten Organen entsteht, einander plausibel machen — denn daß die großen Wesen in der Tiefe auch denkende Wesen seien — das erschien Allen als selbstverständlich.

Und so kam man zurück zu dem, was ursprünglich nur Zack und Sidi wollten: wiederum dachte man daran, jenen Wesen, die unsichtbar über den fliegenden Inseln lebten und alles so wunderbar leiteten, daß sich nichts anstieß, näher zu kommen.

Und man war bald nicht mehr der Meinung, daß es nur ein einziges großes Wesen sei, das überall ‚führte' — man glaubte bald an sehr, sehr viele solche höheren Wesen.

* * *

Zack aber suchte die große Ruhe; er malte ein kleines Hohlspiegelbild, in dem sich alles ganz langsam bewegen sollte. Er war schließlich der Meinung, daß es ganz überflüssig sei, den Gang der Entwicklungen zu beschleunigen.

„Der Sturm", sagte er zum Sidi auf Eiland YG, „mag ja wohl gelegentlich ganz förderlich für manche Verhältnisse sein — aber das ruhige Weitermalen ist doch das Beste."

„Es bleibt uns auch", versetzte der Sidi da, „nichts andres übrig, denn in die Tiefe kommen wir doch nicht noch mal — das Karisôm ist nicht mehr zu finden — auf den fliegenden Inseln ist es verbraucht."

Und da malten sie denn ruhig weiter — an ihren lebenden Bildern.

Ostern in Rom.

Das anmutige blinde junge Mädchen tastet auf dem holprigen, von irgend einer unbekannten Firma bezogenen Klavier eifrig nach italienischen Opernmelodien, und ein leiser Widerschein der überbehaglichen Verdauungsstimmung der Gäste ringsum geleitet über ihre unglückliche Dämmerwesenheit — doch die Unterhaltung ruht nicht; kleine Wortperlen hüpfen und glitzern rings auf den Lippen, ein festliches Genießen und Ruhen in den Kissen des Wohlgefühls durchwärmt den intimen Raum unsres deutschen Hotels . . .

Die meisten der Gäste haben wohl diesen Ostersonntag in Rom selbst verbracht — dem „padre santo" zu Ehren, dem soeben die Blinde voll Inbrunst ein patheitisches Rezitativ singt, als beschwöre sie das ihr versagte Osterglück mit wuchtigen Seelenhieben vom erbarmungslosen, aber heute, als am Ostersonntag, erbarmungsbereiten Himmel Roms herab . . . Sie alle waren wohl heute in irgend einer Ostermesse in einer der zahllosen Kirchen, die hier alle fünfzig Schritte auch den pietätlosesten Ferienreisenden zur Andacht zwingen, zur inneren Einkehr, sei es nun auf Stunden oder auf Minuten — zur Sammlung und zum Beschauen der Kunstwerke, zum Schönheitsgebet vor diesen Hochaltären der Kunst — — und nun sitzen sie wieder am Osterabend vereint, herdenhaft zueinander gehockt und müssen wieder zu den Sternen aufblicken, zu den ewig helleuchtenden Sternen der Musik, die mit fanatischer Brunst aus der beteseeligen Stimme dieser Blinden schimmern und mit ihrem goldigen Glanz ihr Alltagsseelchen durchleuchten . . . Dieses unwillkürliche Hinaufgezogenwerden zu den überirdischen Höhen der Kunst ists ja, das a l l e Empfänglichen stets hier in Rom (wie in allen italischen Kunststätten) in bebende Auferstehungsfeierstimmung versenkt, das auf die Gemüter der lieben Berufsmenschen von Titels und Professions Gnaden einen fast stets unauslöschlichen Eindruck ausübt . . . . . Die Pilgerzüge, die in diesen Tagen die frumben Katholiken aus aller Herren Länder in die Stadt der Peterskirche führen, erscheinen mir nichts andres als Symbole der Empfangsfreudigkeit zu sein, wie sie ja in allen Menschen schlummert . . . Stehst du am Kapitol vor den Dioskurenstatuen und vor der Eingangspforte zum kapitolischen Museum und am Fuße der schreckhaft steilen Stiege zur Aracoelikirche und bist du so recht einsam in dich vergraben, so spricht dich plötzlich in Heimatslauten irgendwer an und fragt dich nach dem nächsten Wege zur Peterskirche, die er stets richtig und in gutem geläufigen Italienisch mit „San Pietro" bezeichnet, und du fühlst, daß irgend etwas in diesem Menschen des sauren Arbeitsdaseins nach Erfüllung lechzt, du fühlst, daß diese Irrfahrten, die alle diese Osterpilger durch das vielverzweigte Gassengewinkel Roms machen müssen, ehe sie sich dem Petersplatz nähern, daß diese Irrfahrten, all diese Frommen unbewußt zu vorübergehenden Kunstandächtigen und Schönheitspilgern erhebt, du fühlst dann die w a h r e Unvergänglichkeit der ewigen Stadt und du spürst den Hauch der ewigen allmenschlichen Barmherzigkeit, die Rom, als Stätte der Andacht im höchsten Sinne ausüben muß! . . Freilich fühlst du gleichzeitig auch peinlich immer aufs neue hier in Rom das unvermittelte Nebeneinander alter Kunsterhabenheit und neuen Kitsches. Magst du dich auch noch so sehr sträuben, Feder, du mußt auch der tiefen ehrlichen Empörung beredten Ausdruck geben, die ich bei meinen Osterspaziergängen durch den Corso Umberto empfand, als ich die zum Himmel brüllenden Geschmacklosigkeiten betrachtete, wie sie sich hier in den Läden breit machen. Man denke sich ein Osterei, auf dessen Schale in Marzipanguß die Tempelreste des Forums, natürlich höchst kitschig, „plastisch" aufgelegt sind, während das Innere — und dies ist das Allerärgste! — blaues Veilchenkonfekt, oder deutlicher gesagt, eßbares, blaugefärbtes, veilchenähnliches Konfekt enthält! — Freilich, gekauft wird wohl solcher Schund heute auch von den philiströsesten Fremden aus Pinsberg an der Pinse nicht mehr! Aber es ist doch ein tieftrauriges Zeichen für den Ungeschmack italienischer Kaufleute, daß sie derartig empörenden Schund auszustellen wagen. Überhaupt hat das römische Straßenleben in dieser Osterzeit etwas Jahrmarktsmäßiges an sich. Da in den meisten Straßen die soliden heimischen Bürgersteige fehlen, so herrscht ein lebensgefährliches Gedränge, dem ich das beliebte und verbrauchte Beiwort „malerisch" unbedingt versage. Es fehlt eben gerade dem römischen Straßenleben, zum mindesten in den Haupt-

Digitized by Google

straßen, das südlich Farbenfrohe. Die Menschen flanieren langsam hintereinander und durcheinander, fortwährend gezwungen, den vielen Droschken und den spärlichen Autos auszuweichen; wagst du es aber, stehen zu bleiben, so wirst du sofort wie eine feste Burg innerhalb dieser Menscheninsel umringt von Mosaikhändlern nnd sonstigem Krämer- und Bettlervolk, dem das Gewerbsmäßige nur so aus den Spitzbubenaugen herausblitzt. Da gedenke ich besonders jenes Bettelweibes auf dem Kapitol: gräßlich stöhnend und weinend, streckte sie mir ihre hageren Arme flehend entgegen, doch kaum hatte sie ihren „Soldo“ in der Hand, da klärte sich blitzartig ihr Wesen auf, und kein Tränlein glänzte mehr in den Augen, und ich spürte deutlich die Komödie, die sie mit ihrem gewerbsmäßigen Bettelklagelied gespielt hatte — und dann sprangen an die zwölf, vierzehn Schmutzfinkenkinder um mich herum und vollführten ihre Kobolzsprünge und bettelten . . . . .

In Rocca di Papa, dem malerisch zerklüftet auf einen Felsen geschmiedeten Nest, das wir auf unsrer Osterfahrt in die Albanerberge durchquerten, war dieser Bettel besonders auffällig. Ein halbes Dutzend „guides“ boten sich uns an, um sich eine Ostereinnahme zu sichern, und es war besonders scherzhaft, zu beobachten, wie sich dieses „Führer“-Gewerbe in diesem, von deutschen Malern seit Alters her gern besuchten Städtchen von Generation zu Generation fortzuerben scheint. Als wir an den Hauptplatz des Ortes kamen, näherte sich ein alter Mann, offenbar ein alter Führer, der uns aufdringlich seine Dienste zur Verfügung stellte. Als wir dann ihn und das übrige Führer-Bettlervolk energisch abwehrten, erschien plötzlich der Wächter über Ordnung und Sitte in Rocca di Papa, und stellte den Alten mit jener gutmütig kollegialen „Autorität“ in Sprache und Gebärde zur Rede, wie sie in romanischen Landen im erfreulichen Unterschiede zu unsrer lieben preußischen Schutzmannszucht üblich ist. Es entspann sich eine angeregte, aber durchaus nicht erregte Unterhaltung zwischen dem Ordnungssymbolisten und dem Fremdenindustrieritter, und ich bin überzeugt, fünf Minuten später haben die Beiden die Osteria betreten und etliche Gläser Frascati auf das Wohl der — Fremdenanbettelei geleert . . .

Ja, diese italischen Osterien! Sie sind es noch immer, wo sich das Volksleben am echtesten auslebt — freilich muß man nicht in jene halb und halb für die Fremden arrangierten Lokale gehen, aus denen ein vordringliches Singen und Gitarreklimpern heraustönt, und bei deren Betreten man sich in ein eigens von den deutschen Reisebuch-Verlegern arrangiertes „Museum einzig und allein echten römischen Volkslebens“ versetzt fühlt! Ringsum sitzen etwa fünfzig Deutsche und fünfzehn Italiener, aber nicht traulich vereint, sondern kastenhaft deutsch getrennt, und willst du an einem Tische Platz nehmen, so schleudert dir die ältliche deutsche Jungfrau mit spitzem Tone ihr: „Bitte, hier ist alles besetzt!!“ zu, und du flüchtest dich schleunig nach vorn, nahe dem Eingang, wo dir der Vino di Marino und di Frascati lieblich nahe entgegenduftet und entgegengrüßt, und wo du mit dem Besitzer über seine Weinkultur plaudern und das herbeiströmende Volk, das „echte“, ohne deutsche, bewußte Studienbeflissenheit kennen lernen kannst! . . . Willst du diese Studien ohne Mühe betreiben, so mußt du in eine mager beleuchtete Seitenstraße einbiegen und in eine der engen, dumpfig muffigen Schenken dich hineinwagen, wo die Musik sich in lautem Singen austobt, und wo dann helle, schrille Worte hineingellen in die weichen Kantilenen, und wo die wackeligen Stühle unwillig hin und hergerückt werden, und wo du dich heimlich als Fremder, als wirklich ganz Fremder fühlst, der nicht seine Osterferienstimmung zu trüben fürchtet, wenn er an die Nachtseiten römischen Lebens rührt . . . . Von dieser Rom-Sehnsucht lebt naturgemäß in den Oster-Besuchern der ewigen Stadt nichts; sie absolvieren ihr Baedeker-Pensum, und „wenn der Fuß auch bricht“, sie müssen alles „gesehen haben“, und dieses Gefühl erfüllter Pflicht ist es, das sich auf den satten Spießbürgermienen der Teilnehmer an den Ostergesellschaftsreisen widerspiegelt . . . Das plärrliche Rom ist aber nichts andres als ein bengalisch beleuchteter Baedeker-Komet allererster Ordnung! . . .

Arthur Neisser.

Aus den Theatern.

Vom Dessauer Hoftheater.

Von jeher ist in Dessau reges musikalisches Leben gewesen und dementsprechend auch im Hoftheater die Oper besonders gepflegt worden. Und zumal unter des jetzigen Herzogs Regierung ist ein erneuter Aufschwung zu verzeichnen, der aber leider eine weniger erfreuliche Stagnation im Schauspiel zur Folge hat. Wie in den vielen andern deutschen Kleinstaaten die Residenz die geistige Zentrale für das ganze Ländchen ist, so hat auch Dessau mit seinen bedeutsamen musikalischen Darbietungen unter den anhaltischen Städten die führende und erste Stellung eingenommen, und es ist ein erfreulicher Anblick, wenn man z. B. beim letzten anhaltischen Musikfest in Zerbst sehen konnte, wie das vorzügliche Hoforchester und die ersten Kräfte der Oper hier den musikalischen Interessen des ganzen Landes dienen: ein Anblick, der die deutsche Kleinstaaterei und das vielverleumdete Duodezfürstentum doch einmal unter einem andern, günstigern Gesichtswinkel zeigt. Und größer vielleicht als früher ist heute die Kulturmission solcher Residenzen und ihrer künstlerischen Institute, nachdem durch Verwirklichung des Reichsgedankens dafür gesorgt ist, daß diese provinziellen Leistungen eine mehr als örtliche Bedeutung gewinnen.

So ist es jetzt nichts Außergewöhnliches, bei Uraufführungen zahlreiche auswärtige Gäste und Referenten der größeren hauptstädtischen Zeitungen und Fachblätter zu treffen, die früher kaum zu einer solchen Reise in die Provinz Lust gehabt hatten. Eine solche Gelegenheit war am Ostersonntag die Uraufführung des musikalischen Märchens „Der König von Samarkand“, des ersten Bühnenwerks von Franz Mikorey, einem gebürtigen Münchener, der 1902 mit 29 Jahren als Nachfolger Klughardts in Dessau Hofkapellmeister wurde und damit die maßgebende Stellung im Musikleben des Herzogtums Anhalt einnahm. In den acht Jahren ist er seitdem hauptsächlich als Dirigent bekannt geworden: außer in Dessau (gelegentlich der anhaltischen Musikfeste), dann auch in Berlin als Gastdirigent des Blüthnerorchesters und der Gura-Oper. Weniger kennt man ihn als Komponisten, so daß er mit der neuen Oper eigentlich zum ersten Male vor die größere Öffentlichkeit trat. Die textliche Grundlage bot ihm Grillparzers Märchendrama „Der Traum ein Leben“; die Umgestaltung und Verkürzung, die Mikorey für seine Zwecke vorgenommen hat, ist wenig geschickt gemacht und hat das eigentlich dramatische Element noch mehr verdrängt, so daß jetzt bei der Vertonung eine dramatische Sinfonie entstanden ist, eine Bezeichnung, die auf dies Werk noch eher paßt als auf Fr. Kloses „Ilsebill“. Diese — ich möchte fast sagen Unterschätzung des Dramatischen im Libretto ist um so erstaunlicher, als der Komponist in dessen Vertonung fast ganz in den Bahnen Wagnerscher Technik wandelt, nicht ohne in der eigentlichen musikalischen Erfindung bedeutungsvolle Ansätze zu einer eignen Tonsprache zu zeigen. Es ist deshalb noch nicht zu entscheiden, ob Mikorey gerade auf dem Gebiet des musikalischen Dramas Zukunftswerte schaffen wird, oder ob er mehr Begabung für sinfonische Arbeit entwickeln wird. Jedenfalls ist das Kompositionstalent unverkennbar und sein Hervortreten mit diesem neuesten Werke ein bedeutender Schritt vorwärts. Nicht nur die technische Beherrschung der Instrumentation, die Sicherheit in der Berechnung der Klangwirkungen ist vollendet, sondern was mir wertvoller dünkt, er hat eine anerkennenswerte und vielversprechende Höhe musikalischer Ausdrucksfähigkeit

Digitized by Google

erreicht: die Betonung des Gefühlsmäßigen ist bei ihm so stark wie bei Wagner. Die geistige Verwandtschaft ist hierbei noch so groß, daß ihm ganze Komplexe nachempfunden sind und einzelne Figuren Züge Wagnerscher Gestalten tragen, während wiederum das bäuerliche Fest im ersten Aufzug und späterhin das festliche Gepränge im Königsschloß zu Samarkand weniger in der Vertonung als in der musikalischen Empfindung an ähnliche Stimmungen des Bayreuther Vorbildes erinnern. Ich habe Ähnliches bei Pfitzner und Cornelius („Armer Heinrich" und „Gunlöd"), die mir in diesen Werken als typische Wagnerianer erscheinen und stark von Bayreuth abhängig sind, niemals gefunden.

Im Ganzen war die Dessauer Premiere jedenfalls eine angenehme Osterbescherung, zumal der Komponist selbst seinem Werke die nötige Sorgfalt angedeihen lassen konnte. Das Werk fand eine sehr gute Wiedergabe, gesanglich und orchestral ebenso wie hinsichtlich der Inszenierung. Die Dessauer feierten ihren Hofkapellmeister und die fremden Gäste stimmten gerne in den Beifall ein.

Franz E. Willmann (Leipzig).

* * *

Simplizissimus auf der Bühne!

Das ungefähr war der Eindruck, den die Schnurre „Der Feldherrnhügel" oder „Die Sehnsucht nach dem Zylinder" erweckte, dieses in letzter Zeit vielgenannte Stück der Herren Roda Roda und Karl Roeßler. Ganz unnötige Reklame hatten die Zensurverbote in Wien, Berlin, Dresden, München usw. gemacht; die Erwartungen waren hochgespannt und statt einer gefährlichen, sensationellen Komödie bekam man nun im Leipziger Stadttheater am Ostermontag eine gepfefferte Satire, die, aller literarischen Werte bar, Typen, wie wir sie aus dem „Simplizissimus" kennen, in überraschender Schärfe auf die Bühne brachte. Vereinzelt haben sie sich schon öfters auf den Brettern eingestellt, aber in solcher Fülle und Echtheit wohl noch nie. Das war das Novum und der Reiz bei diesem Stück. Es sind im Grunde lauter dankbare Aufgaben für die Schauspieler, die in Sprache, Maske und Spiel den bekannten Reznicek-Bildern Leben einzuflößen hatten. Und das ist den Leipzigern vorzüglich gelungen: eine sehr tüchtige Leistung dieser Bühne, wenn man bedenkt, daß von allen Darstellern eine Kenntnis des österreichischen Milieus und verschiedener Dialekte verlangt wird, wie man sie sonst im nördlichen Deutschland nicht zu besitzen pflegt.

Die Handlung, wenn man davon überhaupt reden kann, ist äußerst einfach und besteht darin, daß ein Reiteroberst gern verabschiedet sein will und sich absichtlich grobe Verstöße und bei einem Manöver taktische Fehler zu schulden kommen läßt, daß aber alles von der Allerhöchsten Stelle anders beurteilt wird und seine schweren Fehler als hervorragende Leistungen hingestellt werden. Und dazu kommen nun eine Menge komische und satirische Situationen, die auf die militärischen und gesellschaftlichen Verhältnisse grelle Schlaglichter werfen. Aber die grotesken Übertreibungen sind derart, daß niemand in die Versuchung kommen kann, sie für etwas andres zu halten. Deswegen ist auch die Zensurierung dieses Schwanks wenig verständlich: bei uns wenigstens lachte man herzlich und amüsierte sich, ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen. In Österreich, wo durch Maske bestimmte Personen kopiert wurden, mag die Sache anders liegen.

Franz E. Willmann (Leipzig).

Randbemerkungen.

Die Kaiserpfalz in Posen

soll in diesem Sommer feierlich ihrem Zwecke dienstbar gemacht werden, und ein polnisches Blatt in Warschau glaubt melden zu dürfen, der polnische Adel des ehemaligen Großherzogtums habe seine Beteiligung an der Eröffnungsfeier beschlossen. Möglicherweise ist dies ein Warnungsruf, eine Drohung gegen die Schlachta, wodurch sie von diesem Schritt abgehalten werden soll. Vorläufig ist nichts über den Umfang der Einladungen bekannt geworden; die damit Betrauten werden vorsichtig sondieren müssen, um nicht Abweisungen zu erfahren, werden sich vor Augen halten müssen, welchen Eindruck es auf die deutschen Kämpfer in der Ostmark machen würde, wollte man großpolnisch denkende Schlachtschitzen heranziehen. Es könnte eingewendet werden: das gerade wäre eine Gelegenheit, des Teufels Treu zu erproben, und die Einladungen wie ihre Ablehnung seien bestimmt, Klarheit zu verbreiten. Das dürfte nicht gelten. Derartige Nebenzwecke zu verfolgen, wäre tadelnswert: durch Höflichkeitserweise sollte niemand in eine Zwangslage versetzt werden. Die Kaiserpfalz wird ohnehin von der polnischen Presse als Zwing-Uri verschrieen und die Einweihung als Aufrichtung des Geßlerhutes. Da ist von Friedensstimmung wenig zu spüren. Dazu tritt die Stillegung des Enteignungsgesetzes. Mag die Verminderung der Landankäufe durch die Ansiedlungskommission auch durch örtliche Verhältnisse bestimmt sein, wie auch der Ruf nach katholischen Ansiedlern für gewisse Bezirke, das alles zusammengehalten scheint auf eine Abkehr von der Grolmanschen Politik zu deuten, auf ein Senken der Waffen, und in deutschen Kreisen befürchtet man, die Einweihungsfeier könne von den Polen zu einer Versöhnungskomödie gemißbraucht werden. Trotz aller Loyalitätsbeteuerungen hat sich der polnische Adel in seinen Vertretern im Abgeordnetenhaus nie zu einer entschiednen Absage an die großpolnische Hetzpresse verstanden, trotz der gelegentlichen Verleugnung des Großpolentums zählen die Herren in ihren Reihen so wetterwendische Politiker wie Herrn Koszlol von Koszielski, der fern vom Schuß der Kammerdebatte, die Töpfe der Agitation ans Feuer rückt. Auch der Einbruch der Polen in die oberschlesische Wasserpolakei wäre hier anzumerken. Man darf also mit einiger Beklommenheit dem Verlauf der Posener Kaisertage entgegensehen. Die Kaiserpfalz ist als ein Hort des Friedens gedacht, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß ihn die Polen ernstlich wollen, und bisher hat es an Anzeichen dafür gefehlt. Ob die Beteiligung der Schlachta an der Einweihung dazu zu rechnen ist, wird sich herausstellen.

L. M.

* * *

Die Neutralität Dänemarks.

Das viel Butter ausführende und viel Margarine verzehrende Inselland erfreut sich eines ungemein radikalen Ministerpräsidenten, der als erster Radikaler so schnell segelt, daß ihm, wie jenem wahrheitliebenden Kapitän, der Wind nicht folgen konnte. Dieser Wind, auf den er von Zeit zu Zeit infolgedessen warten muß, der ihm seine Segel füllt, besteht in der Agitation gegen das Herrenhaus (Landsting) und gegen die Landesverteidigungsgesetze. Dieses Überbleibsel des Christensenschen Regimes, bestehend in Vermehrung der Land- und Seemacht und der Befestigung Kopenhagens, möchte Herr Zahle ausmerzen. Das ist nun nicht so leicht wie die Beseitigung des Ordenswesens; denn das blaue Band und das minder begehrte weiße Band des Elefanten und des Daneborgs schmückt doch nur wenige im Verhältnis zu den unzähligen Vielen, die es zwar haben möchten, aber nie kriegen. Indessen für Landesschädigung hat wohl noch niemand, selbst die Nichtdekorierten nicht, den „Elefanten" gehalten. Das wird nur der Landesverteidigung nachgesagt. Also weg mit Heer und Flotte und Festungen, wie sie auch geartet sein mögen. Herr Zahle will alle Befestigungen schleifen und alle Soldaten und Angehörige der Kriegsmarine zu einer See- und Grenzpolizeiwache verwenden. Historisches Denken ist niemals die starke Seite des Radikalismus gewesen. Das Bombardement Kopenhagens im September 1807, dessen hundertjähriges Jubiläum die Anhänger des Ministerpräsidenten vor drei Jahren zu begehen vergaßen, die darauf folgende Auslieferung der dänischen Flotte an die Engländer scheinen zum Beweise dafür

Digitized by Google

dienen zu sollen, wie wenig der „tappere Landsoldat“ im Ernstfalle seine Mission zu erfüllen vermag. Als Grenzpolizei wird er es können und jedem Feind das antun, was Bismarck den englischen Truppen einmal in Aussicht stellte, falls sie sichs beikommen ließen, in Schleswig einzufallen: er wird sie als Ausländer „verhaften“. Die Grenzpolizei konfisziert die Gewehre, die Säbel, die Kanonen, die Munition, gegen die man sich außerdem durch hohe Zollsätze sichern kann. Bisher sind leider verbürgte Fälle nicht bekannt, wo sich Einbrecher durch Großmut entwaffnen ließen, und ein Schlafrock hat stets als ein warmes, aber nicht so sicheres Bekleidungsstück wie ein Panzer gegolten. Wie jedoch der Streit zwischen Folketing und Landting, der sich infolge der Pläne Zahles vorzubereiten scheint, ausgehen mag: über die Wahrung der dänischen Neutralität durch derartige Mittel werden, abgesehen von der Friedensliga, die Mächte verschiedener Meinung sein. Wenn England eines Tages ein wehrloses Dänemark als Stützpunkt für kriegerische Operationen in seine Berechnungen einziehen sollte, so werden auch andre die Konsequenzen daraus ziehen dürfen.

A. Z.

* * *

Die Lage in der Türkei.

Es ist fast unmöglich, die Zukunft des osmanischen Reiches mit hoffnungsvollen Augen zu betrachten. Gewiß, mehr als einmal hat eine kleine Oberschicht eine zahlreiche Bevölkerung im Zaum gehalten. In Indien steht nur ein Europäer gegen tausend Eingeborene. Die Türken sind insofern noch weit besser gestellt, als ungefähr zwei Türken gegen sieben Fremde, oder, bei ungünstigster Schätzung einer gegen vier steht. Trotzdem liegen die Verhältnisse im weiten Reiche des Sultans doch wesentlich anders als in Indien. Dort, in Südasien, sind die Beherrschten meist wenig kriegerisch und haben vollends von der Technik und den militärischen Methoden des Westens kaum eine Ahnung. Das osmanische Reich beherbergt dagegen eine ganze Menge von Völkern, deren Lust seit Jahrtausenden Jagd und Krieg gewesen ist. Außerdem sind mehrere von jenen Völkern nicht nur in den Künsten des Westens erfahren, sondern sind schon durch ihre Rassenanlage geistig den Türken überlegen. Griechen und Armenier, wie auch die Juden und Kutzowlachen, sind entschieden gewandter, rühriger und im modernen Sinne gebildeter, als ihre bisherigen Herren. Der Wert des Türken liegt vor allem in seinem Charakter. Zwei Eigenschaften zeichnen ihn aus: Festigkeit, die sich bis zu verbohrter Hartnäckigkeit steigern kann, und ruhige Sachlichkeit, die zwar bis zu phlegmatischer Unbekümmertheit ausarten kann, die aber in ihrer duldsamen Art gerade geeignet ist, um ein buntzerklüftetes Völkergewimmel, wie es der Orient bietet, in Ordnung zu halten. Ohne Frage ist noch jetzt die türkische Armee die beste zwischen Indus und Peneios. Aber es ist doch die Frage, ob die militärische Überlegenheit allein auf die Dauer hinreiche. Zudem sind die Bulgaren nahe daran, ein ebenbürtiges Heer zu schaffen. Bulgaren und Griechen vereint können den Türken doch recht unangenehm werden. Jetzt ist aber noch ein Hauptpunkt zu berücksichtigen. Im Jahre 1897 konnte die Türkei die überwiegende Mehrzahl ihrer Streitkräfte gegen das kleine Hellas allein marschieren lassen; jetzt aber werden beträchtliche Truppenmassen anderswo gebunden sein. In Arabien sind die Kämpfe gegen die Beduinen, die schon das Sultanat seit fast zwanzig Jahren zu führen hatte, nur noch heftiger und häufiger geworden. Der Libanon will sich unabhängig machen, Kurden und Armenier sind in vollem Aufstande begriffen. Infolgedessen werden gerade die Kerntruppen der Regierung, die Anatolier, zum größten Teile in Asien bleiben müssen, zumal auch die asiatischen Griechen im Auge zu behalten sind. Zwar ist bisher deren Loyalität seit Jahrhunderten unerschüttert geblieben — gelegentliche Unruhe auf Chios waren der Ausfluß von lediglich örtlicher Mißverwaltung — allein in den heutigen Zeiten des Nationalismus ist auch die Haltung der asiatischen Griechen keineswegs sicher.

Ich möchte hier eine Statistik einschalten, die eine arabische Zeitung auf Grund von amtlichen Aufstellungen gebracht hat. Sie ist bedeutend höher als die üblichen Schätzungen. Die Statistik berücksichtigt allerdings nur die Männer über sechzehn Jahre, damit ist, angesichts der wechselnden Fruchtbarkeit der Rassen ein Element der Unsicherheit gegeben. Immerhin dürfte man im allgemeinen das Richtige treffen, wenn man die folgenden Zahlen mit vier vervielfacht, um die Gesamtbevölkerung zu erreichen. Für die Araber lautet jene Statistik auf 5 Millionen; die Türken 2 850 000, Bulgaren und Griechen (Unierte) 1 050 000, Bosnier und Serben 700 000, Albanier 650 000, Kurden 650 000, Orthodoxe Griechen 500 000, Armenier 450 000, Juden 350 000, Tscherkessen 100 000. Dabei sind Kutzowlachen, Berber und Neger, und andre weniger zahlreiche Völker weggelassen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist nun zwar diese Statistik übertrieben. Da sie nämlich die erwachsene männliche Bevölkerung auf $12^1/_2$ Mill. angibt, so würde ja die Gesamtzahl 50 Mill. erreichen. Andrerseits ist die übliche Ziffer von bloß 25 Mill. sicher viel zu gering. Sei dem, wie ihm sei, auch nach diesen Regierungsangaben würden die Türken noch nicht einmal $^1/_4$ der Gesamtbevölkerung ausmachen.

Durch die unnachgiebige Haltung der Pforte in der Kretafrage hat sich gerade in der jüngsten Zeit die Lage wieder zugespitzt. Die Bandeneinfälle, namentlich von Thessalien aus, mehren sich. Die türkischen Rüstungen nehmen ihren Fortgang und die Armeekorps von Adrianopel und Salonichi werden bedeutend verstärkt. Alles deutet auf eine akute Krisis hin.

Wirth.

* * *

Lohnkämpfe und Geldwert.

An vielen Stellen der Kulturwelt wüten zurzeit große, heftige Lohnkämpfe zwischen Arbeiter- und Unternehmerbünden. Das gibt dem Riesenstreik im Baugewerbe, dem wir in Deutschland unausweichlich entgegengehen, einen besonders düstern Hintergrund. Wie er auch verlaufen und ausgehen mag, eines läßt sich mit unbedingter Gewißheit vorhersagen: die Allgemeinheit wird schwer geschädigt werden. Das anerkennt auch der „Vorwärts“: „Der in vollem Umfang ausbrechende Kampf müßte die zaghafte Aufwärtsbewegung unsers Wirtschaftslebens zum Stillstand bringen. Nicht nur das gesamte Bauwesen, sondern auch die Ziegeleien, die Zementfabriken, der Güterverkehr, die Trägerwerke, die Beleuchtungs-Industrie, die vielen andern Erwerbszweige würden ganz empfindlich getroffen werden.“

Der Klassenkampf hat es mit sich gebracht, daß die Arbeitgeber ihren Vorteil zu sehr in niedrigen Löhnen, die Arbeiter zu sehr in hohen sehen, und beide Teile darüber vergessen, daß sie sich auf der Grundlage eines großen gemeinsamen Interesses zusammenfinden könnten, des der allgemeinen Ergiebigkeit der Produktion. Die Bauarbeiter verlangen vor allem deshalb höhere Löhne, weil die Lebensmittelpreise im Laufe der letzten Jahre sehr gestiegen sind, was sie einer falschen Wirtschaftspolitik der Regierung zuschreiben. Höhere Löhne können sie, wenn das Glück ihnen günstig ist, durch den Streik erlangen. Die, die ihnen das in Aussicht stellen, die sozialistischen Parteipolitiker, vergessen oder unterlassen es aber, ihnen klar zu machen, daß Streiks ebensogut wie eine falsche Wirtschaftspolitik die Kaufkraft des Geldes mildern und dadurch eine Lohnerhöhung illusorisch machen können. Ebensowenig überlegen kampflustige Unternehmer, daß eine Verringerung der Kaufkraft des Geldes unter Umständen einen durchgehaltenen Lohndruck aufwiegen kann, indem ihnen die Rohstoffe um so teurer zu stehen kommen. Vom wirtschaftlichen Gesichtspunkte aus ist nicht einzusehen, warum in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung keine dauernde Friedensordnung zwischen Arbeitern und Arbeitgebern möglich sein sollte, d. h. warum das Recht bei Lohnstreitigkeiten auf den Zukunftsstaat zu warten hätte, bis es sich ohne zerstörende Kämpfe durchsetzen kann, nachdem es auf so vielen andern Gebieten die Unsitte der Fehde längst überwunden hat.

Digitized by Google

Die Scharfmacher im Lager der Arbeit sind nicht besser als die Scharfmacher im Lager des Kapitals. Der Allgemeinheit ist nur mit einer friedlichen Verständigung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern gedient, da jede gewaltsame Durchsetzung einseitiger Zwecke — und Streiks wie Aussperrungen sind gewaltsame Mittel — die Summe der auf den Markt gelangenden Produkte vermindert und dadurch die allgemeine Lebenshaltung verteuert. Unter den obwaltenden Umständen mögen Streiks noch manchmal unvermeidlich sein, aber das hat dann seinen Grund nicht in natürlichen, sondern in künstlich hervorgerufenen Gegensätzen zwischen Kapital und Arbeit.

Otto Corbach (Charlottenburg).

* * *

Roosevelt, der Globetrotter,
hat der Welt wieder einmal Gesprächsstoff gegeben: er hat sich auf die vom Vatikan aufgestellte Bedingung, nicht etwa wie sein ehemaliger Vizekollege Fairbanks in der Methodistenkirche zu Rom zu predigen, nicht eingelassen und ist damit der erstrebten Audienz beim Papst verlustig gegangen. Das Lamento hierüber ist spaßig. Wer ist Herr Roosevelt, und warum reist Herr Roosevelt? Der kleinste Zeitungsjunge auf dem Broadway würde darauf antworten: „Herr Roosevelt ist Privatmann, Bürger der U. S. und macht eine Reklamereise zu Wahlzwecken" Das stimmt. Ob er in Afrika Flußpferde und Nashörner schießt oder am Fuß der Pyramiden einige Jahrtausende auf sich herunterschauen läßt und dabei des Napoleonischen Schlachtbefehls „Die Gelehrten und die Esel in die Mitte!" gedenkt, ob er dem oder jenem Potentaten beim Händeschütteln eine Armverrenkung zuzieht oder vor einem Haufen fellachischer Analphabeten eine hochpolitische Rede hält, stets wird dabei die Kabelgesellschaft auf ihre Kosten kommen, und die Zeitungen des Erdballs werden in der internationalen Preßniggersprache die Kunde dieser Tatsache weitertrommeln. Nach dem alleinseligmachenden Glauben der amerikanischen Republikaner ist er nur ein einfacher Privatmann nach Beendigung seiner Präsidentschaft und besitzt keinen irgendwie gearteten Einfluß auf die Politik der Vereinigten Staaten. Aber diese Republikaner, die sich nicht genug über den Byzantinismus des altersschwachen Europas entrüsten können, die unsre Hofberichte belächeln, halten es für ganz natürlich, ihrem Teddy, dem weiland Rauhreiter, auf seinem Ritt ins Privatleben zu folgen und jede Äußerung von ihm zu kolportieren. Eine Audienz beim Papst wäre lange nicht so interessant gewesen, als es die Vereitelung dieser Audienz ist. Und wie nett macht es sich, wenn man von dem Vielberufenen melden kann, er habe das Verhalten des Vatikans nicht böse aufgenommen und bitte die Katholiken und Protestanten seiner Heimat (lies Wähler!), in Frieden und Eintracht zu leben. Also irgendein Reiseabenteuer eines amerikanischen Privatmannes ist imstande, den Frieden zwischen zwei Konfessionen zu stören. Hier riecht der Speck, womit die Mäuse gefangen werden, deutlich durch. Auch das kann als Wahlvorbereitung aufgefaßt werden, und die Geduld der Presse, die jede seiner Äußerungen spaltenlang registriert, ist bewundernswert. Die Kosten eines Wahlfeldzuges in Amerika sind sehr hoch, aber man kann sie, wie Roosevelt zeigt, auch abwälzen. Tausende von Schultern drängen sich dazu, sie ihm tragen zu helfen. Das ist der Humor von dieser mit solcher Geschäftsgewandtheit in Szene gesetzten Reklamereise. G. L. F.

* * *

Dolus eventualis.

Im Volke hat die Konstruktion des Dolus eventualis, seitdem von ihr in einem Majestätsbeleidigungsprozeß zu Breslau einmal ein recht merkwürdiger Gebrauch gemacht wurde, sich einer allzu großen Sympathie nicht zu erfreuen. Der Jurist, und der Gebildete überhaupt, der das Wesen juristischer Begriffsbildungen begreift, weiß natürlich, daß das Strafrecht ohne den Dolus eventualis nicht auskommen kann, aber mit der Art, wie ihn eine Strafkammer des Landgerichts I ausgelegt und entwickelt hat, kann sich kein verständiger Mensch befreunden. Der „Vorwärts" hatte mitgeteilt, daß ein livländischer Herr v. Sievers sich verschiedene Schandtaten habe zu schulden kommen lassen. Darauf verklagte ihn ein Landrat v. Sivers, und der verantwortliche Redakteur ist nun auch in zweiter Instanz verurteilt worden. In der Urteilsbegründung heißt es: „Wenn auch die Schreibweise der Namen eine verschiedene (warum nicht bloß „verschieden"? Wustmann i. B.) sei, so hätten sich doch durch den Artikel, in welchem die Person des livländischen Adeligen nicht näher bezeichnet gewesen, alle Träger der Namen Sievers oder Sivers, die in Livland wohnen, verletzt fühlen können. Allerdings sei festgestellt, daß der Schreiber des Artikels nicht den Landrat, sondern eine andre Person habe treffen wollen, der Redakteur habe sich aber sagen müssen, daß seine Ausführungen auf den Landrat v. Sivers und andre Angehörige der Familien Sievers und Sivers bezogen werden könnten, es liege also Eventualvorsatz vor." — Der „Vorwärts" hat damals gegen die Edelleute der Ostseeprovinzen, die sich gegen Räuber und Mordbrenner ihrer Haut wehrten, ungerechterweise gehetzt und kritiklos allerlei Beschuldigungen gegen sie vorgebracht. Aber dieses Urteil ist ungerecht. Der erste Satz der Begründung läßt sich hören; der zweite müßte jedem Rechtskandidaten im Referendarexamen zum Durchfall verhelfen. Von nun an ist es einer Zeitung nicht mehr möglich, etwas Unangenehmes von Fritz Schulze, Wilhelm Müller, Isidor Kohn zu bringen; denn jeder andre Träger dieser Namen kann die Nachricht auf sich beziehen und sich beleidigt fühlen. Und wenn sie klagen, dann muß nach der Theorie dieser Strafkammer der Verantwortliche verurteilt werden. Die Presse tut am besten, ihr Erscheinen aufzugeben. — Wahrscheinlich wird sie aber die Richter, die so gesprochen haben, und dieses Erkenntnis überleben. Dr. M. P.

* * *

Der Boykott von Gewerberichtern
ist die neueste Treibhauspflanze sozialdemokratischer Agitation. Der „Vorwärts", der seinen Scharfsinn auf die Bestreitung jeglichen sozialdemokratischen Terrorismus zu verwenden pflegt, empfiehlt die Namen eines Schankwirts und eines Schlossermeisters in Spandau der besondern Beachtung der Genossen, weil jene als Beisitzer des dortigen Gewerbegerichts ein einem Kläger nicht genehmes Urteil gefällt haben. Wird eine derartige Boykottandrohung im Deutschen Reiche Brauch, dann ist es Zeit, das Laienelement aus der Rechtspflege zu entfernen. Das wäre die einzige Möglichkeit, ihre Unabhängigkeit sicher zu stellen. Berufsrichter sind einer Bedrohung ihrer bürgerlichen Existenz nicht ausgesetzt, sie verschänken weder Bier, noch erhalten ihre Tanzvergnügen durch den Besuch der Männer mit den roten gesinnungstüchtigen Schlipsen mehr Glanz, noch fertigen sie Schlösser und Schlüssel an. Und wir stehen, da kein Ende dieser sozialdemokratischen Begriffsverwilderung abzusehen ist, erst am Anfang. Was heute den Spandauer Laienrichtern begegnet, kann morgen, sobald die Parole durch die Parteipresse ausgegeben ist, allgemein zur Einführung gelangen, und jeder Beisitzer muß davor zittern, der Fällung eines Klassenurteils bezichtigt, um seine Kundschaft gebracht zu werden. Auf diese Weise kann jeder Prozeß zu einem Tendenzprozeß mit politischem Untergrund gemacht, jeder um seinen Lohn streitende Arbeiter, wenn er mit seiner Forderung unterliegt, zu einem Märtyrer seiner sozialdemokratischen Überzeugung gestempelt werden. Neue Ausblicke und Einblicke eröffnen sich durch diesen Vorfall und heischen Beachtung. Wird erst die Besetzung der Richterbank in dem vom „Vorwärts" beliebten Stil nach Namen, Stand und Wohnung der Öffentlichkeit preisgegeben, wer wird sich dann noch bereit finden lassen, seines Amtes zu walten? Doch wohl nur wenige, ganz unabhängige Männer, die gegen jeden Angriff gefeit sind in materieller Beziehung.

Digitized by Google

Wenn dieser Gegenstand einmal gründlich angeschnitten ist, wird er nicht sobald mehr beiseite gelegt werden, und bei der Justizreform sollte man ihn besonders fest im Auge behalten, namentlich da, wo es sich um Verstärkung des Laienrichtertums handelt. Der „Vorwärts“ hat wieder einmal dem ihm verhaßten Berufsrichter Wasser auf die Mühle geliefert. Dr. R. R.

* * *

Mutterschutzfreuden.

Der für ungenügend befundene Pompadour des Fräuleins Dr. Helene Stöcker ist durch einen Sack ersetzt worden. So heißt nämlich der großherzige Spender, der $1^1/_2$ Millionen Mark dem Verein für Mutterschutz vermacht hat. Dieser Herr hat in München gelebt, und der Gedanke liegt nahe, daß ihn der hohe Prozentsatz der unehelich Geborenen in Bayern — der Wallfahrtsbezirk Altötting marschiert in dieser Beziehung an der Spitze — zu seinem löblichen Tun bewogen hat. Es gab Zeiten, da das Bajuvarenland noch reichlich mit gesetzlichen Ehehindernissen gesegnet war und dementsprechend sich der Prozentsatz der Unehelichen auf mehr denn 23 Prozent belief. Seitdem ist es dort besser geworden, aber noch lange nicht gut, und es wäre zu verstehen, wenn jenes Vermächtnis zunächst für das eigentliche Altbayern segensreiche Früchte trüge. Derartige humane Stiftungen sollten Vorurteilslose zur Nachahmung reizen, aber Vorsichtsmaßregeln wären dabei angebracht. Der fatale Streit zwischen den Damen Stöcker und Schreiber ist noch in frischer Erinnerung und hat der Mutterschutzbewegung schwere Wunden geschlagen. Die Stimmung der kühler Denkenden hat sich inzwischen nicht zugunsten der Angreiferin geklärt. Man verabscheut ihr Vorgehen, soweit es die persönlichen Verhältnisse der unfrommen Helene betraf, und spricht von einem Steinewerfen aus einem Glashause. Was geht denn die breite Öffentlichkeit das Liebesleben des Einzelnen an, wo jeder Nachweis dafür fehlt, daß der Mutterschutz darunter gelitten hat. Sollten diese Verhältnisse etwa an Gerichtsstelle erörtert werden, so wäre eine geheime Verhandlung am Platze. Es führt zu nichts Gutem, wenn sich Damen ihre Liebesabenteuer vorhalten, und der Zank der Königinnen in Worms beim Kirchgang ist schließlich den Herren Siegfried und Günther übel bekommen, womit beileibe nicht gesagt sein soll, daß der Vergleich sich auf die Herren Springer und Krieger als helden lobebaeren erstrecken soll. G. A.

* * *

Aus Berliner Kunstsalons.

In J. Caspers Kunstsalon tritt zum ersten Male eine Vereinigung von lithographierenden Künstlern unter dem Namen „Der Senefelder Club“ geschlossen auf. Man mag der Lithographie unter den sonstigen graphischen Künsten nicht gern den ersten Platz einräumen, da ihre Mittel an sich reichlich billige sind, die an Stelle des Papiers nur den Stein setzen und sich nicht mit dem dornenvollen Vertrautmachen mit Kupfer- oder Holzplatte, mit dem Vertauschen von hell und dunkel zu bemühen braucht. Doch schon die köstlich humorvolle Einladungskarte von Fritz Koch-Gotha zeigt, daß es sich hier durchaus darum handelt, den künstlerischen Eigenwillen zum Ausdruck kommen zu lassen und dem Material das abzugewinnen, was dem inneren Zug des betreffenden Künstlers am meisten entspricht. Wir finden gute Namen, die sich hier in ihren Anschauungen vereinigen. Da sind die tonigen Landschaften von Hans Bremer, die gleichfalls landschaftlichen, teils farbig gehaltenen Stücke von Friedrich Kallmorgen. Berthold Clauß bringt aparte, ganz auf Stimmung gestellte Atelierszenen, Franz Eichhorst Bauerntänze in phantastischem Licht, Carl Kappstein eine ins Grauenhafte gesteigerte Katakombe. Hans Michaelson schildert das Variété in kecker Anschaulichkeit, so die beiden uniformierten Mädchen mit dem Refrain „Wir sind die Garde“, Willy Schwarz meistert das Porträt und die Köpfe seiner Modelle in flottester Weise, indem er dem Ganze und Tusche eine frohe Leichtigkeit und einen Esprit verleiht. Hans Prenzel ist mit alten gesehen und von schöner Farbe vertreten, mit seiner echten Schilderung des Kinderumzugs Dunkeln „Ich geh mit meiner Laterne“. Ganz vortrefflich sind die Tierszenen von Hans Schmidt. Wenn auch den großen Adlern ein wenig Theatralik anhaftet, so ist das kleinere Gevögel und Getier überaus liebevoll erspäht, anmutig und malerisch brillant zur Darstellung gebracht. Auch Karl Kappstein zeigt auf diesem Gebiet gute Marabus und Ziegen. Arthur Dänewald hat den weiblichen Akt zur Darstellung gewählt. Er versteht es, seiner Linie zu folgen und das Fleisch mit warmem Hauche zu beleben. „Trauer“ zeigt eine knieende Gestalt licht auf licht, „die Perle“ weist gleichfalls einen Frauenkörper in satterer Tiefe. Zum dramatischen Ausdruck gelangt die „Salome“, die Licht und Schatten in reizvollem Wechselspiel vereinigt. H. A.

Aufruf zur Schaffung eines deutschen Studentenbuches 1913.

Im Oktober 1913 sind hundert Jahre seit der Völkerschlacht bei Leipzig vergangen. In siegesbewußtem Idealismus hat sich damals die deutsche Studentenschaft für einen großen Gedanken mit allen Kräften eingesetzt. Darum ruft die hundertste Wiederkehr des Befreiungsjahres auch uns zu besonderm Nachdenken auf. Wir finden Veranlassung, das Streben der heutigen Studentenschaft mit dem jener Kämpfergeneration zu vergleichen.

Viele werfen uns vor, daß es uns heute an Mut und Vertrauen und Liebe zu hohen Idealen fehle, daß wir in unsrer Zersplitterung keines einheitlichen, auf ein großes Ziel gerichteten Wollens mehr fähig seien. Allerdings haben sich die Ideale in den hundert Jahren vielfach geändert und zugleich die Mittel zu ihrer Verwirklichung. Aber wir glauben, daß wir auch heute noch für große Ziele irgendwie zu kämpfen imstande sind, sie mögen nun künstlerisch oder sozial oder politisch sein. Und wenn uns vielleicht auch die Gelegenheit fehlen wird große Taten zu tun, so dürfen wir uns doch wohl ein Denkmal errichten, das von unserm geistigen Streben Zeugnis ablegt.

Aus diesen Erwägungen heraus fordert der unterzeichnete Verein alle Studierenden deutscher Zunge auf, zu einem Studentenbuche beizutragen, das sich nicht auf die übliche Wein-Weib-Gesangpoesie beschränken, sondern ein getreues Bild von allem geben soll, was Herz und Haupt der gegenwärtigen akademischen Jugend bewegt und nach Aussprache drängt.

Das Buch wird zur Hundertjahrfeier der Leipziger Schlacht als dem Höhepunkte jener gewaltigen Zeit in würdiger Form erscheinen. Der unterzeichnete Verein verpflichtet sich, dafür Sorge zu tragen, daß ein Verschleudern des Werks, wie es mit früheren kleineren Almanachen &c., die von studentischen Korporationen herausgegeben wurden, oft geschah, ausgeschlossen bleibt. Die lange Zeit, die uns zur Auswahl und Redaktion zur Verfügung steht, soll es uns ermöglichen, ein Werk zusammenzustellen, das den hohen Hoffnungen, die wir hegen, entspricht:

Das geistige Leben einer ganzen akademischen Generation widerzuspiegeln.

Beiträge und Zuschriften sind vom heutigen Tage ab an die Adresse des unterzeichneten Vereins zu richten. (Akademisch-Litterarischer Verein, Berlin N. 4, Invalidenstraße 40.) Der Briefumschlag soll den Vermerk „Studentenbuch 1913“ tragen. Eine kurze Angabe der wichtigsten Lebensdaten und des Studienfaches bitten wir jeder Ein-

Digitized by Google

sendung hinzuzufügen. Die Rückgabe von Manuskripten kann nur erfolgen, wenn das Porto beiliegt.

Akademisch-Litterarischer Verein Berlin
im Kartell literarischer Vereine an deutschen Hochschulen.
Dr. Otto Franz Gensichen, Berlin. Dr. Edgar Groß, Westend. Julius Hart, Wilhelmshagen. Prof. Dr. Max Herrmann, Berlin. Prof. Dr. Berthold Litzmann, Bonn. Professor Dr. Richard M. Meyer, Berlin. Georg J. Plotke, Berlin. Professor Dr. Franz Schultz, Bonn.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung gesandter Werke kann nicht erfolgen.

Fritz Berolzheimer: Deutschland von heute. Verlag von Walter Rothschild (Berlin).

Berolzheimer ist scharf gegen Zersplitterung und Spezialistentum. Darin tut er recht. Namentlich hat er sich den deutschen Professor vorgenommen. Er meint, die Wissenschaft sei demokratisiert. Das ist auch vollkommen richtig. Allein, obgleich Berolzheimer durchaus auf demokratischer Seite steht, findet er doch auf wissenschaftlichem Felde ein Haar in der Nivellierung. Er beklagt: „Daß an Stelle einiger weniger, überragender, gewaltiger Konzentratoren und Synthetiker eine Unzahl neben einander schaffender Detailforscher und Spezialarbeiter getreten ist, deren jeder, selbst bei größter Leistung nicht Herrscher des Ganzen, sondern ein Teil der Gesamtheit ist.“ Daraus ergebe sich ein weiterer Übelstand, den Berolsheimer ebenfalls scharf erkannt hat, ein Übelstand, der, angesichts des jüngsten Professorenstreites in Leipzig, ein ganz besonderes Interesse hat. „Wer sich die Bearbeitung eines relativ engen Arbeitsfeldes zur Lebensaufgabe erkoren hat, wird die Bedeutung seiner Spezialität nur allzu gern überschätzen; zugleich verliert der Spezialist zunehmend die Übersicht über das Gesamtgebiet, dem er angehört und gerät deshalb in Gefahr, aus einem wissenschaftlichen Forscher zum gelehrten Arbeiter herabzusinken. — — Hierdurch gehen die Einblicke in die Zusammenhänge des Einzelfeldes mit der Gesamtwissenschaft leicht verloren. Auch seien — das kann ich völlig unterschreiben — viele Professoren nicht imstande, einen Gelehrten derselben Fakultät, der ein anderes Spezialfeld bearbeitet, richtig zu würdigen.

Also: Spezialität ist der Feind. Ihn mit seinem Werk zu bekämpfen, ist Berolzheimer ausgezogen. Er trachtet mit heißem Bemühen danach, einen Absud, einen Querdurchschnitt, einen Überblick aus der Vogelperspektive der deutschen Kultur in Industrie und Bankwesen, Landwirtschaft — dieser Abschnitt ist etwas dürftig —, Philosophie, Kriegswesen, Recht und Wirtschaft, in Geschichtsschreibung, Naturwissenschaft und Technik, in schöner Literatur, Musik, Frauenfrage, und — das ist eines der nützlichsten Kapitel — Presse zu geben. Als Dessert wird eine Analyse des Berliners und des Münchners, eine Gegenüberstellung von Nord und Süd gegeben. „Der Berliner ist Massenmensch. Er fühlt sich nur wohl als Zugehöriger seiner Schicht. Der Individualismus ist ihm fremd.“ Das ist hart. Etwas besser kommt der Münchner weg. Nur wird auch ihm etwas „ausgewischt“. Er habe einen derartigen heiligen Respekt vor der Arbeit, daß er ihr am liebsten aus dem Wege gehe!

Für eine spätere Ausgabe hätte ich eine Bitte an den Verfasser: Den Abschnitt über Geschichtsschreibung doch etwas besser auszubauen. Der ist denn doch ein wenig zu registraturmäßig. Außerdem nichts weniger als erschöpfend. Recht gut und anziehend sind die andern Porträts des Buches. Dr. A. Wirth.

Fritz Skowronnek: Das Kribbeln im Halse und andere Geschichten. Verlag von Alexander Dunker (Berlin). Preis: geh. Mk. 3.—.

Hans Thoma und seine Weggenossen. Eine Kunstgabe zu des Meisters 70. Geburtstage. Mit einer Einleitung von Wilhelm Kotzde. Verlag von Jos. Scholz (Mainz). Preis: geh. Mk. 2.—.

Rudolf Herzog: Hanseaten. Roman. Verlag von J. G. Cotta (Stuttgart). Preis: geh. Mk. 4.—.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

ICA

Aktiengesellschaft Dresden

liefert photographische Apparate modernster Konstruktion für alle Zwecke der Photographie. (Bezug durch jede Photohandlung zu Originalpreisen.)

Katalog No. 513 wird kostenlos versandt.

„ICA“ AKT.-GES. Dresden 21.

Vereinigung der Camerafabriken Hüttig, Dr. Krügener, Wünsche und Zeiss-Palmos.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.
Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.
Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Jagd-Trophäen, in- und ausländische völkerkundliche
Waffen u. Gebrauchs-Gegenstände
für Dekorations- und Sammelzwecke.
Wiedmann & Schoeffler, Nürnberg II.
Jll. Prachtkatalog „H" geg. 35 Pf. i. Briefm.

Bücher Kataleg
über interessante, hochwichtige und belehrende Bücher versende an Jedermann gratis und franko.
Reform-Verlag Fr. Schneider, Halle a. S. 115, Zwingerstr. 4/5.

Hygienisch
Bedarfsartikel. Neuest. Katal. m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92

Vereinigung: Die Wissenschaft für Alle.

Die Vereinigung bezweckt Wißbegierigen und Bildungsbedürftigen aus allen Kreisen des deutschen Volkes auf billigstem Wege Gelegenheit zu geben, ihr Wissen zu erweitern u. ihre Bildung zu vertiefen.

Zu einem **Mitgliedsbeitrag von Mk. 1.50 vierteljährl.** erhalten die Mitglieder

1. die Halbmonatsschrift **„Das Wissen"**, und
2. zwei Bände der **„Bücher des Wissens"** (Ladenpreis à 50 Pfg.); sie haben
3. freien Zutritt oder Eintritt zu ermäßigten Preisen zu den von der Vereinigung bezeichneten Vorträgen, und ferner hat jedes Mitglied das Recht,
4. sechs weitere Bände der **„Bücher des Wissens"** vierteljährlich nach eigener Wahl zum Vorzugspreis von je 30 Pfg. (statt des Ladenpreises von je 50 Pfg.) zu beziehen. — Erschienen sind bis Anfang 1910 140 Bände „Bücher des Wissens". Außerdem sind die Mitglieder berechtigt
5. zum Bezuge der von der Vereinigung in jedem Jahre neu erworbenen Bücher zum Vorzugspreis für Mitglieder und
6. zur Inanspruchnahme des Fragekastens und Sprechsaales der Halmonatsschrift **„Das Wissen"**.

Für Nichtmitglieder der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle" kostet die Zeitschrift „Das Wissen" jährlich Mk. **7.20** und jedes Exemplar der „Bücher des Wissens" **50** Pfg., zusammen jährlich Mk. **11.20.** Mitglieder genießen daher, abgesehen von den übrigen Rechten, eine

Preisermässigung von Mark 5.20 jährlich.

Mitglied der Vereinigung kann jedermann werden, der Eintritt jederzeit erfolgen. Alle Buchhandlungen, sowie die Geschäftsstelle der Vereinigung nehmen Anmeldungen entgegen. Der Mitgliedsbeitrag Mk. **1.50** ist vierteljährlich im Voraus zahlbar. Weitere Pflichten übernehmen die Mitglieder nicht. Probenummern der Halbmonatsschrift „Das Wissen" und Satzungen der Vereinigung kostenlos.

Verzeichnis der erschienenen Bände auf der letzten Umschlagseite.

Geschäftsstelle der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle"
Berlin W. 9, Potsdamerstr. 124.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Meißler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 17. Berlin, den 23. April 1910. 39. Jahrgang Band 77.

Die Heiligen und die Ritter.

Die „Kreuzzeitung“ warf neulich die Frage auf, ob „die Änderung des in Preußen bestehenden Landtagswahlrechts eine unerläßliche Staatsnotwendigkeit wäre“, und meinte, die Beantwortung könne nicht zweifelhaft sein. Wir haben es also mit einer rhetorischen Frage zu tun, mit einem Redespiel, das auf Antwort verzichtet und nach der üblichen Definition den Leser zu lebhafter innerer Mitbetätigung anregen oder Staunen und Verwunderung ausdrücken soll. Die Konservativen vom alten Schlage wollen keine Änderung des heutigen Zustandes, und mit herzerfreuender Deutlichkeit hat es das Mitglied des Herrenhauses, der Graf v. Wartensleben, zu verstehen gegeben. Die dreiundachtzig Jahre, deren er sich rühmen darf, verleihen ihm ein Recht auf ungeschminkte Ausdrucksweise: er bejahte die Frage, ob der Versuch einer Wahlrechtsreform notwendig sei, „weil, aber auch nur deswegen, weil eine Reform in der Thronrede von 1908 in Aussicht gestellt ist“.

Da haben wir den altpreußischen Kavalleristen: Majestät geruhen eine Attacke zu befehlen, also werden wir attackieren, obschon wir wissen, daß uns der vorliegende Sumpf das Reiten unmöglich macht. Wir werden stecken bleiben, aber wir werden reiten. Nein, für den greisen General gibt es keinen Widerspruch; die Grenadiere mögen ihrem Feldherrn beim aussichtslosen Anstürmen zurufen: „Na, Fritze, für sechs Dreier ist es heut genug“, dafür sind sie eben Grenadiere, keine ostelbischen Junker.

Herr v. Bethmann Hollweg kennt sie; auf sie kann er nicht rechnen. Sein Appell an das Herrenhaus, die durch die Beschlüsse des andern Hauses in der Vorlage entstandenen Lücken auszufüllen, richtete sich nicht an die Erlauchten und Edlen Wartenslebischer Richtung, sondern an die Neue Fraktion, an die Angehörigen des freier denkenden schlesischen Hochadels, an die Oberbürgermeister, Diplomaten, Professoren, Beamten. Das sind seine Hilfstruppen, dieselben Elemente, die Anfang der siebziger Jahre, verstärkt durch den Pairschub, die Kreisordnung durchdrückten, in jenen Zeiten, da im Schoße des Staatsministeriums auch eine Reform des Herrenhauses erwogen wurde als letztes Schreckmittel für Widerspenstige. So weit sind wir zwar noch nicht, obschon sich der Gedanke an eine Parallelaktion einem aufdrängen könnte, wenn die Neue Fraktion und ihre Gefolgschaft sich im entscheidenden Augenblick zu schwach erweisen sollte. Und populärer als in England wäre eine Reform des Oberhauses in Preußen sicherlich. Allerdings hat noch niemand das geringste Anzeichen von Popularitätshascherei bei unserm Ministerpräsidenten wahrgenommen, und er dürfte sich über die Stärkeverhältnisse der Parteien im Herrenhause — nicht Parteien, im Sinne des Abgeordnetenhauses — zur Genüge unterrichtet haben, um abschätzen zu können, wie weit er sich Erfolg von seinem Appell zu versprechen hat. Wer aus seiner Rede vom 15. April heraushören will, daß die Vorlage in ihrer schwarzblauen Färbung — diese Farbenbestimmung ist jetzt durch den Fürsten Lichnowsky auch dort parlamentarisch sanktioniert worden — nicht auf die endgültige Zustimmung der Regierung zu hoffen habe, hat zu viel gehört. So energische Töne schlug der Ministerpräsident doch nicht an. Er sprach vielmehr die Bitte aus, das Prinzip der Beschlüsse des Abgeordnetenhauses, ebenso wie es die Regierung getan habe, nicht zu verwerfen und drang nur auf Ausfüllung der Lücken. Diese Beschlüsse enthielten im einzelnen nicht überall diejenige Lösung, die verlangt werden müsse, um dem Gesetz im Ganzen eine annehmbare Form zu geben. Das ist eine ziemlich verklausulierte Erklärung, ziemlich vieldeutig; es fehlt ihr das entschiedene „Unannehmbar“, und das hätte man erwarten sollen, nachdem der Redner gleichmütig festgestellt hatte, daß die Grundlagen der Regierungsvorlage umgestoßen worden seien. Also die Grundlagen existieren nicht mehr, die indirekte und geheime Wahl in der neuen Fassung, diese Latwerge wird hinuntergeschluckt, die Prinzipien, nach denen sie zusammengerührt, sollen anerkannt und nicht verworfen werden, nur eine Änderung von Einzelheiten, d. h. eine Versüßung des Mixtum compositum wird verlangt.

Bismarck meinte zwar einmal, einen Vorschlag im Prinzip annehmen, sei eine höfliche Form da-

Digitized by Google

für, daß man ihn in Wirklichkeit ablehne. Das Wort fiel indessen vor dem Kriegsausbruch 1866 bei der Ablehnung des österreichischen Kongreßvorschlages, und heut sieht es nicht danach aus, als ob sich die Regierung auf den Kriegspfad gegen die Konservativen und das Zentrum begeben wolle. Sie will auch, und das leuchtet durch, Frieden mit den Mittelparteien und möchte diese zufriedenstellen durch Verbesserung der Maximierung der Steuern, durch ausgiebigere Berücksichtigung der sogenannten Kulturträger, als deren einziger Repräsentant jetzt der Abiturient ein Gegenstand des Spottes geworden ist, und durch Vergrößerung der Stimmzahl, d. h. durch eine Drittelung nach den Wünschen der Nationalliberalen.

Wie man sieht, wird den erlauchten und edlen Herren eine preisliche Aufgabe zugewiesen: wollen sie die indirekte und geheime Wahl bestehen lassen, was ein Zugeständnis an die Mehrheit des Abgeordnetenhauses wäre, so sollen sie andrerseits auch die Wünsche der Minderheit befriedigen und eine Art Wunderheilung à la Lourdes vollziehen, die im bureau de constatation des Zentrums schwerlich mit Wohlgefallen registriert werden wird. Der Wechselbalg, wie Professor Loening die Vorlage nannte, hat nun einmal Klumpfüße, und es gehört ein starker Glaube dazu, anzunehmen, daß ihm ein Besuch der Grotte, wo die Heiligen und die Ritter ihres Amtes walten, die Gebrauchsfähigkeit der Pedale verschaffen wird.

Wir haben die Entschiedenheit im Widerspruch des Ministerpräsidenten gegen die Beschlüsse des andern Hauses vermißt; es kann aber auch an der Akustik des Herrenhauses liegen, daß seine Bedenken einen so gedämpften Klang hatten. Zu Herren, die erbliche Berechtigung zum Gesetzgeben haben oder auf Lebenszeit und aus besondrem Vertrauen dazu berufen werden, muß man freilich verblümter sprechen, als zu gewählten Volksvertretern. Das suaviter in modo ist da Regel, — ob das fortiter in re, wird sich zeigen, wenn die letzten Werderschen Kirschen verkauft werden. Das dauert noch ein Weilchen, und inzwischen wird noch manche tote Katze spreeabwärts schwimmen, deren Schicksal für die Vorlage von Pessimisten symbolisch gedeutet werden mag. Der Ministerpräsident warf ja selber die Frage auf, was der Erfolg sein würde, wenn die begonnene Arbeit ergebnislos verläufe. Ihm bangte vor der Zukunft, er dachte dabei an den Schaden für unsre allgemeinen politischen Verhältnisse, und die Konservativen werden vielleicht in der Zwischenzeit gleichfalls sich allerlei zu Gemüte führen. Ihre Haltung in der Wahlreform wirkt auf die Lage im Reich zurück. Preußen ist nicht Mecklenburg. Ob im Lande der Obotriten sich eine ständische Verfassung erhält, wie inmitten der andringenden Kultur auf Neuguinea Reste der Steinzeit mit Pfahlbauten, ein derartiger Ahnenkultus mit seinem Zubehör hält die Entwicklung Deutschlands im ganzen nicht auf. Aber der größte deutsche Bundesstaat kann sich ein derartiges Beharrungsvermögen nicht leisten. Preußen wartet noch immer auf das im Artikel 12 der Verfassung vorgesehene Wahlgesetz, und wir vollziehen die Wahlen seit vollen sechzig Jahren auf Grund der Verordnung vom 30. Mai 1849, also nach einem Notgesetz. Nun kracht es, seitdem alle übrigen, auch die kleinsten Bundesstaaten, ihr Wahlrecht reformiert haben, bei uns in allen Fugen. Wenn die Thronrede von 1908 die Wahlreform ankündigte, so war das nicht etwa ein launiger Einfall, vor dem man wie Graf v. Wartensleben eine höfliche Verbeugung macht, sondern eine Anerkennung eines tatsächlich vorhandenen Bedürfnisses, das sich durchsetzen will. Die Welle schlägt von Preußen ins Reich hinüber und zur selbigen Stunde, da die Heiligen und die Ritter sich gegen den Mann der gottgewollten Abhängigkeiten erhoben, durchlief die Kunde von dem Wahlausfall in Oletzko-Lyk-Johannisburg das Reich. Ein Stammsitz der Konservativen fiel beim ersten Ansturm in die Hände der Nationalliberalen, eine Mene-Tekel flammte auf.

Tiefsinnige Betrachtungen über skrupellose Demagogie, den größeren Geldbeutel, die konservative, alteingewurzelte Lässigkeit, den Mangel an Opferwilligkeit, wie sie von der konservativen Presse am offenen, noch nicht zugedeckten Brunnen über diesen Unfall angestellt werden, sind wohl mehr zur Beruhigung der Leser geschrieben und verdienen nicht mehr Glauben als Leichenpredigten. Mehr als 2500 Stimmen Mehrheit vereinigten sich auf den nationalliberalen Kandidaten, und das in dem Wahlkreis, der dem verstorbenen Reichstagspräsidenten Grafen Udo zu Stolberg-Wernigerode jahrelang sein Vertrauen geschenkt hatte. Die Fahnenflucht der konservativen Wähler ist offenbar, sie sind haufenweis in das andre Lager übergelaufen, alle diejenigen, denen in Preußen das Wählen zum Landtag so verleidet war, daß sie der Urne fern blieben. Jetzt zeigten sie, daß sie noch auf der Welt sind und legten Protest durch ihre Stimmabgabe für den Nationalliberalen ein. Anders ist dieser Vorgang gar nicht zu verstehen. Der so oft bezweifelte, konservativerseits verhöhnte Zug nach links ist drastisch in die Erscheinung getreten und hat als eine Wahlrechtsdemonstration eigener Art sich Luft verschafft. In der Wahlperiode für das Abgeordnetenhaus von 1873 bis 1876, also in einer Zeit, da große grundlegende Reformen auf allen Gebieten im Reich nnd in Preußen durchgesetzt wurden, war die damalige Provinz Preußen mit ihren vier Regierungsbezirken durch 54 Abgeordnete vertreten. Davon gehörten 4 dem Zentrum, 3 den Polen, 3 den Neukonservativen an, alle übrigen waren Fortschrittler oder Nationalliberale, während dieselben Wahlkreise

Digitized by Google

noch 1867—70 28 Konservative in den Landtag schickten. Der Geist der Reformen hatte also damals die Massen in Bewegung gesetzt, und daß er wieder zu erwachen beginnt, dafür ist die jüngste Reichstagswahl ein Symptom. Der preußische Landrat, dieser angeblich keiner Parteiregierung dienstbare Beamte, hat zwar im Osten eine erstaunliche Übung in der Wahlmache erlangt, es fragt sich jedoch, ob er bei den nächsten Wahlen den an ihn herantretenden Anforderungen gewachsen sein wird. Bei den Reichstagswahlen sicherlich nicht, und wenn die Konservativen Zeichendeuter zu Rate ziehen und auf sie hören, werden sie jetzt wissen, wie sie ihr Verhalten einzurichten haben, falls die Wahlrechtsvorlage nach den Regierungswünschen umgestaltet vom Herrenhause zurückkehrt. Die Heiligen und die Ritter haben zwar Prinzipienreiter unter sich, die auf dem grauen Rasen der Theorie jedes Rennen siegreich bestreiten, aber mit Rücksicht auf die Sippen und Magen im andern Hause lassen sie vielleicht diesmal die Gäule im Stall und zahlen lieber Reugeld. Es steht zu viel für die Partei auf dem Spiel, die Regierung legt, wie es scheint, Wert darauf, die Dinge nicht auf die Spitze zu treiben, und das Hohe Haus der Herren täte gut daran, die öffentliche Aufmerksamkeit von seiner eigenen Zusammensetzung dadurch abzulenken, daß es die Vertretung des Abgeordnetenhauses zeitgemäßer gestalten läßt. Die geistige Elite der Nation ist, wie ein Blick in das Handbuch des Preußischen Herrenhauses lehrt, auf Grund von 1853 geltenden Anschauungen nicht übermäßig stark bei der Repräsentation bedacht worden; der Aufschwung, den Preußen seit jener Zeit in Wissenschaft, Handel und Industrie genommen hat, findet in der Leipziger Straße keineswegs eine ziffernmäßig richtig ausgedrückte Vertretung; denn auch dort werden die Stimmen nur gezählt und nicht gewogen. Vielleicht denken die Herren, die sich jetzt mit der Wahlrechtsvorlage zu befassen haben, auch über diesen Gegenstand nach.

Deutschland in Persien.

Von **L. Raschdau** (Berlin).

Vor einigen Wochen ging eine Nachricht durch die Blätter, die, an sich ohne Belang, wegen ihrer Behandlung im Auslande charakteristisch und darum näherer Betrachtung wert ist. Die Deutsche Bank, die bekanntlich beträchtliche Interessen im Orient besitzt, hatte einen ihrer Vertreter nach Teheran geschickt, um sich über die dortigen Verhältnisse zu unterrichten und natürlich, wenn die Gelegenheit geeignet war, neue Geschäftsverbindungen anzuknüpfen. In Persien ist man seit langer Zeit in größter Geldverlegenheit. Das Land ist arm und eine innere Anleihe bietet große Schwierigkeiten. Die Not hatte zu einem vorläufigen Abkommen mit der russischen und der englischen Regierung geführt, worin diese einen nicht gerade erheblichen Vorschuß (10 Mill. Frcs.) unter bestimmten Bedingungen zusagten. Diese Bedingungen waren der Art, daß mit ihrer Annahme Persien sich eines wesentlichen Teils seiner staatlichen Unabhängigkeit begeben hätte. Es sollte eine Finanzkontrolle durch Einsetzung von französischen Beamten — und französische Beamte würde natürlich in diesem Falle russische bedeuten — errichtet werden, Eisenbahnen sollten nur von den beiden Vorschußmächten — von jeder in ihrer Einflußsphäre — gebaut, Militärinstrukteure ebenso nur von diesen Mächten erbeten werden und dergl. mehr. Die persische Regierung hat in letzter Stunde erkannt, daß sie damit etwa auf den völkerrechtlichen Stand Ägyptens oder Marokkos heruntersteige und hat auf den Vorschuß verzichtet. Sie sucht jetzt in ihrer Not nach andern Mitteln, und es ist schon möglich, daß sie dabei auch an die Deutsche Bank gedacht und mit ihrem Vertreter verhandelt hat. Über den Erfolg ist bisher nichts bekannt geworden.

Das ist der einfache Tatbestand, und es lohnte nicht der Mühe, sich bei dem gegenwärtigen Stand der Sache mit ihr zu beschäftigen, wenn nicht gewisse „große“ Blätter des Auslandes den Fall benutzt hätten, um mal wieder Lärm zu schlagen und Deutschland der frevelhaftesten Absichten gegen den Frieden und die Ruhe Europas und Asiens zu beschuldigen. Durch Teheran führt der indische Überlandtelegraph und auf ihm wurde — der indische Draht arbeitet für englische Zwecke sehr billig — das angebliche Komplott, das Deutschland gegen Rußland und England schmiede, nach London berichtet. Die „Times“ brachte nicht nur einen ausführlichen Bericht über das Erscheinen des deutschen Bankbeamten, sondern widmete dem Ereignis auch sofort einen langen Leitartikel, dessen Inhalt man sich ohne weiteres vorstellen kann. Der Ableger der „Times“ für auswärtige Dinge in Frankreich, der „Matin“, sekundierte dem englischen Kollegen, und natürlich gesellte sich auch sogleich der bekannte Vertreter der russischen „Nowoje Wremja“ in London zu der aufgeregten Schar, um das Trio — London, Paris, Petersburg — zu vervollständigen. So ist es gelungen, den Fall in gewissen Kreisen auszunutzen und eine persische Frage zu schaffen, an der Deutschland beteiligt ist. Es versteht sich natürlich ohne weiteres, daß in den uns feindlichen Organen die Sache in der Richtung erörtert wird, Deutschland habe auch die Ablehnung des englisch-russischen Anerbietens verschuldet, wie es denn bestrebt sei, den Berater der persischen Regierung zu spielen.

Nun könnte man ja bei uns, nach zahlreichen ähnlichen Erfahrungen, über das Geschrei, das in den bezeichneten Blättern und andern Organen

Digitized by Google

ejusdem farinae gegen uns erhoben wird, einfach hinweggehen und es in Deutschland mit Stillschweigen strafen. Aber ganz ohne praktische Wirkungen, die wir beachten müssen, bleiben nun mal jene Verdächtigungen nicht. Zwar weiß man sowohl in englischen wie in russischen amtlichen Kreisen, was es mit den Vorwürfen, Deutschland wolle in Persien eine politische Rolle spielen, auf sich hat und ernstlich glaubt dort kein verständiger Politiker daran. Aber an beiden Orten haben wir es mit Regierungen zu tun, die auf die öffentliche Meinung auch auf dem Gebiete der auswärtigen Politik mehr Rücksicht nehmen müssen als früher. Wie z. B. heute das englische Kabinett in der Flottenfrage weitergehen muß, als seine früheren Anschauungen es vermuten ließen, nur um der Gegenpartei den Wind aus den Segeln zu nehmen, so muß es sich auch den Anschein geben, als trage es gewissen nationalistischen Bestrebungen Rechnung, die es in sichererer Lage unbeachtet lassen würde. Und so müssen auch wir diesen Vorgängen Beachtung schenken. Uns dadurch aber in unsrer sachlichen Haltung beeinflussen zu lassen, dazu liegt nicht nur kein Grund vor, sondern es würde uns geradezu in unserm Ansehen schädigen.

Wie liegt denn das völkerrechtliche Verhältnis Persien gegenüber? Wie bezüglich der übrigen, inzwischen mehr oder weniger mediatisierten Staaten Zentralasiens, so bestand von altersher auch wegen Persien zwischen England und Rußland dauernde Eifersucht. Neuerdings ist die daraus entspringende Gefahr durch ein Abkommen, wenigstens vorläufig, beseitigt worden, das Rußland den Norden des Landes als besondere Interessensphäre zuwies, während England ein Teil des Südens zufiel; das übrige Land blieb den wirtschaftlichen Bestrebungen gemeinsam offen. Das Abkommen war natürlich nur bindend für die beiden Staaten und hatte nicht die Absicht, die wirtschaftliche Beteiligung andrer Mächte irgendwie auszuschließen. Ja, in der Abmachung war sogar besonders erwähnt, daß beide Mächte die Unabhängigkeit und Integrität Persiens achten wollten und die dauernde Einführung von Vorteilen für den Handel und die Industrie aller übrigen Völker wünschten. Es war also auch hier der Grundsatz der offenen Tür festgestellt und eine Einschränkung dieses Grundsatzes nur in dem gegenseitigen Verhältnis der beiden vertragschließenden Staaten für einen Teil Persiens vorausgesehen. Diese Auffassung hat bei der Besprechung des Abkommens in amtlichen Auslassungen vielfach Bestätigung gefunden, namentlich auch in Deutschland. Jeder deutsche Geschäftstreibende, und natürlich auch eine Großbank, ist sonach völlig berechtigt, in Persien, sei es mit der Regierung, sei es mit Landesangehörigen, Geschäfte abzuschließen. Wenn jetzt gewisse Leute darüber Lärm schlagen, daß möglicherweise die persische Regierung ein Vorschußgeschäft mit einem deutschen Bankhaus abschließt, so kann das nur den Eindruck erwecken, daß damit die Ungeheuerlichkeit verborgen werden soll, die in den Bedingungen des englisch-russischen Anleiheanerbietens liegt. Denn durch die Auflage des darin vorgesehenen Eisenbahnmonopols wird der Grundsatz der offenen Tür praktisch wirkungslos, und natürlich wäre damit der Anfang der völligen Verschließung des persischen Absatzmarktes, soweit es sich um öffentliche Arbeiten handelt, zum ausschließlichen Vorteil Englands und Rußlands gemacht. Wir wissen aus den Vorgängen im türkischen Reich, wie energisch Russen sowohl wie Engländer alle Bestrebungen, die auf ein Monopol zielten, bekämpft haben. Gegenüber dem Bau der anatolischen Bahn hat Rußland sich ein Vorrecht für den Bahnbau an der Schwarzen Meerküste gesichert, und als deutsche Unternehmer die Entwässerung der Ebene bei Konia in Angriff nahmen, hat England eine Anzahl erster Wassertechniker nach Mesopotamien entsandt. Jetzt soll gegen eine Bagatelle von 10 Mill. Francs, von denen, nebenbei bemerkt, 7 Millionen zur Rückzahlung einer früheren Schuld dienen sollen, Persien das Recht verlieren, den Bau seiner Bahnen nach Belieben und Vorteil zu vergeben.

Die Verhältnisse im Lande des Schah sind zurzeit höchst verworren und unerfreulich. Vor etwa einem Jahre erschien in London in Form eines Blaubuchs eine Reihe amtlicher Berichte über Persien, die so ziemlich das Schlimmste enthielten, was sich über ein Land, mit dem man in Frieden lebt, öffentlich sagen läßt. Sie stammten aus der Feder der englischen Vertreter in Persien und scheinen entgegen der sonstigen Übung von der Zentralbehörde ungekürzt der Öffentlichkeit übergeben worden zu sein. Wer nach diesen Berichten die persischen Verhältnisse beurteilt, wird nur mit großer Vorsicht sich in Geschäfte mit jenem Lande einlassen. Die deutschen Banken, die vor einigen Jahren an eine Niederlassung in Persien dachten, haben sich zurückgezogen. Das schließt aber nicht aus, daß bessere Zeiten eintreten können, und es kann nur Anerkennung verdienen, wenn ein großes deutsches Bankinstitut für diese Möglichkeit Vorbereitungen trifft. Daß das unsern Wettbewerbern nicht gefällt, ist natürlich, aber dieser Widerspruch sollte uns in unsern Bestrebungen auch nicht einen Augenblick irre machen. Kein ruhiger Beurteiler denkt bei uns daran, in Persien politischen Einfluß zu gewinnen, aber wirtschaftlich wollen wir dort so wenig wie auf den andern freien Märkten der Welt ausgeschlossen werden. Rußland sowohl wie England genießen vermöge ihres ungeheuren Kolonialbesitzes den Vorteil fast unbeschränkter Möglichkeiten, wir Deutsche sind auf sich stetig vermindernde neutrale Gebiete angewiesen. Zu diesen gehört noch Persien, und die deutsche Unternehmungslust muß in ihren Bestrebungen auf den Schutz der Reichsregierung rechnen können.

Digitized by Google

Schiller und die Wirklichkeit.

Studie von **Ignaz Jeżower** (Lichterfelde).
(Aus dem Schillerbuch der „Gegenwart“.)

II.

Natürlich ist von Freiheit im früheren Sinne nicht mehr die Rede. Ganz im Gegenteil. „Wo viel Freiheit, ist viel Irrtum“, heißt es jetzt. Am 6. September 1792, im vierten Jahr der Freiheit, wurde Schiller — „Herr Gille, deutscher Publizist“ — französischer Ehrenbürger. „In der Begeisterung seiner ersten Freiheitstage“ ehrte ihn ein großes Volk. Der Ehrenbürger der französischen Revolution schrieb aber im Dezember desselben Jahres an Körner, daß er für die Sache des Königs Ludwig XVI. öffentlich streiten möchte. „Außerdem ist gerade dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Verteidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist.“ Es blieb nicht beim Plan, er hat die Schrift für den König auch angefangen. Dieser Meldung vom 8. Februar 1793 fügte er noch hinzu: „Ich kann seit vierzehn Tagen keine französische Zeitung mehr lesen, so ekeln diese elenden Schindersknechte mich an.“ Schiller schrak vor der politischen Wirklichkeit zurück, malte in düstern Farben die Revolution: Würgerbanden ziehn umher, Weiber werden zu Hyänen, alle Bande frommer Scheu lösen sich, alle Laster werden frei. Wehe, wenn „das Volk, zerreißend seine Kette, zur Eigenhilfe schrecklich greift“. („Das Lied von der Glocke.“) Wenn Lassale im „Bastiat-Schulze“ meint, daß die Herrschenden Schillers Werke, wenn sie dieselben gelesen hätten, verbrennen würden, so trifft dies jedenfalls nur auf die Werke der ersten Epoche zu. Schiller jetzt, ist — wie Goethe hervorhebt — weit mehr ein Aristokrat als er, und hat doch das merkwürdige Glück, „als besonderer Freund des Volkes zu gelten“.

Die Resignation wird zum Leitmotiv. „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder; mir hat er abgeblüht.“ Die Hoffnungen sind zerstört. Was ist „Erwartung“ und was „Erfüllung“?

„In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis.“

Nur ein Wunder kann in das schöne Wunderland tragen. („Sehnsucht.“) Denn in der Wirklichkeit kommt man dem Ziel nicht näher, der Himmel will die Erde nicht berühren, „das Dort ist niemals hier!“ (mit zwei Achs zum Schluß — „Der Pilgrim“). Und beim Antritt des neuen Jahrhunderts“ kann er die Freiheit nur noch im Reich der Träume finden. Man muß also die Wirklichkeit fliehen. Der Jüngling zu Sais, der den Schleier vom Götterbilde hebt, um die Wahrheit — die Wirklichkeit — zu schauen, verliert für immer die Heiterkeit des Lebens. (Ganz anders bei Novalis. Wer den Schleier nicht heben will, ist kein echter Lehrling zu Sais.

„Einem gelang es — er hob den Schleier der Göttin von Sais,
Aber was sah er? — er sah, Wunder der Wunder, sich selbst.“)

Schiller glaubt, daß es nicht fromme, den Schleier zu lüften. Nur Unwissenheit mache glücklich. „Das Wissen ist der Tod.“ („Kassandra.“) Also weiche die Wirklichkeit dem Scheine. Aus dem engen, dumpfen Leben flüchte man in das Reich des Ideals. „An dem Scheine mag der Blick sich weiden.“ („Das Ideal und das Leben.“)

„Reich ihm die Schale! Schenke dem Dichter, Hebe, nur ein!
Netz ihm die Augen mit himmlischem Taue,
Daß er den Styx, den verhaßten, nicht schaue,
Einer der unsern sich dünke zu sein.“

„Leben heißt träumen, weise sein, heißt: angenehm träumen.“

Auch kam die Wirklichkeit im frühern Sinne als Gegenstand seiner Dichtungen nicht mehr in Betracht. „Was unsterblich im Gesang soll leben, Muß im Leben untergehn.“ („Die Götter Griechenlands.“) Das Schillersche Kunstprogramm lautete jetzt: nicht von der Wirklichkeit empfange man das Muster, man liefere es ihr. Man umgebe die Menschen „mit edlen, mit großen, mit geistreichen Formen, schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit, und die Kunst die Natur überwindet.“ Es ist eine völlige Umkehr. Erregte der Realist Schiller Anstoß, warnte früher unter andern P. Klein (Mitglied der Gesellschaft Jesu) vor dem „rasenden Unsinn“ der „Räuber“, bezeichnete Karl Philipp Moritz in der Königlich privilegierten Berlinischen Staats- und gelehrten Zeitung (Vossischen Zeitung) „Kabale und Liebe“ als ein Produkt, das „unseren Zeiten Schande macht“, fragte anläßlich des „Fiesko“ ein andrer Rezensent: „ein republikanisches Trauerspiel, warum nicht bald ein despotisches für das Theater des Moguls?“ so brauchte jetzt kein Kritiker „von diesem Schillerschen Schmutze“ sich die Hände zu waschen. Die Art seiner Kunst wird genehm. Seine frühern Werke hatten überhitzten Sinn, seine spätern haben überhitzten Rhythmus. Schiller wird der Dramatiker der Trompetenstöße. Es ist bezeichnend, daß er so wenig motivierte. Goethe mußte wiederholt ihm darüber Vorstellungen machen, daß Geßler nicht ohne weiteres einen Apfel vom Baum brechen und ihn vom Kopf des jungen Tell schießen lassen könne. Die Grausamkeit müßte motiviert werden. Der junge Tell prahlt vor dem Landvogt, der Vater wäre so geschickt, daß er auf 100 Schritte einen Apfel vom Baume schieße. Die Motivierung also im dritten Auftritt des dritten Aufzugs:

„Und das muß wahr sein, Herr, 'nen Apfel schießt
Der Vater dir vom Baum auf hundert Schritte“,

Digitized by Google

ist auf Goethes Konto zu setzen. Und in das Manuskript von „Wallensteins Lager", da Schiller „in seiner kühnen Art dem Bauer geradezu die Würfel gegeben, ohne viel zu fragen, wie er dazu gekommen", schrieb Goethe eigenhändig die Motivierung hinein:

„Ein Hauptmann, den ein andrer erstach,
Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach."

Schiller setzte sich „in seiner kühnen Art" über die Motivierungen hinweg. Daher — meint Goethe — auch die größere Theaterwirkung seiner Stücke. Mit andern Worten: die Theatralik seiner Stücke. Denn was ist Motivieren? Du schließt alle Ringe einer Kette zusammen, fehlen einzelne Ringe, dann kannst du die Kette nicht schließen, hältst Eisenstücke in der Hand. Schiller schmiedet keine Schicksale, er begnügt sich mit Zufällen. An Zufällen gehen seine Helden zugrunde. „Es geschieht ein Schuß durch die Gittertüre." Der Schuß trifft Posa. Ein Zufall.

Stilistisch dokumentierte sich früher Schillers revolutionäre Denkart in der häufigen Gegenüberstellung der Gegensätze, in der Form der Antithese. Nicht als ob er jetzt keine Antithesen baute, doch sie haben nicht mehr die frühere Kraft, die Gegensätze sind nicht mehr so spitz, kämpfen mit stumpfen Hörnern. Mit Vorliebe prägt jetzt Schiller Maximen. Er wird positiv in der Durchschnittswahrheit, im Kompromiß. Unsre Lebenserfahrung formuliert sich nicht erst in einer synthetischen Stunde des Lebens zu einer Schillerschen Maxime, alle Stunden des Alltags, die frühen, mittleren und späten, haben Schillersches Gold im Munde. Daher auch Schillers Popularität, kein Dichter hat dem Volke soviel „Sprichwörtliches" geliefert.

Auch der physische Mensch Schiller kehrte sich von der Wirklichkeit ab. Er arbeitete die Nächte durch und verschlief die Tage; das Lampenlicht ersetzte ihm das Sonnenlicht, der Geruch der faulen Äpfel die frische Luft. Durch die Abkehr von der Wirklichkeit wurde er mit der Zeit so ängstlich, daß er sich auf den Verkehr mit Menschen präparieren mußte, man durfte ihn nicht überraschen, unangemeldet nicht bei ihm eintreten, denn er mußte auf jeden Besuch sich vorbereiten, und war um die bestimmte Besuchsstunde vor „lauter Apprehension" krank. Wie anders Goethe, der unzählige Besucher empfing, und unter das Bild, auf dem Fremde von weitem sein Wohnhaus betrachten und bestaunen, die einladenden Worte schrieb:

„Warum stehen sie davor?
Ist nicht Türe da und Tor?
Kämen sie getrost herein,
Würden wohl empfangen sein."

Mit welcher Ruhe, mit welcher Würde empfing Goethe auch jeden. Und bereichert, entzückt, stolz im Bewußtsein des Glücks, Goethe gesehen, Goethe gesprochen zu haben, gingen die Besucher von ihm fort. Über seinen Besuch bei Schiller meldet aber Schelling seinen Eltern (29. April 1796): „Dagegen habe ich Schillern gesehen und viel mit ihm gesprochen. Aber lange könnte ichs bei ihm nicht aushalten. Es ist erstaunend, wie der berühmte Schriftsteller im Sprechen so furchtsam sein kann. Er ist blöde und schlägt die Augen unter, was soll da ein andrer neben ihm? Seine Furchtsamkeit macht den, mit dem er spricht, noch furchtsamer. Derselbe Mann, der, wenn er schreibt, mit der Sprache despotisch schaltet und waltet, ist, indem er spricht, oft um das geringste Wort verlegen und muß zu einem französischen seine Zuflucht nehmen, wenn das deutsche ausbleibt. Schlägt er die Augen auf, so ist etwas Durchdringendes, Vernichtendes in seinem Blick, das ich noch bei niemandem sonst bemerkt habe. Ich weiß nicht, ob dies nur bei der ersten Zusammenkunft der Fall ist. Wäre dies nicht, so ist mir ein Blatt von Schiller dem Schriftsteller lieber als eine stundenlange Unterredung mit Schiller, dem mündlichen Belehrer. Schiller kann nichts Uninteressantes sagen, aber was er sagt, scheint ihm Anstrengung zu kosten. Man scheut sich, ihn in diesen Zustand zu versetzen. Man wird nicht froh in seinem Umgang."

So trat an Stelle der Wirklichkeit der Schein in der Kunst und im Leben. Erst als sich die Schatten des Todes über Schiller senkten, in den Phantasien des Fiebers fand er noch einmal die Worte der Jugend wieder. Sind sie Lager? ... Wie prächtig sieht das Regiment aus — weiß und blau! ... Wer löste die Kanonen? ... Wer kommandiert den linken Flügel? ... Singt noch einmal den Rundgesang!

Es war zu spät. So passe denn auch — meint Goethe — auf Schiller, was er einst in seinen Werken zur Charakterisierung eines Dritten sagte: „In seine Phantasiewelt verschlossen, war er ein Fremdling in der wirklichen. Sein Körper, mitten aus der Zerrüttung hervor, verrät einen hohen männlichen Geist gleich den Ruinen eines ehrwürdigen alten Tempelgebäudes. Ihr ahnt aus dem Schauer der Ehrfurcht, der eure Seelen ergreift, daß einst eine Gottheit hier wohnte; aber erkennen könnt ihr es jetzt nur aus Trümmern und Überbleibseln, die der Zahn der alles zerstörenden Zeit verschonte."

Der junge Schiller bleibt der Dichter der Jugend. Denn Jugend muß sich auflehnen, muß ändern, und geht den Weg der Revolution. Von allen Dichtern des Auslandes hat im protestierenden, revolutionären Rußland Schiller den größten Einfluß, das höchste Ansehen. Doch Revolution kann nicht den ganzen Lebensinhalt eines Menschen, eines Volkes bilden. Auf die Spannung des revolutionären Aktes folgt die Ermattung. Daher sind so Viele im Alter konservativer, je mehr sie in ihrer Jugend revolutionär waren. Zwischen dem Protest der Jugend und dem Verzicht des Alters steht die Einsicht der reifen Mannesjahre. Es gilt in den Grenzen der bestehenden

Digitized by Google

Wirklichkeit die ganze Persönlichkeit auszuleben, und wenn man über die Grenzen hinausgeht, stelle man ein Beispiel hin, zu dem sich die Wirklichkeit langsam nachentwickeln müsse. Goethe war in diesem Sinne Evolutionist. Der Weg führt von der Revolution Schillers zur Evolution Goethes.

Der junge Goethe.

Von **Rudolf Kurtz** (Berlin).

I.

Aus dem geruhsamen Wandel der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts erhebt sich strahlend die Gestalt des jungen Goethe. Die schnäbelnde Freundschaft würdiger Herren, die ausgerenkte Begeisterung seraphischer Nachtwandler durchbricht die stürmische Bewegung eines Jünglings, der aus seines Herzens tobender Erregung Goetz und Werther befreit. Mitgerissen von Herders Sturmruf, entzündete sich in diesem Geist ein Feuer, das des voltairisch gemeisterten Shakespeare herrliches Standbild im bunten Flammenspiel neu erstehen ließ. Der Weg, der von dem einsamen Leben des Frankfurter Patriziersohns zu dem Straßburger Stürmer führt, muß uns angehen. Muß uns angehen als Menschen, die in einer gleich leeren Zeit sehnsüchtig auf das Wunder warten. Und da nun das unvergleichliche Denkmal jener Zeit der Vorbereitung, die Sammlung der Goetheschen Erstlingsschriften und Briefe „Der junge Goethe“ in einer mit musterhaftem Fleiß vervollkommneten Ausgabe von Max Morris im Insel-Verlage erscheint, ist ein äußeres Motiv gegeben. Im Voraus sei bemerkt, daß der Goethe nicht zu kennen meine, der diese Sammlung nicht kennt. Daß sich von keinem Standpunkt ein herrlicheres Bild des Jünglings gewinnen läßt, als von der innigen Versenkung in diese Seiten. Die Lebensnähe Goethes ist in diesem Werk näher als im Eckermann.

Das Charakteristische des Knaben ist Würde, Gravität, Altklugheit. Es ist die Frucht väterlicher Erziehungskünste. Das Bildungsideal jener Epoche betrachtete die Menschen als unterschiedslose Gefäße, alle gleich aufnahmefähig für den gleichen Bildungsstoff. So wird in dem Knaben ein eminentes Material frühzeitig gehäuft; das abgeschlossene Leben des väterlichen Hauses bedingt eine stärkere Verarbeitung des Erlernten: die Folge ist die erstaunliche Frühreife des Knaben, der mit Vorliebe sich an Ältere anschließt. Fast gleichzeitig mit der technischen Beherrschung des Schreibens lernt er, sich in gebundener Sprache auszudrücken: prophetisch schließt ein Neujahrscarmen des kaum Achtzehnjährigen: „Dies sind die Erstlinge, die Sie anheut empfangen, Die Feder wird hinfort mehr Fertigkeit erlangen“. Bei dieser auf das Innere zurückgedrängten Erziehung ist die Lektüre die selbstverständliche Ergänzung. Es verwundert nicht, wenn der Dreizehnjährige bereits biblische Dramen schreibt! Wir erkennen darin den Wiederschein jener erhitzt betriebenen Lektüre. Seine unerhörte Aufnahmefähigkeit, die tatsächlich wie in einem Gefäß die heterogensten Anregungen sammelt, nimmt den gezierten Frohsinn der Anakreontiker wie die abstrakte Sentimentalität der Klopstockepigonen auf. All das, was in diesen gutwilligen Seelen als Eindruck des „Messias“ zurückblieb, das Gigantische, die maßlos vergrößerten Seelenzustände, die himmlische mise en scène mit Donnern und Blitzen: all das vereinigt eine „auf Verlangen entworfene“ Schilderung der Höllenfahrt Christi, die für den Sechzehnjährigen verblüffend gewandt den Tonfall von J. E. Schlegels damals berühmter Odenpoesie trifft. Wie fertig er die dekorative Gespensterei der seraphischen Schule handhabte, beweise etwa die Strophe: „Er eilt umgeben von Gewittern; Als Richter kommt er und als Held. Er geht und alle Sterne zittern. Die Sonne bebt. Es bebt die Welt.“ Die zeitgenössische Modeliteratur hat ihn mit allen ihren Formen imprägniert. Richardsons Tugendbeispiele, Wielands bunt flimmernde Wolkengebilde, das zärtliche Girren der Anakreontiker: alles ließ einen Rest in seiner Seele zurück. Die psychologische Tendenz jener Schriftsteller, die damals den Gebildeten die gewagtesten Untersuchungen mit sich anstellen ließ veranlaßt auch ihn zu beständig zergliedernder Einkehr in seine Seele; der Fünfzehnjährige analysiert sich in einem Briefe an einen etwas Älteren: „Einer meiner Hauptmängel ist, daß ich etwas heftig bin. Sie kennen ja die cholerischen Temperamente, hingegen vergißt niemand leichter eine Beleidigung als ich. Ferner bin ich sehr an das Befehlen gewöhnt, doch wo ich nichts zu sagen habe, da kann ich es bleiben lassen.“ Im allgemeinen sind diese Selbstbekenntnisse nur der Modestil schöngeistiger Bürger, die sich gegenseitig ihr offenes Herz präsentieren. Man spürt das Bemühen, sich über der Situation zu erhalten. Nicht minder Mode der Zeit ist es, wenn der Knabe, durch frühzeitige Märchenerzählungen seiner Mutter gereizt, leicht geneigt ist, Träume seiner Seele in die Naturvorgänge einzubilden. Ein Brief des Sechzehnjährigen aus Wiesbaden an seine Schwester zeigt diesen ersten Versuch, eine Naturstimmung bildlich darzustellen, gleichsam noch mit den logischen Hilfslinien. „Neulich verwirrten wir uns im Walde und mußten zwei Stunden lang im selbigen, durch Hecken und Büsche durchkriechen. Bald stellte sich uns ein umschatteter Fels dar, bald ein düsteres Gesträuch und nirgends war ein Ausgang zu finden. Gewiß, wir wären bis in die Nacht gelaufen, wenn nicht eine wohltätige Fee hier und da, an die Bäume Papagey Schwänze (die aber unsere kurz-

Digitized by Google

sichtige Augen für Strohwische ansahen) den rechten Weg uns zu zeigen gebunden hätte." Zu dieser Frühreife mag der Verkehr mit Erwachsenen nicht wenig beigetragen haben. Goethe zeichnet in Wahrheit und Dichtung eine ganze Gallerie von Männern, zu denen er in Beziehung gestanden hat. Erwähnt sei hier der skeptische Herr Hüsgen, der dem Knaben manches Scherzwort über Helden und traditionelle Heldenverehrung beigebracht haben wird: jedenfalls ist der Sechzehnjährige in einem Stammbucheintrag bereit, sehr überlegen über Leibniz Traum von der besten der Welten zu scherzen. Dies alles wird dem Knaben eine gewisse, auch von den Älteren anerkannte Frühreife gegeben haben, die nicht wenig dazu beitragen mochte, seine Gravität zu verstärken. Diese Neigung äußerte sich vor allem im Verkehr mit Altersgenossen, die ihn durchaus als Respektsperson achten mußten. Dies entwickelt in ihm einen pädagogischen Instinkt, der bei Zufuhr neuen Wissens sich gewaltig Bahn bricht. Die Briefe aus Leipzig sind gefüllt mit guten Lehren. Nach Leipzig geht er, um sich für seine Laufbahn als Jurist, wie der Vater meint, als Weltmann, wie er entschlossen ist, auszubilden. Er verläßt Frankfurt mit dem nicht ungerechtfertigten Bewußtsein, dort einen Kreis von hoffnungsreichen Bewunderern zurückzulassen.

Leipzig hatte den Ruhm, eine Schule der Deutschen zu sein. Die französisch geneigte Kultur der begüterten Frankfurter Kreise — die durchaus nicht immer mit Verehrung der Franzosen identisch war — ließ Leipzig wirklich erscheinen, wie es im Faust sich spiegelt: als Klein-Paris. Die Ästhetik und Moral war in Leipzig geradezu zentralisiert: vor allem hielt dort Gellert in ganz Deutschland gepriesene Vorlesungen über Tugendlehre. Der junge Goethe hatte das Glück, sogleich in die rechten Hände zu kommen. Mit Empfehlungen an den Hofrat Boehme, Professor des Staatsrechts, versehen, gefiel er der Frau Hofrat besser als dem Gatten, dem das schöngeistig gefärbte Studienprogramm des jungen Rechtsbeflissenen durchaus nicht behagte. Die Dame vom Hause ließ es sich dagegen angelegen sein, dem Frankfurter Provinzialen den Schliff Leipziger Eleganz beizubringen. Und Goethe muß prachtvolles Material für die Erziehungskünste einer ältern Dame geboten haben, er muß einen bezaubernden Eindruck gemacht haben. Eine Jugendbekannte schwärmte von seiner Haartracht: „Goethe hatte das schönste braune Haar; er trug es ungepudert im Nacken gebunden, aber nicht wie der alte Fritz als steifen Zopf, sondern so, daß es im dichten Gelock frei herabwallte." Zunächst blieb sein Leben etwas einsam. Er schrieb lange Briefe an Schwester und Freunde, meist in französischer, auch englischer Sprache. Die forcierte Überlegenheit des an solide Bürgerlichkeit gewöhnten Reichsstädters zeigt sich in der Art, wie er den Eindruck einer ehrbaren Herrnhuterfamilie skizziert: „Ich fand den Mann und sein ganzes Haus ganz sittsam! — schwarz und weiß. Die Weibsleute mit Stirnläppgen! so seitwärts schielerlich. Ach Schwestergen ich hätte bersten mögen!" Seine Briefe verschwenden sich in Ratschlägen, deren unverarbeitete Herkunft aus dem Gellertschen Kolleg für den Leser ohne Zweifel ist. Von Juristerei keine Silbe. Die ersten Leipziger Briefe atmen die selbstgefällige Genialität eines Provinzbeaus: sie kokettieren mit allen möglichen Künsten. Die ganze Blasiertheit des jugendlichen Roués erschöpft sich in Psychologismen über die Weiber, und mit gerunzelter Stirn und vielem Kulturbewußtsein zitiert er des „vergötterten Rousseau" galliges Dogma: „Plus que les mœurs se raffinent, plus les hommes se dépravent". Aber die Pose stößt nicht ab. Die Gestalt des frühen Leipziger Goethe erinnert an einen Chodowieckischen Stich, dessen bemessene Regelmäßigkeit so wundervoll graziös wirkt. All die Pedanterien strahlen Lebensfrische aus, fließen über von jugendlicher Begeisterung, und man spürt die Seligkeit, plötzlich in einer großen Stadt zu atmen, so viel neues zu wissen und sich so bedeutsam zu empfinden. Und das Leben führt Goethe bald einen Mentor zu: für den kraftatmenden genußsüchtigen Frankfurter einen entzückenden grauen Hofmeister, voll überlegener Elegance und faunischer Weltkenntnis. Goethe hat das Glück gehabt, immer einen Philosophen zu finden, der seiner Lebenslust Mut machte: in einer gefährlichen Epoche seines Lebens ist es Merck, der den Typus Behrisch auf allerdings höherem Niveau wiederholt. Behrisch war ein Mensch des Übergangs, wie sie nur auf dieser Grenzscheide zwischen einer faulenden alten Kultur und einer stürmischen jungen Generation möglich sind. In ihm traf sich das Temperament eines Shakespearischen Clowns mit der Gravität Rabenerscher Humore. Behrisch hatte die gute Tendenz, den jungen Wüstling, der seine Bacchanale unter Scharteken und im Hörsaal feierte, auf das Leben zu richten, und seine zaghafte Sinnlichkeit, die über graziöse Küsse und platonisierende Liebelei kaum hinausgekommen war, auf die nicht zu verachtenden Qualitäten der Leipziger Damen aufmerksam zu machen. Und ein günstiges Schicksal gab dem erlebnisbegierigen jungen Manne bald eine Geliebte: zu seinem Glück keine schmachtende stille Tochter aus guter Familie, sondern ein echtes Großstadtkind, mit vieler Neigung zum Flirt und Interessen für gutgewachsene junge Leute: Kätchen Schönkopf. Dieses jungen Mädchens unvergeßliches Werk ist es, daß des Frankfurters wohlgepflegte Seele sich zermürbte, im Sturm der Leidenschaft schwoll und überfloß, daß er leiden lernte und begierig wurde, sich Ausdruck zu geben. Qual und Sturm häufte sich in dem anstrengenden Ritterdienst: und aller Rausch gärt in seiner leidenschaftlich erregten Seele, die

Digitized by Google

nur eines Anstoßes wartet, um brausend überzuquellen und alle Sehnsucht in Worte zu fassen. Goethe lernte leiden: und der Dank gebührt dem kleinen Leipziger Wirtstöchterlein.

Ausstellung amerikanischer Kunst.

Königliche Akademie der Künste zu Berlin.

Von **Hermann Abeking** (Berlin).

Die amerikanische Kunst wurzelt auf dem europäischen Kontinent. Die jungen Amerikaner suchten und suchen heute noch ihre Ausbildung in den Ateliers von München, Berlin, London, hauptsächlich in denen von Paris. Ein Teil von ihnen blieb in dem Lande, das ihm seine Lehrzeit geboten, und wurde ein Mitglied seiner künstlerischen Bürger. So besteht eine amerikanische Kunst nicht an sich und durch sich selbst. Man mag dies für einen Fehler halten, wenn man die Kunst einseitig mit enger Bodenständigkeit verknüpft. Der aber, der gewohnt ist, das Kunstwerk nur nach seinem inneren Werte zu betrachten und nicht erst zu fragen nach dem Woher und Wohin seines Schöpfers, der wird gerade hier vieles finden, das seinem Empfinden auf das Weitgehendste entspricht. Denn die Kunst ist international oder sollte es wenigstens sein, sie spricht nicht die zufälligen Idiome sich fremdklingender Zungen, sie spricht das gemeinsame Volapük des sehenden Auges und der schaffenden Hand. So ist der Sammelname „amerikanische Kunst", der das Geburtsland der Ausstellenden bestimmt, von geringer Bedeutung; viele der hier verzeichneten Namen sind uns längst bekannt und vertraut, sei es als leuchtende Sterne am Himmel der Kunst überhaupt, sei es als regelmäßige Beschicker der jährlichen Veranstaltungen unsrer großen Städte.

Eine gemeinsame Note könnte dennoch in der Entwicklung der Landschaft bestehen, die in einer Vorliebe für das ganz Duftige, luftig Schimmernde zu großer Blüte führt. Diese subtile, zarte Anschauung mag mit Whistler einsetzen. Whistler sieht nicht das Gegenständliche, oder er sieht es wohl, aber er badet es in einen Hauch von Dunst und Leben. Eine Anzahl von Skizzen und Radierungen zeigen die feinsinnige Art, in der es Whistler vermag, durch große helle oder tiefe Tönung, in die sich hie und da ein prächtig gezeichnetes Detail flicht, den Stimmungsgehalt, den er empfand, in gleicher Eindringlichkeit auf den Beschauer zu übertragen. Der fast japanische Zug, dem Whistler folgte, bestimmt auch das Motiv seines Bildes „Auf dem Balkon". Die bunt gekleideten Gestalten der Geishas, die gegen einen lichten Himmel stehen, werden begrenzt durch das wie im Holzschnitt feste und doch weiche Blaugrau eine Teppichs. Gleichfalls dunstig, dabei wundervoll gehoben durch die sicheren Flecke der Augen und des Mundes ist der Kopf eines jungen Mädchens.

Alexander H. Wyant weist einen ähnlichen Weg, wenn er sich auch von der goldbraunen Festigkeit der süddeutschen Schulen nicht hat befreien können. Sein Vordergrund ist eine dunkle, undurchdringliche Masse, doch erhebt sich aus ihr zum Himmel ein wahrhaft strahlendes, köstliches Licht. Ganz in diesem Licht lebte Homer D. Martin, jeder Schwere entrückt. Seine „Landschaft an der Seine" ist wie ein Hauch von wenigem Braun und Blau. Sanft fügt sich das Ufer zum Flusse mit seiner Spiegelung, aus dem sich hart am Rande stehend die dürren Stämme einer Anzahl in gleicher Linie laufender Bäume nach oben strecken. Auf gleicher Basis folgt John Henry Twachtman. Er ist moderner im Ton, der an Stelle der Lasur die trocknere Farbe setzt, doch ist auch ihm das Vibrieren der Stimmung, ein Hauchen ohne zu durchdringen und doch alles zu geben, eigenster Besitz. Die duftige „Winterlandschaft", „Oktober", blaues Grün zum verschwindenden weißen Haus, „der Wasserfall im Yellowstone Park" und die „Frühlingslandschaft" mit ihrem hellen Baum zum hellen Wasser, sind Arbeiten, die mit fast dürftigen Mitteln einer kleinen Palette den allerhöchsten Gehalt an innerem und künstlerisch technischem Werte beanspruchen dürfen. Auch J. Alden Weir, man möchte sagen, wie alle hier folgenden, weiß die durch die Luft bedingte Harmonie der Natur vor seine Werke zu setzen. Mehr die dichtere Bewaldung liebend als den ganz freien Blick, setzt er Ton an Ton in schöner grünblauer Farbe. Ein Meisterwerk ist Willard Leroy Metcalfs „Zitterndes Laub". Es ist ein Waldausschnitt, der voll und ganz seinem Titel gerecht wird. Das versteckte Wasser eines Baches, vorne die zwei, drei Flecken blauer Blumen geben den zarten Kontrast. Und so fügen sich in die Reihe eines immerwährenden Duftes: Dwight W. Tryon mit seinem „Marienbad", J. Francis Murphy mit seinen Landschaften, Henry Golden Dearth mit dem tonig gewischten „Tiefland". Mehr im sonnigen Bunt, aber ebenfalls der Luft und ihres Reizes eingedenk, schafft Ernest Lawson seinen Fluß mit dem durch die kahlen Bäume unverschleierten Blick auf das jenseitige Ufer, Childe Hassam die „Alte Kirche in Lyme" im roten Herbstesiaub zum weißkalten Gemäuer.

Ein moderner Städteschilderer ist der Radierer Joseph Pennell. Aber gleich den Vorgenannten, die Stimmungen und malerische Akkorde in der freien Natur suchten, findet Pennell diese im Häusermeer, im Rauchen der Schlote und im Stampfen der Maschinen. Whistlers Kunstgriff — man müßte besser sagen: Whistlers künstlerisches Erkennen — die Masse als Einheit zu geben in

Digitized by Google

Licht oder Schatten und nur stellenweise das Detail zu betonen, ist auch Pennell zu eigen. So schafft der Künstler seine Blätter, hier eine tiefe Silhouette, von der ragenden Gestalt der Freiheitsstatue begrenzt, dort mit einer Zahl kecker Striche das Gewirr einer eisernen Brücke auf dem gleichmäßigen Hell des Sandes. Es sind Schilderungen von Stahl- und Kohlenwerken, von Werften und den Himmel stürmenden Bauten, aber immer steht der Maler über seinem Vorwurf, den er trotz dessen Sprödigkeit unter dem Griffel zu künstlerischer Einheit zwingt.

Unter den Porträtmalern behauptet John S. Sargent den ersten Platz. Ihm kommt für dieses Gebiet ein sicheres Stilgefühl zugute, das wie selbstverständlich aus einer vornehmen Empfindung entspringt. Meist stimmt er den Gesamtton seines Bildes auf ein ruhiges Schwarz, aus dem sich dann prägnant die Züge des Gesichtes und die feine Gliederung der Hände erheben. Das Bildnis des Herrn Graham Robertson ist ein prächtiges Beispiel für Sargents wägendes Schaffen. Die jugendliche schlanke Figur lehnt sich gegen ein Grau, der Mantel fällt in weitem Schwarz, das Beinkleid wiederholt das angestimmte Grau. Hierzu kommt das in Ruhe und Ausdruck dominierende Gesicht, als farbiger Fleck der mattgrüne Griff des Rockes. Ganz in ähnlicher Weise wirkt William Merritt Chase mit seiner „Dame mit weißem Shawl". Auch hier ist es die große, einheitliche Fläche, die den Untergrund bildet, auf dem das Seelische des Ausdrucks in klarem Strich zur rechten Geltung gelangt. Nicht ganz einverstanden dürfte man mit Irving R. Wiles' Professor John W. Burgaß sein, der etwas reizlos und traditionell gegeben ist, doch wird man um so mehr entzückt durch des gleichen Künstlers Interieur „Eine gemütliche Ecke". Das Licht fällt lockend auf das seidene Kleid der im Sofa ruhenden Dame, ein keckes Farbenflimmern und ein frohes Spiel von ungebrochenen Tönen flutet über die kleine Szene. Von wunderbarer Gemütstiefe sind die Bilder George de Forest Brush. Er schildert die Mutter, ein schmales Gesicht so voller Liebe und Duldung, das Töchterchen im Arm mit den blonden Locken und dem strotzenden, lichten Fleisch der jungen Glieder. Und variierend wiederholt er das Motiv: das Töchterchen mit Haube und Kleid, und trotzig um die Ecke schauend der Kopf des älteren Knaben. Forest Brushs Farbe ist dunkel und fett; aber sie kommt in ihrer Leuchtkraft den alten Meistern sehr nahe. Auch von William Morris Hunt sehen wir eine „Mutter mit Kind", die Köpfe mehr zeichnerisch in hellem Braun. Sehr fein sind die Haare und das Schwarz der Schürzenbänder zum lichtseidenen Kleid. John Mc. Lure Hamilton zeigt das Porträt Gladstones, ein heller Kopf, vom Lichte des Fensters bestrahlt, hierzu das dunkelgehaltene Zimmer in schöner malerischer Arbeit. Robert Mc. Camerons Bildnis des Präsidenten Taft ist etwas schulmäßig, obgleich der Kopf gut ist; Gari Melchers Theodore Roosevelt in ganzer Figur zeigt die geschätzten Qualitäten des Malers, wenn dieser auch in seinen Kompositionen eine eignere Sprache zu reden weiß.

Gari Melchers Bilder sind uns bekannt, wie ja gerade dieser Künstler in engem Verhältnis zu unsern Ausstellungen steht. Er bringt eine „Madonna", eine „Mutter mit Kind", durchleuchtete Köpfe zum durchleuchteten Grün der Laube in großer Frische und Pracht seiner kräftigen Farbe. Fein und zart, im Sinne Whistlers und der ihm folgenden Landschafter, meistert Edmund C. Tarbell seine einfachen Motive. Ein fast kahles Zimmer, sehr licht, hierzu ein lesendes Mädchen, ein weniges Dunkel des Rockes, dann ein ähnlicher Raum, darin eine Dame mit Häkelarbeit, den Kopf dem Fenster zugekehrt, die Reflexe sich spiegelnd im runden Tisch — in alledem ist nur das Malerische gesucht und zum ansprechendsten Ausdruck gelangt. In ähnlicher Empfindung, nur mehr zur Dämmerung neigend und bewußt eigenartiger in der Wahl seiner schlanken Gestalt und des hochlehnigen Stuhles schafft Thomas W. Dewing seine „Cellospielerin" und „Portrait". Er nimmt ein gebrochenes Grau, Rosa und Grün und vereinigt dieses zu apartem Reiz.

Mehr ältere Schule in etwas dünnem Auftrag, dabei durchaus hochstehend im künstlerischen Wollen und Vollenden, ist Walter Mc. Ewens „Dame im Empirekostüm", die Rückansicht eines weißseidenen Gewandes vor dem Spiegel, das im Glimmern und Glitzern der Seide seinen Vorwurf gesucht und gelöst hat. Im Braun einer ebenfalls vergangenen Epoche, dabei köstlich in Zeichnung und Modellierung steht Frank Duveneck mit seinen pfeifenden Jungen vor uns, der so recht aus dem Vollen gegriffen ist, dann mit dem größeren Bilde „Türkischer Junge mit Papagei", das in gleichem Maße großes Können inbezug auf Figur und Geräte zeigt. Etwas fest, aber doch von großem Ausdruck ist der Kopf des Schiffers, den Winslow Homer vor die Schiffsglocke stellt und rufen läßt „All's well!"

Des weiteren reiht sich Gutes und Schlechtes in bunter Folge aneinander. Henry O. Tanners religiöse Motive sind zu bunt in ungenügender Abstimmung, Augustus Koopmanns „Das Orakel" eine farbige Orgie ohne jeglichen Wert. Julius L. Stewarts Nymphen werden als gegenständliche Freilichtakte ihrer Bezeichnung nicht gerecht. Hervorhebenswert ist Frank W. Benson in seinem Patience spielenden Mädchen, das besonders durch die goldenen Flecken im Wandschirm reizt. William Valentine Schevill bringt ein gutes Selbstporträt im blauen Kittel, Bryson Bourroughs ein Märchenstück „Prinzessin und Schweinehirte", sowie eine Allegorie „Das Glück und der Blinde", die weder in Erfindung noch im Können große Stärke zeigen.

Digitized by Google

Charles W. Hawthorne malt eine „Marktfrau“ mit krankhaft blassen Zügen, zu der das gleichfalls kränkliche Grün und Gelb der Umgebung gut stimmt, Robert Mc. Cameron eine Gruppe „Absinthtrinker“, die in abstoßender Häßlichkeit doch eine sichere Hand und Verstehen beweist. J. Alden Weir gibt ein dunstiges, dabei reales Stück „Beim Pflügen“, Walter Gay stellt in einem Interieur einen rotbraunen Tisch zu hellgelben Schränken. Damit es auch an grauser Romantik nicht fehlt, bietet Albert P. Ryder einen reitenden Tod, Winslow Homer den Golfstrom mit dem Neger auf treibendem Schiffsrumpf, von Haifischen umdrängt. Die Indianergeschichte findet in Charles Schreyvogel und Henry F. Farny ihre würdigen Vertreter.

Abgesehen von letzteren Auswüchsen, die die Ausstellungsleitung im Erkennen ihres eigentlichen Wertes möglichst in die Ecke gedrückt hat, bleibt als Eindruck des Ganzen die Tatsache bestehen, daß uns hier eine überwiegend große, unbedingt bewundernswerte Zahl wirklicher und wahrhafter Kunstwerke geboten sind. Das mag uns erstaunen, die wir wissen, wie gerade die Amerikaner, abgesehen von dem längst als wertvoll Erkannten, just das auf den europäischen Märkten suchten, das hier als in seichter Mache hergestellte Landsknechts-, Mönchs- und Liebesszenen nicht mehr in allzu hoher Achtung stand. Das mag uns wieder eine Lehre sein, daß nicht das Volk die Künstler macht, sondern daß diese es sind, die dem Volke den Stempel ihrer Vollkommenheit aufzudrücken vermögen und es zu der Höhe führen können, die sie selber mit trunkenem Auge geschaut haben. Nach dem Dokument, daß diese Ausstellung uns darweist, ist es wohl erwiesen, daß Amerika auf dem Wege dazu ist, sich eine eigene, große künstlerische Kultur zu schaffen.

Im Sommer.

Von **Leo Greiner** (Berlin).

Wie heiß im Wechselhauch der Windesrose
die Luft in Mittagsglut zusammenrinnt!
Nun leb ich taglang bei Gestein und Moose,
Duftschwaden stehn, Licht webt, Licht rieselt, spinnt,
geschlossnen Augs rinn ich ins Seelenlose
zurück, daher ich kam, zu Baum und Wind,
nichts über mir als dies unfaßlich Ganze:
gewölbte Glut in schwanenweißem Glanze.

In hohem Kreise schauen meine Ahnen,
Gebirg und Forst aus kühler Urzeit her.
Nun da sie mich gelockt mit altem Mahnen
zu sich, hinunter in ein frühes Meer,
rag ich daraus, in Sonn- und Mondesbahnen
hineingestellt, in Wind und Ungefähr,
und seh mit Berg- und stillen Wolkenzügen
traumhaft mein Bild auf ruhendem Wasser liegen.

Von allem, was in diesem Kreise lebt,
erreicht mich Schlafenden nur eine Welle.
Wenn wo der Strom sich aus den Ufern hebt:
so träumt mir: eine Magd schöpft an der Quelle.
Wenn Meer und Wind ein fernes Schiff begräbt,
ich hör Gesang aus abendlicher Helle.
So wie die Wiese und den stillen Baum
umwandelt mich die Welt im Bildertraum.

Die Blinde und das Licht.

Von **Felix Braun** (Wien).

I.

Es dunkelte schon und wir gingen langsam von den Auen zur Hauptallee des Praters zurück. Der Abend war so schweigsam und rein, da wollten wir noch das kleine Stück bis zum Praterstern ausgehen und dann mit der Elektrischen nach Hause fahren. Eine kleine Weile gingen wir still nebeneinander her, plötzlich sagte Fräulein Hedwig:

„Ich weiß den Anfang zu einer Geschichte, aber Sie müssen sie zu Ende dichten. Wollen Sie?“

„Bitte,“ sagte ich, „sehr gerne, wenn mir etwas einfällt.“

Fräulein Hedwig dachte ein bißchen nach und sah mit einem halb lächelnden, halb fragenden Blick zur Erde. Dann sagte sie, schnell, als ob es verboten wäre: „Also, es ist sehr wenig. Ich sehe einen alten König, der hat zwei Töchter. Und die eine ist blind.“

„Weiter.“

Sie sah mich an: „Das ist alles.“

„Das ist alles?“

„Ja.“ Und da lag auch schon das Ende des Gartens, dunkel spannte sich der Viadukt, die elektrischen Wagen klingelten, kreuzten sich, durchleuchteten mit ihren rot und weißen Farben die matte Abendluft, reizvoll gegen das reiche Blau des hie und da von Sternen unterbrochenen Himmels . . ., das Getöse der Menschen und Gefährte nahm uns auf, wir fuhren, die Häuser flogen vorbei, die Brücke donnerte, ein Augenblick mit hundert verstrickten Lichtern, im Fluß zu schwankenden Säulen aufgelöst — und gegen die Nacht zu war der schöne Tag nicht mehr als geträumt. —

Wie ich aber spät in meinem Zimmer saß, mitten unter Büchern und Schriften, war mirs mit einemmal, als sähe ich den greisen König und

Digitized by Google

sein weißes Schloß und die beiden Prinzessinnen sah ich ganz nah. Es war wahr: die eine war blind. Sie hatte braunes Haar und Augen von ganz gleicher Farbe. Ein langes, dunkles Gewand, bestickt mit Sternen und in einer edlen Schleppe verklingend, hüllte ihre Gestalt; aus den losen, geschlitzten Ärmeln schimmerten dann und wann ihre Arme mit den goldenen Ketten um die Gelenke. Ihr Gang war der langsam tastende, eigentümlich gemessen-melodische der blinden Frauen, an dem man die Bewegung der Gestirne ahnen kann. Sie hieß Vera.

Die jüngere Schwester ging in weißen Kleidern. Ihre Augen waren wie aus Bernstein und ihr Haar auch. Diese seltsame Farbengleichheit von Augen und Haar hatten die Schwestern gemein: sind nicht auch Abend und Morgen verwandt durch einen Stern und den Stand der Sonne in einmal blassem, einmal tiefem Himmelsrot? Dies fühlte, wer immer die beiden zusammen erblickte. Und auch ich weiß nicht mehr von der jüngern Schwester zu sagen: nur ihren Namen hab ich erlauscht, — doch das hätt ich vielleicht erraten, daß sie Beatrix hieß.

Nun war es einmal geschehen, daß sich Beatrix beim Jagen im Wald verirrte und nach viel Angst und Tränen zu einer halbverfallenen Hütte kam, in der ein Einsiedler mit seinem Sohne lebte. Die Nacht über verblieb die Prinzessin in der Klause, vom ewigen Licht in Schlaf gesenkt: mitten unter Träume — des Morgens aber geleitete sie der Jüngling zu dem breiten Waldweg über Hügel und durch Gestrüpp und Dornen. Er führte das still ausschreitende Pferd an dem silbernen Zaum und die Prinzessin, die hinter ihm drein trippelte und mit ihrem sonnfarbigen Haar gar oft die Blätter und Blüten streifte, bis es einmal aufging und ganz herabfloß — — sie sah ja nichts andres, als die schmale, leitende Hand, umschimmert vom Silber des Zaums und vom grünen Licht des Waldes. Und als die Bäume von einander rückten, heller der Wald ward und bekannter, — schien es ihr plötzlich schmerzhaft, Abschied nehmen zu müssen. Ich weiß nicht, ob es ihm auch so durchs Herz stach, — aber wie sie an der Straße innehielten, sahen sie sich mit einemmal so leidvoll lächelnd in die Augen, — und ohne es zu wissen, neigte sich eines zum andern, ganz nahe, bis es zu einem süßen, fremden Mund geraten war. Ein Jahrtausend trat zwischen zwei Sekunden. Als sie aufsahen und sich allein sahen, glühte schon die hohe Sonne. —

Ich sehe viele Hofleute beisammen stehen und gedämpft sprechen. Einer kommt ganz nahe an mich heran, tippt mir an die Schulter und raunt mir ins Ohr: „Das wissen Sie nicht? Ja, wie wollen Sie denn die Geschichte schreiben? Ich sehe mich verpflichtet, Ihnen Mitteilungen zu machen.“ Ich wehre ab und will sagen: „Schweigen Sie! Ich habe sie ja selbst erfunden — ich weiß alles, was Sie sagen wollen,“ aber schon flüstert er: „Also, die Prinzessin Beatrix, ja, wer hätte das gedacht! In der Nacht schleicht sie sich fort, in den Wald. Mit Faunen und Wassermännern treibt sie sich herum.“ „Aber lieber Graf,“ mischte sich ein andrer ins Gespräch: „Mit Faunen! Haben Sie schon einen gesehen? Ich bitte Sie — sind Sie so gut.“ — „Ob ich einen gesehen hab?“ gibt der andre zurück, „nein! Aber ich kann mir einen vorstellen. Wenn ich Sie anseh — — hahahaha, wenn ich Sie anseh!“ — „Zu gütig, zu gütig,“ erwiderte dieser, „doch wir kommen vom Thema ab. — Also die Prinzeß. Das ist allerdings richtig. Sie schleicht sich vom Schloß weg. Aber mit wem sie zusammentrifft, das weiß nicht einmal der Kammerdiener des lieben Gottes.“ — „Hm,“ ließ sich ein andrer vernehmen, „hm, hm, ich habe so meine Gedanken und glücklicherweise auch etwas andres, zum Beispiel Augen. Hm, hm, hm, hm,“ und er zwinkerte mit seinen beiden gerühmten Werkzeugen so lange, bis es ihm gelungen war, alle neugierigen Fragen zusammenzufassen und auf sich zu lenken, wie etwa Winkelried die feindlichen Speere. Hm — hm, es giebt sonderbare Dinge zwischen — hm — dem Schloß und hm — dem Wald,“ und er lächelte fein, um seine Bildung und seinen Takt zugleich zu zeigen. Aber er sagte es erst nach einer Stunde.

Gegen den Winter zu verstummten die Gerüchte. Ruhelos ging die Prinzessin durch alle Räume des Schlosses — ihre Wangen waren fast schon wie der Schnee. Mit verwehten Wegen, in weißer Ferne ganz verloren lag der Wald. Um diese Zeit geschah es auch, daß die blinde Prinzessin wieder den scharfen Schmerz in ihren toten Augensternen fühlte. Denn, da sie als Kind am Schnee ihr Augenlicht verloren hatte, empfand sie ihre Blindheit des Winters schmerzhafter und wünschte nichts als: wie im Schlaf mit geschlossenen Lidern im dunklen Zimmer still zu liegen. —

Es war schon tiefe Nacht, als der König das Krankenzimmer verließ. Wie er die Tür schließen wollte und durch den Spalt noch einmal auf das reglose, bleiche Gesicht hinsah, stürzten ihm viele warme Tränen aus den Augen. Langsam ging er durch die dunklen Säle — da spürte er auf einmal einen Arm auf seinem Nacken — und schon vernahm er die tiefe sanfte Stimme seiner Tochter Beatrix. —

Beatrix verstand es gut, Trost zu sprechen. Sie führte den Vater, ihn umschlungen haltend, mit vielen Liebkosungen in ihre weißgoldene Kammer. Darin blieb er bis tief in die Nacht. Längst waren alle Fenster in Dunkelheit, als das eine noch den Schein der goldenen Lampe auf seiner Scheibe trug. Weiß keiner, was in der Einsamkeit der Nacht gesprochen ward. Am nächsten Tage jagten zwei Ritter die Zugbrücke hinab, doch neben dem einen lief, mit langem silbernen Halfter ge-

Digitized by Google

fesselt, ein lediges Pferd —: das Lieblingsroß des Königs. —

Erwartung und Ahnung füllte den Tag und machte den Abend fieberhaft und lau. Das Ingesinde stand umher, immer aufs neue von den finsteren Wachen zurückgescheucht. Reden schwirrten durch die ruhige Luft. Von den Zinnen und Türmen spähten Geharnischte in das tiefe Land, — manchmal trat auch der König zum Söller, doch er vermochte nicht lange hinabzuschauen. Aber in dem verlassenen Erker, der keinen Schritt mehr empfing, — weil dort die junge Königin gestorben, war — saß die Prinzessin Beatrix und stumpfte sich die Augen ab an der weißen, schneevollen Straße, die leer lag und flimmerte. —

Auf einmal griff sie sich mit beiden Händen ans Herz. Fern auf der Straße regten sich kleine Schatten, bewegten sich und kamen näher und wuchsen — und nun konnte ihr geschärftes Ohr — ganz gedämpft — verhallenden Hufschlag vernehmen. Die Prinzessin erhob sich und beugte sich weit vor. Ihr Gesicht schien von einem fernen Licht überstrahlt. Da erscholl das Getrappel der Pferde just unter ihr und jetzt zerpreßte sie den glücklichen Schrei im Herzen und einen zweiten zur rechten Zeit zwischen den Zähnen. Ihr weißes Tuch flatterte, von ihrer Hand geschwenkt, unermüdlich zu Tal, und der dunkle Reiter, der auf dem Lieblingsroß des Königs saß, sah zu ihr empor, entblößte das Haupt und neigte sich dann bis zu dem Bug seines Pferdes.

Verwundert sahen die Höflinge den seltsamen Gast. Sie kannten den Einsiedler von Irrfahrten und Jagden im tiefen Walde. Von dunklen Wundern gingen Sagen im Volk, aber die spannen sich um den Greis. Die Hofleute tuschelten miteinander. „Ich habe das nie gehört," sagte einer, „daß der Jüngling gelernt hätte, Blinde zu heilen." „Nun," erwiderte ihm ein andrer spitz, „nun — ich auch nicht, aber die Prinzessin wird das besser wissen." „Ja. Die Prinzessin, die kennt ihn wohl viel länger als wir." Und alle, wie sie so in der Runde standen, legten die Hand an den Mund und verdrehten die Augen.

Inzwischen war der Jüngling die Prunktreppe hinaufgestiegen — auf der letzten Stufe stand schon der König und erwartete ihn. Wie der Jüngling das Knie beugte, neigte sich jener und schloß ihn in die Arme. Da senkte der so Begrüßte das Haupt wie unter der Last einer Schuld. —

Aber der König nahm ihn bei der Hand und führte den Schweigenden durch die Flucht stiller Gemächer, bis zu dem einen, um das eine dichte Mauer aus Schweigen lag. Ein Wink — und das Gefolge verweilte. Behutsam tat der Greis die Tür auf und zog den Gast nach, den Finger an den Lippen. —

Da lag die Blinde und schlief. Aber vom Bettende erhob sich eine weiße Gestalt und kam aus der Dämmerung in das letzte Sonnenlicht, daß man ihr angstvolles Lächeln sah und das Spiel der Herdflammen auf ihren Wangen. Sie streckte dem Fremden ihre Hand hin und er ergriff sie, senkte den Blick und ließ sich, dunkel errötend, auf die Knie nieder. —

„Steht auf," sagte der alte König.

Da gehorchte der seltsame Arzt und trat an das Bett der Kranken. Er berührte ihre Hände und sie schlug, erwachend, die Augen auf und lächelte. — „Wer rührt mich so lieb an?", flüsterte sie. —

„Der neue Arzt, Kind," sagte der König und sein Herz schmolz hin — —

„Gut tut das . . . gut!" Sie lächelte, — als käme das Winterlicht aus ihren Augen. Und der Jüngling stand und hielt ihre Hand wie einer, der rings umschlossen ist und nicht Flucht hat. —

Und er stand so lange, bis die Kranke schlief. Ihr Lächeln aber folgte ihr in die Träume. . .

Wie ich so weit war, schien auf einmal das Bild des Schlosses in Dämmerung zu sinken — vielleicht, weil meine Augen müde waren vom vielen In-die-Lampe-Starren. Und nun schwebten die Gestalten in die tiefe Ferne. Ich aber hatte eine so süße Sehnsucht nach dem Schlaf, und es gelüstete mich, die Träume der blinden Prinzessin auch zu träumen. Da geschah mir selbst ein seltsamer Traum und ich vermeinte, eine Stimme zu hören. Es war aber dieselbe Stimme, die gesagt hatte: „Ich weiß den Anfang zu einer Geschichte." Die Stimme sprach:

„Ich verstehe diese Geschichte nicht ganz. Wieso ist denn der Jüngling ins Schloß gekommen?"

Da sagte ich, sehr leise, in das Schweigen: „Mit dem Brief des Königs ist ja ein andrer gewesen, der war von einer leichteren Hand."

„Von der Prinzessin?" fragte die Stimme und ihr Klang war beglänzt von Lächeln.

„Ja. Natürlich."

„?"

„Also sprechen Sie weiter. . ."

„Ja . . . Also . . . da stand, wie sie den König beredet hatte, und daß er aufs Schloß kommen müsse; sein Vater wüßte Heilkräuter genug, — die möge er bringen und was er sonst erfahren könnte, Blinden Gutes zu tun. Und vielleicht stand auch irgendwo, daß sie sonst sterben müsse, vor Sehnsucht."

„Ich glaubs nicht ganz," sagte die Stimme nach einer Weile, aber sie ward so leise . . . und wie ihr Hall das Zimmer beseelte, glühte die Lampe auf, veränderte sich die Luft, und aus sich weitenden Nebeln stieg das Schloß. Das Krankenzimmer tat sich auf.

Die blinde Prinzessin saß in einem weiten Lehnstuhl und hatte im Niederschauen ein Lächeln, das ihre Hände, die ihr so still im Schoß lagen, noch viel lichter zu machen schien. Der Jüngling stand vor ihr. Wenn er das Gesicht zu dem großen goldenen Spiegel kehrte, konnte er die

Digitized by Google

Prinzessin Beatrix sehen, die heimlich in einer Ecke lehnte, eng, zusammengerückt und mit ängstlich geschlossenen Lippen, an die sie nur manchmal die Finger legte, um einen Kuß gegen den Spiegel zu schwenken. Und langsam und lächelnd fing sie alle die Worte ihres Liebsten auf — durch den Spiegel hindurch oder — seliger noch — durch die Luft. Denn zu ihr kamen sie, alle. — —

Aber die Prinzessin Vera wußte nicht, daß die seligen Worte, die so still durch das Zimmer schwebten, in das Herz ihrer Schwester einsanken: geöffnet war ja ihr eigenes Herz. Regungslos lehnte sie, manchmal erhob sie eine ihrer wie vergessen ruhenden Hände und schmiegte sie an das dunkle Haar. Und lächelte.

„Wie gut mir ist!“ flüsterte sie.

Und dann erzählte sie ihre Träume. Schattenhaft stiegen die Worte aus ihrem Munde in die Luft.

„Könnt Ihr mich hören, Fremder? Ich spreche wohl leise. Aber wenn Ihr es begehrt, will ich die Stimme aus größerer Tiefe heraufschöpfen. . . . Oder wollt Ihr Euch näher zu mir setzen? — So. — Doch ist es nicht besser, wenn ich schweige und Euch reden höre? Ihr habt eine Stimme, wie aus einem der Himmel — ich sehe viel Gold — wenn Ihr sprecht, ist meine Blindheit wie golden.“

„Wie glücklich bin ich!“ stammelte er und sah, verwirrt, in den Spiegel, denn der große Blick der Blinden hielt ihn umspannt.

„Worüber?“

Eine Kußhand flog ihm durch das tückische Glas entgegen — erschreckt, wandte er sich um — der Blick der Blinden schloß sich gleich um ihn. Da schlug er die Hände vor das Gesicht und stöhnte — lautlos.

„Worüber?“ drängte die Kranke.

Er nahm sich zusammen . . . „daß Ihr so langsam gesund werdet und durch mich.“

„Muß ich nicht gesund werden? Eure Stimme ist so klar, kommt von den Gipfeln, von den Göttern. . . Wenn Ihr die Hände auf die meinen legt. — Ah! Kommt! — tut es wieder!“

Langsam legte er seine zitternden Hände auf die stillen weißen, aber seine Augen wußten nichts davon. Sein Blick hing an dem goldgerahmten Glas und ward schwer von den Küssen, die ohne Ende durch den Spiegel kamen. Er lächelte. Aber wie er die Hände erheben wollte, hielt ihn die Blinde am Arm zurück, mit einem seltsam klagenden und enttäuschten Laut. „Warum? Es ist gut so.“ Und die Stille vertiefte sich, daß man manchmal das Atmen der Prinzessin Beatrix vernehmen konnte, die schon ermüdet war und ihr ungeduldiges Herz nicht mehr zu hemmen vermochte. Aber der Blick des Jünglings war verzaubert im Spiegel, überbürdet von Küssen und für Augenblicke vom Glück auffunkelnd wie eine Sonne. —

Das Wiener Kaffeehaus.

Von **Ernst E. Friedegg** (Berlin).

In Wien kann man — wie in jeder andern Provinzstadt — des Abends gegen elf Uhr lange durch die innere Stadt irren, ohne einer Menschenseele zu begegnen. Für ängstliche Gemüter gibt es in der City Wächter, die bei uns in denselben Pausen auftauchen wie die Omnibusse — nämlich alle Stunden einmal. Noch nie habe ich davon gehört, daß ein solcher Wächter einen unsichern Gesellen der Nacht bei seiner Arbeit gestört hätte. Dagegen hat es sich gelegentlich ereignet, daß nächtlicherweile das Heim der Wach- und Schließgesellschaft den gründlichen Besuch eines Einbrecherkonsortiums empfing. Nach Mitternacht gar, wenn der einsame Hüter der Nacht die Gesellschaft seiner Schnapsflasche genügend genossen hat, könnte er wohl selbst am notwendigsten einen Wächter brauchen. Besondre Kenner der schläfrigen Wiener Lokalverhältnisse sind darum überrascht, daß Diebe und Einbrecher bei ihrer nächtlichen Tätigkeit nicht auch einschlafen.

In Wien brennt nur im Kaffeehause ein ewiges Feuer — zum mindesten bis um 1 Uhr früh. Ja es geht sogar die Mär, daß einem bis zwei Wiener Kaffeehäusern von der hohen Polizei erlaubt sei, ihre gastlichen Räume bis zum Morgen geöffnet zu halten. Es wäre jedoch frivol, aus der Tatsache, daß in Wien nächtlicherweile nur im Kaffeehaus einiges Leben herrscht, auf enge Beziehungen zwischen dem Kaffeehaus- und dem Einbrecherleben zu schließen.

Das Kaffeehaus ist vielmehr eine durchaus selbständige Wiener Einrichtung, und bei Tage ziehts alles, was da auf Wiener Erden kreucht und fleucht, ins Kaffeehaus hin: das männliche, das weibliche und das dritte Geschlecht. Der echte Wiener lebt und webt und liebt und dichtet im Kaffeehaus. Er erledigt dort alle seine Geistes- und Leibesbedürfnisse. Seine gesamten Geschäfte kommen dort zustande. Wiener Sonntagskinder des Glücks werden nicht an einem Sonntag, sondern im Kaffeehause geboren. Und wenn der Wiener ein braver Katholik ist und ihn der gütige Himmel wahrhaft liebt, dann *stirbt* er auch im Kaffeehause Und er wird *nach* seinem Erdenleben nach dem in Wien herrschenden Kaffeehausglauben nicht dem Himmel zugeteilt oder der Hölle, sondern er geht zu seinen Vätern in ein gutes oder schlechtes Kaffeehaus ein — je nach seinen Verdiensten, die natürlich wieder im Wiener Stammkaffeehause gewogen werden. Wenn sie daran nicht unbedingt zugrunde gehen wollen, tragen einsame Menschen ihren Weltschmerz ins Kaffeehaus. Die Wiener Hausfrau hält ihren Jour im Kaffeehause. Wenn es dann auch mit der Bewirtung nicht ganz genau stimmt, vereinigen sich dennoch die Gäste mit der Hausfrau zu gemeinsamen Lobsprüchen auf die guten dienenden Geister des Kaffeehauses. Zwischen den ordentlichen Mitgliedern der Kaffeehausfamilie und der Kellnerschaft besteht nämlich ein wahrhaft inniges Verhältnis. Im Kaffeehaus ist der Wiener mit allem zufrieden, was ihm geboten wird, nur in seinen eignen vier Wänden ist er kritisch, zynisch, übel gelaunt und überhaupt nicht zu befriedigen. „Ja, zu Haus kann man das halt nicht so gut haben, wie im Kaffeehaus“, meint er elegisch, wenn er seine Wut ausgetobt hat.

Seine Wohnung ist dem Wiener ein Kerker, ein notwendiges Übel, er muß z. B. doch irgendwo — polizeilich gemeldet sein. Aber die wahre Freiheit wohnt doch nur auf den Gefilden des Kaffeehauses.

Es gibt übrigens ein paar Dichter in Wien, die literaturpolizeilich im Kaffeehause gemeldet sind. Das bezeugt der brave Kürschner, der in jedem neuen Jahr die deutschen Namen nennt derer, die da noch immer nicht aufhören, zu schreiben.

Mißgünstige Verkleinerer der Größe des Wiener Kaffeehausruhms schreien: Andre Länder, andre Städte haben ja schließlich auch ein Kaffeehaus! Aber es ist

Digitized by Google

nicht dieselbe Institution, wenn sich Berlin und Wien ein Kaffeehausleben einrichten. Ein Wiener wird nach seiner Kaffeehausfassion in Berlin niemals selig werden können.

Das Wiener Kaffehausleben hat seine besondre Geschichte, seine eignen Gesetze, seine eigne Kunst, seine eigne Literatur, seine eigne Politik. Das rückständige österreichische Vereinsgesetz gilt für Zusammenrottungen im Kaffeehause nicht. Nie hat ein Schutzmann dreißig Leute, die unter freiem Kaffeehaushimmel eine Versammlung abhielten, aufgefordert, „auseinanderzugehen". Der Kaffeehausbesucher erfreut sich demnach in Wien einer natürlichen (in den Staatsgrundgesetzen allerdings nicht festgelegten) Immunität; und niemals seit dem Bestehen des ersten Wiener Kaffeehauses hat man erfahren, daß die Polizei die Verhandlungen der Kaffeehausgemeinde gestört hätte, wie das beispielsweise dem österreichischen Abgeordnetenhause im nationalen Sturmjahr 1897 widerfuhr. Im Kaffeehause ist die Redefreiheit und die Möglichkeit der freien Meinungsäußerung längst eingeführt, und wenn eine Zeitung im Kaffeehause gedruckt würde und sich von dieser erhabenen Kulturstätte aus ihren Weg ins Volk bahnte, dann wäre die Kolportage in Österreich von der Polizei längst freigegeben. Anzumerken wäre noch, daß das Wiener Kaffeehausleben interkonfessionell ist.

Die erfolgreiche Ausübung des Dichterberufes ist in Wien von der Zustimmung des Kaffeehauses abhängig. Ein Schriftsteller ist in Wien — nicht wer bewiesen hat, daß er schreiben kann; nicht einmal, wer nicht schreiben kann; sondern nur, wer auf einen Anhang im Kaffeehause hinzuweisen vermag. Es hat sich noch niemals ereignet, daß sich jemand gegen den Willen des Kaffeehauses als Dichter etabliert hätte. Mindestens ein schon Anerkannter muß damit einverstanden sein. Dem fällt auch die Aufgabe zu, das erste Manuskript an einen Verleger zu schicken. Ist es angenommen, so hat er als Meister die Berechtigung, einen Epigonen zu fördern.

Auch die Menschen, die das Wiener Kaffeehaus verachten, müssen zugestehen, daß man sich seiner bezwingenden Allmacht auf die Dauer nicht entziehen kann. Auf eine kurze Formel gebracht: man kann in Wien kein wahrhaft großer Mensch sein, ohne ins Kaffeehaus zu gehen. Das hat einen sehr tiefen Grund: das Wiener Kaffeehaus ist etwas so Gewaltiges, daß es ohne die großen Männer leicht leben könnte. Aber die großen Männer nicht ohne das Kaffeehaus. Das Kaffeehaus gebietet solcherart souverän über alle Strömungen des Geistes.

Es gibt in Wien kaum ein Eckhaus, in dem nicht ein Kaffeehaus untergebracht wäre. Aber es werden immer noch neue Kaffeehäuser gegründet. Wenn ein neues Theater eröffnet wird, entsteht aus diesem Anlaß ein neues Kaffeehaus. Es findet sich schon durch irgendein Wunder nebenan oder gegenüber eine Ecke. Und wenn sich keine Ecke findet, dann wird eben für diese Ecke ein neues Haus gebaut . . . Der neue Theaterdirektor kommt, er geht auch bald wieder, ein neuer kommt und geht und kehrt nimmer wieder, aber in der Theaterdirektoren Flucht bleibt der Inhaber des Theaterkaffeehauses der ewig ruhende Pol. Und wenn er nicht stirbt, dann überlebt er alle Direktoren und Dichter und Kritiker des Theaters. Die Tatsache, daß die Form des Kaffeehauses in der Ecke festgefügt steht, hat mich auf den Gedanken gebracht, ob manche Theaterdirektoren nicht besser daran täten, ein Kaffeehaus zu eröffnen und die Gründung von neuen Theatern den „Kaffeesiedern" zu überlassen. Auffallend ist zumindest die Erscheinung, daß die Gewerbebehörden so kunstfeindlich sind, zugleich mit einer Theaterkonzession nicht auch eine Kaffeehauskonzession zu erteilen.

Zeitungen kennt der Wiener ausschließlich aus dem Kaffeehause: Des Morgens nimmt er — je nach seiner Konstitution — zwei bis acht Leitartikel zu sich, nachmittags genießt er zur Hebung seines Appetits einen weißen Kaffee „mehr braun" nebst lokalen Nachrichten und Telegrammen; etwas später Theater und Literatur; und — je nach dem Stande seiner Verdauung — verspeist er des Abends ein bis zwei Dutzend Feuilletons nebst allen Zeitschriften, die erreichbar sind.

Die siebente Großmacht hat für den Wiener etwas Mystisches. Daß bei uns das Publikum in den Redaktionen der großen Zeitungen aus- und einginge, wie in Paris und Berlin — wo sich der kleine Mann in schweren Lebenslagen bei seiner Zeitung einen Rat holt —, ist für Wiener Zeitungsgründer ein Traum, den sie ernsthaft nicht einmal im Traum zu erleben wagen. Trotzdem haben die Äußerungen der Presse im Kaffeehaus größere Bedeutung. Ein Leitartikel ist bei uns meist das einzige politische Ereignis des Tages, und durch ein Feuilleton ist in Wien schon mancher ein großer Mann geworden. Die Organisation des Wiener Kaffeehauses bringt es nämlich mit sich, daß der Feuilletonist nie in den Geltungsbezirk eines andern Feuilletonisten gerät, der mindestens ein ebenso großer Mann ist und ebenfalls einen durchaus zuverlässigen Anhang von $1^1/_2$ Kaffeehaustischen besitzt.

Das Kaffeehaus ist in diesem Sinne ein wahrer Segen des Zeitungslebens. Aber es ist zugleich sein Fluch. Denn in keiner Großstadt der Welt haben die großen Zeitungen so lächerlich kleine Auflagen.

So hängt das Kaffeehaus mit dem Leben in Wien eng zusammen. Genau genommen ist es das Leben selbst. Nur mit dem Nachtleben läßt es sich nicht verschmelzen. Die Nacht und das Kaffeehaus — sie führen ein getrenntes Leben.

Die Rundschreiben der Adlerbibliothek.

Von Viktor Blüthgen geht mir das nachstehende Schreiben zu:

„Ihr Aufsatz, betreffend die Adler-Bibliothek in Nr. 14 der „Gegenwart" macht mich und die Kollegen Dahn und Trojan für zwei Rundschreiben verantwortlich, die zwecks Empfehlung dieses Unternehmens in die Welt gegangen sind.

Ich muß für mich und die beiden Kollegen die Verantwortung in dieser Sache ablehnen. Es handelt sich dabei um Buchhändlerreklamen, die ohne unser Wissen durch den Verlag hergestellt und leider mißbräuchlich mit unseren Namen unterzeichnet worden sind.

Wir dürfen wohl von Ihrer Loyalität erwarten, daß Sie diese Erklärung Ihren Lesern nicht vorenthalten werden."

Berlin, April 1910. Victor Blüthgen.

Soweit Blüthgen. Ich bin nicht Jurist und weiß daher nicht, wie man (nach dieser Erklärung Blüthgens) das Verhalten des Verlags der „Adlerbibliothek" mit dem rechten Worte bezeichnet. Verwunderlich dünkt mich nur, daß Blüthgen erst jetzt und erst durch meine Veröffentlichung von dem „mißbräuchlich" mit Dahns, Trojans und seinem Namen unterzeichneten Rundschreiben erfahren zu haben scheint: der Aufruf ist schon etwa ein Vierteljahr alt, wie ich höre, und leider in viele, viele Hände gelangt, zahlreichen Behörden zugegangen! Und doch, es ist gar nicht anders denkbar, als daß die Herren erst wirklich durch die „Gegenwart" von jenem Mißbrauch erfuhren, sonst wären sie wohl längst gegen den Verlag vorgegangen, wie sie es vermutlich nunmehr tun werden, um nicht weiter dessen Mitschuldige zu sein.

Wer seinen guten Namen an eine Sache setzt, der hat auch die sittliche Pflicht, sich um die Sache zu kümmern.

Können die Herren Blüthgen, Dahn und Trojan es vor sich und uns verantworten, daß der Name des Kronprinzen des Deutschen Reichs, der Königin von Württemberg, des Großherzogs von Baden und all der andern „hohen Protektoren" auf jenem sattsam charakterisierten Rundschreiben prangt, in Verbindung gebracht wird mit „literarischen" Erzeugnissen, wie etwa — „Das Verbrechen auf dem Throne"? Sie müssen sich doch sagen, daß diese Pro-

Digitized by Google

tektoren ihren Namen der Sache nur deshalb liehen, weil ihnen oder doch ihren Ratgebern das Ansehen eines Dahn, Trojan u. s. f. gewisse Gewähr für den Wert des Unternehmens zu bieten schien, weil sie annahmen, diese Herren würden sich nun auch wirklich um das Unternehmen bemühen.

Nein, welche Entschuldigung Blüthgen auch immer anführen mag: hier liegt in jedem Falle eine Pflichtverletzung vor, die um so schärfer zu rügen ist, als die Herren doch aus der Laverrenzaffäre die richtige Lehre hätten ziehen müssen.

Und nun noch eine Frage an Herrn Blüthgen und den Verlag der „Adler-Bibliothek“: Ist auch das folgende Rundschreiben, das ich soeben in der „Jugendschriftenwarte“ finde, „mißbräuchlich“ mit Blüthgens und Dahns Namen unterzeichnet, und wer trägt die Verantwortung dafür? Es ist an die Direktoren der höheren Schulen gerichtet und beginnt mit den Worten: „Da Sie, hochgeehrter Herr, in allererster Reihe zu den maßgebenden Persönlichkeiten zählen, bitten wir Sie“ usw. Am Schluß heißt es: „Für Ihre große Güte, mit der Sie unsere Ziele unterstützen, können wir Ihnen unsern aufrichtigen Dank nicht anders zum Ausdruck bringen, als daß wir Ihren werten Namen auf die Liste der Förderer unserer Gesellschaft setzen, die für die maßgebende Stelle, z. H. des Herrn Oberpräsidenten, bestimmt ist.“

Dr. Adolf Heilborn.

Randbemerkungen.

Die Majorität des schwarzblauen Blocks

hat bei der Schlußberatung der preußischen Wahlrechtsvorlage mit der Sicherheit eines Lavastroms die Minorität zum Weichen gebracht. Das war für die Klärung der Lage erwünscht, nun ist kein Irrtum mehr möglich, und die Regierung kann sich streng konstitutionell gebärden, indem sie sich dem unzweideutig zum Ausdruck gelangten Willen der beiden stärksten Parteien fügt, obschon diese nicht viel Federlesen mit dem in der Gesetzesvorlage formulierten Willen der Krone gemacht haben. Alles ging wie am Schnürchen; man merkte, wie prompt das Fallbeil der Schlußanträge arbeitete, und wenn man auch der Ansicht sein konnte, es sei genug geredet worden, immerhin stieg auch Optimisten eine Ahnung davon auf, welcher Behandlung die Minorität entgegengehen könnte, sobald die beiden Mühlsteine Heydebrand und Herold in derselben Weise bei andern Gelegenheiten ihre Arbeit verrichten. Gesetzt den Fall, die Vorlage würde in ihrer jetzigen Gestalt Gesetzeskraft erhalten, so träte für Preußen ein Dauerzustand auf lange Jahre ein: die Konservativen und das Zentrum hätten sich einen Panzer geschmiedet, den zu durchdringen weder die gegnerischen Parteien noch die Regierung imstande wären, und diese müßte sich in allen ihren künftigen Maßnahmen auf dies unnatürliche Bündnis einrichten, unnatürlich, weil in allen Ostmarkfragen kein Schritt ohne das Zentrum getan werden könnte. Die Dauermajorität würde aber noch eine andre Folge haben: das Zentrum würde nicht verfehlen, seinen Anspruch auf Besetzung von Staatsämtern geltend zu machen und in diese Domänen der konservativen Bundesbrüder einbrechen. Seine Presse, eingeübt auf Imparitätsklagen wie auf eine Litanei, stimmt bereits die Instrumente für diese Weise, und wenn in Jahr und Tag sein Appetit gewachsen sein wird, dürften Herrn v. Bethmanns flügelmännische Beschwörungsgebärden nicht hinreichen, um eine Katholisierung der Beamtenschaft nach Zentrumsgesichtspunkten hintanzuhalten. Aus dem Auch-Katholiken, dem kirchlich Lauen wird der Muß-Katholik werden, und die angenehmen bayerischen Zustände, die in den Münchener Ministerien zur Abnutzung der Treppen und Türklinken durch wunscheifrige Zentrumsleute geführt haben, werden in Preußen Einzug halten. Ähnliches hatten wir ja schon im Reich erlebt, als Ehren-Erzberger und Roeren im Interesse ihrer Schützlinge im [illegible] amt ein- und ausgingen. Das sind keine [illegible] volantes, das würde folgen wie eine Rosenkranzperle andern, und dann werden auch die Tage des gemäßigten Liberalismus gezählt sein. Dem Reaktionsbetrieb der rechts wird sich die Reaktion von links entgegenstellen derart, daß die Massen radikalisiert werden. Die Durchführung der Urwahlbezirke, die jetzt beliebte Methode der Maximierung ebenen dem den Weg, dezimieren die Anhänger der mittleren Richtung, und wenn durch ein [illegible] auf die Bedürfnisse der Konservativen und des Zentrums zugeschnittenes Wahlrecht die Entrechtung weiter Wählerschichten bestehen bleibt, wird der Sozialdemokratie ein dankbarer, immerwährender Agitationsstoff in die Hände gespielt. Herr v. Schmoller hat zwar einmal angedeutet, die Ummodlung des Beamtenkörpers durch allmähliche Einfügung liberaler Elemente sei eingeleitet, und so könnte man sich davon auch eine Liberalisierung des heut nur im konservativen Sinne sich betätigenden amtlichen Wahlmechanismus versprechen. Aber bis dahin hat es noch gute Weile, und die Herren, die heut noch im Rohr sitzen, denken gar nicht daran, das Pfeifenschneiden aufzugeben, solange ihnen die Blockmehrheit ihre Herrschaft gewährleistet. Hegte Herr v. Bethmann wirklich solche jakobinerisch anmutenden Gelüste, so müßte man davon doch wohl schon etwas gemerkt haben. Das sind trübe Zukunftperspektiven, aber sie drängen sich bei der starren Unnachgiebigkeit der herrschenden Parteien von selbst auf.

* * * R. B.

Die Verschärfung der Geschäftsordnung des preußischen Landtags

ist den Bemühungen der Sozialdemokratie zu danken. Anfangs war man auf liberaler Seite Zwangsmaßregeln abgeneigt und hielt die altersgrauen Bestimmungen für genügend. Auch in der Brust des Zentrums, in der eine konservative und eine demokratische Seele friedlich beieinander wohnen, regte sich zwar Unwillen über die sozialdemokratischen Ausschreitungen, doch nicht stark genug, um einer lex Liebknecht Aussicht auf Einführung zu eröffnen. So lagen die Dinge bei der Pfui-Begrüßung, die dem Ministerpräsidenten durch sozialdemokratische Abgeordnete zuteil wurde. Dann aber schienen die Stimmgewaltigen täglich von der „Vorwärts“-Redaktion ein bestimmtes Quantum von Schimpfpatronen zu erhalten, die unter allen Umständen verfeuert werden mußten. Unter zwei Ordnungsrufen tat es keiner mehr, und das Geschick, sich einen Rüffel vom Präsidenten zu holen, wurde virtuosenhaft. „Mir auch einen!“ „Mir auch!“ „Mir auch!“ Kleine Jungen beim Brezelverteilen können sich auch nicht anders benehmen. Da schlug die Stimmung im Hohen Hause um, und die Kommission fand den Mut, ganze Arbeit zu liefern. Die Ausschließung, die beschlossen wurde, ist andern Parlamenten nicht fremd und hat einen metallischen Beigeschmack: der davon Betroffene verliert für die Dauer seiner — unter Umständen gewaltsamen — Entfernung die Diäten. Ob die sozialdemokratische Parteikasse in diesem Fall dem Winkelried, der die Ordnung bricht, um den Seinen eine Gasse zu machen, Ersatz leistet oder gar ein doppeltes Schmerzensgeld als Prämie für besonderes Wohlverhalten zahlt, weiß man noch nicht, auch nicht, ob die Genossen etwa durch Parteibeschluß verpflichtet werden, das Opfer der Klassenjustiz zu schützen und gegen die Schergen des Präsidenten zu verteidigen. Wir würden dann in die Epoche der in Österreich so beliebten „Brachialgewalt“ eintreten und könnten in Berichten über Vergewaltigungen schwelgen. Zur Belebung eintöniger Sitzungen könnten derartige Zwischenfälle freilich beitragen —, ob zur Hebung des Ansehens unsrer Volksvertretung, steht auf einem andern Blatt. R. B.

* * *

Wahlsystem-Preisausschreiben.

Das Wahlrecht für das preußische Abgeordnetenhaus entspricht nicht mehr den heutigen Bedürfnissen. Diese Tatsache ist von der Regierung und von dem Abgeordnetenhause selbst anerkannt worden. Alle Vorschläge,

Digitized by Google

die bislang zur Änderung des Wahlrechts gemacht worden sind, beruhten darauf, daß ein Kompromiß zwischen den im Abgeordnetenhause vertretenen Parteien zustande kommen mußte. Die Frage ist also bisher lediglich als politische Machtfrage, aber noch nicht von der wissenschaftlichen Seite aus behandelt worden. Es wäre doch sehr wohl denkbar, daß von unparteiischer Seite, von Professoren oder praktischen Volkswirten, die nicht durch die Stellungnahme der Parteien beeinflußt sind, ein Vorschlag gemacht würde, dessen Durchführung den Interessen des preußischen Staates besser entspräche, als das jetzige Vorgehen, wo der Schwerpunkt des Abgeordnetenhauses schrittweise verschoben, und wo bei jedem Schritt eine ungeheure Menge von geistiger Arbeit, doch fast umsonst, aufgewandt wird. Gelingt es, ein wissenschaftlich begründetes, und von den Spitzen unsres geistigen Lebens anerkanntes System zu finden, das den Interessen des Staates voll entspricht, so würde hiermit auf friedlichem Wege ein großer Fortschritt geschaffen werden können.

Die Nationalökonomen, Professoren und praktischen Volkswirte müßten zu einem Wettbewerb angeregt werden, zum Nachdenken über die zurzeit brennendste Frage unsres Preußenlandes. Aber zum Nachdenken bedarf man Zeit, zum Ausarbeiten und zur wissenschaftlichen Begründung eines geeigneten Wahlsystems sehr viel Zeit. Und die Zeit unsrer wissenschaftlichen Größen ist kostbar. Wenn ein Wettbewerb veranstaltet werden soll, mit Aussicht auf Erfolg, so müßte denjenigen, die sich am Wettbewerb beteiligen, ein Äquivalent für die aufgewendete Arbeit geschaffen werden.

Preisausschreiben werden auf allen Gebieten veranstaltet. Die Industrie und Baukunst geht hierin voran. Aber alle diese Preisausschreiben interessieren doch nur einen verhältnismäßig kleinen Teil unsrer Bevölkerung. In der Wahlrechtsfrage ist jedermann interessiert, und ein Preisausschreiben für eine glückliche Lösung der preußischen Wahlrechtsfrage dürfte auf guten Boden fallen.

Kampfrichter würden sich gewiß im Interesse der Sache finden lassen aus den Kreisen der Professoren der Geschichte und der Nationalökonomie, aus den Kreisen hervorragender industrieller Organisatoren, des Abgeordnetenhauses selbst und der unparteiischen Presse.

Eine Lösung, die durch den Wettbewerb der Bürger selbst entstanden und mit dem ersten Preis gekrönt ist, würde gewiß die Zustimmung der Regierung und des Herrenhauses finden. Wenn dann bei der nächsten Wahl unsrer Abgeordneten die Wahlmänner verpflichtet werden, nur solchen Kandidaten ihre Stimmen zu geben, die für das preisgekrönte Wahlsystem eintreten, würde auf gesetzlichem Wege, ohne irgendwelche Demonstrationen, das neue System bei der nächsten Beratung im Abgeordnetenhaus eingeführt werden können.

Darum kapitalkräftige Vaterlandsfreunde voran!

* * * G. Dinglinger.

Andre Länder, andre Sitten.

Der badische Thronfolger, Prinz Max, ist auf einem parlamentarischen Abend beim Minister v. Marschall in Karlsruhe mit sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten zusammengetroffen und hat sich mit einem von ihnen sogar längere Zeit unterhalten. Man übersetze sich diesen Vorgang einmal ins Preußische! Das geht eben einfach nicht. Bei uns wird eine andre Sprache gesprochen, auf beiden Seiten. Nicht als ob die Sozialdemokratie außerstande wäre, gesellschaftsfähige Leute zu stellen; daran fehlt es ihr nicht, aber sie schließt sich selber aus von aller gesellschaftlichen Gemeinsamkeit, und die Parteispitzel passen gut auf, ob nicht etwa eine prinzipienfeste Mannesseele durch ein ministerielles Kaviarbrötchen zum Volksverrat angestiftet werde. Kaum daß die Sozialdemokratie an offiziellen Reichstagsveranstaltungen teilnimmt. Als die Abgeordneten eines Tages den Schießplatz bei Jüterbog besuchten, erregte es Verwunderung, daß Bebel und andre Genossen in dem Offizierkasino am Frühstück teilnahmen, was bezeichnend genug für unsre Zustände ist. In andern Ländern spricht kein Mensch von so selbstverständlichen Sachen. Diese gegenseitige Zurückhaltung hat aber zur Folge, daß unnötige Gegensätze nie abgeschliffen werden können. Sonst ganz vernünftige Menschen machen sich von ihrem Gegner nicht andre Vorstellungen, als unsre Vorfahren von dem talglichtessenden Russen oder die aufgeklärten Franzosen von dem nur in Sauerkraut schwelgenden deutschen Barbaren. Die Hauptschuld an dieser Boykottierung tragen freilich die gesinnungstüchtigen Sozialdemokraten, die einem ostpreußischen Junker eher Pardon geben würden als einem hofgängerischer Neigungen verdächtigen Revisionisten. Die Berliner Luft bekommt den lebensklügeren Süddeutschen nicht; sie ist mit ihrer radikalen Rauheit nicht für Kehlen gemacht, durch die in Darmstadt und Karlsruhe gelegentlich ein guter Tropfen aus einem kapitalistisch verseuchten Keller fließt. Schreier, die Lärm schlagen über das Hofgängertum, gibt es natürlich auch am Oberrhein, aber sie wirken nicht so, wie an der Spree, wo der im preußischen Landtag von den Genossen beliebte Ton allerdings einen Verkehr mit ihnen, nicht nur außerhalb des Hauses, vereitelt. Im badischen Landtag stellen die Sozialdemokraten einen Vizepräsidenten, und dieser begrüßt sich mit dem Thronfolger; in Berlin fungiert im Reichstage nicht einmal ein sozialdemokratischer Schriftführer, und angeblich wegen der Unbekömmlichkeit der Repräsentationspflichten ist das Reichstagspräsidium bis jetzt stets von Sozialdemokraten frei geblieben, und auf keinem parlamentarischen Bierabend haben sie sich gezeigt. Die Demokratie macht ihren Führern das Leben doch recht schwer; die andern Parteien können diesen Absentismus ohne Schaden ertragen.

* * * K. F.

Frau Zahle mit der Stenographenmappe.

Die Frau des dänischen Ministerpräsidenten hat es manchem deutschen Journalisten angetan: sie schwärmen für die Dame als ein Ideal weiblicher Betriebsamkeit, wie wenn sie unsern Ministergattinnen eine ähnliche Beschäftigung empfehlen möchten. Alle Achtung vor weiblicher Tätigkeit. Seit bei uns in Deutschland wie in andern Ländern junge Mädchen Hochschulen zu ihrer Ausbildung besuchen dürfen, seit man in keinem Betriebe mehr auf weibliche Intelligenz und Gewissenhaftigkeit verzichten mag, und die moderne Frauenbewegung alljährlich weitere Kreise zieht, schwindet manches Vorurteil auch in Kreisen, wo früher die Töchter nur verstohlen, als sei es nicht „standesgemäß“, sich einer Erwerbstätigkeit hingaben. Dieser offene Wettbewerb, wie er heut Regel geworden ist, ist als Fortschritt zu begrüßen, denn er beugt der Lohndrückerei vor: wer es nötig hat, soll verdienen und kein Hehl daraus machen, soll nicht heimlich die Mitschwestern unterbieten. Frau Zahle aber, die gewiß nicht so gestellt ist, daß sie auf Gelderwerb angewiesen wäre, setzt das ihr liebgewordene Stenographieren fort und erregt durch ihr demokratisches Gebaren die Bewunderung derer, die vergessen, daß es für eine Frau von Geist doch wohl eine nützlichere Tätigkeit gibt, als fremder Leute Reden nachzuschreiben, ganz abgesehen davon, daß Frau Zahle andern das Brot verkürzt. Es sieht sehr nach Effekthascherei aus, wenn sie mit ihrer Stenographenmappe umherstolziert und merken läßt, daß sie, die Frau des höchsten dänischen Beamten, nicht vor dem Stenographieren langweiliger Landtingreden zurückscheut. Ihre Köchin ist ihr vielleicht dankbar dafür, daß sie sich nicht in der Küche sehen läßt; aber eine Häuslichkeit, wie sie sein soll, verlangt nach deutschen Begriffen nach einer Hausfrau, die, selbst wenn sie nicht selber am Herde steht, mancherlei Obliegenheiten zu erfüllen hat, um das häusliche Leben gemütlich zu machen. Aber für Frau Zahle scheinen andre Gesetze in den Augen ihrer deutschen Bewunderer zu gelten; so will es die vor allem Fremdem in den Staub fallende Anbetungssucht. Einstweilen müssen wir uns in Deutschland noch gedulden: bis jetzt sind selbst die Frauen unsrer sozialdemokratischen Abgeordneten noch nicht auf der Journalistentribüne mit der Stenographenmappe erschienen: dazu sind sie zu klug. Dr. K. M.

Digitized by Google

Malleus Berolinae.

Wie eine düstere Wetterwolke hängt der Zorn des Abgeordneten Hammer über Berlin. O, wenn er könnte, wie er wollte, er würde nicht nur Hammer heißen, sondern ein Hammer, ein malleus Berolinae sein. Wie, die verruchte Stadt wächst und wächst, die Berliner heiraten und die Berlinerinnen kriegen Kinder, und es geschieht von Staats wegen nichts dagegen? Ja, die misera plebs, die in dem Sündenbabel haust, wagt sogar zu hoffen und zu wünschen, daß ihr das Leben in dem Häusermeer ein wenig erträglicher gemacht werde, sie möchte ab und zu von der Sonne beschienen werden, hier und da ein grünes Blatt sehen und hin und wieder frische Luft schöpfen. Und die Regierung hätte am Ende gar nichts dagegen. Nun, Hammer fand Worte, um die Frechheit der Berliner und die Schwäche der Behörden zu geißeln. Man dürfe nicht durch einen Bebauungsplan Luft und Licht für die 6 bis 8 Millionen Menschen in Berlin schaffen. Man müsse im Gegenteil darauf hinarbeiten, den Zuzug nach Berlin einzuschränken, die zunehmende Entvölkerung Ostpreußens sei eine unabweisbare Warnung. Gut gebrüllt, Löwe, gut zugeschlagen, Hammer! Wir sind ganz deiner Meinung, erleuchteter Landbote, und um dir zu Hilfe zu kommen, veröffentlichen wir nachstehenden, im Sinne deiner Ausführungen ausgearbeiteten Gesetzentwurf: § 1: Alle Anwälte, Ärzte und Gymnasiallehrer Berlins werden zwangsweise als Instleute in Ostpreußen angesiedelt. Nur die Psychiater bleiben, so lange Herr Hammer an den Sitzungen des Abgeordnetenhauses teilnimmt, da. § 2: Es ist Herrn Hammer und seinen politischen Freunden gestattet, die Berliner Proletarierkinder mit grobem Schrot abzuschießen. § 3: Sollten die in §§ 1, 2 angeordneten Maßnahmen die Entvölkerung Berlins nicht herbeiführen, dann soll Herr Hammer täglich in Berlin eine Rede halten, die anzuhören die Bewohner des betr. Stadtviertels gezwungen werden. — Dann wandern sie nämlich allein aus. Dr. M. P.

* * *

„Meschugge".

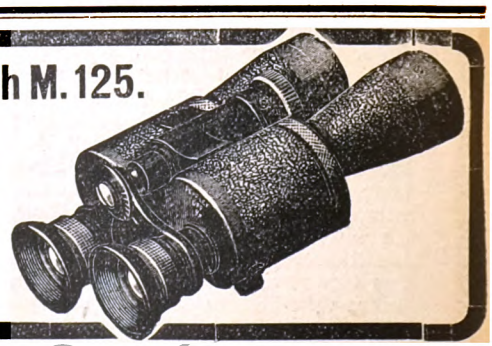
Die deutsche Schriftsprache ist eine armselige, unbeholfene Sprache. Für die Bezeichnung jener Zustände, die aus dem Verbrecher einen Kranken, aus dem Gefängnis ein Sanatorium machen, verfügt sie über verhältnismäßig wenig Ausdrücke. Abergeschnappt, verrückt, wahn- und irrsinnig, das ist so ziemlich ihr ganzer Reichtum, denn blödsinnig bezeichnet schon etwas andres. Will man seine Nuancen der im Nothelferparagraphen 51 breit und allgemein gekennzeichneten seelischen Verfassungen andeuten, so muß man zu Anleihen aus Fremdsprachen oder der volkstümlichen Umgangssprache greifen, psychopathisch, degeneriert u. dgl. oder, um nur den Berliner Dialekt heranzuziehen, „bestrampelt", „brejenklietrig", „manoli", „überkandidelt", „nicht bei Troste", „verdreht". Zweifellos könnte ein tüchtiger Anwalt oder Psychiater daraus eine Skala herstellen, die die verschiedenen Nuancen des diffizilen Seelenlebens ertappter Defraudanten, Gattenmörderinnen und Silberdiebinnen genau entsprächen, aber sie würden schwerlich in allen Gegenden unsres Vaterlandes verständlich sein und zum Teil klingen sie auch zu vulgär. Da ist nun während der Verhandlungen gegen den Spieler Kluge das Wort „meschugge" herangezogen und von Zeugen, Sachverständigen, Verteidigern und dem Vorsitzenden des Gerichts gebraucht oder doch akzeptiert worden. Welche Bereicherung des forensisch-medizinischen Sprechsatzes! Es ist allgemeinverständlich, klangvoll und gibt gerade die für einen Angeklagten wichtigste Nuance einer Geistesstörung wieder. Wer meschugge ist, hat gerade soviel Vernunft, daß er raffiniert stehlen, nicht aber soviel, daß er dafür bestraft werden kann. Der „Meschuggene" kann ein außerordentlich gewandter und erfolgreicher Kaufmann sein und aus seinen im Rahmen des Gesetzes sich bewegenden Handlungen alle möglichen Vorteile ziehen, aber für gesetzlose Handlungen und ihre Folgen kann er nicht verantwortlich gemacht werden. „Meschugge" ist ein Mensch, wenn er sein Benehmen so einrichtet, daß er, falls er nicht erwischt wird, als origineller Gentleman, wenn er aber erwischt wird, als bedauernswerter Patient gilt. Es gibt für einen strebsamen Merkursjünger nichts Praktischeres, als bei Zeiten meschugge zu werden, zu spielen, teuern Kognak zu trinken und Multiplikationsexempel zu machen — man kann ja nie wissen. Herr Kluge war es noch nicht genug, die Fürstin Wrede dagegen hinreichend. Das alte, zu ungeahnten, neuen Ehren gekommene Wort ist berufen, der Wissenschaft und der Praxis gleicherweise großen Nutzen zu leisten. Dr. P.

* * *

Pole, wo hast du dein linkes Ohr?

Der Rekrut Kaczmarek, dem das Rechtsum und Linksum nicht eingehen will, wird von seinem Unteroffizier gefragt, wo er sein linkes Ohr habe. Und da zeigt er mit der rechten Hand über den Nacken greifend danach. Es ist das etwas umständlich und ungeschickt, aber das Kaczmarekverfahren scheint doch manchen Verwaltungen zu imponieren und als Vorbild zu dienen. Ein Steuerzahler hatte der Kreiskasse in Hünfeld zu viel Geld eingesandt. Pflichtgemäß sandte sie das Mehr zurück, rügte aber zugleich, daß der Einzahlende seine Sendung nicht frei gemacht habe und bat, daß er ihr den Betrag von 5 Pfennigen alsbald einsende, und zwar am besten durch eine Postkarte mit Rückantwort. Ein Mensch ohne bureaukratische Schulung hätte die 5 Pfennige einfach und billig von dem rückgesandten Mehrbetrage abgezogen, aber das wäre laienhaft gewesen und hätte gezeigt, daß er von der Technik der Verwaltung keine Ahnung habe. Auch in Oberlahnstein sitzen tüchtige Verwaltungsmenschen. Neulich stellten sie dort einen Grundsteuerzettel über die Summe von 5 Pf. (in Worten: fünf Pfennige) aus. Diesen Zettel übersandten sie dem Veranlagten, was 10 Pfennige Porto kostete. Der schickte, wie sich gebührt, den eingeforderten Betrag per Postanweisung ein, was, Bestellgeld inbegriffen, abermals 15 Pfennig Porto verursachte. Hätte man auf die Einziehung des Steuerbetrages verzichtet, so hätte der Stadtsäckel sogar noch fünf Pfennig gewonnen, während er sie so verlor. Wann endlich werden bureaukratische Schwerfälligkeit und Engherzigkeit aufhören, immer neuen Anlaß zu Spöttereien zu geben? Dr. P.

Jagdglas „Perplex" 6fach M. 125.



Perplex-Prismenfeldstecher werden in optischer Leistung auch von den teuersten Spezialgläsern nicht übertroffen. **Zahlreiche glänzende Zeugnisse! Neue Modelle** „Perplex", „Armeemodell", „Autokrat". Vergrösserung 5- bis 18fach, M. 85 — bis M. 250.—.

Vor Kauf eines Prismenfeldstechers lasse man sich **im eigenen Interesse** von den Händlern unsere Fabrikate zum Vergleich vorlegen.

Katalog 50 kostenlos durch alle einschlägigen Geschäfte oder durch

Optische Werke, Cassel (Carl Schütz & Co)

Digitized by Google

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Der Komet Halley, gemeinverständliche astronomische Abhandlung, ist der Titel einer zeitgemäßen Broschüre, die der bekannte Astronom Bruno H. Bürgel soeben im Verlag von Rudolf Breiting (Berlin) hat erscheinen lassen. Die sehr fesselnd geschriebene Arbeit behandelt u. a. die Kometenfurcht in alter und neuer Zeit und ist hübsch illustriert. Der Preis des Büchleins beträgt 40 Pfg.

Adolf Friedrich, Herzog zu Mecklenburg: Ins innerste Afrika. Mit einer Karte, vielen zum Teil farbigen Tafeln und 200 Abb. Verlag von Klinkhardt & Biermann (Leipzig). Preis: geh. Mk. 14.—.

Misdroy, bevorzugt durch seine klimatische Lage, wird als erstes unter allen Ostseebädern seine Saison mit vorzüglich besetzter Kurkapelle am Pfingstsonntag, 15. Mai, eröffnen. Im ganzen Ort machen sich daher die Vorboten der Kurzeit bereits seit Wochen bemerkbar. Allenthalben sind zahlreiche Arbeitskräfte beschäftigt, die Schäden des langen Winters wieder auszuglätten und tadellose Sauberkeit herzustellen. Große landschaftliche Neuanlagen am Strande werden nach den Entwürfen des Gartenbauinspektors Schulz-Stettin geschaffen, der Kurpark erhält einen vornehm gehaltenen gärtnerischen Charakter, das Warmbad ist den erhöhten Anforderungen entsprechend umgebaut und eine neue Wasserleitung nach dem Kurhaus und Dependancen gelegt worden. — Was Misdroy besonders als Frühjahrs-Kurort so geeignet macht, ist der Windschutz, den es durch den Vorzug der vielgerühmten Lage im und am Walde hat. Selbst gegen kräftige Seewinde vollkommen geschützt, kann man auf wohlgepflegten, deutlich bezeichneten Wegen hügelauf, hügelab stundenlang wandern, und mit dem Rauschen der Bäume vermischt sich leise herüberklingend das Branden des Meeres.

Die glückliche Verbindung von See, Wald und Bergen und die idyllisch ländliche Ruhe sind Faktoren, welche den zerrütteten Nerven der armen geplagten und abgehetzten Großstädter wieder neue Stärkung zuführen.

Mit dem Beginn der schönsten Jahreszeit, die den Amateurphotographen wieder zu regerer Betätigung im Freien anspornt, dürfte ein Ratschlag zur rechten Zeit kommen, der viele vor recht unangenehmen Enttäuschungen bewahren kann. Wir denken an Fehlexpositionen, vor denen auch der geübtere Amateur nicht sicher ist, wenn er lediglich auf Schätzung der erforderlichen Belichtungsdauer angewiesen ist. Es kommen zu viele Umstände in Frage, die einen Irrtum herbeiführen können. Wir raten daher zur Beschaffung der schon seit mehr als Jahresfrist im Photohandel erhältlichen **„Agfa"-Belichtungstabelle** über die sich Herr Professor Hauptmann Géza Faragó, Sopron (Ungarn) unterm 23. 9. 09 wie folgt äußert:

„Ich habe mit dieser Tabelle Experimente gemacht, mit großartigem Erfolge, so daß ich mit ruhigem Gewissen sagen kann, daß mit der Benutzung der „Agfa"-Belichtungstabelle eine Fehlexposition ausgeschlossen ist."

Die Tabelle ermittelt rein mechanisch, ohne daß irgendwie komplizierte Berechnungen nötig sind, für jede Jahres- resp. Tageszeit, für jedes Aufnahmeobjekt und für jede relative Öffnung unter Berücksichtigung der jeweiligen Bewölkung die richtige Belichtungszeit. Die Tabelle, die nur 75 Pf. in den Photohandlungen kostet, kann zu jeder Zeit bequem in der Rocktasche mitgeführt werden. Die Handhabung ist kinderleicht.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

(„Agfa" 118)

Sichern Sie sich eine gute photographische Ausbeute
:: durch Benutzung von ::

„Agfa"-
- **Platten**
- **Films**
- **Kassetten**
- **Entwicklern**
- **Hilfsmitteln**

Anerkannt von höchster :: Zuverlässigkeit ::

Näheres im 16seitigen
„Agfa"-Prospekt
:: **mit der Sphinx** ::
Gratis durch die Photohändler.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.: Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.) Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Jagd-Trophäen, in- und ausländische völkerkundliche
Waffen u. Gebrauchs-Gegenstände
für Dekorations- und Sammelszwecke.
Wiedmann & Schoeffler, Nürnberg H.
Jll. Prachtkatalog „H" geg. 35 Pf. i. Briefm.

Bücher Katalog
über interessante, hochwichtige und belehrende Bücher versende an Jedermann gratis und franko.
Reform-Verlag Fr. Schneider, Halle a. S. 115, Zwingerstr. 4/5.

Autoren
verlangen vor Drucklegung ihrer Werke im eigensten Interesse die Konditionen des alten bewährten Buchverlags sub. B. L. 190 bei
Haasenstein & Vogler A.G., Leipzig.

Vereinigung: Die Wissenschaft für Alle.

Die Vereinigung bezweckt Wißbegierigen und Bildungsbedürftigen aus allen Kreisen des deutschen Volkes auf billigstem Wege Gelegenheit zu geben, ihr Wissen zu erweitern u. ihre Bildung zu vertiefen.

Zu einem **Mitgliedsbeitrag von Mk. 1.50 vierteljährl.** erhalten die Mitglieder

1. die Halbmonatsschrift **„Das Wissen"**, und
2. zwei Bände der **„Bücher des Wissens"** (Ladenpreis à 50 Pfg.); sie haben
3. freien Zutritt oder Eintritt zu ermäßigten Preisen zu den von der Vereinigung bezeichneten Vorträgen, und ferner hat jedes Mitglied das Recht,
4. sechs weitere Bände der **„Bücher des Wissens"** vierteljährlich nach eigener Wahl zum Vorzugspreis von je 30 Pfg. (statt des Ladenpreises von je 50 Pfg.) zu beziehen. — Erschienen sind bis Anfang 1910 140 Bände „Bücher des Wissens". Außerdem sind die Mitglieder berechtigt
5. zum Bezuge der von der Vereinigung in jedem Jahre neu erworbenen Bücher zum Vorzugspreis für Mitglieder und
6. zur Inanspruchnahme des Fragekastens und Sprechsaales der Halmonatsschrift **„Das Wissen"**.

Für Nichtmitglieder der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle" kostet die Zeitschrift „Das Wissen" jährlich Mk. **7.20** und jedes Exemplar der „Bücher des Wissens" **50** Pfg., zusammen jährlich Mk. **11.20.** Mitglieder genießen daher, abgesehen von den übrigen Rechten, eine

Preisermässigung von Mark 5.20 jährlich.

Mitglied der Vereinigung kann jedermann werden, der Eintritt jederzeit erfolgen. Alle Buchhandlungen, sowie die Geschäftsstelle der Vereinigung nehmen Anmeldungen entgegen. Der Mitgliedsbeitrag Mk. **1.50** ist vierteljährlich im Voraus zahlbar. Weitere Pflichten übernehmen die Mitglieder nicht. Probenummern der Halbmonatsschrift „Das Wissen" und Satzungen der Vereinigung kostenlos.

Geschäftsstelle der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle"
Berlin W. 9, Potsdamerstr. 124.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Mießler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Die Gegenwart.

Nr. 18. Berlin, den 30. April 1910. 39. Jahrgang Band 77.

Unsre politischen Blaschecks.

Im Reich wie in Preußen fällt kein Sperling vom Dach ohne den Willen des Zentrums und der ihm affiliierten konservativen Partei. Wer noch an der Parallelität ihrer Aktionen im Reichstag und im Landtag gezweifelt haben sollte, dem sind jetzt durch den Konfiskations-Antrag Erzberger und seine Aufnahme in der Budgetkommission am Königsplatz die Augen geöffnet worden. Wenn die Zentrumsrosa durch die Liebenswürdigkeit ihres Impresarios mit dem Erzbergerschen Kinde niederkommt, legt sich die konservative Josefa mit ihr ins Wochenbett, wobei es wenig ausmacht, daß die glückliche Mutter eine höhere Temperatur trotz des gemeinsamen Blutkreisumlaufs aufweist. Es ist dieselbe Parteikonstellation wie beim preußischen Wahlrecht: die Freikonservativen, die Nationalliberalen, die fortschrittliche Volkspartei widersetzen sich dem Versuche, die Aufstandskosten durch eine auf die südwestafrikanischen Gesellschaften gelegte Vermögenssteuer zu decken; denn sie verkennen nicht, daß dies eine Expropriierung darstellen würde, in dem Sinne, wie russische Revolutionäre sie anzuwenden pflegen, und wie gewisse Zentrumsanhänger, deren Namen Herr Erzberger sehr genau kennt, sie inszeniert haben, als es galt, Briefe aus dem Bureau des Flottenvereins in die Finger zu kriegen. Jetzt soll in größerem Stile expropriiert werden, und die Konservativen haben es sich zu überlegen, wie weit sie auf dieser gefährlichen Bahn mitgehen wollen. Faßt man den Antrag als eine Demonstration gegen den Staatssekretär Dernburg auf, so mag die Haltung der Konservativen verständlich sein. Schon der Umstand, daß die Budgetkommission zum Verhandlungsort ausersehen war, spricht dafür. Die Kommission ist die Küche, wo die Speisen hergerichtet werden, und der Brauch, die Köche bei der Arbeit zu verfolgen, ist nicht gar zu alten Datums: früher waren die Verhandlungsberichte knapp, jetzt ufern sie aus und wetteifern zuweilen mit denen über die Plenarsitzungen an Länge. In diesem Falle wollen wir über den Verrat der Küchengeheimnisse nicht böse sein: wir wissen jetzt, warum die Wurst nach Seife schmeckt.

Herr Dernburg ist, daran müssen wir uns erinnern, der Mann, der die Hintertreppen des Kolonialamts säuberte und dabei mit seinem Besen auch Herrn Matthias Erzberger in das Gesicht fuhr, und es ist nur aus der Raschlebigkeit unsrer Zeit heraus zu erklären, wenn dieser mit so reichlichen Blamagen behaftete Abgeordnete heut wieder, als wäre nichts geschehen, am Dirigentenpult erscheinen darf. Der Kolonialsekretär ging dann auf Reisen, der alte Block zerfiel, und neuen Göttern wurden im Auswärtigen Amt neue Altäre errichtet. Aber es hieße den Charakter des Zentrums verkennen, wollte man es der Vergeßlichkeit bezichtigen. Die Herren besitzen ein vorzügliches Gedächtnis für die Sünden andrer, und Herrn Erzberger mußte es zustoßen, daß in dem Augenblick, da er sich gegen das „verleumderische Gezisch“ wandte, als wolle er den Minister stürzen, in der konservativen Presse eben diesem Minister bedeutet wurde, er würde seine Stellung stark gefährden, falls er den neuen Vertrag mit der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika dem Reichstage nur zur Kenntnisnahme und nicht zur Beschlußfassung vorlege. Rosa Blascheck geigt dieselbe Weise wie Josefa Blascheck, es kann gar nicht anders sein, die Harmonie ist vollkommen, nur ist die Zentrumsrosa die munterere der beiden lieblichen Schwestern, die tonangebende, und der erregte Protest Erzbergers gegen die vom Staatssekretär mit Fug und Recht beliebte Hereinziehung des Kaisers in die Debatte der Kommission gibt zu denken. Was hatte denn Herr Dernburg getan? Doch wohl nur seine Pflicht, als er auf das nach dem Schutzgebietgesetz allein dem Kaiser zustehende Besteuerungsrecht hinwies, das der Antrag Erzberger auf den Bundesrat und den Reichstag übertragen will. Der Staatssekretär deckte sich also nicht mit der Person des Kaisers, sondern trat für die gesetzlich gewährleistete Prärogative der Krone ein, die, was die Konservativen sich vergegenwärtigen sollten, gleichfalls allein imstande ist, die Stellung eines Ministers zu gefährden. Aber das kommt davon: der Umgang mit dem Zentrum gefährdet gute konservative Sitten, und es ist höchlich zu bedauern, wenn eine staatserhaltende Partei mit einer im tiefsten Innern demagogisch aufgebauten in eine dauernde Gemein-

Digitized by Google

schaft hineinzuwachsen droht. Anzeichen dafür liegen vor: in Hessen und in der Rheinpfalz sucht der Bund der Landwirte Fühlung mit dem Zentrum, und die Hoffnungen, die sich an die Toaste bei dem Festessen des Zentralverbandes der deutschen Industriellen knüpften, sind seither zu Wasser geworden. Der Graf Schwerin-Löwitz, als Präsident des deutschen Landwirtschaftsrats, und Freiherr v. Gamp-Massaunen hatten versöhnlich die Interessengemeinschaft von Landwirtschaft und Industrie hervorgehoben, nicht anders, wie es der Hansabund vom ersten Tage seines Bestehens an getan hat. Das hat nachträglich auch der Generalsekretär des Zentralverbandes unterschrieben, aber nur, um bei dieser Gelegenheit einen scharfen Strich zwischen seine Sympathien für die Landwirtschaft und den Bund der Landwirte zu ziehen. Allerorten vertiefen sich die Gegensätze, und wer die Stellung der Nationalliberalen im Westen, in den Hochburgen der Industrie, zum Zentrum kennt, wird dies beklagen, aber auch begreifen. Das vom schwarzblauen Block geplante Wahlgesetz läuft ja gerade darauf hinaus, die Vertreter von Bildung und Besitz aus dem Landtag auszuschalten. Man treibt eine kurzsichtige Mandatpolitik, unbekümmert darum, ob dabei nicht die konservativen Grundsätze in die Brüche gehen müssen, jene Grundsätze, von denen im Erzbergerschen Antrage auch keine Spur zu entdecken ist. Nun schätzt man konservativerseits den kleinen Gernegroß aus Buttenhausen wohl ganz richtig, leider sagt mans nicht, und so gerät die Partei des Herrn v. Heydebrand in den Ruf, Schildträger des Zentrums geworden zu sein. Vielleicht erkennen die Führer diese Gefahr und bremsen, nachdem der Ministerpräsident vor der Herrenhauskommission erklärt hat, er müsse eine erheblichere Mehrheit für die Wahlrechtsvorlage verlangen, als sie von den vereinigten Parteien des Zentrums und der Konservativen geboten werde. Die letzte Abstimmung im Herrenhause wird schwerlich vor Ende Mai erfolgen, und bis dahin haben die Herren aus dem Osten, die keine Kirchturmpolitik treiben wollen, Zeit zur Überlegung, ob sie in Starrheit auf ihrem Standpunkt verharren und damit die Vorlage zum Scheitern bringen, oder ob sie den Mittelparteien entgegenkommen wollen. Das Verhalten der Zentrumspresse spiegelt die Befürchtung wider, die Regierung könne die verstümmelte, teilweise ins Gegenteil verkehrte Vorlage ihrem Schicksal überlassen. Ob sie einen weiteren Versuch mit einem neuen Gesetzentwurf unternehmen wird, dürfte recht fraglich sein; denn die Parteikonstellation hat sich bis dahin sicherlich nicht geändert, nur die Beziehungen zum Zentrum werden für die Konservativen in Reich und Land den Beigeschmack der Hörigkeit erhalten haben. Das Zentrum wird seine wahre Natur herauskehren, seine Hypothek auf die konservative Parteidomäne läßt sich nicht mit unverbindlichen Redensarten abstoßen, und um der schönen Augen Herrn v. Heydebrands willen treibt man am Rhein keine Politik. Die Art und Weise, wie jetzt Herr v. Bethmann Hollweg von der Zentrumspresse wegen seines inkonstitutionellen Verhaltens tyrannisiert wird, zeigt, wohin die Reise gehen wird. Der Ministerpräsident wird also den Dingen ihren Lauf lassen, und die Männer, aus deren Reihen er hervorgegangen ist, werden spüren, daß ihnen das, was sie von der Minute ausgeschlagen haben, keine Ewigkeit mehr zurückbringt. Die nächsten Wahlen zum preußischen Landtag stehen dann unter dem Zeichen des Wahlrechts, und es wird einen Kampf von unerhörter Heftigkeit abgeben. Diese Wahlparole wird Zugkraft auch für die Lauen, die Quietisten, die Abseitsstehenden besitzen, und Gemäßigte und Radikale werden mit Naturnotwendigkeit zusammenhalten. Dem preußischen Staatsgedanken wird das kaum dienlich sein, aber die Schlacht wird unter der Aufmerksamkeit der ganzen Kulturwelt geschlagen werden. Das festgefugte Zentrum dürfte, das haben die letzten Reichstagswahlen gezeigt, den Sturm ohne sonderliche Schädigung seines Besitzstandes überdauern, nur für die Konservativen wird die Viertelstunde des Rabelais schlagen, und von dieser Erwägung aus empfiehlt es sich doch wohl für die Weiterschauenden, die leitenden Geister, die Frage zu prüfen, ob Josefa nicht durch einen kräftigen Schnitt noch jetzt von der so ungemein vielseitigen Rosa zu trennen wäre. Die Brücke zu den Nationalliberalen kann jederzeit geschlagen werden: das wäre das Beste für Preußens innerpolitische Entwicklung. Denn schließlich ist es doch nicht Sache der Konservativen, die Regierung der Zentrumsübermacht auszuliefern und Handlangerdienste zu tun bei Buttenhausener Konfiskationsspäßen.

Die serbische Kriegsanleihe und die deutsche Tantièmenindustrie.

Von Mercator.

Mehr als ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seitdem Serbien zum erstenmal an den deutschen Geldmarkt appelliert hat, seitdem die serbischen Papiere ihren Einzug an den deutschen Börsen gehalten haben. Mit einer offiziösen Fanfare wurden sie am 13. Oktober 1884 bei uns begrüßt, und auch in Wien wurde ihnen ein sehr freundlicher Empfang durch die dortigen Offiziösen (Fremdenblatt) bereitet. Das Zeitalter der sogenannten exotischen Papiere war angebrochen, die Zeit, in der der beliebte, historisch gewordene vierprozentige Typ für deutsche Anleihen mehr und mehr aus

Digitized by Google

Deutschland verschwand und die Kapitalisten genötigt wurden, sich nach andern Werten mit gleichem Zinsgenuß umzusehen. Diesem Geschmack kamen die geldbedürftigen Staaten des Auslandes in jeder Beziehung entgegen; sie gewährten eine „angemessene" Rente, eine gewisse Rückzahlungschance und statteten das Papier mit speziellen Garantien aus; der Text der Obligationen war in deutscher Sprache abgefaßt, die Einlösung der Coupons und der zu verlosenden Obligationen in deutscher Sprache zugesichert. Dabei war der Emissionskurs niedrig genug gewählt, um die Käufer anzulocken, und doch hoch genug, um jedes Mißtrauen in die Qualität der neuen Werte zu verscheuchen. Namentlich die sogenannten Spezialpfänder hatten die Aufgabe, den qualitativen Unterschied zwischen dem deutschen und dem exotischen Zahlungsversprechen zu verwischen; im Falle Serbien waren diese Spezialpfänder obendrein durch besondere „Spezialkassen" gewährleistet, die, wie es s. Z. in dem Prospekt über die serbische Tabaksanleihe hieß, die Aufgabe hatten, die Sicherstellung der Inhaber aus den Erträgnissen des Tabakmonopols „zweifellos und wirksam" zu gestalten. Zweifellos und wirksam — wie man sieht, mit Worten, um die Kapitalisten in Sicherheit einzuwiegen, war nicht gespart worden. So konnte es nicht fehlen, daß die serbischen Papiere in rascher Folge auf dem deutschen Markte einliefen: Im Oktober 1884 die 5 %ige serbische amortisable Rente (Spezialgarantie: Stempelgefälle und Getränkesteuer); im selben Monat die serbische Eisenbahn-Hypothekenanleihe (Spezialgarantie: die Eisenbahn Belgrad-Vranja, Zölle und Kopfsteuer), im April 1885 die 5 %ige serbische Hypothekaranleihe (Spezialgarantie: die Eisenbahn Nisch-Pirot), im Januar 1886 die 5 %ige Tabakanleihe (Spezialgarantie: das Tabakmonopol). Für jeden Einsichtigen war es von vornherein klar, daß derartige Garantien nicht den geringsten Wert hatten, denn da das Unterpfand eine Garantie der serbischen Regierung und die Spezialkasse ebenfalls eine Kasse der serbischen Regierung war, so waren jene Garantien im Grunde nichts andres, als eine Art Bekräftigung des serbischen Zahlungsversprechens, mit dem sie standen und fielen. Derartige Garantien sind solange wertlos und können nur auf die Dummheit der Zeichner berechnet sein, solange sie nicht, wie in Griechenland, durch eine internationale Kommission für die Besitzer verwaltet und von der Staatshoheit des betreffenden Landes unabhängig gemacht werden. Allerdings kann auch ein Staat in solchem Falle sich seinen Verpflichtungen entziehen, allein die Bedenken sind erheblich größer, weil er in diesem Falle eine Koalition aller Großmächte gegen sich hat. Die Unfähigkeit des Durchschnittskapitalisten, diese Verhältnisse zu erkennen, sollte sich bald rächen; ein Jahrzehnt nach dem Einzuge der serbischen Papiere in Deutschland — 1895 — stellte Serbien die Zahlung der Zinsen ein und nahm eine sogenannte Sanierung vor, nachdem unmittelbar vorher mit dem Brusttone der Entrüstung von den Wissenden erklärt worden war, daß alles, was an ungünstigen Gerüchten über Serbien ausgesprengt sei, Lug und Trug sei. Im Januar 1893 entwarf der frühere serbische Finanzminister Petrovich in der „Kölnischen Zeitung" ein glänzendes Bild der serbischen Finanzlage, in dem er einleitend bemerkte, daß er für seine Schilderung das genannte Blatt aus dem Grunde gewählt habe, „weil es sich stets für die wahrheitsgetreue Schilderung ähnlicher Auseinandersetzungen interessierte, und diese wahrheitsgetreue Schilderung einer weit ausgebreiteten aufgeklärten Lesewelt zugängig mache". „Wie hinfällig", so schloß diese Schilderung, „erscheinen gegenüber diesen Tatsachen alle die aus der Luft gegriffenen Behauptungen, die ein trübes Licht über Serbiens Zahlungsfähigkeit zu werfen versuchen." Am 23. Dezember 1903 veröffentlichte das Berliner Emissionshaus eine Darstellung, in der von neuem die Bedeutung der „Spezial-Garantien" der Anleihen gepriesen wurde und die ungünstigen Berichte als Sensationsnachrichten bezeichnet und die Besitzer von neuem beruhigt wurden. Am 15. Mai 1895 erklärte der Finanzminister Popovicz: „Ich denke an keine Couponkürzung und habe nie an eine solche gedacht", und am 20. Mai 1895 erklärte wiederum Herr Petrovich: „Ein Fallit Serbiens sei gleichbedeutend mit Selbstmord. Serbien müsse in diesem Falle gefaßt sein, von der ganzen Welt verachtet und isoliert zu werden" — und vier Wochen nach diesen Ehrenerklärungen wurde dann der Bankrott regelrecht verkündet. Es erfolgte eine zwangsweise Herabsetzung der Zinsen von 5 % auf 4 %, während die Spezialpfänder, wie vorauszusehen war, einfach konfisziert wurden. Das schlimmste aber bei dieser Konfiskation der Pfänder war, daß sie gar nicht im Interesse der serbischen Regierung, für die eine einfache Abstempelung der alten Anleihen auf 4 % völlig genügt hätte, geschah, sondern vielmehr lediglich im Interesse der emittierenden Bankhäuser vorgenommen wurde, die ebenfalls größere Forderungen an die serbische Regierung hatten und sich bei dem Staatsbankrott durch Beschlagnahme von Pfändern, die den Besitzern der Obligationen gehörten, bezahlt zu machen suchten! Eine nicht geringe Opposition erhob sich damals gegen die Zulassung dieser Werte, die endlich nach langen Verhandlungen am 31. Dezember 1896, also einen Tag vor Inkrafttreten des Börsengesetzes, unter dem Glockengeläute der Zulassungsstelle in den Hafen der Berliner Börse einliefen. Die neue Anleihe hatte wiederum eine Spezialunterlage an der Monopolbank, die, genau wie vor zehn Jahren, die Spezialpfänder im Interesse der Gläubiger unwiderruflich zu überwachen hatte. Aber schon vier Jahre nach dieser Sanierung

Digitized by Google

wurde den Anlehensgläubigern abermals eines der Pfänder, das Eisenbahnpfand, konfisziert. Dieses war mithin zuerst den Besitzern der serbischen Hypothekaranleihe im Jahre 1884 unwiderruflich zugesichert, dann wurde es 1895 den Besitzern der Monopolanleihe unwiderruflich zugesichert, und dann wurde es 1899 den Anlehensgläubigern unwiderruflich weggenommen! Und das nannte man dann in Serbien eine — Spezialgarantie!

Wir haben diese Erinnerungen aufgefrischt, um darzutun, daß die Zulassung der vor kurzem aufgelegten Kriegsanleihe Serbiens im Betrage von $37^1/_2$ Mill. Frcs. in diametralem Widerspruch mit den Bestimmungen des Börsengesetzes steht, das der Zulassungsstelle die Verpflichtung auferlegt, dafür zu sorgen, daß das Publikum über alle zur Beurteilung der zu emittierenden Wertpapiere notwendigen tatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse soweit als möglich informiert wird, und bei Unvollständigkeit der Angaben die Emission nicht zuzulassen. Daß die auf die jüngste Vergangenheit Serbiens bezüglichen Daten, die wiederholte Beraubung der Pfänder zur Beurteilung der tatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse der neuen Anleihe notwendig sind, bedarf keiner Betonung. Statt dessen wird den Zeichnern in dem Prospekt wiederum die übliche Spezialgarantiegeschichte erzählt: Das Anrecht auf die Pfänder nach Befriedigung der alten Anlehensgläubiger — also eine sogenannte Schornsteinhypothek auf ein, wie die Vergangenheit gezeigt hat, an sich völlig wertloses Objekt. Daß die Genehmigung des Prospekts unter dem Börsengesetz stattfinden konnte, verleiht dieser Angelegenheit ein besonderes Gepräge. Von den Zeitungen schweigen wir, namentlich, seitdem uns eine amtliche Börsenpreßkommission beschert worden ist. Der Regierung kann man natürlich nur empfehlen, den ausländischen staatlichen Emissionen gegenüber möglichst Neutralität zu bewahren und sich nicht auf das gefährliche Terrain locken zu lassen, wohin sie gewisse Börsenagrarier gar zu gerne haben möchten, die bekanntlich für die Schaffung einer „amtlichen Auskunftsstelle für Kapitalsanlage“ plädieren, in der dann die geheimen Papierräte ihres Amtes zu walten hätten. Das fehlte gerade noch! Hier einzugreifen, ist Sache der Zeitungen, die im Falle Serbiens gänzlich versagt haben.

Daß die neue Anleihe zur Befriedigung serbischer Kriegsbedürfnisse dient, ist in dem Prospekt ziemlich wörtlich gesagt worden. Aber dafür — und nun kommt das „versöhnende“ Moment — kommt die serbische Emission auch der deutschen „Industrie“ zugute. Die Emittenten sind nämlich in der Regel auch bei den Gesellschaften beteiligt, die zum Dank für die exotische Emission die Kriegsaufträge des fremden Staates erhalten und die infolgedessen wesentlich erhöhte Tantiemen — ein Hauptprodukt unsrer Industrie — zu erzeugen in der Lage sind. So halten unsre Bankgewaltigen nach beiden Richtungen hin die Hände offen. Mit der einen Hand empfangen sie die Tantiemen aus den Emissionsgewinnen ihrer Institute, mit der andern die Tantiemen aus den Gewinnen von Kriegsbestellungen, die den Gesellschaften, bei denen sie gleichfalls beteiligt sind, zum Dank für die Emissionen zugewiesen werden.

Von der hohen Blüte der deutschen Tantiemenindustrie geben die letzten Jahresberichte der Berliner Großbanken ein überaus farbenreiches Bild. Es betrugen die Tantiemen im Jahre 1909 bei der

Deutschen Bank	ca.	4	Mill.	Mk.
Dresdner Bank	„	3,9	„	„
Schaaffhausener Bankverein .	„	2	„	„
Disconto-Gesellschaft . . .	„	2,5	„	„
Handelsgesellschaft	„	1,8	„	„
Nationalbank	„	1	„	„
Darmstädter Bank	„	2	„	„
Mitteldeutsche Creditbank . .	„	0,4	„	„
Commerz- und Disconto-Bank	„	0,5	„	„
	ca.	18,1	Mill.	Mk.

Also 18 Millionen Mark Tantiemen in einem Jahre allein bei ihren eigenen Banken! 18 Mill. Mark alles zum Lohn für die Förderung des deutschen Gewerbefleißes! Die Tantiemen bilden den Lebensnerv unsrer Industrie, die einzig verwundbare Stelle unsrer sonst unverwundbaren Bankdirektoren! „Elisabeth dem Philipp — hier ist die Stelle, wo ich sterblich bin.“

Das Geheimnis der Marionette.

Von **Willy Rath** (Berlin).

Als ich den Winter in M. zubrachte, traf ich daselbst eines Abends in einem öffentlichen Garten den Herrn B. an, der seit kurzem in dieser Stadt als erster Tänzer der Oper angestellt war und bei dem Publiko außerordentliches Glück machte. Ich sagte ihm, daß ich erfreut gewesen wäre, ihn schon mehreremal in einem Marionettentheater zu finden, das auf dem Markte zusammengezimmert worden war und den Pöbel durch kleine dramatische Burlesken, mit Gesang und Tanz durchwebt, belustigte. Er versicherte mir, daß ihm die Pantomimik dieser Puppen viel Vergnügen mache, und ließ nicht undeutlich merken, daß ein Tänzer, der sich ausbilden wolle, mancherlei von ihnen lernen könne . . .

Die Worte stammen von Heinrich von Kleist. Sie bilden den Eingang eines Aufsatzes, der sich sehr ernsthaft mit den Marionetten beschäftigt, vornehmlich, um die eigentümliche Anmut ihrer Be-

Digitized by Google

wegungen zu ergründen. Mit besonderer Freude entsinnt sich der Dichter einer Marionettengruppe von vier Bauern, die nach einem raschen Takt die Ronde tanzte; „sie hätte von Teniers nicht hübscher gemalt werden können“. Das scheinbare Zwiegespräch zwischen dem Erzähler und dem Tänzer, der ungewöhnlich klaren Geistes gewesen sein mußte, führt im besondern zum folgenden Ergebnis:

Der Kreis der Bewegungen, die der Drahtpuppe zur Verfügung sind, ist zwar beschränkt, aber diejenigen, die sie ausführen kann, vollziehen sich „mit einer Ruhe, Leichtigkeit und Anmut, die jedes denkende Gemüt in Erstaunen setzen“. Der Vorteil, den eine geschickt, mit naturgemäß angeordneten Schwerpunkten gebaute Puppe vor lebendigen Tänzern voraus haben kann, wird zunächst darin gefunden, daß jene sich niemals ziert, denn „Ziererei erscheint, wenn sich die Seele (vis motrix) in irgendeinem andern Punkte befindet, als in dem Schwerpunkt der Bewegung“. Da der „Maschinist“ oder Puppenführer mit Draht oder Faden nur eben den Schwerpunkt in der Gewalt hat, so „sind alle übrigen Glieder, was sie sein sollen, tot, reine Pendel, und folgen dem Gesetz der Schwere; eine vortreffliche Eigenschaft, die man vergebens bei dem größten Teil unsrer Tänzer sucht . . .“

Ferner haben die Marionetten den Vorteil, daß sie der Schwerkraft widerstreben, weil die Kraft, die sie hebt, größer ist als jene, die sie an die Erde fesselt. „Die Puppen brauchen den Boden nur wie die Elfen, um ihn zu streifen und den Schwung der Glieder durch die augenblickliche Hemmung neu zu beleben; wir brauchen ihn, um darauf zu ruhen und uns von der Anstrengung des Tanzes zu erholen; ein Moment, der eigentlich selber kein Tanz ist und mit dem sich weiter nichts anfangen läßt, als ihn möglichst verschwinden zu machen . . .“

Mit soviel Feinheit vertieft sich der Dramatiker großen Stils in die Kleinkunst des Puppenspiels. Das Geheimnis der Marionette, das kürzlich wieder einmal, ähnlich wie vor hundert Jahren, die Kunstsinnigen Berlins zur Erforschung reizte, wird damit vorzüglich beleuchtet; doch nur von einer Seite. Im neuen Hause der Kunsthandlung Keller und Reiner war Paul Branns „Marionettentheater Münchener Künstler“ zu Gast und lockte auf allerliebste Weise, daß man dies ästhetische Geheimnis von andrer Seite her weiter zu erhellen suche.

In Branns Miniaturtheater wird, vorläufig wenigstens, gar nicht getanzt. Es gibt da nur Wort- und Wort-Ton-Werke. Die Bewegung, der Zauber rhythmischer Anmut, hat da nur geringere Bedeutung im Verhältnis zum Wort. Trotzdem packt auch uns diese winzige Spielart von Bühnenkunst seltsam stark. Rasch und leicht folgt unsre Einbildungskraft dem Miniaturspiel in alle Einzelheiten; wo nicht etwa Mängel des Spielplans oder der Ausführung dawider sind, ziehen die Marionetten uns ganz in ihren Bann, in eine wohlgeschlossene Illusion. Und doch, das ist das Sonderbare, scheint die Marionettenkunst, ähnlich wie die andren Arten der Miniaturbühnenkunst, durchaus eine Entfernung von jeder Täuschungskunst zu bezwecken . . . —

Stellt man sich nicht eine bestimmte Bühnenform vor, die ja in jedem Fall den Abschluß irgend einer Entwicklung bedeuten würde, denkt man sich bis an die ersten unbewußten Versuche zur Verwirklichung eines Puppen- oder Schattentheaters zurück, so wird uns klar: das Miniaturtheater muß im Kern mindestens so alt sein, wie das Theaterspielen von lebendigen Menschen, ja genau so alt wie die geheimnisvolle Ursache alles künstlerischen Formens, wie der Spieltrieb im Menschen, in der Biene, der Spinne und andren Lebewesen. Die erste Frau, die dem zugehörigen Manne die Komödie der Liebe vorspielte, wird wohl die wahre Erfinderin der lebensgroßen Schauspielerei gewesen sein. Das erste Kind, das die Schatten, die das Sonnenlicht spielend schafft, zu seiner Unterhaltung nützte, die Sonne etwa mit dem Schatten seiner Händchen spielen ließ oder aber ein Stück Holz zum Kindlein ernannte, das darf als der eigentliche Schöpfer der Miniaturbühne angesehen werden.

So ein zur Kunst emporgediehenes Kinderspiel, wie das Marionettentheater, geht in der Tat nicht auf Täuschung aus. In denen, die es so heraufentwickelt haben, muß sogar bewußt oder unbewußt der romantische Trieb zur Wirklichkeitflucht lebendig gewesen sein. Romantikernaturen sind es ja auch in der Tat, die (heut wie vor fünfzig und vor hundert Jahren) die Miniaturbühne am herzhaftesten fördern. Und ohne irgendeinen romantischen Einschlag im Zuschauergemüt kann sie nicht wirken. Den Wirklichkeitmüden, die sich von der Schauspielerei lebendiger Menschen und vom Drama des wirklichen Lebens abwandten, genügte noch nicht die Verlegung von Ort und Zeit, die Veränderung von Sprache und Sitten, Bau- und Kleiderstil, wie sie dies alles im romantischen, im sogenannten geschichtlichen, überhaupt im gehobenen Drama auf unsrer großen Bühne haben können. Sie fühlten sich getrieben, auch das wichtigste Darstellungsmittel zu entwirklichen: statt der lebenden Spieler suchte man sich einen künstlichen Ersatz von bedeutend vereinfachter Erscheinung, der in der Regel schon durch die außerordentlich verkleinerten Maße eine Vortäuschung wirklicher Menschen vollkommen ausschloß und auch auf das Mienenspiel verzichtete. So kam man zu Puppe und Schatten.

Vergleicht man nun aber die Drahtpuppe mit dem Schattenbild, so macht sich zwischen beiden noch ein starker Unterschied bemerkbar. Alleräußerste Vereinfachung, wahrhaft vollkommene Verhinderung des Wirklichen offenbart sich erst im Schatten. Aus der Marionette spricht noch

Digitized by Google

immer ein Restchen künstlerischer Gefallsucht. Sie hat die plastische Erscheinung, die Farben, eine gewisse und, wie Kleist uns lehrte, sehr reizvolle Beweglichkeit bewahrt, trägt Kleiderchen von wirklichem Kleiderstoff und spielt im dreidimensionalen Raum zwischen Möbeln und Versatzstücken aus lebenswirklichem Material.

Ohne den Willen zur Täuschung, oder sagen wir: halb wider Willen gewinnt also die Marionettenkunst die Kraft, Illusion zu erzeugen. Und hier scheint sich das Geheimnis zu enthüllen: der innere Gegensatz in der Stellung der Marionetten zwischen Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit, gerade die Verbindung einer täuschungfeindlichen mit einer illusionfreundlichen Macht bildet den tiefsten Reiz ihres Schauspiels. Daß es ein lebloses Ding gibt, das durch ganz spielerische Benutzung menschlicher Umrisse, durch erborgte Bewegung, erborgtes Wort uns Zuschauer dennoch antreibt, unsrer Seele Lebensbilder vorzuspiegeln: das lockt uns so seltsam heran.

Wenn wir dabei auf verstandesmäßige Wahrnehmung halten, so nehmen wir als Dreingabe die Erkenntnis mit, daß mit Unrecht die Täuschung von vielen als Voraussetzung der Illusion angesehen wird, daß vielmehr unsre Einbildungskraft sehr willig und wunderbar befähigt ist, die Außenwelt zu beseelen. Wenn man will, mag man finden, es handle sich immerhin um Selbsttäuschung der Seele; dann muß eben nur genauer gesagt werden, daß zwischen der äußeren Täuschung, die entbehrlich ist, und diesem innerlichsten Spiel der Seele ein größerer Gegensatz besteht, als der Wortgleichklang ahnen läßt.

Eines kommt noch hinzu. Die Annäherung an das Vollkommene wird beim Marionettentheater weit eher als beim Schauspiel lebendiger Menschen erreicht, weil weniger an täuschender Kunst beansprucht und die Leistung mehr verteilt wird. Die Sprache des wechselnden Gesichtsausdrucks und die lebenswahr durchgeführte Körperbewegung werden von der Drahtpuppe überhaupt nicht verlangt; hat der Bildhauer ihrem Kopf einen lebhaften Ausdruck gegeben und werden mittels der Drähte die notwendigsten Bewegungen angedeutet, so bleibt nichts zu wünschen übrig. Die Fähigkeiten des Sprechens oder Singens und des mimischen Handelns brauchen hier nicht im einzelnen Mitwirkenden gleichzeitig vorzukommen. Ganz selbstverständlich ist ja auch die Kunst nicht, die Puppen an Drähten bedeutsam zu führen; doch begreift sichs, daß sie bedeutend leichter zu erringen ist, als eine entsprechend vortreffliche Mimenkunst in lebendigen Personen.

* * *

Bei Paul Branns Kleinbühne sind die höchst lebendigen, „sprechenden" Gesichter bemerkenswert, die Münchner Künstler, wie Jakob Bradl oder Ignatius Taschner, den Marionetten gaben. Sie unterstützen den Ausdruck begreiflicherweise viel besser als die seelenlosen Fratzen, die für das Kinder-Puppentheater leider noch immer von der Fabrikindustrie geliefert werden. Die Spielleitung, die beim „Marionettentheater Münchner Künstler" das Wort des unsichtbaren Sprechers oder Sängers haarscharf mit der charakterisierenden Regung der Puppe zusammenbringt, leistet ebenfalls nicht zu Verachtendes. Allein wenn so überaus „willige Mitglieder" auf der Bühne sind, wird auch in dieser Hinsicht die menschenmögliche Vollkommenheit nicht so ungeheuer erschwert wie bei dem Individualitäten-Wirrwarr der großen Schaubühne.

Jedenfalls dürfen wir in diesem Brannschen Marionettentheater das vollkommenste derartige Unternehmen sehen, das wir kennen. Wie es die gedämpfte spielerische Tragikomik etwa von Schnitzlers „Tapfrem Cassian" verlebendigt oder die altwelsche steife Anmut von Pergoleses „La serva padrona", das wird auf der vornehmsten Bühne kaum zu übertreffen sein. Für den Alltagsspielplan hat es einen guten Rückhalt in des Grafen Franz Pocci, des vielseitigen Spätromantikers, lustig-tiefsinnigen Puppenspielen, die mit geradezu raffinierter Bühnentechnik vorgeführt werden. Kasperl Larifari, der altmünchnerische Hausgeist von Poccis Theater, hat für das deutsche Puppentheater seine große Bedeutung. Und irgendein Spaßmachertyp wird der kleinen Bühne immer wohlanstehen. Freilich braucht er nicht immer so biedermeierlich zu kommen.

Und gerade das Gastspiel des „Marionettentheaters Münchner Künstler" ließ erkennen, daß die Spielplanmöglichkeiten der künstlerischen Puppenbühne weit über die burleske Romantik Poccis hinausreichen. Das Ganz-Ernste soll uns nicht verniedlicht werden. Bühnenpraktisch gesprochen: Die abendfüllende Tragik ist für die Marionetten nicht geschaffen. Im übrigen aber, bis tief ins Tragikomische hinein, haben sie ein weites Feld. Was sich erst zeigen würde, wenn unsre jungen Dichter, die doch gerade in den kleinen Formen soviel los haben, sich mit mehr Eifer auf die Puppenbühnendichtung verlegten.

Bis heute hat man noch kaum ernstlich versucht, den geheimnisvollen Reiz der Marionette für den verhaltenen, hinterhaltigen, trockenen Humor des überbewußten modernen Menschen, für eine feine Satire auf zeitgenössische Übel auszubeuten. Auch Brann, der im Bildkünstlerischen ein ganz moderner Münchner ist, zehrte im wesentlichen des Spielplans noch kürzlich von dem Erbe der Biedermeierei. Er knüpfte an eine sehr volkstümliche Kleinbühne an, die seit der Mitte des verflossenen Jahrhunderts besteht und zwar gleichfalls in der süddeutschen Hauptstadt: an das „Münchner Marionettentheater" des nunvierundachtzigjährigen „Papa Schmid".

Es ging aus dem Liebhaberbühnchen hervor, das der bayrische General und Schlachtenmaler

Digitized by Google

K. W. v. Heideck zu seinem und zu der Hofgesellschaft Ergötzen in den vierziger Jahren mit vieler Liebe selber geschaffen hatte. Im Jahre 1858 wurde es von Schmid, damaligem Aktuarius, erworben und seitdem, trotz manchen bureaukratischen und andern Widrigkeiten, als öffentliches Theaterchen geführt. Graf Pocci war ihm persönlich und als Hausdramatiker bis an sein Lebensende die Hauptstütze. Als Papa Schmids Marionettenspiele nach vierzig Jahren wieder mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, half ihm die Stadtgemeinde. Sie ließ ihm durch Theodor Fischer 1900 ein hübsches altfränkisches Musentempelchen in den Anlagen an der Blumenstraße errichten. Dort wirkt der alte Herr noch heute rüstig und mit freundlichem Humor. Paul Brann, der als Schriftsteller nach München kam, ist als Puppenspieler ein Schüler und Verehrer des Papa Schmid, hat aber die hergebrachte Kleinkunst auch im eigentlichen Spiel, in der Differenzierung der Puppenbewegungen, bedeutend vervollkommnet.

Bei näherem Betrachten scheint es, daß die Marionetten eine zwiefache Bestimmung haben. Sie können einerseits, wie es an vielen Orten und in München ununterbrochen Jahrzehnte hindurch erprobt wurde, der Jugend und den kunstfremderen Volkskreisen mancherlei Ersatz für die Kunst der großen Bühne gewähren. Sie können aber auch den Kunstverwöhntesten, die das Geheimnis der Marionette mehr oder minder bewußt empfinden und auskosten, verfeinerten künstlerischen Genuß bereiten; wenn der Spielplan danach ist. In beiden Fällen, dumpfer oder klarer, erfreut sich die viel bevormundete Phantasie des heutigen Mitteleuropäers einer köstlichen Selbständigkeit. In der unwillkürlichen Mitarbeit am Werden des Kunsterlebnisses ahnt sie mit einer Art fröhlichen Erstaunens, daß sie die stärkste Macht des Menschtums ist, die schöpferische, die selbst dem Willen vorangeht. Kleine Ursache, große Wirkung . . . .

Verdeutsch.

Ein Wort zur Sprachreinigungsfrage.

Es gibt ein Goethesches, an Jean Paul gerichtetes Scherzgedicht, das sich mit einer Sprachreinigungsfrage jener Tage beschäftigt und den Goetheforschern manches Kopfzerbrechen gemacht hat. Jean Paul hatte vorgeschlagen, das Endungs-„s“ und -„ung“ in der Mitte zusammengesetzter Wörter zu streichen; er wollte also z. B. Regierrat statt Regierungsrat geschrieben wissen. Goethes Verse beginnen mit den Zeilen: „Bewahr uns Gott vor „s“ und „ung“, wir können sie entbehren“ und schließen mit der launigen Gegenüberstellung der Wörter Vergleich und Vergleichung. Bei dem „Vergleich von Deutschen und Franzosen“ wird jeder Patriot sich „heftig erbosen“. „Vergleichung aber läßt man zu, da müssen wir gewinnen.“ Das Gedicht hat, wie gesagt, die Goethephilologen lange beschäftigt; die Mehrzahl nahm es für eine Zustimmung zu dem Jean Paulschen Vorschlag, und nur wenige haben den übermütigen Spott darin erkannt.

An diese Goetheschen Geißelverse wird man immer und immer wieder erinnert, wenn man sich mit dem Sprachreinigungsfanatismus unsrer Tage näher beschäftigt, der wohl zu unterscheiden ist von dem berechtigten Bestreben, überall dort deutsche Wörter anzuwenden, wo man Fremdwörter entbehren kann. Man soll nur nicht mit dem Verdeutschen zu weit gehen. Das preisgekrönte „Knusperchen“ für Cakes wird bald auch im Ernste ein „Champagner heißt Beschwipserchen und Photograph heißt Knipserchen“ nach sich ziehen.

Das Programm der Verdeutscher sagt: Verdeutschung aller entbehrlichen Fremdwörter. Die Frage ist nur die: welches Wort ist ein Fremdwort, und welches Fremdwort ist entbehrlich? Daß die Verdeutschungen oft an Geschmacklosigkeit das Menschenmöglichste leisten, davon kann man zunächst ganz absehen. Eine jede Sprache ist, so lange sie gesprochen wird, im Wachstum begriffen, und ganz allmählich erst werden aus dem ursprünglichen wenigen Wortwurzeln die Tausend Zweige und Blätter des breitgeästeten Baumes der Sprache; wie in der Natur auch hier ein ewiges Werden und Vergehen. Neue Blätter sprießen und welke fallen in den Staub. Ja, in verhältnismäßig kurzer Zeit kann ein Wort auch die Bedeutung völlig wandeln. Noch Luther schreibt, Gott tue nichts als „Schlechtes“, und das Evangelium sei eine „kindische“ Lehre. Woher aber sprießen die jungen Blätter, woher kommt das Neue in der Sprache? Die Dichter bilden sie, sagt Delbrück einmal. Aber das gilt doch nur für ganz wenige Wörter. Die Mehrzahl wird mit der Kultur, da jedes Ding und jeder Begriff auch ein neues Wort fordert. Die Kultur aber wird nur durch enge Berührung mit andern Völkern und fremdem Leben. Ein Volk dankt sie dem andern: die Ägypter den Babyloniern, die Griechen den Ägyptern, den Griechen die Römer, den Römern ganz Europa, und jedes Volk trägt zu dem stolzen Bau wieder die eignen Steine herzu. Kultur und Sprache stehen so in engster Wechselbeziehung, und aus dem Sprachreichtum läßt sich ein sichrer Schluß auf die Kulturhöhe ziehen.

Wenn nun ein Volk von andern die Kultur übernimmt, so wird es auch von ihm die neuen Wörter für die neuen Begriffe und Dinge überkommen. Es übernimmt sie und modelt sie meist nach seinen Sprachorganen und seinem Geschmack gemäß um. Daß man solche umgemodelten Wörter hernach „Lehnwörter“ nennt, ist nur eine philologische Spitzfindigkeit; auch was ich entlehne, ist

Digitized by Google

fremd, nicht mein, und Fenster, Tür, Lampe, Spiegel, Vater u. s. f. bleiben im Grunde Fremdwörter, Römern und Griechen entlehnt. Doch mit solchen Lehnwörtern ists wie manchmal im Leben mit etwas Geliehenem; die Jahre gehen darüber hin, und man hat schließlich vergessen, es zurückzugeben.

Beschäftigt man sich mit der etymologischen Seite der Frage etwas näher, so ist man baldüberrascht, welche Fülle von Fremdwörtern sich z. B. unter scheinbar echt deutschem Gewande in unsrer Sprache bergen. Wir schreiben einen Brief . . das sind schon zwei Lehnwörter aus dem Lateinischen: sribere = schreiben; breve = Brief. Wir sitzen bei Tisch und essen; das sind wiederum drei Lehnwörter aus dem Lateinischen: sedere (sitzen), Tisch (discus), essen (edere). Es seien hier aufs Geratewohl noch eine Reihe derartig verkappter Wörter aufgezählt: Kirsche (griechisch kerasos), Pflaume (lat. prunus), Zwiebel (lat. cepula), Kohl (lat. caulis), Pfeffer (griech. peperi), Salz (lat. sal) u. s. f. Selbst ein so häufiger und unverdächtiger Name wie Hans Meyer enthält gleich zwei Fremdwörter: Hans stammt vom hebräischen Johannes und Meyer vom lateinischen Major. Prediger, Priester, Dom, Kirche, Altar, Kaiser, Meister sind lateinische oder griechische Wörter. Eines der lustigsten Beispiele von Entlehnung ist aber unser „Pferd". Darin steckt einmal das griechische Wort para (nebenher), das lateinische vehere (fahren) und das keltische reda (Wagen); aus dem para veredus wurde althochdeutsch ein para frid, neuhochdeutsch ein pferit und schließlich pfert.

Umgekehrt bergen nun auch zahllose echte Fremdwörter einen deutschen Kern. Galant beispielshalber kommt ebenso wie Gala vom althochdeutschen gail = lustig, liebenswürdig. Peluche (Plüsch) stammt vom angelsächsischen pluccjan = pflücken. Coiffure birgt das alte kuppha = Haube. Garnison stammt vom althochdeutschen warnôn = warnen. (Die romanischen Sprachen haben, nebenbei bemerkt, aus unserm W stets ein G gemacht.) Der Kotillon stammt vom alten kozo = Kutte. Bouquet ist von busc herzuleiten. Bouteille ist unsre Butte in der Verkleinerungsform u. s. f.

Das sind nur so ein paar Beispiele aus Tausenden, — eine reiche Lese solcher Beispiele giebt u. a. Franz Harder in seinem „Werden und Wandern unsrer Wörter" (Weidmannsche Buchhandlung, Berlin); auch in Friedrich Kluges „Unser Deutsch" (Quelle und Meyer, Leipzig) findet sich manches — doch selbst diese wenigen sollten dem unbefangenen Beobachter übertriebener Sprachreinigungsbestrebungen immerhin zu denken geben.

Gehören schon sehr umfangreiche etymologische Kenntnisse dazu, um zu entscheiden, welches Wort ein Fremdwort ist und welches nicht, so wird anderseits die Verbrämung der Sprache mit echten Fremdwörtern immer Sache des Geschmacks sein. Es wird ewig, wenn man so sagen darf, „Précieuses ridicules" geben, männliche wie weibliche, die da glauben, ihrer Bildung etwas zu vergeben, wenn sie nicht mit gespreizten Fremdwörtern prunken wie der Protz mit Brillanten, und man wird ewig über sie lachen. Aber ebenso wird es immer eine große Anzahl von echten Fremdwörtern geben, die auch der beste, deutscheste Schriftsteller und Dichter — auch ursprünglich ein lateinisches Wort und von dictare, dicere sagen (vergl. unser altes „singen und sagen") herzuleiten — nicht wird entbehren mögen und können. Schon Jean Paul hat das einmal an einem sehr komischen Beispiel nachgewiesen. Das echte Fremdwort, um das es sich in diesem Beispiel handelt, ist das englische „Park", das Campe in Pferch verdeutscht. Jean Paul erzählt nun folgende Geschichte: „Wir beide erhoben uns in der Sternennacht; Täler an Täler; Blüten um Blüten hängend; endlich, um den seligen Zauber zu vollenden, empfängt uns inmitten der schimmernden Wildnis der Natur ein köstlicher — Pferch."

Man wird einwenden können, dieses englische Wort Park hat sich völlig bei uns eingebürgert. Gewiß, aber wo ist die Grenze zu ziehen? Wer vermag zu sagen, welches Fremdwort sich nicht eingebürgert hat? Und dann, weitaus die Mehrzahl aller Fremdwörter sind ja gar keine Fremdwörter mehr. Wir haben sie mit deutschen Endungssilben versehen, wir deklinieren und konjugieren sie durchaus deutsch; wir stecken ihnen eine Schleppe an oder ab. Unsere Kavaliere z. B. erkennt der Franzose, von dem wir sie liehen, nicht wieder; wir sprechen sie ja auch deutsch.

Es bleibt also nur noch ein kleiner Rest echter Fremdwörter, der wirklich entbehrlich ist oder es doch sein könnte. Das sind alle diejenigen Fremdwörter, die Dinge oder Begriffe veranschaulichen, welche unsrer Kultur (im weitesten Sinne) fremd sind oder einmal fremd waren. Hierhin gehören die Fremdwörter des kaufmännischen Lebens, ebenso wie der kaufmännische Geist, einst aus Italien bezogen, des Heerwesens und der Tafel, beide Arten von den Franzosen erlernt und mit den Dingen übernommen, u. s. f. Solche Fremdwörter wären in der Tat leicht auszumerzen; man brauchte z. B. einfach keine Whitestables Natives mehr zu schlürfen und keinen Chablis dazu zu trinken; man verzichte lieber auf Maccaroni, ehe man sie in „Röhrnudeln" verdeutscht. Fort mit dem Kaffee, dem Tee, der Schokolade, fort mit der Zigarre, mit dem Likör . . . Das ist natürlich nur Scherz. Wir werden auf alle solche Dinge, die uns die Kultur, der Verkehr mit fremden Völkern gegeben, nicht mehr verzichten wollen, wenngleich es uns nunmehr fatal zu sein scheint, zu bekennen, unsre Küchenkunst verdanken wir den Franzosen, um unser Handelswesen haben sich die Italiener einst verdient gemacht . . . Aber schließlich, ist es denn besseres und richtigeres Deutsch, z. B. statt Tapioka — Sagogries, statt Gulasch —

Digitized by Google

Paprikafleisch und dergl. zu sagen? Dabei übersieht man zudem völlig, daß solche Verdeutschungen nicht selten ganz neue Vorstellungen schaffen, sofort Verständliches unverständlich machen, ein prägnantes Wort nur durch eine Reihe von Wörtern umschreiben können.

Auch unsre gegenwärtige Verdeutschungskrankheit ist „schon dagewesen“, und die Verdeutschungen des gar zu rigorosen Sprachvereins werden gewißlich ebenso spurlos wieder verschwinden wie vor hundert Jahren die „Sprachreinigkeit“ Campes sehr bald wieder spurlos verschwand. Dr. A. Hn.

Der junge Goethe.

Von **Rudolf Kurtz** (Berlin).

II.

Gätgen war, nach einem Porträt zu urteilen, ein hübsches kleines Mädelchen, vielleicht etwas sentimental, großstadtstolz, lustig und abenteuerlüstern. Ein Freund Goethes schildert sie: „Denke dir ein Frauenzimmer, wohlgewachsen, obgleich nicht sehr groß, ein rundes freundliches, obgleich nicht außerordentlich schönes Gesicht, eine offne, sanfte einnehmende Miene, viele Freimütigkeit ohne Coquetterie, einen sehr artigen Verstand ohne die größte Erziehung gehabt zu haben.“ Die Briefe an Behrisch zeichnen die heftig schwankende Kurve, in der Goethes Liebesglück verläuft. Der siegreiche Frauenpsychologe der Briefe erkennt sich wehrlos gegenüber der Koketterie des kleinen Kätchen; er verzweifelt an der Welt und leidet unerträglich unter seiner Eifersucht. Die Briefe quellen über von der Fülle stärkster, tobendster Menschlichkeit: jener unverlierbare Reichtum in Goethes Dasein. Unter einem Lustspiel von zahlreichen Versöhnungen und Trennungen erreicht es Goethe wirklich, daß Kätchen ihm den Laufpaß gibt, und in Frankfurt muß er hören, daß sie einen andern heiraten wird. Und die Kleine ist bösartig naiv genug, um ihn in aller Unschuld um ein Hochzeitscarmen zu bitten.

Diesen Umlagerungen seines seelischen Zustandes entspricht durchaus die ästhetische Umformung, die in Leipzig mit ihm geschieht. Die Lehren Oesers, die ihm Evangelien sind, richten ihn auf die preziöse Natürlichkeit der Grazienpoesie — er steht unter dem entscheidenden Einfluß Wielands. Kaum wagt er es, in seinen gewiß nicht bescheidenen Briefen ein Urteil über ihn abzugeben, dazu müsse man, meint er, ebenso gelehrt sein wie Wieland selber. Die äußere Form seiner künftigen Dichtung ist dadurch zunächst vorgezeichnet, aber die Inhalte verlangen durch ihre Erlebtheit eine ungeahnt tiefe Veränderung. Der Niederschlag der Leipziger Abenteuer ist das Buch Anette, das Leipziger Liederbuch und die beiden Lustspiele.

Das Buch Anette ist die erste Sammlung Goethescher Lieder. Keines der Stücke verrät, welch umwälzende Energie sich hier entwickeln wird. Den Inhalt geben Motive der ars amandi her, meist nach dem Grundsatze: „Hat sie uns erst eins erlaubt, das andre wird sie schon erlauben“. Auch Rührsames von der Tugend ist darin zu lesen. Die von dem Epigrammatiker Kestner verspotteten Dreiquerfingerzeilen spielen eine bedeutende Rolle. Eine lebensferne Lüsternheit, in ihrer greisenhaften Zerbrechlichkeit durchaus das zopfige Milieu verratend, zeigt die Unfähigkeit des Verfassers, sich über das Niveau seiner Vorbilder zu erheben. Es ist der schalste Rest der Anakreontik, die dürftigste Modepoesie, kaum durch ein glücklich erhaschtes Bild, durch eine Spur von Leben bewegt. Aber es ist der Anfang: seine glatte Behaglichkeit ist noch durch kein Leiden verwirrt. Die tiefere Erfassung Wielands hob ihn aus dieser flachsten Modetändelei. Wieland ist die vollkommenste Darstellung der Grazie. Eine ewige Gleichgewichtstellung der Seele. Nie eine Beschwerung, die den klar geordneten Plan verwirren könnte. Aber mit spitzem Pinsel idealistische Landschaften gemalt, in denen zierlich-heroische Masken ein vergnügsames Leben treiben. Kluge, lebensfreudige Bemerkungen über Moralen, ein gefälliges Hinwegsehen über alles, was dem Bemittelten den Genuß des Lebens etwa erschweren könnte: nicht anspruchsvoller ist die Moral der Grazie. Aber gerade diese gefällige Nachgibigkeit stellt das Auge ein, menschliche Schwächen individuell zu betrachten: es ist die Schule der Psychologie. Und die Grazie, die das Leben stilisierend meistert, ist die Muse des „Leipziger Liederbuches“, in dem die Kunst Goethes, dieses welthistorische Ereignis, zum erstenmal einen adäquaten Ausdruck fand. Wohl ist es der Requisitenschatz der Anakreontik, den er gestaltet, wohl ist das Zöpfchen noch gepudert: aber ein grundsätzlich Neues quillt in den Vordergrund, etwas der Anakreontik sorgsam ferngehaltenes: der Dichter hat erlebt, was er sagt. Was Gleim noch entrüstet abwehrt, was dieses Lebensgenusses papierne Philistrosität über die Zeiten verächtlich macht, die Banalität martialischen „lasciva est nostra pagina vita proba est“ — diese dünne Weisheit ist lächelnd abgewehrt, und das Erleben ringt nach Ausdruck. Unvergängliche Verse, Gedichte voll unbeschreiblichen Zaubers und gefühltester Hingabe stehen in diesem Buch. Der mild bestrahlte Rasen, der finstere Wald, in dem ein heller Schein aufzuckt, die Seligkeit der Liebesabende, der Zimmer in der Fülle blauen Mondlichts: die ungeheuren Erlebnisse der Seele, die ergreifend das Leben der Landschaft stilisieren und sich in ein bewegtes Bild der Wirklichkeit

Digitized by Google

umsetzen — das ist die Magie dieser Lieder. Jeder Eindruck quillt von einer unerschöpflichen Fülle, obwohl begrenzt durch die Schranken zeitüblicher Bilderei, erhebt sich zu einem stark erschauten Symbol: Gedichte wie die Nacht, das Hochzeitslied, An Luna erheben sich von der Fläche der Zeit trotz äußerer Gleichheit in die titanisch bewegte Ebene Goetheschen Lebens. Kein äußerer Einfluß, das Erleben seiner eigenen Kräfte hatte ihm das Auge eingestellt für das Lebendige: das Wortmaterial der Anakreontiker ist durch Provinzialismen, Worte aus dem Volke, neu gespeist, aus der Salonpoesie ist ein Schritt in das allen gemeinsame Leben geschehen. Und nicht minder verraten die Briefe dieser Zeit die Befreiung, die wollüstig betonte Lösung von den Rosenfesseln der Leipziger Konvention. Und in der einsamen Verträumtheit der Leipziger Lieder zuckt schon die Ruhelosigkeit eines Entflammten, die bald zu der reichen Flamme des Götz ausstrahlen will. Bedeutenderes als einige dieser Lieder hat die zeitgenössische Literatur nicht überliefert. Ihnen gegenüber verblaßt das Schäferspiel, verliert die Komödie „Die Mitschuldigen". Doch diese Dinge gewannen ihre endgültige Form erst in Frankfurt, wohin ihn das Schicksal trieb.

Er war ein allzu treuer Schüler gewesen. Nicht etwa, daß ihn der Kollegia unbezwingliche Trauer und Öde krank gemacht hätte: er hatte wenig genug davon gesehen. Er hatte die Lehren Behrischs zu gut befolgt, die Launen seiner Liebsten hatten ihn bei gefälligeren Damen Trost suchen lassen und ein Blutsturz setzte dem tollen Leipziger Leben ein nachdenkliches Ende. Der siegreich Ausgezogene kehrt, ein lungenkranker, siecher Jüngling, nach Frankfurt zurück. Aber der auszog, die Eselin zu suchen, hatte doch das Königreich gefunden. Das Leben hatte an seine Seele gerührt.

In Frankfurt vegetierte er zunächst in Briefen nach Leipzig. Langsam trat aus seiner Seele, was dort auf sie eingestürmt war. Im langen Krankenbett klären sich die Eindrücke. Die ästhetischen Prinzipien, die er in Leipzig erlernt, verschmelzen mit der Erinnerung abendlicher Spaziergänge, in der Melancholie des Krankenzimmers vertieft sich der Geist in sich selbst: er haßt die selbstgenügsame Härte der grell belichteten Kontur und träumt von einem dämmernden Sichverlieren in unbestimmte Mondnächte. Dieser unklare Zustand von Rausch und ahnungsvoller Sehnsucht wird ihm die Forderung aller Kunst: alles Ästhetische muß Dämmer sein. In der beschaulichen Langeweile formt sich, was Leipzig ihm zugetragen hatte: und verliert damit allen weitern Einfluß auf sein Leben. „Die Mitschuldigen" erhielten ihre endgültige Fassung. Es ist durchaus die lässige Moral Wielandscher Helden, wenn er als Sinn der kleinen Komödie dieses ausspricht: Seid erst nicht hängenswert, wenn ihr uns hängen wollt. Sein Gefühl für das Leben schwillt: die konstruktive Klugheit aufklärerischen Kunstbetriebes weicht der unbegrenzten, unüberschaubaren Dämmerwelt der Ahnung, in der der Dichter Raum für die erträumten Möglichkeiten seines Lebens findet. Er ist reif für die Befruchtung durch Shakespeare. Der Stil seiner Briefe quillt vor überschäumender Bewegung. Alles verwandelt sich ihm in eilende Handlung. Noch rüttelt nichts an Sitte und Tradition. Aber die mühsam gestaute Kraft zeigt an: hier ist es nur nötig, daß diese Seele ein Blitzstrahl, ein Funke streift: und ein Flammenspiel bricht auf: herrlicher als es die Jahrhunderte je gesehen.

Goethe findet den Weg nach Straßburg, und unter den übertriebenen Gebärden der Geniezeit bricht die gewaltige Entladung seiner Seele aus. Die Fülle der Gedichte schleudert aus dem Chaos der Gestalten die erzene Bildsäule des Götz hervor. Wo bleibt die zarte Biegsamkeit der Linie — ein paar Lieder noch, die revolutionäre Empfindsamkeit des Werther und dann die eiserne Faust gegen Grazienpoesie und Schäfertändelei, gegen die französische Appretur: die Shakespeare-Rede, Götz, Werther und Erwins Apologie. Der Sturm und Drang ist in Deutschland.

Wunden.

Von **Paul Altheer** (Zürich).

Das ist die Flamme, die mein Leben frißt:
daß wir in Leiden unsre Kraft verzehren,
in wildem Weh, das kein Gedanke mißt,
und das kein Gott von uns vermag zu wehren.

Das ist die Glut, die mir im Herzen brennt:
daß alle wir um gleiche Wunden weinen,
und daß doch jeder nur sich selber kennt
und jedem nur die eignen grausam scheinen.

Wir reifen alle an dem gleichen Baum
und hätten gutes uns so viel zu geben —
Und doch ist jeder jedem nur ein Traum ....
Und fremd und einsam gehen wir durchs Leben.

Die Blinde und das Licht.

Von **Felix Braun** (Wien).

II.

Sies waren die Tage, bis die Sonne so voll Gold im Spiegel gefangen lag, daß der Blick von dem fernen andern wie durch einen goldenen Wall getrennt ward. Aber dann löste sich die Stimme aus dem Herzen heimlich los und klang

Digitized by Google

schwebend, wie mit unsichtbaren fächelnden Flügeln, in der Dämmerung. Und auf den ausgespannten weiten Schwingen lagen die vielen Kleinode der guten Worte, die man an Stelle der Liebkosungen — dieser großen Edelsteine — in eine Dämmerung hinzustreuen liebt.

„Wie still es ist!“ sagte die Prinzessin. Da raschelten die Kleider ihrer Schwester. „Es muß ein leiser Wind über die Schneehügel gehen . . . hört Ihr?“

Sie hielten den Atem an.

Die Prinzessin sprach: „Ist es wahr, daß in der Dämmerung die Gesichter der Menschen plötzlich schöner werden, daß die Sonne in jedem Aug untergeht, ganz wie im Meer?“

„In Euren Augen ist sie wohl tief versunken, sonst hättet Ihr längst das Licht geschaut.“

„Seht Ihr sie?“

— Der Jüngling sah sie nicht, — — aber er wandte sich zu dem Spiegel. Da leuchteten die Augen von Bernstein und er lächelte und sprach in das Glas hinein:

„Ich sehe sie — — wundervoll sehe ich sie: ganz tief am Grunde. — Aber ich locke sie hervor — — langsam . . . und dann wird die Erde dunkel.

„Wie meint Ihr das? Werde ich dann nie das Licht schauen?“

Er hörte nicht. Verzückt hing sein Blick an den gespiegelten Augen. „Mehr als die Sonne!“ schwärmte er, „der Mond und die Sterne und der Stern meiner Seele dazu!“

Über das Antlitz der Blinden ging ein Schein wie von fern wanderndem Licht. Sie richtete sich auf. „Euer Stern auch,“ stammelte sie beglückt und ihre Brust hob sich. „Wo? Sagt doch, wo?“

„Ganz in der Tiefe, wo der dunkle Weg zur Seele geht.“

Sie sank zurück, als hätte sie eine pflegende Hand sanft hingedrückt — ihr Lächeln ward ganz voll heimlichen Glückes. „Dort, wo der Weg zur Seele geht,“ murmelte sie und plötzlich aufjauchzend: „Ja, ich sehe es auch! O, wie ich es fühle! — Aber dann möcht' ich immer blind bleiben.“ Das sagte sie leise und lächelte eigen dabei.

Er aber hatte es nicht gehört; er stand vor dem Spiegel. „Und auch im Haar — auch im Haar,“ flüsterte er. . .

Da erschrak die Blinde. „So dunkel ist ja mein Haar,“ sagte sie traurig. „Meine Schwester — ja die hat die Sonne darin. Es sagens die Leute.“

Seine Blicke durchbohrten das Glas und durchdrangen es, als wollten sie das gepriesene Haar erreichen. Einen Augenblick lang stand er in Sehnsucht. Dann wandte er, beglückt, den Kopf. „Ja, Eurer Schwester Haar — das ist zu schön für die Sonne . . . der Atem der Engel weht drüber hin.“ Und er stand und wagte nicht, den Worten nachzuschauen, aber er fühlte leise Tritte hinter sich und wie ihn leise zwei Arme umspannten. Hände schlossen seine Augen, daß er blind ward, wie die, vor der er stand, und die Lippen, die er oft empfangen hatte, blieben reglos und kühl auf seiner Stirn.

„Wer geht da?“ fragte die Blinde.

Aber er, sich aus den Armen windend, die süß und voll Verstrickung waren: „Sollte es einer der Engel sein? Ich habe seinen Atem gefühlt“ und sah zu Boden.

Die Blinde wollte sagen: „Ich habe ihn auch gefühlt,“ aber sie bat nur: „Eure Hände, damit ich gesund werde.“ Da nahm die Prinzessin Beatrix seine Hände und legte sie auf die weißen, ruhenden, wie vergessenen Hände ihrer blinden Schwester. — — —

Ich legte die Hand an die Augen, um einen funkelnd blauen Lichtkreis zu verscheuchen, der das Zimmer und die Menschen verschleierte und aufzulösen begann. Gleich darauf hörte ich den Uhrenschlag und das gedämpfte Getöse ferner Wagen. Ich sah den dunklen Ring der Lampe auf dem Tischtuch und meine Finger: wie sie an den langen Fransen auf und nieder glitten. Und den Kopf über die Sessellehne zurückbeugend, hörte ich in der verhaltenen Stille mit dem gleichsam fernen Rauschen, — hörte ich — wie mitten in Wundern — die Mädchenstimme wieder ganz nahe:

„Ich möchte diese Geschichte weiter dichten — so klar ist sie mir. Aber — lachen Sie mich, bitte, nicht aus — ich trau mich nicht. Mir tut die arme Prinzessin Vera so leid. . .“

„Mir nicht,“ erwiderte ich, „ganz und gar nicht. Warum sollte sie mir auch leid tun?“

Die Stimme schwankte und klang jetzt so vor Staunen, wie wenn Glocken zum Schlag ansetzen; aber ich verstand nicht, was sie sagte.

Ich lehnte mich tiefer zurück und genoß das Schweigen. Dann hörte ich:

„Nun verstehe ich Sie nicht mehr.“

„Ich will es gern erklären,“ gab ich zurück, „aber ich darf keine Stimmen hören. Ich muß ganz still in mir sein. Von allen Gipfeln des Schweigens kann man das Schloß sehen. Das Schwerste ist nur, für Augenblicke zu sterben. . .“

„Aber erzählen Sie denn nicht mir diese Geschichte?“ fragte die Stimme vorwurfsvoll.

„Freilich,“ sagte ich schnell und ward rot, aber ich wußte keine Antwort zu geben.

Und die Stimme sagte wie das erstemal: „Ich glaubs nicht ganz,“ ein wenig schalkhaft, aber so leise — und wie ihr Hall das Zimmer beseelte, glühte die Lampe auf, veränderte sich die Luft, und aus den Nebeln tauchte das Schloß. Das Krankenzimmer tat sich zögernd auf.

Und ich wußte, was sich in diesem Zimmer begeben hatte, die Zeit über, da es von meinen Blicken verlassen war. Aber ich staunte doch, daß der Spiegel jetzt in einer fernen Ecke hing, doch

Digitized by Google

dann freute ich mich, denn ich konnte mich darin besehen und alles gewahren, was sich in dem weißen Gemach zutrug. Der Verräterische verriet den Verrat — allein: nur meinen Augen, die sehend waren. Denn nun war nur ein geringer Raum zwischen den Liebenden, die sich leicht bei den Händen hätten fassen können, wenn sie die Arme ein wenig von sich gestreckt hätten. Aber so oft der Jüngling zu sprechen begann, ging sein lächelnder Blick zu ihren Augen, die wie aus Bernstein waren oder aus Strahlen der herbstlichen Sonne gewebt. Doch das verwunderte mich nicht, — worüber ich aber erstaunte, war, wie die Blinde zu ihm sprach.

Denn jedes Wort, das sie gab, war Liebe.

„Und jedes Wort, das er verschwendete, war auch Liebe," hörte ich fern eine Stimme sagen, aber schon war es mir, als hätte ich es selbst gedacht. Ja, jedes seiner Worte war Liebe, und die da in der Nacht vor ihm saß, nach den weichen Lauten tastete, sie ergriff und selig ans Herz drückte; erschauernd fühlte sie, verdunkelt von Glück, aus welchem Stoff sie geschaffen waren.

„Nun bin ich bald gesund," dachte sie. „Er liebt mich."

„Wie still du heute bist!" sagte sie dann.

„Weil ich so glücklich bin," antwortete er und sah strahlend zu Beatrix hin.

„Nicht wahr?" gab sie zurück. „Ich auch. Komm doch! Wir wollen beide still sein."

„Ja," sagte er freudig. Denn so durfte er Beatrix ruhig ansehen.

Die Stille ward tiefer. . . Ungeduld ist das Lieblingskind des Schweigens.

Die Prinzessin, die das Augenlicht noch hatte, erhob sich leise und ging auf lautlosen Schuhen, mit ganz kleinen und vorsichtigen Schritten auf ihn zu. Aber er wartete nicht, bis sie herankam, — er stand auf, streckte die Arme aus und zog sie schnell wie einen Raub an die Brust. Mit seinen Händen begrub er den lockigen Kopf an seinem Herzen, — da dämpfte sich ihr Jauchzruf, aber der seine sprang aus der Umhüllung des Atems klar und groß in den Frieden des Gemachs.

Erschreckt flüchtete die Prinzessin Beatrix bis in ihre Ecke. Aber die Blinde heftete ihren rätselhaften und wie vielfach verschleierten Blick auf ihn, und nachdem sie eine Weile still lächelnd dagesessen war, sagte sie:

„Lieber, ich habe mein Traumbild zu dir schleichen gehört und den Ruf, der aus dir kam, auch. — Darf man so glücklich sein? Sieh, ich schicke dir mein Traumbild wieder. Noch ist nicht die Zeit, da ich selbst kommen muß."

Da sprang er auf und lachte: „Ich hol mir dein Traumbild!" und breitete die Arme aus. Da flog ihm die Treulos-Treue in die Arme und nun jauchzten sie beide ganz frei aus dem Herzen. Er aber mit einer Stimme, die Gold im Grund trug: „Nun küß ich es — so!" und blieb in ihrer Umarmung, bis die Nacht mit den Sternen kam.

Die Blinde aber lächelte: „Warte nur — es ist noch nicht Zeit. Bald komme ich."

Da fühlte ich mit einemmal eine Hand an meinem Arm und nun war die Stimme wieder ganz nahe und bittend: „Nicht weiter — nein! Ich kann es nicht hören, — so leid tut sie mir. Und Sie haben mir doch versprochen, daß sie keinen Schmerz haben wird! — Es ist schon spät, ich werde sicher von dieser traurigen Geschichte träumen."

„So warten Sie doch nur," sagte ich, heimlich in mich hineinlachend. „Wenn Sie mich immer unterbrechen, kann ich ja nie zu dem guten Ende kommen."

„Also dann will ich still sein."

„Ach, jetzt ist alles verflogen — ich weiß gar nicht mehr, wo ich war."

„Nein, nein, bitte! Soll ichs Ihnen sagen? Das mit dem Traumbild. . .

„Traumbild." Ich spreche es nach und wieder schwebt der Nebelvorhang auf und ich sehe in das weiße Zimmer hinein . . . und sehe, daß der Raum zwischen den Liebenden schon ganz klein ist: ihre beiden Schatten überdecken ihn, damit er nicht Scham leide über so tückischen Verrat. Und sehe, daß die Schatten weiter wachsen und schwarz auf dem sonnenhellen Estrich lagern und nun ist es ein einziger formverlorener Schatten wie von zwei Ringern, die sich umeinander zu schlingen streben. Der Jüngling hat den Arm um die Prinzessin Beatrix gezogen und sie schmiegt sich mit zurückgesenktem Kopf an ihn an, seinen Worten lauschend und hingegeben, die süß sind, wie aus Saiten gewonnen, wie Mondschein licht und fließend, wie ebenes Gewässer in einer von Wald umgrenzten Nacht. In zwei Herzen sickern sie ein, diese Laute, dunkelster Herzschlucht entsprungen. Und jedes Herz schickt ein andres Lächeln zu den Lippen. Wie Erwartung und Erfüllung zu lächeln vermögen, lächeln die Lauschenden. Langsam steigt für die eine die große Gegenwart hinauf, — rauschend, in Kaskaden, stürzt sie sich der glücklicheren Schwester in das hochgehende Herz: Wie wenn einer Blumen, in Finsternis geschleudert, mit tastenden Händen durch die Luft auffängt und entsinken läßt. Aber jenes andere Lauschen, das war: wie wenn einer noch immer nicht die letzte Rose empfangen hat. An Seligkeit erblindete die Sehende — aus blinder Nacht in andre, lichte Nacht stieg langsam die Blinde, wie man im Traum steigt.

Und auf einmal wußte sie, daß die letzte Rose durch die Luft kam, daß ihr Traumbild zu gering war, das Maß des Schicksals zu füllen. Da erhob sie sich leise und, die Arme vorgehalten, das scheidende Sonnenlicht auf den Rücken der Hände, — schritt sie auf die Stelle zu, woher die Gewässer der Worte entsprangen und ihren Klang verschickten. So leise war ihr Gang, daß

Digitized by Google

die in sich Versunkenen sie nicht merkten. Die Blinde aber liebte ihre Hände, die ihr am treuesten von allen durch ihre endlose Nacht geblieben waren und sandte sie voraus, damit sie das Glück zuerst fühlten, ehe die Lippen, denen es gehörte, ihr süßes Recht ergriffen hätten. Durch die Dunkelheit gingen da die beiden Hände, aber sie sahen plötzlich einen roten Schein um das Glück funkeln, und wie sie scheu zur Seite wichen, verirrten sie sich gegen den Zufall hin. Da erschraken sie über den schlechten Weg und weil sie das funkelnde Glück nicht berühren wollten, senkten sie sich — wie zu einem guten Wunsch — auf das lockige Haupt nieder, das an ein Herz geschmiegt war. Dort mußte es gut sein — wie schlug doch das Herz! Aber sowie sie das Haupt berührt hatten, entzündete sich die funkelnde Glut des Glückes zu einer hochaufschlagenden gewaltigen Flamme, die die Finsternis ausfüllte und, langsam sinkend, einen lichten Schein im Gemach ließ, der sich ausbreitete, Dunkles zeigte, das sich gegen ein Licht abhob und vielfältig war, bald licht, bald dunkel, anders oben, anders zur Seite und gerade vor den Augen. Ströme von Licht stürzten in regellosem Lauf durch die Luft, weißes: in vielen Stufen bis zu der Farbe der Nacht, alle durcheinander gewirrt und sich langsam lösend. Und auf einmal trat die Prinzessin Vera zurück, hob ihre Hände, griff sich ans Herz und schrie ganz aus der Tiefe der Brust in das Fluten hinein: „Die Welt! Ich sehe ja!“ Und nach einer endlosen, lichtgefüllten Zeit: „Ich sehe ja . . . ich sehe ja“ — und wieder aufschreiend: „Ich sehe ja. . .“

Sie hörte nicht die beiden Rufe, die dem ihren Antwort gaben. Aus ihrer Brust stürzten Ströme vergrabener Melodien. Sie sang. Wie sie den Himmel fühlte, sang sie, wie sie die Bäume durch ihr Blut wachsen und rauschen fühlte, die kahlen Bäume! Weißer Schnee, weißer Marmor, weißes Licht der Brunnen, aufspringend in das Licht der Luft. . . O grünes Licht der Tamarisken, o blaues Licht der ruhigen Wölbung, weißes der Wolken: hingestreut; und tiefer noch: das war die Sonne! Sie atmete auf. . . Oh! und dies selige Erinnern an die lichtlose Zeit: wie Bäume und Säulen Reste der Blindheit zu ihren Füßen hatten: Schatten. . . Sie sang — sie sang, — und in ihrem Singen verlor sich das Klagen zweier Reste von Nacht, die zu ihren Füßen wie die Schatten gekauert waren.

Aber wie die Dämmerung einsank, sammelten sich die letzten Strahlen in einem leuchtenden Haar tief unter ihr. Da sah sie einen Jüngling und ein Mädchen, eng umschlungen, nebeneinander knien und wie aus der Ferne, wie über ein Meer hörte sie Stimmen zu sich aufklingen. . . Sie wußte viel, sie wußte alles. Langsam neigte sie sich, aber wie ihre Hände zu den Knienden gekommen waren und den Augen den Weg wiesen, rührte eine fremde Hand eigen an ihr Herz. Da flüchteten sich Tränen aus den verdunkelten Augen und verbargen sich in dem dichten Haar, von dem man sagt, es habe die Farbe des Bernsteins. Sie wußte viel, alles wußte sie ja. Aber sie lächelte nur. Dem Himmel gehörte sie an und allem Leuchtenden: der Sonne und den Sternen. Ganz fern von ihr brannte das trübe und flackernde Licht der Liebe, das nur im Nebel zur großen Flamme wird und in jedem schwachen Windstoß erlischt.

Persönlichkeit.

Ein offener Brief an Börries, Freiherrn v. Münchhausen.

Es ist Ihr schöner Leitsatz, sehr geehrter Herr, daß jeder seiner Natur Treue halten müsse im Guten wie im Bösen. Sie selber sind Balladendichter, und die ritterliche Maske des Balladikers gehört so sehr zu Ihrem Wesen, daß Sie auch dann sich nicht demaskieren, wenn Sie undichterische, kritische Gänge nämlich tun. Sie setzen sich mit Ihrem Kritiker auseinander, indem Sie ihm und sich andre Namen leihen, genau so wie der Freiherr v. Münchhausen in seinen Balladen regelmäßig unter andern Namen auftritt. Der Unterzeichnete nun — Ihr Gegner nicht auf feindseliger Mensur, sondern auf dem Schachbrett der Ästhetik, nicht von feindlichen Gefühlen, sondern von Liebe zu diesem Schauspiel und von Verehrung für seinen Widerpart geleitet — der Unterzeichnete betreibt ein Handwerk, das Spötter nicht ganz ohne Berechtigung dem chirurgischen zu vergleichen lieben. Vor dem Kritiker wie vor dem Chirurgen muß die Hülle, Kleid wie Verkleidung, fallen; nur am nackten Körper können sie beide ihre Kunst erweisen. Und so sei es denn gleich festgestellt, daß der „Liborius und Franziskus“ Ihres ernsthaften „Grenzboten“-Gespräches in leichter Maskierung Sie selber sind, und der abwägende Verfasser einer „Westermann“-Studie über ihre Werke. Der hat nun keineswegs die Absicht, mit kleinlicher Eitelkeit in kleinlichen Fragen das letzte Wort zu behalten, wenn er Ihnen so öffentlich erwidert; vielmehr glaubt er ein paar Bedenken zu einem Thema äußern zu können, das nicht nur Sie, sondern alle Dichter, und mehr, das jeden Menschen aufs wesentlichste angeht.

Sie nehmen ein Wort aus Eckermann auf, das den Kern jener Studie über Sie bildet. „1826 sagt Goethe: Ein Dichter muß auch in den Tönen singen lernen, die nicht in seiner Kehle liegen; er muß sie eben lernen, so schwer sie ihm anfangs sind. Solange er bloß seine wenigen subjektiven Empfindungen ausspricht, ist er noch kein Dichter zu nennen. Aber sobald er die Welt sich anzueignen und auszusprechen weiß, ist er ein Poet. Und dann ist er unerschöpflich und kann immer neu sein, wogegen eine subjektive Natur ihr bißchen Inneres bald ausgesprochen hat und zuletzt in Manier zugrunde geht.“

Auf diesen Satz gestützt, zeichnete Ihr Kritiker vergangenen März unter voller Anerkennung der großen Schönheit Ihrer Balladen, und gerade deswegen mit einigem Bedauern, die engen Grenzen, die Sie selber Ihrer Kunst zögen, indem Sie sich zum Sänger einzig und allein Ihres Adelsgefühles machten und diesem von Mal zu Mal schrofferen zugleich und schmuckbehängteren Ausdruck verliehen. Darauf Sie, als Liborius verkleidet: eines schicke sich nicht für alle. So ein gewaltig Ganzer wie Goethe und vielleicht „noch drei, vier andre Götter neben ihm“ seien wohl durch das Umfassende ihrer Natur zum künstlerischen Umfassen der ganzen Welt befähigt und hätten es leicht, das „Postulat der Vielseitigkeit“ aufzustellen. Aber alle die „Halb-, ja Viertelgötter“ der Kunst seien doch deshalb nicht zu verwerfen. Und was

Digitized by Google

bleibe dem kleineren übrig, als sich nach seiner Decke zu strecken, redlich nach seinem besten Können zu arbeiten — redlich eben, also seiner Persönlichkeit gemäß; denn schließlich ist nur das Persönliche das jedesmal Wahre, und auf die Wahrheit des Schaffens kommt es an.

Und hier ist nun ganz offenbar der Punkt, von dem aus die Bedeutung der Frage über den Freiherrn v. Münchhausen, über alles Ästhetische überhaupt hinausstrebt ins Allgemein-Menschliche. Was Sie von sich berichten, ist wohl das Schicksal der allermeisten Menschen. Wohl niemand wird mit der sicheren Kenntnis seines Wesens, seines Weges geboren: jeder muß sich den ihm gemäßen Weg erst ertasten, muß die ihm zusagende Aufgabe erst suchen. Dieses Suchen ist notwendig ein Verengen, indem man nach vielem greift und eines nur behält. Mancher tüchtige Junge will genau so vieles studieren wie der Doktor Faust und braucht durchaus kein beschränkter Kopf zu sein, um schließlich an Botanik oder klassischer Philologie sein Genügen zu finden; mancher Politiker wird sich vom allgemeinen Weltbeglücker zum linken oder rechten Parteimann entwickeln. Indem sie suchen, indem sie ihre Kreise enger ziehen, finden die Menschen eben ihre Persönlichkeit.

Nur ein ganz Verblendeter könnte solche naturnotwendige Entwicklung tadeln, nur ein ganz Unkundiger zu solchem Tadel auf Goethe, den Vorkämpfer und Verherrlicher der Persönlichkeit, sich stützen wollen. Nein, Herr v. Münchhausen, daß Sie nach jugendlichem Umhertasten, daß sie nach einem jahrelangen „demokratischen wie konservativen, gottlosen wie frommen, unanständigen wie sittenstrengen, albernen wie tiefsinnigen“ Dichten zum Dichter Ihres Adelsgefühles, zum Dichter des deutschen Adels wurden, das war ganz gewiß Ihr Recht, ja Ihre Pflicht und Ihr Verdienst.

Und dennoch sind Ihre Schranken zu eng geraten, oder richtiger vielleicht: zu h o c h. Dies ist so gemeint. Wenn nun der weltbeglückende Jüngling zum konservativen Abgeordneten, der faustische Student zum Professor der Botanik geworden — wird er Vollendetes oder auch nur auf die Dauer Tüchtiges in seinem zu Recht umgrenzten Fache leisten, wenn er nun sozusagen die Tür zwischen seinem erwählten Fache und der übrigen Welt zuschlägt, um nur recht ungestört, recht unbeirrt arbeiten zu können? Wird er dann nicht bald allen Zusammenhang mit der Welt verlieren und so in seinem einsamen Schaffen schließlich Nichtiges hervorbringen? Vielleicht geschieht morgen auf der Linken etwas, woraus die Rechte lernen kann und muß, vielleicht findet der Chemiker morgen, was den Botaniker weiter führen würde, wenn er es in seinen Gesichtskreis zöge. Und inzwischen arbeiten der Konservative und der Botaniker auf eigene Faust in Abgeschlossenheit weiter. Warum das? Um ihr persönliches Wesen ungetrübt zu erhalten! Glauben Sie nicht, Herr v. Münchhausen, daß man diese beiden Menschen Fanatiker, also Übertreiber der Persönlichkeit nennen muß, daß diese beiden eine keineswegs naturnotwendige, vielmehr eine unnatürliche Verengung ihres Wesens vorgenommen haben? Und ist Ihnen nie eingefallen, daß man solchen Anhängern der Persönlichkeit in gewissem Sinne den Vorwurf der Ängstlichkeit machen könnte? Daß man sagen könnte, da sei eben das Gefühl der persönlichen Eigenart ein so schwaches und unsicheres, daß es der festen Abschließung gegen allen steten Wechsel der Außenwelt bedürfe, um sich zu behaupten?

Sie sind der Dichter des Adels, der konservativen Weltanschauung. Von dorther sei einiges zum klärenden Vergleich herangezogen. Die Quitzows und ihresgleichen schlossen sich in ihre Burgen, kämpften für ihr vermeintliches Recht, für ihre Persönlichkeit und fielen gewissermaßen als konservative Märtyrer. In ihrem Fall liegt nichts Unedles, sicher viel Tragisches, sicher aber auch eine leise Komik. Die Erinnerung an den edlen Don Quichote ist nicht ganz zu bannen, weil eben einer, der mit Absicht die Augen schließt, um nur der eigenen Persönlichkeit unbeirrte Treue zu halten, immer ein wenig komisch ist. Dagegen die Herren von St in und von Bismarck. Waren sie geringere Persönlichkeiten, standen sie minder fest, minder adlig auf dem umgrenzten Boden, den sie als den ihren erkannt hatten? Aber sie standen da nicht mit geschlossenen, sondern mit weit offenen Augen, sie waren ihrer Persönlichkeit so gewiß, daß sie sie nicht vom befruchtenden Einfluß der Umwelt durch künstliche überhohe Schranken fernzuhalten brauchten. Sie waren damit wohl weniger tragische, aber auch weniger komische Charaktere als die Quitzows, und so adlig, so heldenhaft wie diese waren sie schließlich ganz gewiß . . .

Sie nennen in Ihrem Gespräch daß tragische Schicksal ein „mit unsäglicher Süßigkeit im Bewußtsein des Leidenden“ verbundenes, „wogegen das tragikomische Schicksal das wahrhaft hoffnungslos traurige“ sei. Wenn Sie das so richtig erkennen, tut es Ihnen doppelt not, auch hierüber Klarheit zu gewinnen, daß eine starke, scharf ausblickende und der Umwelt zugewandte Persönlichkeit immer etwas Stolzes an sich haben wird, und, falls sie im sieglosen Kampf mit der Umwelt steht, etwas heroisch-tragisches; daß aber die Persönlichkeit, die durch ein Schließen der eigenen Augen, durch ein künstliches Ummauern des eigenen Selbst sich zu bewahren sucht, auf die Dauer in ihrer Erstarrung tragikomisch wirken muß. Der aufrichtige Wunsch, einem echten Dichter die Gefahren der Verengung anzudeuten, nicht etwa, ihn seiner Persönlichkeit zu entfremden, führte die Feder des ergebenst Unterzeichneten. Victor Klemperer (Oranienburg).

Randbemerkungen.

Der Ertrag der Zigarettensteuer belief sich im Jahre 1909 auf ungefähr 22 Millionen Mk., übertraf also die ursprüngliche Schätzung von 15,3 Millionen um rund 6,6 Millionen, ein Ergebnis, zu dem die Zigarette in den Preislagen von $1^1/_2$ bis $2^1/_2$ Pfennig den größten Steuerwert, nämlich allein 6,9 Millionen Mk. beigetragen hat. Es ist schade, daß die Unglücksprophezeiungen unsrer Herren Volksvertreter noch schneller vergessen werden, als falsche Wetterprognosen. Damals, als die Banderole eingeführt werden sollte, mußte man glauben, der Zigarette letztes Stündlein werde baldigst schlagen; der Untergang der einheimischen Zigarettenindustrie, das Versiegen der ausländischen Einfuhr wurde vom Manometer mit untrüglicher Sicherheit abgelesen. Herr Molkenbuhr, der hoffentlich früher bessere Zigarren hergestellt hat, als er heut Weisfagungen liefert, gehörte zu den beliebtesten Propheten. Er war ja Sachverständiger, und die Banderole, von der es heut heißt: „Seid umschlungen Millionen“, war in seinen und seiner Gläubigen Augen die Kette, unter deren Schwere dieser Zweig der Tabakindustrie herunterbrechen werde. Könnten wir doch seine Lamentationen jetzt noch einmal hören, wie sehr würden sie uns erheitern. Die Zigarette ist nicht schlechter, sondern besser geworden, die ausländischen Fabriken haben es vorgezogen, um dem Zoll auszuweichen, im Inland Filialen zu errichten und Maschinen aufzustellen, und der Steuerwert des Zigarettentabaks (600 000 Mk.) beweist durch seine Geringfügigkeit am deutlichsten, wie wenig drückend die Belastung der Zigarette von den Rauchern empfunden wird. Sonst hätten sie sich gewiß auf die Eigenfabrikation gelegt und, wie es in Rußland und Frankreich üblich ist, ihr Rauchbedürfnis noch billiger befriedigt. Zu diesem Aushilfsmittel ist also von den angeblich in ihrem Genuß der Zigarette bedrohten untern Volksschichten nicht gegriffen worden, was eben als ein Beweis für die Güte der jetzt gebotenen Maschinenware anzusehen ist. Das schadet auch nichts, Herr Molkenbuhr bleibt nach wie vor der Prophet, der in die Ferne schaut,

Digitized by Google

während der Historiker, als sein rückwärts gekehrter Kollege, die Tatsachen registriert, wie sie in Wirklichkeit geworden sind. R. B.

* * *

Der Kulturträger.

Mit neuen Gesetzen treten neue Begriffe auf, neue Wortprägungen. Nicht stets sind sie glücklich. So haben uns die Beratungen der preußischen Wahlrechtsvorlage den Kulturträger gebracht. Eine Zeitlang war es der Abiturient; die übrige Menschheit in Preußen, die sich in der dritten Wählerklasse herumbewegt, trug keine Kultur auf ihren Schultern. Nur wer das Abiturienten-Examen bestanden hatte, sollte kraft dessen in die Sphäre der zweiten Klasse emporsteigen. Lange dauerte der schöne Wahn des Abiturienten, ein Bevorzugter zu sein, nicht. Das Herrenhaus gesellte ihm andre Kategorien zu, außer Reichstags- und Landtagsabgeordneten die Beamten der Selbstverwaltung in Stadt und Land, Mitglieder von Landwirtschafts-, Handels-, Handwerker- und Arbeiterkammern, Handelsrichter und Kreisdeputierte, Magistratsmitglieder und dergl. Auch verabschiedete Offiziere erhielten die Qualifikation zum Kulturträger. Der Nimbus der Einjährig-Freiwilligen und des Mannes mit der Zivilversorgungs-Berechtigung ist, wie wir sehen, inzwischen verblaßt. In der Tat, es ist schwer zu sagen, wer die Kultur in Preußen repräsentiert. Die Snobs, die in den Kaffeehäusern die Kultur durch unmögliche Krawatten und kühnen Haarwuchs betonen, sind bisher leer ausgegangen; die Dichter von Beruf, die Maler, die Bildhauer, die Architekten, die Ingenieure geraten erst dann in den Verdacht, Kulturträger zu sein, wenn sie auf ihren geistigen Feingehalt durch behördliche Examinatoren geprüft worden sind. Die Schauspieler und Sänger, die sozusagen auch ein Stück Kultur bedeuten, scheiden gleichfalls aus; denn gerade sie stehen nicht mit Unrecht im Verdacht, den Kampf gegen die Verba auf μι vorzeitig aufgegeben und wenig Interesse für die Angelegenheiten eines Provinzialausschusses zu haben. Kurz, die Gesetzgeber haben von Kultur wesentlich andre Anschauungen als die Klassen, die Kultur im höchsten und edelsten Sinne pflegen. In Paragraphen läßt sich der Begriff allerdings nicht pressen, nur soviel ist klar: bei der Schaffung von Privilegien lassen sich Benachteiligungen nicht vermeiden, und die bei der Zuerteilung der Kulturträgerwürde zu kurz kommenden werden ihr Schicksal nicht tragisch nehmen, da sie vermutlich in ihrem ganzen Leben weder eine Wahlurne gesehen, noch eine Wahlzelle betreten haben. R.

* * *

Verboten chinesischer Einwanderung.

An die Presse ist in letzter Zeit vielfach die Mahnung gerichtet worden, ostasiatische Geschehnisse mehr wie bisher zu berücksichtigen. Gewiß mit Grund. Aber man sollte über dem Bestreben, die Entwicklung der Dinge im fernen Osten zu verfolgen, doch jene Ostasiaten nicht aus dem Auge verlieren, die bei uns seßhaft zu werden versuchen. In Berlin hat sich ja, nahe beim Schlesischen Bahnhof, bereits eine kleine chinesische Kolonie gebildet, deren Mitglieder mit allerhand exotischem Kram handeln. Jetzt taucht plötzlich ein amerikanischer Unternehmer auf, der in verschiedenen europäischen Hauptstädten, so auch in Berlin, nach dem Vorbilde der entsprechenden Anstalten in New York und San Francisco chinesische Wäschereien gründen will. Wie lange wird es dauern, und ein andrer Unternehmer findet sich, der chinesische Dienstboten einzuführen sucht, die allerdings einem immer empfindlicher werdenden Mangel in großstädtischen Haushaltungen sehr wohl abhelfen könnten. Die Beschäftigung chinesischer Kontraktarbeiter in europäischen Ländern ist auch schon mehr als einmal angeregt worden. Im Jahre 1906 ersuchten Agrarier der Provinz Posen allen Ernstes die preußische Regierung, ihnen zu gestatten, chinesische Arbeiter in Deutschland einzuführen, und einige Monate später faßten in einem ungarischen Komitate magyarische Großgrundbesitzer in einer Sitzung einstimmig den Beschluß, 15 bis 20 000 Kulis aus China kommen zu lassen, falls die Lohnstreitigkeiten mit ihren Arbeitern sich nicht zu ihrer Zufriedenheit schlichten lassen würden. Beide Absichten wurden bald wieder aufgegeben; aber warum sollten nicht ähnliche Pläne früher oder später durchgeführt werden, wenn sie keinen politischen Hindernissen begegnen? Auf den Schiffen des Norddeutschen Lloyd werden seit einigen Jahren chinesische Heizer beschäftigt, und auf englischen Schiffen, wo gelbe Arbeitskräfte längst nicht nur in den Heizräumen, sondern sogar an Deck eingeführt waren, machte die Verdrängung weißer Seeleute durch die farbige Konkurrenz so rasche Fortschritte, daß sich die englische Regierung genötigt sah, gesetzgeberische Maßnahmen dagegen zu ergreifen.

Bekanntlich bringt chinesische Einwanderung auch eine sehr bedenkliche sittliche Gefahr mit sich. Die Auswanderung von Frauen ist in China nicht nur verboten, sie widerspricht auch tief eingewurzelten Sitten und Vorurteilen. Die mächtigen Geschlechtsverbände wachen darüber, daß kein ehrbares weibliches Mitglied einem Manne ins Ausland folgt. Was an weiblichen Auswanderern die chinesischen Häfen verläßt, sind daher fast ausschließlich Prostituierte. So erklärt es sich, daß in den chinesischen Ansiedlungen Frauen seltene Ausnahmen sind. Um so stärker ist die Anziehungskraft, die die weiße Frau auf den gelben Mann im Auslande ausübt und — wie die Liebesbriefe von zweitausend Amerikanerinnen, die sich beim Mörder der Else Sigl in New York vorfanden, beweisen — umgekehrt der gelbe Mann auf die weiße Frau. Und man braucht nur an die vielen Briefe zu denken, die aus zarten Händen von Deutschland zu unsern schwarzen Freunden in Südwestafrika wanderten, um jeden pharisäischen Gedanken, daß bei uns so etwas nicht möglich wäre, in Keime zu ersticken.

Otto Corbach.

* * *

Ein faux pas des Hansa-Bundes.

Unter dieser liebenswürdigen Überschrift hat sich in Nr. 14 dieser Blätter Herr Dr. M. P. mit einem Artikel der Mitteilungen des Hansa-Bundes befaßt der den, wie er sagt, „hochtönenden Titel" „Praktische Mittelstandspolitik" trug. Leider waren die Bemerkungen des Herrn Dr. M. P. nicht ganz objektiv. Sie legten dem Hansa-Bund Ansichten und Absichten unter, die dieser tatsächlich nicht hat. Es fällt ihm gar nicht ein, behaupten zu wollen, er habe erst die Entdeckung gemacht, daß der langfristige Kredit ein Krebsschaden des gewerblichen Mittelstandes ist. Aber wer kann ihn darum tadeln, wenn er sich bemüht, die Handwerker und Detaillisten auf das noch lange nicht in vollem Umfange erkannte Übel aufmerksam zu machen und darüber Aufklärung zu verbreiten? Ebensowenig trifft es zu, daß der Hansa-Bund die Rabattsparvereine über den grünen Klee gelobt hätte. Er hat lediglich festgestellt, daß sie gegen das Borgunwesen „einen recht erfolgreichen Kampf geführt haben". Das kann nicht mit einigen wegwerfenden Worten abgetan werden. Gewiß, es haben sich bei vielen — zu Erwerbszwecken — gegründeten Rabattsparvereinen zweifellos Mißstände und Schädigungen sowohl des Publikums wie der Verkäufer ergeben, wie ja keine Einrichtung im Leben vollkommen ist. Aber wenn Herr Dr. M. P. das einfach auf alle andern, auch auf die genossenschaftlich organisierten, verallgemeinert, so scheint er mir doch noch nicht mit genügend viel „richtig gehenden" Handwerkern gesprochen zu haben. Die Rabattsparvereine mögen sich vielfach überlebt haben — ihre erzieherische Wirkung abzuleugnen ist jedoch nicht angängig. — Im übrigen ist Herrn Dr. M. P. das zuzugeben, daß es sich bei der Bekämpfung des Borgunwesens um eines der kleinen Mittel zur Hebung des Mittelstandes handelt. Viel wichtiger wird es sein, die ungerechte Verteilung der Steuerlasten, durch die Handwerker und Detaillisten besonders leiden, zu beseitigen und bei der Beratung des nächsten Zolltarifs die Erhöhung der Lebensmittelzölle, wie sie der Bund der Landwirte fordert, zu verhindern. Denn dadurch müßte

Digitized by Google

nicht nur die ganze Lebenshaltung wiederum verteuert werden, sondern der Mittelstand würde auch in Gestalt erhöhter Lohnforderungen der Arbeiter eine weitere Belastung erfahren. Diese Gefahr besteht. Sie zu beseitigen, hat gerade der Mittelstand ein großes Interesse, und ihre Bekämpfung ist die wichtigste Aufgabe des Hansa-Bundes. Dr. J. N.

* * *

Rieke, trag die Bilder weg,
denn es kommt der Tschudi keck. Die bayerischen Städte, die Bilderschätze ihr eigen nennen, sehen nachgerade dem Eintreffen des Münchner Kunstgewaltigen mit denselben Gefühlen entgegen, wie sie einem Napoleon gegenüber gehegt wurden, sobald er sich für Gemälde-Statuen und ähnliche Kostbarkeiten zu interessieren anfing. Nachdem der Geheimrat den Augsburgern zur Ader gelassen hatte, kommen nun die Nürnberger an die Reihe, und wer dann? Polyphem versprach zum Zeichen seines Wohlwollens dem Odysseus, ihn zuletzt zu verspeisen, die Gefährten des Vielgewandten waren noch schlimmer dran, und ähnlich zumute ist den Hütern der verschiedenen, in Bayern verstreuten Kunstsammlungen; sie sind keinen Augenblick vor einem legalen Zugriff gesichert. Herr v. Tschudi hat das mit den Wespen gemein, daß er sich nicht die schlechtesten Früchte aussucht. Widerspruch hilft nicht, er zentralisiert ruhig weiter und bereichert München auf Kosten der Provinz; er nimmt dem Germanischen Museum gemütsruhig 30 wertvolle Niederländer weg und gibt dafür 50 altdeutsche Meisterbilder aus der Pinakothek in Tausch, d. h. er schlägt als kundiger Operateur einem Patienten ein Loch in den Kopf, um ihn nachher zu verbinden, man denke, welche Großmut! Um Rechtfertigungsgründe ist er natürlich nicht verlegen, die sind so zahlreich wie Maßkrüge im Hofbräu, und es ist hochkomisch zu sehen, wie die Anhänger Tschudis den Münchnern und den Nürnbergern gleichmäßig gerecht zu werden suchen. Da wird vor allem der Mangel an Mitteln, die Pinakothek durch Ankäufe zu bereichern, hervorgehoben, der Tschudi nötige, „innerhalb des vorhandenen Besitzes durch neue Gruppierung einen größeren Reichtum ans Licht zu stellen". Ausgezeichnet. Unter Kameraden ist es ja ganz egal, wer die Hosen trägt; sie bleiben ja in der Familie: dem Bruder Nürnberger werden sie abgezogen, und der Bruder Münchner gruppiert sie sich zur Schaustellung eines größeren Reichtums an; mag der andre barbeinig sich innerhalb des tatsächlich vorhandenen Familienbesitzes glücklich fühlen. Welcher Gefahr sind wir in Preußen entgangen! Jetzt mögen die Bayern, die Herrn v. Tschudis Engagement bejubelten, ihren Schaden überschlagen. Da sitzt ein rechter Kuckuck im Nest und läßt sich von den andern bayerischen Kunststätten füttern. Vielleicht gründen sie nächstens einen Schutzverein gegen Münchner Kunstbestrebungen mit dem Motto:

Rieke, bring die Bilder her,
Der Herr v. Tschudi kommt nicht mehr.

Nämlich, wenn nichts mehr wegzuholen ist; vorläufig gilt es, den Reichtum an Kunstschätzen, „der bisher nicht voll zur Geltung kam", ins rechte Licht zu stellen. R.

* * *

Das Zirkusfest der Bühnen-Genossenschaft.

Der Kampf, der zwischen Schauspieler- und Direktoren-Verein trotz aller Friedensmahnungen noch immer ungemildert herrscht, ist für die Bühnen-Genossenschaft zum Vater neuer Geldwerte geworden. Denn das Verbot des Direktoren-Kartells, daß kein Verbandsmitglied mehr zugunsten der Genossenschaft Vorstellungen veranstalten dürfe, hat die Leiter der Bühnen-Genossenschaft auf Einnahmequellen gebracht, die ergiebiger als die nun durch Exzellenz Hülsens Worte versiegten sind. Sie veranstalten auf eigene Rechnung und Gefahr Feste außerhalb des Theaters, die bei geschickter Ausnutzung dieses Verbots zur Agitation und durch intensivere Arbeit, als sie die im Grunde am Ausgang der Festlichkeit uninteressierten Theaterleiter leisteten, größeren Zuspruch finden. In Berlin gar verlegt die Genossenschaft seit dem Vorjahr ihre Festes-Wirksamkeit vom Theater in den Zirkus — weil der nämlich die größte Anzahl Zuschauer faßt, die das Vergnügen, die Schauspieler, die sonst Kunstleistungen vollbringen, einmal Kunststücke machen zu sehen, für nicht gerade billiges Geld genießen. Die Schauspieler zeigen hier, daß sie etwas von ihren „Gegnern", den Direktoren gelernt haben: hohe Eintrittspreise zu nehmen.

Die meisten der Mimen, die sonst nur in den neidvollen Aussprüchen der minder gut gestellten Kollegen auf hohem Pferde sitzen, besteigen für dieses Zirkusnachtfest zugunsten dieser Kollegen wirkliche Zirkuspferde mit allerdings meist recht breitem Rücken, damit sie nicht herunterfallen. Und für eben den Fall lassen sie (was sonst nur selten dem Regisseur einer Aufführung gelingt) ihr Temperament an die Kette legen, die sie im Augenblick des Fallens vor den Arm- und Beinbrüchen rettet, welche man sonst nach geheiligtem Theateraberglauben sich beim Debut wünscht. Aber, zur Ehre und zum Ruhm der Schauspieler, die hier ihre Knochen für die soziale Hebung ihres Standes zu Markte tragen, seis gesagt: daß all diese Versicherungen gegen Unfälle nur selten herangezogen werden müssen. Im allgemeinen bilden die Schauspieler mit ihren Pferden eine größere Einheit als oftmals mit ihrer Rolle, und nur vom Gesichtsausdruck des einen oder andern liest man die blasse Sorge ab: wenn du hier den Faden, der wie in der Rolle Wort an Wort — Pferd an Pferd bindet, verlierst, hilft dir keine Souffleuse wieder rein. Aber die Pferde sind ihnen getreuer als es manchesmal die Worte sein mögen, und am Ende kann ein jeder für seine bravouröse Leistung das Händegeklatsche und das Beifallsgetrampel der entzückten Zuschauerschar, erleichtert aufatmend, entgegennehmen. Gustaf M. Hartung.

* * *

Deutsche Sänger in Italien.

.... Man mag noch so schönheitsdurstig das Sonnenland Italien durchwandern, man mag mit noch so offener Seele den ewig jungen Zauber dieser uralten Opferstätten des Apollo und der Musen in sich aufschlürfen und trunken von Genießerfreuden der fernen deutschen Heimat kaum noch zu gedenken — wähnen, mit einem Male packt einen doch das mit wehmütiger Heimatssehnsucht gepaarte Gefühl des so unbillig verspotteten deutschen Nationalstolzes! Man liest eines der überbunten, übergroßen Plakate und stößt plötzlich auf die berühmte „Società Corale di Colonia", die im Kgl. Politeamen Giacosa-Theater ein einmaliges außerordentliches Konzert veranstaltet. Man durchfliegt schnell das ausführlich abgedruckte Programm (übrigens ließe sich dieses Beispiel, das Programm der Konzerte, wenigstens im Auszug auf den Plakatsäulen abzudrucken, auch in Deutschland noch fleißiger befolgen, als dies bisher geschehen ist!), die Namen Schumann, Rietz, Hegar als Komponisten, sowie diejenigen der in Karlsruhe wirkenden Sängerin Frau Hafgren-Waag und des Pianisten Carl Friedberg als Solisten fallen auf, und plötzlich vergißt man sämtliche blaue Himmel, sämtliche Golfe und Vesuve und eilt, sich einen Platz für das Konzert zu sichern, das in diesem entsetzlich entnüchternden Kasten, dem „Politeama giacosa" stattzufinden wagte, wo sonst zweit- und drittklassige Chansonetten ihre zweifelhaften Reize feilbieten. Es berührt dich unwiderstehlich, wenn die an zweihundert kerngesund dreinschauenden Mitglieder des Kölner Männergesangvereins das wacklige Podium betreten, und wenn sie dann Eichendorff-Rietzs „Morgenlied" singen. Ein kalter Schauer wild erregter und durcheinander tobender, fiebernder Mischempfindungen durchrieselt die deutsche Seele, und stumm, atemlos lauscht man, und der deutsche Morgenwaldesduft scheint mit beseligendem Hauch unsre Sinne zu umfächeln, und wenn dann das erste Lied verklungen ist, dann geht das große starre Schweigen des Andachtsbannes durch das Haus. Ganz allmählich löst sich die drückende Gespanntheit in spontanen Huldigungen, an denen offenbar die auf den Galerien sitzende einheimische Bevölkerung zum mindesten den

Digitized by Google

gleichen Anteil hat, als die Kolonie der deutschen Fremden, die natürlich vollzählig versammelt ist. Seltsam, wie unverständlich einem in solchen Augenblicken im Ausland alle musikhistorisch festgelegten sogenannten unverrückbar feststehenden Tatsachen dünken als da sind, „der Heimat- und Nährboden aller echten Gesangskunst ist und bleibt von jeher Italien!“ Wie dürftig einem während einer einzigen solchen Konzertstunde diese ganze „welsche“ Vokalkunst erscheint, mit ihrem auf Theaterkulisse und Theaterstimmung berechneten Arienflitter gegenüber der aus dem Urgrunde kerniger, uralter deutscher Sangesfreudigkeit entsprossenen Naturkraft des deutschen Männergesanges! Am erschütterndsten wirkte der Gegensatz deutscher kampfbereiter Reckenhaftigkeit und femininen italienischen Wesens, als die Kölner Sänger die Neapolitaner Hegars ergreifenden Sang „Totenvolk“ kennen lehrten. Fröstelnd schien sich das eruptive, aber stets schnell wieder verlöschende Temperament des süditalienischen Volkes zu verhüllen; blaß, mit schreckensverzerrtem Antlitz hörte das Publikum dem Totenmarsch Friedrich Hegars zu, und der Beifall klang fast wie eine Bitte, die Daseinsfrohen mit solchen Todesschrecken zu verschonen. Wie die Kinder verlangten natürlich die Neapolitaner Schumanns „Minnesänger“ stürmisch zur Wiederholung, dessen Anfangs- und Endvers ja fast wie ein Rossinischer Chor wirken, und in der italienischen Uebersetzung gesungen:

„Qui convengono alla gara
Trovator, tutti a cantar.
Si vedrà allor qui al cimento
Un torneo ben singolar“

wohl direkt opernhaft anmuten würde. Aber auch für die schwebende Tändelei dieses heitern Schumannschen Sanges haben die Rheinländer die echte und rechte Leichtigkeit aufgebracht, und man wird wohl in Italien nunmehr das in Welschland so beliebte Märlein von der Schwerblütigkeit der Deutschen inbezug auf Gesang nach diesem so wundervoll geglückten Konzert des Kölner Männergesangvereins nicht mehr so allgemein glauben. Freilich — die mitwirkenden Solisten wollen mir nicht so recht in den Rahmen dieser Tournée hineinpassen. Wozu diese Konzession an die romanische Unmanier der Potpourri-Programme? Durch Einstreuung etwa von a-capella-Chören und durch Einfügung einer größeren Pause ließe sich wohl auch im Ausland ein einheitlich chorisches Tourneeprogramm zusammenstellen. Ganz ohne „Michelei“ scheint halt das liebe Deutschland nicht glücklich sein zu können! Doch fort mit der Kritikergrämlichkeit! Freuen wir uns, daß deutsche Gesangskunst wieder einmal — schon im Jahre 1889 hat der gleiche Verein, den damals noch Heinrich Zöllner leitete, in Neapel zwei erfolgreiche Konzerte gegeben! — in Welschland so leicht und freudig triumphieren durfte und hoffen wir, daß die deutsche Musik in Italien eine immer reichere, umfassendere Pflege finden möge!

Arthur Neisser, Rom.

* * *

Oberschulamtliches Musterdeutsch

enthält eine Verfügung, die das Provinzial-Schulkollegium soeben erlassen hat. Die hohe Behörde setzt — endlich — vernünftigerweise den Schulanfang auch für die höheren Schulen von Berlin und Nachbarschaft auf 8 Uhr früh fest. Und sie fügt (wenn die Presse das Schriftstück richtig wiedergibt) wörtlich hinzu: „An den bereits in Kraft getretenen Stundenplänen für das begonnene Sommerhalbjahr wollen wir von diesbezüglichen Anderungen Abstand nehmen.“ Hochlöbliches königliches Provinzial-Schulkollegium! Man kann wohl an etwas eine Anderung vornehmen — obgleich es einfacher und daher schöner ist, zu schreiben: etwas (oder etwa auch: an etwas) ändern. Allein man kann nicht „an etwas“, das geändert werden sollte, „von .. Anderungen Abstand nehmen.“ Soll „Abstand nehmen“ überhaupt gebraucht und durchaus nicht bloß mit „von“, sondern außerdem noch mit „an“ verknüpft werden, so ließe sich höchstens ein unwesentlicher Zusatz auf solche Art anbringen; etwa: „Am grünen Tisch . . . nimmt man Abstand von . . . .“ Doch ist das ganze Bild „Abstand nehmen“ schief, vergriffen und gräßlich umständlich. Und „diesbezüglich“ — der einfachste Reporter darf dem meistgehetzten Lokalredakteur eines halbwegs anständigen Blattes mit sowas nicht mehr kommen . . Hochlöbliches königliches Provinzialschul-Kollegium! Hätte die Oberpräzeptorenwürde ein Loch gekriegt, wenn also verfügt zu haben geruht worden wäre: „Für diesen Sommer bleibt es beim alten“ — oder „An den bereits . . . . . wollen wir . . . . nichts ändern“ oder „Für das gegenwärtige Sommerhalbjahr gilt diese Anderung noch nicht“?

W. R.

* * *

Der geschundene Raubritter.

„Sie führten ihn auf einen hohen Berg und schlachteten ihn vor allem Volke“, wen? Nun, natürlich Karl May. Ein Herr Carl Lebius, dem des öfteren im „Vorwärts“ übel mitgespielt wird, war das Werkzeug, das die Abkragelung des phantasiereichen Dresdners vollzog oder besser herbeiführte. Aber ich kann mir nicht helfen, hier ist ein Unrecht geschehen, man hätte den Schriftsteller May totschlagen sollen und hat sich mit der bequemeren Aufgabe begnügt, den Menschen abzumurksen. Karl Mays schriftstellerische Tätigkeit ist m. E. ein fortgesetztes Verbrechen gewesen und ein schlimmeres, als alle die, die er vor langen Jahren begangen haben soll. Er hat die verderbliche Nic Carter-Literatur großgezogen und vorbereitet, auf dem Boden, den er gepflügt hatte, säeten und ernteten dann die phantasie- und gewissenlosen Schmierer und Verleger der 20 Pfennig-Heft-Literatur. Gerade, weil May eine geradezu geniale Phantasie und eine ausgebreitete Belesenheit besitzt, hat er verderblich gewirkt, und jeder, der es gut mit unsrer Jugend meinte, mußte ihn und seine Schriften bekämpfen. Das hat unsre verehrte Tagespresse nicht getan, als aber bekannt wurde, daß der nun siebzigjährige Mann in seiner Jugend als blutarmer Teufel das Strafgesetz gekränkt habe, da stürzte sie sich auf ihn und holte sich seinen Skalp. Dieselben Blätter, die sonst nicht genug wiederholen können la vie privée doit être murée, erzählten mit großer Umständlichkeit, was der Greis vor sechsunddreißig und mehr Jahren für Straftaten begangen hatte, als ob dies nach einem Leben von Arbeit — denn gearbeitet hat Karl May — noch irgend jemanden anginge. Ich habe die Empfindung, daß man Anfang der 70er Jahre, wie es seinerzeit auch der Hauptmann von Köpenick ersehen hat, mit langjährigen Zuchthausstrafen schneller bei der Hand war, als jetzt und daß May heute milder gestraft worden wäre, als damals; denn was ihm zur Last gelegt wird, sieht verteufelt nach romantischen Dummenjungenstreichen aus. Herr Lebius hat May einen geborenen Verbrecher genannt. Das ist nicht richtig. Wer nach solch einer Vergangenheit so energisch arbeitet und sich heraufarbeitet, ist kein geborener, sondern höchstens ein gewordener Verbrecher. Der Polizeipräsident von Dresden hat May als literarischen Hochstapler bezeichnet, wohl weil er alle die Reisen nicht gemacht und die Abenteuer nicht bestanden hat, von dem er als vom Selbsterlebten sprach. Polizeipräsidenten sind in literarischen Dingen schlechte Sachverständige; mir imponiert gerade, daß Karl May Gegenden und Dinge verhältnismäßig treu geschildert hat, die er nie sah. Schiller ist nie in der Schweiz gewesen und hat das Lokalkolorit im Tell recht gut getroffen. — Also, hätte man diesen Raubritter Carl May geschunden ob seiner Schriftstellerei, dann wäre es gut gewesen; daß man es aber tat ob verjährter Vergehen halber, ist ruppig. Er hat nun den Trost für sich, daß es nicht Apollo gewesen ist, der ihn wie Marsyas behandelte.

Dr. P.

* * *

Aus der Finanzwelt.

Nach dem Aussehen der Börse konnte man den Eindruck erhalten, als ob wir uns bereits in der Hochsaison befänden. Die Geschäftstätigkeit der Börse hält sich in den engsten Grenzen, das Publikum bleibt äußerst zurückhaltend, die Banken befinden sich in gleicher Lage, und

Digitized by Google

die Spekulation ist auf sich selbst angewiesen. Wegweiser fehlen im Augenblick gänzlich. Man pendelte zwischen den Eindrücken, die die jeweiligen Berichte über den Bauarbeiterstreik sowie über die Bewegungen der New Yorker Börse hervorriefen, hin und her; auch beschäftigte man sich mehr mit der Lage des Geldmarktes, und die Befürchtung lagerte über der Börse, daß die Bank von England den Diskont wieder erhöhen könne. Namentlich verstimmte die Mitteilung, daß die Bank von England ihren Anschaffungspreis für Reichsmarkgold erhöht hat. Andrerseits zeigte der Diskont am hiesigen Platze keine wesentliche Änderung. Auch die Position der Reichsbank weist keine bedenklichen Schwankungen auf; man gibt der Ansicht Ausdruck, daß unser Noteninstitut sich etwas unabhängiger von London gemacht habe. Bei der allgemeinen Unlust blieben die meisten Gebiete der Börse unverändert, nur für einige Werte trat etwas mehr Interesse hervor, u. a. für Schantung Eisenbahnaktien, die infolge des Dividendenergebnisses sich im Preise befestigen konnten. Industrielle Werte zeigten keine ausgeprägte Tendenz. Die Börse hält trotz mancherlei Bedenken, die stets von neuem auftauchen, an der Idee einer noch immer befriedigenden Konjunktur fest. Eine gewisse Unterstützung erhielt diese Auffassung durch die Darstellung des Ministers der öffentlichen Arbeiten über die Entwicklung der Eisenbahnen, die im Begriff sind, die Quadratur des Zirkels im Eisenbahnwesen: die Erzielung steigender Einnahmen bei fallenden Ausgaben zu entdecken. Im Gegensatz zu dieser rosigen Schilderung war es dem Finanzminister vorbehalten, wieder die bekannten Klagelieder des Jeremias anzustimmen. In der Tat: der Stand unsrer Staatsanleihen ist das ewige Weh und Ach des Herrn v. Rheinbaben. Aber wir kurieren eben auch alles aus einem Punkte, dem Punkte der Fiskalität. Im übrigen ist der Kurs unsrer Anleihen auch vom Standpunkte der allgemeinen Wirtschaftslage in Deutschland keineswegs unverständlich. Wir sind nicht so reich wie England und Frankreich; das Verhältnis zwischen Kapitalreichtum und industrieller Anspannung ist bei uns das entgegengesetzte wie in Frankreich, außerdem sind wir mit einheimischen und fremden Wertpapieren aller Art reichlich gesegnet, folglich können unsre Standardpapiere nicht auch noch übermäßig hoch stehen. Alle Gewaltsmaßregeln würden hier nichts fruchten, auch nicht die Idee, den Sparkassen niederverzinsliche Papiere aufzuoktroyieren. In Frankreich liegen die Verhältnisse anders. Im übrigen braucht ein hoher Zinsfuß durchaus kein Beweis für eine schlechte Finanzlage zu sein; er kann ebensogut das Ergebnis lebhafter geschäftlicher Tätigkeit darstellen. Endlich laborieren unsre Anleihen auch noch an den Fehlern des früheren Finanzministers Miquel, der vor etwa einem Jahrzehnt die Torheit beging, das Preußische Konsortium bei einer Anleiheemission auszuschließen und ihm die Rolle eines Unterbeteiligten zuzuweisen. Das war eine ganz unnötige Brüskierung. Die Anleiheemissionen sind ohnehin keine Goldgrube für die Emissionshäuser, und dem Finanzminister gegenüber stehen sie in dieser Beziehung auf dem Standpunkte: Mit Euch, Herr Doktor, zu spazieren, ist zwar sehr ehrenvoll, aber alles andre als gewinnbringend.

Mercator.

Kulturwidrige Ereignisse.

Eine blutige Revolution ist nach meiner Überzeugung in jedem Falle ein kulturwidriges Ereignis. Nach 1789 entwickelte sich in Paris eine so geschmacklose Kunst, daß alle Kunstgeschichten übereinstimmend das Furchtbare dieses Revolutionsstiles heute noch geißeln. Der Empire-Stil ist nicht eine Folge der Revolution. Empireformen erschienen schon unter Louis quatorze und in Italien bereits im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. Ein vollkommenes Empirehaus gab es noch vor kurzem in Danzig. Da war in den verschiedensten Möbeln das Jahr 1780 als Entstehungsjahr verzeichnet — und alles ganz genau in den Formen, die man mit dem ungerechtfertigten Namen „Empire“ gekennzeichnet hat. Empire und Rokoko entwickelten sich im 18. Jahrhundert nebeneinander — nicht gegeneinander. Das ist in Paris zum Teil heute noch so. Indessen — der Revolutionsstil nach 1789 bot eine einfache Verrohung aller Formen. Die Revolution war demnach der Kulturentwicklung zweifellos schädlich.

Es ließe sich das wohl bei allen blutigen Revolutionen nachweisen.

Jetzt muß man aber auch die Wirkung blutiger Kriege richtig abschätzen. Die Berliner Kunst z. B. in den Jahren 1870—75 ist ein vortreffliches Beispiel. Da bekamen wir „Kunstwerke“, die uns noch heute sehr peinlich sind; die Bauten jener Zeit waren ganz besonders charakteristisch für den Niedergang der Kultur. Die Zeiten nach den Freiheitskriegen zeichneten sich auch durch den Rückgang des Geschmacks aus.

Nach allen blutigen Kriegen — und unblutige gabs ja wohl sehr selten — ließe sich wohl ein Rückschritt in allem Kulturellen konstatieren.

Man könnte meinen, das Gesagte wäre allgemein bekannt. Und man könnte verwundert fragen: warum erzählt uns der Glossenschreiber alte bekannte Geschichten?

In Nr. 16 der „Gegenwart“ steht ein „Aufruf“, in dem zur Hundertjahrfeier der Schlacht bei Leipzig für 1913 zur Mitarbeit an einem deutschen Studentenbuch Anregung gegeben werden soll. Ich habe in Nr. 8 der „Gegenwart“ leider in etwas verletzender Art gegen diese Anregung polemisiert. Und so war der ungekürzte Abdruck des Aufrufes durchaus motiviert. Es geht nun aus diesem Abdruck hervor, daß mein leider etwas heftiger Spottartikel nicht so recht von der beteiligten Seite verstanden worden ist. In dem Aufruf wird die Leipziger Schlacht als „der Höhepunkt jener gewaltigen Zeit“ bezeichnet. Eine Schlacht kann nach dem anfänglich von mir Gesagten niemals als Höhepunkt einer Zeit hingestellt werden; eine Schlacht ist ebenso gut wie ein Revolutionstag immer ein kulturwidriges Ereignis. Das nur wollte ich festnageln. Mit Kultur und Literatur darf aber ein kulturwidriges, das doch auch gleichzeitig ein literaturwidriges Ereignis ist, nicht in Verbindung gebracht werden.

Man kann eine Schlacht und einen Revolutionstag (wie den 18. März) aus Pietätsgefühl feiern. Dagegen hat kein vernünftiger Mensch etwas einzuwenden. Aber — man vergesse nicht, daß beides kulturwidrige Ereignisse sind, die als „Höhepunkte der Kultur“ nie und nimmer gefeiert werden dürfen. Das ist doch so klar und so unwiderleglich.

Der Antimilitarismus ist durchaus nicht eine sentimentale Bewegung — aber für die Entwicklung der Kultur ist er doch wohl sehr bedeutungsvoll. Eine Mordsinstrumentenkultur ist doch gar keine Kultur.

Paul Scheerbart.

Digitized by Google

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Adolf Dessauer: Grossstadtjuden. Verlag von Wilhelm Braumüller & Co. (Wien und Leipzig).

In diesem Roman ist eine Frau, in die sich viele Menschen verlieben werden, die im Leben von falschem Ästhetizismus getäuscht wurden und daran geglaubt haben, daß ein Mann mit einer Frau glücklich werden kann, die nur das Talent hat, schön zu sein und sich gut anzuziehn. Es tut dem Roman und denen, die ihn lieben werden, weiter keinen Abbruch, wenn ich ihnen verrate, daß diese Frau, in die sie sich nur ruhig verlieben mögen, wohl über die fünfzig Lenze zählt, Mutter und Großmutter ist. Ihre Gatten- und Mutterliebe, ihr selbstverständliches, unstolzes Pflichtbewußtsein ist wundervoll. Solche Mütter gibt es in alten Judenfamilien — nicht viele zwar, aber sie kommen vor. Doch Dessauers Mutter ist die erlesenste von allen. Um dieser Prachtgestalt sei dem Autor die allzubreite Dialektik verziehen. Es sind viele Witze in diesen Gesprächen — sogar mehr gute als schlechte —, es sind ihrer sogar zu viele. Die Tendenz: es gibt auch unter den Juden Menschen — ist löblich, sie ist sogar allzu löblich, weil sie allzu wohlfeil ist. Die Figuren sind sehr geschickt verzeichnet, und doch ist das Buch — bis auf den allzu sehr verflachenden Schluß — lesbar. Weil eben in diesem Roman die alte Frau ist, in die sich viele verlieben werden. Ernst E. Friedegg.

Paul Scheerbart: Die Entwicklung des Luftmilitarismus und die Auflösung der europäischen Landheere, Festungen und Seeflotten. Eine Flugschrift. Verlag von Oesterheld & Co. (Berlin). Preis: geh. Mk. 1.—.

Otto Erich Hartleben: Briefe an seine Freundin (Ellen Birr) 1897—1905. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Fred B. Hardt. Mit 8 Abbildungen. Verlag von Carl Reißner (Dresden). Preis: geh. Mk. 3.50.

Im Insel-Verlage (Leipzig) sind erschienen:

Hans Christian Andersens Märchen. Die Märchen wurden übertragen von Mathilde Mann. Einleitung von Sophus Bauditz. Buchschmuck von Carl Weidemeyer-Worpswede. 2 Bände. Preis: geh. Mk. 9.—.

Ludwig van Beethovens Briefe. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Leitzmann. Preis: in Pappband Mk. 2.—.

Die Briefe des Junius. Übertragen von F. P. Greve. Preis: geh. Mk. 5.—.

Siegwart Friedmann: Vertrauliche Theaterbriefe. Erinnerungen. Verlag von F. Fontane & Co. (Berlin). Preis: geh. Mk. 2.—.

Albert Helms: Chaos. Roman. Verlag von Alfred Janssen (Hamburg). Preis: geb. Mk. 3.—.

Buch und Kamera

sind zwei wichtige Begleiter des Menschen, die sich gegenseitig ergänzen, denn wie das Bild erst das tote Wort belebt, so belebt das Wort das tote Bild. Darum sollte man jetzt zur Reisezeit der noch zu wenig beachteten photographischen Kamera gedenken, denn sie allein vermag getreulich die Bilder festzuhalten, welche das Auge entzücken und womit zu Haus den Verwandten und Freunden ein Abglanz des Geschauten geboten werden kann.

Durch die in den Alpen gesammelten Photographien vermag man sich noch nach Jahren so vieler schöner Gegenden und interessanter Vorgänge zu entsinnen, die sonst dem Gedächtnis entschwinden würden.

Aber wie nur ein gehaltvolles Buch befriedigen kann, so wird eine Kamera nur dann Freude bereiten, wenn sie auf solider Grundlage von einer erstklassigen photographischen Firma hergestellt wurde.

Diesen Ruf genießt die „Ica"-Akt.-Gesellschaft in Dresden, das größte Kamerawerk Europas, und darum kann jedem Laien nur geraten werden, sich bei der Wahl eines photographischen Apparates vertrauensvoll an sie zu wenden.

Der reich illustrierte, soeben erschienene Katalog Nr. 513 gibt einen Überblick über die neuesten Kamera-Modelle und enthält alles, was mit Photographie zusammenhängt.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

ICA

Aktiengesellschaft Dresden

liefert photographische Apparate modernster Konstruktion für alle Zwecke der Photographie. (Bezug durch jede Photohandlung zu Originalpreisen.)

Katalog No. 513 wird kostenlos versandt.

„ICA" AKT.-GES. Dresden 21.

Vereinigung der Camerafabriken Hüttig, Dr. Krügener, Wünsche und Zeiss-Palmos.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.: Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 28

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.
Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.
Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Jagd-Trophäen, in- und ausländische völkerkundliche
Waffen u. Gebrauchs-Gegenstände
für Dekorations- und Sammelzwecke.
Wiedmann & Scheeffler, Nürnberg H.
Ill. Prachtkatalog „H" geg. 35 Pf. i. Briefm.

Bücher Katalog
über interessante, hochwichtige und belehrende Bücher versende an jedermann gratis und franko.
Reform-Verlag Fr. Schneider, Halle a. S. 115, Zwingerstr. 4/5.

Hygienische
Bedarfsartikel. Neuest. Katal. m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Vereinigung: Die Wissenschaft für Alle.

Die Vereinigung bezweckt Wißbegierigen und Bildungsbedürftigen aus allen Kreisen des deutschen Volkes auf billigstem Wege Gelegenheit zu geben, ihr Wissen zu erweitern u. ihre Bildung zu vertiefen.

Zu einem **Mitgliedsbeitrag von Mk. 1.50 vierteljährl.** erhalten die Mitglieder

1. die Halbmonatsschrift **„Das Wissen"**, und
2. zwei Bände der **„Bücher des Wissens"** (Ladenpreis à 50 Pfg.); sie haben
3. freien Zutritt oder Eintritt zu ermäßigten Preisen zu den von der Vereinigung bezeichneten Vorträgen, und ferner hat jedes Mitglied das Recht,
4. sechs weitere Bände der **„Bücher des Wissens"** vierteljährlich nach eigener Wahl zum Vorzugspreis von je 30 Pfg. (statt des Ladenpreises von je 50 Pfg.) zu beziehen. — Erschienen sind bis Anfang 1910 140 Bände „Bücher des Wissens". Außerdem sind die Mitglieder berechtigt
5. zum Bezuge der von der Vereinigung in jedem Jahre neu erworbenen Bücher zum Vorzugspreis für Mitglieder und
6. zur Inanspruchnahme des Fragekastens und Sprechsaales der Halmonatsschrift **„Das Wissen"**.

Für Nichtmitglieder der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle" kostet die Zeitschrift „Das Wissen" jährlich Mk. **7.20** und jedes Exemplar der „Bücher des Wissens" **50** Pfg., zusammen jährlich Mk. **11.20.** Mitglieder genießen daher, abgesehen von den übrigen Rechten, eine

Preisermässigung von Mark 5.20 jährlich.

Mitglied der Vereinigung kann jedermann werden, der Eintritt jederzeit erfolgen. Alle Buchhandlungen, sowie die Geschäftsstelle der Vereinigung nehmen Anmeldungen entgegen. Der Mitgliedsbeitrag Mk. **1.50** ist vierteljährlich im Voraus zahlbar. Weitere Pflichten übernehmen die Mitglieder nicht. Probenummern der Halbmonatsschrift „Das Wissen" und Satzungen der Vereinigung kostenlos.

Geschäftsstelle der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle"
Berlin W. 9, Potsdamerstr. 124.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Meißler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Die Gegenwart.

Nr. 19. Berlin, den 7. Mai 1910. 39. Jahrgang Band 77.

Verständigungsaussichten.

Einige historisch bedeutsame Tage liegen mit den Wahlrechtsverhandlungen im Herrenhause hinter uns. Seit die Kreisordnung in der Leipziger Straße die Geister aufeinanderplatzen ließ, seit Johannes Miquel seine Steuerreform dort mit dem ganzen Aufgebot seiner Dialektik verfocht, hat man nicht mehr mit solcher Spannung auf die Beratungen jener hohen Körperschaft geblickt. Charakteristisch war die Ungewißheit über den Ausgang, und man hätte schon die Zuversicht eines Chiliasten besitzen müssen, um überhaupt eine Voraussage zu wagen. Selbst der erfahrenste Politiker hätte keinen Tipp ausgeben mögen und machte den stummen Zuschauer bei dem aufregenden Rennen. Und aufregend war es gewesen, und einen kritischen Augenblick gab es, da es schien, als wollte das Feld einem sich zwischen den Flaggen vergaloppierenden Außenseiter folgen.

Das war die Abstimmung über den Antrag Hillebrandt. Die Tagespresse hat es für nötig gehalten, zu bemerken, daß dieser Breslauer Universitäts-Professor Sanskritforscher sei, als wenn die Beschäftigung mit toten Sprachen ein Hindernis für lebendige politische Betätigung wäre. Indessen übte dieser Sanskritikus nur sein staatsbürgerliches Recht aus, als er die Wiederherstellung der öffentlichen Wahl beantragte, und rückte damit nur in eine von der Regierung selber verlassene Position ein. Und beinahe wäre diese Position wieder befestigt worden. Einen Augenblick sah es in der Tat so aus, als wenn der Antrag eine Mehrheit gefunden hätte — Augenzeugen behaupten es —, da erfolgte die Gegenprobe, und die Gefahr war beseitigt. Bei Annahme des Antrags wäre eine Weiterberatung zwecklos gewesen. Gleichwohl hätte dieser Teilerfolg nicht viel bedeutet, wenn nicht durch den Antrag Schorlemer, der die vom Zentrum festgehaltene Drittelung in den Urwahlbezirken durch Drittelung in den Gemeindebezirken ersetzt, den Wünschen der Regierung entgegengekommen wäre. Hierdurch ist eine Basis geschaffen worden, die von den Nationalliberalen betreten werden kann, und die „Kreuzzeitung“ faßte die Lage dahin zusammen: „Besteht das Zentrum auf der Drittelung der Urwahlbezirke, die nationalliberale Partei auf der direkten geheimen Wahl, so muß die Vorlage scheitern.“

Das Herrenhaus nahm sie mit 140 gegen 94 Stimmen an und schob damit klüglich die Verantwortung dem andern Hause zu, und es gehört ein starker Glaube dazu, anzunehmen, daß es sich mehr abdingen lassen werde. Die Abstimmung über die einzelnen Paragraphen verriet das Bestreben, nicht nur den Konservativen und dem Zentrum, sondern auch teilweise den Nationalliberalen gerecht zu werden, in dem Sinne des Ministerpräsidenten, der eine so tief einschneidende Reform nicht ohne große Mehrheit vorgenommen wissen will. Wie wird sich nun das Zentrum zu dem Antrag Schorlemer stellen? Freiherr v. Schorlemer, der Sohn des alten Zentrumskämpen, erfreut sich keiner Beliebtheit bei den Mannen, denen sein Vater einstmals die Sturmfahne vorantrug. Man wagt es zwar nicht, ihn als „Auchkatholiken“ zu stigmatisieren, das kann man gegen ein Mitglied des westfälischen Adels nicht wagen; aber er ist Regierungskatholik, einer von dem Schlage des Herrn v. Savigny, der sich seine Gesetze für das politische Denken und Handeln nicht von den Bachem, Herold, Gröber vorschreiben läßt. Daß er es gerade sein mußte, der das Wahlrecht entgegen den Zentrumswünschen entdemokratisieren hilft, zeigt, wie wenig er sich aus Acht und Aberacht, die diese Partei über ihn verhängt, macht. Er hält die Ehe zwischen Zentrum und Konservativen für bedenklich und meint, diese würden dabei den Kürzeren ziehen, und er wird, gestützt auf Familienüberlieferungen und die genaue Kenntnis der Zentrumspsyche wissen, warum. Das Herrenhaus stimmte ihm mit verschwindenden Ausnahmen zu, und diese Abstimmung erscheint wegen ihrer Einmütigkeit um so bedeutungsvoller, als sie den Mittelparteien zeigt, daß ihnen die Hand zur Verständigung und Versöhnung geboten werden soll. Ebenso wichtig erscheint aber die Warnung an die Konservativen des Abgeordnetenhauses, sich nicht zu tief in ein Bündnis mit dem Zentrum einzulassen. Herr v. Schorlemer ist unzweifelhaft ein konservativ gerichteter Mann, dessen Worte Gehör verdienen, und vielleicht hat er, wenn das Zentrum in der Drittelungsfrage sich halsstarrig

Digitized by Google

zeigt, doch nicht tauben Ohren gepredigt. Es ist an dieser Stelle wiederholt auf die Unnatur des schwarz-blauen Blockgefüges hingewiesen worden, und auch von andern Seiten hat man den Konservativen zu bedenken gegeben, welche Folgen ihre Abhängigkeit vom Zentrum für den Bestand ihrer Partei haben müsse. Sehr weit rechts stehende Männer in Stadt und Land wollen diese Politik kleiner Gefälligkeiten, wobei die großen Gesichtspunkte verloren gehen, nicht mitmachen: da ersteht dieser Richtung im Herrenhause ein Helfer, im Herrenhause, das seiner ganzen Vergangenheit und Zusammensetzung nach gewiß nicht in den Geruch liberaler Anwandlungen geraten kann. Es mußte angenommen werden, daß zwischen gewissen Aktionen des Zentrums und der Haltung mancher konservativen Organe ein innerer Zusammenhang bestände. Indessen hat sich die deshalb angegriffene Presse dagegen verwahrt. Um so besser. Man darf davon mit Befriedigung Akt nehmen. Bei Wahlbündnissen von Fall zu Fall mag manchmal fünf gerade sein müssen, das ist ein kurzer Flirt, aber ein dauerndes Connubium und Commercium mit dem Zentrum wird endigen wie der Ritt jener lächelnden Dame auf dem Tiger. Die Reiterin befand sich schließlich in dem Tiger, und da lächelte dieser. Abgesehen von dem Fall Erzberger, von dem abzurücken konservativerseits bald gut befunden wurde, bringt das Verhältnis noch andre Unzuträglichkeiten, die ein Gegrüßtwerden Unter den Linden unbequem machen. Da nagelte die Presse unlängst die Taktlosigkeit der „Germania“ fest, die den Kaiser Wilhelm I. in seiner Eigenschaft als Freimaurer mit der Verherrlichung der italienischen Revolution in Beziehung setzte. Die „Germania“ ist das offizielle Parteiorgan des Zentrums und bricht mit dieser Verunglimpfung geradezu einen Streit vom Zaun, als wollte sie den Konservativen bemerklich machen, welche Abgründe sich jederzeit zwischen den heut so eng verbündeten Schwarzblauen auftun können. An kräftiger Abwehr ließ es denn auch die konservative Presse nicht fehlen; nur ist es noch nicht so weit, daß man die Konsequenzen aus derartigen Rüpeleien zieht und weiter denkt: jeden Augenblick kann sich ein derartiges Intermezzo ereignen, und die Welt erlebt dann das Schauspiel, wie der eine Bruder dem andern eine correctio fraterna zuteil werden läßt, um ihm bessere Manieren anzugewöhnen. Sicherlich, Herr v. Schorlemer kennt seine Leute und ihre Sprache; das ist die demagogische Mundart, in die sie jedesmal zurückfallen, wenn sie bei den Massen dem Verdacht vorbeugen wollen, der Umgang mit den Herren aus Ostelbien könnte auf ihre im Urgrund demokratische Zentrumsseele sänftigend eingewirkt haben. Und diesen Verdacht gilt es auch abzuwehren, sobald die Drittelung der Urwahlbezirke wieder erneuten Angriffen ausgesetzt ist. Die Geheimwahl, die den Wählern als Kriegstrophäe vorgewiesen wird, ist ja ein hübsches Schaustück; aber wichtiger erscheint es — da es auch ohne Geheimwahl bis jetzt recht glatt ging —, das Dreiklassensystem bis zur Unkenntlichkeit abzuschleifen. Wird das Zentrum sich hierzu verstehen? Werden sich die Konservativen dem Votum des Herrenhauses fügen? Nach dem resignierten Ton der „Kreuzzeitung“ zu urteilen, wäre es möglich. Jedoch ist eine derartige Äußerung für die Partei nicht verbindlich, und jederzeit kann eine Gegenorder ergehen; die jüngsten Mißerfolge bei den Wahlen im Osten waren kein Öl auf die Wogen, und die Auseinandersetzungen über Lyck-Oletzko-Johannisburg sind in einem so scharfen Tone geführt worden, daß für versöhnliche Stimmung wenig Raum und Meinung ist. Immerhin ist es möglich, und die Konservativen bescheiden sich mit der Fassung des Herrenhauses. Dann bleibt immer noch die Frage offen, selbst wenn eine Mehrheit aus den beiden Parteien der Rechten und den Nationalliberalen zustande käme, wird die Regierung auf die Mitwirkung des Zentrums verzichten wollen? Gesetzt, sie verzichtete darauf, so wäre die Vorlage doch nur unter Dach und Fach zu bringen, wenn die Nationalliberalen sich mit dem Antrage Schorlemer begnügten und Verzicht leisteten auf die direkte Wahl. In vielen Versammlungen, in unzähligen Leitartikeln ist die geheime und direkte Wahl von ihnen gefordert worden, und man muß sehr starke Vergrößerungsgläser benutzen, um Umfallsmöglichkeiten zu entdecken. Aber das Geschlecht der Wundertäter, die zum Berge hingehen, wenn der Berg nicht zu ihnen kommen will, ist noch nicht ausgestorben; es wird Wunder vollbringen, solange es überhaupt Menschen und Berge gibt, und schließlich ist die bei dieser Gelegenheit sich vollziehende Sprengung des schwarzblauen Blocks auch des Schweißes der Edlen wert. Und diesen Umstand, die Möglichkeit einer Blockzertrümmerung, werden die Zentrumspolitiker wohl auch in ihre Rechnung aufnehmen und sich vielleicht deshalb willfähriger zeigen, wenn sie bei ihren bisherigen Verbündeten eine Neigung zum Abschwenken gewahren. Den Satz: die Politik ist die Kunst des Erreichbaren, oder alles in der Welt beruht auf Kompromissen, dürfen alle Parteien für sich reklamieren, und außerdem bietet ein im Grunde keine einzige Partei völlig befriedigendes Gesetz einen unerschöpflichen Agitationsstoff. Den kann das Zentrum, dessen alter Imparitätsgaul auf vier Beinen hinkt, brauchen, und wozu hat man schließlich die Kunst gelernt, Erklärungen mit bündigen Vorbehalten abzufassen, wenn man sie nicht anwenden soll. Stimmt aber das Zentrum der Reform in ihrer heutigen Gestalt gleichfalls zu, dann liegt die vom Ministerpräsidenten verlangte erhebliche Mehrheit vor. Einstweilen darf er mit seinem Erfolg zufrieden sein; es sind Verständigungsmöglichkeiten angebahnt worden, die man bis vor kurzem nicht in Worte kleiden durfte, wollte man nicht ein wolkenwandelnder Phantast genannt werden.

Digitized by Google

China auf dem Wege zur Revolution.

Von Otto Corbach (Berlin).

Die verstorbene Kaiserin-Witwe Tsusi hat noch kurz vor ihrem Tode das Jahr 1917 als den Zeitpunkt festgesetzt, da das chinesische Volk ein aus zwei Häusern bestehendes Parlament erhalten soll. Damit es sich bis dahin auf verfassungsmäßige Zustände vorbereiten könnte, wurde es in den Stand gesetzt, in den einzelnen Provinzen Vertreter für Ausschüsse zu wählen, die den Gouverneuren beratend zur Seite ständen. Diese Provinzialausschüsse sind erst seit sechs Monaten tätig; aber schon erweisen sich alle Anstrengungen des Mandarinentums als unzulänglich, ihr ungestümes Verlangen nach einer Erweiterung ihrer Machtbefugnisse zu zügeln. Schon haben sie Abgeordnete nach Peking geschickt, die dem Thron eine gemeinsame Bittschrift überreichten, um ein möglichst baldiges Inkrafttreten eines Verfassungsgesetzes zu erwirken. Die Vertreter der chinesischen Presse in Peking haben den Abgesandten der Provinzialausschüsse einen glänzenden Empfang bereitet, und die Sprache der einzelnen Redner bei den gemeinsamen Sitzungen erinnert lebhaft an den Geist, der vor Ausbruch der großen französischen Revolution in den politischen Klubs des damaligen Frankreich seine Orgien feierte. „Es handelt sich hier", sagte ein Redner, „nicht um die Versammlung einiger Dutzend Personen; es sind die Seelen von mehr als 400 Millionen Brüdern, die unter uns weilen. Das ganze Volk, Männer wie Frauen, feuert uns an mit ermunternden Zustimmungen. Die gesamte Nation ist eines Sinnes mit uns." „Eure Bittschrift", erklärte ein Vertreter der Presse, „wird bis in die fernste Zukunft nachhallen. Die Geschichtsschreiber unsres nationalen Ruhmes werden später sagen: In dem und dem Jahre, in dem und dem Monat, an dem und dem Tage kamen die Erwählten von 400 Millionen Menschen aus 22 Provinzen in der Reichshauptstadt zusammen und verlangten die schleunige Zusammenberufung einer Nationalversammlung. Die Freiheit der lebenden Generation ist aber die Tochter der Anstrengungen jener Vorkämpfer." Der Thron wandte sich in mehreren Edikten gegen die Bittschrift, und erklärte, die Abgeordneten bezeichneten sich mit Unrecht als die Vertreter von vierhundert Millionen Menschen. Die Masse des Volkes bestehe aus ergebenen Untertanen, die der Religion ihrer Väter nicht untreu würden. Doch die Presse tröstet die so Abgefertigten: „Wenn Eure Petition keinen Erfolg hat, was verschlägt das! Kommt mit Hartnäckigkeit immer wieder darauf zurück! Heute Bittsteller, werdet ihr morgen Triumphatoren sein. Das lehrt die Geschichte aller Völker. Das Gesetz der Vergangenheit ist auch das Gesetz der Gegenwart." Und wie wenig die Abgeordneten den Mut verloren, beweist die Erklärung, die sie in ihre Provinzen sandten: „sie seien bereit, sich die Adern zu öffnen und eine neue Petition mit ihrem Blute zu schreiben", sie wollten eher sterben, als davon ablassen, das Recht des Volkes zu fordern.

Den schlagendsten Beweis für den Ernst der gegenwärtigen Freiheitsbewegung im chinesischen Volke liefert das Verhalten des alten Zensoramts, das seit dreitausend Jahren in einem autokratisch regierten Lande dazu dient, ein Aushilfsmittel für eine Volksvertretung abzugeben. Die Mitglieder haben die Aufgabe, alle Maßnahmen der Regierung zu überwachen, und das Recht, deren Handlungen, selbst die des jeweiligen Himmelssohnes, öffentlich zu rügen, ohne daß ihnen deswegen etwas andres als die Amtsenthebung widerfahren dürfte. Im Volke wird die greisenhafte Institution kaum mehr beachtet, seitdem man dem kommenden Parlament entgegenharrt; aber der Geist der Empörung hat trotz mangelnder Volkstümlichkeit auch die gegenwärtigen Zensoren erfaßt und aus ihrem Anklagerecht eine Hydra gemacht, gegen die sich der Regent vergeblich mit der Kraft der Verzweiflung zu wehren sucht. Hat sich doch erst kürzlich ein Zensor, Tschiang tschun lin, erkühnt, Prinz Tschun öffentlich einen „falschen, treulosen Minister" zu nennen, der die Beamtenstellen einer Menge von Personen öffne, die so unwürdig für den Staatsdienst seien, wie er selbst, und der den Großen Rat willkürlich zusammensetze und leite. Als der Ankläger daraufhin abgesetzt wurde, veröffentlichten die Zensoren eine gemeinsame Kundgebung, worin sie den Regenten davor warnten, das Volk des „einzigen Mittels, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben", d. h. eines frei sich betätigenden Zensoramts, zu berauben; denn es werde sonst auf die gefährliche Bahn des Aufruhrs gedrängt, und was sich daraus für eine absolutistische Regierung ergeben könne, lehre die Geschichte der Aufstände in England und Frankreich.

Mit unheimlicher Geschwindigkeit hat sich im ganzen chinesischen Geistesleben seit einigen Jahren eine völlige Umwälzung vollzogen. Der Konfutsianismus muß sich mehr und mehr mit einer individualistischen Weltanschauung in die Herrschaft über die Geister teilen, und dieser Individualismus läßt heute allgemein die chinesische Jugend gegen die „Tyrannei der Toten" aufbegehren, welche jahrtausendelang in China fast allen Fortschritt unmöglich machte. Übersetzungen europäischer Aufklärungsschriften haben in Hunderttausenden von Exemplaren Verbreitung gefunden, und bezeichnenderweise gehören heute Montesquieus „Geist der Gesetze" und Rousseaus „Emil" und „Gesellschaftsvertrag" zu den verbreitetsten Büchern in China. Bisher gab es dort nur Familien, erst jetzt entstehen Persönlichkeiten. Vorwärtsstrebende Söhne brechen die Fesseln väterlicher Despotie, um sich in selbst gewählten Berufen aus eigener Kraft empor zu arbeiten. Früher war die Ehe

Digitized by Google

nichts als ein Fortpflanzungsmittel. Eltern und Heiratsvermittler besorgten dem Sohne eine Lebensgefährtin nach den Gesetzen der chinesischen Geschlechtsverbände. Jetzt bricht auch die chinesische Liebe aus ihrem Kerker hervor, und das Selbstbestimmungsrecht im Geschlechtsleben kann fortan in China wie in unsrer Kulturzone als stärkste Triebfeder schöpferischer Arbeit für den Fortschritt eingesetzt werden. Erst dieser geistige Umschwung konnte der revolutionären Bewegung, von der das chinesische Volk heute erfaßt ist, jene elementare Kraft verleihen, die bereits angefangen hat, sich in erstaunlicher Weise zu äußern.

In Deutschland hat man in Hinsicht auf unsre Pachtung Kiautschau allen Grund, die Entwicklung der Dinge in China aufmerksam zu verfolgen. Möglich, daß der Sturm, der die Mandschuherrschaft hinwegfegen wird, noch nicht so bald ausbricht; daß unter Umständen noch etliche Jahre darüber hingehen. Sicher wird er einmal kommen, und ein Zufall kann ihn jedenfalls plötzlich und unerwartet entfesseln.

Schopenhauer und die Politik.

Von Prof. Dr. **Ritter** (Luckenwalde).

I.

Vor einiger Zeit habe ich über Schopenhauer das recht auffällige Urteil gelesen, daß dieser sowohl in der Wissenschaft als auch in der Politik ein konservativer Mann gewesen sei, oder, wie es heißt, eine „tief konservative Anschauung" gehabt habe.

Beschränkter als mit diesem Satze kann man einen Mann wie Schopenhauer, einen Philosophen nämlich, wohl kaum beurteilen, einen Philosophen, ich wiederhole es, der doch die Welt sub specie aeternitatis, nicht sub specie diei oder tribus beurteilt. Was in aller Welt soll es für einen Philosophen Bestehendes geben, als die Welt selbst? etwa die fließenden Erscheinungen? Für den Philosophen sind die Gebilde des Tages, der Jahrhunderte, ja der Jahrtausende, nur fließende Erscheinungen, während das Bestehende das ist, was in diesen Erscheinungen steht, etwa ihre ganze Summe selbst oder die Welt überhaupt.

Schopenhauer ist nicht Politiker gewesen, auch die Geschichte der Menschheit auf Erden liebte er wenig, dagegen war er Naturforscher, zumal er Medizin studiert hatte; er war, um es kurz zu sagen, wie Aristoteles, ein philosophischer Arzt, ohne Praxis auszuüben. Es ging ihm in dieser Eigenschaft nicht viel anders als Goethe, der 1830 den Streit in der Akademie zwischen Cuvier und Geoffroy de Sanct-Hilaire über die Veränderlichkeit der Arten für wichtiger und folgenreicher für die Menschheit hielt, als die 2. Julirevolution, über die Eckermann dagegen wie über eine Katastrophe sehr erregt war. Was machte es für Goethe aus, ob man auf den Straßen von Paris oder im Parlamente oder gar im Königspalast einige heftige Reden hielt, oder gar einige Ruhestörer durch Flintenkugeln auf immer ruhig machte, wenn daneben gleichzeitig die Sache entschieden wurde, die einerseits ihn seit mehr als fünfzig Jahren beschäftigt hatte, die andrerseits die Menschheit über die Naturvorgänge aufklären sollte. Dies war für ihn einerseits ein Triumph, andrerseits ein Fortschritt in der Kultur der Menschheit, jenes nur ein Sturm im Glase Wasser, wenn auch in einem großen, eine Ewigkeitssache neben einer Eintagssache!

Innerhalb seiner Aufgabe, einmal das Verhältnis des Menschen zur Welt, dann das Verhältnis von Mensch zu Mensch festzustellen, sucht Schopenhauer die Grundlage oder vielmehr den Hauptzweck der menschlichen Gemeinschaft, soweit sie auffällig als Staat erscheint. Seine Urteile hat er nicht fix und fertig gelassen, wie er sie zuerst ausgesprochen hat, sondern hat sie nach und nach vertieft im wahren Sinne des Worts, jedoch geändert hat er sie nicht.

Der Staat ist ihm Staatsvertrag oder Gesetz. „Die Vernunft erkannte (hieraus), daß, sowohl um das über alle verbreitete Leiden zu mindern, als um es möglichst gleichmäßig zu verteilen, das beste und einzige Mittel sei, allen den Schmerz des Unrechtleidens zu ersparen, dadurch, daß auch alle dem durch das Unrechttun zu erlangenden Genuß entsagten." Dieses also von dem, durch den Gebrauch der Vernunft methodisch verfahrenden und seinen einseitigen Standpunkt verlassenden Egoismus leicht ersonnene und allmählich vervollkommnete Mittel ist der Staatsvertrag oder das Gesetz. Wie ich hier den Ursprung desselben angebe, stellt ihn schon Plato in der Republik dar. In der Tat ist jener Ursprung der wesentlich einzige und durch die Natur der Sache gesetzte. Auch kann der Staat in keinem Lande je eine andre gehabt haben, weil eben erst diese Erstehungsart, dieser Zweck, ihn zum Staat macht; wobei es aber gleichviel ist, ob der in jedem bestimmten Volk ihm vorhergegangene Zustand der eines Haufens von einander unabhängiger Wilden (Anarchie) oder eines Haufens Sklaven war, die der Stärkere nach Willkür beherrscht. In beiden Fällen war noch kein Staat da: erst durch jene gemeinsame Übereinkunft entsteht er, und je nachdem diese Übereinkunft mehr oder weniger unvermischt ist mit Anarchie oder Despotie ist auch der Staat vollkommener oder unvollkommener. Die Republiken tendieren zur Anarchie, die Monarchien zur Despotie; der deshalb ersonnene Mittelweg der konstitutionellen Monarchie tendiert zur Herrschaft der Fraktionen. Um einen vollkommenen Staat zu grün-

Digitized by Google

den, muß man damit anfangen, Wesen zu schaffen, deren Natur es zuläßt, daß sie durchgängig das eigene Wohl dem öffentlichen zum Opfer bringen. Bis dahin aber läßt sich schon dadurch etwas erreichen, daß es eine Familie gibt, deren Wohl von dem des Landes ganz unzertrennlich ist, so daß sie, wenigstens in den Hauptsachen, nie das eine oder das andre befördern kann. Hierauf beruht die Kraft und der Vorzug der erblichen Monarchie."

Ich habe diese Stelle etwas lang ausgeschrieben, um den wunderlichen Satz nicht auszulassen: „Um einen vollkommenen Staat zu gründen usw." Dieser Satz ist wirklich wunderlich, denn er verlangt etwas nicht Diskutables, weil es für uns nie möglich ist, solche Wesen sogleich zu schaffen. Man muß sich wundern, daß Schopenhauer ihn niedergeschrieben hat, da er doch sonst ein gutes Unterscheidungsvermögen hat; er mag ihm geläufig geworden sein, weil er ihn in den Tagesblättern und Parlamentsreden viel lesen konnte; man mochte im Frankfurter Parlament ihn oft denen vorgehalten haben, die eine Republik wollten. Als ob jede Republik den sichtbar gewordenen besten Staat darstelle! Die geschichtliche Erfahrung hat ihnen Unrecht gegeben, denn Frankreich ist zur Republik gemacht worden und Deutschland ist nicht viel andres, da der Unterschied zwischen beiden doch nur der ist, daß der Präsident von Frankreich wählbar, der des Deutschen Reiches dagegen erbberechtigt ist; in beiden Staaten ist der Übergang aus der einen Form in die andre ohne Sprung geschehen, d. h. ohne die große Zwischenpause, die nach Ansicht Schopenhauers und der Herren Waitz usw. nötig gewesen sein würde, Wesen für einen vollkommenen Staat erst zu schaffen. Sie haben eben unhistorisch gedacht!

Schopenhauer hat insofern unhistorisch gedacht, als er die Gemeinschaft von einem Despoten beherrschter Sklaven nicht einen Staat hat nennen wollen, weil er in dieser Form den Vertrag vermißte; dabei aber vergaß er, daß in der Sklaverei doch schon der Vertrag ist, weil der Sklave zur Rettung seines Lebens oder aus Gehorsam gegen Gottes Willen die Sklaverei annimmt. Der Sklave, der in Minturnae den gefangenen Marius nicht töten konnte, sah in Marius den großen gottgesegneten Sieger (Sigamber = Sieg oder Segenträger; Augustus), der für Rom den Sieg von den Göttern erhalten hatte. Diesen zu töten, trug er Scheu. Zwischen dieser Form, die uns kaum als Vertrag erscheint, und der Form, die das Deutsche Reich darstellt oder die Union von Nordamerika, liegen, kann man sagen, Hunderte von Formen des Staatsvertrages mit Freiheit und Herrschaft nach Kompromiß der Zugehörigen.

Schiller, der geradezu ein Genie für Geschichte, zumal der Geschichte als Kulturgeschichte, war, hat ebenfalls von diesem Übergange aus einer Form in die andre gesprochen; auch er hat ähnlich gedacht wie Schopenhauer, doch mit dem Unterschiede, daß er die Zustände der Völker, die vor dem Staatsvertrage liegen, auch Staat nannte, aber diesen Staat als Notstaat, jenen als Vernunftstaat bezeichnete und die Frage stellte, wie kann man aus dem Natur- oder Notstaate in den Vernunftstaat hinübergehen, ohne „die physische Gesellschaft in der Zeit auch nur einen Augenblick aufhören zu lassen." (Vergl. 3. Brief über die ästhetische Erziehung des Menschen.)

Diese Frage besteht auch für uns heute in Preußen, denn hier wird gefragt, kann der Notstaat in einen Vernunftstaat verwandelt werden oder in der empirischen oder gerade historischen Unterfrage ausgedrückt: Kann das allgemeine Wahlrecht in Preußen an die Stelle des Dreiklassenwahlgesetzes gesetzt werden?

Diese Frage kann nicht abstrakt oder theoretisch einfach beantwortet werden, sondern nur im Hinblick auf die Umgebung, ganz besonders und vorzugsweise im Hinblick auf das Deutsche Reich.

Björnstjerne Björnson.

Von Erich Schlaikjer (Groß-Flottbeck).

Als Henrik Ibsen starb, ging eine tiefe Ergriffenheit durch das literarische Deutschland. Es wurden weite Kreise (und gerade die besten) von diesem Sterbefall wirklich innerlich berührt. Ibsen hatte einer ganzen Generation das Gepräge seiner Dramen aufgedrückt. Sein schwerer problematischer Ernst hatte viele Köpfe ergriffen. Ein neuer Theaterstil war an seinem verschwiegenen knappen Stil herangereift. Die starke Gewalt seiner dunklen Kunst hatte ein Parkett nach dem andern unentrinnbar festgehalten. Er war mit seinem ganzen Wesen in das deutsche Geistesleben, in das Bewußtsein des modernen Gebildeten eingegangen. Es mußte ein Moment der Stille entstehen, als er die Augen schloß. — Und nun ist auch sein großer norwegischer Nachbar und Rivale hinübergegangen. Und auch diese Nachricht wird das moderne Deutschland berühren, aber nicht mit der eindringlichen Stärke, mit der uns das Sterben Ibsens traf. Björnson ist auch für Deutschland etwas gewesen, er ist viel gewesen —, aber die epochale Bedeutung Ibsens hat er nicht gehabt. Ibsen hat in Deutschland, hat überhaupt in Europa stärker gewirkt. Dafür aber wird Björnsons Tod in Norwegen selber die schmerzlichere Lücke reißen. Sein Sterben wird eine nationale Trauer hervorrufen, die durch den Tod keines andern Menschen hätte hervorgerufen werden können. In jeder Bauernhütte Norwegens wird dieser Tod mit der Stärke eines persönlichen

Digitized by Google

Verlustes empfunden werden. Auch die politischen Gegner werden von dem allgemeinen Schmerz ergriffen werden. Ganz Norwegen wird Trauer und Glockengeläute sein. War Ibsen der starke Europäer, so war Björnson der starke Norweger. Er war so sehr der allmächtige norwegische Häuptling, daß er noch bei Lebzeiten sozusagen unter die Halbgötter versetzt wurde. Seine politische und literarische Macht war so groß, daß sie, von Deutschland aus gesehen, fast einen sagenhaften Charakter annahm. Wie war diese Popularität überhaupt möglich? Wie konnte ein einzelner Mann lediglich durch die Kraft seiner genialen Begabung zu diesem Einfluß gelangen? Wir können der Frage um so eher nachgehen, als die Untersuchung uns ein gutes Stück in das Wesen des abgeschiedenen Dichters hineinführen wird. — Zunächst freilich muß ein Umstand erwähnt werden, der nicht in der Person, sondern in den Dingen liegt. Die Norweger sind ein freies und mündiges Volk; ihre monarchische Verfassung ist viel demokratischer als die Verfassung der meisten Republiken. Sie war es bereits, als sie noch mit Schweden zusammen waren; sie ist es erst recht geworden, seitdem sie sich durch eine unblutige, aber überaus unerschrockene Revolution von der schwedischen Krone unabhängig gemacht haben. Die Norweger sind von einer Freiheitsliebe beseelt, die man im Grunde nur noch als unbändig bezeichnen kann. Das hat, wie seine Vorzüge, so auch seine Gefahren. Es erschwert beispielsweise die politische Sammlung um gemeinsame Ziele, da jedes norwegische Tal am liebsten seinen eignen starren Willen durchsetzen möchte. Es bringt aber anderseits den unzweifelhaften Vorzug mit sich, daß der Norweger nur das Selbsterwählte schätzt und nur dem Selbsterwählten folgt. Was von andern geprägt wird, hat im nationalen Kreislauf nicht viel zu bedeuten. Die Uniform, der bureaukratische Rang, all die offiziellen Prägungen gelten nicht viel; auf den Mann, der in dem Rock steckt, kommt es an. Nur in einem solchen Land konnte ein sozusagen privater Dichter zu einer Macht gelangen, vor der Parlament und Königsgewalt sich mehr als einmal haben beugen müssen. Das ist die objektive, die historische Grundlage von Björnsons Herrenstellung; wo sie politisch nicht vorhanden ist, muß das ganze Problem notwendig einen fremdartigen und fast sagenhaften Charakter annehmen. —

Zu diesem objektiven Grund aber mußten noch mancherlei subjektive Gründe hinzukommen. Zunächst selbstverständlich die Genialität des großen Mannes, ohne welche derartige Wirkungen überhaupt nicht zu erklären wären. Die Genialität war die conditio sine qua non, aber die einzige und allein ausreichende Bedingung war sie nicht. Auch Ibsen hatte diese Genialität, hatte sie (soweit der Begriff überhaupt gesteigert werden kann) in vielleicht noch höherem Maße, die starke volkstümliche Geltung Björnsons ist ihm aber nicht zugefallen. Man versteht den Dichter Björnson am besten, wenn man sich an seine Epik und Lyrik wendet; man versteht auch seine allmächtige Volkstümlichkeit am besten, wenn man diese Quellen sucht. Hier sprudelt, von allem andern abgesehen, ein Brunnen der Kraft, der an Frische in aller Literatur seinesgleichen sucht. In diesem Brunnen konnte man sich gesund baden; hier war ein Quell der Verjüngung, der als köstlicher nationaler Besitz angesehen wurde. Die Norweger glauben an sich, an das Leben, an die Zukunft. In der unvergleichlichen Frische Björnsons fanden sie etwas, das diesen Glauben bestätigte. Der Dichter fachte ihren Nationalstolz, fachte ihren Glauben an sich selber an. Und dann noch eins: Björnson hatte diese Frische nicht nur in seinen Werken, sondern auch in seiner Person; er hatte sie nicht nur in seiner Seele, sondern auch in seinen physischen Lebenssäften. Er war auch als Mensch eine starke, unbändige Natur und hat in Paris noch dem Tode eine Frist abgerungen, die so leicht keinem andern zugefallen wäre. Die starke Natur nun äußerte sich in einem unversiegbaren Tatendrang. Immer war Björnson dabei, wenn in Norwegen gekämpft wurde. Immer ergriff er am stärksten, weil ihm die Gewalt der Sprache am stärksten verliehen war. Das Wort entscheidet die Schlachten der modernen Menschheit, wie fest der militärische und bureaukratische Apparat auch sein möge. Das kann man an dem großen Schicksal dieses Mannes studieren. Immer also mitten im Kampf, immer hervorblitzend durch seine Genialität, immer umweht von der Frische der norwegischen Berge. Das hypnotisierte, das riß hin, wie ein Sturm. Der Mann war mehr als sie und glich ihnen doch. Beides gehört dazu, ein Führer in diesem Sinne zu werden. Björnson hatte beides. —

Die Gabe war groß, die ihm die Natur auf diese Weise verliehen hatte. Die Natur ist indessen unerbittlich. Man erhält keine großen Gaben, ohne ihr auch einen Tribut entrichten zu müssen. Auch Björnson hat es selbstverständlich müssen. Auch er hat die Gabe der Volkstümlichkeit mit anderen Dingen bezahlt. Der große Plusposten seines Lebens ist die Ursache, daß sich in den Blättern seines Lebenswerkes auch Minusposten finden. Um zunächst das zu nennen, was am meisten an der Oberfläche liegt und deshalb am leichtesten zu erkennen ist: — seine große Frische führte ihn gelegentlich zu einem Optimismus, der vorhandene Schwierigkeiten garnicht sah und darum banal wirkte. Er träumte beispielsweise von einem allgemeinen germanischen Völkerbund, und das war durchaus groß gedacht. Wenn er den Traum aber vortrug, einfach aus der Tiefe seines Gemüts geschöpft, ohne die schweren Dinge zu sehen, die etwa zwischen Deutschland und England lagen, so war das eine sehr verdrießliche

Digitized by Google

Kannegießerei. Er war darum immer am glücklichsten, wenn er in Norwegen blieb. Wenn er sich an der europäischen Politik beteiligte, machte er nicht immer denselben Eindruck. —

Wir sehen hier an einem einzelnen Fall, wie er die Frische büßt, die ihn so volkstümlich machte. Wir sehen es indessen mehr, als daß wir es begreifen und erkennen. Das Problem der Popularität muß tiefer erfaßt werden, wenn wir es beherrschen sollen. Um es voraussetzungslos und vom ersten Anfang an in logischem Schritt für Schritt zu entrollen, fehlt hier der Raum. Es kann indessen in seinem Kern gegeben werden. Was heißt im Grunde „bedeutend sein"? Es heißt dasselbe bei einem Menschen wie etwa bei einem Haus — es heißt, sich aus der Menge herausheben und einen besonderen Eindruck auf uns machen. Wer sich aber aus der Menge heraushebt, ist der Menge fern, und wer der Menge fern ist, ist auch der Menge fremd. Geniale Naturen fühlen sich darum der Welt und der Menge gegenüber fremd. Und weil sie sich fremd fühlen, ziehen sie sich von dem zurück, das nun einmal nicht ihres Wesens ist. Es kommt in ihre Art, es kommt in ihre Werke ein exklusiver und unter Umständen abweisender Zug. Man braucht nur an Goethe, an Schopenhauer, an Kleist, an Hebbel, an Ibsen zu denken. Der Zug des Fremdseins fehlt selbstverständlich auch bei Björnson nicht. Er kann bei einem Menschen, der irgendwie Bedeutung hat, überhaupt nicht fehlen; er liegt im Begriff. Er war bei Björnson aber nicht stark ausgeprägt; es trieb ihn immer wieder mitten in die Menge hinein, er suchte und fand die sozusagen körperliche Berührung mit der Menge in hunderten von Volksversammlungen; daraus aber darf geschlossen werden, daß in ihm selber noch ein Rest vom Wesen der Menge steckte. Er war eine geniale Natur, aber seine Genialität war nicht schlackenrein. Die Flamme seiner Begabung brannte und leuchtete, aber sie brannte nicht so rein und ruhig, wie etwa die Ibsens. Es versteht sich von selbst, daß diese Mischung seines Wesens sich auch in seinen Werken spiegelt. Neben dem bedeutenden Drama „Über unsere Kraft" stehen durchaus banale und konventionelle Theaterstücke nach französischem Muster. Selbst „Über unsre Kraft", die genialste Schöpfung, ist nicht ganz frei ausgegangen. Im II. Teil hat das Drama einen Schlußakt von ernüchternder Oberflächlichkeit. Hier stehen wir vor dem künstlerischen Preis, den Björnson für seine Volkstümlichkeit erlegen mußte. —

Nun kann ein Dichter ein so peinliches Schicksal finden, daß der Rest „Menge" in ihm populär wird, während der eigentliche Adel seiner Natur dem Volke unbekannt bleibt. Der vornehme und starke Schiller hat in Deutschland ein solches Schicksal gefunden. Was seines Wesens sterblicher Teil war, wird vom Philister angehimmelt und „kultiviert". Die eigentliche Feuersbrunst seiner genialen Seele wird totgeschwiegen und ist unbekannt. Um es zum Schluß noch ausdrücklich zu sagen: diesem Schicksal ist Björnson entronnen. Die Schlacken seiner Begabung haben seine Volkstümlichkeit möglich gemacht. Als er sich aber durchsetzte, setzte er auch den Adel seiner Seele durch. Der freie Hauch seines Wesens konnte in Norwegen besser wirken als der freie Hauch Schillers in Deutschland, um so mehr als Schiller den unverzeihlichen Fehler beging, noch freier, noch ungestümer zu sein als Björnson. Aber auch Björnson kann seinem Gott danken, daß er ein Land fand, in dem alles Gute seiner Natur einen geeigneten Resonanzboden fand. Auf diese Weise ist es gekommen, daß seine norwegische Herrenstellung in allem Ernst etwas Großes war. Es mußten viele sonderbare und glückliche Umstände zusammentreffen, damit sie entstehen konnte. Sie war in der Tat ein Ereignis. Es begreift sich nach allem Vorangegangenen, daß derartige Ereignisse nur in großen, großen Zwischenräumen wiederkehren.

Vom Wandern und vom Reisen.

Eine Betrachtung.

Was mühen wir uns doch ab in unsern besten Jahren, lernen, polieren und feilen, um uns zu rechten Leuten zu machen, als fürchteten oder schämten wir uns vor uns selbst und wollten uns daher hinter Geschicklichkeiten verbergen und zerstreuen, anstatt daß es darauf ankäme, sich innerlich nur recht zusammenzunehmen zu hohen Entschließungen. Jedes Weltkind sollte wenigstens jeden Monat eine Nacht im Freien einsam durchwachen, um einmal seine eitlen Mühen und Künste abzustreifen. So meditiert in Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart" in nächtlichem Wandern Graf Friedrich, und: Wer Studenten auf ihren Wanderungen sah — nimmt der Dichter alsbald den empfindsamen Leser gefangen — wie sie frühmorgens aus dem dunklen Tore ausziehen und den Hut schwenken in der frischen Luft, wie sie wohlgemut und ohne Sorgen über die grüne Erde reisen und die unbegrenzten Augen an blauem Himmel, Wald und Fels sich noch erquicken, der mag gern unsern Grafen auf seinem Zuge begleiten. . .

Welch Heer von liebenswürdigen Bildern und traumschönen Gedanken erwacht nicht in unsrer Seele beim Klange dieses einen Wortes: „Eichendorff!" Da rollt die Postkutsche, von Rappen gezogen, den Berg hinan, da wandern Studenten mit Ränzel und Stab durch Feld und Buchenhallen, die Sonne ist gerad erwacht, und sie singen und jauchzen, und vom blauen Himmel trillern die

Digitized by Google

Lerchen darein. Da rauscht im Waldtal die Mühle, das Wasser schäumt und sprüht tausend Funken, da weben durch den grünen Tann des Waldhorns goldene Klänge. Da gießt von nachtschwarzem Sternenhimmel der blasse Frühlingsmond sein silbern flutendes Licht über Täler weit und Höhen, über einsame Schlösser und zerfallene Burgen . . .

Wie wird das alles bei diesem Klange in uns lebendig, und ach wie fern ist uns das alles, fern wie eine andre Welt, aus der wir vertrieben sind, und an die sich nun all unsre sehnsüchtigen Träume knüpfen. . .

Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, das in ungeahntem Aufschwung ein Jahrhundert der Natur werden sollte, erwachte in empfindsamen Herzen ein eigenes Naturgefühl. Wie das sanfte, tränenselige Adagio zum stürmenden Finale der Eroika der Naturwissenschaften mutet uns heut dieses romantische Naturempfinden an, das doch selbst bewußte, ja oft schroffe Abkehr und Abwehr war. Es ist ein eigenes, ganz persönliches Naturempfinden. „Die Romantiker", sagt Siegmar Schultze in seiner Studie über das romantische Naturgefühl, „lieben die Natur nicht um der Natur, sondern um ihrer selbst willen: sie flüchten sich zu ihr, sie tragen ihre Sehnsucht und Leidenschaft in sie hinein; aber das Wesen der Natur selbst läßt sie ziemlich kalt." Mit den Gestalten ihrer Sehnsucht und Leidenschaft erfüllen sie die Natur, und in die Gestalten und Dinge legen sie ihre Liebe und ihr Sehnen. Die Müllersknappen und Jägerburschen sind sie selbst, das Waldhorn tönt ihre eigene Sehnsucht, im Postwagen reisen ihre Empfindungen, des Spielmanns Fiedel jauchzt ihre eigene wehe Lust und schluchzt das eigene frohe Leid. Sie suchen in der Natur nicht das Gesunde, Naive, Urwüchsige: sich selbst, ihr Menschen- und Kulturideal, wollen sie hier finden, und weil sie vergeblich suchen und niemals finden, klingt ewige Sehnsucht, unendliche Schwermut aus allen ihren Weisen, ist ihr ganzes Leben sehnsüchtiges Wandern.

Erst Eichendorffs Wanderlust ist gesünder, natürlicher, menschlicher. „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt" wird nun der Wahlspruch des romantischen Wanderns. Nicht mehr „die blaue Blume oder das Ideal tiefster Kunst oder das Geheimnis der Allnatur zu ergründen und zu suchen" ist das Ziel der Wanderschaft: man wandert, um zu wandern, und nun heißt es mit Rousseau, der freilich an dem Krankhaften romantischer Wanderlust ein gut Teil Schuld hat: „Ein Wanderleben ist, was ich brauche. Zu Fuß bei schönem Wetter ein schönes Land durchstreifen, ohne Eile zu haben, und als Ziel meiner Wanderungen ein angenehmer Ort: das ist von allen Arten, das Leben zu genießen, am meisten nach meinem Geschmack."

Den norddeutschen Romantikern folgen die gesünderen Schwaben. Uhland singt sonnenfroh zum Jubeln der Lerchen weit über die grünen Hügel und goldnen Ährenfelder zu den [illegible] Bergen und dunklen Wäldern hinan seine [illegible] Lieder; in überschäumender Jugendlust singt [illegible] „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein", jauchzt Geibel: „Der Mai ist gekommen . . . Wer bleibe, wer Lust hat, in Sorgen zu Haus". Scheffels Wanderlieder klingen in eigner Note; längst sind uralte Volkslieder wieder lebendig geworden, neue sprießen allenthalben wie bunte Blumen nach einem Maienregen empor. Wanderburschen singen sie, schaffen sie: „Gar oft auf meinen Fußreisen", sagt Heine einmal, „verkehrte ich mit diesen Leuten und bemerkte, wie sie zuweilen, angeregt von irgend einem ungewöhnlichen Ereignisse, ein Stück Volkslied improvisierten oder in die freie Luft hineinpfiffen. Das erlauschten nun die Vögelein, die auf den Baumzweigen saßen und kam nun ein andrer Bursch mit Ränzel und Wanderstab vorbei geschlendert, dann pfiffen sie ihm jenes Stücklein ins Ohr, er sang die fehlenden Verse hinzu, und das Lied war fertig. Die Worte fallen solchem Burschen vom Himmel herab auf die Lippen, und er braucht sie nur auszusprechen, und sie sind dann noch poetischer als all die schönen Phrasen, die wir aus der Tiefe unsres Herzens hervorgrübeln."

Das war alles einmal, und so war es einmal. Aus alten Bildern schaut es uns noch sehnsüchtig an, und unsre Träume knüpfen sich daran wie an eine Welt, daraus wir vertrieben sind. Da rollt die Postkutsche, von Rappen gezogen, gemächlich den Berg hinan, da wandern singend und jauchzend die Burschen mit Ränzel und Stab das glitzernde Flußtal entlang, da rauscht am Waldbach die Mühle, da weben durch den grünen Tann des Waldhorns goldne Klänge. Der gelle Pfiff des Dampfrosses zerriß die sanfte Harmonie des Hornes jäh; die Wanderburschen wandelten sich in eilige Touristen. Die Technik triumphierte über die Natur, die nun in ihren Fesseln schmachtet. Wir wandern nicht mehr, wir reisen. Und wie ein Hohn auf unser Reisen klingt des Philander von Sittewald alter Reisespruch nun:

„Wer reisen will,
Der schweig fein still,
Nehm wenig mit,
Geh steten Schritt,
Steh frühe auf am Morgen
Und laß daheim die Sorgen."

Wir reisen, die Uhr und das Kursbuch in der Hand, den Bädeker in der Tasche. Wir steigen des Nachts, um nur ja keine Zeit zu verlieren, zu Berlin in den Schnellzug, und funkensprühend und ratternd rasts nun dahin: Halle, Weimar, Eisenach, Bamberg, Nürnberg, München, Insbruck, Bozen, Verona oder Stuttgart Zürich . . . . hinein ins Herz Italiens oder der Schweiz. So machen wir heute unsre „Italienische Reise" und „Reise in die Schweiz". Wir sehen unterwegs kaum die Silhouette oder die Konturen von irgend was, wir haben keine Zeit dazu und haben „Reiselektüre".

Digitized by Google

Wir sehen in Italien und in der Schweiz nur immer das, was Bädeker mit einem Stern bezeichnet hat, und sehen es so bewußt und so genau, daß wir daheim versichern können: wenns im Bädeker steht, dann haben wirs gesehen. Wir strafen den alten Fischart Lügen, der versichert:

„Reisender Leut Gemüt und Sinn
Gleichwie ihr Leib schwebt her und hin."

Wir bleiben immer dieselben und bestätigen auch für unsre Fahrten über Land die traurige Weisheit der Horazischen Epistel: „Nicht den Sinn, den Ort nur wechselt, wer das Meer durchreist!"

Und nun blättere ich in alten Briefen und schlage einen beliebigen Reisebrief aus der guten, alten Zeit auf, die noch ganz eine Zeit des Wanderns und des ruhig genießenden Reisens war, und lese: „Eines so heiteren, frischen Reisetages, wie des gestrigen, weiß ich mich gar nicht zu entsinnen seit meiner Reisepraxis. Frühmorgens war der Himmel grau und bedeckt, die Sonne kam erst später durch; dazu kühle Luft und Himmelfahrtstag. Die Leute waren geputzt, und ich sah sie in einem Dorfe in die Kirche gehen, in einem andern wieder herauskommen, in einem andern Kegel schieben. Überall in den Gärten gabs bunte Tulpen. In Weißenfels gaben sie mir einen kleinen Korbwagen, in Naumburg gar eine offene Droschke; die Sachen wurden hintenauf gepackt, samt Hut und Mantel, ich kaufte mir ein paar Maiblumensträuße, und so gings durch das Land wie auf einer Spazierfahrt . . . Die Gegend sah so frühlingsmäßig und geputzt, bunt, heiter aus, und dann ging die Sonne so ernsthaft hinter den Hügeln unter, und dann fuhr der russische Gesandte in zwei großen, vierspännigen Wagen so mürrisch und geschäftsmäßig, und ich fuhr in meiner Droschke als Hasenfuß so bald bei ihm vorrüber, und abends bekam ich noch stätische Pferde, damit ein kleiner Verdruß auch nicht fehlte — er gehört nach meiner Theorie zum Pläsier — und ich komponierte den ganzen Tag so sehr gar nichts, sondern genoß faul." So begann Felix Mendelssohns italienische Reise 1830, und das sah und erlebte er alles auf einem ganz kleinen Endchen Wegs zwischen Halle und Weimar.

Und so kann eine jede Reise beginnen: noch immer tönt das Waldhorn im Tann, noch immer singen frohe Wanderburschen ihre Lieder, der Postwagen fährt den Berg hinan, und auch die Poesie des Wirtshauses lebt noch. Und schenkt auch auf dem Staffelstein Fra Ivo selbst nicht mehr den Wein, so tuts ein andrer Einsiedelsmannn. Ich weiß es; denn ich bin vorigen Herbst, zur Zeit der Lese, erst bei ihm oben gewesen. Ganz mutterseelen allein. Und über mir rollte der Donner und hinter mir knallte das Vogelschießen. Und unten dann die breite, stromdurchglänzte Au, umrahmt von Berg und Hügel, von Bamberg bis zum Grabfeldgau. Und ich weiß auch, daß die Postkutsche noch lebt, ich sah sie mit eigenen Augen. Im schmucken, blauen Rock mit silbernen Borten und Troddeln saß der Postillon auf dem Bock und blies hinein in die Sommerluft. Und dann ratterte der gelbe Wagen hinein in das alte Städtchen mit seinen tausend Türmen und Türmchen, und die Mädel machten die Fenster auf und sahen ihm nach. Und dann hielt er vor dem Wirtshaus, und eine blonde Schenkin reichte dem Durstigen den blauen, bauchigen Krug. Schlaftrunken murmelte sonnenbeglänzt der steinerne Brunnen, der Drachentöter darauf mit goldnem Speere. Das war in Rothenburg.

Das alles lebt noch, all die Wanderpoesie. Man muß es nur zu suchen trachten, man muß nur recht zu reisen wissen, zu wandern. Vor meiner Seele stehen mir, da ich dies schreibe, all die Schülerfahrten wieder. Das Wandern durch den Harz, ins Böhmerland hinein. Der grauhaarige aber herzjunge Professor mit der mächtigen Botanisiertrommel, darin er Pflanzen und Steine tat . . . und dann wir Jungen, eine ganze Schar, voll lustiger Lieder steckend, überschäumend vor Lebensmut. Ich sehe diesen Zug, paarweise wandernd oder auch zu dritt, durch Gebirgstäler mit blanken, staunenden Augen, Eichenlaub am Hute, ziehen. Ich sehe uns an langer Abendtafel plaudernd und wieder singend — das ewig junge „Lindenwirtin"; ich sehe uns selig im großen Saal auf Stroh die Nacht kampieren. Und dann, wie die Sonne aufgeht, stehen die Jungen, Jungen aus der Großstadt, die das nie gesehen, und schweigen tief ergriffen. Ich denke an die Freundschaften, die sich auf solchen Fahrten für das Leben knüpften.

Gibt nicht solch Wandern neuen Lebensmut, streift man da nicht all die eitlen Mühen und Künste ab, die törichten Geschicklichkeiten, dahinter wir unser Selbst wie hinter einem Panzer verbergen? „Jedes Welkind sollte wenigstens jeden Monat eine Nacht im Freien einsam durchwachen", rät Eichendorffs Graf Friedrich. Das braucht es nicht einmal für uns: aber wandern müssen wir, um zu gesunden von der Melancholie, die uns alle in Banden hält, recht zu reisen wissen. Wir müssen wieder recht zu sehen lernen, durch das Sorgengrau großstädtischen Alltags hindurch in die farbenfrohe, ach so bunte Welt.

Und die Jugend vor allem muß wieder wandern lernen, und beim Wandern wird ihre Liebe zur Natur, zur Heimat, zum Volk und dem großen Vaterlande erstarken und wachsen. Die Saat, die verständige Säemänner hier ausstreuen, wird tausendfältige Frucht tragen. Vor mir liegt ein schlichtes, blaues Büchlein, das dafür Zeugnis ablegt. Ein Lehrer an der Rettungsanstalt Paulinenpflege (Winnenden, Württemberg) hat es geschrieben und er erzählt darin, wie er mit seinen Fürsorgezöglingen, verkümmerten, armen, kranken Menschenpflanzen, wanderte und wie in diesen Kindern nun die Poesie lebendig ward, daß sie zu Dichtern wurden. Wie hat doch Reiff („Prak-

Digitized by Google

tische Kunsterziehung", Teubner, 1906) recht, wenn er einleitend sagt: „Es ist nicht nötig, die Schönheiten der Natur zu preisen, wer nur „offene Augen" hat, sieht sie zu jeder Tageszeit und zu jeder Jahreszeit. „Offene Augen" aber hat nicht jedermann, leider. Ja, das Kind im vorschulpflichtigen Alter hat sie, je mehr aber der Mensch an „Weisheit" zunimmt, um so blinder wird er für die Schönheiten seiner Umgebung — unglaublich, aber wahr! . . . Ich habe auf solchen Wanderungen für die Schüler, wie auch für mich selbst, schon weit mehr gewonnen an ästhetischen, gemütbildenden und sprachlichen Schätzen, als wenn ich in der Schule mich die doppelte Zeit abgemüht hatte."

Aus diesen Kindern mit offenen Augen sind noch immer die Poeten des Volks geworden, jene Wanderer, von denen Heine sagt: Die Worte fallen ihnen vom Himmel herab auf die Lippen, poetischer, als all die schönen Phrasen bewußt schaffender Dichter. Aus diesen Kindern mit offenen Augen werden die starken, gesunden, glücklichen Menschen. Und offene Augen für all die Schönheiten der Natur und des Menschenwerks in ihr erhält uns das Wandern. So stehe hier am Schlusse eine Wanderregel aus dem Weisheitsschatze Goethes: „Beobachten wir mit Unbefangenheit, legen wir den Dingen nichts von dem Unsrigen bei oder unter." Dr. A. Hn.

Edouard Manet.

Zur Ausstellung in den deutschen Kunstsalons.

Von **Hermann Abeking** (Berlin).

Manet steht über seiner Zeit, ja, er ist zeitlos, wie es wohl alle wahrhaft großen Künstler sind. Nicht daß er etwa den festen Boden seiner Umgebung verliere, nicht daß er den Traditionen der Kunst fremd sei, auch nicht, daß er sich nicht einreihen ließe in die Geschichte der ewigen Entwicklung — nein, deshalb, weil er ebenso gut ein Heutiger sein könnte, wie ein Zeitgenosse der großen, längst vergangenen Epochen. Das macht, weil eben Manet Maler ist, nur Maler, der die Welt mit seinem ruhigen Auge schaut, der unbekümmert um den jeweilig herrschenden Geschmack der großen Masse sein Werk schafft ganz aus dem Innern seines empfindenden Herzens heraus. Denn schließlich, das ist wohl Bedingung, daß die Kunst nicht nur den zufällig Mitlebenden, sondern auch den kommenden und ferneren Geschlechtern in froher Lebendigkeit verständlich ist. Das historische Interesse ist ein andres Gebiet, das wohl die Freude des Sammlers, aber nie die des frisch um sich blickenden Menschen sein kann.

Wenn uns Manet lebt, wie uns Franz Hals oder Velasquez leben mögen, so liegt es daran, daß Manet wie jene von jeder wandelbaren Idee absieht und nur das schildert, was sich in der Linse seines Auges spiegelt. Denn das ist merkwürdig: Je mehr ein Künstler Verständnis hat für das ihm Gegenwärtige, desto näher ist er den Zukünftigen. Die Frisuren, Kleider und Trachten, die bei längst Verschwundenen fremdartig, bei den uns kaum um ein Jünglingsalter nahe Gerückten höchst unmodern und demgemäß häßlich erscheinen müßten, erblicken wir nur im malerischen Akkord. Wie wird aber der Geschmack der Zukunft mit denen umspringen, die sich heute berufen fühlen, in Biedermeier- und sonstigen Maskenkostümen ihrem Pinsel freien Lauf zu lassen?

Wenn Manet die Bildidee im literarischen Sinne verneint, so ist es die Technik, die für den Gehalt seiner Arbeiten maßgebend sein muß. Und Manet ist ganz Techniker, nicht so, daß er etwa mit dem Anschmiegungsvermögen eines talentvollen Leichtsinns sich geschickt in allen Sätteln probierte, nein so, daß er mit dem Streben des ernsten Mannes die Ausdrucksform suchte und immer wieder suchte, die dem gewählten Vorwurf am meisten zu entsprechen schien. Ein festerer, flüssiger Vortrag wechselt mit dem Auftragen einzelner trockener Striche und Flächen, was sich besonders in den Pastellen zu großem Reize erhebt. Manets persönliche Vorliebe ist das so überaus schwierige Schwarz, das er in immer neuen Varianten meistert und zu den weiteren Farben seiner Palette zu fügen versteht.

Das schwarze Jackett des Knaben ist es auch, das den Ton des Gemäldes „Das Frühstück im Atelier", einem Meisterstück dieser Sammlung, bestimmt. An dieses schließt sich das dunkle Grau des Hintergrundes, in das sich so wunderbar das hellere Kleid des bedienenden Mädchens mischt. Das weiße Tafeltuch mit dem prächtigen Stilleben, der fleischige Ton des Knabenkopfes gibt den hellen Kontrast, der wieder über die leuchtende Hand des Mannes zum tiefbeschatteten, bärtigen Gesicht verschwimmt. Wir haben hier, man möchte beinahe sagen, die Regel meisterlicher Komposition und Darstellung: großzügiges Zusammenhalten und Lösen von Licht und Schatten, hierzu schöne Detailarbeit in vorspringenden Partien. Ein ähnliches Prinzip vermögen wir in „Un bar aux Folies Bergères" zu verfolgen. Hier konzentriert sich die ganze Aufmerksamkeit auf die Gestalt des stehenden Mädchens und auf die Schar der Flaschen, die sie umgibt. Das Antlitz, der bloße Hals, das schwarze Kleid sind mit ruhiger Sicherheit durchgeführt, die jedes kleinlichen Zitterns entbehrt. Es ist unbeschreiblich, welchen Ausdruck Manet seinen Frauen zu verleihen versteht. Es ist keine Mache, nichts Gewolltes, und doch spricht aus dem stumpfen Glanz des Auges, aus dem Zucken des Mundes oder woher es komme, ein

Digitized by Google

menschliches Sehnen, Denken und Fühlen, das uns gleich fremd ist wie vertraut. Das reinste, freudige Sichgehenlassen, das Spielen mit Farben und Glanz kommt in den Flaschen und Gläsern zum temperamentvollen Durchbruch. Aber der eigentliche malerische Wert des Bildes beruht doch darin, wie der Künstler Figur und Stilleben durch die Behandlung des Hintergrundes zum Ganzen fügt. Rechts im Halbdunkel Dame und Herr, dieser brillant „gewischt", dann ein Hin- und Herwogen von Flecken und Tönen, das die Masse einer entfernten Menge eindringlich schildert. „Nana" ist auf das Seidige eines gebrochenen Blau gestellt. Aber selbst die gewollte süße Farbe wirkt bei Manet herb und ernst, wohl dadurch, daß er ihr durch das Gegenüberstellen seines kräftigen Braun und Schwarz jeder Flauheit benimmt. Das Blond der Fleischpartien, das Zola so meisterhaft geschildert hat, ist zur malerischen Tat geworden. Sehr interessant ist es, wie das an sich wirklich unangenehme Gelb der Haare mit dem hellen Blau der Hinterwand harmoniert und so jedes Mißfallen verliert. Ganz vortrefflich ist die Gestalt des im Sofa lehnenden Herrn, sowohl im Fleck als im Ausdruck. Das kleinere Bild „Im Café", die Halbfiguren von Herr, Dame und Kind, dieses besonders reizvoll im Profil, zeigt wieder ein prächtiges Farbenspiel von Gläsern auf schillernder Marmorplatte, dann die ruhige Darstellung eines Ausschnittes des Lebens, dem malerische und seelische Feinheiten verliehen sind.

In den Garten führt das Freilichtbildnis „Claude Monet und seine Familie". Hier scheint Manet fast ein andrer zu sein, obwohl sich Strich und Farbgebung treu bleiben. Das macht, weil der Künstler instinktiv das mehr zur Konstruktion herausfordernde Einerlei des Zimmers vergißt und sich ganz in die Arme der freien Natur wirft. Hier ist er harmlos, sorglos. Das Familienbildchen ist eine Idylle. Mutter und Sohn ruhen im Grase, der Vater bestellt seine Pflanzen. Aber dennoch, oder vielmehr: selbstverständlich ist der malerische Akkord das Maßgebende. Das weiße Kleid zum stumpfen Grün, der lichtblaue Anzug, ein wenig sehr geschicktes Schwarz am weißen Hut, dann Flecken von Blumen und Hühnern, das ist die gelungene Einheit einer sicheren Kunst. Zu noch größerer Freudigkeit schwingen sich, wenn auch die Familienszene an ruhiger Klarheit höher stehen mag, die Schilderungen am Wasser auf. Da ist „Die Barke" mit dem Bildnis Claude Monets, ein hell und kräftig leuchtendes Blau des Sees, dazu der grellgelbe Hut des malenden Freundes, dann „Argenteuil", stimmungsvoller, die Frau im mattrosa Kleid gegen ein tiefes Blau.

Edouard Manet war durchaus zum Bildnismaler bestimmt. Sein Streben, nur die Natur zu verkörpern, sich an nichts andres zu halten, als was die Umgebung ihm bot, hat ihn diesen Weg geführt. Daß er kein Porträtmaler in dem Sinne vom Modell gewollter Schönfärberei oder doch prunkender Aufmachung werden konnte, dafür bürgte seine große und tiefe Sehnsucht nach wahrer und aufrichtiger Kunst. So sind seine Bildnisse alle sprechend lebensvoll, gerade weil sie nur das Gegebene wollen, nur der malerischen Qualität nachgehen. Daß Ausdruck und inneres Erleben der Dargestellten hierbei nicht zu kurz kommt, ja im Gegenteil sich zur höchsten Potenz erhebt, beweist wieder einmal, daß der, der nur dem äußeren Vorwurf nachgeht und scheinbar nur auf seine Palette achtet, wie selbstverständlich jene Früchte erntet, die dem ängstlich Suchenden wohl immer versagt bleiben.

Das große Bildnis des Kupferstechers Marcell Desboutin dominiert in großem, kräftigem Strich. Die Farbe ist ein Schwarz und Braun, in dem das haar- und bartumwallte Haupt sich modelliert. Ein besonderer Vorzug Manets ist es, wie er es versteht, Haare und Bärte in absoluter Weichheit, dabei ganz fest und sicher zum Fleischton zu stellen. Um das Düstere vorgenannten Bildes zu brechen, gibt er seinem Modell Tabaksbeutel und Pfeife in die Hand, so daß auch hier wieder ein heller Fleck zu Schwarz das Motiv bildet. Vom Selbstporträt, das vornehme Züge weist, kommen wir zu den Damenbildnissen, die hier in großer Zahl die besondere Vorliebe des Meisters für dieses Gebiet zeigen. Aus ihnen auch nur eines an einen erstgenannten Platz zu stellen, ist schier unmöglich, so sehr sind sie sich ebenbürtig an köstlichstem Reiz. „Die Modistin" zeigt ein Profil, ziemlich scharf abgesetzt gegen einen bunten, leicht abgespachtelten Hintergrund. In dem schönfarbigen Gesicht, mit den einfachsten Mitteln gegeben, liegt ein merkwürdiger Zug, ein kaum angedeutetes Lächeln, das mancherlei und vieles zu sagen und versprechen scheint. Manets Köpfe sind sehr wenig modelliert, fast flach, doch liegt vielleicht gerade darin das Geheimnis des Erfolges, daß der Künstler in dieser scheinbaren Flachheit diesen oder jenen Zug unmerklich höher heraushebt, so daß er das ganze Gesicht beherrscht und ihm den Stempel des Persönlichen verleiht. Bei dem Bildnis der Madame Martin ist es ein kleiner blauer Hauch auf der Oberlippe, ein kaum wahrnehmbarer Anflug eines Schnurrbarts, der das Ganze so apart erscheinen läßt. Dieses Bild ist überhaupt größter Bewunderung wert. Der Hintergrund ist hellgrau, das Haar fast blau, das Fleisch kräftig rosa, der Mund ein knallroter Fleck — eine Disharmonie, die man nach dieser Beschreibung annehmen muß, eine Unnatur, nichts ist hiervon vorhanden — es bietet sich als Eindruck malerischer Selbstverständlichkeit, Harmonie und Schönheit. Ein sehr warmes Kinderbildnis reiht sich an das der Amazone, im Herrenhut und der blauen, enganschließenden Taille. Das Porträt im Freien, „Die Promenade", gibt das Brustbild einer Dame vor dem blaugrünen Laub der Bäume.

Digitized by Google

Das keck angebrachte Fliedersträußchen auf dem kleinen Hut und die braunen „Ponnies“ sind besonderer Beachtung wert.

Eine Gruppe für sich bilden die Pastelle. Ist es der Umstand, daß der Maler an Stelle von Pappe oder Papier eine ganz fein gekörnte Leinwand benutzt, oder ist es das, daß er auf ganz besondere Weise dem Material nahe gekommen ist — jedenfalls sind die Arbeiten in dieser Technik von überraschendem Wert. Von den Fehlern, die das Pastell häufig hat, so zu große Weichheit, dann eine gewisse Süße der einmal gemischten Farben, ist hier nichts zu spüren. Im Gegenteil kommen ruhige tiefe Töne zu bestimmender Wirkung, in die sich allerdings das leichte Huschen des Stiftes zu größtem Reize fügt. Nächst dem Kopf eines Herrn mit blondem weichen Bart sind es wieder die Frauen, die das Feld behaupten. Und was vorher von der Variationsfähigkeit des Ausdrucks gesagt worden ist, bestätigt sich hier im allerreichsten Maße. Es ist, als ob der Stift fast noch besser dem Zucken der Muskeln zu folgen vermag als der schwerere Pinsel. Es wechselt die Skala des begehrenden, lächelnden und stolzen Blicks, der Mund wölbt sich in weichem Fleck oder ist geschlossen in strenger Linie. Der meist graue Hintergrund belebt sich durch ein Violett, Rosa und Weiß. Auch die figürliche Darstellung „Frau, sich das Strumpfband bindend“, ebenso die Aktstudie reihen sich in gleichem Material den Köpfen an.

Das Straßenbild „La rue de Berne [Le 14 Juillet] muß noch genannt werden. Die Straße liegt ganz in gelbem Grün, einige farbige Fahnen wehen aus den Fenstern, ein Invalide in Blau schreitet, den Rücken zum Beschauer, dahin. Die Skizze „Frau mit rosa Schuhen“ sagt nicht allzuviel, der Entwurf „Der Selbstmörder“ ist malerisch gut, doch ist man froh, daß Manet nicht einen Weg beschritten hat, der doch zur seichten Theatralik führen mußte.

So haben wir einen Mann geschaut, der mit seinem ganzen Denken und Fühlen ein Unsriger, Heutiger ist. Daß die Sammlung so vieler prächtiger Stücke dieses einen uns zugänglich gemacht worden ist, bevor sie sich in alle Winde zerstreut, ist ein unschätzbares Verdienst, das mit großer Freude gebucht werden muß.

Drei Lieder einer Liebe.

Von **Hans Wantoch** (Wien).

Ohnmacht.

Der Hände Flächen haben Beide
rchfurcht von solcher Sorgen Last,
d mit dem Leid zum Gegenleide
wi die Fassung das Geschmeide
die in die seine paßt.

Doch sucht sich leise zu verschränken,
im Traume gleitend, Hand in Hand,
preßt — bebend in den Handgelenken —
die Last von ihren Schmerzgeschenken
kraftlos die Arme ans Gewand.

Lied in der Nacht.

Ein Lied ging durch die Nacht. Das trieb
mich jählings von der Arbeit auf.
Ich lehnte aus dem Fensterrahmen
wagrecht beinahe in das Dunkle.
Das Lied kam her. Da sah ich Dich
und mich, sah in der Zukunft zwei.
Die Zwei versäumten ihre Zeit
und hofften und versäumten drum.
Noch nicht, und immer dies zuvor,
und Arbeit und noch Müh und Kampf.
Und meine Arme schleuderten
die Fäuste gegen Gott;
sie fluchten ihm, der durch die Nacht
gelassen hinging und das Lied
sang, o! dies Lied: die Lust verglüht.

Kampf.

Ich liebe dieses Leben, weil
an jedem Tag ein Hoffen sinkt,
und einer neuen Hoffnung Seil
an jeder Tagesglocke schwingt.

Mein Wille wächst. Und meine Kraft,
die für zehntausend Wege reicht,
ist an dem Wehrdamm so gestrafft,
daß ihre eigne Grenze weicht.

Björnson und ich.

Von **August Strindberg**.

Im Verlage von Georg Müller (München) erscheint nächster Tage ein neues autobiographisches Werk Strindbergs: „Die Entwicklung einer Seele“. Es ist eine Fortsetzung des „Sohnes einer Magd“ und eine Ergänzung der „Beichte eines Toren“. Das Werk, schon im Jahre 1887 geschrieben, wird jetzt zum ersten Male veröffentlicht, gleichzeitig deutsch und schwedisch; über zwanzig Jahre lang hat der schwedische Verleger das Werk geheim gehalten. Im dreizehnten Kapitel des Buches schildert nun Strindberg, der sich Johan nennt und in der dritten Person von sich spricht, seine Begegnung und seinen Verkehr mit Björnson in Paris. Die Schilderung scheint

Digitized by Google

mir für beide Dichter außerordentlich charakteristisch, deshalb sei sie hier mitgeteilt.

Dr. A. Hn.

* * *

In Paris machte Johan Björnsons Bekanntschaft, die in seiner Entwicklung nicht ohne Bedeutung blieb, wenn sie auch nur vorübergehend war. Er hatte Björnson nie gesehen. Als dieser Stockholm und Upsala besuchte, war Johan bange vor ihm gewesen, und er war ihm ausgewichen. Er hörte einen Lärm, als sei ein Gewitter über Stadt und Land gegangen, und er hatte ein Gefühl, als sei ein Zauberer vorbeigezogen. Aus Björnsons Vorlesungen kamen die Leute so vernichtet, als hätten sie einem Zeugungsakt oder einem Todeskampf beigewohnt. Johan fühlte, hier war ein starkes Ich, das stärker als sein Ich war und Lebenssamen in seine Seele legen würde. Er ging ihm aus dem Wege, als ahne er einen Besieger im Kampf, und verbarg sich. Aus demselben Grunde hatte er weder den „Redakteur" noch das „Handelshaus" zu sehen oder zu lesen gewagt.

Als Johan nach Paris kam, ließ Björnson ihm direkt sagen, er möge ihn besuchen, da er ein Gesinnungsgenosse von ihm sei. Johan wurde bange, und er wich ihm aus. In gleicher Weise hatte er in Stockholm nach dem Erscheinen des „Roten Zimmers" eine Einladung abgeschlagen, bei der er die besten Vertreter von Jung-Dänemark treffen sollte. Er fürchtete, Freunde zu bekommen und in Parteistreitigkeiten und Programmkämpfe gezogen zu werden.

Als er aber eines Tages nach Hause kommt, er wohnte jetzt in Neuilly, findet er Björnson in seinem Zimmer, der auf ihn gewartet hat. Er hatte zwei Porträts von Björnson gesehen, eins aus seiner Jugendzeit, als er „Synnöve" schrieb, eins aus seiner späteren Zeit. Das erste hatte einen großen aufrechten Mann gezeigt, der einen dunklen Vollbart trug und einen milzsüchtigen norwegischen Zug um den Mund hatte. Das zweite bestand aus einem kolossalen Kopf mit Löwenmähne, zwei Blicken, die unter einer großen Brille schußbereit waren, und Augenbrauen, so groß wie der Schnurrbart eines Jünglings. Der Mund hatte einen festen, starken Zug, der auf eine ungewöhnliche Manneskraft wies. Jetzt sah er in der Dämmerung des Nachmittags auf seinem Sofa einen allerdings stark gebauten Mann sitzen, aber von einem Äußern, das nicht so ungewöhnlich war; eher ein Typus der Mittelklasse, ohne die Feinheit, die er sich bei dem Genie und dem Dichter gedacht hatt.

Björnson sprach mit einer freundlichen, gesenkten Stimme, etwas zaghaft, als spreche er mit einem Kranken, und Johan war auch augenblicklich äußerst nerven- und magenkrank. Nachdem sie sich gegenseitig gemustert, öffneten sie einander ihre Herzen und fanden, daß ihre Gedanken verwandt seien, und ähnliche Schicksale sie verbanden. Björnson hatte durch sein Draufgängertum es mit der liberalen Partei in Norwegen verdorben; durch den „König" hatte er seine Popularität eingebüßt und damit seine Macht verloren, denn das Stück wurde zum Skandal und Maejstätsverbrechen gestempelt. Und jetzt zuletzt war sein „Handschuh" in Hamburg durchgefallen. Johan fühlte sich daher auf gleichem Niveau mit dem gestürzten Gott, und seine Furcht legte sich sofort, zumal er nach einigen Gesprächen merkte, daß er mehr Kenntnisse besaß und einen schärferen Verstand sein eigen nannte. Da aber Sympathie und das tragische Mitleid, das eine gestürzte Größe einem einflößt, Johan erfüllten, legte er jede Kritik ab, leistete keinen Widerstand und gab sich hin. Er empfand eine ungewöhnliche Sicherheit an der Seite des gewaltigen Mannes und konnte ein Gefühl sohnlicher Liebe nicht unterdrücken. Das machte den Älteren von selbst zu einem väterlichen Freund, vor dem Johan sich gern beugte, da sich diese Freundschaft in Wohlwollen und zuweilen in Fürsorge äußerte.

Damit aber stellte sich Johan unter ihn, und Björnson, zum Teil naiv wie ein Mensch, der nie genau über sein Ich nachgedacht hat, fühlte sich wohl in der ihm zugeteilten Rolle, und er wird nun der Beichtvater und bald das Gewissen. So predigt er Johan unter der Form freundlicher Vorstellungen, er müsse mit Liebe schreiben und Personen in Ruhe lassen, während er im selben Atemzug seinen großen Haß gegen den König verrät und selber erzählt, welche Personen hinter den Gestalten seines Schauspiels „Über unsere Kraft" stehen. Aber er war so liebenswürdig in seiner Kindlichkeit, daß Johan ihn nicht durch eine Gegenrechnung verdrießlich machen wollte, und von dem, dem er seine Ergebenheit einmal geschenkt hatte, konnte sich Johan treten lassen.

Freundschaft soll in letztem Grunde, behauptet man, auf Interessen begründet sein, Möglich; oft aber kann das Interesse der Freundschaft nur darin bestehen, daß man ein Bedürfnis hat, geliebt zu werden oder zu lieben; oft kann sie von einem gemeinsamen Interesse kommen, das zwei besser fördern als einer allein, und dann ist das Verhältnis richtig, wenn der eine ebenso viel gibt, wie der andere nimmt.

Johan fühlte, wie sehr man ihn daheim in Schweden haßte, und sehnte sich nach dem Schutze, den Freundschaft gewährt. Er grübelte daher nicht über sein Verhältnis zu Björnson und dachte nicht über dessen Persönlichkeit nach. Er bot ihm seine Dienste an, um ihm seine Popularität wieder zu verschaffen, und er ließ es sich Zeit und Arbeit kosten, um ihm nach seinen geringen Kräften in dem scharfen Kampfe beizustehen, der Norwegen bevorstand.

Björnson war als Dichter und Mensch ein

Digitized by Google

Komplex von Persönlichkeiten. Da war der Priester (das väterliche Erbe), der zur Gemeinde spricht, ohne einen Widerspruch zu dulden; da war der Bauer mit einem kleinen Zug von Schlauheit; da war der Theaterdirektor, der den Effekt sucht; der Volkstribun, der aufwecken, erschüttern, fortreißen will. Aber hinter allem war ein gutes Kind. Johan erinnerte sich später, wenn Björnson lächelte, zeigte er zwei Reihen abgenutzter, kurzer, ungefährlicher Zähne, die an die Milchzähne eines Kindes erinnerten. Er vergaß nicht, wie Björnson bei einem kleinen Diner den Theaterdonner und die großen Worte zu unrechter Zeit hervorholte. Er wußte, wie schwer es ihm fiel, einen Scherz zu verstehen: zuerst hörte er immer mißtrauisch zu, um dann rückhaltlos zu lachen.

Er fand bei ihm zuweilen den Norweger gegen den Schweden, die eroberte Provinz gegen das feindliche Land. Er sah zuweilen die stärkere, aber weniger zivilisierte Rasse durchblicken, die auf eine im Niedergang begriffene Rasse mit Neid aufblickt und mit Verachtung herabsieht. Aber er wurde von Wehmut erfüllt, wenn er den aus dem frischen Bergland Verbannten in einer Pariser Wohnung sitzen sah, fern von Heimat und Herd. Und oft wenn sie zusammen die Straßen hinuntergingen, durch all diesen falschen Luxus hindurch, ergriff es ihn, wie da der Sohn der Berge, der einst von einem ganzen Volk verehrt wurde, unbekannt, unbeachtet, stumm dahergging. Das war ihm ebenso disharmonisch wie das Schauspiel, das er täglich hatte: die gewaltigen Gestalten der Sioux-Indianer im Jardin d'Acclimatation von Pariserinnen begafft.

Doch Björnsons Stellung in der norwegischen Sache war halb. Er wollte Politik üben, wollte aber die Frage nicht studieren, und er benutzte seine Dichtkunst, um sich Macht zu verschaffen. Aber Politik kann man nicht mit Machtsprüchen machen, und der unmoderne Prophetenton und die großen Schlagworte aus den Zeiten des Skandinavismus und der Studentenkongresse waren archaistisch geworden. Außerdem war Björnson zu gut und zu leichtgläubig, um Intrigen auszuführen und verschwiegen zu sein, was so nötig ist; und seine redliche Natur verstand sich schlecht zu den Kniffen, zu denen die Not die Parteimänner zwingt. Niemals zeigt sich Ehrlichkeit und guter Glaube weniger genügend, als wenn eine Gruppe Menschen das Interesse einer [illegible] großen Mehrheit fördern soll. Ohne Bedenken [illegible]eift da der Redlichste zu Lug und Trug, hält [illegible] Mittel erlaubt für das „allgemeine Wohl", [illegible]den, [illegible]nur das Wohl der Gruppe ist. Warum hat [illegible] Geschlecht[illegible] wenig Glauben an den Sieg einer [illegible]geist. Das [illegible]sache? Vielleicht weil man im Innersten [illegible]biet, das [illegible] ehrlich nicht am längsten währt, und [illegible] nie die des [illegible]hne List siegt. Das alles war Björn[illegible]sein kann. [illegible] und er tröstete sich damit, daß er es [illegible]glich erzählte, wenn er zu einer kleinen Sünde verlockt worden war, für welche die Feinde sich selber leicht Absolution gegeben hätten.

Indessen entdeckte Johan eines Tages, daß er unfrei war. Der ältere Mann mit dem Gewicht des großen Namens, mit dem Ansehen seiner Stellung, mit dem Mandat der Jungen in den Händen, legte seine Hand freundlich auf ihn, aber darum desto schwerer. Johann begann auch Differenzen zu entdecken, die nicht durch Kompromisse auszugleichen waren; er sah voraus: wenn der politische Kampf, der so viel Ungleichartiges zusammenhielt, vorüber war, mußte der Bruch kommen. Bei Björnson saß das Christentum tief und zeigte sich unter vielen Namen und Formen: er forderte sittliche Reinheit, gebrauchte oft Bibelausspräche usw. Das waren Worte ohne Taten und klangen gerade darum nach dem Priester. . .

Roosevelt.

Von Georg v. Skal (New York).

Seit Theodore Roosevelt aus dem Dunkel des afrikanischen Urwalds aufgetaucht ist, ist sein Name wieder in aller Munde. Er hat mit der ihm eigenen Geschicklichkeit dafür gesorgt, daß er in der Mitte der Bühne steht, und die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet ist. Ein Teil des amerikanischen Volkes, und sicherlich nicht der schlechteste, sieht mit einer Spannung, die nicht frei von Befürchtungen ist, seiner Rundreise durch Europa entgegen, weil man nie wissen kann, was er alles sagen und tun wird. Wie man aber auch über Roosevelt denken mag, soviel ist sicher, daß er für die große Mehrheit der Amerikaner heute noch der Mann ist, der alles zum Besten wenden kann. Als er am 4. März 1909 Washington verließ, hatte es den Anschein, als ob seine Popularität bedeutend nachgelassen hätte. Er empfand das, so fest er von seiner Unwiderstehlichkeit überzeugt sein mag, wohl selbst, und unternahm aus diesem Grunde die Reise, die ihn beinahe ein Jahr vom Schauplatz der Parteikämpfe fern hielt. Er konnte während dieser Zeit nichts tun, was ihn Angriffen aussetzte, und tritt nun mit erhöhtem Prestige wieder vor das Volk. Die Auszeichnungen, die ihm in Europa zuteil werden, können ihm nur nützen; denn das amerikanische Volk ist für Schmeichelei außerordentlich empfänglich und betrachtet sich selbst als geehrt, wenn einer seiner hervorragenden Vertreter in so großartiger Weise empfangen wird.

Die beispiellose Popularität Theodore Roosevelts ist für Viele ein Rätsel. Sie darf mit Recht beispiellos genannt werden; denn noch kein Amerikaner hat sie in gleichem Maße genossen. Roosevelt hat seine Gegner, aber die weitaus große Mehrheit bewundert ihn bedingungslos und heißt alles gut, was er spricht oder tut. Es ist heute noch beinahe gefährlich, an ihm Kritik zu üben, und seine Ansicht wird in allen Dingen als die letzte und erledigende Instanz betrachtet. Es macht den Eindruck, als ob die Menge nicht wüßte, wie sie ihn genug ehren kann. Glänzende Empfänge sind vorbereitet, und kaum ein Tag vergeht, ohne daß der Vorschlag gemacht wird, ihn für ein wichtiges Amt zu erwählen. Aber auch die, welche in der Politik seine Gegner sind und ihm niemals ihre Stimmen geben würden, sprechen sich voller Anerkennung über ihn aus, wenn von ihm geredet wird. Es ist als ob ein ganzes Volk im Banne

Digitized by Google

einer einzelnen Persönlichkeit stände, die es förmlich anbetet. Theodore Roosevelt hat Dinge getan, die für jeden andren Politiker verhängnisvoll geworden wären; er hat sich als Präsident Übergriffe erlaubt, die jeden seiner Vorgänger der Absetzung ausgesetzt hätten, aber ihm wird alles verziehen. Er ist populärer, als Lincoln es war und darf sich alles gestatten, ohne zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Was ist das Geheimnis, das diesem Manne seinen Einfluß verleiht? Er besitzt keine der Eigenschaften, die großen Männern zu ihren Erfolgen verhelfen. Sein Auftreten ist nicht imponierend, weil er so kurzsichtig ist, daß er selbst mit der Brille ein Zögern an den Tag legt, das nicht angenehm empfunden wird. Seine Bewegungen sind eckig, und er hat die Eigentümlichkeit, sich beinahe seitwärts-vorwärts zu schieben, statt geradeaus zu gehen. Theodore Roosevelt ist kein guter Redner im gewöhnlichen Sinne des Wortes; denn er spricht abgehackt und mit schlechter Betonung, allerdings eindringlich, aber doch mehr wie ein Schulmeister, der seine Zöglinge abkanzeln will, als begeisternd. Er kann außerordentlich liebenswürdig sein, läßt aber Niemanden zu Worte kommen, und Unterredungen mit ihm bestehen darin, daß der andre einem unendlichen Wortschwall geduldig lauschen muß. Er duldet keinen Widerspruch und scheut kein Mittel, um seine Gegner zu vernichten, wenn sie ihn herausfordern. Es kommt ihm nicht darauf an, die Tatsachen zu verdunkeln, zu entstellen oder selbst abzuleugnen, wenn er sich zu rechtfertigen wünscht. Man könnte eine ganze Reihe von Fällen anführen, in denen Theodore Roosevelt Teile von Briefen unterdrückt hat, um den Anschein zu erwecken, daß er richtig gehandelt habe, während der volle Text das Gegenteil bewiesen hätte. Von seiner Stellung als Präsident, die ihn gegen persönliche Angriffe schützt, hat er den ausgibigsten Gebrauch gemacht. Der bekannte Deutsch-Amerikaner Oswald Ottendorfer sagte von ihm, er besitze wohl hohen physischen Mut, aber keinen moralischen, und viele Umstände sprechen für die Richtigkeit dieser Anschauung. Roosevelt wendet sich nur dann gegen einen andern Menschen, wenn er weiß, daß ihm dieser aus irgend einem Grunde, vielleicht weil er selbst verwundbar oder von ihm abhängig ist, nicht mit gleicher Münze heimzahlen kann.

Alles das ist bekannt und wird zugestanden. Trotzdem bleiben seine Anhänger und Bewunderer ihm treu. Sie widersprechen nicht, wenn man sie auf die vielen Fehler Roosevelts aufmerksam macht, aber sie bleiben dabei, daß er ein großer, guter und edler Mensch sei. Es gibt kaum ein Gebiet, auf dem er sich nicht versucht hat. Als Schriftsteller wird er ebenso bewundert, wie seiner andern Eigenschaften wegen, und doch hat er blutwenig geleistet. Seine vielen Aufsätze über Bürgertugenden und Pflichten, die zum Teil auch im Auslande bekannt geworden sind, stehen kaum auf der Höhe des schwung- und phrasenvollen Aufsatzes, den der durchschnittliche Primaner für sein Examen anfertigt. Als Historiker verdient er keinerlei Anerkennung. Das Beste, was er auf diesem Gebiete geleistet hat, ist die Geschichte der Eroberung des Westens der Vereinigten Staaten, und auch hier führt ihn Mangel an Forschung häufig irre. Der schlimmste Fehler besteht aber in dem konstanten Vordrängen der eigenen Persönlichkeit und der vorgefaßten Meinung. Er beurteilt historische Gestalten und Ereignisse nicht nach den Verhältnissen, unter denen sie lebten und sich entwickelten, sondern einzig und allein nach dem, was sie nach der Ansicht Theodore Roosevelts hätten tun müssen. Er ist hier wie überall durchaus unsachlich und geht den Fragen nie auf den Grund, sondern urteilt schnell und häufig mit beklagenswerter Oberflächlichkeit.

Auf politischem Gebiete zeigt er genau dieselben Schwächen. Er hat immer recht und weiß alles, ohne sich die Mühe zu geben, die Fragen genau zu studieren. So hat er auch trotz seiner Rührigkeit nichts Gestaltendes zuwege gebracht. Er hat das Volk in Aufregung versetzt und erhalten, er hat alle möglichen Fragen beleuchtet, aber keine erledigt. Das Beste, was sich von ihm sagen läßt, ist, daß er auf die Übel und Schwächen, denen abgeholfen werden muß, aufmerksam gemacht hat. Dabei hat er sich aber nie gescheut, seine eigenen Worte Lügen zu strafen und sich mit denselben Leuten zu verbünden, die er kurz vorher als die schlimmsten Feinde des Volkswohles bezeichnet hatte, wenn er ihrer Dienste im Interesse des Erfolges der Partei bedurfte. Der geborene Agitator und der geschickteste Politiker, den Amerika, wo diese Gattung keineswegs selten ist, kennt, hat er es doch verstanden, sich den Anstrich zu geben, als werde er ausschließlich von ethischen Motiven geleitet und verkörpere die vollkommenste Aufrichtigkeit.

Was ist das Geheimnis des Erfolges dieses Mannes, der unzweifelhaft wieder Präsident der Vereinigten Staaten werden kann, wenn er es wünscht? Es ist richtig, daß er die politische Reklame versteht wie kein andrer, daß er nicht nur weiß, wie man sich die Vertreter der Presse zu Freunden macht, sondern auch alle andern Schliche und Kniffe genau kennt. So erläßt er seine Kundgebungen stets am Sonntag, weil er weiß, daß die Montagsblätter wenig Stoff haben und deshalb seine Worte eines Platzes auf der ersten Seite sicher sind. Es ist ferner richtig, daß er den Zeitpunkt, da er vor die Öffentlichkeit treten soll, vorzüglich zu finden weiß und dafür zu sorgen versteht, daß unablässig von ihm die Rede ist, aber das allein genügt doch nicht. Es gibt nur eine Antwort: die enorme, wahrhaft bewundernswerte Vitalität des Mannes nimmt alle gefangen, die ihm begegnen. Sie blendet, überrascht, verwirrt und erzwingt Bewunderung bei allen, die mehr nach dem Gefühl als dem Verstande urteilen. Und das tun ja die meisten Menschen. Dann hat er sich den Anschein zu geben gewußt, als ob er seine Meinung ohne Furcht vor den Folgen immer offen ausspreche. Das ist nicht der Fall; er sieht sich im Gegenteil sehr vor, ehe er sich zu Angriffen und schroffen Äußerungen bewegen läßt, aber er macht sie dann in so heftiger und entschiedener Weise, daß sie den Eindruck der Aufrichtigkeit und Unerschrockenheit hervorrufen. Theodore Roosevelt beleidigt niemanden, der ihn schaden könnte, aber er hat sich den Ruf erworben, daß er weder Feind noch Freund schont, wenn es sich darum handelt, das Rechte zu tun.

Solche Persönlichkeiten können nur in einem Lande zur Geltung kommen, wo jeder alle möglichen Folgen seiner Handlungen auf das Sorgfältigste erwägt, ehe er sich zu einem Schritte entschließt, und wo er selbst bei der unbedeutendsten politischen Handlung erst berechnet, welchen Einfluß sie auf seinen persönlichen Vorteil ausüben kann. In einem Lande, wo die Partei-Organisation allmächtig ist, und die ihrer eigenen Überzeugung folgenden Bürger seltene Ausnahmen bilden, wird der Mann, der es versteht, sich den Anschein zu geben, als folge er lediglich der eigenen Überzeugung, stets zur Geltung kommen. Das hat Theodore Roosevelt mit bewundernswertem Geschick verstanden, deshalb unterscheidet er sich von der Masse, und weil er also anders erscheint, als die Masse ist, wird er angestaunt und bewundert. Dies ist der ganze Grund seiner Popularität, aber er genügt und wird ihn noch auf lange Zeit hinaus zum amerikanischen Nationalhelden machen.

Aus den Theatern.

Die Preise der Theaterbillets.

Wenn in der letzten trüben Theaterzeit ein Fremder in Berlin ins Theater ging, so konnte er oft einem Gespräch seiner Platznachbarn entnehmen, daß er Billeteinkauf in peinlicher Weise übers Ohr wurde: denn er hatte direkt an der Theaterk das Doppelte bezahlt wie sein Nachbar beim einem Teppichhändler. Er mußte also die

Digitized by Google

Erfahrung machen, daß — beim Theaterbillet — der direkte Einkauf die Ware nicht, wie sonst im kaufmännischen Leben, verbillige, sondern verteuere; daß Theaterbillets außerhalb des Theaters unter dem von der Direktion festgesetzten Preise gehandelt werden. Wenn er noch mehr Theatern Besuche abzustatten gedachte, so ließ er sich wohl die Adresse des Zwischenhändlers geben und zahlte dort nur die Hälfte oder Zweidrittel des Kassenpreises — wie der Berliner, der sich schon längst daran gewöhnt hatte, keine Billets mehr beim Theater selbst zu kaufen, zumal ihm die Übersicht über die Ermäßigungen sehr leicht gemacht wurde. Der Billet- und Teppichhändler schickte nämlich jedem „Interessenten" halbmonatlich die Mitteilungen über seine Preise und die Preise der Theater, tabellarisch gegenübergestellt, ins Haus; trotz seiner hohen Ermäßigungen konnte er noch die Spesen solcher Reklame tragen. Das Zwischenhandelsgeschäft mit Theaterbillets mußte also recht einträglich sein.

Da durch diese rationelle Betreibung des Zwischenhandels, durch den die Bühnenleiter hofften, die bei vollen Preisen nicht mehr zu füllenden Theater ohne eine offizielle Preisherabsetzung bei halben Preisen füllen zu können, nur noch ganz Fremde an die Abendkasse kamen und eine wesentliche Steigerung des Besuchs in schlechten Zeiten trotzdem nicht erreicht wurde, so beschlossen die Berliner Direktoren, diesen von ihnen im letzten Grunde selbst geschaffenen Zwischenhandel wieder aufzuheben und sich zu verpflichten, keine Billets unter dem Kassenpreis abzugeben. Die Zeit war diesem Entschlusse günstig: nach einem selten magern halben Theaterjahr kam ein ebenso selten fettes: Reinhardt macht, mit französischen Schwänken und deutschen Dichtungen, im Kammerspielhaus, mit Klassikern im Deutschen Theater (weil die im Schauspielhaus kaum der Kleinstädter noch ansehen kann) selbst bei vollen Preisen volle Häuser, Brahm im Lessing-Theater mit Hardts Tantris „der Narr" und Bahrs „Konzert" sowie jetzt, zu Ende der Spielzeit, mit dem wiederaufgenommenen Ibsen-Zyklus; das Berliner Theater (das von seiner neuen Direktion ursprünglich zum Repertoire-Theater bestimmt wurde) kann das Sensations-Drama des Ungarn Lengyel, „Taifun", in langen Serien geben, das Kleine Theater, das Lustspielhaus, die Operetten-Theater gehen gut.

Da hielts nicht schwer, zu einem fast einstimmigen Entschluß zu kommen: denn ganze Preise sind auch den Theaterleitern, wenn sie sie bekommen, immer lieber gewesen als halbe, und zu den Annehmlichkeiten ihres Lebens gehörte es sicherlich nicht, zum Teppichhändler um Vorschuß auf die nächsten Vorstellungen zu laufen. Ihren Entschluß haben sie nun mit zielbewußter Energie in die Tat umgesetzt: indem sie die Theater, die sich ihnen nicht anschlossen, von einer Reklame ausgeschlossen haben, die von einem geschäftlichen Weitblick zeugt, wie man ihn sonst selten bei Theaterleuten trifft. In den Vorhallen der Theater, die im Kartell sind, findet man nämlich abends Tafeln, die das Repertoire des nächsten Tages anzeigen — natürlich nicht der außerhalb des Ringes stehenden Theater.

Diese Bühnen, die eine fragwürdige Existenz auf dem schwankenden Grunde einer unvornehmen Zwischenhändlertätigkeit führen, kann man also von der Tafel ablesen. Nächst einigen Volksbühnen (deren Alltagsdasein durch die in Zigarrengeschäften ausgegebenen Bons aufrechterhalten wird) fehlen das Theater des Westens, das Trianon-Theater und das Thalia-Theater.

Die Ursachen für die von ihnen eingenommene Außenseiter-Stellung ist dem mit den Berliner Theaterverhältnissen Vertrauten leicht auffindbar: das Theater des Westens und das Trianon-Theater dienen doppelten geschäftlichen Zwecken: es soll mit ihren Aufführungen und mit ihren Werken ein Geschäft erzielt werden, denn hinter den Direktoren steht ein Berliner Theaterverlag. Für das Verlagsgeschäft ist die Aufführungszahl der Hauptfaktor, da nach ihr die meisten (ach so unselbständigen!) Provinzdirektoren sich über Annahme oder Ablehnung eines Stückes entscheiden. Ist nun die Aufführungszahl, die das gegenwärtige Repertoirestück für die Provinz begehrenswert — und tantiementeuer macht, mit den Kassenpreisen nicht zu erreichen, so wird man versuchen, auf den Umweg über den Zwischenhändler bei billigeren Preisen das Werk „zu forcieren" (wie es im Theaterjargon heißt) — — und deshalb stellen sich die Direktionen außerhalb des Kartells, das nicht die Interessen der Theater, sondern die des hinter ihnen stehenden Verlegers gefährden könnte. Die dritte Bühne im Bund, das Thalia-Theater folgt bei seiner Stellungnahme der Not und nicht dem eigenen Triebe. Es wehrt sich zwar gegen die von Fritz Engel (dem einzigen Berliner Theaterkritiker, der sich des öfteren auch mit den praktischen Fragen des Theaterwesens befaßt) im B. T. angeregte Ermäßigung der Eintrittspreise an allen Berliner Bühnen; aber es geht hin und läßt seine Billets von zweiter Hand weit unter dem Preis noch anbieten, auf den Fritz Engel das Eintrittsgeld offiziell gern ermäßigt sehen wollte.

Für diese Ermäßigung der Preise wäre wohl kaum eine so große Anzahl von Theatern zu gewinnen, wie für die Ausschaltung des Zwischenhandels; sie ist eine Frage des Etats und der ist bei den Berliner Bühnen gar zu verschieden. Bei Reinhardt ist er so hoch, daß er selbst bei immer vollen Häusern kaum auf die Kosten kommen soll, Brahm kann selbst bei gutem Geschäftsgang und bei seiner vorsichtigen Geschäftsführung seinen Aktionären keine allzu hohe Dividende zahlen; die Theater mit geringem Fassungsraum brauchen das hohe Eintrittsgeld, weil es ihnen bei dem geringen Unterschied im Etat von dem der großen Bühnenhäuser unmöglich wäre, in einem guten Theaterjahre nennenswerte Reserven für ein schlechtes zu sammeln. Die Gesundung der Theaterverhältnisse wird daher kaum von einer Verbilligung des Theaterbesuchs zu erwarten sein; sie liegt auf dem schon beschrittenen Wege zur Ausrottung der Übelstände im Billetverkauf — und in einer ihres Zieles besser bewußten Leitung der meisten Bühnen.

Gustaf M. Hartung.

Randbemerkungen.

Der Streit um Erzberger

gehört mit zu den ergötzlichsten Begebenheiten unsrer an neckischen Zwischenfällen gewiß nicht armen Parlamentsperiode. Es ist ja nicht das erste Mal, daß der Benjamin des Zentrums von den Seinen verleugnet wird; redselig und schreibselig, wie er ist, kann er Mund und Tinte nicht halten und erinnert in seinem Tun zuweilen an ein Knäblein, das auf der Promenade mit seinem Diavolo-Spiel das Publikum in Schrecken setzt. Solange kein Schade dabei angerichtet wird, freut sich die Frau Mama über das Talent des Sprößlings, fliegt aber das Schleudergeschoß in eine Scheibe, dann drückt sich die Gute und schreit aus dem Haufen mit. Besonders ärgerlich war diesmal die „Kölnische Volkszeitung" über den Erzbergerschen Konfiskations-Antrag, und Herr Bachem nannte ihn sogar mit zarter Anspielung auf frühere Vorgänge das enfant terrible der Fraktion, wobei auch die „Zentr.-Parl. Korrespondenz" in demselben Sinne ein Wörtchen mit einfließen ließ. Aber auf Benjamin machte dies nicht mehr Eindruck als eine Dampfwalze auf ein Zeitungsblatt, und er wies höhnisch den Vorwurf, mit einer Privatarbeit in die Freundesreihen Verwirrung getragen zu haben, zurück, wasmaßen ja die Fraktionsgenossen in der Kommission die Herren Müller-Fulda, Gröber, tutti quanti keine abweichende Ansicht bekundet hätten. Die „Germania" insbesondere hielt dem Angegriffenen die Stange, und so stellt sich denn heraus, daß nicht Benjamin, der Buttenhäuser, sondern seine rheinischen Brüder die Geschlagenen waren, und die ganze Komödie nur angezettelt worden war, um

Digitized by Google

den Rückzug der Partei zu verdecken. Man hatte Dernburg den Stuhl nicht unter dem Leibe wegziehen können und lenkte darum die Aufmerksamkeit von der Haltung des Zentrums ab. Matthiaschen wird nach wie vor „Privatarbeiten“ liefern, nach wie vor wird er wegen seines Fleißes gelobt oder gescholten werden, und nach wie vor wird man gut tun, unbeirrt um den Dampf der Kanonade die feindlichen Reihen im Auge zu halten, wenn man ihren konzentrierten Vormarsch nach rückwärts erkennen will. Dr. P. Kl.

* * *

Die französischen Wahlen

haben keine Überraschungen gezeitigt. Das Kabinett Briand wird leben oder sterben durch die Gunst oder Ungunst derselben Parteien, denen es in der verflossenen Deputiertenkammer sein Dasein verdankte. Aber eine Erkenntnis ist am vorigen Sonntag gereift: der französische Wähler antwortet langsam, er interessiert sich nicht mehr so für die Politik wie früher, und wenn man von einigen Tumulten, wo Blut floß, absieht, ist der Gang zur Wahlurne in schläfriger Ruhe vollzogen worden. Die Politiker von Beruf und ihre Anhänger sind zwar aufgeregt genug gewesen, aber die Massen waren nicht in Fluß zu bringen und befleißigen sich der Abstinenz. Sie sind gleichgültig geworden, und ihre Schläfrigkeit hat die Frage der Wahlreform wieder aufleben lassen. Man spielt mit dem Gedanken, die Listenwahl aufs neue zu erproben, und verspricht sich von diesem schon einmal in Übung gewesenen Wahlmodus eine Auffrischung des Interesses. Es ist klar: wenn immer größere Kreise sich von der Politik abwenden und den Geschäftspolitikern es überlassen, die ein Jahreseinkommen von 15 000 Francs darstellenden Mandate unter sich zu verteilen, dann versumpft das öffentliche Leben, und die Machthaber sind außerstande, der öffentlichen Meinung richtig auf den Puls zu fühlen. Die latente Unterströmung der Unpolitischen mit ihrer Abneigung gegen die republikanische Regierung, mit ihrer Indolenz bildet sich im Laufe der Zeit zu einer nicht zu unterschätzenden Gefahr für die gegenwärtige Staatsform aus, und bei andauernden wirtschaftlichen Krisen, deren Eintritt niemand voraussagen kann, gewinnen die Aussichten etwelcher Prätendenten allmählich greifbare Gestalt. Darum ist es verständlich, wenn man zur Kontrolle derartiger Regungen dem Listenskrutinium wieder näher tritt. Scheinbar ist der Radikalismus im Wachsen, aber die Reaktion dagegen dürfte nicht lange auf sich warten lassen; einstweilen sind die Klerikalen zur Ohnmacht verurteilt, die römische Kirche ist materiell zu Boden geschmettert worden und sucht sich aufs neue im Wege der Selbsthilfe zu organisieren. Aber wir wissen auch, daß sie unter der ersten Revolution noch schlimmere Tage durchgemacht hat, um sich völlig in alter Kraft zu erheben. Es hieße Rom unterschätzen, wollte man annehmen, der Kampf mit der säkularisierenden Republik sei aufgegeben. Die Kirche ähnelt Antäus: sie hat sich immer wieder aufgerichtet, und ihr tiefster Fall ist noch stets der Beginn einer Ära der Erstarkung gewesen. Die Republik hat eine erstaunliche Ähnlichkeit mit dem durch Diebereien ausgezeichneten russischen Absolutismus bewiesen bei der Teilung des Kirchenvermögens, und Duez und Genossen dürfen es kühnlich mit jedem langfingrigen Senator oder General im Reiche des Zaren aufnehmen. Diese Art des Enrichissez-vous trägt mit zur Lauheit des französischen Wählers bei und legt ihm Zurückhaltung bei der Beteiligung am öffentlichen Leben auf, und darum ist die wachsende Ruhe durchaus kein Symptom, auf das Optimisten mit Zuversicht hindeuten dürfen. Diese Ruhe kann sehr wohl andre Gründe haben, eine Periode der Sammlung sein, und darum wird es verständlich, wenn jetzt wieder die Wahlreform auf die Tagesordnung der neuen Kammer gesetzt wird.

* * * Dr. L. M.

Zur Weltlage.

In Preußen und Deutschland hat man nur noch Sinn für das Wahlrecht. Es ist zum Verzweifeln! Als ob es sonst keine wichtigen und weit wichtigeren Dinge in der Welt gäbe. Seit anderthalb Monaten, seit der Reichstagsdebatte über die auswärtige Politik, ist die übrige Welt für uns fast versunken. Freilich, auch damals, auch bei der Debatte, war zeitweilig noch nicht ein Fünftel der Abgeordneten im Saale. Verfluchtes Volk, du wirst nicht klug! möchte man mit Goethe stöhnen.

Die Weltlage hat sich seit der türkischen Revolution für Deutschland in keiner Weise gebessert. Man ist so unbändig stolz auf unsre Nibelungentreue, vor der alle Mächte schaudernd zurückgewichen seien; allein, aus den jüngsten Erklärungen des preußischen Kriegsministers im Reichsrat geht doch klärlich hervor, daß lediglich der Wunsch des greisen Franz Joseph einen Weltkrieg, insbesondre den mit Italien, verhindert hat. Nichts andres. Und in Österreich glaubt man keineswegs Ursache zu haben, diese Verhinderung besonders freudig zu empfinden. Man weiß zu genau, daß aufgeschoben nicht aufgehoben, und daß die Gegner sich nur inzwischen besser rüsten, und dann also die Abrechnung weit schwieriger sein wird. Aber auch Deutschland hat nicht den mindesten Grund, über die Verhinderung zu jauchzen. Denn da inzwischen Aehrenthal erkannt hat, daß wir in eine unfruchtbare Status-quo-Politik hartnäckig verbissen sind, während die ganze übrige Erde, namentlich auch die Balkan-Erde, sich weiter entwickelt, so hat er die nötigen Schlußfolgerungen daraus gezogen und hat sich den Russen genähert, weil er mit ihrer Hilfe bessere Geschäfte zu machen glaubt. Auch hat sich dann dieser Tage das Komitee aufgelöst, das zur Erinnerung an die Nibelungentreue von 1909 ein Denkmal in Wien setzen wollte. Andrerseits ist von einer Verstärkung der Deutschen und ihrer Stellung durch jene Nibelungentreue nichts zu verspüren. Im Gegenteil. Das Zünglein wendet sich wieder den Slawen und Magyaren zu. Freilich sind die Deutsch-Österreicher in auswärtigen Dingen von unheilbarer Blindheit geschlagen, sind noch immer die Herbstzeitlosen von 1879, die gegen die Besetzung Bosniens stimmten, und die jetzt die nötigen Kredite für die Mobilmachung von 1909 verweigern.

In England will die Invasionsfurcht nicht abflauen. Neue Wahlen stehen vor der Tür. Voraussichtlich werden die Tories gewinnen. Dadurch wird die starke Politik Weltbritanniens einen frischen Aufschwung erleben. Zunächst in der Türkei. Ohnehin schreitet die wirtschaftliche Eroberung der Türkei durch englisches Kapital unentwegt weiter. Ganz Südwestasien wird britischer Einflußkreis. Nicht minder dauern in Persien die Unruhen an. Sofort benutzt sie England, zumal kürzlich der mit England in Verbindung stehende Oberposeur Sipahdar zum Sadrazan erhoben wurde. Da wird auch die deutsch-persische Bank wenig Wirkung ausüben können. Mit wieviel Jubel wurde die Gründung dieses Instituts begrüßt, einer Bank, die 4 Millionen Mark hat gegenüber den 4 Millionen Pfund der Imperial Bank of Persia. Das Beste aber ist, daß seit den drei Jahren der Gründung noch gar nichts eingezahlt ist, daß selbst dieser bescheidenste Versuch, in Iran Geltung zu erlangen, was wegen der Bagdadbahn wichtig wäre, scheitert. Nun schön, wenn es neuerdings gelingen sollte! Der Verdruß im englischen Unterhaus spricht dafür.

Am bedeutungsvollsten ist die Zuspitzung der Lage in Ostasien. Dort ruht augenblicklich das Schwergewicht der Weltpolitik. Wir haben auf der einen Seite das Angebot einer japanisch-österreichischen Militärkonvention gegen Rußland, auf der andern eine russisch-japanische Verständigung gegenüber den Verbündeten China und Amerika. England hält sich vorsichtig abseits, aber muß, durch seine Verträge gefesselt, der Verständigung freundlich gesinnt sein. In Afrika ruhen die Dinge zurzeit. Allein sowohl in Abessinien, als auch in Marokko und im Ost-Kongogebiet können jeden Augenblick ernste Verwicklungen entstehen. Namentlich eine Aufteilung Abessiniens, deren Folge ein weiterer Machtzuwachs Englands, wird kaum zu vermeiden sein.

Das Leben zeigt, wie fortwährend alte Freundschaften

Digitized by Google

zerrüttet werden oder wenigstens im Sande verlaufen. Sich lebensfrisch zu erhalten, muß man stets neue Freundschaften zu den alten gewinnen. So auch in der Politik.

* * * W.

Generalsdeutsch.

Mit der deutschen Sprache geht man recht unbarmherzig um. Schriftsteller und Redner vergewaltigen sie oft in unerhörter Weise. Mitunter ist dies wenigstens zum Teil zu entschuldigen. Besonders dem Tagesschriftsteller steht nicht immer genügend Zeit zur Verfügung, an seinen Sätzen zu feilen, und dem Redner, wenn er frei spricht, erst recht nicht. Zum mindesten aber sollten Behörden in Erlassen oder andern Dokumenten, zu deren Abfassung sie genügend Muße hatten, sich einer reinen Sprache befleißigen und grobe Schnitzer vermeiden. Der kommandierende General eines preußischen Armeekorps hat soeben einen Nachruf auf einen verstorbenen Untergebenen hinterlassen, der mit folgendem Satze beginnt:

„Als Jüngling 1870/71 mit dem Husarensäbel in der Faust hervortretend bewährt, waren seine treuen Dienste auch weiterhin fast ohne Unterbrechung Truppenteilen seines heimatlichen Armeekorps gewidmet."

Gegen eine solche Sprache, für die „salopp" ein viel zu milder Ausdruck ist, muß protestiert werden. Gerade weil der Nachruf von so hervorragender Stelle ausging, kann sein schlechtes Deutsch vorbildlich werden, und das wollen wir doch nicht wünschen. Dr. P.

* * *

Irritiert.

In unsrer Zeit, die nicht mehr junge Griechen und Römer erziehen will, sondern junge Deutsche, der aber dieses löbliche Vorhaben gründlich vorbeigelingt, indem sie lauter junge Amerikaner hervorbringt, in unsrer Zeit ist es schon eine Art Ehre, kein Latein zu können. Wozu auch; um es zu können, müßte man es vorher lernen, und das hieße den Kopf seiner heutzutage wichtigsten Beschäftigung, dem Parieren von Bällen beim Fußballspiel, entziehen. Nun sind aber gerade die Leute, die nie eine Ahnung von Latein gehabt oder ihr geringes Wissen längst wieder verschwitzt haben, die leidenschaftlichsten Gebraucher von Fremdwörtern, und dieses Zusammentreffen von Unwissenheiten und Bildungsheuchelei führt zu allerlei Blamagen. In Nr. 196 des „B. T." lesen wir in dem Bericht über eine Gerichtsverhandlung, der Verteidiger habe seine Befürchtung ausgesprochen, die Zeugen könnten durch die Zuchthauskleidung des Angeklagten, den sie rekognoszieren sollten, „irretiert" (sic) werden. Man erinnert sich dabei an die bekannte Unterhaltung zwischen Virchow und einem russischen Prüfungskandidaten. Auf eine Frage hatte dieser geantwortet: „das Lebber", worauf der Examinator mild belehrte: „Erstens heißt es nicht das Lebber, sondern die Lebber, zweitens heißt es nicht die Lebber, sondern die Leber und drittens ist es nicht die Leber, sondern die Milz." Daß der Anwalt nicht irretiert, sondern irritiert gesprochen hat, unterliegt keinem Zweifel, aber auch daß er das Wort irritiert gebraucht hat, ist zu bezweifeln, denn ein Anwalt ist ein gebildeter Mann und hat wahrscheinlich ein lateinisches Lexikon zu Hause. Er würde den Fehler nicht gemacht haben, den soviel ungebildete Menschen machen, „irritieren" anstatt „beirren, irreführen" zu setzen. Der Gleichklang der Worte verführt dazu, und da von nachlässigen Reportern und Redakteuren das in jeder Redaktion zweifelsohne vorhandene Fremdwörterbuch nicht eingesehen wird, so wird das lateinische irritare „reizen, anreizen, erregen" regelmäßig falsch übersetzt, und wie es die Zeitungen brauchen, so braucht es das Publikum. Vielleicht merken sich die, die es angeht, daß irritiert soviel ist wie gereizt oder aufgebracht und wenden in Zukunft das Fremdwort richtig an, vielleicht sogar lernen sie aus diesem Falle, daß es für sie — und überhaupt — besser ist, überhaupt kein Fremdwort zu gebrauchen, wenn ein vollgültiger deutscher Ausdruck zur Verfügung steht. Dr. M. P.

* * *

„Der Rhein im Bild".

Unter diesem Namen soll am 8. Mai d. J. im Kurfürstlichen Schloß zu Mainz eine Ausstellung des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein durch den Protektor des Verbandes, den Großherzog Ernst Ludwig von Hessen, eröffnet werden. Die Ausstellung will eine Anschauung geben, wie sich die Rheinlandschaft von der Quelle bis zum Niederrhein in der modernen Kunst darstellt; und zwar in der ausgesprochenen Absicht, der überlieferten und überlebten romantischen Auffassung der Rheinlandschaft im Publikum eine modernere entgegenzustellen, darin die Rheinlandschaft aus sich selber schön ist ohne Ruinen- und Mondschein-Romantik. Obwohl also diese Ausstellung nach den „Motiven" ausgewählt und geographisch geordnet ist, wird sie doch nur ausgesuchte Werke enthalten und eine Kunstausstellung von guter Qualität sein. Die bedeutendsten Künstler Westdeutschlands, Thoma wie Trübner, Schönleber wie Steinhausen, Haueisen, Gattiker, v. Volkmann, Kampmann, v. Seebach, Hoelzel, Clarenbach, Pankok, E. R. Weiß und andre, sind mit Werken darin vertreten, so daß die Ausstellung — unter der Leitung von Wilhelm Schäfer — zugleich eine Ausstellung rheinländischer Künstler von gutem Rang sein wird.

Ich warne Ungläubige!

Vorgestern war ich mit meinem alten Freunde, dem Baron v. Querpapp, zusammen. Querpapp war zehn Jahre lang Pfarrer im Nassauischen. Als wir uns wiedersahen, rief er mir gleich mit vollem Bierglase in der Hand zu: „Ich warne Ungläubige!"

„Was ist denn los?" erwiderte ich, „hast du eine neue Religion gegründet?"

„Du hast es", rief er mit strahlendem Angesicht, „erraten. Ich habe die neue Kometen-Religion gegründet."

„Ach so", sagte ich, „darum hast du die Pfarrerlaufbahn verlassen. Na ja — hast du schon eine große Gemeinde?"

„Siebzig Milliarden Anhänger!" versetzte er schmunzelnd, „und es werden täglich mehr. Ich warne Ungläubige! Die Kometen sind die Götter, zu denen wir zu beten haben".

„Entschuldige!" warf ich ein, „sind deine Anhänger sämtlich Menschen?"

Digitized by Google

„Bewahre!“ rief er hell auflachend, „70 Milliarden Menschen gibts ja gar nicht — oder: wir müßten alle Gestorbenen mitzählen. Das aber hat wenig Zweck. Gestorbene Anhänger nützen uns nicht viel. Meine Anhänger sind in unserm ganzen Sonnensystem zerstreut und leben alle — leben ein Sonnensystemleben.“

Tiefsinnig blickte Querpapp in sein leeres Glas.

„Kellner“, rief ich mit gerunzelter Stirn, „sehen Sie nicht, daß der Herr noch nicht genug getrunken hat?“

Dankbar sah mich der Pfarrer an, kam mir einen Ganzen und dann noch zwei Halbe. Ich dachte, er hätte schon die neue Religion vergessen. Indessen — darin irrte ich mich — und zwar sehr gründlich.

„Du hast keine Ahnung“, sagte er leise mit heiserer Stimme, „wie wichtig augenblicklich die Kometen-Religion ist. Da kommt soeben bei Rudolf Breiting eine astronomische Bibliothek heraus. Und das erste Heft heißt: Der Komet Halley. Der Verfasser ist Bruno H. Bürgel — ein Ungläubiger. Er sagt da ganz deutlich, daß wir uns vor dem Kometen nicht zu fürchten hätten, sein Schweif wäre viel viel dünner als die Luft. Indessen fügt Bürgel, der Ungläubige, der in den Kometen noch nicht lebendige Götter erkannt hat, gleich darauf hinzu, daß der Kometenschweif zweifellos eine den Nordlichtern analoge elektrische Erscheinung sei, von deren Wesensart wir uns immer noch keine Vorstellung machen könnten. Das Wetter aber, sagt er tiefernst, kann vom Halleyschen sehr wohl beeinflußt werden. Wenn das aber zugestanden wird, so ist die Sache doch wahrlich schon schlimm genug.“

„Ich verstehe“, sagte ich eifrig, „diesen Ungläubigen ebenfalls nicht. Wenn er zugibt, daß der Komet das irdische Wetter beeinflussen kann, so ist doch ein Komet so mächtig wie ein Sonnenfleck. Und da will dieser ungläubige Bürgel sich nicht zu Deiner Kometen-Religion bekennen? Das ist einfach unverständlich. Ein Sonnenfleck bringt auf der Erde nicht nur Nordlichter hervor; er beeinflußt auch das politische und soziale Leben der Menschheit. Das wird von allen Astronomen als Tatsache bezeichnet. Man bringt die elfjährige Sonnenfleckenperiode mit dem Jupiter in Zusammenhang; dieser Jupiter umkreist ja die Sonne in guten elf Jahren. Der würde also, wenn die Sache stimmt, die Erdbewohner indirekt beeinflussen. Natürlich muß mans da für etwas sonderbar halten, wenn die Astronomen den Einfluß der Kometen auf unser politisches und soziales Leben bestreiten wollen. Die ganze Kultur der Menschen wird nach meiner Überzeugung von den Kometen umgekrempelt. Ein kulturelles Erdbeben können wir im Mai dieses Jahres erleben. Mir erscheint es sicher, daß was Unerwartetes passiert. Wenn schon Sonnenflecke, die so weit von uns entfernt sind, unser Kulturleben irritieren können, so muß doch ein Komet, der ein wandelnder Sonnenfleck sein dürfte, noch viel heftiger auf uns wirken, wenn er uns ganz nahe kommt. Wenn die Kometenschweife auch dünner als unsre Luft sind, sie können doch sehr mächtig sein. Vergessen wir nicht die ungeheure Ausdehnung der Kometen. Der Kopf des Kometen vom Jahre 1811 war viel viel größer als unsre Sonne.“

„Und da“, rief der Baron und Pfarrer feurig, „denken die Astronomen, der Kopf der Kometen bestünde aus lauter Meteorsteinen.“

Wir lachten danach so fürchterlich, daß alle Gäste des Lokals sich erstaunt umblickten.

Der Kellner aber sagte zur Beschwichtigung:

„Die Herren haben soeben eine neue Religion gegründet.“

Paul Scheerbart.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
—— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. ——

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ∴ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

(„Agfa“ 118)

16seitige „Agfa“-Prospekte mit nebenstehendem Titel sind gratis zu beziehen durch die Photohändler

„Agfa“-Platten extra rapid

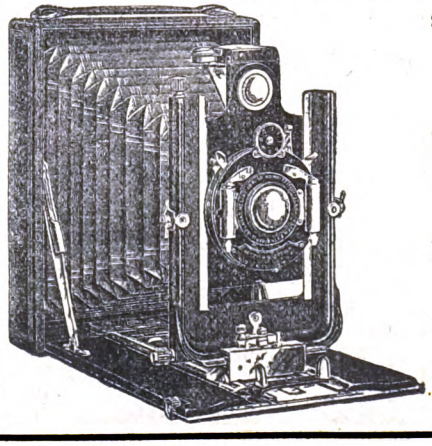
„Agfa“-Chromo-Platten. Farbenempfindlich, :: ohne Gelbscheibe ::

Chromo-„Isolar“-Platten mit Gratisgelbfilter Farbenempfindlich, lichthoffrei

sind unübertroffen haltbar und erprobt zuverlässig ::

Bezug durch die Photohändler.

Geringe Dimension, unverwüstliche Stabilität, optische Ausstattung bester Qualität, präzise Funktion



sind die Vorzüge der

„Ideal“-Camera.

Preisliste No. 513 kostenlos.

ICA AKT.-GES. DRESDEN.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Aue, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Jagd-Trophäen, in- und ausländische völkerkundliche
Waffen u. Gebrauchs-Gegenstände
für Dekorations- und Sammelzwecke.
Wiedmann & Scheeffler, Nürnberg H.
Jll. Prachtkatalog „H" geg. 35 Pf. i. Briefm.

Bücher Katalog
über interessante, hochwichtige und belehrende Bücher versende an Jedermann gratis und franko.
Reform-Verlag Fr. Schneider, Halle a. S. 115, Zwingerstr. 4/5.

Hygienisch.
Bedarfsartikel. Neuest. Katal. m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Vereinigung: Die Wissenschaft für Alle.

Die Vereinigung bezweckt Wißbegierigen und Bildungsbedürftigen aus allen Kreisen des deutschen Volkes auf billigstem Wege Gelegenheit zu geben, ihr Wissen zu erweitern u. ihre Bildung zu vertiefen.

Zu einem **Mitgliedsbeitrag von Mk. 1.50 vierteljährl.** erhalten die Mitglieder

1. die Halbmonatsschrift **„Das Wissen"**, und
2. zwei Bände der **„Bücher des Wissens"** (Ladenpreis à 50 Pfg.); sie haben
3. freien Zutritt oder Eintritt zu ermäßigten Preisen zu den von der Vereinigung bezeichneten Vorträgen, und ferner hat jedes Mitglied das Recht,
4. sechs weitere Bände der **„Bücher des Wissens"** vierteljährlich nach eigener Wahl zum Vorzugspreis von je 30 Pfg. (statt des Ladenpreises von je 50 Pfg.) zu beziehen. — Erschienen sind bis Anfang 1910 140 Bände „Bücher des Wissens". Außerdem sind die Mitglieder berechtigt
5. zum Bezuge der von der Vereinigung in jedem Jahre neu erworbenen Bücher zum Vorzugspreis für Mitglieder und
6. zur Inanspruchnahme des Fragekastens und Sprechsaales der Halmonatsschrift **„Das Wissen"**.

Für Nichtmitglieder der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle" kostet die Zeitschrift „Das Wissen" jährlich Mk. **7.20** und jedes Exemplar der „Bücher des Wissens" **50** Pfg., zusammen jährlich Mk. **11.20.** Mitglieder genießen daher, abgesehen von den übrigen Rechten, eine

Preisermässigung von Mark 5.20 jährlich.

Mitglied der Vereinigung kann jedermann werden, der Eintritt jederzeit erfolgen. Alle Buchhandlungen, sowie die Geschäftsstelle der Vereinigung nehmen Anmeldungen entgegen. Der Mitgliedsbeitrag Mk. **1.50** ist vierteljährlich im Voraus zahlbar. Weitere Pflichten übernehmen die Mitglieder nicht. Probenummern der Halbmonatsschrift „Das Wissen" und Satzungen der Vereinigung kostenlos.

Verzeichnis der erschienenen Bände auf der letzten Umschlagseite.

Geschäftsstelle der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle"
Berlin W. 9, Potsdamerstr. 124.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Meißler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 20. Berlin, den 14. Mai 1910. 39. Jahrgang Band 77.

König Eduard †.

Der Mai, der in London mit dickem Nebelwetter einsetzte, hat dem König Eduard den Tod gebracht. Ein bei seinem Volke nicht unbeliebter Herrscher, einer der vielen aus dem Hause Coburg, die auf europäischen Thronen gesessen haben, schied er in dem Augenblick, da England in eine Ära innerpolitischer Kämpfe eingetreten ist, und nur Eingeweihte wissen, welcher Partei heut im Grunde seines Herzens seine Sympathien gehört haben, und wie die Entscheidung ausgefallen wäre, wenn er als streng konstitutioneller Herrscher sein Votum hätte abgeben müssen. Wenigstens hat er stets verstanden, den Schein der Objektivität zu wahren und absolutistische Regungen, die einem Mann von so durchdringendem Verstande sicherlich nicht fremd gewesen sind, zu unterdrücken. Dieser Verstand bewahrte ihn im allgemeinen vor offenen Meinungsäußerungen, die ihn im Gegensatz zu irgend einer Partei hätten stellen können, und erhielt ihm die Gunst der Massen. Er lobte nicht, er tadelte nicht und exponierte sich dadurch auch nicht, und doch gehörte er zur Klasse jener wohlbeleibten Männer, deren Freundschaft auch einem Cäsar auf die Dauer nicht gut bekommen wäre. Sein äußerliches Phlegma war die natürliche Maske seiner Klugheit, und nur hin und wieder verriet ein scharfgeschnittenes Witzwort über den oder jenen Monarchen, wie lebhaften Geistes der Sohn des Queen-Konsort war. Freilich, die Zeiten seiner Kronprinzenschaft — Daudet hat ihn als Prince des Galles sattsam als Lebenskünstler gekennzeichnet — lagen mit ihren teilweise recht ärgerlichen Abenteuern nicht allzuweit hinter ihm, als er sich die Krone auf das Haupt setzte. Aber wie Prinz Heinz verschwanden die Genossen wilder Nächte, die Baccatfreunde, die ihm manche Hunderte von Pfunden abgenommen hatten, im Dunkel, und vielleicht ist es gerade diese stürmisch verlebte Jugend gewesen, die ihn nicht in den Ruf des sogenannten liberalen Thronfolgers geraten ließ. Wer in Paris fleißig soupiert, in Monte Carlo Stammgast ist und den Umgang mit interessanter Weiblichkeit, auch wenn sie nicht im Adelsalmanach verzeichnet steht, im Kreise lebenslustiger, leider nicht immer genug verschwiegener Kameraden pflegt, dem fehlt die Muße für die Politik. Der Prinz von Wales lebte damals im Stile der George und hat gewiß abseits von den Staatsgeschäften manchen jüngern seiner Standesgenossen um seine politische Betätigung beneidet. Es ist uns eine Bemerkung von ihm aufbewahrt, die in Kopenhagen gefallen sein soll: Kaiser Wilhelm ist 31 Jahre, und jeder kümmert sich um ihn, niemand um mich mit meinen 49 Jahren. Das Gefühl des Neides, das daraus spricht, ist verständlich und erklärt vielleicht manches aus dem Verhältnis des spätern Königs und Onkels zu seinem kaiserlichen Neffen.

Was er notgedrungen früher versäumte, verstand er später reichlich nachzuholen: die Welt mußte sich um ihn kümmern, oft mehr, als ihm selber lieb und der Ruhe Europas zuträglich war.

In Deutschland hatte man allen Grund, mit Spannung die Wege zu verfolgen, die der neue Herrscher einschlagen würde. Unser Verhältnis zu England war trübe geworden; trotz unsrer loyalen Haltung während des Burenkrieges war Mißtrauen in der englischen Volksseele gegen uns entstanden und machte die Bahn für ein Größer-Britannien und den Imperialismus frei. Eduards Botschaft „An mein Volk über See“ erhellte die Lage. Es war ein Bekenntnis für Chamberlains Politik, kurz zwar nur, aber bedeutsam. Und alles, was er in den 9 Jahren seiner Regierung getan hat, ist auf diesen Ton gestimmt gewesen, seine Hand war überall und nirgends, wenn es galt, englische Interessen in den Vordergrund zu schieben, und so wurde er der schwarze Mann für Deutschland, der Vater aller Hindernisse, den man auch da vermutete, wenn er auch einmal nicht am Werke war, aber man durfte sich in Deutschland darüber nicht beklagen. Niemals ist einem Monarchen von der Presse eines Landes größere Abneigung erwiesen worden — wenn man nicht etwa von Napoleon III. absieht —, niemals hat es so scharfe persönliche Angriffe gehagelt als gegen König Eduard. Es waren nicht nur Karikaturen, womit man ihm zuleibe ging; auch die ernster zu nehmende deutsche Presse benahm sich fortgesetzt unklug, ohne zu bedenken, wie der loyale Engländer diese andauernden Reizungen auf-

Digitized by Google

nehmen mußte. An Warnerstimmen hat es freilich nicht gefehlt, indessen, der Schade war geschehen und das dadurch verschärfte englische Mißtrauen war eine der sichersten Figuren im Schachspiel des Königs geworden. Und er spielte meisterhaft überall. In Paris, in St. Petersburg, in Kristiania, am Goldenen Horn, im Quirinal verspürte die deutsche Diplomatie die Wirkung seiner vielberufenen Einkreisungsmethode. Er verstand es, die russischen Machthaber mehr noch als früher der traditionellen Freundschaft mit Deutschland abspenstig zu machen und Gegensätze auszugleichen durch Verdunklung der Interessensphären, die unausgleichbar schienen. Seiner Klugheit war es zu verdanken, daß die Doggerbank-Affäre, aus der ebenso leicht ein casus belli hätte konstruiert werden können, zur Annäherung an Rußland führte, und als in Algeciras die Karten aufgelegt wurden, ergab sichs, welche Dienste er seinen Freunden zu leisten verstanden hat. Deutschland war nahezu isoliert, der Erfolg Frankreichs bedeutete in Wahrheit einen Sieg Eduards, sein Werben um die österreichische Freundschaft mißlang. Den Komplikationen, die aus der Annexion Bosniens und der Herzegowina erwuchsen, war selbst der Vielgewandte nicht gewachsen, und wie weit er an dem tiefgehenden Zerwürfnis zwischen Iswolski und Aehrenthal beteiligt war, ob er dort mit einer Vermittlerrolle scheiterte, läßt sich heute noch nicht klar erkennen. Es mag sein, daß seine Erfolge mehr imaginärer Natur waren und daß er im Grunde keine der intrikaten Fragen von internationaler Bedeutung gelöst hat, daß er nicht vermocht hat, Deutschland in unhaltbare Konstellationen zu drängen und der Dreibund nach wie vor gesichert erscheint. Indessen das, was er für England geleistet hat, wird erst bei Betrachtung der Anfänge seiner Regierung klar: das Inselreich befand sich längst in dem Zustande einer glänzenden Isolierung, und seine Staatsmänner verspürten allmählich das Bedürfnis nach Anlehnung an eine Macht, die ihren Zwecken dienstbar gemacht werden konnte. Die nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zum deutschen Kaiserhause bildeten eine natürliche Brücke für eine Annäherung, und sie schien in der Tat zu erfolgen trotz des verhängnisvollen Berliner Telegramms an den Präsidenten Krüger. Mit welchem Ziel, das ist aktenmäßig heut noch nicht zu belegen, doch wissen wir, daß damals von einem deutsch-englischen Bündnis mit einer Spitze gegen Rußland geraunt wurde und bestimmt wissen wir, wie wenig Bülow damals geneigt war, ein Abkommen zu treffen, das im Ernstfall, auch bei günstigem Ausgang, eine unablösbare Hypothek russischen Hasses für Deutschland, für England allein bare Erträgnisse zur Folge hätte haben müssen. Äußerlich trat das Scheitern dieser Annäherungsversuche in die Erscheinung mit der Umgehung Berlins. Der König empfing den deutschen Kaiser wohl in Windsor, ließ sich selber jedoch nur in [illegible] höhe, Kronberg und Kiel sehen, vermied es ostentativer Betonung, der silbernen Hochzeit des Kaisers beizuwohnen und erschien erst im achten Jahre seiner Regierung in der Reichshauptstadt, während ihn häufig genug sein Weg nach Marienbad durch die deutschen Gaue geführt hatte. Nicht als ob sein Verhalten auf Abneigung gegen unser Volkstum basiert hätte: er kannte es genau, sprach unsere Sprache und verleugnete seine Abstammung nicht, obwohl er sich in Sitte und Lebensführung als ersten Engländer fühlte und gab. Daß er, der den im allgemeinen in Hinsicht auf ihre Wirkung überschätzten Monarchenreisen eine tiefere Bedeutung zu verleihen verstand, nicht mit Worten des Friedens geizte, wen wird es wundernehmen. Der Abschluß von Bündnissen wird stets mit der Sicherung des Friedens begründet, und als Eduard sich im fernen Osten mit Japan verbündete, mit Frankreich die entente cordiale anbahnte, mit der russischen Diplomatie sich ins Einvernehmen setzte, war einzig und allein die Beschwörung jeder Kriegsgefahr der Zweck seiner Bemühungen. Eine seiner Meisterleistungen war die Hypnotisierung der russischen Diplomatie; sie, die sich noch heut nicht von den Schlägen im fernen Osten erholt hat, in den Glauben einzuwiegen, die englisch-russischen Gegensätze der Interessen in Asien könnten abgeschliffen werden bei Bestehen eines englisch-japanischen Bündnisses, ist ein Erbteil von schwerwiegender Bedeutung, mit dem in Downing Street noch lange gewirtschaftet werden kann. Ein weiterer großer Posten besteht in der Befestigung der Beziehungen zu Italien. Ob ein formelles Abkommen über die Mittelmeerinteressen beider Länder getroffen worden ist, mag dahin gestellt bleiben, aber der Punkt, wo eventuell der Hebel zur Sprengung des Dreibundes einmal angesetzt werden könnte, in der Adria, ist deutlich erkennbar. Eduard, der Bekenner des Imperialismus, hat Süd- und Westeuropa zur englischen Domäne gemacht. Mit Spanien, mit Portugal darf der englische Staatsmann der Zukunft als mit Filialen rechnen, selbst Norwegen ist unter König Haakon zur Einbruchstelle geworden, und die Erinnerung an Delcassés abenteuerliche Landungspläne in Schleswig wären nicht möglich geworden, ohne die Vielgeschäftigkeit seines königlichen Beschützers, dessen Reisen überall Gespenster der Beunruhigung aufsteigen ließen. Man sagte ihm geräuschloses Wirken nach und doch löste er überall, wohin er kam, die Lärmkanonen.

Nur eines hat er nicht vermocht: seinem eigenen Volk das Gefühl der Sicherheit zu geben. Er war kein sozialer König. Die Abwanderung der Industriearbeiter nach Amerika und den Kolonien hat eine erschreckende Höhe erreicht, der Handel fühlt sich durch die deutsche Ausfuhrziffer bedroht, die Kämpfe zwischen den Unionisten und den Liberalen, der Ansturm gegen das Oberhaus, dem

Digitized by Google

sicherlich seine Sympathien gehört haben, verbitterten seine letzten Lebenstage und bildeten eine Kette am Fuße des großbritannischen Weltriesen Immerhin ist er es gewesen, unter dem der englische Flottenbau einen nie dagewesenen Aufschwung genommen hat. Was die Einigung aller englischer Parteien auf dem Boden des Imperialismus bedeutet, mögen sie sich nun Liberale oder Unionisten nennen, die Frucht dieser Bemühungen hat er nicht zu ernten vermocht, noch ist alles in Fluß, aber über allen inneren Wirren steht, dank seiner klugen Vorsorge, der englische Reichsgedanke, in dem er alle Angehörigen des britischen Kolonialreichs geeinigt hat, ein leuchtendes Vorbild von Opferwilligkeit für alle Völker. Sein Hinscheiden bedeutet für Großbritannien einen Verlust, ob die deutsche Diplomatie sich einen Vorteil mit dem Abtreten ihres großen Gegners von der Weltbühne herausrechnen darf, ist fraglich. Die reife Weisheit des Alters, die ihm eignete, ließ ihn immerhin als einen Faktor erscheinen, bei dem temperamentvolle Überraschungen ausgeschlossen waren.

Gute Polizei.

Von **Friedrich Stahlberg** (Berlin).

Das preußische Abgeordnetenhaus hat es für nötig befunden, seine Geschäftsordnung zu ändern, wenigstens seine Mehrheit, die sich aus den Parteien der Rechten und dem Zentrum zusammensetzte. Seit Wochen ist über den Hausknechtsparagraphen gelärmt worden, ein Vorspiel zu den leidenschaftlichen Erörterungen im Abgeordnetenhause, und man darf wirklich fragen, ob die Verschärfung der Geschäftsordnung, wie sie jetzt vorliegt, diesen Aufwand von Entrüstung rechtfertigt.

Es ist richtig: Gesetze sollen nicht ab irato gemacht werden, aber sie müssen gemacht werden, wenn der Zorn des zum Gesetzgeben Befugten mit Vorbedacht und unablässig gereizt wird. Sonst hat diese Befugnis keinen Zweck, und im vorliegenden Falle haben es die Sozialdemokraten tatsächlich darauf angelegt, durch fortgesetzte Provokationen die Mehrheit zu reizen und einen Ton in die Verhandlungen zu tragen, wie er kaum in erregten Volksversammlungen zuweilen üblich ist. Die Vergleiche mit der Konfliktzeit sind verfehlt, Lärmszenen hat es auch damals gegeben, und wir wissen, daß ein Präsident, als sein Wort nicht mehr durchdrang, sich mit dem Hute bedeckte, um den Schluß der Sitzung anzuzeigen. Daß aber aus der Mitte des Hauses heraus dieses selber beschimpft, als Schacher- und Trödelbude, als Irrenhaus bezeichnet worden wäre, oder daß Ordnungsrufe geflissentlich mißachtet worden wären, von alledem wissen die stenographischen Berichte der damaligen Zeit nichts zu melden; heute handelt das Haus in Notwehr gegen die Exzesse der Sozialdemokratie, und es ist bedauerlich zu sehen, wie selbst die Nationalliberalen sich auf die Seite der Störenfriede stellen, als sollte das Palladium der Redefreiheit finsteren Mächten ausgeliefert werden. Ob da nicht etwa die auf andern Gebieten gerechtfertigte Abneigung gegen das Zentrum mitgesprochen hat? Fast könnte mans glauben. Dabei war es gerade ein Mitglied dieser Partei, der Abgeordnete Roeren, der die beabsichtigten scharfen Maßnahmen, wie sie sich in dem Kommissionsantrag darstellten, dahin verwässert hat, daß ein Abgeordneter nur für den Rest einer Sitzung ausgeschlossen und aus dem Saal und von den Tribünen entfernt werden darf; ist denn das etwas so Ungeheuerliches? Man werfe nur einen Blick auf die Ordnungsbestimmungen des Reichstags. Da heißt es: „Im Falle gröblicher Verletzung der Ordnung kann das Mitglied durch den Präsidenten von der Sitzung ausgeschlossen werden. Leistet dasselbe der Aufforderung des Präsidenten zum Verlassen des Saales keine Folge, so hat der Präsident in Gemäßheit des § 61 dieser Geschäftsordnung zu verfahren." Was besagt nun dieser § 61? Er lautet: „Wenn in der Versammlung störende Unruhe entsteht, so kann der Präsident die Sitzung auf bestimmte Zeit aussetzen oder ganz aufheben. Kann sich der Präsident kein Gehör verschaffen, so bedeckt er sein Haupt und ist hierdurch die Sitzung auf eine Stunde unterbrochen."

Diese symbolische Hutbenutzung ist im Reichstag bisher nicht vorgenommen worden, aber drängte die Notwendigkeit dazu, so könnte man das Schauspiel genießen, wie ein ganz besonders hartnäckiger Ordnungsrebell nach einer Stunde wieder seinen Platz einnimmt und den Diener noch einmal zur Herbeischaffung des Präsidialhutes zwingt und so fort in Grazie infinitum. Diese lex imperfecta verleiht also einem Exzedenten das Übergewicht, und von guten Freunden unterstützt, ist er in der Lage, schon heute mit geringen Mitteln wirksam Obstruktion zu treiben und den Straßenjungen darzustellen, wie ihn jüngst der „Simplizissimus" in einem Bilde „Aus der Kinderstube des preußischen Abgeordnetenhauses" dargestellt hat. Die ruppige Kröte sitzt mit einem Knüppel in der Hand, wohlbehalten und unerreichbar im Geäst eines Baumes, während unten von ihm durchgeprügelte, anständig gekleidete Kinder den Schutzmann zu Hilfe rufen. Die Herren vom „Simplizissimus" spotten ihrer selbst und wissen nicht wie: sie geben wirklich die Situation im Landtag wieder, und niemand wird zweifeln, daß die Sozialdemokratie es war, die durch ihr unangemessenes Verhalten die Mehrheitsparteien zu schärfster Abwehr aufrief. Vielleicht erfreut das

Digitized by Google

Witzblatt seine Leser nächstens, dem Verlauf der entscheidenden Sitzung entsprechend, durch eine Verbesserung seines Bildes und läßt Nationalliberale, Freisinnige und Polen den angenehmen Genossen zu Hilfe kommen. Sie haben nicht einmal den Versuch gemacht, die Geschäftsleitung zu unterstützen, indem sie eine einfache Ausschließung für den Rest der Sitzung beantragten, was ja freilich nur eine halbe Maßregel gewesen wäre. Ein Redner verwendete sogar sein ganzes Pathos auf die Frage, ob denn schärfere Maßregeln überhaupt notwendig seien, da man bis jetzt mit der Geschäftsordnung recht gut ausgekommen sei, auch in recht aufgeregten Zeiten; er scheint vergessen zu haben, daß man nicht gut damit ausgekommen ist, und die Sozialdemokraten geradezu gewetteifert haben, Ordnungsrufe zu erlangen. Sie haben es darauf angelegt, dieser Rüge den ihr innewohnenden Charakter zu nehmen und die Ruhe zu stören. Nun wehrt sich die Opposition gegen die Heranziehung von Beispielen aus dem Ausland und wirft den Mehrheitsparteien vor, sie pflegten derartige Hinweise sonst mit großer Entrüstung abzulehnen; das mag sein, nur operiert die Linke häufig und in glücklicher Weise mit der Heranziehung ausländischer Einrichtungen, denn man soll das Gute nehmen, wo man es findet, und man kann nicht, was einem jahrelang für die Beweisführung recht und billig erschien, ablehnen, wenn es einmal gegen einen selber geht. Was der Sprecher im House of Commons mit einem Mitgliede beginnen würde, das den Raum, in dem er das englische Volk vertritt, eine Schacher- und Trödelbude nennt, kann nicht zweifelhaft sein. Der Hausknecht würde sofort in Gestalt des Serjeant-at-arms zugreifen und den Schmäher, nötigenfalls mit Gewalt, entfernen. Vermutlich würde er wegen der Grobheit seiner Äußerung mindestens eine Woche ausgeschlossen werden, und die Bestimmungen sehen bei Wiederholungen sogar Ausschließungen bis zum Ende der Sitzungsperiode vor. Das Gefühl für die Würde des Hauses ist in dem freien England eben anders ausgebildet als bei uns in Preußen, und von Ausschreitungen hört man dort nur selten. Auch das republikanische Frankreich besitzt eine Geschäftsordnung für seine Deputiertenkammer, die man spaßeshalber ins Preußische hätte übertragen können, wenn der Gegenstand nicht überhaupt einer scherzhaften Behandlung widerstrebte. Der Abgeordnete Liebknecht, der sich mehrfach den Ordnungsrufen widersetzt hat wie andre seiner Genossen, wäre längst von den Deputs aus der Kammer ausgeschlossen und mit der Vertretung des Volkes in der frischen Luft der Boulevards betraut worden. Die Parlamentswache, die militärisch organisiert ist, würde nicht lange gezögert haben. Wären die bürgerlichen Parteien nicht so verärgert gegeneinander und verbittert, so hätte der Ausgang ein andrer sein müssen; es handelte sich nicht um den Schutz der Schwachen, nicht um eine liberale Forderung, nicht um Knebelung einer Minderheit, sondern es galt vor dem Lande zum Ausdruck zu bringen, daß man im eigenen Hause Herr sein und bleiben will. In jeder Partei finden sich schließlich widerhaarige Elemente, Leute, die sich von ihrer Leidenschaft fortreißen und keine durch den guten Ton gezogene Schranke gelten lassen. Welche Partei wird sich mit ihnen identifizieren wollen! Sicherlich keine, denn rednerische Ausartungen sind nie Parteisache, hier aber wird durch die bürgerlichen Parteien der Linken der Anschein erregt, als ob mit der Einführung eines einfachen Ordnungsparagraphen liberale Grundsätze bedroht seien, eine maßlose Übertreibung, die den nicht schrecken darf, der sich an die Kämpfe erinnert, von denen vor 15 Jahren die Änderung der Geschäftsordnung im Reichstage begleitet war. Die Partei, die damals am meisten über den Maulkorb zeterte, hat seitdem durchaus nicht an Stimmkraft eingebüßt, und die Proben, die sie voraussichtlich im Landtag fernerhin ablegen wird, werden vermutlich auch die zu den Ansichten der heutigen Mehrheit bekehren, die in ihr eine Partei der Vergewaltigung erblicken. Sollte die Sozialdemokratie aus der neuen Bestimmung die Kraft zu neuem, exzessiverem Vorgehen schöpfen wollen, so wären die Folgen davon durchaus nicht so tragisch, wie ein nationalliberaler Redner meint; und er dürfte sich täuschen in seiner Annahme, daß das Kammergericht etwa das Hausgesetz für ungültig erklären werde. Über die Änderungen der Geschäftsordnung hat dieser oberste preußische Gerichtshof ebensowenig zu befinden, wie über die Gültigkeit von Gesetzen, und es berührt eigentümlich, wenn gerade liberalerseits auf das Eingreifen einer Gerichtsbehörde gehofft wird gegen eine Körperschaft, deren Stolz es stets gewesen ist, innerhalb ihrer vier Pfähle autonom zu sein.

Schopenhauer und die Politik.

Von Prof. Dr. Ritter (Luckenwalde).

II.

Das Deutsche Reich, wie ich es habe entstehen sehen, ist durch und durch ein Staat nach Vernunft in seinen beiden Schichten, sowohl in der Schicht der Fürsten, als auch in der Schicht des Volkes; dort durch den Bundesstaat, hier durch das allgemeine, freie, gleiche und geheime Wahlrecht — kurz, es ist ein Vernunftstaat.

Im Völker- und Staatengeschiebe oder -gedränge hat damals das deutsche Volk, Preußen nicht ausgeschlossen, vor der Gefahr gestanden, in diesem Geschiebe der Völker zerquetscht oder zer-

Digitized by Google

bröckelt zu werden; da hat Bismarck einerseits die Fürsten durch Kompromisse um Macht und Existenz, andrerseits das Volk durch das Wahlrecht gewonnen; er rief, und alle, alle kamen, den neuen Staat zu gründen und gegen Unrecht zu verteidigen.

Denn das allein ist der Freien einzige Pflicht,
Das Reich zu schützen, das sie selbst beschützt.

Diese Pflicht, die allgemeine, gleiche Wehrpflicht, war ihnen allen schon im Notstaat, wie Schiller, im mindergradigen Sklavenstaat, wie Schopenhauer sagen würde, auferlegt worden.

Ist dieser neue Staat, der Vernunftstaat, ein Staat nach Schopenhauers Ethik? Ich bejahe diese Frage. „Obgleich die Kräfte der Menschen," so sagt er, „ungleich sind, so sind doch ihre Rechte gleich; weil diese nicht auf den Kräften beruhen, sondern wegen der moralischen Natur des Rechts darauf, daß in jedem derselbe Wille zum Leben auf der gleichen Stufe seiner Objektivation sich darstellt. Dies gilt jedoch nur vom ursprünglichen und abstrakten Recht, welches der Mensch als Mensch hat. Das Eigentum, wie auch die Ehre, die jeder mittels seiner Kräfte sich erwirbt, richtet sich nach dem Maße und der Art dieser Kräfte, und gibt dann seinem Rechte eine weitere Sphäre: hier hört also die Gleichheit auf. Der hierin besser Ausgestattete oder Tätigere erweitert durch großen Erwerb nicht sein Recht, sondern nur die Zahl der Dinge, auf die es sich erstreckt."

Der Sinn dieses Satzes, angewandt auf das Wahlrecht, sagt, daß dies Wahlrecht gleich sein muß, nicht ungleich sein darf; es darf z. B. nicht Dreiklassenwahlrecht sein, denn dieses wird nicht bestimmt aus der moralischen Natur des Rechts, sondern aus der weiten Sphäre dessen, was einer ererbt, gewonnen oder durch seine Kräfte sich erworben. Schopenhauer verneint damit das Vorrecht der Stände und des Reichtums. Zwar scheint ihm die Darwinsche Lehre entgegen zu sein, allein man darf aus dieser wohl den Satz entnehmen, daß in der Natur der Starke sich erhält, nicht aber, daß die Natur den Starken will. Schopenhauer sagt in diesem Sinne, daß jeder Mensch eine Objektivation des Willens in der Natur auf der gleichen Stufe sei, sieht dabei die ungleichen Kräfte als einflußlos an, so daß er die Frage gar nicht aufwirft, woher es kommt, daß die Kräfte trotz der gleichen Stufe der Objektivation ungleich sind. Die Antwort auf diese Frage lautet: Das kommt davon, daß die Natur endlich und zerrissen ist.

Denken wir uns, wie die Geschöpfe auf der gleichen Stufe, mechanisch oder chemisch, das ist hier gleichgültig, entstehen; sie entstehen dadurch, daß ein Atom oder eine Zelle andre Atome um sich sammelt, oder daß mehrere Atome oder Zellen auf einen Punkt zusammenschießen, nach blindem Willen, wie Schopenhauer sagt, aber nach mathematischen Formen, wie wir hinzufügen müssen. Man sehe die Eis- oder Schneekristalle. Es ist nun leicht verständlich, daß alle diese Häufungen von Kristallen auf gleichen Stufen der Objektivation so lange gleich bleiben, so lange sie das gleiche Maß von Raum, Zeit und Stoff haben. Das ist in der Welt aber nicht so, denn der Stoff ist vielleicht im allerdünnsten Aggregatzustande unbegrenzt, aber nicht mehr im elastischen oder gar im starren. Darum aber, weil der Stoff endlich ist, kann nicht alles werden, noch ist alles Gewordene auf derselben Stufe überall gleich, z. B. alle Menschen.

Man stelle sich das an einer Tatsache vor. Ein gesundes und kräftiges Elternpaar wird in dem Alter von 25—30 Jahren gesunde, kräftige, lebensfähige Kinder zeugen, nicht aber im Alter von 40—48 Jahren. Natürlich! wird jeder sagen, weil er es oft sieht. Dürfen wir aber das Urteil sagen, daß die Natur dies absichtlich wolle? Schopenhauer spricht stets nur von dem blinden Willen, dem Willen, der nur schaffen will, immer schaffen, wann und wo es geht, der nicht aufs Ende sieht, noch auf die Mängel in der gegebenen Lage des Einzelgeschöpfs. Der Wille kennt kein Ende, keinen Zweck, weil er erkenntnislos oder blind ist. Die Teleologie oder das Streben nach einem vorgefaßten Ziel ist ein Anthropomorphismus. Der egoistische Starke behauptet natürlich dagegen, daß die Natur teleologisch schaffe, denn dieses Urteil erlaubt ihm in der Praxis, den Schwachen zu unterdrücken; aber, so sage ich dagegen, läßt sich dies Urteil halten bei dem Beispiel oben? Erhält die Natur das Elternpaar bis zum 45. Jahre zeugungsfähig, damit das starke Kind seiner Jugend jemanden zu beherrschen habe? Will man gar sagen, daß dies gottgegeben oder gottgewollt sei? Man hat es ja gesagt, obwohl wir im Christentum die Morallehre haben, daß alle Menschen als Gotteskinder Brüder, d. h. aus dem Gleichnis ins Gedachte übersetzt, gleich sind. Und wenn auch die Schwachen gottgewollt sein mögen, insofern sie Geschöpfe Gottes sind, so läßt sich dies doch nicht so deuten, daß der Starke nach Gottes Willen den Schwachen drücken darf, statt lieben solle; auch das neue Testament lehnt diese Teleologie ab, denn es heißt in ihm, daß der Herr seine Sonne aufgehen lasse über Böse und Gute und regnen lasse über Gerechte und Ungerechte. Dazu kommt, daß auch in der Darwinschen Lehre die Teleologie nicht vorkommt.

Aus dieser übereinstimmenden Lehre dürfen wir den Schluß ziehen, daß wir unsre Gemeinschaften oder unsern Staatsvertrag praktisch auf das allgemeine Wahlrecht gründen, wenn und wo wir das Recht der Person explizieren wollen, z. B. das Recht auf Freiheit und Eigentum. Anders aber wird die Aufgabe dort, wo wir dies Eigentum verwalten, erhalten und fördern wollen. Wenn es z. B. ein Menschenrecht ist, Eigentum zu erwerben, so ist in diesem Rechte das Recht eingeschlossen, dies Eigentum so groß zu machen,

Digitized by Google

wie man eben kann, jedoch ohne das Eigentum des andern zu verletzen.

Es ist nach dieser Theorie leicht einzusehen, daß wenn das Reich nach dem allgemeinen Wahlrecht Gesetze erhält, die Teile des Reiches, die Aktiengesellschaften vergleichbar sind, die nur wirtschaftliche, nicht menschlich-gesetzliche Aufgaben haben, dies Wahlrecht wohl haben können, aber nicht unbedingt nötig haben. Man kann dies mit der Tatsache begründen, daß man die alte Wirtschaftsordnung nicht plötzlich durch das gleiche Stimmrecht umformen darf, weil die Gefahr zu fürchten ist, daß aus dem Bruche der Kontinuität Verwirrung entsteht.

In dieser Lage scheint jetzt Preußen zu sein, in welchem eine Änderung des Klassenwahlgesetzes gemacht werden soll. Nach den Sätzen oben und dem Gleichnis von einer Aktiengesellschaft könnte Preußen dies Gesetz behalten, wenn es ein Teil des Reiches in dem Verhältnis wäre, wie die Spezies ein Teil des Genus ist; in diesem Verhältnis würde es eben in keiner Weise dem Reiche unähnlich sein oder widersprechen. Auf vielen Gebieten ist dies Verhältnis allerdings schon hergestellt, jedoch nicht auf allen. Nach der Dialektik, mit der wir alles behandeln, fordern wir aber Aufhebung dieser Widersprüche sowohl in Preußen als auch in Mecklenburg wie in den Bundesstaaten überhaupt.

Wie das zu machen ist, etwa durch Einführung der geheimen Wahl, das zu sagen ist hier nicht meine Aufgabe; diese war nur: zu sagen, welches Wahlgesetz nach Schopenhauers Grundsätzen sein soll. Dabei kamen wir zu dem überraschenden Urteil, daß das Deutsche Reich durch die Umstände seiner Entstehung sein Wahlgesetz sozusagen a priori oder aus der menschlichen Vernunft selbst erhalten hat. Der Philosoph Hegel würde hier von einer List der Vernunft reden, insofern Menschen, die an sich nicht Freunde dieses Wahlgesetzes waren, dies Wahlgesetz dem deutschen Volke gewährten, um es für die Gründung des Rettung verheißenden Großstaates zu interessieren.

Astronomische Ketzereien des weiteren.

Eine Richtigstellung von **Johannes Schlaf** (Weimar).

I.

In Nr. 15 der „Gegenwart“ vom 9. April veröffentlicht Herr Franz Rusch eine Erwiderung auf meinen Aufsatz „Astronomische Ketzereien“ in Heft 6 vom 5. Februar d. J., der nach Herrn Ruschs Auffassung „einen kühnen Angriff gegen die festgegründete Wissenschaft der Astronomie“ ist, zugleich aber „ein böser, böser Artikel“, dessen Ausführungen geeignet seien, „Unklarheit zu stiften“; weshalb Herr Rusch sich denn genötigt sieht, ihn „einmal scharf unter die Lupe zu nehmen“.

Da ich meinen damaligen Aufsatz viel zu ernst nehme und genommen wissen möchte, als daß ich den Vorwurf auf ihm sitzen lassen dürfte, er sei geeignet, „Unklarheit zu stiften“, mögen mir folgende Richtigstellungen zu Herrn Ruschs „Erwiderung“ gestattet sein. —

Ich ging in meinem Aufsatz von den neuesten Feststellungen aus, die gelegentlich der jüngsten größten Erdnähe des Mars im September vorigen Jahres von Prof. Hale auf Mount Wilson in Kalifornien vermittelst seines großen 60zölligen Teleskopes und der überaus genauen photographischen Aufnahme, die er mit demselben erzielte — der allgemein anerkannt vorzüglichsten und zuverlässigsten von allen Marsphotographien, die bisher gewonnen werden konnten — über den Mars gemacht wurden, und die erhellt haben, daß die bekannten Marskanäle nichts als optische Täuschungen sind, die jeweilig durch die Konstellation und die gegenseitigen Verschiebungen großer Flächen und Flecken entstehen und wieder verschwinden. — Die Astronomie hat diesen Ausmachungen Prof. Hales eine ungewöhnliche und zum Teil definitive Wichtigkeit beigemessen; und vor der englischen astronomischen Gesellschaft hat E. W. Maunder, der Leiter des Greenwich-Observatoriums, offiziell erklärt, daß der Mars keine feste Oberfläche besitze, und die sogenannten Kanäle unmöglich die Bedeutung haben können, die man ihnen früher und bisher zuschrieb.

Man wird also kaum Herrn Rusch beistimmen können, wenn er behauptet, die Kanäle seien „ja noch eine heftig umstrittene Frage“. Vielmehr sind sie es, in einem wesentlicheren Betracht, seit jener offiziellen Erklärung E. W. Maunders von nun an nicht mehr! — Mag man sich auch nach und vor über ihre Beschaffenheit im einzelnen noch nicht ganz einig sein: jedenfalls besteht von jetzt ab kein Zweifel mehr, daß sie das, wofür sie bisher galten, nicht mehr sein können.

Wenn aber Herr Rusch weiter „feststellt“, daß diese Frage „durch die Photographie nicht zu lösen sei“, so ist, wie uns deutlich geworden sein wird, die Astronomie nach der Aufnahme, die sie den Ausmachungen Prof. Hales offiziell hat zuteil werden lassen, durchaus nicht mit Herrn Rusch einer Ansicht. —

Jedenfalls aber, „Kanäle“ einmal ganz beiseite: daß der Mars keine feste Oberfläche hat, sondern sogar eine beweglichere, als man ohnehin bisher schon wußte, das muß von jetzt ab außer Zweifel stehen. Schloß ich mich also in meinem Aufsatz dieser neuesten Ausmachung Prof. Hales und der offiziellen Astronomie an, so war ich damit nur im Recht, und man wird kaum sagen können, daß ich etwas Leichtfertiges oder Unkluges getan,

Digitized by Google

oder etwas veröffentlicht hätte, daß geeignet wäre, „Unklarheit zu schaffen“. Und ferner werde ich sicherlich auch nichts derartiges verbrochen haben, wenn ich aus der so sehr beträchtlichen Veränderlichkeit der Marsoberfläche einen weiteren Schluß darauf zog, daß seiner Substanz keine soweit hinreichende Dichtigkeit eigne, daß ein organisches Leben auf ihm vorhanden sein könnte. —

Ich betonte, um das gleich zu erwähnen, in meinem Aufsatze, daß der Mars ein gasiges Gebilde sei. Ich konnte zurzeit diese Behauptung vorerst nur so rein als solche darbieten. Aber wenn Herr Rusch ihr apodiktisch entgegensetzt: „Falsch ist natürlich (!), daß der Mars gasig ... ist“, so muß sicherlich nach dem, was wir jetzt über die Beweglichkeit der Marsoberfläche wissen, meine Behauptung so auf den ersten Blick ungleich einleuchtender sein, als Herrn Ruschs Widerspruch, für den er überdies eine auch nur andeutungsweise nähere Begründung den Lesern der „Gegenwart“ vollständig schuldig geblieben ist. Wogegen ich meinerseits immerhin meine Behauptung wenigstens noch soweit illustriert hatte, daß ich auf die auffallenden rötlichen, bläulichen, grünlichen und weißlichen Tönungen des Marsbildes hinwies, die so sehr an die Farbentönungen von verschüttetem gasigen Öl oder die gasigen Überzüge auf Sumpfflächen erinnern. — Ich will hier weiter noch auf das auffallend rötliche Licht von Mars hinweisen. Es erinnert in seiner Farbe so deutlich an die sogenannten roten Fixsterne — wie z. B. Beteigeuze und Aldebaran —, die in der Farbenskala der Fixsterne — weiße, gelbe, rote — diejenigen bezeichnen, von denen anzunehmen steht, daß ihre Substanz zwar noch nicht völlig hart und kalt, aber doch bereits in das Stadium einer endgültigeren Erhärtung und Abkühlung eingetreten ist, wenn sie sonst auch noch heiß und undicht sind. — Ich frage: warum zeigt gerade Mars eine so auffallend an diese Fixsterne erinnernde Farbentönung? Nochmals: sehr möglich und durchaus nicht unwahrscheinlich oder gar absurd, daß Mars in irgendeinem der Abkühlung näheren Stadium noch gasiger Beschaffenheit steht! —

Ferner beanstandet mir Herr Rusch, und zwar mit besonders entschiedener Emphase, die Annahme, daß Mars keine bergähnlichen Bildungen besäße. „Um die ganze Tiefe der Unmöglichkeit (!) einzusehen, die diesem Schluß anhaftet, braucht man nur daran zu denken, daß die Photographien nach Millimetern im Durchmesser messen; wie groß müßten Berge sein, die darauf zu sehen sein sollten.“

Die „Tiefe der Unmöglichkeit“ wird, fürchte ich, eine unnötige Ereiferung von Herrn Rusch sein. Die Photographie geht uns hier gar nichts an. Alles aber besagt die endgültig von der Astronomie festgestellte starke Veränderlichkeit und Beweglichkeit der Marsoberfläche, die hier einzig für mich maßgebend ist. Ich denke doch, es liegt auf der flachen Hand, daß so massige und harte Gebilde wie unsre irdischen oder die Mondberge und -Gebirge auf einer solchen Oberfläche ohne weiteres ausgeschlossen sind! —

Also fassen wir noch einmal zusammen: Ich habe vor allem in meinem Aufsatze behauptet — ausdrücklich mit der diesbezüglichen offiziellen Feststellung der Astronomie! —, daß die Oberfläche des Mars eine viel zu bewegliche ist, als daß von einem organischen Leben auf ihm die Rede sein könne.

Wenn ich aber in meinem Aufsatze ferner darlegte, daß, außer der Erde, kein einziger Körper unsres Planetensystems ein organisches Leben besitzen könnte und zum Kriterium dessen die Dichtigkeitsverhältnisse dieser Körper machte, so war ich sicherlich genötigt, ihnen den Mars hinzuzugesellen.

Ich möchte hier noch ein weniger näher auf dies Kriterium eingehen.

Wir wissen, daß das höhere organische Leben auf der Erde abhängig ist von seiner protoplasmatischen Vorstufe, und daß es die höchste Entwicklung derselben darstellt. Zur urchemischen Ausbildung des Protoplasma war aber, wie wir gleichfalls wissen, ein bereits harter und abgekühlter Zustand unsres Erdkörpers vonnöten; und ein bereits im wesentlichen vollständig entfalteter Kristallisationsprozeß. (Ist doch das Protoplasma die höchste, ins Organische übergestiegene Stufe der irdischen Kristallisation!) Als also auf der Erde das Protoplasma und mit ihm das organische Leben wurde, war die Erde bereits ein Körper mit fester Oberfläche. Da nun aber nach den Ausmachungen der Wissenschaft nichts andres denkbar ist, als daß unser Sonnensystem völlig einheitlicher Substanz ist, so wird auch das Kriterium für die Bewohnbarkeit der andern Körper des Systems in der Dichtigkeit der Substanz und in der Härte und Festigkeit der Oberfläche des jeweiligen Körpers bestehen. Denn bei dieser Einheitlichkeit der Substanz des Systems könnte organisches Leben sich auch auf ihnen nur von der Stufe des Protoplasmas aus entwickeln. Zeigen sie also eine noch bewegliche und so stark bewegliche Oberfläche wie der Mars, so ist es durchaus undenkbar, daß sie auch nur die protoplasmatische Vorstufe erreicht haben, geschweige das höhere organische Leben selbst. Ich denke, das ist klar. Und ich denke, es ist ferner klar, daß alsdann weder der Mars, noch Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun irgendwelches organische Leben haben können! Denn die Astronomie weiß, daß allen diesen Körpern ein noch sehr undichter Zustand ihrer Substanz und eine sehr bewegliche und veränderliche Oberfläche eignet. —

Ich meine also: trotz all seiner Emphase ist es Herrn Rusch bis jetzt noch nicht gelungen, mir

Digitized by Google

irgendeine Ungereimtheit meines Aufsatzes nachzuweisen.

Trotzdem meint er freilich: „Die Irrtümer hageln (!) nur so herunter in den ‚astronomischen Ketzereien'!" Ich fürchte aber, er wird uns den Beweis auch ferner schuldig bleiben, wie stark er diese Behauptung da auch aufgetragen hat. —

Münchhausen.

Von **Richard Schaukal** (Wien).

Von Zeit zu Zeit hört man ihn wieder gern, den Unverwüstlichen, dem unsre lodernde Kinderphantasie bei Tag und im Traum als treugenährte Flamme gebrannt hatte. Merkwürdig mager, dürftig fast scheint er geworden. Wie überaus langatmig doch bei aller Kurzweiligkeit hat man uns damals seine Abenteuer berichtet, vom Bären, der sich auf die Deichsel leckt, vom Streitroß, dem in der Hitze des Gefechtes die hintere Leibeshälfte in Verlust gerät, vom Kirschkernschuß, von den auftauenden Posthorntönen! Das waren doch alles ausgiebige Geschichten gewesen. Verwundert und enttäuscht fragt sich der Leser, der auf den Wildwuchspfaden der Kindheit wieder wandern wollte durchs alte Märchenland, wo denn die unabsehbaren smaragdnen Flächen der einsamen Waldwiesen geblieben seien, warum er das heimlich-unheimliche Flüstern der dichten Laubkronen starrender Wunder nicht mehr vernehme. In allzu knappen Worten erledigen sich die kuriosen Berichte, in denen wie in verschlungenen Wandelgängen einstens die kindliche Abenteuerlust unablässig streifen konnte. Und resigniert gesteht sich der Erwachsene, daß er dem Zauberreich entwachsen sei, daß ihm kaum bis ans Knie reiche, was damals üppig wuchernd, hoch wölbend über seinem Kinderhaupte zusammenschlug: eine Welt. Heut ists ein Fleckchen Erde, mit wenigen Schritten zu durchmessen: schon steht man draußen und blickt sich befremdet um. Es ist nicht möglich, möchte man rufen, hier war doch ein Urgestrüpp, und tausend Farne wiegten sich im leisen Lufthauch der schmeichelnden Erzählung! — Umsonst: der Zauber ist geschwunden, und läsest du die Histörchen im flüsterndsten der Märchentöne deinem atemlos lauschenden Knaben dir selbst ist es verwehrt, dem Ewig-Wiederkehrenden, der seligen Magie des kindlichen Erlebnisses mit deiner reifen Einsicht ins Geschehen und Fabulieren dich zu gesellen. Die andern Dimensionen vertragen dich nicht mehr. Alle Stege zu der Märchen-Insel brechen unter dem Gewicht deiner mündigen Vernunft: du liesest skurile Anekdoten und bist — kritisch.

Andre Freuden sind dir bereitet, kärgliche, verglichen mit den Wonnen schaudernder Kinderseelen. Nicht die melancholischen Freuden der Erinnerung, die dir vielleicht sogar ein wenig weh tun im Herzen —: Genüsse des Bücherfreundes, des Antiquars, des gern Belehrten. Als Kinder waren wir begnadet, des Freiherrn v. Münchhausen wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, seine Feldzüge und lustigen Abenteuer zu erleben, heute sind wir, nicht zufrieden damit, sie historisch zu genießen, wißbegierig nach der Entstehungsgeschichte des einzigartigen Buches.

Die „wunderbaren Reisen" und „lustigen Abenteuer", wie sie der mehr und mehr mythenhaft heranwachsende Freiherr „bey der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegte", er, der, wie weiland Till Eulenspiegel und Dr. Faustus, wehrlos und ungefragt zum Helden aller Aventüren wurde, die man ihm allgemach anzuhängen beliebte zu des unersättlichen Lesers urkräftigem Behagen, können ihrerseits von den seltsamsten Schicksalen berichten. Einst ist es eine einfache Schnur frischweg aneinander gereihter Possen gewesen, achtzehn an der Zahl. Es sind die wirksamsten darunter: „Das Pferd am Kirchturmkreuz", „Der Wolf im Schlitten-Sielzeug", „Die blinde Sau", „Der Kirschbaumhirsch", „Das halbierte Pferd", Der wütende Pelz", „Die Posthornaffäre". Man findet sie im Vademekum für lustige Leute (1781 und 1783). Der Anonymus, der sie niedergeschrieben hat, nennt sie „M—h—s—nsche Geschichten" nach „einem sehr witzigen Kopf, Herrn v. M—h—s—n im H—schen", fügt aber allsogleich hinzu, daß wohl „nicht alle einzelne Geschichten von ihm seyn mögen".

Man kannte damals also schon den Mann, den hernachmals zu einer ihm nicht allzu ehrenvollen Lügnermeisterschaft, man darf geradezu sagen: die Welt berufen hat. Er war (nach Hans v. Müllers trefflicher Textgeschichte zur neuen Insel-Ausgabe des „Münchhausen") ein hannoverscher Junker, Hieronymus aus dem Hause Schwöbber der schwarzen Linie des alten niedersächsischen Geschlechtes, der auf Bodenwerder saß und nicht nur im Umkreise seines Stammgutes des Rufes eines großen Weidmannes und noch größeren Erzählers vorderhand sich erfreute. Als dritter Sohn unter sieben Geschwistern 1720 geboren, zunächst Page in Wolfenbüttel, hatte er sich blutjung nach Rußland begeben, Kriegsdienste gegen die Türken zu nehmen. Kornett in einem Kürassierregiment, später Leutnant in der Leibkompagnie des Regent-Gemahls Anton Ulrich von Braunschweig, Krieg mit Schweden, endlich Rittmeister (1750), das sind die Stationen einer abenteuerlichen Laufbahn. Und nun sitzt der heimgekehrte Reiteroffizier wieder, glücklich verehelicht, auf der väterlichen Scholle, allwo er hochbetagt — den Alternden hat mancherlei Unfal heimgesucht — dereinst zu seliger Urständ in den ewigen Jagdgründen von diesem irdischen Weidwerk abscheiden soll.

Einem Landsmanne, Rudolf E. Raspe, der

Digitized by Google

um verübter Veruntreuungen willen steckbrieflich verfolgt in England lebte, fällt das Vademekum in die Hände, er gruppiert die Schnurren, die er ausdrücklich als vom Freiherrn v. Münchhausen herrührend bezeichnet, geschickt zu einem kleinen Bande, fügt da und dort ein Witzwort im Geschmack der Zeit hinzu und bringt die Übersetzung 1785 zu Oxford in den Handel. Schon 1786 erscheint eine um fünf „Sea Adventures" vermehrte zweite Ausgabe. Diese liest und würdigt Gottfried August Bürger, wiederum ein Hannoveraner, überträgt sie ins Deutsche und vermehrt die Sammlung durch sechs Geschichten eigener Erfindung, darunter die im deutschen Märchenschatze der Brüder Grimm als Variante wiederkehrende von den fünf „sehr brauchbaren Subjekten". Auch Bürger setzt wie Raspe hier und da ein ironisches Licht auf (man denke an den rationalistischen Musaeus). Inzwischen hatte Raspe in den drei weiteren Auflagen seinen Münchhausen nicht allzu glücklich ins Swiftsche ausgestaltet. Auch Bürger, der die fünfte englische seiner zweiten Ausgabe (1788) zugrunde legte, spendet wieder Neues, nicht minder Köstliches als seinerzeit zum erstenmal.

Liest man die Münchhausenschen Schwänke im historischen Zusammenhange, fällt einem alsbald der Widerspruch im Tone der älteren und neuesten (Bürgerschen) Jagdabenteuer mit den Zutaten des an Gulliver und den Robinsonaden gewitzigten englischen Klitterers auf. Die zierlich im Rokokostil gezackten Radomontaden des launigen, feigneuralen Erzählers und Bürgers kongeniale Dupliken haben ein warmes, bei aller Verblüffendheit der Fabel diskretes Kolorit. Dagegen wütet der den Aufschneider übertyrannende Raspe mit immer hastigeren Pinselhieben und erzielt meist nur den peinlichen Eindruck der längst überschrittenen Grenze einer künstlich aufgestutzten Laune. Wie fein sind gerade die so wortkargen Paradoxien Münchhausens, die mit der Sicherheit des weltläufigen Nebenbeitones an der geblendeten Vernunft entlang ins Blitzblaue lançadieren, ebenso selbstverständlich wie des Freiherrn achtbeiniger Hase im Fluchtlaufe sich elegant auf den Rücken wirft oder das unbändige Pferd von Geblüt unter dem Drucke seiner sehnigen Schenkel sich in eine auf dem Teetisch unter Tassen und Kannen artig kurbettierende Amönität für die Damen des Hauses verwandelt! Nicht zumindest der unsäglichen Grazilität der Bürgerschen Transkription ist die Wirkung zuzuschreiben, daß selbst die oft nur geschmacklosen Mehr- und Mehr-Abenteuer des à tout prix zum Welt- und Überweltreisenden umgewandelten hannoverschen Junkers sich noch heute lesen lassen. Freilich ist der verführerische Gedanke nicht abzuweisen, daß ein großer Stilist uns einen Münchhausen redivivus schenken möchte, der, all der störenden grimassierenden Schnörkel entledigt, rein aus den körperhaften Fakten der ersten genialen Zechtischanekdoten des Vademekums und der von Bürger aus dem Handgelenk geschleuderten Allotria eine erlauchte vita nuova anhöbe: das Leben der durch schöne Bändigung der begrifflichen Schwere ganz entbürdeten, in kristallhellen Kadenzen perlenden Worte, die eine Welt erschaffen oder — erlügen.

Im Frühling.

Von **Wilhelm Schussen** (Schwäbisch-Gmünd).

Singende Wolke.

Die ihr hell aufwärts strebt
Und euch im Blau verliert
Und die ihr Wolken webt
Und webend jubiliert
Und Myriaden seid
In einem Wolkenkleid
Und heute hoch auflebt
Und frohe Wirbel zieht
Und wehend niederschwebt
Und vor euch selber flieht
Und ein paar Stunden lebt
Und darin alles trinkt,
Was gold auf dieser Welt
Dem Sinn entgegenblinkt:
Man merkt die Namen kaum,
Die auch ihr Mücklein führt,
Dieweil ihr nichts denn Schaum,
Der schäumend sich verliert.
— — — — — — — — —

Wenn ich einst niederschau
Wohl auf mein Lebensstück,
Was blieb von all dem Grau
Und blieb von all dem Glück?

Ein wehend Wölkchen nur,
Das in den Lüften hing
An einer Spinnenschnur
Und sich im Nichts verfing.

Bienentod.

Wochenlanges Regendunkel,
Löschend alles Lenzgefunkel,
Tastet durch das Blütental,
Das die Hände hebt in Qual,
Das wie Arme in die Lüfte
Sendet seine dunkeln Düfte
Hin in alle Liebeswelten
Und zu aller Liebeshuld,
Daß die Bienen in den Zelten
Sterben hin vor Ungeduld.

Digitized by Google

Sonne und Blütenbaum.

Er stand so bang im Regengrau
Und wurde nimmer trocken,
Es griff ein böser Wind so rauh
Ihm in die holden Locken.

Er war so jung und schaute aus
Im Weh nach allen Enden,
Und Amseln stießen Klagen aus,
Das Schrecknis abzuwenden.

Und jetzt, da ihn verzehrt, verbrannt
Die Sehnsucht nach dem Glücke,
Kommt auch Frau Sonne in das Land
Mit Huld und Glanz zurücke.

Zwitterblüten.

Obs schneit? ob frühe Blüten wallen?
Und ob der alten Weltenuhr
Ein Zeitenhaspel ausgefallen?
Es ist die stäte Weisheit nur,
Die auch die goldnen Höhen hüten,
Mit der du kehrst, wohin du gehst:
Mal Winterflocken, mal sinds Blüten,
Was um dich weht, wo du nun stehst.

Die Todbringenden.

Eine Vision von **Edward Stilgebauer** (Frankfurt a. M.).

Morgendämmerung. Glutroter Streifen im Osten, glut-, blutigrot. Wie eine breite, klaffende, blutende Wunde hat der Streifen die griesgrämigen Wolkenfetzen zerrissen. Rest des vergangnen Tages, Überbleibsel der verschwindenden Nacht. Grauer, neidischer Vorhang des werdenden jungen Morgens, siegreich durchrissen von blutigem Lichte.

Es dämmert. Der junge Tag steigt empor. Blutig, purpurfarben.

Dünste herauf aus dem Schoß der fruchttragenden Erde, Regennebeldünste. Zukunftsfruchttragender Schoß, hoffnungsreiche Erde, vom Himmel gesegnet.

Und über ihr der glutrote, junge Himmel, neben ihr der neue Purpurtag.

Die Ebene dampft, die ziellos weite, die unübersehbare Ebene. Graue Schleier steigen auf aus ihrem grünen Kleide, neidische, zukunftslichtverhüllende Schleier.

Morgenwind, loser, lustiger Knabe. Bote des neuen Tages, treibst dein neckendes Spiel in den Höhen. Morgenwind durch die Wolkenfetzen, junger, brausender Morgenwind.

Sie fallen, sie schwinden. Blutigrot flatterts zwischen ihnen, horizontbedeckend. Aufsteigender Ball, junger, gastlicher, blutiger Sonnenball. Frühlicht neben der alten Erde, wolkenfetzenzerreißendes Frühlicht. . . Die Erde zittert, die regentränenschweren Bäume erbeben im Hauche der Morgenluft. Die Bäume zittern, goldene Fülle über den Fluren, goldenblitzende Tropfen an jedem Halme, Tropfen am Blatte, Morgentau. Die Ebene dehnt sich, die vom jungen Tag überlachte Ebene, die Zukunftsfrucht im Schoße tragende.

Was lagert sich dort auf der grünen Ebene, was glänzt im Lichte des neuen Tages, zukunftsstrahlüberflutet?

Habt Ihr das Rot der neuerstehenden Sonne herabgezaubert auf Eure Fahnen, Männer mit den harten Gesichtern, Männer mit den harten, den arbeitsharten Händen? Was wollen die Weiber in Eurer Mitte, die kriegsuntüchtigen, Euren Zug begleitenden Weiber?

Ernster Blick in diesen starren Augen, entsetzliche Entschlossenheit um diese wollustarmen Lippen, Zukunftskraft in diesen starken Armen. Was will die Schar, die purpurfahnenentfaltende, die fest entschlossene Schar??

Unbeweglich starrt Ihr nach dem Horizonte, nach dem blutgefärbten Horizonte, Männer mit den struppigen Bärten, Männer mit dem zukunftsflammenlohenden Blicke.

Dichter, größer werden die Scharen, die Erde zittert, die Ebene dampft. Sind sie entvölkert die schwarzen Schlünde, wo Ihr jahrelang Brot gesucht? Rauchen die Schlote nicht mehr zum Himmel, zum erbarmungslosen, blauen Himmel, glänzt er jetzt endlich purpurrot?

Was steht Ihr da Seite an Seite, eine undurchdringliche Mauer, unzerbrochen, unbesiegt? Eine Mauer von Männerleibern, unnahbar, tödlich. Eine Mauer vor Euren Kindern, und über ihren blonden Locken der Zukunftspurpurtag . . . Harte, heisere, krächzende Stimmen johlen dahin über die Erde, das Lied, das rote Purpurlied. Neue Massen, neue ungeahnte Scharen, Arbeiterbataillone, kolonnenmäßig, unendlich, ungezählt.

Harte, arbeitsharte Gesichter, entstiegen dem Schoß der goldgewährenden Erde, arme, immer gequälte Lungen, enthoben dem Broden des Arbeitsraumes, schauen das Sonnenlicht, trinken die Morgenluft.

Was tut er in Eurer Mitte der Jüngling mit dem zarten, frommen Gesichte, mit dem goldlockenumwallten Haupte? Seht Ihr die Dornenkrone zu seinen Häupten schweben, die Ihr ihm selber aufs Haupt noch drückt, auf das für Euch auf den Block gelegte Haupt, auf das goldlockenumwallte . . .

Wie ein Sonnengott steht er in Eurer Mitte, Männer mit den harten Gesichtern, Männer mit den starren Augen . . .

Digitized by Google

Mutig schwingt er die rote Fahne, die im Lichte des jungen Tages leuchtende Purpurfahne.

Ihr lauscht. Totenstille im weiten Raume. Weithin die große, die gute Stimme, weithin der Blick des begeisterungredenden Auges, über Euch hin die Worte, die goldenen Worte seines Mundes, seines begeisterungzaubernden Mundes, Euch nie verstandene, nie geahnte Worte. Berauschender Klang ... Wehen über die Ebene, Freiheitswehen ... Ihr hebt die Waffen in Euren Händen, die brudermordenden, die herzzerfleischenden Waffen. Er schwingt die Purpurfahne. Auf seinen Locken goldet der Tag.

Seine liederreichen Lippen bewegen sich. Er singt den Schlachtgesang, den anders gedachten, den andersgesungenen.

Die Menge schweigt. Totenstille.

Es tönt von den Lippen des Jünglings, freiheitstrunken, männerberauschend:

Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht,
Du sollst das Schwert in Feindes Herzen tauchen,
Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif, ihr Schnitter, zaudert nicht ...

Brausende, donnernde Rufe aus ihrem Munde, weithinbrausende, weithindonnernde Rufe.

„Brot, Freiheit", heults durch die Menge ... „Geld, Geld", brüllts äffende Echo.

Siehst du die Dornenkrone zu deinen Häupten, Jüngling, die die Menge aufs Haupt dir drückt?

Die Erde zittert, die Ebene dampft.

Hört Ihr das klingende Spiel in der Ferne, hört Ihr den dumpfen Laut der Trommel, hört Ihr den ernsten, schweren Tritt ... Männer mit den harten Gesichtern, Männer mit den arbeitsharten Händen??

Was leuchtet so blau am Rande der Ebene, was funkelt so golden im Sonnenlicht?

Die Erde zittert, die Ebene dampft. Sie zittert unter schwerem Männertritt. Im Osten nahts, endlos blau, endlos blitzend.

Ihr blickt auf den Jüngling, Männer, der schwingt die Fahne.

Ernstes, klingendes Spiel, blau bei blau, Helmblitz bei Helmblitz. Sie sinds ..... die Todbringenden ...

Keine Bewegung in diesen Gesichtern, kein Wimperzucken, kein Mitleid .. Im festen Tritte nahen die Todbringenden, willenlos in der Hand des Führers.

Es kracht. Erster Schuß ... Brüderentzweiender, volkszerreißender ... Du hast losgedrückt, Mann mit dem harten Gesichte ... Mann mit dem struppigen Barte, auf deinen Bruder, Mann, auf deinen Bruder!

Warum hast du das Zeichen gegeben, das volksvernichtende, das menschheitbesudelnde, das menschheitbefreiende Zeichen??

Aus tausend Schlünden blitzt Euch der Tod entgegen, der zukunftsäende, der volksbefreiende Tod.

Kommandoruf ..

Blitzen und Donnern auf einen Schlag.

Die Todbringenden in der Hand ihres Führers.

Sie knattern, Eure Flinten, Eure Messer blitzen.

Männer mit den harten Gesichtern, Männer mit den starren Augen.

Die Ebene dampft, die Erde zittert. Sie dampft von Eurem Blute, sie zittert unter dem Falle Eurer Leiber, die Erde, die Euch alle genährt, Euch alle gekleidet hat.

Die Mauer ist gelichtet, die undurchdringliche Mauer von Menschenleibern, die Mauer vor der Zukunft Eurer Kinder.

Der Jüngling schwingt die Fahne in Eurer Mitte, der Jüngling mit der Dornenkrone.

Gewittersturm über der Ebene, blutiges Licht des jungen Tages, menschenerschlagender, menschheitbeglückender Gewittersturm.

Hörst du das Brausen hoch in den Lüften, hörst du das Reden des Schicksals im Donner, Jüngling mit dem Löwenmute, Jüngling mit der Dornenkrone?

Du schwingst die Purpurfahne, vor dir die Feuerschlünde der Todbringenden. Siehst du den Schlund des Feuergewehrs, der jetzt auf dich gerichtet? Die Fahne bebt, sie sinkt, du kennst die Hand, die den Hahn abzieht. Bebte sie, Bruder, deine ersterbende Lippe? Hat es gut gezielt, das Auge des Bruders?

Du fällst, Jüngling mit dem goldlockenumwallten Haupte, Jüngling mit der Dornenkrone.

Weiter tobt über deiner Leiche der Kampf, weiter tobt der Kampf zwischen Bruder und Bruder.

Neue Scharen am Rande der Ebene, blaue todbringende Scharen, ungeahnte, ungezählte.

Die Fahne flattert nicht mehr zu Euren Häupten, Männer mit den harten Gesichtern, Männer mit dem todentschlossenen Auge.

Seht Ihr, schon tretet Ihr die Leiche des Jünglings mit Füßen, die Leiche des Jünglings mit der Dornenkrone.

Wie endigst du, Tag, emporgestiegen aus den Schlünden der Nacht, purpurflammenrot, menschheitbeglückend, menschheiterlösend, völkerhinschlachtend, völkervernichtend ...

Wird sie einst zum Strahlendiadem auf deinem Haupte, die Dornenkrone, Jüngling mit den großen, guten Augen, Jüngling mit der Purpurfahne? Die Erde zittert, die Ebene dampft. Die Erde, die Euch alle gebar, Euch alle gekleidet hat.

Schwinde Traumgesicht, ungelöstes, oft geahntes, oft gewünschtes, oft verfluchtes, göttliches Traumgesicht ...

Digitized by Google

Der Backenzahn.

Eine Kinder-Geschichte von A. Sommer (Berlin).

Ursula wurde ans Fenster gesetzt — und Mama setzte sich ans Klavier. Das Fenster hatte sie wohlweislich geöffnet, damit Ursula den blauen Himmel sehen und auch frische Luft schöpfen konnte. Denn Mama wollte sich das Klavierspielen nicht ganz und gar der kleinen Ursula wegen abgewöhnen — aber auch Ursula war verwöhnt und mochte nur von der Mama gepflegt werden, mit ihr schäkern und liebkosen. Und deshalb schrie sie öfters . . . aber Mama hörte nichts . . .

Anfangs war Ursula ganz ruhig; sie sah den schönen blauen Himmel an, und wenn Mama spielte, so sang sie dazu. Dann aber wurde die Lage, in der sich Ursula befand, immer kritischer, und sie fing an, ungeduldig werden — da Mama schon eine ganze Stunde gespielt und gesungen und sich um ihr Kind nicht gekümmert hatte. Und Ursula wollte sich jetzt bemerkbar machen; wenn die Mama sang, so sang Ursula noch viel lauter und überschrie mit ihrer kleinen, kräftigen Lunge sogar oftmals die Mama.

Mama vertiefte sich aber immer mehr und mehr in ihr Spiel und kümmerte sich um ihr Kind nicht mehr . . . . Oder glaubte die Mama, daß Ursulas Lunge sich ruhig weiten könne, um später einmal auch so zu singen wie sie selbst? Und als Ursula merkte, daß Mama nicht auf sie hören wollte — so versuchte sie, sich in ihrem Bett aufzurichten und streckte ihre Arme hoch empor. Da hatte nun Ursula ihre Kraft überschätzt; sie fiel immer wieder auf ihren Rücken . . .

Das hatten dann ein paar Engel vom Himmel gesehen und lachten dazu. Sie kamen dann zum Fenster hineingeflogen, um ihr zu helfen. Die glaubten auch, daß Ursula gerufen hätte — da sie ihre kleinen Arme so hoch zum Himmel streckte. Und als Ursula die Engel sah, biß sie dem einen Engel in den Flügel — dem andern riß sie ein Stück von seinem Flügel ab. Eine kleine lustige Fliege kam herbei, um ihr ein Schlummerliedchen vorzusummen, und setzte sich dazu auf ihre Nase. Aber flugs nahm Ursula ihre kleine Hand und gab ihr einen gewaltigen Klaps . . . das tat sie aus reiner Verzweiflung. Dann kümmerte sie sich um die Engel nicht mehr; sie drehte sich bald auf diese und bald auf jene Seite herum.

Das Alles hatte ein Teufel gesehen, und er konnte es vor Neid nicht ertragen —, daß die beiden Engel mit Ursula schäkerten, und kam und jagte die Engel wieder zum Himmel hinauf.

„Nun zum Teufel!“ schrie er mit heftiger Stimme . . .

Aber Ursula ballte die Fäuste und bearbeitete den Teufel nach Herzenslust. Und da mußte er lachen und flog schließlich wieder zum Fenster hinaus; doch die Engel wußten sehr genau, daß sie viel lieber auf der Erde gesehen wurden — wie der Teufel. Und darum war der Teufel immer so neidisch auf die Engel.

Die Mama aber sang und spielte; sie hörte von alledem nichts . . . Da biß Ursula kräftig auf ihre Feigenwurzel, die sie wieder aus Verzweiflung in den Mund steckte, und weinte bittere Tränen . . . daß Mama ein so hartes Herz hatte . . .

Dann schlug sie mit ihren Fäusten kräftig auf das Deckbett — Mama hörte immer noch nichts . . .

So kamen denn die Englein zum zweiten Male zu Ursula, sie machten sich jetzt aber unsichtbar und huschten über einige Tasten des Klaviers hinweg, und wundervolle Akkorde ertönten. Die Mama erschrak da sehr — und sprang hastig auf, um zu sehen, ob ihrem Kinde nichts passiert sei.

Die Engel verschwanden wieder, denn sie hatten Ursula geholfen . . . .

Da lachte sie — und die Mama bemerkte, daß Ursula plötzlich einen Backenzahn hatte, und küßte ihr Kind.

Letzte Worte.

Reporter machen nicht nur das Leben, sondern auch das Sterben kitschig. Der Todeskandidat ist verpflichtet „in Schönheit“ hinüberzuwandern in jenes Land, aus dem er nicht mehr wiederkehrt, und muß zuguterletzt an uns Abschiedsworte noch richten, uns sein Testament der Weisheit schenken. Die Herren glauben: wer zuletzt spricht, spricht am besten, und so ließen sie jetzt auch Björnstjerne Björnson letzte Worte sprechen. Bedeutsame Worte mußten es schon sein, symbolische Worte ihrem äußeren Sinn sollte ein innerer sich gesellen.

Wiederholt verlor — wie gemeldet wurde — der sterbende Björnson das Gedächtnis und fragte seine Krankenpflegerin: „Wer bin ich?“ (Merkt ihr den tiefen Sinn dieser Frage nicht, seid ihr nicht erschüttert?) „Sie sind Björnstjerne Björnson“, erwiderte ihm die Krankenschwester, und Björnson pflegte dann wie ein Kind hell aufzulachen. — Und derselbe Reporter gibt dem Dichter das Bewußtsein zurück, um ihm kurz vor seinem Tode „eine andre interessante Äußerung“ in den Mund zu legen: „Ich begreife, daß zwischen den Gedanken des Lebens und denen des Todes ein tiefer Abgrund besteht, und ich begreife auch, daß sich die Gedanken eines Sterbenden an religiöse Empfindungen klammern, als ob sie von der Religion eine Erlösung oder Errettung erwarteten“. Schnell die Schreibtafel her, ich notiere: man kann ein noch so großer Dichter sein, doch wird der Reporter den Dichter stets Papier reden lassen. — Aber die allerletzten Worte Björnsons wurden aber die Herren nicht einig. Er soll: ich segle gerufen haben. Ein andrer meldete, Björnson richtete sich plötzlich auf, schlug sich dreimal (!) an die Brust und sagte zu seiner Frau und Tochter: „Es ist aus!“ — Der wissende dritte telegraphierte an sein Blatt: Plötzlich richtete sich Björnson auf, schlug sich dreimal gegen die Brust, heftete einen langen Blick auf seine Frau und seine Tochter und sagte mit vernehmlicher Stimme: „Ich gehe“. Dann fiel er entseelt in die Kissen zurück. — — Wir können die Varianten vervollständigen, Björnson hat noch: ich schwimme, ich erhebe mich, ich fliege, ich schreite, ich müllere, vor seinem Tode gerufen.

Digitized by Google

Was sollen die letzten Worte? Fassen sie Inhalt und Erfahrung des Lebens zusammen, geben sie der Weisheit letzten Schluß, spricht sich in ihnen der ganze Mensch aus? Waren Heines letzte Worte „schreiben, Papier, Bleistift“ so synthetisch, daß sie den Begriff Heine erschöpften? Und drücken die Worte „schreiben, Papier, Bleistift“ nicht vielmehr Rudolf Lothar ganz aus. Ich empfehle sie ihm, er „grabe sie auf seine Dächtnistafel“ für den letzten Moment des flackernden Bewußtseins.

Die Griechen und Römer kargten mit dem Worte noch, als Eros die Fackel senkte und löschte. Den redseligen Demosthenes ließ Plutarch wortlos sterben, und sogar der Schwätzer Cicero streckte nur stumm den Hals aus der Sänfte heraus, um den tötlichen Stich des Herennius zu empfangeu. Neros Worte „Qualis artifex pereo“ waren die eines Komödianten, Cäsar starb anders; er wehrte sich zwar anfangs laut schreiend gegen die Verschwörer, als er aber unter ihnen Brutus sah, zog er das Gewand über den Kopf, und wartete ruhig sein Schicksal ab. Über das Ende Philopömens berichtet Plutarch: „ohne ein weiteres Wort, oder auch nur einen Laut hinzuzufügen, trank er jetzt das Gift aus und neigte sich wieder zurück.“ Sokrates führte ruhig den Giftbecher an den Mund und leerte ihn. „Er selbst deckte sich jetzt auf, denn man hatte ihn zugedeckt, und sagte (dies waren seine letzten Worte): Kriton! dem Asculap sind wir einen Hahn schuldig, den bringt ihm, und vergeßt es mir nicht. Es soll geschehen, sagte Kriton. O hast du uns noch sonst etwas zu sagen? Sokrates antwortete nicht mehr. Einige Zeit hernach bekam er Zuckungen. Hierauf deckte ihn der Sklave vollends auf, und seine Blicke blieben starr. Als Kriton es sah, drückte er ihm den Mund und die Augen zu.“ So zu lesen in Platos „Phädon“.

Letzte Worte müssen endgiltig sein. Sie müssen offenbaren und besiegeln. Welcher der Evangelisten verbürgt aber die Echtheit der letzten Worte Jesu? Matthäus und Markus wissen von Christi letzten Worten nichts, nach Johannes sollen sie: „es ist vollbracht“, nach Lukas wiederum: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist“ gewesen sein. Welche Worte sind also apokryph?

Unter den letzten Worten sind die des Rabelais „Laßt den Vorhang herunter, die Komödie ist zu Ende“ dem Wesen des Sprechers ganz adäquat. Voltaires letzte Worte, die er an seinen Kammerdiener richtete: »Adieu, mon cher Morand, je me meurs« atmen gar nicht Voltaireschen Geist. Und sind die letzten Worte „Gott, nimm meine Seele auf“ für Maria Theresia, oder die „Wir Alle sind in Gottes Hand gezeichnet“ für Klopstock, oder die „Jetzt will ich schlafen gehen“ für Byron die charakteristischsten? Goethes Worte: „Mehr Licht“, die zum Symbol erhoben wurden, sollten die Bitte um Öffnung eines Fensters sein, nach einer neuesten Version soll aber Goethe: „Mehr nicht!“ gesagt, und mit diesen Worten die ihm gereichte Medizin abgewehrt haben.

Da aber die Reporter jetzt niemanden ohne „letzte Worte“ sterben lassen, so haben wir dem unsrigen (homo, doch insipiens) den Auftrag gegeben, die letzten Worte mehr oder weniger berühmter Zeitgenossen zu erforschen. Gott erhalte uns unsre Zeitgenossen am längsten, doch sie Alle werden ihre letzten Worte sprechen müssen. So wollen wir heute, indem wir die Zukunft bestimmen, sie schon in imperfecto verraten.

Wir beginnen selbstverständlich mit Gerhart Hauptmann. Des preisgekrönten, ehrenbedokterten Dichters letzte Worte waren nach einer Version: „Heiliger Brahm—a!“, nach einer andern: „Schlesisches Himmelreich!“ Über beide Aussprüche entstanden philologische Streitigkeiten, und Doktorarbeiten sind über diese Themen noch zu erwarten. Einige behaupten nämlich, der Dichter habe die indische Gottheit angerufen, andre, daß er an seinen Freund Brahm sich erinnerte, und das „a“ nur ein Schmerzensschrei gewesen sei. Auch die Worte: „Schlesisches Himmelreich“ werden von Verschiedenen verschieden interpretiert; während die Einen die Worte deuten als Ausdruck der inneren Heimatszugehörigkeit, die noch im Himmelreich Schlesien voraussetzt, weisen die Andern auf die leckere Speise, da bekanntlich alle Liebe (auch bei den Dichtern) durch den Magen gehe. — Richard Dehmel hatte beim Sterben eine so schwere Zunge, wie er eine zittrige Hand hatte, als er die Worte auf das Titelblatt seiner „Zwei Menschen“ schrieb, er lallte wieder und zum letztenmal: WR Wlt WR Wlt WR Wlt WR Wlt WR Wlt WR Wlt WR Wlt, bis er mit einem „Wir Welt!“ endlich friedlich schied. — Oscar Blumenthal, der sonst ganz Unliterarische, sprach im letzten lichten Augenblick nicht von seinem „weißem Rößl“, sondern pathetisch vom „weißen Roß“, das auf Rosmersholm spukte. — Peter Altenberg bekannte noch: „Mein Glas war klein, ich trank aus einer Karaffe.“ — Georg Hermann resignirte mit den Worten aus „Jettchen Gebert“: „Und es kam, wie es kommen mußte“. — Siegfried Jacobsohn klagte (sein Gedächtnis war zum erstenmal getrübt): „Es ist nicht alles Gold, was glänzt.“ — Verschiedenen Schriftstellern dienten die Titel ihrer Werke als tiefsinnige letzte Worte. — Hugo v. Hofmansthal meinte: „Das kleine Welttheater“. — Lothar Schmidt: „Nur ein Traum“. — Rudolf Presber: „Der dunkle Punkt“. — Maurice Maeterlinck: „Der begrabene Tempel“. — Hermann Stehr: „Der begrabene Gott“. — Paul Lindau: „Der Zug nach dem Westen“. — Rudolf Lothar: „Der Weg ins Blaue“. — Arthur Schnitzler: „Der Weg ins Freie“. — Arno Holz: „Neue Gleise.“ — Johannes V. Jensen: „Die neue Welt.“

Auch hat die Berufstätigkeit die folgenden letzten Aussprüche beeinflußt. So urteilte Georg Wertheim: „Das Leben ist ein Kaufhaus“, — der Kolonialwarenhändler Tamaschke war pessimistisch genug das Leben als „Zimmt“ zu erklären, — die dell Era tat den Ausspruch: „Das Leben ist ein pas de deux“ — Feruccio Busoni: „Das Leben ist eine Fuge mit einer Variation von mir“. — Ignaz Paderewski: „Das Leben ist eine Tournee“. — Max Reger: „Das Leben ist eine Serenade für ein kleines Orchester“. — Leo Leipziger: „Das Leben ist so lala, lila, Lolo“ — der Mathematiker Hermann Graßmann rechnete aus: „Das Leben ist die einfachste Rechnung, die nicht stimmt.“

Natürlich beschäftigten sich Viele im letzten Augenblick mit dem Tode. Maximilian Harden war empört, daß ihn der Tod und nicht eine Tödin hole, und warf mit den Worten: „Auch Einer!“ dem Tode Gemeinschaft mit Phili vor. — Anna Schramm zierte sich, als der Tod zupacken wollte, und bat (immer noch Naive) ganz schüchtern: „Nicht doch!“ — Gräfin Perigord (einst Fritzi Massary) sang dem Tod zu: „Willst du mein Cousinchen sein.“ — Ein zwölfjähriges Mädchen aus Berlin W wollte vom Tod wissen, „ob er schon sequell aufgeklärt wäre“. — Ein Mädchen aus der Friedrichstraße animierte ihn: „Na Schatz, kommst du mit“, — eine alte Jungfrau jubelte: „Endlich ein Mann“, — eine Telephonistin fragte ihn gewohnheitsgemäß: „Sprechen Sie noch?“ und schon fand sie selbst Anschluß. — Hermann Sudermann machte dem Tode den Vorwurf, den er seinerzeit an Harden, nach dessen Kritik über die „Ehre“ in der „Gegenwart“ richtete: „Sie verderben mir meine Karriere“, er suchte aber, schlau wie immer, noch durch den Ausspruch: „de mortuis nil si bene“ die verrohte Kritik der Nachwelt wenigstens für sich einzunehmen. — Paul Ernst flehte mit den Worten: „erhebe mich zu Hebbel“, den Tod um Erfüllung dessen, was ihm das ganze Leben doch versagt war. — Adolf Heilborn hielt den Tod für einen Mitarbeiter seiner Zeitschrift, versprach ihm trotz Raummangels baldigsten Abdruck des Beitrags, fuhr aber zuletzt ganz entsetzt auf: „Was, auch Sie wollen einen Vorschuß haben?“ — Fritz Stahl, der Verfasser der Werke: „Wie sah Goethe aus“, „Wie sah Bismarck aus“, „Wie sah Rembrandt aus“, begrüßte den Tod mit: „So siehste aus“, und schied dann wissend, und versammelte sich zu seinen Vätern. — Alfred Holzbock zog Bleistift und Notizbuch

Digitized by Google

hervor und fragte: „Darf ich Sie interviewen." — Hofphotograph Fischer bat zum letztenmal: „Bitte, recht freundlich."

August Bebel dokumentierte mit: „Heute rot, morgen tot" noch einmal seine Gesinnung. — Max Liebermann faßte in die Worte: „Quatsch mit Sauce" sein Urteil zusammen über die noch immer in brauner Sauce gemalten Bilder der großen Berliner Kunstausstellung. — Richard Strauß hörte zum erstenmal nicht Programm-Musik, denn er rief: „Ich höre Sphären-Musik!" — Max Reinhardt (Direktor des Königlichen Schauspielhauses) komponierte seine Sterbeszene zu einem Potpourri: Todesmotiv aus „Tristan und Isolde", Saint-Saëns: „Danse macabre", Schubert: „Der Tod und das Mädchen". — Adolf Harnack hielt noch im letzten Augenblick zum Dogma, indem er im Glauben wieder ein Kind zu sein spielte: „Himmel, Hölle, hopp, hopp!" — Prof. Drews, der die Nichtexistenz Jesu zu beweisen suchte, leugnete schließlich auch die Existenz der Familie Kohn und fragte herausfordernd: „Haben Sie den kleinen Kohn gesehen?" — Prinzessin Louise von Coburg gab zu: „Ich schulde". — Frau Toselli meinte: „Mir werden viele Sünden vergeben, denn ich habe Vielen Liebe bewiesen". — Baronin Vaughan verlangte literaturbeflissen nach der Komödie von L'Arronge, sie rief: „Mein Leopold". — Erich Schmidt zitierte Goethe mit allen Varianten der großen Weimarer Ausgabe. — August Scherl sprach nicht mehr vom „Tag" und der „Woche", sondern schwärmte ewigkeitstrunken von: „Tagen, Wochen, Monden". — Madame Curie rief: „Kein Atom!" — Zeppelin: „Leichter als die Luft!" — Paul Scheerbart: „Vom irdischen Bärchen zum Sternbild des Bären". — Der Zar bangte sich „vor der totsicheren Fahrt". — Onkel Eduards letzte Worte wurden uns soeben (6. Mai, 11 Uhr 36 Min. nachts) telegraphiert, Sie lauteten: „Die Luft" und waren (wie wir aus zuverlässiger Quelle erfuhren) gegen Deutschland gerichtet. — Adele Schreiber sagte: „Die Wildente" (und meinte Frl. Dr. Helene Stöcker). — Herwarth Walden rief: „Der Orkan!" — der Reichskanzler des deutschen Reiches jammerte: „Ich fliege!" — eine Spreewälderin zitierte: „In deiner Brust sind deines Glückes Sterne". — Redakteur Bruhn: „Viel Irrtum und ein wenig Wahrheit" — Leo Heller sprach vom ewigen Frühling, Rosen (die Nachtigallen ließ ihn der Tod endlich nicht mehr mißbrauchen) — Victor Hollaender meinte vergnügt: „Auf ins Metropol!" — General v. Kessel jubelte: „Halloh, die große Revue!" — Richard Alexander bat: „Kümmern Sie sich um Amélie! — Harry Walden, nach der sechstausendsten Kreierung des Karl Heinz ganz verblödet, sang: „Ich bin klein, mein Herz ist rein, kann Niemand drin wohnen, nur Du allein" (dies „Du" haben am nächsten Tag alle Berlinerinnen unter zwanzig Jahren auf sich bezogen). — Enrico Caruso (im hohen C): „Muß i denn, muß i denn zum Städle hinaus!" Geheimrat Bode: Vivat, crescat, de floreat! — Berliner Journalisten begnügten sich fast Alle mit: „Nu, wenn schon!"

Einer schwieg sich hartnäckig aus. Alfred Kerr. Nur mit dem Zeigefinger zog er in der Luft den Gedankenstrich. Mit diesem schloß er sein Lebenskapitel.

J.

Also: die „Adlerbibliothek" ist keine Jugendlektüre!

Die berüchtigten Rundschreiben der Adlerbibliothek haben mich hier schon mehr als mir lieb beschäftigt. Sie trugen die Unterschrift Blüthgens, Dahns und Trojans, und darum griff ich diese Herren in Verbindung mit jenen Schreiben etwas unsanft an. In ihrem Namen antwortete mir Blüthgen, sie müßten „die Verantwortung in dieser Sache ablehnen; es handle sich um Buchhändlerreklamen, die ohne ihr Wissen durch den Verlag hergestellt und leider mißbräuchlich mit ihren Namen unterzeichnet worden seien". Ich nahm davon gebührend Notiz und war naiv genug, zu vermuten, die Herren würden nun auch die Konsequenzen aus dem Verhalten des Verlages ziehen, der ohne ihr Wissen und mißbräuchlich ihren guten Namen an eine so schlechte Sache gesetzt hatte. Zumal, daß diese Namen auch unter dem an die Direktoren der höheren Schulen gerichteten, wie Nötigung klingenden Rundschreiben standen, — „man fragt sich", urteilt auch Avenarius im „Kunstwart", „wie geachtete Schriftsteller ihre Namen unter solch ein Schriftstück setzen konnten? Der Zweck heiligt doch zum mindesten nicht immer die Mittel: der Bewegung gegen die Schundliteratur werden durch solch eine Werbearbeit recht zweifelhafte Dienste geleistet" — zumal, wiederhole ich, daß Blüthgen, Dahn und Trojan der Öffentlichkeit gegenüber auch für diese höchst eigenartige Werbetätigkeit des Verlages Herlet verantwortlich schienen, hätte sie meinem Empfinden nach zu energischen Maßnahmen gegen den Verlag der „Adlerbibliothek" veranlassen müssen. Nun stellt es sich heraus, daß ich Blüthgen falsch verstanden oder doch gedeutet habe. Er schreibt mir nämlich:

> Ihr Nachwort zu der von mir gegebenen Erklärung in Nr. 17 der „Gegenwart" beginnt mit einer Bemerkung, die mir denn doch die Pflicht auferlegt, die Ehre des Verlags der „Adlerbibliothek" vor einer unberechtigten Ausdeutung des von mir gebrauchten Ausdrucks „mißbräuchlich" zu schützen.
>
> Nicht die Benutzung unserer Namen an sich ist es, was ich unter diesen Ausdruck stelle — die stehen dem Verlage für seine Propaganda in unsrer Sache zur Verfügung — noch der sachliche Inhalt des von Ihnen bemängelten Rundschreibens. Selbst zu seiner Charakterisierung der „Adlerbibliothek" gegenüber der bestehenden Konkurrenz durfte der Verlag sich durch die Hamburger Jugendschriftwarte vom letzten August für berechtigt halten.
>
> Was der Ausdruck „mißbräuchlich" sagen will ist einzig dies: daß es sich angesichts Ihrer Angriffe auf die stilistische Fassung der betreffenden Publikation in der Tat als richtig erweist, der Verlag hätte diese nicht in die Welt gehen lassen sollen, ohne uns zuvor den Text vorzulegen.
>
> Nichts weiter.
>
> Wir denken denn auch nicht daran, in unsrer Stellung zur „Adlerbibliothek" und „Deutschlands Jugend", zur Gesellschaft und dem Verlage Herlet, der sie so großzügig unterstützt, irgendwelche Veränderung eintreten zu lassen — was mich insbesondere betrifft, so bezeugen das hinlänglich ein paar Kundgebungen, die indessen in der Sache veröffentlicht worden sind.
>
> Vielleicht üben Sie die Gerechtigkeit, Ihre Leser auch von diesen Zeilen zu verständigen.
>
> Ihr ganz ergebener
>
> Berlin, 30. 4. 1910. Victor Blüthgen.

Dies, mit Verlaub, Herr Blüthgen, dünkt mich eine lahme Ausflucht; sie hinkt auf beiden Beinen. Ich konstatiere zunächst: in Ihrem ersten Schreiben steht wörtlich, die Buchhändlerreklamen seien ohne Ihr Wissen hergestellt und leider mißbräuchlich mit Ihrem Namen unterzeichnet worden; in Ihrem hier abgedruckten Schreiben aber sagen Sie wörtlich: „nicht die Benutzung unsrer Namen an sich ist es, was ich unter den Ausdruck „mißbräuchlich" stelle — die stehen dem Verlage für seine Propaganda in unsrer Sache zur Verfügung. Dann hat also der Verlag mit gutem Rechte Ihren Namen für seine Propaganda benutzt, und Sie durften nicht von einem Mißbrauch reden. Dann sind Sie uns auch für den Inhalt der Rundschreiben verantworlich, sintemal Sie selbst in Ihrem hier abgedruckten Briefe ausdrücklich erklären, mit dem „sachlichen Inhalt

Digitized by Google

des bemängelten Rundschreibens" und „seiner Charakterisierung der Adlerbibliothek gegenüber der bestehenden Konkurrenz" einverstanden zu sein.

Sehen wir uns diesen sachlichen Inhalt und die erwähnte Charakterisierung daraufhin nochmals an. Da heißt es, ich zitiere wieder wörtlich: „Alle Pädagogen stimmen uns zu, daß die von verschiedenen Seiten bisher (d. i. Februar 1910) veröffentlichte Kampfliteratur den beabsichtigten Zweck nicht erreicht, weil sie fast durchweg aus der älteren oder vielmehr veralteten erzählenden Literatur entnommen ist, welche uns und unsre heutige Jugend nicht sonderlich mehr interessiert." Dieser Satz beginnt mit einer — gelinde gesagt — groben Unrichtigkeit: „Alle Pädagogen stimmen uns zu u. s. f." — wer das schreiben konnte, hat offenbar keine einzige jener pädagogischen Zeitschriften gelesen, die es sich seit langem zur Aufgabe stellen, die Kampfliteratur zu prüfen und ohne jede Rücksicht auf irgendwelche „Protektoren" und Cliquen freimütig von ihrem Standpunkt aus zu beurteilen. Die zweite grobe Unrichtigkeit ist, daß die — nennen wir es mit Blüthgens Worten: „Konkurrenz"unternehmen fast durchweg ältere oder vielmehr veraltete erzählende Literatur bringen. Wer das schreiben konnte, hat seine Kenntnis von diesen Unternehmungen offenbar „aus der Tiefe des Gemüts gesogen", wie Blüthgen das einmal genannt hat. Ich erwähne aus den Veröffentlichungen der „Deutschen Jugendbücherei" (bis Februar 1910) nur folgende Dichternamen: Liliencron, Tolstoj, Perfall, Schmitthenner, Ernst Zahn, Wilhelm Fischer-Graz, Namen, die auch in den andern „Konkurrenz"unternehmungen der „Adlerbibliothek" (z. B. der „Deutschen Volksbücherei") wiederkehren. Daß die Adlersöhne Dickens, Hauff, Hebbel, E. T. A. Hoffmann, Kleist, Stifter u. s. f. zum alten Eisen rechnen — wohlbemerkt inkonsequenterweise nur sofern diese Dichter in den „Bunten Büchern", der „Deutschen Jugendbücherei", den „Deutschen Volksbüchern", mit Blüthgens Worten: in der „Konkurrenz" vertreten sind — zeugt schließlich nur von ihrem mangelnden literarischen Verständnis, der Unfähigkeit, zwischen guter und schlechter, veralteter und ewig junger Literatur unterscheiden zu können, „interessiert uns aber nicht sonderlich".

Ich habe Sie doch recht verstanden, Herr Blüthgen: sachlich sind Sie mit dem Inhalt der Herletschen Rundschreiben einverstanden? Sie sind also auch der Ansicht, daß einmal die Adlerbibliothek den „einzig richtigen Ersatz für die Schundliteratur darstellt", daß ferner „der Text der Adlerbibliothek erstklassige Literatur von den allerersten Autoren bietet" — an dem jammerhaften Deutsch sind Sie, das glaube ich Ihnen gern, nicht schuldig oder doch nur insofern schuldig, als Sie und die andern Herren des Präsidiums sich um den Propaganda-Ukas des Herrn Herlet hätten kümmern müssen — daß schließlich die Adlerbibliothek „allen höheren, Mittel- und Volksschulen für die Schülerbibliotheken zu empfehlen" sei? Ich kann nur annehmen, sofern das wirklich Ihre Ansicht ist, daß Sie einmal die „Wiesbadener Volksbücher", die „Volksbücher der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung", die „Quellen", die „Deutsche Jugendbücherei" und zahlreiche andre Unternehmungen nicht kennen, die als Kampfliteratur viel wertvoller sind als die „Adlerbibliothek". Ich muß ferner annehmen, daß Sie die von Treller, Barfus, Steurich und manchem andern Adlersohn erzeugte Literatur niemals kritisch betrachtet haben; ich vermute, der Herletsche Verlag wird bei der Veröffentlichung solcher „erstklassigen Jugendliteratur" — dieses „Deutsch" stammt von Ihnen! — ebenso verfahren sein, wie bei seinen Rundschreiben: „der Verlag hätte diese nicht in die Welt gehen lassen sollen, ohne uns zuvor den Text vorzulegen". Nicht wahr, Herr Blüthgen, so lautet Ihre Entschuldigung? Im Ernst, es gibt keine einzige für Sie außer dieser, das muß gesagt sein. Wenn Sie schließlich die Adlerbibliothek der Jugend empfehlen, so erlaube ich mir, zunächst Sie auf einen kleinen Widerspruch aufmerksam zu machen. Im „Eckart" (Heft 7, 1910) bitten Sie einen der Gegner der „Adlerbibliothek", „sich gegenwärtig zu halten, daß die Bibliothek keine Jugendbibliothek schlechthin sein will, sondern eine solche für die Schundschriftenleser, die erst einmal der Fabrikarbeit von Schmierern entwöhnt werden sollen". Ja, warum in aller Welt wendet sich denn der Herletsche Verlag immer wieder an die Lehrer, Direktoren von Schulen und Schulbehörden, also doch mittelbar an die Jugend? Erkläret mir, Graf Örindur . . . Und weiter, Herr Blüthgen, sind Sie, der Dichter so feinsinniger, reizender Kinderlieder — das soll keine Höflichkeitsphrase, sondern ein literarisches Urteil sein —, der Psyche von Kindern so fremd geworden, daß Sie Novellen wie Björnsons „Kapitän Mansana" (die Adlersöhne tauften sie: „In ehrlichem Kampfe"), Wilbrandts „Am heiligen Damm" u. a. m. für geeignete Jugendlektüre halten? Ich meinesteils halte diese psychologischen Studien nicht einmal für erwachsene Schundschriftenleser als geeignete Entwöhnungsliteratur. Hand aufs Herz, Herr Blüthgen: Sie trauen, wie man so sagt, dem Frieden auch nicht recht; denn in dem erwähnten Eckart-Artikel bekennen Sie etwas unsicher: „Es wird sich zeigen, was von den Heften der Adlerbibliothek etwa abzusieben ist und was seinen Zweck erfüllt". Mit andern Worten: Sie betrachten die Hefte der Adlerbibliothek als Ballons d'essai. Als solche will ich sie mir gefallen lassen, wennschon ich mir nicht verhehle, daß dergleichen gefährliche Experimente geistigen Vivisektionen ähnlich sehen. Und die sollte man doch lieber vermeiden.

Dr. Adolf Heilborn.

Randbemerkungen.

Die Stellung des Zentrums zur Wahlrechtsvorlage läßt sich vorläufig nur aus den Äußerungen seiner Preßorgane entnehmen. Aus ihnen schallt der Regierung und den Parteien ein rauhes „Unannehmbar" entgegen. Nun haben wir dies Wörtlein bei andern Gelegenheiten schon mit derselben Entschlossenheit rufen hören, um hinterher zu erfahren, daß sich Presse und Partei nicht immer deckt. Der Wert des auf dem Altar des Vaterlandes gebrachten Opfers der besseren Überzeugung wird gesteigert, wenn der Abgeordnete entgegen der Volksstimmung eine Vorlage gutheißt. Diesmal wird, wenn nicht alles trügt, das Zentrum nicht gegen den Strom schwimmen. Die Wähler legen doch zu großes Gewicht auf die Beibehaltung der Urwahlbezirk-Drittelung, als daß diese fallengelassen werden könnte. Wie tüchtig die Partei im demokratischen Sinne gewirkt hat, beweist die den Konservativen abgerungene Geheimwahl, und wenn jetzt nichts zustande kommt, das Zentrum kann es ertragen: die Zahl seiner Mandate spricht dafür. Der Standpunkt starrer Verneinung wird aber verständlich, wenn man die Rückwirkung der Aktion auf die künftigen Reichstagswahlen sich ausmalt. Es wird ein Wettlaufen um die Gunst der Massen, mehr noch als sonst, werden, und dabei werden die ins Hintertreffen geraten, die in Preußen ein unpopuläres Wahlgesetz befürworten. Das Zentrum ist dann in der Lage, auf den Widerstand zu verweisen, den es der Plutokratisierung des Wahlrechts geleistet hat, und man darf ihm die Anerkennung nicht versagen, daß es für sein Partei-Interesse, das keineswegs mit dem allgemeinen Staatswohl identisch ist, geschickt operiert hat. Das Odium der „Wahlrechtsverschlechterung", der „Entrechtung der Minderbemittelten" fällt auf die zurück, die jetzt ein Kompromiß schließen, das ihnen im Landtag eine Erhöhung der Mandatziffer sichert, freilich auf Kosten der Reichstagsmandate, und die Befürchtungen, die von Schwarzsehern in dieser Hinsicht geäußert werden, scheinen nicht ganz unbegründet zu sein, wenn man die Nachwehen der Reichsfinanzreform mit ins Exempel hineinnimmt. Von diesem Standpunkt aus ist es zu verstehen, wenn die

Digitized by Google

Zentrumspolitiker dem Zerfall des schwarz-blauen Blocks in Preußen auf die leichte Achsel laden und eine Zuversicht zur Schau tragen, die andern Parteien zu denken gibt.

* * * Dr. K. L.

Ein Riß in der konservativen Partei, soweit sie im Herrenhaus und Abgeordnetenhaus vertreten ist, hat sich aufgetan. Das Unbehagen, sich eventuell vom Zentrum trennen zu müssen in der Wahlrechtsfrage, wird in verschiedenen konservativen Organen unverhohlen zum Austrag gebracht. Daß die Konservativen nur mit halbem Herzen bei der Sache waren und sind, pfeifen die Spatzen von den Dächern, und das ist nicht verwunderlich bei einer Partei, die das Quieta non movere als ihre vornehmste Aufgabe betrachtet. Eine Opposition gegen die Krone ist den Konservativen, man braucht sich bloß an die Kanalvorlage zu erinnern, nicht unter allen Umständen verhängnisvoll geworden; im Gegenteil, sie widerlegen damit die Annahme, eine Regierungstruppe sans phrase zu sein, die auf das Kommando aus der Wilhelmstraße einschwenkt, und wenn jetzt die Konservative Korrespondenz diplomatisch mahnt, mit einem Urteile über das endgültige Schicksal des Gesetzes zurückzuhalten, und die Freunde der Vorlage im Herrenhause gleichzeitig mit einem sanften Rüffel wegen der Nichtwürdigung der gesamten politischen Situation bedenkt, dann dämmert auch Harmloseren die Ahnung von Vorgängen hinter den Kulissen auf, die ein günstiges Prognostikon für die Gesetzesarbeit Moltkes nicht zulassen oder wenigstens erschweren. Auffällig war besonders der der „Kreuzzeitung" erteilte parteioffiziöse Wischer, auffällig, weil die Herren in der Bernburger Straße im allgemeinen über die Strömungen in der Fraktion gut unterrichtet zu sein und keine Politik auf eigene Faust, sondern nur nach Rücksprache mit maßgebenden Persönlichkeiten, unbeschadet ihrer redaktionellen Unabhängigkeit, zu treiben pflegen. Reine Redaktionsarbeit, wie in andern Zeitungen, wo mehr oder weniger unverantwortlich das Wort genommen wird, ist da gewiß nicht geliefert worden, und darum ist der Gegensatz zwischen dem alten konservativen Organ und der offiziellen Korrespondenz ein Zeichen von Schwanken und Unsicherheit innerhalb der Führerschaft. Der Minister des Innern dürfte von dieser Sturmwarnung Notiz genommen haben. Dr. K. L.

* * *

Zu wenig Reichstagsabgeordnete haben wir nach Ansicht des früheren Regierungsrats Rudolf Martin, und in seinem neuesten Buche (oder hat er inzwischen schon wieder eins herausgegeben?) „Deutsche Machthaber" wünscht er die Vermehrung der Reichstagsmandate um 303. Also 700, i. W. siebenhundert, Abgeordnete sollen, wenn es nach dem vielgeschäftigen Herrn ginge, das deutsche Volk vertreten. Das ist nur eine der vielen Rosinen, die er in seinen Kuchen hineingebacken hat. Wenn der König Martin baut, haben die Kärrner der Presse zu tun und wissen in der Tat nicht, wo sie anfangen sollen. Wie der Rat der 700 im Wallotbau sich räumlich unterbringt, mag cura posterior bleiben, jedenfalls stellt die Umgestaltung des Sitzungssaales für den Architekten der Zukunft eine lohnende Aufgabe dar. Wichtiger ist die Frage, was mit einer derartigen Vielköpfigkeit bezweckt wird. Daß viele Kreise ihre Interessen nicht genügend vertreten glauben, ist eine alte Klage, so alt wie der Parlamentarismus überhaupt, und wenn 1400 Männer in das Volkshaus entsandt wären: irgend eine erwerbstätige Gruppe käme sich immer noch unberücksichtigt vor und schlüge ob ihrer Vernachlässigung Lärm. Die großen Gesichtspunkte, die heut leider in vielen Fällen von Einzelinteressen überwuchert werden, würden noch mehr als sonst zurücktreten müssen und von einer allgemeinen Vertretung des Volkes könnte nicht mehr die Rede sein, der Interessen-Partikularismus würde triumphieren, und der beliebte Kuhhandel würde eine ungeahnte Blütezeit erleben, und was das besagen will, wird einem klar, wenn man sich die heutigen im Zeichen dieser politischen Geschäftspraxis stehenden Zustände vor Augen hält. In welcher Welt mag sich Herr Martin aufhalten, daß er derartige Vorschläge macht? In der jetzt bestehenden sucht man häufig geeignete Kandidaten mit der Laterne; sie sind wirklich nicht so reichlich gesät wie die Lyriker und Romanschreiber, und selbst tüchtige in keiner gottgewollten Abhängigkeit ihrem Tagewerk nachgehende Männer entschließen sich schwer, ihre Zeit dem Fraktionsspiel zu opfern. Es müßte eine neue, durchaus unerwünschte Klasse der Nurpolitiker entstehen, sollte die Rekrutierung nicht mit einem Fehlschlag enden, ganz abgesehen von der Ohnmacht, zu der ein so umfangreicher Vertretungskörper durch die Schwierigkeit verurteilt wäre, sich zu einigen und imposante in sich geschlossene Willensmeinungen zum Ausdruck zu bringen. Wir haben dies eine Beispiel aus dem Martinschen Buche herausgegriffen, um zu zeigen, wie erhaben er über den Boden der Tatsachen schwebt. Auf das deutsche Lesepublikum dürften diese Sternschnuppenschwärme politischer Hintertreppenromantik keinen Eindruck mehr machen, und es ist erfreulich, festzustellen, daß der nach Art eines Bresnitz v. Sydacoff im Reiche des Ewigunbeweisbaren arbeitende Autor seinen Resonanzboden bei uns völlig verloren hat. Allerorten begegnet er höhnischer, ungläubiger Abwehr; ihn ernst zu nehmen fehlt selbst dem entschlossensten Sensationsjournalisten an Mut; nur ist zu befürchten, daß das Ausland sich auf das Elaborat stürzen und die „Deutschen Machthaber" als kristallene Geschichtsquelle verschänken wird. Gegen diesen Schaden gibt es leider keine Reichsversicherung.

* * * Dr. L. F.

Aus dem Froschpfuhl der Friedensfreunde erschallt ein beträchtliches Quaken: diesmal verübt es der Stuttgarter Stadtpfarrer Umfrid, indem er gegen Bismarck und Moltke loszieht. Dem einen sagt er „Erfolge des Augenblicks" nach, dem andern macht er zum Vorwurf, kein tiefer Denker gewesen zu sein. Wenn irgend etwas den Friedensgedanken schädigen kann, sind es derartige Angriffe. Nahezu 40 Jahre besteht dank Bismarck das Deutsche Reich, ein ziemlich langer Augenblick, und bei Moltke anerkennen, daß er ein großer Stratege gewesen sei, ihm aber tiefes Denken abzusprechen, läuft darauf hinaus, daß Strategie kein Denken erfordere, während sie bisher als der Ausfluß allerintensivster Kopfarbeit angesehen wurde. Man kann sehr wohl Predigten in der Erlöserkirche zu Stuttgart halten, ohne die geringsten Anforderungen an eigenes oder fremdes Denken zu stellen; aber zu glauben, man diene dem Frieden, indem man „die sogenannten großen Männer" begeifert, dazu gehört eine Art von Selbstüberhebung. Das macht böses Blut. Kein Angehöriger einer fremden Nation würde sich zu einer derartigen Herabwürdigung Bismarcks und Moltkes hinreißen lassen, einem wackern Schwaben, der sich nicht forcht, blieb dies vorbehalten. Ist es bloß Eigenbrödelei oder ein Zeichen von wiedererwachendem Partikularismus? Dieser gedeiht in einem zerklüfteten, veruneinigtem Reich am besten, ein ohnmächtiges, zunächst geistig abrüstendes Deutschland ebnet der Propaganda der Friedensengel den Weg. Aber je toller sie's treiben, um so eher werden ihren Mitläufern die Augen geöffnet werden. Daß diese Verunglimpfung Moltkes in der Zeit geschehen mußte, da seine Büste in der Walhalla bei Regensburg Aufstellung fand, ist ein glücklicher Zufall. Der Sinn für die schlichte Größe des Feldherrn ist denn doch noch nicht so erstorben, wie der Stuttgarter Pfarrer meint. M. M.

* * *

Zur Lage in der Türkei.

Der Politiker mag ein Zusammengehen mit der Türkei für ersprießlich achten, allein der unbefangene Beobachter muß sich doch sagen, daß dort nicht alles zum Besten ist. Ganz abgesehen davon, daß unser Bündnis erstlich zweifelhaft ist, zweitens, wenn vorhanden, auf schwachen Füßen steht, und drittens durch die osmanische Freundschaft für England stark gelähmt wird. Die militärische Kraft der Türkei hat niemand je bestritten: es ist durchaus möglich, daß sie ausreicht, um auch gegebenenfalls sowohl den Griechen als auch den Bulgaren die Front

Digitized by Google

zu bieten. Dagegen sehen die Dinge sonst noch keineswegs heiter aus. Im Grunde dauern doch die Wirren schon seit bald zwei Jahren, und es ist kein Ende davon abzusehen. Schon allein der häufige Wechsel in den höchsten Ämtern kann bedenklich machen. Seit der großen Umwälzung wurde das Großvezierat von fünf Männern bekleidet: Ferid Pascha, Kütschük Said, Kjamil, Hilmi, Hakki Bey; nicht minder hat das Scheich-ül-Islamat fünfmal geändert. Selbst im Heere wurden viele belangreiche Umgestaltungen in den höheren Kommandostellen vorgenommen. Am schlimmsten ist die fortdauernde Unruhe in den Provinzen. Nach einer kurzen Trenga Dei sind die Bandenkämpfe in ganz Mazedonien mit verdoppelter Heftigkeit wieder aufgelebt. Die Griechen verüben einen Putsch nach dem andern nördlich vom Olymp und im Süden des Vilajets Janina. Die großgriechische Propaganda, deren Ziele man ja schließlich verstehen kann, erhebt auf alle Gegenden, die der Nordgrenze Griechenlands benachbart sind, Anspruch. Die Albanier bieten schon zum dritten Male gewappnet auf offenem Felde den Regierungstruppen Trutz. Sie verwundeten neulich mitten in der Stadt Ipek den Muttessarif Ismail Hakki Bey und töteten seinen Begleiter, den Major Ruschdi Bey. Die Lage erscheint so schwierig, daß die Regierung nicht weniger als vier Bataillone nach Ipek entsandte. Nicht minder tobt der Aufruhr in Mesopotamien und Arabien weiter. Am Euphrat haben sich jüngst 6000 Beduinen zusammengeschart, um den Türken die Stirn zu bieten, zugleich auch, um die Fremden zu schädigen, und gegebenenfalls auch englische Flußdampfer zu beschießen. Ein Korpskommandeur mit außerordentlichen Vollmachten ist letzter Tage nach Bagdad abgereist, um Ruhe zu stiften. In Yemen, wie in dem Vilajeten Asyr und El Hasa kämpfen ununterbrochen die Mannen des Padischah mit gar nicht unbeträchtlichen Aufgeboten der einheimischen Emire, die manchmal über 10 000 Anhänger und Mitläufer auf die Beine stellen. Die Emire werden in der Regel von England unterstützt, das ja schon vor Jahren den vertriebenen Scheich Mubarrek in Koweit als seinen Vasallen ansiedelte.

England ist noch immer Trumpf. Ja, noch mehr denn zuvor. Die verschlagenen Briten verstehen es wirklich, mit den Hunden zu laufen und mit den Hasen zu fliehen. Auf der einen Seite unterstützen sie mit allen Mitteln die Feinde der Türkei, die Beduinen, die südlichen Kurdenstämme, die Insurgenten Kretas, und die Balkansiaven; auf der andern Seite bringen sie es tatsächlich fertig, daß man in ihnen die Retter und Helfer und die besten Freunde der Hohen Pforte sieht. Auch steht diese Freundschaft keineswegs auf dem Papier, sondern äußert sich in sehr greifbaren Konzessionen. Ich will die vielen und außerordentlich wichtigen Eisenbahn- und Mineralkonzessionen in Vorderasien hier gar nicht weiter ausführen, denn sie sind alle noch nicht erteilt, wenn auch bei manchen die Unterzeichnung unmittelbar bevorsteht. Man braucht dabei bloß auf die Neubauten der Kriegsflotte hinzuweisen. Das ist ein Kapitel, das auch Deutschland ganz besonders angeht. Die Engländer wollen sämtliche Aufträge, in der Höhe von vorläufig 92 Mill. Mark für britische Werften einsacken. Ferner hat Schneider-Creuzot einen Sieg über Krupp in Konstantinopel davongetragen. Diese beiden Nachrichten, die zu gleicher Zeit eintrafen, stimmen doch recht trübe. Wer am heftigsten gegen das Monopol der Marineneubauten Einspruch erhob, war nicht Deutschland, sondern die Vereinigten Staaten. Immerhin scheint gegenwärtig wenigstens die Deutsche Bank und ihre Tochtergesellschaft, die Union Ottomane, die sich mit der Gründung und Ausführung elektrischer Werke beschäftigt, sich eifrig dafür ins Zeug zu legen, daß die deutsche Industrie in der neuen Türkei nicht ganz leer ausgehe. Wirth.

* * *

Russische Erfinder.

Es ist ganz merkwürdig, wie gering die naturwissenschaftlich-technische Bildung sehr vieler unsrer Redakteure ist. Herren, die in Geschichte und Kulturgeschichte und in künstlerischen Dingen vollkommen zu Hause sind, stehen den einfachsten, ins Gebiet der Naturwissenschaften gehörenden Dingen rat- und hilflos gegenüber. Da ging jetzt durch eine stattliche Anzahl deutscher Zeitungen eine Notiz über „Russische Erfinder". Darin wurde von der Erfindung eines Bauern Sagnow in Tula berichtet, „die, wenn sie sich bewährt, zweifellos berufen ist, in der Welt der Technik eine Umwälzung herbeizuführen. Es handelt sich um einen Apparat, der Automotor genannt wird. Seine wesentliche Bedeutung liegt darin, daß er die Aufwendung irgendwelchen Brennmaterials unnötig macht, da er durch das Gewicht der Last selbst in Bewegung gesetzt wird. Die Kraft wird mittels eines Systems von Hebeln übertragen und ermöglicht die Entwicklung einer beliebigen Anzahl Pferdekräfte". — In der Tat, eine wundervolle Maschine, „wenn sie sich bewährt", die aus Nichts etwas machen kann. Schade, daß nur eines an ihr neu ist, der Name — sonst ist sie nämlich eine alte liebe Bekannte, das perpetuum mobile. Über dieses Ding sollte man doch in gebildeten Kreisen Deutschlands schon einigermaßen informiert sein; aber siehe da, als er in russischem Kostüm und unter einem Pseudonym kam, konnte es unbeanstandet passieren. Man sollte denken, daß das Prinzip der Erhaltung der Energie nun überall bekannt und anerkannt sei; aber nein, dem ist, wie der besprochene Fall zeigt, nicht so. Unsre Bildung ist eben noch eine vorwiegend literarisch-formalistische, auf gut deutsch also eine durchaus unvollständige. Wenn ein russischer Bauer glaubt, einen Automotor erfunden zu haben, so ist das kein Wunder, wenn eine russische Behörde ihm das Ding patentiert, auch noch nicht, wenn aber gebildete Deutsche daran glauben, dann ist das höchst merkwürdig. Dr. M. P.

* * *

Der Roosevelt-Rummel.

Auf die Gefahr hin, als ein gänzich verrohter Kritiker zu erscheinen, gestatte ich mir zu bemerken, daß ich den Roosevelt-Rummel für lächerlich halte. Des ehemaligen rough rider wilde, verwegene Jagd durch Europa hat selbstverständlich nur den Zweck, sein Prestige und damit die Chancen seiner Wiederwahl bei den Yankees zu stärken, und es ist eigentlich nicht einzusehen, warum wir so bereit sind, dabei zu helfen. Was ist uns Roosevelt, was hat ganz Europa von ihm? Nichts. Warum empfängt man ihn mit fürstlichen Ehren? Ist er ein Souverain? Natürlich nicht, er ist es auch nie gewesen. Ist er ein gar so überragender Geist? Nun, er ist ein Mann von gesundem Menschenverstand, ein gewitzter Politiker, vor allem ein Mann, der es trefflich verstanden hat, sich zu lancieren. Ja, aber muß er deswegen vom Kaiser am Bahnhof empfangen und ins Schloß geleitet werden, müssen Galadiners stattfinden und deutsche Truppen in Parade aufgestellt werden? Roosevelt hätte wie ein „Fremder von Distinktion" behandelt werden müssen, nicht aber wie das Oberhaupt eines mächtigen auswärtigen Staates. Daß man in Frankreich und Dänemark und in Italien so unendlich viel mit ihm hermachte, geht uns doch nichts an, wir ahmen ja auch sonst französische, dänische und italienische Meister nicht nach und rühmen uns dessen sogar. Es ist nur wieder die alte Geschichte, daß wir uns in Liebenswürdigkeiten gegen das Ausland, insbesondere gegen die große Republik, gar nicht genug tun können, es ist eine Art Wettkriechen, in dem wir durchaus Sieger bleiben wollen und leider wohl auch werden.

Selbstverständlich ist bei den Yankees damit gar nichts zu erreichen. Wenn sie sehen, was wir mit ihrem Expräsidenten anstellen, so werden sie über uns lächeln, es schließlich aber selbstverständlich finden, daß wir Dezenz und Subordination zeigen, und das Sprichwort „Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen" wird sich an uns bewahrheiten. Ihre besondere Freundschaft werden wir durch die übertriebenen Ehrungen für Roosevelt nicht gewinnen. aber ihren Hochmut steigern. Und schließlich wird jeder Mr. Samuel Brown und Mr. Habacuc Smith,

Digitized by Google

wenn er nach Berlin kommt, verlangen, daß eine kleine Parade vor ihm veranstaltet wird und „the Kaiser“ seiner Gattin Rosen überreicht. Roosevelt aber, wenn er wieder Präsident sein wird, wird die Zähne fletschen und sich von Herzen über uns amüsieren.

Mit vollem Recht. Dr. P.

* * *

Aus der Finanzwelt.

Eine Veränderung von ziemlicher Tragweite hat sich seit einiger Zeit in Betreff der Berliner Börse vollzogen: sie hat sich emanzipiert, emanzipiert von der New Yorker Börse, zu der sie seit langem in einer Art Abhängigkeitsverhältnis stand. New York — das war Monate hindurch das A und O der Berliner Börse, die keinen Schritt zu tun wagte, ohne zuvor ihre Blicke „über den großen Teich“ schweifen zu lassen. Nicht ohne Grund! Die Bewegungen der New Yorker Börse ließen sich unmöglich ignorieren; die Einflüsse der Trusts auf die Effektenbörse sind zu gewaltig, um ohne weiteres ausgeschaltet werden zu können. Die Wirkung dieser Abhängigkeit war ein beständiges, unsicheres Schwanken, lediglich bedingt durch die unklaren New Yorker Berichte, und wenig begründet durch die Lage der Berliner Börse selbst, die aus sich heraus keine Veranlassung hatte, den Zickzackkurs der New Yorker Börse mitzumachen. Da besann man sich auf sich selbst — man emanzipierte sich schließlich von New York und siehe da — es ging. Seit einiger Zeit hängt hier der Himmel voller Geigen, und es ist wieder eine „Lust zu leben“. Ganz besonders haben es der Börse einige Werte angetan — Warschau-Wiener, Schantung Eisenbahn sowie Schiffahrtsaktien bildeten die Erkorenen der Spekulation. Weniger interessierte man sich für Montanpapiere, für die man bereits ein wenig zu viel des Guten getan. Im übrigen glaubt man hier die Bewegungen des amerikanischen Kupfermarktes nicht außer Acht lassen zu können. Am Geldmarkt hat sich wenig verändert, die Reichsbank zeigte die übliche Anschauung, auch sie blieb ohne sonderlichen Einfluß, da aus London bedeutende Goldeingänge angekündigt wurden.

Inzwischen nimmt der sogenannte Konzentrationsprozeß im Bankwesen seinen ungestörten Fortgang. Nachdem die Absicht bereits im Geschäftsbericht angekündigt war, hat die Dresdner Bank nunmehr die Fusion mit der Breslauer Wechselbank in Breslau und der Württembergischen Landesbank vollzogen und dabei ihr Kapital um 20 Millionen Mark auf 200 Millionen Mark heraufgesetzt. Der Vorgang ist in mehr als einer Beziehung interessant. Daß er wirtschaftlich notwendig wäre, wird kein Einsichtiger behaupten; denn an den Beziehungen der erworbenen Institute zu ihrer Klientel wird kaum etwas anders geändert als der Name. Die Dresdner Bank, die unter den Erschütterungen zu Beginn des Jahrhunderts wegen ihrer Eigenschaft als sächsische Bank am stärksten in Mitleidenschaft gezogen war, so daß ihre Dividende auf einen Tiefstand herabgesunken war, hat seither die furchtbarsten Anstrengungen gemacht, um sich wieder in die Höhe zu bringen. Damals, während des Leipziger Krachs, der die Dresdner Bank hart mitnahm, glaubte die Deutsche Bank aus rührender Fürsorge für das Königreich Sachsen daselbst ebenfalls festen Fuß fassen zu müssen und gewissermaßen als „lachender Erbe“ der Dresdner Bank aufzutreten. Diese aber war offenbar der Meinung, daß es damit keine Eile habe; sie stellte sich auf den Standpunkt eines bekannten Finanzmannes, der auf seinem Totenbette dem pietätvollen Vorgehen seines Sohnes, ihm, noch ehe er geendet, die Augen zuzudrücken, mit Worten wehrte: Drängen laß ich mich nicht! Die Dresdner Bank erholte sich bald, und man konnte bei ihrem Vorwärtsdrängen beinahe den Eindruck gewinnen, daß sie der Deutschen Bank ihre Stellung ebenso streitig machen wolle, wie diese es einst der Diskontogesellschaft gegenüber getan hat. In Ansehung des Aktienkapitals hat sie nun die Höhe der Deutschen Bank erreicht, die Reserven dagegen bleiben hinter denjenigen ihrer Konkurrenten zurück. Zwischen der Deutschen und der Dresdner Bank herrscht überhaupt eine gewisse Nebenbuhlerschaft. In der Provisionsfrage z. B. sehnt sich die Dresdner Bank nach den guten alten Zeiten zurück, und sie tritt für eine Art Provisionskartell der Banken ein; nachdem den kleinen Bankiers der Hals zugeschnürt sei, könne man heute ruhig dem Publikum höhere Bedingungen stellen. So forderte sie schon vor einiger Zeit in einem ihrer Geschäftsberichte mit dem Hinweis, daß die großfinanziellen Transaktionen schwieriger würden, da die großen Industriegesellschaften sich von den Banken unabhängiger gemacht hätten. Davon will die Deutsche Bank nichts wissen, der es indessen ganz erwünscht wäre, wenn ihre Nebenbuhlerin in der Provisionsfrage ihre Ideen verwirklichen würde. Wohl im Zusammenhange mit der Erwerbung von Provinzbanken durch die Berliner Großbanken steht die Kapitalsvermehrung der noch selbständig gebliebenen Provinzbanken. Fast gleichzeitig mit der Erwerbung der Württembergischen Landesbank in Stuttgart durch die Dresdner Bank fand die Kapitalsvermehrung zweier Stuttgarter Banken statt, der Württembergischen Vereinsbank, die ihr Kapital um 6 Millionen Mark, und der Württembergischen Bankanstalt, vorm. Pflaum & Co., die ihr Kapital um 2 Millionen Mark erhöhte. Beide Banken haben überdies eine Interessengemeinschaft auf 50 Jahre gegründet. Man wehrt sich gegen die Berlinisierung des Bankgeschäftes in der Provinz. Das beste Geschäft machen die Aktiendruckereien, die den Banken bei der Erhöhung ihres Kapitals stets hilfsbereit zur Seite stehen. Wenn doch auch einmal ein Privatmann sein Kapital nur mit Hilfe einer Druckerei vermehren könnte!

Mercator.

Glasplastik.

Es ist bekannt, daß ein neues Kunstmaterial auch zu neuen Ausdrucksformen zwingt. Granitplastik zwingt in jedem Falle zur Stilisierung. Der Marmor gestattet realistische Wirkung. Das Glas aber dürfte in der Plastik ganz neue Perspektiven eröffnen. Allerdings — so wie Stein läßt sich Glas nicht bearbeiten. Glas kann höchstens geschliffen werden. Die Chinesen sollen ja wohl ein Verfahren entdeckt haben, das ein Schnitzen des Glases gestattet. In Europa hat man aber das Verfahren nicht durchschauen können, und es ist gelegentlich auch angezweifelt worden.

Jedenfalls hat mans beim Glase zunächst mit gegossenen Formen zu tun. Eine Kleinplastik in Glas gibt es natürlich schon; es ist nur an die venetianischen Ziergläser zu erinnern, in denen die kleinen Seepferdchen und die Schalentiere des adriatischen Meeres als „Glasplastik“ gelten dürfen.

Kein andres Material bringt so die Farbe zur Wirkung wie das Glas — nur das stechende Farbenfeuer des Diamanten bietet eine noch intensivere Farbenwirkung.

Außerdem kommt aber noch das Transparente des Glases in Betracht.

Die Malerei hat sich des Glases längst bemächtigt und mit ihm die herrlichsten Glasfenster geschaffen. Da ist es doch sehr sonderbar, daß die Plastik vom Glase so wenig Notiz nimmt. Die venetianischen Ziergläser werden ja nur von guten Kunstgewerblern und nicht von zünftigen Bildhauern modelliert.

Daß aber die Bildhauer sich dem Glase gegenüber so zurückhaltend und fast ablehnend verhalten, hat natürlich

Digitized by Google

einen sehr triftigen Grund: der Bildhauer schätzt die Form höher als die Farbe, hält diese in jedem Formengebilde für ein störendes Element. Und darum ist der echte Bildhauer für Polychromie in der Plastik nicht zu begeistern. Ob die alten Griechen ihre Statuen tatsächlich bemalt haben oder nicht, kommt dabei gar nicht in Frage. Im Dreidimensionalen kann eine Formenkomposition durch die Farbe schlechterdings nicht gehoben werden — sagt man. Das erscheint allen schlechterdings als unmöglich. Die Farbe wird vom echten Bildhauer immer wieder als ein Störendes empfunden.

Ja — sehr merkwürdig ist es nur, daß sich der Künstler gegen das Aufstellen von Kunstgesetzen immer wieder sträubt. Man braucht nur zu sagen: die Farbe ist störend in der Plastik! Und man kann fest davon überzeugt sein, daß sich dann gleich Hunderte von Künstlern hinsetzen und sagen: das wollen wir mal erst sehen! Vielleicht ist die Farbe auch in der dreidimensionalen Formensprache gerade nicht störend. Man muß die Sache nur richtig anfangen usw. usw.

Mit den Kunstgesetzen ist es so wie mit den Naturgesetzen. Man erzeugt mit beiden zuletzt nur ein herzliches Gelächter, wenn man sie zu formulieren wagt. Dieses Gesetzmäßige! Das haben wir vom Parlamentarismus des neunzehnten Jahrhunderts. Da hat man immer wieder Gesetze konstruieren wollen — und diese Sucht hat sich auf Kunst und Naturwissenschaft übertragen.

Als ich vor kurzem im botanischen Garten zu Dahlem Orchideen sah, da wurde mir plötzlich klar, daß die Orchideen eine Glasplastik auch in größeren Dimensionen sehr energisch anregen können. Die Orchidee ist sehr oft transparent, wirkt wie Glas und wirkt „dreidimensional". Fabelhafte Effekte kommen zuweilen in den Orchideen zum Vorschein. Und alle diese Effekte lassen sich in einer Glasplastik sehr gut verwerten. Erst in der Glasplastik größeren Stils dürfte sich der grandiose Reichtum des Glases als Kunstmaterial offenbaren. Ob die Farben dem Formencharakter dabei schädlich werden — in jedem Falle —, das würde sich ja bald zeigen. Man kann nur die Formen nicht so leicht überschauen, wenn noch Farben hinzutreten. Die Geschichte wird zu leicht turbulent in der Wirkung. Ich glaube: daran ganz allein liegt die Abneigung der Formenfreunde der Polychromie gegenüber.

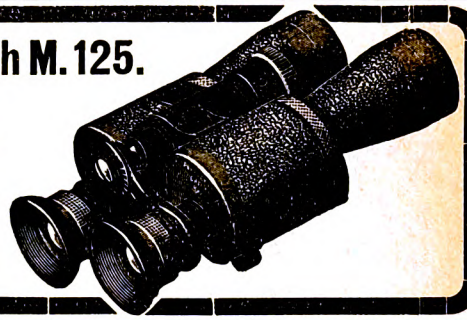
Aber — je berauschender eine Kunstwirkung ist, um so höher haben wir sie doch einzuschätzen. Oder — sollen wir das Kühle höher schätzen? In einer Tropenlandschaft wirkt ja wohl das Kühle sehr sympathisch. Jedoch — überall haben wir doch nicht Tropenlandschaft . . . . .

Paul Scheerbart.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
—— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. ——

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ∴ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Jagdglas „Perplex" 6fach M. 125.



Perplex-Prismenfeldstecher werden in optischer Leistung auch von den teuersten Spezialgläsern nicht übertroffen. **Zahlreiche glänzende Zeugnisse! Neue Modelle** „Perplex", „Armeemodell", „Autokrat". Vergrösserung 5- bis 18fach, M. 85.— bis M. 250.—.
Vor Kauf eines Prismenfeldstechers lasse man sich **im eigenen Interesse** von den Händlern unsere Fabrikate zum Vergleich vorlegen.
Katalog 50 kostenlos durch alle einschlägigen Geschäfte oder durch
Optische Werke, Cassel (Carl Schütz & Co.)

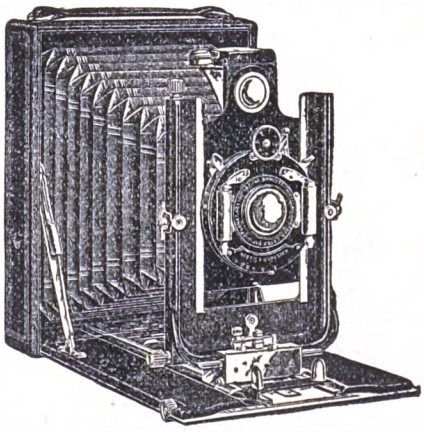
Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

Geringe Dimension, unverwüstliche Stabilität, optische Ausstattung bester Qualität, präzise Funktion



sind die Vorzüge der

„Ideal"-Camera.

Preisliste No. 513 kostenlos.

ICA AKT.-GES. **DRESDEN.**

Digitized by Google

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.: Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Jagd-Trophäen, in- und ausländische völkerkundliche
Waffen u. Gebrauchs-Gegenstände
für Dekorations- und Sammelzwecke.
Wiedmann & Schoeffler, Nürnberg H.
Ill. Prachtkatalog „H" geg. 35 Pf. i. Briefm.

Bücher Katalog
über interessante, hochwichtige und belehrende Bücher versende an Jedermann gratis und franko.
Reform-Verlag Fr. Schneider, Halle a. S. 115, Zwingerstr. 4/5.

Hygienische
Bedarfsartikel. Neuest. Katal. m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Vereinigung: Die Wissenschaft für Alle.

Die Vereinigung bezweckt Wißbegierigen und Bildungsbedürftigen aus allen Kreisen des deutschen Volkes auf billigstem Wege Gelegenheit zu geben, ihr Wissen zu erweitern u. ihre Bildung zu vertiefen.

Zu einem **Mitgliedsbeitrag von Mk. 1.50 vierteljährl.** erhalten die Mitglieder

1. die Halbmonatsschrift **„Das Wissen"**, und
2. zwei Bände der **„Bücher des Wissens"** (Ladenpreis à 50 Pfg.); sie haben
3. freien Zutritt oder Eintritt zu ermäßigten Preisen zu den von der Vereinigung bezeichneten Vorträgen, und ferner hat jedes Mitglied das Recht,
4. sechs weitere Bände der **„Bücher des Wissens"** vierteljährlich nach eigener Wahl zum Vorzugspreis von je 30 Pfg. (statt des Ladenpreises von je 50 Pfg.) zu beziehen. — Erschienen sind bis Anfang 1910 140 Bände „Bücher des Wissens". Außerdem sind die Mitglieder berechtigt
5. zum Bezuge der von der Vereinigung in jedem Jahre neu erworbenen Bücher zum Vorzugspreis für Mitglieder und
6. zur Inanspruchnahme des Fragekastens und Sprechsaales der Halmonatsschrift **„Das Wissen"**.

Für Nichtmitglieder der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle" kostet die Zeitschrift „Das Wissen" jährlich Mk. **7.20** und jedes Exemplar der „Bücher des Wissens" **50** Pfg., zusammen jährlich Mk. **11.20.** Mitglieder genießen daher, abgesehen von den übrigen Rechten, eine

Preisermässigung von Mark 5.20 jährlich.

Mitglied der Vereinigung kann jedermann werden, der Eintritt jederzeit erfolgen. Alle Buchhandlungen, sowie die Geschäftsstelle der Vereinigung nehmen Anmeldungen entgegen. Der Mitgliedsbeitrag Mk. **1.50** ist vierteljährlich im Voraus zahlbar. Weitere Pflichten übernehmen die Mitglieder nicht. Probenummern der Halbmonatsschrift „Das Wissen" und Satzungen der Vereinigung kostenlos.

Verzeichnis der erschienenen Bände auf der letzten Umschlagseite.

Geschäftsstelle der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle"
Berlin W. 9, Potsdamerstr. 124.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Mießler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 21. Berlin, den 21. Mai 1910. 39. Jahrgang Band 77.

Alt und Jung.

Sind es wirklich nur die, welche das Gras wachsen sehen, oder sind es Schürer der Zwietracht, die ernstliche Sezessionsgelüste innerhalb der nationalliberalen Partei bemerken wollen? Seit die Wahlrechtsfrage wie ein Landregen eingesetzt und Keime politischen Interesses, mochten sie noch so welk gewesen sein, wieder belebt hat, rumort es in den Reihen der Nationalliberalen, und sie bewegen sich in verschiedenem Marschtempo, die einen im flotten Tirailleurschritt, die andern zwar auch recht lebhaft, aber man wird dabei zeitweilig an die Echternacher Springübungen erinnert. Das scheint zu den geheiligten Überlieferungen des Nationalliberalismus zu gehören, und entstanden aus einer Zersplitterung der Liberalen der sechziger Jahre, hat diese Partei ihren Ursprung insofern nie verleugnet, als sie in kritischen Zeitläuften dem Beispiele des Bielaschen Kometen folgte und sich teilte, freilich ohne dauernd vom politischen Himmel zu verschwinden. Sie hat zwei Sezessionen, ohne dauernd Schaden zu nehmen, überstanden: im Juli 1879 gab sie einen Bruchteil unter dem Reichstagsabgeordneten Völk nach rechts, dreizehn Monate später eine noch stärkere Gruppe nach links ab, jene Gruppe, die ihre Übung im Sezessionswesen weiterhin im Rahmen der späteren Freisinnigen Partei betätigt hat. Schon damals haben also Nationalliberale schließlich Aufnahme unter den Bürgerlich-Radikalen gefunden. Ob jetzt sich etwas Ähnliches anbahnt? Nachdem sich die drei linksliberalen Parteien zur Fortschrittlichen Volkspartei zusammengeschlossen haben, sind sie unleugbar erstarkt, und stellen kein schwaches Rohr mehr dar, sondern einen festen Stamm, an den man sich anlehnen kann. Das muß beachtet werden. Noch vor einem Jahr hätten sie keine starke Anziehung auszuüben vermocht, jetzt als eine Masse vermögen sie es eher, jungliberale Elemente aufzusaugen, und bilden somit eine Gefahr für die durch die Wahlrechtsvorlage in ihrem Bestande augenscheinlich erschütterte Mittelpartei.

Was sind die Zeichen dafür?

Zunächst offenbart sich diese Erschütterung in den Äußerungen der nationalliberalen Presse und der Abgeordneten. Eine klare Parole ist von der Parteileitung bis jetzt nicht ausgegeben worden, was, da es sich um taktische Manöver handelt, verständlich, aber im Hinblick auf die Gefolgschaft der Wähler vielleicht verhängnisvoll ist. In Versammlungen und im Landtag ist von maßgebenden Führern die Forderung der direkten und geheimen Wahl vertreten worden, bis das Herrenhaus durch seine Beschlüsse eine Möglichkeit, abzuschwenken, eröffnete. Von diesem Augenblick an ist ein Schwanken in der Haltung der nationalliberalen Presse eingetreten, und wenn in Trier im liberalen Wahlverein als die Hauptaufgabe der Mittelparteien die Sprengung des schwarzblauen Blocks bezeichnet wurde vom Landtagsabgeordneten Dr. Röchling, so stellt sich ganz von selbst die Erwägung ein, daß eine solche Sprengung nur mit Opfern, d. h. durch ein Kompromiß mit der Rechten, durch Verzicht auf die direkte und geheime Wahl möglich sein wird. Fragt sich, ob in den Augen der jungliberalen Anhänger dies Opfer nicht zu groß erscheinen wird. Dem kleinbürgerlichen Durchschnittswähler dies schmackhaft zu machen, wird schwer halten, und der schwarzblaue Block mag weiter bestehen für ihn, bis die Neuwahlen eventuell Gelegenheit zu einer gründlichen Abrechnung geben, ganz abgesehen davon, daß der heut gesprengte sich morgen wieder zusammenschließen kann, das Kompromiß mit seinen Folgen aber weiterbesteht. Kompromisse dieser Art sind eben Leckerbissen für staatsmännisch Veranlagte, und die sind in allen Parteien spärlich gesät und setzen die Massen nicht in Flammen. Vom jungliberalen Standpunkt aus ist es daher wohl zu verstehen, wenn über den drohenden Umfall gezetert und eine entschiedene Haltung verlangt wird. Aber nicht die Jungliberalen allein schlagen Alarm und suchen die Parteileitung zu beeinflussen, auch der „Bund der Industriellen" und Blätter wie der „Hannoversche Courier" löken wider den Stachel und plädieren für den Anschluß nach links.

So ist denn die Uneinigkeit der Nationalliberalen nicht mehr zu bemänteln. Die Führer widerstreben in diesem Augenblick der Einberufung eines „Preußentages", weil sie davon Hemmung und Verwirrung befürchten, die ihnen ergebenen Parteiorgane vom Schlage der „Kölnischen

Digitized by Google

Zeitung“ und des „Schwäbischen Merkurs“ sekundieren ihnen, aber sie machen keinen Eindruck damit auf die Mannen der linksliberalen Seite, die selbst mit der nach dem Antrage Schorlemer vorzunehmenden Drittelung unzufrieden sind; sie verlangen das Pluralstimmrecht und bestehen auf der Neueinteilung der Wahlkreise. Das sind, wie auf den ersten Blick zu erkennen ist, nach der heutigen Sachlage unerfüllbare Forderungen, und gerade ihre Unerfüllbarkeit birgt die Gefahr einer Trennung der Geister in sich.

Der Zug nach links äußert sich ja nicht bloß in Preußen. In Sachsen sind die nationalliberalen Landtagsabgeordneten Merkel und Langhammer aus ihrer Fraktion, deren Kurs ihnen zu weit nach rechts geht, ausgeschieden, und wenn sie auch noch nicht direkten Anschluß an die fortschrittliche Volkspartei genommen haben, dürfte ihr Schritt als Zeichen der Zeit immerhin bedeutsam sein. Man wendet nicht unter Beibehaltung seines Mandats seiner Partei den Rücken, wenn man sich nicht der Zustimmung seiner Wähler vergewissert hat. Es hieße den Fall zu leicht einschätzen, wollte man ihn als persönlichen Parteizwist registrieren. Auch im Süd-Westen, in Hessen, macht sich eine Mißstimmung der Jungliberalen geltend, weil die Rechtsliberalen sich in Gegensatz zu der Zeitströmung gebracht haben und keine Scheidung mit dem Bund der Landwirte vornehmen wollen. Wer den Aufmarsch der Parteien im früheren Wahlkreis des verstorbenen Grafen Oriola verfolgt, weiß, daß dort das Signal für den ganzen Westen gegeben wird, und es wird wenig fruchten, wenn auf dem konservativen Parteitag in Wiesbaden versöhnlich einer Verständigung mit dem rechten Flügel der Nationalliberalen das Wort geredet worden ist. In diesen Wirrnissen tritt nun auch noch der Hansa-Bund auf den Plan, der ohne Aufstellung eigener Kandidaten dem Ziele zustrebt, den Bund der Landwirte zu verdrängen und durch Vertreter von Gewerbe, Handel und Industrie zu ersetzen. Daß er bei diesem Programm geneigt sein sollte, den Rechtsliberalen, die eine Verständigung mit den Konservativen im Sinne des Freiherrn v. Heyl wünschen, die Stange zu halten, ist schwer zu glauben. Als Kampfbund geschaffen, ausgerüstet mit reichen Mitteln, wird er sich den rührigen Jüngeren mit der populären Wahlparole zuwenden und hat dies bereits zu erkennen gegeben, indem er die heutige Wahlkreiseinteilung und die indirekte Wahl bekämpft. Damit ist der Weg gekennzeichnet, der abseits von den Nationalliberalen alter Schule zu den Jungliberalen führt. Diesen ersteht im Hansabund ein Helfer, und der zuversichtliche Ton, mit dem sie die Einberufung eines Vertretertages fordern und eine scharfe Krisis für die Gesamtpartei in Aussicht stellen, erhellt die Situation. Eine Sezession ist in den Bereich der Möglichkeit gerückt. Worte sind nun allerdings noch keine Taten, und es ist nicht ersichtlich, mit welcher Wählerziffer der Jungliberalismus seinen Drohungen Nachdruck zu verleihen imstande ist. Aber die Drohungen sind nicht aus der Welt zu schaffen; sie sind gefallen und gehört worden. Mit unverhohlener Freude vom Zentrum, denn jede Sezession würde eine Schwächung des Nationalliberalismus bedeuten, und wenn anderthalb Dutzend jungliberale Vereine in Bayern sich zu der Erklärung gemüßigt sehen, sie würden sich unter Umständen der Fortschrittlichen Volkspartei anschließen, und solchergestalt ihre Gesinnungsgenossen in Köln unterstützen, so wird man wohl oder übel davon Notiz nehmen müssen. Zurzeit läßt sich, wie gesagt, nicht übersehen, welchen realen Machtfaktor der Jungliberalismus bildet, aber er kann ein solcher Faktor leicht mit Unterstützung des Hansabundes werden. Der Bund hat sich zweifellos mit seiner Stellungnahme zur Wahlrechtfrage von seinem ursprünglichen Programm entfernt; er, der sich als völlig unpolitisch einführte, hat in Olezko-Lyck-Johannisburg tatkräftig eingegriffen, und das läßt seine weitere Entwicklung ahnen. Wer mit ihm geht, hat einen starken Bundesgenossen, und der Altliberalismus dürfte unerfreuliche Nackenschläge verspüren, sobald er in ausgesprochenen Gegensatz zu ihm gerät. Nun wird man dem Organ des Hansabundes darin beipflichten müssen, wenn es in den Herrenhausbeschlüssen kein geeignetes Mittel sieht, „eine auch nur vorläufige Beendigung der Kämpfe herbeizuführen“, eben deshalb, weil der Bund diese Beendigung in der vorgeschlagenen Form nicht wünscht. Man will eben weiterkämpfen, will sich nicht mit der einstweiligen Zertrümmerung des schwarz-blauen Blocks begnügen, weil man damit einen wirksamen Agitationsstoff aus der Hand gäbe. Das ist es, was den Widerstand auch der Jungliberalen so gefährlich macht, und wenn sie ihre Drohung wahr machten und unter Verleugnung ihrer Partei eine neue Verbindung suchten, ständen wir vor ähnlichen Verhältnissen wie im Jahre 1880, wo 19 Abgeordnete im Reichstage sich von der nationalliberalen Partei trennten. Bis jetzt sind Parteimitglieder von Gewicht, die sich zu einem so folgenschweren Schritte entschließen könnten, nicht genannt worden, aber bei den nächsten Wahlen würde die Nominierung derartiger Kandidaten vor sich gehen, und diese Sezession dürfte zur Selbstzerfleischung der Partei, im Süden und Westen Deutschlands vielleicht zu Teilerfolgen führen. Verminderte sich dadurch die Zahl der nationalliberalen Mandate, so würde die Partei zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt werden, namentlich wenn die um Bassermann ihren Linksabmarsch bewerkstelligten, und dem Rest bliebe nichts weiter übrig als in der Reichspartei aufzugehen, der der Nationalliberalismus, soweit er die Großindustrie repräsentiert, ohnehin stets näher gestanden hat als der Linken fortschrittlicher Obser-

Digitized by Google

vanz. Klare Verhältnisse wären dadurch ohne Frage geschaffen, und so sehr dies Ende einer ehemals großen, um Deutschlands Einigung hochverdienten Partei zu beklagen wäre, es würde der Anfang gemacht sein mit der Beseitigung der Zersplitterung unsrer Volksvertretung in Fraktionen und Fraktiönchen. Einstweilen sind wir noch nicht so weit, und die jungliberalen Heißsporne gehen wohl noch mit sich zu Rate, ehe sie die Axt an die Wurzel ihrer eignen Kraft legen. Sie würden mit einer Sezession keine Selbständigkeit, sondern eine Abhängigkeit eintauschen von einer Partei, zu der sie zwar Berührungspunkte haben, die jedoch dem Grundgedanken des Nationalliberalismus, in dem die Jungliberalen nun doch einmal wurzeln, grundsätzlich feindlich gegenübersteht. Jedenfalls ist es eine eigentümliche Erscheinung, daß das Element, das in der Verjüngung seiner Partei seine Hauptaufgabe erblickte, seiner Nährmutter aufkündigt und ihr, darauf läuft es hinaus, in einem äußerst kritischen Augenblick in den Rücken fällt. Käme der Preußentag zustande, was nach der offiziellen Erklärung des Vorstandes ausgeschlossen erscheint, dann müßte dieses Aufbegehren gegen die Parteidisziplin mit der Einleitung einer Fürsorgeerziehung geahndet werden, und ob zur Durchführung dieser Maßregel augenblicklich genügende Kräfte verfügbar sind, darf wohl bezweifelt werden. Darum ist es besser, wenn der mit Schwierigkeiten ringenden Parteileitung, der Ringkampf mit dem ungebärdigen Sprößling erspart bleibt.

Slavische und europäische Einheit.

Von **Otto Corbach** (Berlin).

Wie möchte es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika heute noch politisch zugehen, wenn die einwandernden Europamüden von den Gesetzgebern dazu angehalten worden wären, ihre nationalen Vorurteile aus der alten Welt sorgsamst zu hegen und zu pflegen? Der Hader der verschiedenen Nationalitäten würde die Bildung eines einheitlich denkenden amerikanischen Volkes unmöglich gemacht, die politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung der Union um Jahrzehnte aufgehalten haben. Daß der Engländer in Kanada ein Engländer im vollen Sinne des Wortes bleiben konnte, in der Union, wo der sich bildende herrschende Typ des Yankee zum Teil ganz unenglische Eigenschaften entwickelte, dagegen nicht, konnte eine ungeheure Mehrheit der aus England Auswandernden nie abhalten, die Unionsstaaten dem britischen Nordamerika zur Niederlassung vorzuziehen, und die unbegrenzten Möglichkeiten, die die natürlichen Hilfsquellen Kanadas bieten, locken erst eine starke Einwanderung an, seitdem das Kanadiertum der britischen Herrschaft sozusagen über den Kopf wächst und beginnt, selbständig zu handeln und dem Mutterlande ein Recht nach dem andern zu entreißen. Ganz unabhängig von europäischen Verhältnissen läßt sich so die Behauptung begründen, daß die Ausbalanzierung nationaler Gegensätze durch vernünftige politische Ideale in einem von verschiedenen Völkern bewohnten Lande gewaltige, sonst zu gegenseitiger Bekämpfung und Überwachung verwandte Kräfte für die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung freimacht.

In Europa liegt eine solche Möglichkeit noch meilenfern. Hier gibt es, soweit realpolitische Verhältnisse in Betracht kommen, erst Einheitsbestrebungen für politisch getrennte Stämme eines Volkes oder einer Völkerfamilie. Diese Bewegungen haben in der Regel das gemeinsam, daß sie nur in ihrem Jugendstadium von fortschrittlichem Geiste beseelt sind, um bald zu entarten und reaktionären Neigungen zu erliegen. Das ganze Wirtschaftsleben der Neuzeit strebt zu stark über alle räumlichen Schranken hinaus, um jene nationale Eigenwollerei in einem kleinen Erdteil zu begünstigen. So beginnt die alldeutsche Bewegung heute eine reaktionäre Erscheinung zu werden. Was von dem großdeutschen Gedanken politisch zu verwirklichen war, ist längst verwirklicht. Alldeutsche, die anders darüber denken, sind gewöhnlich nur noch unter Ideologen zu suchen, die jede Fühlung mit dem praktischen Leben verloren haben und Ideale konservieren, die vor vielen Jahrzehnten einmal populär waren.

Man sollte sich aber hüten, an den modernen Panslavismus dasselbe Maß anzulegen, mit dem man den sogenannten „Pangermanismus“ aus guten Gründen messen darf. Schon die Tatsache, daß die tschechischen Sozialdemokraten in Österreich Sondergewerkschaften bilden und sich den deutschen Genossen weniger verwandt fühlen, als blutsverwandten kapitalistischen „Ausbeutern“, zeigt, wie zugkräftig der slavische Nationalismus heute auf breite Massen einzuwirken vermag, für die der Nationalismus in Deutschland schon längst jegliche Zugkraft verloren hat. Der frühere Panslavismus hatte allerdings mit dem Nationalgefühl der einzelnen slavischen Völker wenig zu tun. Er war eine von russischen Reaktionären künstlich ins Leben gerufene Bewegung, die eine Ausdehnung der zaristischen Gewaltherrschaft vorbereiten sollte. Von diesem alten kriegerischen Panslavismus haben sich die Führer des „Neoslavismus“ von vornherein entschieden losgesagt. Sie geben vor, auf demokratischen Wegen nur wirtschaftliche und kulturelle Ziele zu verfolgen, eben weil ihr Programm die breitesten Schichten der verschiedenen slavischen Bevölkerungen anziehen soll. Das lehren z. B. auch die Punkte, über die auf dem für Juni nach Sofia anberufenen Kongreß beraten

Digitized by Google

werden soll; sie betreffen: die wirtschaftliche Lage der slavischen Länder; eine slavische Industrieausstellung; eine slavische Bank; die kulturelle Annäherung der Slaven; Herausgabe einer allslavischen wissenschaftlichen Zeitschrift; eine Annäherung zwischen slavischen Universitäten und Akademien; eine slavische Kunstausstellung; eine Annäherung zwischen Vertretern der slavischen Schauspielkunst. Es läßt sich wohl denken, daß mit solchen Zielen eine mächtige, alle Länder mit slavischer Bevölkerung umspannende politische Vereinigung geschaffen werden könnte.

Nun gewinnt es freilich neuerdings wieder den Anschein als sei die Gegenwart dem Ideal des Jungtschechen Dr. Kramarsch, der das Haupt des Neoslavismus bildet, noch nicht reif. Den russischen Brüdern im neoslavischen Bunde, die unmittelbar nach dem unglückseligen Kriege mit Japan eitel Demut und Verträglichkeit waren, ist in letzter Zeit wieder mächtig der Kamm geschwollen, so daß es ihnen nicht mehr genügt, Gleiche unter Gleichen zu bedeuten. Sie fangen an, auf die Vertreter der kleineren Slavenvölker wieder mit Geringschätzung herabzusehen, und deren wilden Drang nach Freiheit und Gleichheit zu hemmen.

Das hat vor allem die Polen sehr verschnupft. Der Führer des polnischen Kolo in der russischen Duma, Abgeordneter Dmowski erklärte am 10. Februar, daß die Polen keinen Vertreter zum Kongreß nach Sofia entsenden würden und einige Tage später veröffentlichte Dr. Kramarsch einen Artikel, worin von „tiefgehenden Mißhelligkeiten“ über slavische Fragen die Rede war. „Wir alle haben in Prag“, schreibt Kramarsch, „angenommen, daß ein neuer Frühling angebrochen sei, aber in Wirklichkeit ist das Eis noch nicht gebrochen. Die russisch-polnischen Beziehungen haben sich seitdem nicht gebessert; im Gegenteil.“ Zwei Kommissionen, eine polnische und eine russische, haben sich in den letzten Monaten damit beschäftigt, die russisch-polnischen Meinungsverschiedenheiten innerhalb der neoslavischen Vereinigung zu überwinden; sie sind zu keinem Ergebnis gelangt. „Die besonnenen Elemente unter uns“, erklärt vom polnischen Standpunkte aus der bekannte Sprachforscher Dziechowski, „haben es von Anfang an für unmöglich angesehen, im Namen der slavischen Einheitsidee mit Leuten zusammen zu arbeiten, für die diese Idee und Russifikation gleichbedeutend sind. Kramarsch und Genossen haben den Fehler begangen, in das neoslavische Lager ultra-russische Elemente hineinzuziehen. Wenn nicht die nationalistischen Elemente ausgemerzt werden, gehen wir nicht nach Sofia.“

Dieser Wunsch dürfte kaum erfüllt werden. Der Kongreß dürfte dann ohne die Polen abgehalten werden, was seine Bedeutung natürlich sehr beeinträchtigen müßte.

Es ist nun ergötzlich, wahrzunehmen, wie sich der Pariser Temps bemüht, den Friedensvermittler zwischen Polen und Russen im neoslavischen Bunde zu spielen. Das Blatt weist auf die deutsche Presse hin, die nach ihm schadenfroh den Zwist im slavischen Lager verfolgen soll und meint recht vielsagend: Wenn man nicht sagen könne, für welche Seite bei einer Wiederannäherung der Polen und Russen der Vorteil liege, so wisse man doch — und Polen wie Russen verhehlten sich das nicht —, wer aus ihrer Zwietracht Nutzen ziehen werde.

Diese Auslassung des Temps im Zusammenhange mit der obigen Auslassung des Polen Dziechowski könnten weitsichtigen deutschen Staatsmännern einen Wink geben, wie der neoslavischen Bewegung, die trotz der gegenwärtigen Krise noch eine bedeutende Rolle spielen kann, die deutschfeindliche Spitze abzubrechen wäre. Sie müßten begreifen, daß kein Volk mehr unter der Uneinigkeit Europas zu leiden hat, und das mehr mit einer Einigung der Völker dieses Kontinents zu gewinnen hätte als das deutsche; und sie brauchten dann ihre Politik nur mit dieser Tatsache in Einklang zu bringen. Das Russentum muß die slavische Einheitsbewegung verderben, wie das Borussentum die deutsche Einheitsbewegung verdorben hat. Eine äußerpolitische Aufgabe des deutschen Liberalismus müßte es sein, sich an die Spitze einer europäischen Einheitsbewegung zu stellen, die den immer noch lebendigen und regsamen Geist der heiligen Allianz überwinden und die Völker Europas zu einträchtigem, einheitlichem, zielbewußtem Handeln erziehen könnte.

Astronomische Ketzereien des weiteren.

Eine Richtigstellung von **Johannes Schlaf** (Weimar).

II.

Daß die Sonne bei ihrer Temperatur von 5000—6000° kein organisches Leben haben könne, gesteht Herr Rusch mir natürlich zu. Dagegen ist er sehr mit mir uneins hinsichtlich des Merkur und der Venus, der beiden einzigen Körper, die bisher noch unberücksichtigt geblieben sind.

Herr Rusch meint hinsichtlich seiner Oberflächenbeschaffenheit, „es fällt dem Merkur gar nicht ein . . . feurig-flüssig zu sein“.

Nun, ich hatte das ja auch gar nicht gleich mit aller Bestimmtheit behauptet. Ich hatte nur gesagt: „Es *kann* ebenso gut der Fall sein, daß die Substanz des Merkur eine feurig-flüssige ist; wenn auch in einem ungleich minder beweglichen Grade wie die Sonnensubstanz“. Ich wies auf die *Möglichkeit* einer solchen substantiellen Beschaffenheit des Merkur der Astronomie gegenüber

Digitized by Google

hin, die behauptet, der Merkur, der im übrigen doch die jüngste Abschleuderung der Sonne wäre, sei, obgleich 23mal kleiner, doch ebenso fest wie die Erde. — Herr Rusch weist hier zwar wieder mit seiner apodiktischen Emphase zurück: „die ringförmigen Abschleuderungen der Theorie sind längst überholt“. Leider hat er aber ganz übersehen, daß ich ausdrücklich gesagt habe: „Wenn die Planeten vormals durch ringförmige Abschleuderung von der Sonne entstanden sein sollen“, daß ich also nicht selbst dieser Theorie beitrete, sondern sie der Astronomie, die sie bis daher festhielt, nur mal für einen Augenblick so einräume! (Ich will gleich gestehen, daß diese Theorie für mich schon längst nicht mehr zu recht besteht, und daß ich für mein Teil einen ganz andern, ungleich konzentrischeren und einheitlicheren kosmogonischen Prozeß kenne, dessen ausführlichere Darlegung ich mir für andre Gelegenheit vorbehalte.) Also was weiter? Im übrigen aber wußte ich wirklich nicht, daß die Abschleuderungstheorie von der Astronomie bereits offiziell aufgegeben und durch eine andre, zureichendere ersetzt worden wäre; möchten selbst einige bedeutende Astronomen inzwischen schon von ihr abgekommen sein. —

Aber nun zum Merkur zurück. Ich meine, wenn die Astronomie bis jetzt noch die Abschleuderung annimmt und dann der Merkur die jüngste Abschleuderung unsres Systems ist, so ist die Möglichkeit sicher nicht ausgeschlossen, daß sie sich selbst widerspricht, wenn sie diesem letzt abgeschleuderten Körper schon die gleiche Härte wie der Erde zuschreibt. Also: es ist durchaus nicht absurd oder unstatthaft, daß Merkur eine feurigflüssige Beschaffenheit haben könnte. Ist es denn eigentlich denkbar, daß ein so gar kleiner Körper in so großer Nähe bei der Sonne zu einem gleich großen Härtungszustand gelangt sein sollte, wie die Erde ihn besitzt? Ist man nicht zum mindesten berechtigt, das in Frage zu stellen? Nun, ich habe von einer solchen Berechtigung Gebrauch gemacht. Das durfte, das mußte ich sogar!

Daß Merkur nicht feurig-flüssig sei, wäre, sagt Herr Rusch, vor wenig Jahren bei dem Merkur-Durchgang sichtbar gewesen.

Ich gestatte mir das aber sehr zu bezweifeln! Denn mag der Merkur sich sicher auch als ein kleiner dunkler Fleck bei dieser Gelegenheit von der Sonnenscheibe abgehoben haben, so kann doch diese Dunkelheit noch gar nichts für eine solche Dichtigkeit besagen, wie die Astronomie sie für Merkur annimmt. (Auch das Innere der Sonnenflecken wirkt z. B. dunkel — rot-bräunlich —, obgleich es sicherlich noch ungleich leichterer Beschaffenheit als die evtl. feurige Substanz des Merkur ist!) Der Merkur braucht nur ein gut Teil dichter und somit auch trüber zu sein als die Sonne, so wird er immer noch, wenn er an ihrer gewaltigen Lichtscheibe vorbeizieht, ungleich dunkler als diese und dunkel erscheinen. Ich möchte wissen, was dagegen einzuwenden wäre. — Die Ausmachung des Härtegrades von Merkur gelegentlich seines Sonnenvorüberganges kann also nur eine sehr unsichere sein! Man kann nicht mehr erzielen, als eben die Tatsache, daß Merkur fester und dunkler ist als die Sonne; aber das kann noch gar nichts gegen einen gewissen feurigflüssigen Zustand desselben besagen.

Daß der Merkur Phasen bildet, wie Herr Rusch dann noch hervorhebt, kann gleichfalls nichts dafür besagen, daß Merkur so hart wie die Erde oder etwa der Mond sein sollte. Denn es versteht sich, daß er wieder nur in einem hinlänglichen Grade fester und dunkler als die Sonne zu sein braucht, damit das so ungleich stärkere Licht der Sonne auf dieser seiner dunkleren Masse Phasen bilden kann.

Also auch seine Phasenbildung hat keine vollständig sichere Beweiskraft dafür, daß Merkur so hart sei wie die Erde oder der Mond.

Also was will nun eigentlich Herr Rusch, und inwiefern „hageln“ die „Irrtümer“ in meinem Aufsatz „nur so herunter“? Ich fürchte, er hat diese so überaus „stramme“ Behauptung bisher noch niemand auch nur einigermaßen plausibel machen können. —

Aber nun das alles beiseite und das geradezu spaßhafte: Herr Rusch gibt mir ja selbst zu: „Trotzdem dürfte der Verfasser (ich) mit seiner Vermutung recht haben, daß Merkur nicht von hochentwickelten Lebewesen bewohnt ist“. (Bezw. doch wohl von gar keinen, denn dies war meine wirkliche Behauptung!)

Nun, das sagt Herr Rusch, das sagt auch die Astronomie und das sage ich. Also gut: was weiter? Wir sind uns demnach einig, daß bereits Merkur, Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun — vom Mond ganz abgesehen — und auch Mars kein organisches Leben haben können; denn dreh er sich wie er wolle; das letztere muß schließlich auch Herr Rusch zugeben, weil es unvermeidlich aus der starken Veränderlichkeit der Marsoberfläche sich ergibt.

Was hat nun also Herrn Ruschs ganze „Erwiderung“ noch für einen Sinn im wesentlichen, worauf es mir in meinem Aufsatze ankam und hier ankommt? Sie ist, denk ich, wahrhaftig durchaus zwecklos, und eine ganz überflüssige Ereiferung. —

Aber es bleibt noch die Venus. —

Ich habe in meinem Aufsatz bestritten, daß sie so dicht sei wie die Astronomie annimmt. Und zwar aus dem Grunde, weil ihre Oberfläche gleichfalls veränderlich ist. — Das letztere gibt Herr Rusch auch zu. Aber diese Veränderlichkeit sei nicht „der Kern der Venus“. Indessen, wer spricht denn auch vom „Kern der Venus“? Wir sprachen ja und ich sprach in meinem Artikel von den Gebilden ihrer Oberfläche und von deren, wie Herr Rusch selbst zugibt, sogar starken Veränderlichkeit.

Digitized by Google

Nun: ist aber diese Oberfläche so stark veränderlich, so kann die Venus unmöglich so dicht sein wie die Erde; und das kann wiederum nur ein Zeichen dafür sein, daß der allgemeine Kristallisationsprozeß der Venus noch nicht soweit vorgeschritten ist, daß die ihn vollendende und zum organischen Leben überleitende Stufe des Protoplasmas erreicht wäre. — Also ist es sicher, daß auch die Venus keinerlei organisches Leben trägt. —

Nun will ja Herr Rusch aber, wohl in einem gewissen Einverständnis mit dem diesbezüglich herrschenden Standpunkt der Astronomie, jene starken Veränderungen auf der Venusoberfläche mit einer Wolkenhülle der Venus und also mit einer Atmosphäre derselben in Verbindung bringen, die wesentlich gleichen Charakters sein soll mit unsrer irdischen Atmosphäre.

Nun, was das anbetrifft, so gestatte ich mir ausdrücklich, an diese Wolkenhülle nicht zu glauben. —

Zum mindesten kann sie, selbst wenn Venus wirklich eine Atmosphäre nach Art der unsrigen haben sollte, hier ganz und gar nichts besagen. Denn sicherlich würde sie doch wohl ein ebenso undichtes und überaus schnell veränderliches Gebilde sein wie unsre irdischen atmosphärischen Bildungen. Nun aber ist denn doch wohl eine gewisse ganz offenbare und der Astronomie bekannte Beständigkeit der Oberflächenformationen auf der Venus vorhanden. Venus bietet immerhin ebenso gut ein bestimmt geprägtes Bild ihrer Oberfläche wie die andern Planeten, und man hat von ihm sogar schon mehrfach photographische Aufnahmen gewonnen. Was für einen besseren Beweis können wir aber dafür wünschen, daß jene Gebilde wirklich der Oberfläche der Venus und nicht ihrer Atmosphäre angehören? Gerade der bestimmtere und immerhin bis zu einem gewissen hohen Grade beständige Charakter ihrer Profilation beweist durchaus, daß hier nicht leicht und beständig zergleitende atmosphärische Dünstungsgebilde vorliegen, sondern wenn auch noch immer sehr veränderliche, so doch relativ festere und dauerndere Formationen. Daß dieselben zuweilen durch atmosphärische Dünstungen in ihren Konturen verundeutlicht werden, mag zwar zuzugeben sein, besagt hier aber ganz und gar nichts.

Also bleibt es dabei: hat man auf der Venus immerhin beträchtliche Veränderungen wahrgenommen, so gehören diese ihrer Oberfläche an; und also ist diese Oberfläche eine bewegliche, und also hat Venus genau so wenig ein organisches Leben wie alle übrigen Gebilde des Systems.

Somit wäre denn aber die Erde die sehr seltsam einzige Ausnahme unter allen Körpern unsres Systems, die ein organisches Leben entwickelt hat und trägt! —

Dies habe ich in meinem Aufsatz behauptet und dargetan, und ich bin also in der Lage, es noch immer strikt aufrechtzuerhalten. Wären meine Ausführungen also wirklich geeignet, „Unklarheit zu stiften“, und hat Herr Rusch sie wirklich so „scharf unter die Lupe“ genommen, wie er in Absicht hatte; und hatte er wirklich vonnöten, sich so emphatisch als Retter der lautersten astronomischen Klarheit aufzuwerfen? Ich glaube, er hätte besser daran getan, das zu unterlassen. —

Also bis auf weiteres bleibt der Inhalt meines Aufsatzes zu recht bestehen, und ich denke, daß ich den Lesern der „Gegenwart“ etwas durchaus in sich Gereimtes und Verständiges und durchaus nichts Unsolides, Unbedachtes, Oberflächliches und Unklares geboten habe. Etwas, das sicher imstande sein wird, sie zu eignem, fruchtbarerem Nachdenken in diesen Dingen anzuregen. —

Der Salon der Indépendants in Paris.

Von Otto Grautoff (Paris).

Die neueste Bilderschau der Pariser Unabhängigen entwirrt das Chaos, in dem das französische Kunststreben sich seit sechs, sieben Jahren verwirrt hat, keineswegs. Die diesjährige Ausstellung lehrt wieder den Mangel gemeinsamer Ideen, Wege und Ziele; sie zeigt nicht klar und deutlich, was die Jungen wollen, wohin ihr Streben zielt. Die Einzelnen selbst gleichen schwankenden Rohren im Winde. Diejenigen, denen wir gestern unsre Hoffnung schenkten, tragen heute wieder ein neues Gesicht zur Schau. Gestern erschienen sie ernst und in sich gefestigt; heute stellen sie sich uns wieder frech oder zynisch oder in gesuchter Naivität vor. Der Salon der Indépendants ist ein Abbild der Lebensunruhe unsrer Zeit geworden. Einst gab es Romantiker, Idealisten, Naturalisten, Stilisten, Impressionisten. O goldne Zeit, in der Prinzipien Macht und Ansehen genossen! Heute gibt es nur ein quirlendes Chaos. Zum Beispiel Jean Metzinger. Vor fünf Jahren begann er recht talentvoll als Monet-Schüler; vor vier Jahren Cezanne-Nachahmer, vor drei und zwei Jahren vergröberte er in hoffnungsloser Art Signacs Technik. Voriges Jahr versuchte er, aus gemalten Kegeln menschliche Körper zu bauen. In diesem Jahr scheinen seine geometrischen Stilprinzipien sich ein wenig abgeklärt zu haben. Das Bildnis des Schriftstellers Guillaume Apollinaire ist vorzüglich. Man zählt wieder auf ihn. Aber man wird von neuem durch andre verwirrt. Delaunay ist ein Schelm. Man siehts ihm an den Augen an, daß er nicht ernst zu nehmen ist. Er hat ein betrunkenes Kircheninterieur, ein betrunkenes Stadtbild ausgestellt; alle Mauern und Kurven sind in Spiralen oder in schrägen Linien gezeichnet.

Digitized by Google

Kees van Dongen, der zwei Jahre lang ernste Hoffnungen weckte, hat zwei Entsetzen erregende Plakate als Staffeleibilder vorgeführt. Friesz, auf den man ebenfalls zählte, stellt die Karikatur eines Paradiesgartens aus. Die Deformierungen der Franzosen, die, soweit sie ernst zu nehmen sind, einer spekulativen Phantasie entwachsen, haben auf die in Paris lebenden Polen und Russen eine beängstigende Wirkung ausgeübt. Etwa zwanzig Slaven haben byzantinische Heiligenbilder auf Goldgrund ausgestellt. Wenn ein deutscher Professor diese Heiligenbilder in seinem Seminar präsentierte, würden seine Schüler sich den Kopf zerbrechen, ob sie die Tafel ins zehnte oder elfte Jahrhundert zu setzen hätten. Es wird in Paris erzählt, ein findiger Kunsthändler habe den geschicktesten dieser Slaven mit der Anfertigung von Kopien nach byzantinischen Heiligenbildern beauftragt, denen man wohl bald im Handel einmal begegnen wird, ohne daß sie Kopien genannt werden.

Père Rousseau, der douanier-peintre (ein 60jähriger, ehemaliger Zolleinnehmer), der von einer großen Gruppe der künstlerischen Jugend verehrt wird, hat einen Urwaldgarten ausgestellt; die Blätter der Bäume und Kräuter sind mit dicken, lila Adern durchzogen, und zwischen dem Gestrüpp hüpfen Tiger und Affen umher. Mitten in diesen Urwald ist ein Kanapee gerückt: Stil Napeleon I. Auf dem Kanapee ein nacktes Weib. Das Bild heißt: Le rêve. Ein Vers Jean Jacques Rousseaus ist darunter geheftet. Man lächelt über diese kindliche Unbeholfenheit, über diese drollige Zolleinnehmerphantasie. Es steckt echteste Primitivität in diesem Bild. Wenn aber der, welcher dieses Bild erfand, sich für einen großen Künstler hält, so haben ihm das seine jungen Verehrer Delaunay, van Dongen, Friesz, Metzinger bewirkt. Die Naivität, die Ursprünglichkeit lieben sie in ihm. Darin möchten sie werden wie er. Sie wollen zur Unbewußtheit der Kinder zurück, sie wollen sich als Atome im Weltall empfinden lernen, die die vorüberfließenden Erscheinungen nur blitzartig widerspiegeln. Die festen Elemente lösen sich auf im vielseitig Schillernden. Die Schranken des Raumes brechen auseinander. Die Gesetze der Statik fallen in sich zusammen. Aus dem zuckenden Gefühl, aus der Flut der Seele suchen sie eine neue Schönheit in abstrakter Gesetzmäßigkeit heraufzuholen. Diese neue Schönheit hat noch nicht Gestalt gewonnen. Wir sehen bis heute bei Matisse, Girieud, Dufy, Herbin nur Ansätze, Versuche. Und viele dieser Versuche erscheinen auch häufig als Irrungen, hervorgerufen durch unlautere Rekordsucht, durch Störungen der Intuition, durch den Intellekt. Den Ausgang dieser Bewegung können wir nicht voraussagen.

Die geschlossensten und reifsten Künstlercharaktere sind unstreitig Jean Puy, Marquet, Vlaminck, Flandrin, Delfosse, Lacoste; aber alle diese stehen eigentlich auf einer andern Seite. Sie sind nicht Antipoden der Antike, sondern setzen, durchtränkt mit echt hellenischem und lateinischem Geist, die Traditionen der Familiengeschichte der französischen Kunst weiter fort, indem sie sie mit modernem Geist füllen und umwerten.

Eine Reihe vorzüglich begabter Damen deutschen Ursprungs, Frl. Stettler, Dannenberg, Wolf, Slavona, belebt diesen Pariser Frühjahrssalon aufs angenehmste. Seit einigen Jahren zeigt sich auch unser Bernhard Hoetger wieder, der in diesem Jahre eine Riesenstatue: Eva, und ein Relief ausgestellt hat, die eine energische Fortsetzung des strengen Strebens dieses Künstlers zu einem neuen Monumentalstil bedeuten. Seine asiatischen Vorbilder überwindet er mehr und mehr und erreicht von Jahr zu Jahr straffer jene gesammelte Ruhe, die der Plastik neue Wege in die Zukunft weist.

Wagner und Böcklin.

Von Dr. **Friedrich Alafberg** (Charlottenburg).

Spangehn macht in seinem von prägnanten, gut gesetzten Einfällen übersprudelnden, in der Ganzheit aber doch so rasch veralteten Buche „Rembrandt als Erzieher“ die glückliche Anmerkung über zeitgenössische hervorragende Männer: „Gerade weil solche Geister sich im Zentrum des Daseins treffen, gehen sie an der Pheripherie desselben auseinander.“ Er gibt damit Gesetzmäßigkeit und Konstanz der Wiederholung gewissen Erscheinungen, deren Gegenteil uns Regel scheint. Wir sind gewohnt, Männer eines Zeitalters, deren heißes Bemühen „einem“ Ziele gilt, in gemeinsamem Kampfe und wechselseitiger Förderung uns zu denken. Und unzählige Beispiele aus der Geschichte erhärten diesen Glauben. Aber ebenso wie große Zeitgenossen miteinander den gleichen Ideen leben, ebenso ringen sie auch nebeneinander und ohne persönliche und bewußte Berührung um dasselbe Werk. Wenn freilich der erste Fall bei weitem der häufigere ist. Den Zeitgenossen ist zumeist diese enge Verknüpftheit der beiden verhüllt und erst der historischen Betrachtung, die makroskopisch die Ereignisse ins Auge faßt, wird sie offenbar. Und die Möglichkeit dieser Tatsache liegt begründet in der alterkannten Notwendigkeit des Zusammenhangs aller überragenden Persönlichkeiten mit dem Kulturgeist ihrer Epoche. So wurde in Bacon und Shakespeare, obschon sie einander nicht näher traten, das Machtgefühl des Elisabethanischen Zeitalters, das neue Ichbewußtsein der Renaissance und der Empirismus des englischen 16. Jahrhunderts lebendig. So manifestierte sich in Friedrich dem Großen und Immanuel Kant das Pflicht-

Digitized by Google

gefühl der Kämpfer des siebenjährigen Krieges und der Freiheitsgedanke der Aufklärung. Und so scheinen auch Richard Wagner und Arnold Böcklin, deren eng verknüpfte Kunst- und Lebensrichtung den Zeitgenossen kaum aufging, unserm modernen, von der Höhe und aus der Entfernung sehenden Auge als aus den gleichen Tiefen schöpfende Geister sich erschließen zu wollen.

Es ist gewiß kein Zufall, daß beide Künstler, deren Produktivität um die Mitte des 19. Jahrhunderts ihren Höhepunkt hatte, erst gegen das Ende dieses Säkulums zur breiten, allgemeinen Wirkung kamen. Merkwürdig ist nur, daß der Beginn des Wagner- und Böcklinkultus — denn von einem Kultus müssen wir sprechen — so ziemlich im gleichen Jahrzehnt begann. Die Deutschen waren nach den großen Erfolgen des französischen Krieges zu ungeahnter Macht und allgemeiner Erhöhung ihrer Lebensverhältnisse gelangt, und im Gefühl ihres Wohlergehens und ihrer befriedigten Behaglichkeit fanden sie Bedürfnis nach Bildung und Kunst. Da nun boten sich ihnen zwei Männer dar, ein Musiker und ein Maler, wenig geachtet vordem, die ihnen die Erfüllung ihres Verlangens gaben, die mit sinnfälligen Mitteln, mit lauter, eindringlicher Stimme, mit starken und robusten Wirkungen sie umgarnten, so daß auch die Unkünstlerischen und Unmusikalischen sich plötzlich nicht mehr vor dem Tore des Heiligtums glaubten. Böcklin bestürmte sie mit wuchtigen, ungebrochenen Farben, mit der massigen Schwere seines Blau, Rot und Gelb. Und Wagner schmetterte sie nieder mit der Gewalt und der Fülle seines Orchesters, mit dem Fortissimo seiner Bläser und Pauken. So wurde diese pompöse, nur zu oft mit billigen Mitteln arbeitende, äußerliche und gern an der Oberfläche haftende, massige Kunst notwendig in dieser Zeit zum Abgott der breitesten Kreise. Ganz anders wie jene höhere Kunst, die auf intime, stille, vornehme Wirkung zielt, die nicht entfesselter, zügelloser, ausschweifender, sondern beherrschter und gebändigter Kraft entquillt.

Es ist noch ein andrer Grund, warum Wagner und Böcklin mit ihren Werken gegen den Ausgang des Jahrhunderts so unerhörte Wirkung taten: sie rührten die stärkste und letzte Gemütsstimmung und den eigentlichsten Ton der Zeit. Denn seit den fünfziger Jahren beherrschte eine Strömung zumeist die Gemüter der Deutschen: jene merkwürdige, lebensmüde Resignation, die vom schweren Pessimismus bis zur wässrigen Sentimentalität alle Nuancen durchlief. Jene Resignation, die, in Schopenhauer wurzelnd, in der Dichtung vom grandiosen Weltschmerz eines Heine und Byron bis zur dünnen Melancholie Storms und humorverklärten Entsagung Raabes reichte. Und mit der Ausschöpfung dieser seelischen Stimmung traf Böcklin jene Generation ins Herz. Er führte sie in seinen Bildern in eine erträumte, phantastische Welt, in ein unbekanntes, dämmriges Land der Sehnsucht, in die Tiefen versunkener Schönheit. Es strömte aus seinen Bildern ein so müder, entsagender, schwärmerischer, schwüler, betäubender Hauch, dem niemand widerstehen konnte. (Nicht ohne Bedeutung trägt eines seiner Bilder den Namen „Melancholia“.) Selbst in seinen Werken, über die eine sonnige Freude sich breitet — ich denke an die „Gefilde der Seligen“, an die „Italienische Villa im Frühling“ —, fehlt dieser Unterton der Schwermut nicht. Und dieser Religion der Lebensverneinung dankt auch Wagner seine Wirkung. Im „Lohengrin“, wo er von der Heimatslosigkeit des göttlichen Künstlergenius auf dieser Welt der Niedrigkeit sang, im „Ring des Nibelungen“, der den notwendigen Untergang alles Großen, Schönen und Lichtvollen unter der Menschen verderbtem Geschlecht verkörpert, in „Tristan und Isolde“, dem dunklen Lied von dem tragischen, herzzerreißenden Leiden und Enden einer hohen Liebe. Aber nicht allein das Problem seiner Dramen und seine Lösung wird von dieser resignierenden Grundstimmung bestimmt, in unzähligen einzelnen Momenten, Situationen, Stimmungen, Bildern innerhalb der Werke selbst schlägt sie immer wieder hervor. „Er schöpft am glücklichsten von Allen aus dem untersten Grunde des menschlichen Glücks und gleichsam aus dessen angetrunkenem Becher, wo die herbsten und widrigsten Tropfen zu guter- und böserletzt mit den süßesten zusammengelaufen sind. Er kennt jenes müde Sichschieben der Seele, die nicht mehr springen und fliegen, ja, nicht mehr gehen kann; er hat den scheuen Blick des verhehlten Schmerzes, des Verstehens ohne Trost, des Abschiednehmens ohne Geständnis“ (Nietzsche).

Aus dieser Lebensverneinung und Weltabgewandtheit fließt die Vorliebe der beiden Künstler für vergangene Zeiten der Größe und Schönheit. Bei dem Musiker in noch ausgedehnterem Maße als bei dem Maler. Wagner läßt das halbvergessene deutsche Mittelalter mit seinen unvergänglichen Gestalten und die sagenumflorten Helden des deutschen Altertums neu erstehen. Und Böcklin beschwört das weite, glänzende Reich der Antike; die bunte Götter und Naturwelt der Griechen. Wagner weckt die toten Recken, Siegfried und Hagen, zu neuem Leben, verjüngt Tannhäuser, Lohengrin, Wolfram von Eschenbach, Tristan und Isolde mit sicherer Hand, zaubert den ehrwürdigen Poeten und Schuster von Nürnberg auf die Bretter. Und schafft so dem deutschen Volk ein lebensvolles, farbensprühendes Bild seiner historischen Vergangenheit und der Traumgebilde seiner Phantasie. Böcklin entführt den nüchternen Menschen des Maschinenzeitalters in vergessene Haine und Grotten und erzählt ihm von einer Welt, die niemals war und die nur dem Dichterauge des griechischen Volkes sich geöffnet. Von Meeres- und Waldgöttern, von Waldwesen und Meerungeheuern, von Nymphen,

Digitized by Google

Faunen, Tritonen, Nereiden, Najaden, Meerweibern, Kentauren und vom naturbeherrschenden Pan.

Man hat mit gutem Recht Böcklin und Wagner die Meister der Ekstase genannt. Es spricht etwas Zügellos-Leidenschaftliches, Ungebändigtes, Maßloses, Überhitztes, Überhastetes aus ihren Werken. Es lebt zu viel Bewegung und zu wenig Ruhe in ihnen. Es fehlt ihnen der tiefere Wille zur Form. Vergleichen wir Böcklin mit seinem Vorläufer Anselm Feuerbach! Wie fehlt ihm doch der Sinn für einheitliche Komposition des Bildes, für plastische Abrundung und Ausgleichung der einzelnen Teile, für Rhythmus und Formen der Gestalten und Dinge! Die malerische Wirkung ist sein einziges Ziel, und ihr opfert er Harmonie, Stil, Form und Maß. Die Farbe, die Stimmung bedeutet alles! Oder stellen wir Wagner neben Beethoven! Es ist gewiß kein Zufall, daß Wagner keine gute Symphonie geschaffen! Er hätte es nie vermocht. (Das Siegfrieds-Idyll ist der beste Beweis!) Es mangelte ihm jener Wille zur Gebundenheit und zum Gesetz, welcher das Chaos der Gefühle läutert und zur Höhe der Kunst emporhebt. Seine künstlerische Produktion steht erst auf der untersten Stufe der Leiter, die zur echten Kunst hinaufführt. Bei aller Bewegtheit entbehrt seine Musik doch des tieferen Rhythmus. Und bei allem Recht, zu neuen Harmonien fortzuschreiten, trieb ihn doch auch ein gewisser Mangel an jener Harmonik, die den ganz großen Musikern eignet. Und es ist gewiß nicht ohne tiefere Bedeutung, das Wagner das Leitmotiv erfand. Es ist ein zu bequemes Mittel, um die fehlende Originalität des Formsinns und die Armut an musikalischen Einfällen zu verhüllen.

Und nun: wie ist es zu erklären, daß sich eine so große Anzahl gemeinschaftlicher Momente im Schaffen zweier Künstler findet, die ohne nähere Berührung zu einander standen? Wie ist es möglich, daß in ihnen so viele gleiche Töne lebten? Oder besser gefragt: welches war die gemeinsame Kulturstimmung, aus der beide schöpften? Und da muß die Antwort lauten: es war der Geist und die Seele der Romantik, die aus ihnen sprach. Das romantische Kunst- und Kulturprogramm hat in Wagner und Böcklin nicht seine höchste und vollkommenste, aber seine fruchtbarste und glücklichste Blüte gefunden. Wie sich ja auch aus dem Fortwuchern der romantischen Tendenzen durch das ganze 19. Jahrhundert und aus ihrem neuen Aufflackern gegen das Ende der einsetzende Wagner- und Böcklinkultus begreifen läßt. Durchaus romantisch war die sehnsuchtsvolle, müde, weltabgewandte, dämmerungsschwüle, matt-lächelnde, resignierende Stimmung und die Hinneigung zu vergangnen Schönheitswelten, sei es zur griechischen Antike, sei es zum deutschen Mittelalter, Und aus der romantischen Gefühls- und Geistesrichtung geboren war auch die Vorliebe der beiden Künstler für das Laute, Tendenziöse, Eindringliche und der mangelnde Wille zu energischer Konzentration, zur Form. Die Romantik hatte das Absichtliche, Bewußte, Aufdrängende in ihrem Programm und ihr Evangelium von der Souveränität des künstlerischen Willens, von der Freiheit und Ungebundenheit des schaffenden Genies konnte leicht zur Nichtachtung einer gesetzmäßigen, beherrschten, maßvollen, geläuterten Kunst verleiten.

Liliencron und die Romanfabrikanten.

Von Dr. Pieth (Posen).

Sieht man die Listen der Volks- und Leihbibliotheken auf die meist bestellten Romane durch, so stößt man auch heute noch, trotz mancherlei Aufklärungen, in erster Linie auf die Romane der Marlitt, Eschstruth, Heimburg — und Karl Mays. Viel ist in Wort und Schrift auf die geschmacksvergiftende Wirkung dieser und ähnlicher Machwerke hingewiesen worden, gewissenschaft verwaltete Bibliotheken geben sie ja überhaupt nicht mehr aus, doch einen ganzen Erfolg hat man noch keineswegs erzielt. Einen wichtigen Bundesgenossen und Helfer fanden die zumal in der Frauenwelt so beliebten drei ersten Autoren in den weitverbreiteten Familienzeitschriften, die ihnen ihre Spalten nur gar zu gern öffneten. Die breite Masse des Volkes läßt sich eben durch ihre Journale willig am Gängelbande führen, ohne auch nur einen Augenblick zu überlegen, welche Absicht ihr Familienblatt dabei hege, wie weit die Absicht des Abonnentenfanges in der Veröffentlichung dieser saft- und kraftlosen Geschichten wohl mitspiele.

Unbeirrt durch den nur teilweisen und langsamen Erfolg ihrer Bestrebungen suchen berufene Männer die breite Masse aus ihrer wahllosen Geschmacklosigkeit aufzurütteln. Zu ihnen gesellt sich als willkommener Mitkämpfer einer der Großen, die uns jüngst der Tod entrissen hat: Detlev v. Liliencron.

Die Neue Rundschau veröffentlicht im dritten Hefte des laufenden Jahrganges zwei seiner Briefe an den Redakteur Hermann Friedrichs, die uns recht markant seine Stellung zu den begehrten Ramschwaren auf dem Romanmarkte zeigen. So schreibt er unter dem 8. März 1885: „Ich lese eben — oder las vielmehr — Ihren ausgezeichneten Artikel „Die Clauren-Marlitt“ in Nr. 10 des „Magazins“. Lange habe ich nicht solche Freude gehabt. Bravo! Bravo! (Verzeihung, aber es ist der beste Ausdruck meiner augenblicklichen Stimmung). Dies verdammte Frauenzimmer im Gartenlaubenlorbeerkranz! Noch einen Schlag, werter Ritter, noch

Digitized by Google

einen!! . . . Es ist ja schändlich, wie Deutschland heimgesucht wird von solchen Romanfabrikanten und Fabrikantinnen . . . Sie haben durch den Artikel eine That getan, und jeder wirklich gebildete Deutsche wird Ihnen dafür aus vollem Herzen danken. . ."

In dem Briefe vom 20. März 1885 schreibt Liliencron an denselben Redakteur, der gegen die Gartenlaubenromane und ihresgleichen scharf ins Feld gezogen ist: „Die Verwässerung und elende Verschrumpfung, ja Demoralisierung des „Volkes", also hier im besten Sinne des Wortes „Volkes", durch die Romane der Gartenlaube (insbesondere von der Marlitt) und des Daheim, zahlloser geringerer Journale nicht zu gedenken, liegt zu deutlich vor Augen. Ich meine: die Verwässerung und Demoralisierung des Geschmacks an guten Büchern. Die Marlitt schreibt für Backfische und alte Jungfern. Daheim (eigentlich ebenso schlimm) schreibt im Tertianerstil. Während ich beim Lesen in der Gartenlaube immer das Gefühl habe, daß es in diesem Blatt schändlich abgesehen ist auf die Duselseligkeit, literarische Unwissenschaft und Verkommenheit des „Volkes", dem solches scheußliche Marlitt- und Werner-Schüsselwasser das Liebste ist — habe ich beim Lesen im Daheim immer den Gedanken: Mein Gott, Du bist doch kein Tertianer mehr, bist denn du so verkommen, daß in so pastoren-väterlichem Tone zu dir geredet wird? . . ."

Auch zu der Frage der Jugendlektüre ergreift Liliencron das Wort und berührt damit eine so aktuelle Angelegenheit, die Schule wie Volksbibliotheken in gleicher Weise beschäftigt. In seiner Knabenzeit überschwemmten „Schriftsteller", wie Franz Hoffmann, die Kinderwelt mit Tausenden von Erzählungen, ähnlich wie der jetzt an den Pranger gestellte Karl May und seine Genossen; sie wurden bald verboten, weil jeder gute Geschmack, jede Freude an Geschichte und guten Reisebeschreibungen durch sie vernichtet werden mußte.

Wir freilich, die wir im Jahrhundert des Kindes leben, sind darin weiter zurück, als jene Jugendzeit Liliencrons. Man braucht ja nur auf jene Flut schmutzigster Jugendschriften zu schauen, mit der gewissenlose Unternehmer den Geist der Jugend und der verständnislosen Menge des Volkes zu vergiften beabsichtigen. Erst in der allerletzten Zeit haben wahre Volksfreunde den Kampf gegen die furchtbare Gefahr mit Wort und Tat ernstlich aufgenommen.

Ich erinnere nur an die Broschüren von Karl Brunner: „Unser Volk in Gefahr!", Ernst Schultze „Die Schundliteratur", Arthur Held „Die Schundliteratur", an die Flugschriften des Volksbundes zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild und die Verhandlungen der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. — Wie dreist aber die Gegner ihr Haupt erheben, das beweist u. a. zur Genüge die Abwehrbroschüre Hans Hyans „Sherlock Holmes als Erzieher".

Erst wenn es uns gelingt, diesen Sumpf zuzuschütten und die Jugend zu einem guten Geschmack zu erziehen, werden wir es erreichen, daß auch die Erwachsenen gehaltlose und abgeschmackte Romane zurückweisen. Das ist der Weg zur Geschmacksverbesserung des Volkes, nach dem Liliencron vergeblich ausschaute. Eine Hauptaufgabe der Schule und der Volksbibliotheken ist darum darin zu sehen, gerade der Jugend den Weg zu guter Lektüre so leicht wie möglich zu machen, und damit den Geschmack des ganzen Volkes allmählich zu heben.

Pierrot und der Mond

für Adolphe Willette.

Von **Paul Friedrich** (Berlin).

In den blauen Sommernächten,
Wenn die silbernen Narzissen
In den Himmelsauen blühen,
Wandelt Pierrot durch die Felder.

Und er denkt an Colombine,
Die mit Kastor Küsse tauscht,
Wenn die silbernen Narzissen
In den Himmelsauen blühen.

Pierrot starrt hinauf zum Himmel,
Wo des Mondes weiße Rose
Groß und leuchtend aufgegangen
Unter silbernen Narzissen.

Und mit einer stolzen Geste
Greift der blasse Träumer Pierrot
Zwischen all den Himmelsblumen
Nach des Mondes weißer Rose.

Schluchzend bricht er sie vom Himmel,
Und die weiße, spitze Nase
Drückt er weinend in den Mond —
In den blauen Sommernächten.

Ellens Brautlichter.

Aus dem Dänischen des **Jeppe Aakjär.**

I.

Im Unterhof war man mit der feierlichsten Handlung beschäftigt, die ein Bauernhof der damaligen Zeit kannte: man goß Lichte und Dochte für den Jahresbedarf. Das Butterfaß mit den 3 blanken Stahlreifen stand in der Mitte der Lehmdiele, aus seinem siedenden Innern stieg der Dampf empor.

Digitized by Google

Es war in diesem Augenblick die Achse, um die sich alles drehte.

Die Hausmutter Bodil Marie kam in scharfem Trab mit einem Topf aus dem Vorraum der Küche herein. Es war der glühende Talg, der unter rasendem Zischen in das warme Wasser des Butterfasses hineingegossen wurde. Nun konnte das Gießen also seinen Anfang nehmen.

„Bist du bereit, Ellen", fragte Bodil Marie die Tochter, ein schwerfälliges junges Mädchen von 23, die auf dem langen Tisch einige weiße Kissen ausbreitete.

„Freilich", antwortete Ellen, „ich werde mit dir schon mitkommen."

„Dann wollen wir in Gottes Namen anfangen, während es noch hell und der Talg noch dienlich ist. Kommen erst die Mannsleute aus der Scheune herein, um ihr Vesperbrot zu verzehren, ist es mit unsrer Ruhe auch vorbei."

Nach diesem kurzen Selbstgespräch schürzte Bodil Marie ihren Rock mit einem energischen Griff auf, befestigte ihn über dem Magen und stellte sich vor dem Butterfaß in Positur. Dann begann die Arbeit, und Ellen als adrette Handlangerin dampfte mit dem Talg um die Wette, wenn sie aus dem Vorraum der Küche neuen Vorrat holte.

Die häusliche und runde Bodil Marie goß ihre Lichter mit kleinen sicheren Handbewegungen, die nie ihren Zweck verfehlten.

Geschah es ein einzelnes Mal, daß ein paar warme Dochte aneinander klebten, wenn sie aus dem warmen Bad herausgezogen wurden, riß sie geschickt eine Haarnadel aus ihrem schweren Nackenknoten heraus und brachte sie wieder in die senkrechte Lage.

Nach knapp einer halben Stunde hing bereits ein halbes Hundert fertig gegossener Lichter an den Sprossen der alten verschlissenen Bodenleiter, die ihren morschen Körper über zwei Holzstühle streckte.

Ellen war bereits damit beschäftigt, die fertigen Lichter auf den weißen Kissen des langen Tisches zu ordnen, als die Mutter unvermittelt fragte: „Sag mir einmal, Ellen, wie stehen die Dinge im Grunde zwischen dir und Jakob?"

Bodil Marie sandte der Tochter einen seitlichen Blick. Ellen wurde flammend rot und beschäftigte sich noch emsiger mit den Lichtern.

„Ich frage ja nicht in böser Absicht", fuhr die Mutter fort, „wird aber an Hochzeit und derartige Sachen gedacht, dann wäre es ja jetzt an der Zeit, die Brautlichter zu gießen, während der Talg noch im Topf siedet."

„Du sollst an derartige Dinge nicht denken, Mutter", sagte die Tochter, während die Mundwinkel in verhaltenem Weinen zitterten.

„Was soll ich nicht", rief die Mutter aus und vergaß zum erstenmal die Dochte aus dem Faß heraufzuziehen. „Seid Ihr noch nicht weiter? Ich glaubte freilich, du hättest den Burschen schon fester in der Hand. Dann kannst du also wieder von vorn anfangen."

„Es ist auch nur die Schuld dieses schlechten Frauenzimmers", antwortete Ellen, die nun ganz dem Weinen verfiel.

„Ist es die Schlampe aus dem Norderhof, die zwischen Euch steht?"

„Ja", antwortete Ellen und wischte sich die Tränen mit der Schürze weg, „sie bietet sich ihm bei jeder Gelegenheit an. Unsereins muß sich fast schämen, wenn er es nur ansieht."

„Ja, die Mutter war genau so, während sie noch jung war — sie hing sich wie eine Klette an die Kerle und immer an die, die unsereins im Sinn hatte. Komm aber jetzt hier her und gieß die letzten Lichter, während der Talg noch warm ist. Die Brautlichter muß ein junges Mädchen ja selber gießen, wenn sie ein wenig Glück bringen sollen."

Ohne weitere Einwendungen trat die schwerfällige Ellen nun an das Butterfaß und nahm den Platz der Mutter ein.

Ihr fehlte indessen die routinierte Geschwindigkeit. Sie tauchte schwer und gewichtig ein, als wenn sie eine Katze ersäufen wollte.

Die Mutter stand in einiger Entfernung und sah der Ungeschicklichkeit etwas gereizt zu.

„Auf die Weise verdienst du dir den Unterhalt nicht", sagte Bodil Marie und folgte ihr unausgesetzt mit den Augen.

Ellen wurde unter diesen kritischen Blicken mehr und mehr nervös. Einmal tauchte sie die Lichter neben das Faß, so daß sie in den Sand hinabrollten. — Die Mutter stürzte auf sie zu und kniff sie kräftig in den Arm.

„Schläfst du bei deiner Arbeit?"

„Ich will nichts mehr damit zu tun haben", rief die Tochter und schleuderte die drei letzten Lichter fort, „es wird doch nichts daraus."

„Woraus wird nichts?" fragte die Mutter halb drohend.

„Aus der Brautschaft! Denn ich will ihn gar nicht, wenn er mich nicht will", schloß Ellen unter einem wilden Tränenerguß.

„Geschwätz", erklärte die Mutter kurz und führte sie wieder an ihren Platz am Butterfaß zurück.

Ellen tauchte wieder ihre Lichter, während sie still weinte.

Ihr Herz brannte und der gekniffene Arm brannte und beide riefen die Tränen hervor.

Eine Sekunde lang sah man sie unter den langen blonden Augenwimpern blinken, dann rollten sie herab, lagen einen Augenblick auf Ellens runder Brust und verschwanden dann mit einem kleinen Zischen in der Lichtmasse.

Unter so schwierigen Verhältnissen formten sich Ellens Brautlichter immer runder und runder. Die Arbeit ging ihr besser von der Hand, wie sie erst recht hineingekommen war; die Tränen trockneten

Digitized by Google

langsam weg, die Mutter suchte ihre Heftigkeit durch einen Hinweis auf das Wachstum der Lichter gutzumachen.

Noch einmal kam sie in ihren Holzschuhen mit neuem Talg hereingetrippelt; es siedete und zischte und brauste, während die aufsteigenden Dämpfe eine luftige Boa um Ellens runden Hals legten.

Die allgemeine Stille verriet, daß der Abend nahte. Die letzten Strahlen der Novembersonne funkelten in der Lichtschere unter dem alten Deckenbalken und rissen sich blutig an dem Reibeisen über dem Ofen. Die staubige Geranie im Blumentopf, die bereits ihren spröden Stengel der Nacht zugewandt hatte, kehrte noch einmal ihr rotes Blumenauge der sinkenden Sonne entgegen. Noch leuchteten die blaßroten Dochte golden durch den weißen Talg, wenn Ellens fester Arm die Lichter in vorsichtigen Bogen aus dem warmen Bad hervorhob, bald aber begann es stärker im Raum zu dunkeln und über den weißen Kissen mit den fertigen Lichthaufen.

„Tauch sie noch einmal ein", ermunterte die Mutter von ihrem Wachtposten in der Küchentür. —

Nun öffnete sich die Stubentür und eine vermummte Gestalt trat über die Schwelle.

Es war die alte Bettlerin Karen Simested, die im Kirchspiel herumstreifte und mit sicherem Instinkt herausfand, wo etwas zu holen war. Hier kam sie, um von den neu gegossenen Lichtern ihren Zehnten zu holen. Mit der Sicherheit einer alten Bekannten schob sie ihr Bündel in den Bankwinkel hinein und folgte selbst nach.

„Gott sei gelobt und gepriesen! Hier sieht man wirklich den Segen des Himmels vor sich. Ich habe in diesem Winter in meinem Zimmer noch kein Lichtstümpfchen gesehen", sagte Karen und schnob durch die Nase.

„Wo hast du sie denn gelassen, meine Gute! Es sind noch keine 14 Tage her, daß du von hier ein großes Licht mit heim nahmst, das weiß ich bestimmt. Man darf ja wohl nicht glauben, daß die Leute die Wahrheit reden, wenn sie sagen, daß du alles in Branntwein verwandelst", antwortete Bodil Marie.

„Das ist die gemeinste Lüge, die mir jemand nachsagen kann! Das schwöre ich dir, Bodil Marie, so wahr ich auf meine Seligkeit hoffe", rief Karen in heller Wut, daß sie durchschaut worden war.

Lange zog sie nun einen beleidigten Flunsch, während sie Gallengift in sich ansammelte. Dann sagte sie mit ihren kalten Augen auf Ellen gerichtet:

„Na, endlich ist man also auf dem Norderhof zurecht gekommen. Es wird Stine sein, die das beste Geschäft macht."

„Wie das? Soll sie vielleicht den Hof haben", fragte Bodil Marie.

„Ja, ach ja", antwortete die Bettlerin.

„Fast ein zu gutes Almosen für dieses Mensch", antwortete Bodil Marie zornig.

Die Bettlerin sah noch immer bissig auf Ellen und sagte:

„Auf die Weise wird es ja nun wohl ernst mit Jakob; wie die Leute sagen, sollen die beiden ja ganz gefährlich miteinander schön tun. Es könnte auch ein hübsches Paar aus ihnen werden; sie würden gut zu einander passen. Die Kirche wird voll werden, wenn die einmal Hochzeit machen, das steht felsenfest."

„Wenn dann nur viele von deiner Sorte kämen, Karen, dann müßten die Leute sich doch unter allen Umständen geehrt fühlen", antwortete Bodil Marie giftig.

Karen hatte bereits eine scharfe Antwort auf der Zunge, schluckte sie aber herunter, weil ihr einfiel, daß sie das Licht noch nicht bekommen hatte.

„Es mag nun genug sein", sagte Bodil Marie, indem sie sich jäh an die Tochter wandte, die sich während des letzten Gesprächs fieberhaft in ihre Arbeit vertieft hatte.

Bodil Marie zündete nun ein Licht an. Im selben Augenblick öffnete sich wieder die Tür, diesmal um eine Schar junger Leute hereinzulassen, die an dem Abend des Lichtgießens niemals ausblieben. Lauter Jugend aus der Nachbarschaft, Mädchen sowohl wie Knechte. Der heißumstrittene Jakob, ein bartloser Bursche mit einem ewig lächelnden Zug um den Mund, war auch dabei.

Ellen verließ nun das Butterfaß und bot jedem der Eintretenden die Hand; zuletzt und gleichsam im Traum auch Jakob. Sie sah unterdessen seine Holzschuhe an, er riskierte die Augen bis zu ihren Knien zu erheben. Dort verharrten sie eine ganze Weile.

Ich bitte, bleibt nicht an der Tür stehen, sagte Bodil Marie.

Man setzte sich plaudernd auf die Bank um den Tisch herum.

Als das Gespräch einen Augenblick stockte, wandte sich die Bettlerin an die äußerste am Bankende, ein hübsches, munteres, lachendes Mädchen, an die ihre grünen Augen sich bereits lange geheftet hatten:

„Sag mal, meine kleine Dirn, erkennst du mich denn nicht wieder?"

Die Lachende, die soeben erst einen Dienst in dieser Gegend angenommen hatte, wußte sich auf die Alte nicht zu besinnen.

„Bist du denn nicht eine Tochter von Jesper Toftum?"

Sophie räumte das ein.

„Ja, dann sind wir ja verschwägert, wie ein altes Wort sagt."

„Wie das?"

„Der Bruder deiner Mutter hat oft bei mir geschlafen."

Die Burschen und Knechte platzten los, daß das Zimmer widerhallte. Sophies Augen glitten hoffnungslos über den Tisch und die weißen Licht-

Digitized by Google

haufen. Einen Augenblick später glitt die Bettlerin aus der Tür heraus; sie trug zwei frisch gegossene Lichter und einen vollen Milchtopf.

Aus den Theatern.

Oper und deutsches Theater in New York.

Die New Yorker Oper, die seit Jahren durch die von ihr bezahlten Riesengagen die besten Kräfte Europas über den Ozean gelockt hat, steht vor einer Krisis. Als Oskar Hammerstein vor einigen Jahren sein Manhattan-Opernhaus eröffnete, nahm man allgemein an, daß er die Konkurrenz mit dem schon lange Jahre bestehenden Metropolitan-Opernhaus nicht lange aushalten würde. Hammerstein war von vornherein im Nachteil, weil er nicht, wie das ältere Institut, eine Reihe von Millionären als Aktionäre hinter sich hatte, welche die Verpflichtung hatten, ein etwaiges Defizit zu decken. Nach seinen Angaben wirtschaftete er mit seinem eigenen Gelde, und wenn er Unterstützung von irgendeiner Seite erhalten hat, so hat er es vorzüglich verstanden, die Quelle, aus der die Zuschüsse flossen, verborgen zu halten. Er beschränkte sich auf die italienische und französische Oper und machte wider alles Erwarten, nachdem die anfänglichen Schwierigkeiten überwunden waren, gute Geschäfte. Vor allem zwang er das Metropolitan, größere Sorgfalt auf Ensemble und Ausstattung zu legen, als es bisher der Fall gewesen war, und es hatte den Anschein, als ob er das Ziel, das er ausschließlich im Sinne zu haben vorgab, erreichen würde: durch sein Unternehmen die New Yorker Oper auf ein höheres künstlerisches Niveau zu heben.

Vielleicht wäre ihm das gelungen, und vielleicht hätten beide Institute nebeneinander bestehen und ihre Rechnung finden können, wenn sie sich nicht in eine vernichtende Konkurrenz eingelassen hätten. Der eigentliche Kampf begann vor zwei Jahren und erreichte seinen Höhepunkt in dieser Spielzeit. Man fing damit an, sich gegenseitig zu überbieten, und durch immer gesteigerte Gagen Künstler zur Kontraktlösung, die häufig einem Bruche sehr nahe kam, zu überreden. Damit nicht genug, machte man den Versuch, an Stelle der bisher üblichen Gastspielreisen am Ende der Spielzeit feste Opern in einer ganzen Reihe der großen Städte des Landes einzurichten. Das erforderte das Engagement von mehreren Truppen für jedes der beiden Institute und belastete den Etat entsprechend. Während nun früher die Reisen gute Überschüsse geliefert hatten, trotzdem die Gastspiele in manchen Städten hin und wieder nicht erfolgreich waren, erwies sich der neue Plan als vollständig unausführbar. Es stellte sich heraus, daß mit Ausnahme von Chicago keine Stadt außer New York imstande war, eine Oper, die selbstverständlich den großen Kosten entsprechend hohe Eintrittspreise fordern mußte, zu unterhalten. Kam die Truppe auf ein Gastspiel, so war die Opernwoche eine Art Fest, an dem teilzunehmen gewissermaßen Verpflichtung für alle war, die auf eine gesellschaftliche Stellung Anspruch erhoben: waren die Aufführungen aber über den ganzen Winter verteilt, so überstiegen sie das Bedürfnis und wurden nicht genügend stark besucht, um sich zu bezahlen. Die beiden Opernhäuser befanden sich also in der Lage, eine Menge kostspielige Kräfte zu besitzen, für die sie keine Verwendung hatten.

Dazu kam noch, daß New York selbst zu viele Opern vorgesetzt bekam. Das Metropolitan, das bisher an vier Abenden und zwei Nachmittagen Opern gegeben hatte, verwendete auch die beiden übrigen Wochentage zu Aufführungen, und Hammerstein folgte seinem Beispiele; daneben reihte das Neue Theater die Oper seinem Spielplane ein, und die Zahl der Vorstellungen in Brooklyn, das jetzt ein Teil New Yorks geworden ist, wurde verdoppelt. Es gab Wochen, während deren der New Yorker unter vierundzwanzig Opernaufführungen mit den besten Kräften der Welt die Auswahl hatte. Das war zuviel. Der Besuch ließ nach, und wenn auch die Häuser durchweg gefüllt blieben, so konnte dies doch nur durch geschickte Verteilung von Freikarten und die Benützung von Spekulanten erreicht werden. Häufig hatte ein großer Teil der Besucher des Parketts statt des regelmäßigen Preises von zwanzig Mark nur zwölf oder noch weniger bezahlt, und vor den Türen der Institute konnte man die Karten mit großem Rabatt kaufen.

Wie die Sache jetzt steht, haben beide Institute in diesem Winter Geld verloren. Das Defizit des Metropolitan wird zwischen zwei und drei Millionen Mark angenommen, spielt aber insofern keine Rolle, als die Aktionäre es stillschweigend decken und dem Publikum nichts davon erzählen. Wieviel Hammerstein zugesetzt hat, weiß man nicht, ebensowenig, ob es ausschließlich sein eigenes Geld ist. Vor einigen Tagen wurde er gefragt, ob im Operngeschäft Geld stecke, worauf er mit seinem unerschütterlichen Humor antwortete: „All' mein Geld steckt darin!“ Natürlich wird schon lange von einer Verschmelzung der beiden Unternehmen gesprochen, und trotz aller Dementis haben auch zweifelsohne Verhandlungen stattgefunden, die darauf hinzielten, jedoch ist bis jetzt noch nichts erreicht worden. Der Mißerfolg der letzten Saison hat die bedauerliche Folge gehabt, daß die reichen Aktionäre, welche die Logen pachten und dafür das Defizit decken müssen, wieder Oberwasser bekommen haben. Diesen Leuten ist die deutsche Oper ein Greuel. Sie gehen nämlich nur in die Oper, um ein oder zwei Stunden zwischen Diner und Ball zu verbringen und ihre Toiletten und Diamanten zur Schau zu tragen. Sie wollen sich dabei unterhalten und betrachten den Aufenthalt in den Logen als gesellschaftliche Funktion. Opern, bei denen das Haus fortgesetzt verdunkelt wird und die Musik so wichtig ist, daß das Publikum im Parkett gegen die laute Unterhaltung der Logenbesucher Protest einlegt, passen dazu natürlich nicht. Die Bemühungen, die deutsche Oper auf die Seite zu schieben, sind nie ganz eingeschlafen, scheiterten aber vornehmlich an dem Umstande, daß die Aufführungen unter Andreas Dippels Leitung von solcher Vorzüglichkeit geworden waren, daß sie größere Einnahmen brachten, als die italienischen Opern. Trotzdem blieb die italienische Partei innerhalb wie außerhalb des Opernhauses nicht müßig. Sie nahm jede Gelegenheit wahr, um die Arbeit Dippels zu erschweren und ihn zurückzusetzen. Als nun die Gastspielreisen sich als Mißerfolg erwiesen, wurde Dippel, dem die Leitung übertragen worden war, dafür verantwortlich gemacht, obgleich er keineswegs der Urheber des Planes gewesen war. Mit einem Wort: die Italiener sind obenauf, und die deutsche Oper wird ihnen weichen müssen. Dippel, der New York künstlerisch vollendete und bessere Aufführungen gegeben hat, als sie je hier gesehen worden sind, soll die Leitung der neuen Oper in Chicago übernehmen; der von ihm mit vieler Mühe zusammengestellte deutsche Chor geht der Auflösung entgegen, und die Frage, ob Alfred Hertz wieder engagiert wird, wird voraussichtlich verneinend entschieden werden. Gatti-Casazza wird als Direktor und Toscanini als Dirigent Alleinherrscher werden.

Natürlich bedeutet das nicht das Ende der deutschen Oper in New York. Wenn nicht etwa Oskar Hammerstein die deutsche Oper aufnimmt, was durchaus nicht unmöglich ist, falls er die Mittel dazu findet, so wird das Publikum den Aktionären sehr bald beweisen, daß die Stadt viel zu viel Musikverständnis enthält, um ohne deutsche Oper bleiben zu können. Wir haben diese Kämpfe ja schon mehrmals durchgemacht, und die deutsche Oper ist, wenn auch zeitweilig zurückgestellt, doch immer wieder siegreich auf dem Kampfplatze erschienen.

Sehr erfreulich ist es, berichten zu können, daß das Deutsche Theater, das im letzten Frühjahr vollständig am Ende seiner Kraft angelangt schien, sich wieder erholt hat und recht guter Gesundheit erfreut. Die neue Direktion,

Digitized by Google

die das Institut übernommen hat, nachdem es durch allerlei, großenteils dem Unverstand entsprungene Experimente völlig diskreditiert war, hat die richtigen Mittel gefunden, es wieder populär zu machen. Sie hat nicht den Versuch gemacht, mit den englischen Bühnen zu konkurrieren oder das Publikum zu zwingen, sich Neuerscheinungen nur deshalb anzuhören, weil sie in Deutschland unter ganz andern Verhältnissen und vor einem durchaus verschiedenen Zuhörerkreise erfolgreich gewesen waren; sie hat sich vielmehr die Mühe gegeben, zu ergründen, was die New Yorker Deutschen in ihrem Theater sehen wollen. Diesem Grundsatze entsprechend, hat sie neben Vorführung einiger neuer Stücke auf ältere Lustspiele und besonders Operetten zurückgegriffen und damit volle Häuser gezogen, wie sie hier seit vielen Jahren nicht mehr vorgekommen sind. Man mag den Leitern der deutschen Bühne den Vorwurf machen, daß sie eine oft gestellte Forderung nicht erfüllen, indem sie das New Yorker Publikum nicht in den Stand setzen, sich über alle Neuerscheinungen auf dem Gebiete des deutschen Dramas zu unterrichten, aber dieses Verlangen ist ja unverständig, denn kein Theater könnte das tun und bei dieser Methode auf Einnahmen rechnen. Die Hauptsache ist, daß das Deutsche Theater in New York jetzt wieder auf festen Füßen steht, gut besucht wird und sich bezahlt. Nachdem dies erreicht ist, wird es der Direktion auch möglich sein, während der nächsten Spielzeit das Repertoire zu erweitern und den neuen und neuesten Werken größere Aufmerksamkeit zu schenken. Jedenfalls haben wir wieder ein Deutsches Theater, das vernünftigen Ansprüchen genügt; damit sind alle Unkenrufe zum Schweigen gebracht worden und, was das Beste ist, ein soeben gegründeter Theater-Verein sammelt mit Erfolg die Mittel, um das Institut im nächsten Jahre selbständig zu machen und die Direktion in den Stand zu setzen, Aufführungen vorzubereiten, ohne in jedem einzelnen Falle darauf Rücksicht zu nehmen, daß sie bestimmt den Geschmack der großen Masse trifft.

Georg von Skal (New York).

* * *

Die Frau — als Opernkomponistin.

Kein ganz neuer Beruf für eine Frau, aber mindestens sehr selten erfolgreich ausgeübt. Das Hoftheater in Weimar hat das Verdienst, ein schönes Musikdrama aus der Taufe gehoben zu haben, das die in Berlin lebende Holländerin Cornélie van Oosterzee geschaffen hat. Dem leider sehr mäßigen Libretto, dessen beide Verfasserinnen ich lieber nicht nenne, liegt eine Novelle von Richard Voß zugrunde; nach ihr heißt das Werk „Das Gelöbnis“. Die starke tragische Idee musikalisch herauszuarbeiten ist der Komponistin gelungen; dagegen fehlt es an dramatischem Schwung. Man merkt die illustrierte Novelle, und es finden sich unerträgliche Längen, die dem Gesamteindruck sehr schaden. Wir haben ein bedeutendes Werk in unsrer neusten Opernliteratur, dem das „Gelöbnis“ im Stil sehr nahe steht, „Tiefland“, dieses große, außerordentlich realistische Tondrama von d'Albert. Ein Vergleich zeigt am deutlichsten die Schwächen des neueren Werkes: die musikalische Erfindung ist durchweg edel, aber zu wenig originell und neuschöpferisch; der dramatische Aufbau — und das geht natürlich auf das Konto des Textes — ist nicht straff genug, und schließlich liegt der Komponistin gerade das Dramatische viel weniger als das Sinfonische: die Vorspiele und Überleitungen während der zwei Verwandlungen sind weitaus das Beste und von großem klanglichen Wohllaut. Deshalb überwiegt auch die Freude an Stimmungsmalerei zu sehr und die musikalische Illustration der tragischen Personen wird zu einer Klage über ihr Schicksal. Also im ganzen zu viel — natürlich echt weibliche Sentimentalität. Eine straffere Zusammenziehung des Werkes würde entschieden von Vorteil sein; in seiner jetzigen Gestalt hat es kaum große Aussicht auf ein Weiterleben, trotz des rein musikalischen Wertes. Von den Gesangspartien ist besonders die der Heldin, einer Banditenbraut, musikalisch gut gelungen und fand vortreffliche Wiedergabe durch eine junge, sehr befähigte Sängerin, Fräulein Gjertsen, die als neustes Mitglied des Weimarer Hoftheaters große Hoffnungen erweckt. Die ganze Aufführung wurde (unter den Auspizien der Komponistin) mit vielem Verständnis für dezente, vornehme Inszenierung von dem Intendanten v. Schirach selbst geleitet und tat durch vollendete Wiedergabe des Instrumentalteils wie der Gesangspartien ihr Möglichstes. Das ist nun schon die dritte Opernpremiere in dieser Spielzeit, die Weimar herausbrachte: ein erfreuliches Zeichen rastlosen Strebens, das manche leistungsfähige Großstadtoper beschämen muß.

Franz E. Willmann (Leipzig).

Randbemerkungen.

Der außerordentlichste Mensch der Welt,

Herr Roosevelt nämlich, hat Berlin hinter sich. So hat ihn bekanntlich der amerikanische Stahlkönig Carnegie genannt, und wir haben seinen Worten dasselbe Gewicht beizumessen, als wenn der Expräsident Herrn Carnegie als den außerordentlichsten Menschen der Welt bezeichnet hätte: Präsidenten und Milliardäre hacken sich gegenseitig die Augen nicht aus. In dem Trubel der Berliner Empfangstage, der Ehrendoktorierung, der Döberitzer Feuerexerzitien, dem Ausflug nach Buch ging eine Meldung unter, die sich mit dem Glückwunschtelegramm des Löwenjägers an seine polnisch-amerikanischen Landsleute befaßte. In Washington wurden die Denkmäler zweier polnischer Freiheitshelden, Pulaskis und Kosciuskos, enthüllt, und darum beglückwünschte Roosevelt den dortigen polnischen Nationalbund. Das ist ihm schließlich nicht zu verargen, denn mit jenen Monumenten ist eine Ehrenschuld an Männer entrichtet worden, die sich um die Freistaaten verdient gemacht haben. Zugleich erklärt sich damit auch das Gerücht, der Expräsident könne seinen Berliner Aufenthalt zu einem Verkehr mit preußisch-polnischen Politikern benutzen. Eine derartige Taktlosigkeit ihm zutrauen, heißt denn doch den Mann verkennen: er weiß wie kein andrer mit der Volksstimmung zu rechnen und würde durch solches Verhalten einen Entrüstungssturm heraufbeschworen haben, trotz der in politischer Hinsicht ziemlich weitherzigen deutschen Duldsamkeit. Die deutschen Preßstimmen mochten ihn auch wohl gewarnt haben: es lag allerlei Mißbehagen in der Luft, und man befürchtete, wohl nicht grundlos, ein Übermaß von Ehrungen. Ob darin schließlich nicht doch zu viel geleistet worden ist, mag dahingestellt bleiben, geschadet hat es jedenfalls den deutschen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten nicht, denn was die Politiker auch darüber denken mögen, der gemeine Mann, mit dessen Gefühlen auch zu rechnen ist und der in Amerika mehr als anderswo ein großes Kind ist, trotz allen Geschäftsraffinements, fühlt sich geschmeichelt, wenn seinem vielgeliebten Teddy geschmeichelt wird. Wenn man bei dieser Gelegenheit in Berlin sich an einen gewissen Mortimer erinnert hat, der sehr gelegen starb und damit geplanten Überschwang an Ehrenbezeugungen dämpfte, so ist das wohl verständlich. Trotz dieser notgedrungenen Zurückhaltung kann Teddy mit dem ihm Gebotenen zufrieden sein. Seine Doktorrede in der Universität wollen wir unter die geschenkten Gäule subsumieren, deren Zähne man nicht prüft; sie war von der Qualität eines guten Gesundheitskaffees, d. h. eines, der Mokka nie gesehen hat, enthielt aber viel Zucker. Jedenfalls hat er in England und Frankreich eine erheblich schlechtere Presse gehabt als in Deutschland, und er wird empfunden haben, daß die unverständige Abneigung gegen Amerika, wie sie bedauerlicherweise während des spanisch-amerikanischen Krieges so gefühlsduselig zutage trat, völlig verschwunden ist.

Dr. K. B.

* * *

Digitized by Google

Der Bierboykott in Bayern

muß das Herz jedes Alkoholgegners höher schlagen lassen, natürlich nur solange er dauert, denn der bayerische Durst, der jetzt in dem großen Stausee der Enthaltsamkeit aufgesammelt wird, dürfte eines Tages alle Dämme zerreißen und als tosender Wildbach zu Tal gehen. Wo gibt es ein Land, in dem das Bier eine heilige Nationalsache ist? Außer Bayern ist uns keines bekannt. Im Reich mag, um die Agrarier zu ärgern und zu schädigen, der Schnaps boykottiert werden, was im Interesse der Volksgesundheit zu begrüßen ist, aber daß in Bayern der Biergenuß als Volksverrat verfemt wird, wer hätte das vor Jahresfrist noch für möglich gehalten! Mit Grausen haben vor langer, langer Zeit die bayerischen Genossen auf ihre Berliner Parteifreunde gesehen und sie als Übermenschen bewundert, weil sie gegen die „Ringbrauereien" Berlins eine Bannbulle erließen und sich freiwillig einen Stöpsel in die Kehle steckten: das waren gute Tage für die Selterwasserfabriken, und die Zahl der Wasserbolde und der Bierspione schwoll, und man hätte eher Bebel öffentlich lästern als Ringbier heimlich trinken dürfen. Jetzt sind nicht nur die bajuvarischen Genossen wegen der Bierpreiserhöhung in Zorn geraten, sondern das ganze Land; in den Dörfern boykottiert man die Brauereien, hält sogar, was unerhört ist, Versammlungen gänzlich bierlos ab und letzt die Lippen am Stadtbrunnen; in den Städten, in Nassau, in Erlangen, in Anspach, in Eichstädt tobt die Menge gegen die Bierverteuerer, und die Gemüter aller befinden sich im Kriegszustand. Der Regierung schwante längst Unheil, und darum verbot sie durch einen Geheimerlaß ihren Beamten, Stellung gegen die Bierpreiserhöhung zu nehmen; es fehlt nur noch, daß sie den Durstbereiten vom Ministerialrat bis zum Hilfspostboten herunter befohlen hätte, ihr gewohntes Quantum Bier nach wie vor zu trinken. Wie wird der Kampf enden? An einigen Stellen, heißt es, hätten die Brauereien nachgegeben, da die Gastwirte sich mit den Boykottierenden vereinigt hatten, aber wenn in Passau die Menge vor das bischöfliche Palais rückt und gegen die Bierpreisheraufsetzung der bischöflichen Brauerei demonstriert und räsoniert, dann ist das ein Zeichen von tiefgehenderer Erregung, und es wird uns nicht wundern zu hören, daß entschlossene Bier- und Volksfreunde die schuldigen Abgeordneten einfangen und auf Wasserdiät setzen, bis der Bierpreis sinkt und der bayerische Löwe, statt zu brüllen, wieder freundlich wedelt. Wie lange noch wird die Sonne für Bayern im Zeichen des Wassermanns stehen bleiben?

* * * K. F.

Der französische Bauer.

Die Republik ist wieder einmal gerettet. Der republikanische Charakter der französischen Kammer wird durch die neuen Wahlen, wie die Stichwahlen auch ausfallen mögen, auf alle Fälle noch verstärkt. Weder monarchistische noch sozialistische Revolutionäre sind auf ihre Rechnung gekommen, und alles wäre so in schönster Ordnung, wäre nicht die Wahlbeteiligung, die schon längst hinter 50 vom Hundert zurückzubleiben pflegt, diesmal noch viel geringer gewesen. Das, was Briand in einer Rede die „stehenden Gewässer" nannte, „von denen Fäulnis ausgeht", hat also zugenommen, ein Beweis, daß die politische Unzufriedenheit in Frankreich mehr und mehr in einer Art Boykottbewegung gegen das Parlament zum Ausdruck kommt; denn irgendwie muß sie sich äußern. Das französische Volk will von keiner Rückkehr zur monarchischen Staatsform etwas wissen; aber es will auch in der republikanischen Verfassung, so wie sie ist, nicht verharren. Nur glaubten die vorwärts drängenden Elemente, andre als parlamentarische Wege gehen zu müssen. Nicht nur in den Kreisen der Beamtenschaft und der Industriearbeiterschaft, auch bei der Landbevölkerung wächst die Verdrossenheit über die bestehenden Zustände. Dem französischen Bauern hat die Republik noch am allerwenigsten zu bieten vermocht. Seine Lage ist heute nicht viel besser als sie unter dem ancien régime war, ja, in großen Teilen des Landes, in den mittleren, südlichen und südöstlichen Provinzen spielt der „Generalpächter" heute noch fast genau die Rolle wie vor der großen Revolution. Er saugt die Bauern bis aufs Blut aus; sie müssen ihm in Gestalt der „impôts coloniques" noch verschiedene Naturalabgaben entrichten: Geflügel, Eier, Butter usw., eine bestimmte Anzahl Tage im Jahre unentgeltlich für ihn arbeiten, ihm Spanndienste leisten usw. Er kauft alles für sie ein, was sie nötig haben: landwirtschaftliche Maschinen, Samen, Düngemittel, und verkauft es an sie zu willkürlich erhöhten Preisen, ohne ihnen Rechenschaft abzulegen. Der Bauer ist auf die Vermittlung des Generalpächters angewiesen, um sein Getreide zu verkaufen, und er muß mit dem zufrieden sein, was ihm geboten wird. Mehr noch: wenn eine Pachtstelle in geschickten Händen ist und dem Pächter einen mehr als durchschnittlichen Verdienst bringt, so stellt ihn der Generalpächter vor die Alternative, den „impôt colonique" zu erhöhen oder zu gehen. Da die Pachtverträge immer für ganz kurze Fristen laufen, bleibt dem Pächter gewöhnlich keine andre Wahl, als zu bleiben und erhöhte Abgaben zu leisten. Für einen Pächter, der 60 Hektar bewirtschaftet, ergibt sich folgendes Jahresbudget: Ausgaben: 500 Frs. für einen ersten, 400 für einen zweiten Knecht, 250 Frs. für eine Magd, 150 Frs. für einen Hirten, 185 Frs. für Erntearbeiten, 1155 Frs. für den Haushalt der Familie, 50 Frs. für Beleuchtung, 350 Frs. für Werkzeuge, „impôts coloniques" 900 Frs., zusammen 3940 Frs. Einnahmen: Erlös für Getreide 2959 Frs., Vieh 800 Frs., Schweine 300 Frs., Geflügel 200 Frs., zusammen 4260 Frs. Es verbleiben also 320 Frs., wofür der Pächter mit seiner Familie alle Bedürfnisse außer dem bloßen Dasein bestreiten muß. Bei kleineren Besitztümern ist der Ertrag natürlich noch viel geringer.

Otto Corbach.

* * *

Hofrichter.

Wir wandeln alle auf der Messerschneide zwischen Schuld und Schuldlosigkeit. Haben nicht schon viele von uns einmal in Gedanken den Revolver abgedrückt, um einen frechen Beleidiger oder tückischen Verleumder hinzustrecken? Regt sich nicht in jedem von uns das Bedürfnis nach Rache und Vergeltung, wenn uns ein unverdienter Schmerz zugefügt wird, oder wenn wir uns durch jemandes Schuld um ein Glück gebracht sehen? Und wer weiß, wie oft solch gedankliches Verbrechen zur Tat geworden, wenn die äußeren Bedingungen dazu gegeben wären? Wir wandeln alle auf der Messerschneide zwischen Schuldlosigkeit und Verbrechen. Und wir können zu mancher schweren verbrecherischen Tat in ein Verhältnis des Verstehens und des Mitfühlens treten. Wir sehen Leidenschaften und Leiden, wir sehen innere Kämpfe und Verzweiflung, Mißgeschick und Unglück — wir sehen Mächte, die wir kennen und die uns alle einmal schuldig werden lassen könnten. Und wir verstehen selbst manche grausame Tat . . .

Doch es gibt Verbrechen, von denen zu uns keine Brücke führt. Die wir nicht verstehen, weil die Impulse, die sie hervorriefen, nicht auf der Fläche der uns bekannten Empfindungen liegen. Vor solchen Verbrechen stehen wir mit grausendem Unverständnis. Und der Täter erscheint uns ebenso weit und fremd wie die Tat selbst.

So ein Verbrechen ist die Tat Hofrichters. Unsre Gefühle sträuben sich dagegen, diese Tat zu verstehen. Dieses zynische, kalt erdachte, raffiniert ausgeklügelte, mit stupidester Geradheit durchgeführte Verbrechen — es gibt keine einzige Empfindungssaite im ganzen Gefühlskomplex eines normalen Menschen, die da mitvibrieren könnte. Die zügellose Niedertracht der Absicht, die gespenstische Grauenhaftigkeit der Durchführung fesselt unser Denken und unsre Phantasie, ohne irgendein Gefühl von Erfassen in uns auszulösen. Die Tat erscheint uns fern und fremd . . . Nicht so der Täter. Und das ist, was dem Fall Hofrichter ein beson[illegible]s Interesse für jeden von uns verschafft. Hofrichter [illegible]er Alltagsmensch par excellence. An ihm ist nichts, [illegible]as in uns Staunen, Grauen oder Verwunderung erwecken könnte. Ein All-

Digitized by Google

tagsmensch, wie wir sie Hunderte vor uns täglich sehen. Er ist ein „guter Kamerad", ein „pflichttreuer Offizier", ein „zärtlicher Gatte". Ist er es? — Ja, er ist es! Warum nicht? Das widerspricht dem glatten Gang des täglichen Lebens nicht, es hindert nicht, im Gegenteil, es ist gut — gut zu sein. . . . Hofrichter will als Offizier Generalstäbler werden. Dabei ist nichts Besonderes. Wieviele in seiner Stellung wollen es, streben danach, bringen Opfer, um es zu erreichen. Es ist ein Ziel des Strebens wert. Es gibt Vorteile, es bringt Ansehen, es sichert Genuß. Hofrichter ist eben der Normalmensch und der Normaloffizier. Er ist sogar etwas mehr; denn er ist klug, versteht es, sich beliebt zu machen und ist strebsam. Wäre er in den Generalstab gekommen — was wäre da? Hätte er als ehrenhafter Offizier und guter Bürger sein Leben beschlossen? . . . Hier ist es, wo das psychologische Problem anfängt, und wo das allgemeine Interesse an diesen Menschen sich heftet. Nicht, daß Hofrichter ein Verbrecher ist, macht ihn uns interessant, sondern daß er ein „anständiger Mann" war und es vielleicht geblieben wäre — wenn . . . Aber was — wenn? . . . Hofrichter hatte nichts, was ihn zum Scheusal stempelte. Ein Stocken in seiner Laufbahn machte ihn zum Verbrecher. Hofrichter geht den glatten Weg des geringsten Widerstandes, aber beim ersten Hindernis greift er zu unnatürlichen, furchtbaren, für unser Empfinden unbegreiflichen Mitteln. Klug, besonnen und raffiniert in seinen Plänen, ist er bei der Durchführung dumm und sorglos wie ein leichtsinniger, halbwüchsiger Junge . . . Nach dem Mißglücken seiner klugen Befreiungspläne gesteht er die Tat, trotzdem er wissen mußte, daß dieses Geständnis ihn den Kopf kosten wird. Gesteht nicht wie Raskolnikow, getrieben von inneren Mächten, gebeugt von Reue, sondern aus Schwäche, aus Feigheit . . . Wir sehen keine Leidenschaft, kein Gefühl, das einen Zug von Größe der unseligen Tat verliehen hätte. Eine Jammergestalt . . . Und das übersah man? Und niemand fand es heraus, weder Kollegen, noch Vorgesetzte, noch Verwandte? . . . Genügen denn wirklich solche kleinen Mittel, um als „anständiger Mensch" durchs Leben zu gehen? Es kann einem bange werden vor dem Gedanken, daß ein Maskenspiel einem so gut im Leben gelingen kann . . .

Oder doch? Waren nicht an diesem Manne kleine Charakterzüge, unbeträchtliche Abweichungen von der Norm „anständig", die einem tiefern Blick nicht verborgen bleiben konnten? Zeigte sich nicht in manchem kleinen Zug eine moralische Nonchalance, die auf ein defektes Wesen, auf eine hemmungslose Natur schließen ließ? Sicherlich. Wir hören auch jetzt verschiedenes darüber. Aber wer beachtete das? „Guter Kamerad" u.s.f. — das gab den Ausschlag. Und dazu reichen die äußeren kleinen Mittel, die jedem halbwegs gebildeten Menschen mit auf den Weg gegeben werden, vollauf aus.

Die moderne Gesellschaft hat eben den Maßstab für „anständig" viel zu niedrig gestellt. Der Begriff „ehrenhaft" wird viel zu locker gefaßt. Und daher können Menschen wie Hofrichter in Ehren leben, bis die zwölfte Stunde geschlagen und sie ihre Masken abgeworfen haben.

Keinen Schimmer von Größe, keinen Seelenskampf, keine Leidenschaft sehen wir an diesen Verbrechern, nichts was uns menschlich versöhnen könnte, was unser Mitgefühl hervorgerufen hätte. Jämmerlinge . . . . Und nichts sonst! . . . Aber waren sie denn anders, bevor sie ihre Taten begangen haben? Wären sie anders, wenn sie zufällig kein solches Verbrechen begangen hätten? . . . .

N. Strasser (Berlin).

* * *

Zeppelindenkmal.

Durch die Zeitungen ging eine Notiz:

Die Erbpächter des Dorfes Zeppelin bei Bützow in Mecklenburg, dem Heimatsort der Grafen Zeppelin, wollen ein Zeppelindenkmal errichten.

Was seid ihr doch kleinlich, ihr Menschen, und klebt am Niedrigen. Ein Denkmal für Zeppelin! Wißt ihr denn auch, was das bedeutet? Glaubt ihr wirklich, diesen großen Mann auf keine vernünftigere Art ehren zu können, als dadurch, daß ihr ihn in Marmor ausgehauen auf einen Stein stellt und es Denkmal nennt? Oder indem ihr irgendein Modell seines Luftschiffes ausmeißelt oder weiß ich was, und darunter schreibt: Zum Andenken an den Grafen von . . .

Das ist ein Unfug. Da kommt uns einer, ein Mann, der mehr Titan ist als Mensch, der ein langes Leben lang ringt und schafft und mit den rohen Kräften der Natur im Kampfe liegt, um endlich, am Abend seines Lebens, den Sieg davon zu tragen und uns zu beweisen, was der Mensch kann, wenn er bloß will. Da habt ihr einen Menschen, der euch alle überragt, überragt an Größe des Geistes und an Kühnheit und Menschenstolz. Sein Bestes gab er dahin in Jahren bittern Ringens, während ihr ihn verhöhntet. Und jetzt, da der Sieg errungen ist, da er den Beweis geliefert hat, daß der Mensch sich auch die Lüfte dienstbar machen kann, jetzt wollt ihr kommen und mit einem Stücklein Stein, auf den ihr seinen Namen schreibt, ihn ehren. Zeppelin braucht euer Denkmal nicht. Errichtet Denkmäler für Professoren und für eure Lokalgrößen, die sonst bald genug der Vergessenheit anheim fallen würden. Aber nicht für Zeppelin. Der Graf hat sich sein Denkmal selber geschaffen. Wer so wie dieser Held der Arbeit im tiefsten Empfinden des Volkes Wurzel geschlagen hat, braucht ein Denkmal nicht. Sein Werk wird bestehen und noch nach Jahrhunderten von dem Manne reden, der einer unsrer stärksten und größten ist. Das ist sein Denkmal. Aber mit eurem Monumentchen verschont ihn um Gottes willen!

Aber das könntet ihr euch merken: irgendwo in einer dumpfen Werkstatt, in einem Kämmerlein, wo kaum der Tag eindringt, sitzt vielleicht schon heute ein andrer Kämpfer, der euch auch Großes zu bieten imstande ist. Wenn ihr nun euer Geld durchaus los sein wollt, nehmt euch die Mühe und sucht nach ihm. Er wird vielleicht eurer Hilfe bedürfen und euch mit dem Werk seines Lebens hunderttausendfach zurück bezahlen, was ihr an ihm tut. Das ist freilich nicht so leicht, wie ein Denkmal aufstellen. Aber das wäre eurem Grafen ganz gewiß eine große Freude, während es sehr zweifelhaft ist, ob ihn euer Denkmal freuen wird.

Paul Altheer (Zürich).

* * *

Der Weg zum Parnaß.

Eine wahrhaft goldene Ära scheint für die deutschen Schriftsteller und Künstler hereinzubrechen; denn ein Füllhorn roten Goldes, nicht weniger als 30000,— Mk., will der „International-Literatur-Bund" über sie ausschütten. Wir brauchen fortan nicht mehr auf die amerikanischen Milliardäre neidisch zu sein; denn unser Vaterland offenbart sich als die wahre Heimat der echten „Kulturträger".

30000,— Mk. in bar verspricht dieses Preisausschreiben für Einsendungen aller Art, von der Skizze bis zum Witze, von dem wissenschaftlichen Essay bis hinab zum Photo. Man muß es dem ungenannten Veranstalter lassen: sein Plan, der im Inseratenteil großer Tagesblätter veröffentlicht wird, ist wahrhaft großzügig. Dieser famose Literaturausbund, dessen Briefbogen Genf, Oxford und — Berlin firmieren, will so ernsthaft als möglich die Schundliteratur, die den Volkscharakter verdirbt, bekämpfen. Er läßt sich auf keinerlei Kritik der Einsendungen ein und beschließt alles eingelaufene Material abzudrucken. Hosianna! Dann gibt es keine verkannten Genies mehr, und Deutschland hat endlich einmal Gelegenheit, alles an die Öffentlichkeit zu bringen, was es an ungedruckten Geistesschätzen besitzt. Man rechnet auf fünfzig Bände, selbstverständlich in Halbfranz mit Goldschnitt, und sechstausend Gimpel, will sagen Autoren! Wenn der „Internationale Literatur-Bund", der nach den etwas dunklen Worten des Prospektes derart „einen Almanach der gesamten zeitgenössischen Schriftsteller und

Digitized by Google

Künstler" schaffen will, höchst ehrenwerterweise nicht einmal einen Druckkostenzuschuß verlangt, so zahlt er dafür auch keine Honorare. Er verzichtet auf die veraltete Methode, die Einsendungen mit einem Motto zu versehen, und bestimmt die Mitglieder des Bundes zu Preisrichtern. Werden sie auch die Geduld haben alle sechstausend Manuskripte durchzustudieren, zumal die Zeit bis zum Juli doch etwas kurz ist? Beinahe hätte ich vergessen, eine ganze Kleinigkeit zu erwähnen. Zur Einsendung von Preisarbeiten, wohl verstanden nur zur Einsendung, ist man erst auf Grund einer Mitgliedskarte dieses Literaturbundes berechtigt. Diese Mitgliedschaft kostet 20,— Mk. jährlich.

Hämische Gemüter werden daran natürlich Anstoß nehmen. Wir rechnen aber darauf, daß der deutsche Dilettantismus und die deutsche Glaubensseligkeit ihre Lebensfähigkeit von neuem beweisen werden. Immer ran, immer ran, meine Herrschaften, macht dem Internationalen Literatur-Bund nicht sechstausend Einsendungen, nein sechzigtausend und sechsmal sechzigtausend! Das beste Mittel, den Schund zu bekämpfen, bleibt seine Veröffentlichung in fünfhundert Goldschnittbänden.

Ernst Erler (Berlin).

* * *

Polnisches Geschmeide.

In diesem Frühjahr stand Preußen vor dem Untergang. Und wenn auf dem Myslowitzer Bahnhofe nicht ein scharfäugiger Gendarm über dem bedrohten Staate gewacht hätte, der 18. Mai mit seinem Kometen hätte auf dem „Preußischen Globus" nichts mehr zum Zerstören vorgefunden. Aber der Gendarm war da, er sah, daß die beiden Schwestern mit den urpolnischen Namen Hedwig und Margarethe Arndt Ohrringe in der Form eines polnischen Adlers mit der Gravierung „Gott erlöse Polen" trugen. Alsobald war der Gesetzeshüter über sie her, zog ihnen die corpora delicti aus den Ohren, und ein hochnotpeinliches Verfahren hob an. Das Schöffengericht in Myslowitz faßte den haarsträubenden Fall noch milde auf und verurteilte die Hochverräterinnen nur zu 4 M. Geldstrafe. Doch wozu sind Staatsanwalt, Berufung und Strafkammer da. Der Staatsanwalt legte sie bei ihr in Beuthen ein und beantragte eine Erhöhung der Pön auf 20 Mk., weil „durch das Tragen der Ohrringe der Gedanke an die Wiedererrichtung des Polnischen Königreiches gestärkt werden solle, die nur auf blutigem Wege erfolgen könne". Er hatte die Genugtuung, daß das Gericht über den Antrag hinausging und sogar auf 30 M. erkannte. Als solches vollbracht war, knöpfte man sich einen polnischen Bergmann, der eine ähnliche Krawattennadel getragen hatte und „knallte" ihm gleichfalls 30 M. auf. — Ich warne Putzsüchtige; tragt keinen Chantecler, keinen Hahn im Elsaß, keinen Doppeladler in Schlesien, keinen Löwen in Schleswig-Holstein, Ihr betreibt sonst dadurch den Umsturz des Preußischen Staates und des Reiches. Diesmal ist die Monarchie ja Gottlob noch gerettet worden, aber nicht immer ist ein scharfäugiger Gendarm zur Stelle, und eines schönen Tages sitzen wir ohne Oberschlesien und Posen da.

Dr. P.

* * *

Englische respectability.

Wer seinen Dickens kennt, was ja allerdings ein Zeichen von altmodischer Gesinnung ist, weiß, daß der Dichter unermüdlich darin ist, auf zwei Kategorien von Menschen die volle Schale seines Spottes und Hohnes auszuschütten, auf Lakaien und auf Magistratspersonen. Diese, die hervorragendsten Vertreter der echten englischen respectability, erhalten die schärfsten Peitschenhiebe. Er schildert sie in ihrer arbarmungslosen Härte, ihrer sozialen Verständnislosigkeit, in ihrer satten Selbstgefälligkeit. Das unangenehme Geschlecht ist noch nicht ausgestorben. In dem Dorfe Haywarels Heatle verurteilten die Friedensrichter (so wird gemeldet, es wird aber wohl nur ein Einzelrichter gewesen sein) einen zwölfjährigen Jungen, der Kohle im Werte von 5 Pence gestohlen hatte, zu sechs Rutenstreichen und sechs Jahren Aufenthalt auf einem Schiffsjungenschiff oder in einer Art Rettungsanstalt. Sie motivierten ihr Erkenntnis damit, daß die „diebischen Anlagen" des Knaben seiner schlechten Erziehung und Umgebung zuzuschreiben seien, sie stellten also die unbescholtene Familie des bestraften Kindes gleich mit an den Pranger. Gleichzeitig aber wurde der Vater verurteilt, während der Dauer der sechs Jahre wöchentlich 2,50 M. zu seiner Erziehung beizutragen. — Zum Glück kam dieses Urteil in die Öffentlichkeit, und die öffentliche Meinung war stark genug, die Regierung zum Einschreiten zu vermögen. Die sechs Jahre wurden dem Delinquenten erlassen, der die Kohle „aus Bequemlichkeit" gestohlen hatte, um sich den Weg zum Kohlenhändler zu ersparen, die Hiebe hatte er freilich schon weg.

Der Fall ist für uns Deutsche sehr interessant. Immer wieder wird uns England als Musterstaat, seine Justizpflege als vorbildlich angepriesen. Immer wieder schwärmt man uns vor, welch hohe Stellung der englische Richter einnehme, und welchen gesunden Menschenverstand er besitze und bei der Rechtsprechung entwickle. Nun, ein Rechtssystem und eine richterliche Gesinnung, wie sie dem vorstehend mitgeteilten Urteile zugrunde liegen, brauchen wir uns wirklich nicht zu wünschen. Auch in Deutschland werden harte und unverständliche Urteile gefällt, eines dieser Art aber wäre unmöglich. Menschen, Recht und Richter sind bei uns humaner und sozialer, als im respektablen England.

Dr. M. P.

* * *

Maupassant und die Kammerzofe.

Vor einigen Tagen las man, daß im Palais der Fürstin Olga Z. in Petersburg die Verhaftung einer Kammerzofe große Aufregung verursacht habe. Denn die seit etwa Jahresfrist bei der Fürstin in Dienst stehende Jungfer, die ihre zahlreichen Pflichten zur vollsten Zufriedenheit ihrer sicher sehr verwöhnten Herrin erfüllt hatte, war ein Mann, und zwar ein langgesuchter Raubmörder, der sich auf diesem außergewöhnlichen Weg den Nachstellungen der Kriminalpolizei seit längerer Zeit geschickt entzogen hatte. Denn Michael Lopkin hatte vorher schon andre Damen der russischen Gesellschaft geschickt und diskret betreut. Man kann sich das eigenartige komplizierte Gefühl der armen Fürstin vorstellen, das sie bei dieser Überraschung hatte. Und es wäre nicht ein Ding der Unmöglichkeit, wenn die dortigen Damen, die bekanntlich sehr verwöhnt sind, ein Attest über das „Geschlecht" ihrer Kammerfrauen forderten. Der Fürstin war zwar das rauhe Organ und die Plumpheit der Bewegung bei den Handreichungen der Zofe aufgefallen, aber in Rußland achtet man wohl nicht so sehr darauf, und da die Zofe mit Kamm und Quaste und mit den andern Toilettenutensilien wohl vertraut war, ist diese Täuschung eben möglich gewesen.

Seltsamerweise hat kein andrer als Guy de Maupassant in einer seiner pikant-psychologischen Novellen genau dieses Abenteuer erzählt. Bis auf die Namen und das Milieu — bei ihm spielt es natürlich in Paris — stimmt alles bis aufs Haar. —

Als ich diese seltsame Novelle „Rose" zum erstenmal las, erschien sie mir geistreich, aber konstruiert. Denn es ist doch nicht sehr wahrscheinlich, daß eine Pariser Gesellschaftsdame nicht bei einer „rauhen Stimme" Verdacht schöpfte. Allerdings vergißt Maupassant nicht zu erwähnen, daß „Rose" in allen Handreichungen sehr „zart und geschickt" war. Nun zeigt sich, daß es nichts gäbe, was nicht möglich wäre. Und es fragt sich nur: 1. Ist dieses sonderbare „Metier" ein bekannter Verbrechertrick? 2. Hat Maupassant ein wirkliches Geschehnis als Vorlage gehabt? 3. Hat Michael Lopkin vielleicht seinen Plan „frei nach Maupassant" durchgeführt oder 4. Handelt es sich hier um einen ganz besonders interessanten Fall von „Clair voyence" bei einem Dichter? Denn daß solche bei Dichtern vorkommt, das beweist schon die seltsame „Heilung des Orest" bei Goethe. Lauter Fragen, auf die wir wohl nie eine Antwort erhalten werden.

Paul Friedrich.

Digitized by Google

Neue Kleinstaaterei in Sicht.

Wir fuhren gerade von Colombo gen Westen dem Roten Meere zu. Neben mir auf dem Hinterdeck saß Herr Wi-San-Schin, chinesischer Gesandtschaftssekretär. Es war mondlose Nacht, und die Sterne funkelten sehr hell. Wir hatten mit unsern Opernguckern den Halleyschen Kometen entdeckt und sprachen über astrale Geschichten wohl eine gute Stunde. Der Steward brachte uns Eis, denn es war ziemlich warm.

Und Herr Wi-San-Schin sagte beim Eisessen:

„Ich interessiere mich natürlich sehr für alles das, was wir auf dem Himmelreich entdecken können. Deswegen vergesse ich aber nicht dasjenige, was wir auf den Erdreichen entdecken können. Die Europäer unterschätzen den Chinesen. Dieser denkt mehr an die Zukunft als der Mann aus Europa. Sie wissen wohl, daß große Umwälzungen bei uns vorbereitet werden. Sie wissen das ja, aber im Europäerland wissen das nur Wenige. Wissen Sie aber auch die Hauptsache von dem, was wir planen?“

Ich verneinte, stellte mein Eis auf den kleinen Tisch neben mir und hörte nun aufmerksam mit beiden Ohren. Die Meereswogen rauschten einförmig und warfen das Sternenlicht glitzernd zurück.

Und Herr Wi-San-Schin fuhr fort:

„Wir haben in China längst eingesehen, daß die lenkbaren Luftfahrzeuge alles Militärische auf dem Erdball verändern müssen. Wir wissen ganz genau, daß ein großes Land jetzt dem kleineren Lande gegenüber nicht mehr so viele Vorteile hat wie einst. Ein großes Land hat in seiner Hauptstadt alles, was die Regierung besitzt, zumeist auf einem kleinen Stückchen Erde zusammen — zentralisiert. Da ist das große Land von den Luftfahrzeugen sehr rasch in seinem Zentrum zu verwunden. Die Sprengstoffe schlagen sogar Wunden, die nicht leicht zu heilen sind. Wir in China sehen darum ein, daß es mit der Zentralisation nach der Einführung der lenkbaren Luftfahrzeuge nicht mehr so weitergeht. Und darum ...“

Herr Wi-San-Schin lächelte verschmitzt, ich auch. Ich aber sagte nichts, und er fuhr dann nach einer Weile abermals fort:

„Wenn wir eine parlamentarische Regierung in China bekommen, so wird die erste Aufgabe unsres Parlaments die sein: ganz China in dreihundert kleinere Staaten zu zerteilen.“

„Ei! Ei!“ rief ich da lebhaft, „soll das vorbildlich für Europa sein? Sollen wir tatsächlich eine neue Kleinstaaterei bekommen? Das wäre lustig!“

„Ob es lustig werden wird“, erwiderte Herr Wi-San-Schin ernst, „weiß ich nicht. Aber die dreihundert Staaten, aus denen nach zehn Jahren China ganz bestimmt bestehen wird, dürften nicht so leicht angreifbar sein. Die Zentralregierung bleibt unsichtbar. Und was einer der dreihundert Staaten tut, geht nach außen hin den Nachbarstaat und das Ganze zunächst nichts an. Da

Sind Sie krank?

Leiden Sie an Husten, Atemnot, Auswurf zähen Schleimes, Stechen auf Brust und Rücken, Druck in den Schulterblättern, Nachtschweiss, öfter kalten Händen und Füssen, Blutspucken, pfeifenden und schnurrenden Geräuschen in der Brust, oft heftigem unregelmässigen Herzschlag, verbunden mit starkem Angstgefühl, mangelhaftem Schlaf, schlechter Verdauung etc. etc., so verlangen Sie sofort unsere neueste 88 S. starke Broschüre. Sie wird Ihnen

vollständig gratis

zugesandt. Sie enthält eine grosse Anzahl von Dank- und Anerkennungsschreiben und die Erfahrungen und Beobachtungen, die in nahezu 30jähriger Spezialpraxis an über

50000 Patienten

gesammelt wurden. Diese Behandlungsart hat Tausenden Erleichterung und schliesslich vollständige Genesung verschafft, die schon längst an Besserung nicht mehr glaubten und von den Aerzten aufgegeben waren. Sie hat mit Geheimmitteln nichts zu tun, sie ist vielmehr, wie sie heut den Patienten vorgelegt wird, das Ergebnis des Studiums der hervorragendsten Autoren auf dem Gebiete der physikalischen Heilweise. Man adressiere an

Kur-Direktor Wackwitz,
Niederlössnitz bei Dresden, Meissnerstr. 180 A

Bücher der Gegenwart

Band I

Schiller

Gesammelte Aufsätze aus der „Gegenwart“ (1872—1909)

Herausgegeben von Ignaz Jeżower

Das Buch ist mit einem Zweifarben-Holzschnitt des Schillerhauses in Weimar (von Otto Delling) geschmückt. Umschlag geschmackvoll. Preis 2 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Hermann Hillger Verlag
Berlin W. 9 Leipzig

Digitized by Google

mögen denn die Europäer mal mit uns Krieg führen — es wird sehr schwierig sein. Die Zentralregierung bleibt unsichtbar. Das Dynamit der Lenkbaren kann immer nur ein kleines Stück unsres Nationalkörpers treffen. Alle chinesischen Diplomaten sind fest davon überzeugt, daß diese Art von ‚Aufteilung Chinas' der gelben Rasse die längste Lebensdauer bescheren wird."

„Hm!" meinte ich kleinlaut, „das finde ich sehr klug. Meinen Sie, daß einer der größeren Staaten Europas das nachmachen wird? Ich zweifle daran."

„Deutschland", sagte Herr Wi-San-Schin, „bestand doch früher aus sehr vielen kleinen Staaten. Da wäre eine Rekonstruktion doch nicht so schwierig."

„Das sagen Sie so!" rief ich lachend.

Und ich aß mein Eis auf und blickte wieder durch meinen Operngucker zum Halleyschen Kometen, zum Kreuz des Südens und zu vielen andern Sternen . . .

Paul Scheerbart.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Sophie Reinheimer: Aus des Tannenwalds Kinderstube. Schmuck des Buches von Rich. Grimm-Sachsenberg. Verlag der Hilfe (Berlin). Preis: geb. Mk. 3.—.

Im Verlage von W. Spemann (Stuttgart) sind erschienen:

Ludwig Diehl: Der Altertümer-Sammler. Ein Handbuch zum Nachschlagen. Mit 324 Illustrationen. Preis: geh. Mk. 4.80.

Das goldene Buch des Sports. Eine Hauskunde für Jedermann. Preis: geb. Mk. 6.—.

Das große Welt-Panorama der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild. Ein Jahrbuch für alle Gebildeten. Bd. IX. Preis: geb. Mk. 7.50.

Spemanns Kunst-Kalender 1910. Preis: Mk. 2.—.

Spemanns Alpen-Kalender 1910. Preis: Mk. 2.—.

Im Verlage von Trowitzsch & Sohn (Berlin) sind erschienen:

Frida Schanz: Zweite Ehe. Ein Buch vom Tode und der Liebe. Preis: geh. Mk. 2.20.

C. von Dornau: Gäste auf Ober-Friebach. Humoristischer Roman. Preis: geh. Mk. 3.—.

Im Verlage von S. Fischer (Berlin) sind erschienen:

Robert Michel: Der steinerne Mann. Roman. Preis: geh. Mk. 3.—.

Karl Bittermann: Der verirrte Vogel. Roman. Preis: geh. Mk. 4.—.

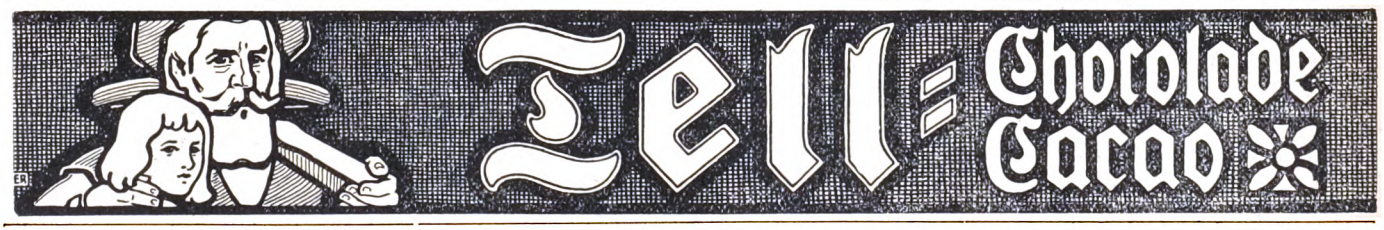
Prinz Hamlets Briefe. Verlag von Reichl & Co. (Berlin). Preis: geh. Mk. 3.—.

Paul Apel: Die Überwindung des Materialismus. Sechs Gespräche zwischen Philosoph und Laie. Zweite vermehrte Auflage. Verlag von Conrad Skopnik (Berlin-Zehlendorf). Preis: geh. Mk. 2.—.

Ernst Hammer: Der tote Gott. Märchen und Gedichte. Verlag von G. Soltau (Flensburg). Preis: kart. Mk. 2.—.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ⁘ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.



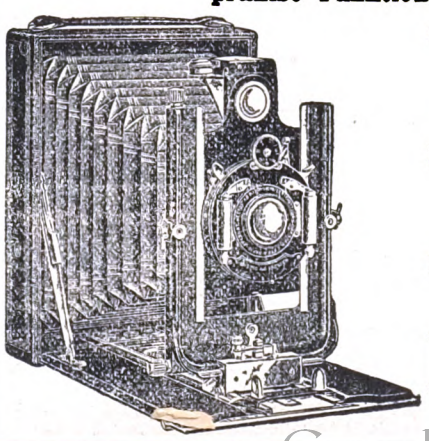
Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

Geringe Dimension, unverwüstliche Stabilität, optische Ausstattung bester Qualität, präzise Funktion



sind die Vorzüge der

„Ideal"-Camera.

Preisliste No. 513 kostenlos.

ICA AKT.-GES. DRESDEN.

Digitized by Google

Jagd-Trophäen, in- und ausländische völkerkundliche
Waffen u. Gebrauchs-Gegenstände
für Dekorations- und Sammelzwecke.
Wiedmann & Schoeffler, Nürnberg H.
Ill. Prachtkatalog „H" geg. 35 Pf. i. Briefm.

Bücher Katalog

über interessante, hochwichtige und belehrende Bücher versende an jedermann gratis und franko.
Reform-Verlag Fr. Schneider, Halle a. S. 115, Zwingerstr. 4/5.

Hygienische
Bedarfsartikel. Neuest. Katal. m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.: Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Aue, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ra...
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang)...
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.
Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prach... volle Lage vis-à-vis Kurhaus u. P...
Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. H...

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Vereinigung: Die Wissenschaft für All...

Die Vereinigung bezweckt Wißbegierigen und Bildungsbedürftigen aus allen Kreisen des deutschen Volkes auf billigstem Wege Gelegenheit zu geben, ihr Wissen zu erweitern u. ihre Bildung zu vertiefen.

Zu einem **Mitgliedsbeitrag von Mk. 1.50 vierteljährl.** erhalten die Mitglieder

1. die Halbmonatsschrift **„Das Wissen"**, und
2. zwei Bände der **„Bücher des Wissens"** (Ladenpreis à 50 Pfg.); sie haben
3. freien Zutritt oder Eintritt zu ermäßigten Preisen zu den von der Vereinigung bezeichneten Vorträgen, und ferner hat jedes Mitglied das Recht,
4. sechs weitere Bände der **„Bücher des Wissens"** vierteljährlich nach eigener Wahl zum Vorzugspreis von je 30 Pfg. (statt des Ladenpreises von je 50 Pfg.) zu beziehen. — Erschienen sind bis Anfang 1910 140 Bände „Bücher des Wissens". Außerdem sind die Mitglieder berechtigt
5. zum Bezuge der von der Vereinigung in jedem Jahre neu erworbenen Bücher zum Vorzugspreis für Mitglieder und
6. zur Inanspruchnahme des Fragekastens und Sprechsaales der Halmonatsschrift **„Das Wissen"**.

Für Nichtmitglieder der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle" kostet die Zeitschrift „Das Wissen" jährlich Mk. **7.20** und jedes Exemplar der „Bücher des Wissens" **50** Pfg., zusammen jährlich Mk. **11.20.** Mitglieder genießen daher, abgesehen von den übrigen Rechten, eine

Preisermässigung von Mark 5.20 jährlich.

Mitglied der Vereinigung kann jedermann werden, der Eintritt jederzeit erfolgen. Alle Buchhandlungen, sowie die Geschäftsstelle der Vereinigung nehmen Anmeldungen entgegen. Der Mitgliedsbeitrag Mk. **1.50** ist vierteljährlich im Voraus zahlbar. Weitere Pflichten übernehmen die Mitglieder nicht. Probenummern der Halbmonatsschrift „Das Wissen" und Satzungen der Vereinigung kostenlos.

Verzeichnis der erschienenen Bände auf der letzten Umschlagseite.

Geschäftsstelle der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle"
Berlin W. 9, Potsdamerstr. 124.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Mießler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Die Gegenwart.

Nr. 22. Berlin, den 28. Mai 1910. 39. Jahrgang Band 77.

Nationalismus und Internationalität.

Nachdem sich der Komet, ohne unsern Planeten zu zertrümmern, entfernt hat, können die Gelehrten wieder an die Arbeit gehen und in Ruhe berechnen, wie lange die Kohlen- und Eisenvorräte unsrer Erde noch vorhalten werden. Einigung ist über diesen Punkt zwar unter den Herren nicht zu erzielen; denn sonst wären sie ja nicht Gelehrte. Aber soviel ist sicher: eines Tages — wann, vermag noch niemand zu sagen — werden die Eisenlager erschöpft sein, und die Menschheit wird sparsam mit dem kostbaren Stoff umgehen müssen. Die Eisenbahnen werden langsam sich selber durch Abschleifen aufbrauchen, die eisernen Schiffe werden wieder den Holzschiffen weichen, und die Bergkraxler ihre Schuhe mit silbernen oder goldnen Nägeln beschlagen lassen. So bahnt sich von selber das goldne Zeitalter an, und aus Mangel an Eisen hören die Kriege auf, nachdem die ältesten Bestände der Zeughäuser aufgebraucht worden sind.

Mögen gottbegnadete Dichter diesen Gedanken weiter ausspinnen, wir geben ihn willig preis; aber auch die Herren Staats- und Völkerrechtslehrer, die unlängst mit einem Aufruf für internationale Verständigung hervorgetreten sind, dürfen davon Notiz nehmen. Sie wollen den Rüstungen der großen Mächte in den Arm fallen und eine Versöhnung zwischen Nationalismus und Internationalismus bewerkstelligen, die internationale Schiedsgerichtsbarkeit ausbauen und die Bürgschaften für den Weltfrieden zu vermehren suchen. Daß es immer Deutschland ist, wo solche Blasen an die Oberfläche steigen! Gibt es nicht genug hohe Bauwerke mit Spitzen anderswo, an denen der Sack voll Idealisten sich ein Loch reißen kann, wenn der Teufel damit über die Erde fliegt. Wozu ist der Eiffelturm da oder die Freiheitsstatue auf Liberty Island oder sonst einer der herzerfreuenden, dem Idealismus geweihten Sky-scrapers! Aber nein, das Schicksal will es, daß sie auf deutschem Boden herunterpurzeln, mitten unter uns, die wir „infolge unsrer politischen Leidensgeschichte erst Jahrhunderte später — wie es im Aufrufe heißt — zu dem Nationalstaat gelangt sind."

Wodurch haben wir denn dies Ziel erreicht? Etwa durch internationale Verständigung! Ein Staat erhält sich nur durch die Mittel, die ihn entstehen ließen. Durch eine Blut- und Eisenkur ist Deutschlands Leiden beendet worden, und durch Blut und Eisen muß es seinen Bestand wahren gegen eine Welt von Feinden. Es ist Deutschland verdacht worden, daß es sich auf der Friedenskonferenz im Haag 1899 einer gemessenen Zurückhaltung befleißigte, aber es wurde nicht zum Friedenstörer. Die saßen an andern Stellen: die Kriege in Südafrika und in Ostasien bezeugen es. Die gingen vonstatten, als wenn nie ein zarisches Friedensmanifest erschienen wäre. Oder rechnen die Unterzeichner des Aufrufs die Konferenz von Algeciras zu den Ruhmesblättern der deutschen Geschichte? Da hatten wir eine internationale Verständigung, die nicht von den schlechtesten Männern als ein zweites Olmütz empfunden wurde.

Sind die Zeiten denn danach angetan, mit einem solchen Aufruf das langsam erstarkende Nationalbewußtsein zu unterbinden, und verdienen die Unterzeichner als Repräsentanten dieses Bewußtseins angesehen zu werden? Oder sind es nicht vielmehr Wolkenwandler, gutgläubige Phantasten? Namen, wie Häckel und Schücking und andre, geben zu denken und rufen Erinnerungen an den Ferrer-Rummel wach, und wenn sich weitere Unterschriften finden, so ist hundert gegen eins zu wetten, es sind dieselben Leute, die fanatisch und urteilslos sich auf jede Sensation stürzen und im Wahne, der Sache der Freiheit zu dienen, Verwirrung in die Geister tragen und Unheil stiften, sie, die auf der andern Seite sich als berufene Friedensapostel gebärden. Sie wählen sich sonderbare Märtyrer aus: Ferrer, der übel bemakelte, war ihr Held. Für ihn wurde demonstriert, und während man wegen des „Geheimprozesses" lärmte, erschienen Bilder, die erwiesen, daß die Verhandlung vor sich gegangen war in Gegenwart eines zahlreichen Publikums. Die geistige Elite Deutschlands heulte mit den Anarchisten aller Länder um die Wette, ein trauriges Schauspiel. Man empörte sich über einen Justizmord, indes kein Spanier die Loyalität des Verfahrens zu bezweifeln wagte. Damals wurde nicht

Digitized by Google

die Saat der Versöhnung, sondern die des Hasses ausgestreut.

Und wer wird sich fernerhin zur Unterzeichnung des Aufrufs bereit finden? Etwa die Politiker, die kürzlich an die russische Duma den Protest gegen die Finnlandvorlage richteten, jene 60 Mitglieder des deutschen Reichstags, die sich mit Gesinnungsgenossen aus Belgien und England zusammenfanden zu einer völlig aussichtslosen Aktion! Die Duma tat, was sie tun mußte, wenn sie überhaupt nicht jedes nationalen Ehrgefühls bar erscheinen wollte: sie schob den Protest beiseite und ließ ihn weder veröffentlichen noch im Plenum verlesen, und der Abgeordnete Graf Bobrinski legte entschieden Verwahrung gegen die Einmischung in innerrussische Angelegenheiten ein.

Glaubt irgendwer mit solchen Übergriffen einer internationalen Verständigung vorarbeiten zu können! Schon im Februar hatten deutsche Staatsrechtslehrer, und in ihrem Gefolge auch niederländische, der Kultur einen Dienst leisten wollen, mit einer Erklärung ähnlichen Inhalts, als ob die russische Regierung einen Negerstaat verträte, dem man nötigenfalls mit einigen Kanonenbooten Räson beibringt. Was ist denn die ganze Finnland-Vorlage anders als der Ausdruck des Verlangens nach einem russischen Einheitsstaat.

Ob dabei wohlerworbene Rechte zertreten werden, unterliegt nicht der maßgebenden Beurteilung des Auslandes, und man spare mit der Kritik, wenn man keine Mittel besitzt, ihr Nachdruck zu verleihen. Sonst reizt man den Kritisierten bloß, und wie stark die Reizung war, zeigte der stürmische Beifall, den die Duma der Abwehr Bobrinskis spendete. Wer die finnländischen Schmerzen zu Menschheitsschmerzen machen will, muß von vornherein auf eine internationale Verständigung verzichten. Dieser Idealismus, das Mitgefühl für andre unterdrückte Völker, ist human und ehrt seinen Träger; aber wenn die Politik danach eingerichtet werden sollte, stände der Janustempel beständig offen. Die Buren, die Inder, die Ägypter, die Koreaner, die Griechen, die Serben, würden dafür sorgen, und die Staatsrechtslehrer könnten mit ihren Gutachten nur Öl ins Feuer gießen, stets im Sinne des internationalen auf Gerechtigkeit basierenden Friedens. Kleine Völker werden von ihren größeren Nachbarn aufgesogen, das ist der Gang der Weltgeschichte, und um sich diesem Prozeß zu widersetzen, schließen sich die Kleinen gegen die Großen ab durch Pflege ihrer Sprache, ihrer Tracht, ihrer Sitten, ihrer gesamten staatlichen Einrichtungen, so lange als nur möglich. Und die Großen suchen den Stempel ihrer völkischen Eigenart den Kleinen aufzudrücken. Überall verschärft sich heut dieser Kampf, der Nationalismus ist zu keiner Zeit so stark gewesen, wie seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts; der Internationalismus hat allen festen Grund unter den Füßen verloren und kann sich selbst bei der völkerverbindenden Sozialdemokratie nicht durchsetzen. Im Gegenteil, der polnische oder tschechische, der französische oder englische Sozialist verleugnet nie sein Volkstum, namentlich dann nicht, wenn er mit dem deutschen Genossen zusammenstößt, dessen nationales Gewissen leider nur zu oft durch Phrasen ausgehöhlt worden ist. Gerade uns Deutschen tut die Stärkung unsres Nationalgefühls noch immer not. Oder sind etwa nicht selbst innerhalb der Reichsgrenze bedauerliche Gegensätze zwischen Ost und West, Nord und Süd unausgeglichen geblieben, droht nicht hin und wieder die geistige Mainbrücke einzustürzen? Wir haben noch manches arbeitsvolle Jahrzehnt vor uns, bis die deutschen Stämme sich innerlich wahrhaft gefunden und verbunden haben, und von dieser Arbeit sollten wir uns ablenken lassen, um dem Phantom des ewigen Friedens nachzujagen! Dazu sind wir noch lange nicht gereift genug und haben in den letzten vierzig Jahren herzlich wenig Proben politischen Denkens von uns gegeben. Die Rückfälle in den alten falschen Idealismus, die Schwärmerei für Ausländertum, sind uns von früher her geblieben und haben manchen Exzeß verschuldet. Nicht als ob wir nun alle Friedensfreunde des Ferrerrummels oder des letzten Protestes wegen der Finnlandvorlage für mitschuldig erklären wollen, aber die Grundrichtung des Denkens, die Begeisterungsfähigkeit für das Fernliegende, das Übersehen der nächsten eigenen greifbaren Vorteile sind allen an diesen verschiedenen Bewegungen Beteiligten gemeinsam. Der Ruf „Germans to the Front“ erschallt regelmäßig, sobald irgendwo Haare gelassen werden sollen, und der Appell an das biedere deutsche Gemüt wirkt unfehlbar. Aber wollen wir nicht einmal andern Herrschaften den Vortritt lassen? Die Zeiten, da das Blut unsrer Landsknechte allerwärts europäischen Boden düngte, sollten doch wohl endgültig vorüber sein. Hier gilt es, nicht mit Redensarten von berechtigten hohen Zielen und wärmsten Sympathiebezeugungen für „die gute Sache“ um den heißen Brei herumzugehen, sondern klipp und klar Stellung zu nehmen gegen das internationale Irrlichtelieren. Größere Ansammlungen von klugen Leuten sind bekanntermaßen gefährlich; was dabei herauskommen kann, haben wir 1848 an der Nationalversammlung erlebt: die glanzvollsten Namen, die Leuchten der Wissenschaft haben damals den Beweis ihrer Nichtbefähigung für die Politik geführt. Es läßt sich eben vom Katheder keine Weltgeschichte machen; aber der deutsche Professor ist in der Paulskirche stehen geblieben trotz aller seiner Gelehrsamkeit und wird ewig dort stehen bleiben. Deutschland ist lange genug das Herz der Völker gewesen, es ist Zeit, daß es seinen Kopf gebraucht — für sich selber.

Digitized by Google

Über Moral und Menschenzüchtung.

Von Dr. med. G. H. Lörcher (Stuttgart).

Moralisch handeln heißt: das einem Angenehme nur insoweit tun, als es vernünftig ist. Notwendige Voraussetzung der Möglichkeit moralischer Betätigung ist die Annahme eines bei jedem gesunden Menschen in mehr oder weniger starkem Maße vorhandenen freien Willens. Der Glaube an das Vorhandensein einer Willensfreiheit läßt sich praktisch am besten durch den Besuch einer Irrenanstalt erwerben: dort sind menschliche Wesen, die keinen freien Willen haben. Als eine vernünftige Grundlage der Moral erscheint mir der Glaube an die Notwendigkeit der körperlichen und geistigen Hebung der eigenen Person, der Familie, der Rasse, der Menschheit. Unter dem Gesichtspunkt der Vererbung erworbener Eigenschaften durch die Zeugung, durch das Beispiel, durch die Erziehung fühlt sich der einzelne genötigt, triebartige Regungen nicht selten zu bekämpfen, auf einen Augenblicksgenuß, auf Machtentfaltung, auf rein persönlichen Vorteil zugunsten der Kinder und der Umwelt überhaupt zu verzichten. Wenn man unter „historischen Sinn haben" versteht, nicht nur für die Entwicklung des Menschen in der Vergangenheit, sondern auch in der Zukunft einen Sinn zu haben, so kann man moralisch sein und Betätigung des historischen Sinns als das Gleiche bezeichnen. Der Mensch ist genötigt, wenn er nicht gegen besseres Wissen handeln will, nicht so zu leben, wie es ihm nach seiner Veranlagung paßt, sondern so, wie es ihn die Geschichte seiner Familie, der Menschheit überhaupt lehrt, daß es vernünftig ist. Die Betrachtung der Vergangenheit hat bloß dann einen Sinn, wenn sie zur Tat für die Zukunft wird. Inwieweit es der einzelne aber fertig bringt, sinnvoll ihm unangenehme Handlungen auszuführen, hängt von seiner körperlichen Veranlagung, seinem Verstand und seiner Willenskraft ab. Wird die Moral nicht unter dem Gesichtspunkt der Notwendigkeit der Hebung der Menschheit aufgefaßt, so wird sie zum Sport: zum religiösen Sport bei den Gläubigen, zum weltlichen Sport bei allen denjenigen, die auf religiöse Motivierung ihrer Handlungsweise verzichten. Denn Sport treiben heißt: sich zum Vergnügen schlauchen, Moral spielmäßig betreiben, Moral spielen. Auch bei den Deutschen wächst das Bedürfnis, Sport zu treiben, seit es ihnen in ihrer Wirtschaft besser geht, seit sie nicht mehr durch Armut, Hunger und übermäßige Arbeit ermattet werden.

Um nun die Bedeutung der Vererbung für die Moral gleich ins rechte Licht zu rücken, möge als Motto für die weiteren Ausführungen der Satz vorausgeschickt werden: „Was soll eines Menschen vornehmste Sorge sein in diesem Leben? Daß er werde ein rechtschaffener Züchter."

Viele haben Darwin gelesen, fast alle von ihm gehört. Jedermann weiß, was für gewaltige Veränderungen innerhalb der Arten möglich sind. Man hat rückwärtsschauen gelernt und sieht staunenden Auges, daß sogar eine Art aus der andern wird. Man sieht Anfangs- und Endglied der Kette, und sagt: Unmöglich, daß aus a z geworden ist. Man vergleicht a mit b und findet, ja aus a ist b geworden, aus b c und so fort und springt endlich vor Staunen und Bewunderung in die Höhe und ruft gläubig: aus a wurde z.

Und was nun? Sollte man es nicht auf Straßen und Märkten ausrufen: „Seht her, aus diesem Fastgarnichts ist der Mensch geworden!"

Aber was bedeutet dieses Wissen gegen ein andres Wissen: Was kann noch aus dem Menschen werden! Stehen wir denn am Ende der Tage, sollte der Mensch, so wie er jetzt ist, das Endziel alles Seins und Werdens sein, ist der Gegenwartsmensch das z des Gewordenen. Gerade recht dazu, in beschaulichem, erbaulichem Rückblick auf das Gewordene auszuruhen und abzusterben. Gewiß nicht. Unsre Entwicklung ist nicht zu Ende.

Haben wir denn ganz und gar umsonst gelernt, welche Einflüsse die Entwicklung der Art in der langen Geschichte ihres Werdens beeinflußten? Haben wir umsonst Kaninchen gezüchtet? Wissen wir nicht genau, wie wir sie zusammenbringen müssen, um schönere, gesundere, kräftigere Geschöpfe hervorzubringen?

Der schon geborene Mensch kann seine überkommene Anlage nicht ohne weiteres von sich abwälzen. Man spricht scherzweise davon, man könne in der Wahl seiner Eltern nicht vorsichtig genug sein und ist tatsächlich sehr unvorsichtig bei der Wahl eines der Eltern für seine Nachkommen. Die Art unsrer Eltern können wir nicht ändern, wohl aber die Art unsrer Kinder. Leider ist der Züchtungsgedanke in bezug auf Menschenzüchtung tot.

Man ist Viehzüchter. Man kennt alle Eigenschaften, die ein gutes Pferd haben soll, man weiß, welche Rassen zu kreuzen sind, und ehe das Produkt der Züchtung da ist, sagt man sich, so und so muß der Züchtling ausfallen; diese Eigenschaften muß er ablegen, jene annehmen. Man hält landwirtschaftliche Feste und stattet sie mit reichen Zuchtprämien aus. Aus ganz Deutschland versammelt die Landwirtschaftliche Gesellschaft ihre Glieder alljährlich, um die Zucht von Nord und Süd, Ost und West zu vergleichen. Man verschwendet eine Fülle von Sorgfalt und Nachdenken auf die Hühner, ja sogar auf die Karnickelzüchtung, nur das junge Menschlein läßt man fallen, wie es eben fällt. Da soll der Zufall, der Instinkt das Richtige treffen. Eine gefällige Stunde, eine momentane Gefühlswallung, oder die glückliche Lösung eines Rechenexempels entscheidet die Zukunft eines langen Geschlechts.

Digitized by Google

Was tun die Eltern, wenn ihnen die Möglichkeit geboten ist, ein Paar junger Menschen zur Züchtung zusammenzustellen? Sie stellen Geldsack neben Geldsack, oder sie wiegen den Titel des jungen Züchters, seine und seiner Familie gesellschaftliche Stellung. Und nun glauben die Treubesorgten, wenn das Zünglein der Wage einspringt, das Ihrige für das Wohl ihrer Kinder getan zu haben.

Und dabei steht der Mensch da, nicht das z in der Entwicklungsgeschichte, kaum das b. Vor ihm eine fast endlose Reihe lockender Entwicklungsmöglichkeiten. Wir haben bisher den lieben Gott so viel für uns tun lassen, wollen wir es nun nicht auch selbst versuchen, uns weiterzuhelfen?

Aber wie anfangen? Zunächst aufklären. Der Gedanke von der Möglichkeit und Notwendigkeit vorausblickender Menschenzüchtung muß Gemeingut aller Menschen werden. Das ins Leben tretende junge Mädchen muß voll staunender Sehnsucht fragen, nicht was werde ich für eine Figur in der Gesellschaft machen, nein — „werde ich den Übermenschen gebären?“ einen Menschen, der über seinen Vorfahren steht, einen Menschen, der in der Reihe der Neuschöpfungen einen Fortschritt bedeutet.

Das junge Mädchen, der junge Mann müssen darauf brennen, eins im andern die Ergänzung dessen zu finden, was dem andern fehlt. Wie beglückt müssen sie sein, wenn eins im andern sein besseres Ich entdeckt. Sie müssen sich finden, wenn auch der Mann gesucht hat. Wenn mit dem Instinkt, dem bisher beide folgen konnten, sich der zielbewußte Züchtungsgedanke paarte. Wenn neben dem rein persönlichen Egoismus der Stammesegoismus lebendig wurde. Wenn auch der Mann sich nicht nur möglichst bequem durchs Leben schlängeln will, unbekümmert um sein woher, unbesorgt um sein wohin, sondern wenn ihm die Verbesserung seiner Art nächst der Betätigung seines nackten persönlichen Egoismus als höchstes und am meisten zu erstrebendes Lebensziel vor Augen steht. Und fühlt er sich erst als züchtende Persönlichkeit, als Glied in der Kette eines Ganzen, wird ihm nicht sein ganzes Leben in einem neuen Lichte erscheinen? Wird er, der sich bisher vielleicht schrankenlos frei glaubte, sich nicht nach vor- und rückwärts angebunden sehen, als ein Glied einer Kette? Wird nicht auf einmal seine Moral Hand und Fuß, Sinn und Zweck bekommen? Dem Gebote der Vernunft folgend, nicht aus Sport, nicht aus Gewohnheit, nicht weil Papa und Mama so lehrten, wird er nun seinen persönlichen Egoismus dem Stammesegoismus unterordnen. Die Pflichten gegen die Zukunft bestimmen ihn, auf Befriedigung momentaner Gelüste und Sinnesreize zu verzichten, um seinen Körper und Geist so heranzubilden, daß er ein erfolgreicher Züchter, ein musterhafter Erzieher, ein anreizendes Beispiel sein kann. Wird er nicht im Rückblick auf die Sünden seiner Väter, im Hinblick auf die vererbten Folgen, die er am eigenen Körper und Geist spürt, sogar auf die Befriedigung von solchen Lustgefühlen verzichten, die sich andre nicht so wie er Geartete unbeschadet erlauben können? Wird er nicht dazu kommen, sich seine individuelle Moral auszubauen, auf seinen Leib, auf seinen Geist zugeschnitten? Wird er nicht seine Lebensführung so gestalten, daß er sich und seine Rasse verbessert? Aus dem nackten Egoisten wird so der rechtschaffene Stammeszüchter.

Nach einem so vollbrachten Leben kann der Mensch auch befriedigt in die Grube fahren. Mag er nun als erfolgreicher Züchter, oder nur als Erzieher und lebendes Beispiel gewirkt haben. Dem Tod, der die Auflösung seines Ichs besorgt, hat er etwas entgegenzustellen. Sein besseres Ich, nach dem er strebte, hat er an seine Kinder und die Umwelt verteilt. Er hat sich ausgegeben, ausgelebt.

Doch zurück zu der Frage: „Wie werde ich ein brauchbarer Züchter?“ Die staunende Sehnsucht des ins Leben tretenden jungen Mädchens genügt nicht. Zielbewußtes Handeln setzt Selbstkenntnis voraus. Die Selbstkenntnis, die Kenntnis derer, aus denen man wurde. Wie viel könnten Eltern ihren Kindern schenken, wenn sie in ihrem Testament nicht nur von Dingen sprächen, die sie besitzen, sondern auch von solchen, die sie nicht besitzen. Die Eltern haben die Großeltern noch mit kritischen Augen betrachtet, sie haben selbst in den vielen Experimenten, die ihnen das Leben zu lösen gab, ihre eigene Art kennen gelernt, sie haben endlich Gelegenheit gehabt, die Anlagen ihrer Kinder zu erspähen. Durch all das sind sie befähigt, sich selbst bewerten zu können. Und anstatt nun ihren Kindern ihre eigenen Vorzüge und ihre Defekte in körperlicher, intellektueller und moralischer Beziehung klar zu legen, preisen sie sich bis zum letzten Atemzug glücklich, wenn es ihnen gelingt, den Kindern ihre Schwächen zu verbergen. Grausamen Herzens lassen Eltern ihre Kinder wieder schwankende Planken betreten, die über grundlose Tiefen führen, lassen sie die, welche ihnen am nächsten stehen, mit verbundenen Augen Wege gehen, die an drohenden Abgründen vorbeiführen. Höchste Werte nehmen sie mit sich ins Grab, die Ergebnisse ihrer Selbstbeobachtung, minder wertvollen Flitter übergeben sie in ihren Kindern — „in Reihen freudig hingezählt“. Über dem Studium der Griechen und Römer, der Juden und der Ägypter sollten die modernen Menschen sich doch dazu bequemen, das nächstliegende, unendlich viel wertvollere zu tun, sich selbst und ihre Familiengeschichte zu studieren. Für manchen Hochschulprofessor wäre es besser, wenn er, anstatt über den Charakter eines König Ramses zu schreiben, seinen Kindern ein Essay über seine eigenen Minderwertigkeiten hinterließe. Neben der Ge-

Digitized by Google

schichte der Völker, Nationen und Stämme sollten Familiengeschichten geschrieben werden. Ehrliche Selbstbekenntnisse, die mit der anatomischen Schilderung der Persönlichkeit beginnen und mit der psychischen Analyse endigen. Ein Schema für eine solche Menschenbeschreibung könnte jedem Volksschüler als Abschiedsgabe bei seinem Austritt aus der Schule in die Hand gedrückt werden.

Die Wissenschaft hat die große und kleine Welt, wie sie war, wie sie ist, durchforscht, der denkende Menschengeist hat uns gelehrt, über die Erde und das Wasser, ja durch das Wasser und die Luft dahinzugleiten, die Wissenschaft, die uns doch am allernächsten liegen sollte, die uns lehrt, wie man sinnvoll Menschen schafft, fehlt noch.

Warum bildet sich nicht eine deutsche Gesellschaft für Menschenzüchtung? Eine Gesellschaft, die ihre Mitglieder verpflichtet, Menschenbeschreibungen in ihren Familien als Grundlagen für die kommende Wissenschaft durch Generationen hindurch zu liefern.

Neben dieser Arbeit für die Zukunft könnte sie gleich praktische Gegenwartsarbeit leisten. Sie könnte den schönen Menschen popularisieren. Öffentliche Ausstellungen von Säuglingen und Kindern veranstalten. So könnten im Anschluß an die öffentliche Impfung in zwei Schulsälen, im einen die von der Mutter gestillten, im andern die künstlich genährten Kinder ausgestellt werden. Die körperlich am besten entwickelten würden Preise bekommen. Man könnte Konkurrenzen ausschreiben, in denen die gesündesten und schönsten zeugungsfähigen Mädchen durch Ärzte, die zugleich Anthropologen wären, einzeln untersucht und durch Ehrenpreise ausgezeichnet würden. Ich wollte sehen, wie viele dieser Preisträgerinnen nicht unter die Haube kämen. In ähnlicher Weise könnte bei Gelegenheit der Rekrutenuntersuchung vorgegangen werden. Man könnte daran denken, die Bilder der allerschönsten und gesündesten Deutschen und Deutschinnen in ästhetisch einwandfreier, das geschlechtliche Empfinden ängstlicher Seelen nicht verletzender Weise durch Zeitschriften zu verbreiten.

Auch durch das gegenwärtig so beliebte Gegenbeispiel könnte man wirken. Man denke sich zum Beispiel die mit Feigenblatt und Einheitskopf ausgestatteten Aktphotographien der Dozentenschaft einiger deutscher Hochschulen ausgestellt. Es würde sich bei ihrer Betrachtung ohne weiteres der Nachteil einseitig betriebener deutscher wissenschaftlicher Forschung ergeben.

Über Maßnahmen, die geeignet erscheinen, die körperliche und geistige Entwicklung der deutschen Frau zu heben, habe ich in Nr. 34 1906 der „Gegenwart“ einiges ausgeführt.

Neben der Veredlung der Gesunden, Schönen, Kräftigen und der Maßnahmen, die ihre Fortpflanzung erleichtern, könnte man versuchen, die Minderwertigen auf humane Weise von der Fortpflanzung auszuschalten. So könnte man einem aus einer Verbrecherfamilie stammenden Menschen bei seiner erstmaligen Entlassung aus dem Zuchthaus eine gewisse Summe dafür bieten, daß er sich zeugungsunfähig machen läßt. Unheilbare Alkoholiker durch Gerichtsbeschluß zu entmannen, wäre nicht grausam, wenn man das Unheil bedenkt, das solche Menschen anrichten. Endlich könnte man die Todesstrafe in die Strafe der Kastration verwandeln und recht fleißig verhängen.

Es ließen sich diese Beispiele beliebig vervielfachen. Zweck der Gesellschaft müßte sein, das Gesunde und Schöne zu pflegen, zu veredeln und fortzupflanzen. In körperlicher Beziehung wäre das jetzt schon in kleinem Umfang möglich; um auch in geistiger Beziehung Erfolge zu haben, könnte man beobachten, Versuche machen und Material sammeln.

Insbesondere müßten wissenschaftliche Studien angestellt werden, in welchem Lebensalter die Keimzellen des Menschen zu den von den Erzeugern ererbten Eigenschaften neue hinzuerwerben, die vererbt werden können. Da dies ziemlich wahrscheinlich nur bis zum Zeitpunkt der vollendeten Entwicklung der Keimdrüsen, also der Geschlechtsreife, möglich ist, erscheint es nicht unberechtigt, das Goethesche Wort: „Das Kind ist der Vater des Mannes“ zu ergänzen: „Das Kind ist der Vater seines Kindes“ und „Kinderziehung ist Enkelerziehung“.

Es ist an der Zeit, daß wir aufhören, unter sozialer Arbeit nur die Förderung und Stärkung der körperlich Schwachen und wirtschaftlich Armen zu verstehen. Man mag Alters-, Kranken- und Invalidenversicherung weiter ausbauen, aber nur bei gleichzeitiger Pflege und Stärkung der körperlich und geistig Gesunden und Leistungsfähigen aller Stände. Das eine schließt das andre nicht aus. Von Vorteil wäre es für Deutschland, wenn in den Gesetzgebungsfabriken mehr Ärzte beschäftigt würden. Fahren wir mit unsrer einseitigen sozialen Arbeitsweise fort, so ist die Gefahr groß, daß wir die Masse der Schwächlinge nicht so kräftigen, daß sie stark werden, wohl aber, daß die der Zahl nach schwächeren Starken von der Unmasse der Schwachen aufgefressen werden. Man beschränke sich nicht darauf, minderwertige Menschen aufzupäppeln, sondern stärke auch die gesunden, kräftigen Elemente des Volkes und züchte sie zielbewußt.

Digitized by Google

Volkskunst.

Von Adolf Heilborn (Steglitz).

Durch unsre Zeit geht eine tiefe Sehnsucht, ein romantisch-sentimentales Sehnen, das hinausdrängt aus der Übersättigung moderner Kultur und hinstrebt nach dem Einfachen, Natürlichen, das Ruhe will statt all der lärmenden Hast. Diese Sehnsucht beherrscht, vielgestaltig im Ausdrucke, wohl alle Schichten des Volks: in der Vorliebe für die schlichte Kunst manchen Dichters und Malers, für das Stille, Altfränkische der Biedermeierzeit begegnen wir ihr; aus dem Zug ins Hochgebirge, aus der wachsenden Gartenstadtbewegung, dem Laubenkolonietreiben des kleinen Manns und tausend ähnlichen Symptomen spricht sie zu uns, — eine Erscheinung nicht unähnlich jener eigentümlichen Krankheit des Zivilisationsüberdrusses, die ausgangs des achtzehnten Jahrhunderts die Rousseau, Forster, Cook im Banne hielt, daß sie (mit Seumes Wort) im Wilden den „besseren Menschen" sahen.

Diese Sehnsucht ist es letzten Grundes auch, die die Volkskunst-Ausstellungen ins Leben ruft und ihnen von vornherein einen großen Erfolg sichert.

Volkskunst und Volkslied, das sind Geschwister. Die Freude an der goldnen Sonne und dem blauen Himmel, am Singen und Jubeln der Vögel, am Duften und Blühen der Blumen zeugt sie. „Die Kunst ist der menschliche Ausdruck der Zufriedenheit mit den Schöpfungen Gottes und des Wohlgefallens an ihnen" zitiert Hans Thoma — angeblich einen alten Chinesen. Wie die Rose purpurn eines Tags am Strauch erglüht, wie aus grauer Wolke plötzlich ein Sonnenstrahl die grüne Blätterkrone golden färbt, und nun aus voller Brust der Fink sein Lied emporjauchzt, so erklingt auf einmal irgendwo ein Volkslied, ist eines Tags ein Gerät mit dieser oder jener Farbe, diesem oder jenem Ornament geschmückt, hat ein bloß Zweckmäßiges irgend eine Schönheit empfangen.

Gewiß ist, wie das Volkslied einen einzelnen — naiven, unbewußten — Dichter als Schöpfer voraussetzt, auch der Schmuck dieses oder jenes Gegenstandes völkischen Kunstgewerbes das Werk eines einzelnen Schöpfers. Aber — das Lied hört einer und singt es nach und trägt es weiter; das Ornament, die frohen Farben des naiven Künstlers sieht der Nachbar, hat seine Freude daran und ahmt sie nach. So tun bald zehn, bald hundert, tausend: das Lied wird Volkslied, niemand weiß mehr, wer es schuf; die schöne Form, die Farbenpracht wird Volkskunst, den Schöpfer kann niemand nennen. Sie sind Volksgut geworden, weil sie die Art, das Wesen einer Volksgemeinschaft, einer ganzen Zeit gaben, weil sie des Volkes Seele gaben, den Schlag des Herzens ihrer Zeit belauschten. Nur selten hat des bewußten Künstlers Schaffen so herzwarme Kraft, Mozarts Lied: „Komm lieber Mai" und Heines Verse: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" sind etwa solcher Art . . .

Doch während das Volkslied wie ein Vogel davon fliegt und durch das ganze Land hin singt, haftet den Schöpfungen der Volkskunst etwas Bodenständiges an. Sie wurzeln fest, wo sie geboren, sie atmen den Duft der Scholle, die sie erzeugt, sie tragen von der Stimmung der Landschaft in sich, die sie schuf, und so wird ihre Eigenart bisweilen selbst zum Unterscheidungsmerkmal von Landschaften und Ländern, von Stämmen und Völkern. In gesegneten Landschaften und ruhigen Zeiten ist die Volkskunst reich und üppig, sie protzt sogar zuweilen; in ärmeren Landstrichen und in stürmischen Zeitläuften kann sie fehlen, verschwindet sie, und ist sie da, so ist sie dürftig, scheu, verschämt, ein Bettelkind. Man vergleiche nur einmal das Bauerngeschirr der Mark Brandenburg etwa mit dem Thüringens. Hier alles Farbe, festlich, froh, mit Ranken und Blumen und Tupfen und Sternen, mit heiteren Sprüchen voll schalkhafter Laune, dort braune Töpfe nur und seltener weiße, mit einfachsten Ornamenten, dem Kreise, der Schlangenlinie, stumm oder düstere Worte nur redend. Ganz ähnlich auch, der Wesensart der Stämme entsprechend, ein sichtbarer Gegensatz zwischen Norddeutsch und Süddeutsch. Andrerseits aber scheint es gerade, wenn wir ganze Völker zum Vergleiche stellen, als wenn der Mensch im Norden seine Sehnsucht nach lebendig grellen Farben in der Volkskunst überall zu stillen trachtet, indes der Südländer, das Farbensatte der Natur gewohnt, mildere Töne, zartere Klänge liebt . . .

So lange es Menschen gibt, die sich des Daseins freuen, gibts eine Volkskunst. Der Mensch der Urzeit schon schmückt sein Gerät und seine Höhle mit Farben und mit Ornamenten. Das wandelt mit der Zeit. Ganz primitive Kunst zuerst, vergleichbar der, darin die Kinder die kleinen Ereignisse ihres Daseins auf Bank und Tisch, an Wand und Mauer festzuhalten trachten. Noch heute gibt es unter den Naturvölkern (bei den Buschmännern Südwest-Afrikas, den Bakairi Brasiliens zum Beispiel) solche primitive Kunst. Dann wird diese Kunst bewußter, wird sie zur Kunstfertigkeit, zum Kunstgewerbe schließlich und mündet — und das wird ihr Tod — in den seichten, breiten Strom der Fabrikindustrie. Ein Glück nur, daß des Menschen Geist so außerordentlich konservativ ist, daß trotz aller schönen Verbrüderungsideen und der furchtbaren Gleichmachungskraft der modernen Kultur Volkseigenart und Stammessonderheiten nicht auszurotten sind. Unbekümmert um Gunst oder Ungunst der Zeit blüht die Volkskunst weiter, treibt der kümmer-

Digitized by Google

liche Schoß immer wieder Blätter und Blüten und strebt mit Macht zum wärmenden Licht.

So erfüllen die Volkskunstausstellungen geradezu eine Mission. Sie lenken wieder einmal die Blicke von Tausenden auf das nur im Verborgenen blühende Reislein, die Blicke all der Sehnsüchtigen, die sich übersatt gesehen an dem, was moderne Fabrikindustrie an Geschmacklosem Tag für Tag produziert. Wenn wir solche Erzeugnisse einer naiven, ja, oft selbst primitiven Volkskunst mit den Produkten maschinellen Kunstfleißes unsrer Tage vergleichen, so wird es uns erst klar, zu welchen Ungeheuerlichkeiten das bewußte „Konstruieren" neuer Formen, das „Erfinden" neuer „Dessins" uns allmählich gebracht hat. Man stelle nur einmal irgendein Stück dieser naiven bäuerischen Kunst neben eines der so beliebten Zinkgußprodukte unsrer Basare, und man wird sich — ein Wort des Volkes zu gebrauchen — die Augen aus dem Kopfe schämen.

Kaum ein Stück, das nicht eine Eigenart, seinen besonderen Reiz hätte. Auch im Geringfügigsten liegt meist solche Schönheit, eine rührende Schönheit oft, weil sie ganz unbewußt gegeben ist, sich nicht uns aufdrängt. Mir fällt das Gespräch ein, das einst Goethe auf einer Fahrt nach Berka mit Eckermann über einen simplen Binsenkorb führte. „Er kommt der Antike nahe, denn er ist nicht allein so vernünftig und zweckmäßig als möglich, sondern er hat auch dabei die einfachste, gefälligste Form, so daß man also sagen kann: er steht auf dem höchsten Punkt der Vollendung." Das ist es, was fast alle diese Erzeugnisse der Volkskunst hier auszeichnet: vernünftig und zweckmäßig, dabei die einfachste, gefälligste Form. Welch hoher Kunstsinn verrät sich nicht fast überall in den Mustern der Spitzenarbeiten, in der Farbentönung der Gewebe, der hölzernen Gerätschaften, der Fayencen. Welch sicherer Sinn für Formengebung und Formenschönheit spricht nicht aus den einfachsten Gebrauchsgegenständen, dem Kinderspielzeug usf.!

Und noch ein andres Verdienst gesellt sich zu diesem, ein soziales. Die Ausstellungen lenken den Blick auch auf die Heimarbeit wieder. Das meiste, was uns hier entzückt, ist Heimarbeit, ist Handerzeugnis, bei dem der persönliche Geschmack bedeutsam mitspricht. Und dieses Schaffen hat sicherlich bescheidene, aber darum nicht weniger echte Künstlerbefriedigung gegeben. Indem wir diese nun wieder frisch empor strebende Volkskunstbewegung tatkräftig unterstützen, tun wir auch ein soziales Werk, erfüllen wir Menschenpflicht, erhöhen wir die Daseinsfreude vieler Tausender.

Berliner Sezession 1910.

Von **Hermann Abeking** (Berlin).

I.

Die Berliner Sezession hat sich dieses Jahr durch Ausstellung von Edouard Manets großer geschichtlicher Komposition „Die Erschießung des Kaisers Maximilian von Mexiko" einen Anziehungspunkt gesichert. Gleichzeitig erfährt das Schaffensbild Manets, das kürzlich die Ausstellung im Salon Cassierer vor uns entrollte, eine wesentliche Bereicherung. Die hier gezeigte Darstellung eines ergreifenden historischen Vorganges wird manches Für und auch manches Wider erwecken. Daß sie an sich eine große künstlerische Tat ist, die eigenwillig und unabhängig von der durch allzu großes Figurenaufgebot prunkenden und unwahr sentimentalen landläufigen Historienmalerei aus sich selbst erwachsen ist, wird allgemein anerkannt werden müssen. Der einzige Einwurf, der berechtigt sein dürfte, ist der, daß die Szene, die im Freien gedacht ist, kein freies Licht zeigt, daß trotz der angedeuteten Schatten keine Sonne vorhanden ist. Aber auch dieser Umstand kann einem Künstler zugute gehalten werden, wenn dieser stilistisch bewußt bei der gewählten Beleuchtung, sei es auch der des Ateliers, bleibt und sie nicht durch allerhand Mätzchen und Täuschungen zu verschleiern sucht. Manet ist der Maler der schlichten Mittel, und durch diese schlichten Mittel gelangt er auch hier zu einer gewaltigen, künstlerischen und menschlichen Wirkung. Seinem Prinzip, dunkle, fast schwarze Stoffe sprechen zu lassen und diese durch einzelne grelle, helle Flecken zu beleben, bleibt er treu. Den Anlaß bieten die düsteren Uniformen und auf diesen die blendend weißen Koppeln der Seitengewehre. Die zeichnerische Komposition ist gleich einfach, das heißt anscheinend einfach; denn nichts erfordert in der Kunst Höheres, man muß schon sagen Genie, als das Ei des Kolumbus mit der Spitze auf den Tisch zu schlagen. Im Vordergrund stehen drei lebensgroße Soldaten, hinter diesen wiederum drei, das Gewehr in der Achsel im Anschlag. Ein feiner Rauch steigt aus den Mündungen und umschleiert die Köpfe des Kaisers und seiner beiden Generale, die nur wenige Schritte von den Vollstreckern eines grausamen Urteils entfernt sind. Die Züge des Kaisers selbst verschwimmen ganz im Dampf. Die feingezeichnete Figur eines Unteroffiziers, der in fast mitleidsloser Selbstverständlichkeit das Gewehrschloß prüft, gibt dem Bilde im Rücken der Soldaten den Abschluß. Der Hintergrund weist nichts als eine glatt hingestrichene grünbraune Mauer, über der sich, kaum angedeutet, Köpfe und Gruppen der Zuschauenden erheben. Einfacher läßt sich ein historischer Vorgang wohl nicht wiedergeben, aber

Digitized by Google

auch nicht künstlerisch größer in Geschlossenheit und Ruhe, nicht menschlich näher in warmer Empfindung.

Manet reiht sich sein farbentrunkener Freund Claude Monet mit drei Arbeiten an. „Seerosen". Ein lichtes, weites, stehendes Wasser mit tausend Farben, die sich doch in einem einzigen pastellschönen matten Blau treffen. Auf diesem Blau schwimmen die üppigen Blüten. Und ganz hinten spiegeln sich leise die Büsche und Bäume, die sich eben nur durch diese ihre Spiegelung verraten. Das alles ist nicht etwa märchenhaft gewollt, nicht lyrisch übertragen. Nein, es ist eine rechte Natur, einfach wahrhaft geschildert, wie sie gesehen. Und dieses Sehen ist es, das den Künstler macht. Tausende schreiten vorüber, und nur ihm, dem Sonntagskind, ist es gegeben, die Schätze zu schauen und zu heben. „Wasseriris". Zu einer üppigen, schwülstigen Glut steigert sich die sonnendurchtränkte Fauna, eine heiße, flimmernde Pracht. Der Weg, selbst im Schatten, brennt im feurigsten Rot. Und doch ist auch dieses nicht der Traum eines fiebernden Hirnes, nein, es ist das treue Bild des sommerüberhitzten Tages, der über Baum und Pflanze des Parkes Millionen von glitzernden Edelsteinen streut. Wie sehr der Künstler der Natur folgt, beweist das dritte Stück „Seinebrücke", das mit seiner festeren Stimmung und den gegenständlichen Kähnen auch einen festeren Pinsel erfordert. Aber Luft und Himmel sind von ebenfalls feinstem Nachfühlen ihres Gehaltes verklärt.

Paul Cèzannes „Bahndurchstich bei Aix en Provence" weist ein Ringen mit rostbrauner erdiger Schwere, ein Versenken in die schroffen, zähen Überschneidungen des zerklüfteten Geländes. Sehr reizvoll ist die „Eisenbahnbrücke" von Vincent van Gogh, sowohl durch den grünlichen Ton als auch durch die Perspektive, die, allem Schulmäßigen entrückt, in munterster Laune die Windungen der Straße und des Durchgangs unterstreicht. — So pflegt die Sezession die großen Franzosen, die uns heute Klassiker geworden sind. Die Schweiz ist durch Ferdinand Hodler, Schweden durch Anders Zorn, dieser mit einer Kollektivausstellung vertreten.

Ferdinand Hodler, der einst vielumstrittene, wird jetzt allgemein mit großer Freude begrüßt. Dieses Mal sind es die Studien eines Holzhauers und eines Mähers, die besonders fesseln. Hodler abstrahiert das reine Malerische zugunsten einer mächtig gesteigerten Bewegung, die immer den Untergrund zu seinen Arbeiten bildet. Der Holzhauer schwingt die erhobene Axt. Zu einer klaren Linie verbinden sich rechter Arm und Bein. Die Wucht des zeichnerischen Ausdrucks ist so groß, daß man jeden Augenblick den geschärften Stahl niedersausen zu sehen vermeint. Die starren Senkrechten dreier Stämme, die die Lichtung des Waldes andeuten, unterstützen als Widerpart auf das Eindringlichste die Lebendigkeit der Figur. Bei der Studie des Mähers ist es die wagerecht gesehene Sense, die in gleichem Ziel sich gegen die Rundung des gebeugten Körpers fügt. Dem seelischen Ausdruck, dem Hodler so ernst in den meisten seiner Arbeiten nachgeht, dient das Bild „Empfindung". Ein nackter Jüngling inmitten, rechts und links die gleichfalls nackten Gestalten der Jungfrauen, reden alle zu Boden gekniet, die Sprache ihres inneren Sehnens, jede Muskel der Glieder, jede Linie des Körpers ist ein unausgesprochenes Wort.

Anders Zorn bewegt sich ganz in einer lebensvollen, schlicht natürlichen Sphäre. Er malt am liebsten das gesunde, kräftige Fleisch jugendlicher Mädchenleiber, das in seiner Klarheit — man spürt förmlich den Duft erfrischender Seife — wirklich erfreuend wirkt und kritiklos, stillschmunzelnd genossen werden muß. Ein Teil des Ganzen, nicht eingesetzt, stehen die Figuren im wahrhaft sonnigen Grün des Buschwerks und der Wiesen, im Braun der hölzernen Halle, häufig von dem Rot des flackernden Feuers gestreift. „Eine Premiere" führt im lichten Blau an das Ufer des Meeres, mit dessen kühlem Naß der Knabe an der Hand der Mutter seine erste Bekanntschaft macht. Gerade dadurch, daß diese Aktstücke so ganz voll aus dem Wesen des Künstlers fließen ohne irgend eine Frage offen zu lassen, erscheinen die Porträts, an sich tüchtige Leistungen, leerer, weniger eindringlich. Vielleicht ist es auch das große Format, das nicht so ganz den Maler anspricht. Immerhin ist die kompositionelle, zeichnerische und farbige Treffsicherheit Zorns groß genug, um gute Bildnisse erstehen zu lassen. Am meisten fesselt wohl „Coquelin Cadet", der, ein Schmunzeln um die Schauspielerlippen, im Überzieher und Halstuch, wie zum freundschaftlichen Besuch, vor den Beschauer tritt. Wieder auf das Land führen „Der Dorfschmied", Haus- und Hofszenen in dunstigem Licht, das „Im Kirchenhaus" das Motiv bildet und die Gestalten und Trachten in einem Hauch verschwimmen läßt.

Mit weiteren Kollektionen schließen sich Hugo v. Habermann und Wilhelm Trübner an. Bei beiden Künstlern werden wir das Gefühl nicht los, daß sie einst Besseres, Schöneres besessen haben, das verloren gegangen ist. So bekommt ihnen das Aneinanderreihen alter und neuer Werke nicht gut. Bei Habermann ist die Sache immerhin verständlich. Er ist ein rechter Impressionist, der sich nicht an einer einmal festgelegten Form, mag diese noch so gelungen sein, genügen läßt, sondern der immer wieder in neuen Arbeiten zu seinem Ziele trachtet. Dieser Weg ist voller Klippen und Dornen; allerdings kann er auf seinem Höhepunkt einen Erfolg zeitigen, der in Ursprünglichkeit und Frische einem ruhigeren Werdegang häufig versagt bleibt. Aus der frühesten Zeit sehen wir das Abbild der alten

Digitized by Google

Meister, das einen tiefen Lokalton annimmt, in dem sich ein wenig Farbe doppelt reizvoll erhebt. Die Köpfe im Ausdruck und Schauen sind sicher und klar. Dann kommt eine lichtere, selbstständigere Auffassung bei ebenfalls festem Vortrag. Eine Dame, schlank, im schwarzen, enganliegenden Kleid, beugt sich wie spähend über die Lehne eines Stuhles, auf dem sich ein weißes Fell breitet. Hell ist der Hintergrund, zu dem das Schwarz sich harmonisch absetzt und mit dem das Fleisch des Kopfes sich gleichfalls harmonisch vereinigt. Dieses Bild, wie das einer lachenden Dame mit Fächer, hell auf hell, dürfen in ihrer großen Ruhe und feinen Durchdachtheit als Meisterwerke gelten. Hierauf folgt ein entschiedener Niedergang. Das bekannte Modell des Künstlers mit den mageren Zügen und der strengen Hakennase tritt auf. Zeichnerisch wird der Künstler zwar freier im Streben nach lebendigstem Ausdruck; aber die Farbe, auch die des Fleisches, wird giftig in schwelendem Grün, unerträglich zu schauen. Zum Glück behält diese in neuester Zeit nicht die Oberhand. Man kommt wieder zu reinem Genießen einer Virtuosität, die überlegen Figuren, Stoffe und Ecken des Zimmers in raschem Erfassen, keck spielend und doch künstlerisch ernst meistert.

Das stolze Volk der Übersetzer.

Von **Richard Schaukal** (Wien).

„Dieses Wort eines geistreichen Freundes gab mir zu denken: „Ihr Deutschen" — er ist Pole — „seid so stolz darauf, daß ihr die ganze Weltliteratur durch eure behenden Übersetzer der deutschen Kultur einverleibt habt, wie die Phrase besagt. Habt ihr sie wirklich ‚einverleibt'? Glaubt ihr das? Befragt euch strenge. Ich sage dir: kaum den Shakespeare!"

Ich, dem in jenem Moment eine ganze Reihe fleißiger und geschickter Übersetzungen durch den Kopf schoß, habe ihm nach kürzestem Besinnen recht gegeben — ganz recht. Es ist so. Wir sind sehr mit Unfug stolz auf unsre zahllosen Übersetzer: wir bekunden damit nur unsre gar nicht wählerischen ästhetischen Einsichten. Man nehme Molière und seine Wiedergabe durch Fulda. Ein blanker Fensterspiegel ohne die Magie Merkurs. Läßt er auch nur den Schimmer jener unvergleichlichen Eigenart erglänzen, dieses historischen Theaters, das dem deutschen Geschmack überhaupt gar nicht gefiele, erkennte er es? Die — Kenner erkennen. Oder Shakespeare. Bei aller Achtung vor der wunderbaren romantischen Tendenz und ihren kühnen Unternehmungen: Befreit euch doch von diesem seit Großvaters Zeiten her eingefrorenen Aberglauben, laßt ihn auftauen zu schmutzigem Gerinnsel, daß Schlegel-Tieck euch den Shakespeare gegeben haben! Nicht einmal das Echo seiner so unerhört modulationsfähigen Stimme, nicht einmal den verblassenden Morgenschatten seiner grazilen und sehnigen Gestalt. Ein mit benagten groben Bilderknochen auf verdrahtetem irdenen Bettlerteller klapperndes verstohlenes Hausflurmahl, ein scheuer Vagantenimbiß in der Toreinfahrt. Mißverständnissen Übelwollender für jeden Fall vorzubeugen, möge hier überflüssigerweise betont sein, daß ich die Tatsache, die unschätzbare Tatsache: „Shakespeare in Schlegel-Tiecks Nachdichtung ein Ferment des besten Teils unsrer Bildung" nicht etwa auch nur in Frage gezogen habe. (Der Riese wirkte übrigens auch vor der Monumentalleistung des organisatorischen Genies Schlegels in weit unzulänglicherer Darbietung als ein ethisch-ästhetisches Ereignis von ungeheurer Tragweite.) Nur der „kongenialen" Übersetzung — an der bekanntlich auch andre Elemente, wohlweislich anonym, beteiligt waren — gilt, um „historisch" mit dem Besten zu beginnen, der pietätlose Angriff. Leider ist eben Pietät nicht immer mit Kritik vereinbar. Wir Deutschen rechnen bei der Selbsteinschätzung unsrer Schöpfungen gar zu selten mit der fälschenden Perspektive der Nähe, wir sollten einmal ernstlich unsre Bestände überprüfen und uns von feinsinnigen Ausländern, die durchaus nicht mehr so ganz wie ehedem in unsrer Sprache und Literatur fremd sind, vorher die Gichtknoten der Tradition massieren lassen.

Der „berühmte" Byron Gildemeisters! Eine „Lebensarbeit". Welcher begeisterte Freund dieser seigneuralen Abenteurermuse dankt sie dem fleißigen bremischen Bürgermeister? Die Russen! Hier wendet sich der Gast mit Grausen. Die Italiener. Man denke an die zahllosen keuchenden Danteruderer. Bringt ihr die schwarzverhängte königliche Barke von der Stelle? Will man im Ernste etwa des greisen Philalethes hingebungsvollen Eifer ehrfürchtig bedanken? Eines feinsinnigen Königs achtungswerte hohe Muße — und der eherne gedankenbleiche Florentiner! Geibel Leutholds Musset und die französische Romantik? Sie sind ja Dichter gewesen. Sie haben sich an fremdem, glühendem Wein zu süßen Schöpfungen berauscht. Aber Emanuel Geibel, der leise plätschernde Minnebrunnen, — und die scharlachrote Jugend von 1830!

Das sind einige der sicheren „Alten" nur, die fest wurzeln im — Bretterboden der Schlagworte . . . „Besitzet" ihr Deutsche wirklich alles? Aeschylos und Calderon? Und Longfellow, Shelley, Keats, Petrarca, Rosetti, Poe, Swinburne, Puschkin, Gogol, Baudelaire, Verlaine . . .?

Glaubt ihr wirklich, eure Übersetzer hätten euch auch nur einen Hauch verspüren lassen der

Digitized by Google

silbernen Wehmut, der ätherischen astralischen Anmut Shelleys, der morbiden Eleganz Baudelaires, der unerhörten Sphärenharmonie des Poe? Alle diese jungen Literaten von heute, die ihr kaum gewonnenes Französisch und Englisch der Gymnasialüberstunden siegesbewußt zu marmornen Hermen tragen und, die Feder in der Hand, von verachtenden Lippen bröckelnde Worte sammeln: sind sie etwa auch nur zu duldende Mittler?

Ein schauderhafter Unfug ist dieses unbesonnene, schwindelhafte Übersetzen einer Sorte atemloser Bücherleser, die nach zwei Seiten eines großen Autors bereits die freche Feder zum „Essai" eintunken. Ihre Rezensenten, wieder solche junge Leute aus der weltunerfahrenen, geschwätzigen Klasse der atemlosen Bücherleser, setzen einen neuen „Essai" auf den alten, wie Bieruntertassen auf einander getürmt werden: der Rahmen Blech und die Füllung grober Wortefilz, beschmutzt von klebrigen Getränkeresten. So werden Autoren der Weltliteratur heute im Großbetrieb „einverleibt" einer „deutschen Kultur", die wie eine von unbekannten Strolchen gezeugte Horizontale Traditionen in geschminkter Talmifrechheit nachäfft, ein vorlauter Findling. (Die echte Königstochter aber lebt im Exil bei treuen stillen Dienern.)

Ach, es gab Dichter, die uns gelassen erzählten vom großen Gastmahl der Unsterblichen, legitimierte Gäste der Fremde, stolze Fremdlinge aus E. T. A. Hoffmanns Dschinnistan, dem Feenreich. Goethe hat einigen Deutschen, die höfische Sitten besaßen, den Diderot vorgestellt mit runder Bewegung, leichter Verbeugung als einen Fremden von Distinktion. Freiligrath beleuchtete mit lodernder Riesenfackel einige interessante Physiognomien, Mörikes weiche Lippen banden die süßen Töne der antiken Hirtenflöte, Hölderlin warf den wallenden Mantel der Tragiker um die erlauchten Schultern des Sonnenwanderers. Aber diese wenigen und einige andre noch, auch unter den Jüngeren, besaßen die erschauernde Ehrfurcht vor der Nähe des Genius, sie waren begnadet, zu hören mit den Ohren der Rätselerrater, der Musikanten von Geblüt! Sie waren begnadet mit starken Stimmen der Eigenherrlichkeit, mit den vibrierenden Nerven der Welterschaffer: der Künstler.

Nicht in der fletschenden Maske verbindlicher Hausierer schlichen sie in die Heiligtümer der Gastrecht gewährenden Fremden, hastig mit raffenden Fäusten ruchlos zu rauben, was ahnungsloses Vertrauen unversperrt glänzen ließ zur Freude geehrter Ankömmlinge. Und wenn sie als Dolmetscher niederstiegen zu den Gefilden gelagerter, verhaltenen Atems harrender Jünger, war es die eigene Leier, die von den herrlichen Erlebnissen der Heimgekehrten kündete, — eine schlanke, straff besaitete Leier, die sich sangeskundigen, sichern Fingern willig zu neuen, vollen Akkorden bot. Jene ehrfurchtslosen Zuhälter der dürren Aftermuse aber, selbst nicht geboren zum schwebenden Reigenschritt der Auserwählten, Freibeuter auf flink geruderten Miethooten, dringen in alle sanft geschwungenen Buchten der großen Ströme der Fremde — offen liegen sie da und spiegeln den ewigen Himmel —, zu tauchen wagen sie nicht — hängen das Boot an den nächsten Strunk und schöpfen vom Uferwasser in ihre lackierten Gießkannen. Aber sie begießen ihre mit Topfscherben eingehegten zwei, drei mühselig angelegten Beete und weisen schreiend auf die versickernden Wasserperlen: „Seht, vom Flusse der großen Fremde!"

Das verachtende Wort meines weisen Freundes hat an empörte Saiten in mir gegriffen. Wohl bin ich mir bewußt, daß ich den Bogen bis zum Zerbrechen spannte, von dessen Sehne dieser kantige Pfeil fliegt, daß dieser Ruf manchem als gellender Schrei erklingen mag, aber — vielleicht sieht sich die betäubte Menge um. Zu Tauben darf man nicht flüstern.

Hände.

Von **Arthur Silbergleit** (Groß-Lichterfelde).

I.

Vergessne Knaben in vergessnen Trachten.
Verschollen dämmern sie aus Duft empor
Und schmiegen ihrer Hände schmales Schmachten
So sehnend an des Abends Schattentor,

Daß aus den Flügeln tote Mädchen treten
Und eine Hand, von Lautenspielen leicht,
Mit leisem Finger und mit leisem Beten
Den ersten Liebesstrauß der Sterne reicht.

II.

Irisvasen und Kristallgefäße
Gossen meine Schimmer in sich aus.
Wenn ich noch dein kleines Herz besäße,
Ich beglückte jedes Strahlenhaus,

Glühte es aus jedem Heiligtume,
Wo in Andacht die Narzissen knien,
Ließe es vom Atem mancher Blume
Mit Geheimnisahnungen durchblühn.

Und von einer Ampel niederfallen
Ließe ich ein lindes, blaues Licht,
Das sich in zerbrechlichen Kristallen
Wie ein blauer Traum des Himmels bricht.

Blaues Ampellicht und weiße Blüten
Wären Vasenwächter frommer Art.
Bräche das Gefäß: Dein Herz zu hüten,
Sehnten meine Hände zag und zart.

Digitized by Google

III.

Hände, die ganz unaussprechlich
Zag und zitterig-zerbrechlich
Wie vom kreuzeskranken Christ,
Hände, die man nie vergißt,

Hände, die man heilig küßt,
Möchte ich beim Schlafengehen
Über meinem Herzen sehen,
Betend eine fromme Frist.

IV.

An der schwanken Perlenschnur,
An dem Vorhang meiner Seele
Tastest du oft scheu, als quäle
Dich die jungfräuliche Spur,

Die zu meinem Tempel führt.
Wenn des Vorhangs Perlen klingen,
Hört mein Heiligtum gerührt
Deiner Hände Siege singen.

V.

Schon will dein Zwiegesang der Hände
Ins Wanderblau des Dunkels tauchen,
Nun läßt ein spätes Licht verhauchen
Ihr Linienlied ins Traumgelände
Zu Dämmerinseln, Schattenkielen.

Der Lüfte Faserharfen spielen,
Verstummt sind deine Zwiegesänge.
Doch Sterne tropfen ihre Klänge
Durch Gottes Becher und sie zielen
Nach Deiner Fibern totem Fühlen.

Sie wissen in verjährtem Joch
Die Hände gleich zwei frommen Frauen,
Demütiger und keuscher noch
Als müdes Mondlicht anzuschauen.

VI.

Verschweige, Herrin, Schuld und Fehle,
Verschattete Vergessenheit:
Den heimlichsten Verrat der Seele
Klagt deiner Finger leises Leid.

Sie ruhen zwischen engen Ringen,
Die oft ein Zauber weiter zieht,
Und singen von den stillsten Dingen
Unhörbar-scheu ein Runenlied.

Zuweilen tupft mit seinen Wunden
Sie der verblutende Kamin,
Dann lassen sie die wehen Stunden
Wie Hauch an sich vorüberziehn.

Ellens Brautlichter.

Aus dem Dänischen des Jeppe Hakjär.

II.

Die Jungen saßen am Kaffeetisch, als die kleinen Spitzsteine der Flur wieder unter der Ankunft eines neuen Gastes klangen. Es war Stine vom Norderhof, die in der letzten Zeit Ellen soviel schlaflose Nächte verursacht hatte. Sie war dem Ansehen nach ein sehr lebhaftes Mädchen — schwarzes Haar, braune Augen und einen warmen entschlossenen Mund mit blau betauten Lippen. Ihre Füße verweilten nicht lange an einem Ort. Ihr Kleid war hell mit vielen Verzierungen und einer Unzahl von bunten Schleifen. Sie bildete einen scharfen Gegensatz zu der vierschrötigen phlegmatischen Ellen mit den schweren Röcken, dem ölglatten Haar und den vielen Schmiedenägeln im Boden der Holzschuhe.

Ellen ging auch ihr mit dem üblichen Händedruck entgegen — freilich mit einer Miene, als hätte sie ihr eine Ohrfeige geben wollen.

In der richtigen Ahnung, hier die Jugend zu finden, hatte Stine den Unterhof aufgesucht, am meisten selbstverständlich um Jakobs willen. Sie hatte sich eine Ausrede angeschafft, indem sie vorgab, daß ihr Bier zu Hause alle geworden sei. Sie solle jetzt im Unterhof etwas holen, bis sie selbst gebraut haben würden. Sie hatte zu dem Zweck einen gelben Lehmkrug mitgebracht.

Sie tat überaus erstaunt, daß sie sie beim Lichtgießen fand. Hätte sie das gewußt, hätte sie ganz gewiß keine Störung verursacht. Sie ließ ihre braunen Augen artig blinken, während sie diese Lügen vorbrachte.

„Und wieviel Fremde hier beisammen sind!“

„Sie werden dir wohl nicht alle gleich fremd sein, meine Kleine“, unterbrach sie Bodil Marie, um der Heuchelei ein Ende zu machen.

„Komm du nur herein und trink eine Tasse Kaffee mit den anderen.“

Stine ließ sich eine passende Zeit nötigen, strich dann das Tuch von den Wangen zurück und nahm am untersten Bankende Platz.

Hier war an dem geräumten Tisch das Geschwätz der Jugend im Gang, während die jungen Mädchen mit den weißen Zähnen den Kuchen zermalmten oder züchtig von dem geschlagenen Zucker abbissen. Mitunter konnte das Geplapper jäh aufhören, dann vernahm man das Klirren der Kaffeelöffel in den Tassen. Ebenso jäh aber konnte ein Gelächter losbrechen, als wenn eine ganze Schar von Hühnern in die Lüfte stiege. Wenn eine solche Lachsalve ausgelöst wurde, spähte Ellen ernst von Stine zu Jakob, ob sie vielleicht den Grund dazu gegeben hatten.

Bodil Marie ging hinter der Bank entlang und nötigte:

„Ah, bitte, Jakob, nimm noch einen Kuchen!

Digitized by Google

So satt kannst du doch unmöglich sein! Stine! Du kamst zuletzt! Nimm noch einen einzigen Kuchen! Ich habe mehr draußen!"

Bodil Marie hielt jedem einzelnen energisch den Kuchenteller hin; dabei schüttelte sie ihn kurz, um die leckersten Stücke nach oben zu bringen.

Es waren indessen nur die Kinder der Hofbesitzer, denen sie in dieser Weise entgegenkam. Das Gesinde durfte herzlich gern einen Kuchen bekommen, es bestand aber kein Grund, es geradezu zum Leeren der Schüssel zu zwingen.

Jakob und Stine hatten sich einander gegenüber gesetzt. Stine konnte ihm also ungeniert ihre heißesten Blicke senden. Jakob, der ihr das Gesicht zuwandte, sich aber fortwährend von Ellen beobachtet fühlte, wagte kaum die Blicke zu erwidern und versuchte die peinliche Situation hinter einem Lächeln zu verbergen, das immer säuerlicher und säuerlicher wurde.

Um aus der Zwickmühle herauszukommen, begann er davon zu reden, daß er zu Hause das Vieh noch füttern müsse.

Sofort begann auch Stine zum Aufbruch zu drängen.

„Einen Augenblick, mein Schatz, sagte Bodil Marie, du vergißt wohl ganz, daß du Bier mit haben wolltest."

Stine hatte das wirklich vergessen und wünschte den Bierkrug nun zu allen Teufeln. Sie mußte aber wohl oder übel da bleiben.

Jakob hatte bereits die Hand auf die Türklinke gelegt, als Bodil Marie mit dem Bierkrug hinausging, um ihn zu füllen. Sie ließ sich dabei überaus viel Zeit, um den beiden das gemeinsame Fortgehen zu verderben.

In der Wartezeit war Stine an den Tisch herangegangen, um die ausgelegten Lichter zu befingern. Als sie in die Nähe der Brautlichter kam, sagte sie spöttisch: „Jesus, Kinder, das sind aber dicke Lichter! Man sollte fast meinen, daß sich hier im Haus jemand mit Heiratsgedanken trüge!"

Gleichzeitig sah sie Ellen schadenfroh an.

Diese, die vor Eifersucht rasend war, rückte der Herausfordernden auf den Leib und rief: „Wenn dem so wäre, müßte man dich ja wohl nicht um Erlaubnis fragen."

Ein Skandal war im Anzug. „Gott, beiß mir die Nase nicht ab", antwortete Stine. „Du kannst meinetwegen deine Lichter anzünden, wann du willst und für wen du willst. Du läßt mir den schon in Frieden, den ich haben will."

„Du schlechtes Ding", rief Ellen. Im selben Augenblick sauste eine Lichtform auf Stines Wange, daß ein langer Streifen im Fleisch zurückblieb.

Als Bodil Marie aus der Speisekammer mit dem gefüllten Bierkrug zurückkam, war alles in wilder Auflösung. Jakob und Stine hatten gemeinsam die Flucht ergriffen, die andern riefen und schrien durcheinander, einige erhoben Vorwürfe, andre verteidigten Ellens Übereilung.

Bodil Marie setzte den Bierkrug weg und ging zu der Tochter hin, die sich an der Bank niedergeworfen hatte: „Hast du Hand an sie gelegt! Das war das Schlimmste, was du dir selbst antun konntest. Ich fürchte, jetzt wird es lange dauern, bis diese da angezündet werden können."

Sie wies auf die Brautlichter.

Jakob schwankte noch eine Zeitlang zwischen den beiden Rivalinnen hin und her. In den Wochen nach der unglücklichen Kaffeegesellschaft hatte Stine absolut die Oberhand, dann aber schien in Jakobs wankelmütigem Sinn wieder eine Veränderung vorgegangen zu sein, und er begann, sich im Unterhof zu zeigen, als wenn nichts geschehen sei. Es dauerte indessen nicht lange. Ellen verlor wieder mehr und mehr an Terrain, bis es eines Tages wie ein Lauffeuer durch das Dorf lief, daß der Pastor Jakob und Stine von der Kanzel aufgeboten habe.

Der Hochzeitstag wurde festgesetzt und die jungen Mädchen liefen mit Geschenkkörben in das Heim der Braut. Auch der Unterhof konnte sich um der Nachbarschaft und um der Sitte willen von dem Brauch nicht ausschließen. Der Korb stand bereits gefüllt auf dem Tisch und Marie lief hin und her, um immer mehr hineinzufüllen. Um keinen Preis durfte man sagen können, daß sie das gespannte Verhältnis benutzt habe, um weniger zu geben als die Nachbarn. Es war schließlich ein fast reichhaltiger Korb geworden, wenn auch mit einem etwas bunten Inhalt: An der einen Seite zwei Stieg Eier und ein mächtiges Stück Butter, dem man eine phantastische Gestalt gegeben hatte, an der andern ein lebendiger schwarzer Hahn, der den Hals aus dem Korb herausstreckte und dabei kachelte, daß die roten Hautlappen wackelten. — Als das Dienstmädchen in ihrem besten Putz bereit stand, um den Korb fortzutragen, kam Bodil Marie mit vier dicken Lichtern angelaufen, die sie halb verschämt in einer verborgenen Stelle in den Korb hineinsteckte.

Ellen wurde rot wie Blut; es waren ja ihre Brautlichter, die die Mutter hier dem Weib schenken wollte, das ihr den Mann genommen hatte.

Es kam zu einem heftigen Streit, ehe der Korb herausgetragen werden konnte.

Bodil Marie meinte, daß gerade diese Gabe im Norderhof besonders willkommen sein würde, da sie in unbenklichen Zeiten nicht gegossen hätten, während Ellen durch den Gedanken empört wurde, daß ihre Brautlichter ihrer Überwinderin zur Seite am Teller brennen sollten.

Ellen war sonst gewohnt, der Mutter in einem und allem zu gehorchen, das mangelnde Feingefühl Bodil Maries rief in diesem Fall aber einen Aufruhr hervor, und da keine Überredung die Mutter von ihrem einmal gefaßten Beschluß abbringen konnte, ging Ellen kreideweiß mit bebenden Lippen auf den Korb zu, ergriff die Lichter und zerbrach sie vor den Augen der Mutter.

Digitized by Google

Bodil Marie sah die Tochter einen Augenblick mit offenem Mund an, schnurrte dann zornig herum und holte aus dem Vorratsraum eine Bratwurst, die sie an Stelle der Lichter hineinsteckte.

Es war Hochzeitsabend. Alle Leute des Hofs waren zu dem Fest weggeeilt. Auch Bodil Marie. Ellen saß nun allein zu Haus. Es war für sie ein bitterer Tag gewesen. Sie liebte ja trotz allem Jakob so sehr. Ihm konnte sie nun gar nicht böse sein; an ihn wollte sie denken wie an die einzige Liebe ihres Lebens.

Ellen war eine von den Kindern des Volkes, deren Schicksal vom ersten Mann bestimmt wird, den sie treffen.

Wie es gewisse Larven gibt, die lieber den Hungertod wählen, als daß sie von einem andern als dem gewohnten Blatt auch nur einen Bissen nehmen, gibt es in den entlegenen Gegenden des Landes Frauen, die, einmal von dem geliebten Mann getrennt, lieber zugrunde gehen, als daß sie sich einem andern Mann anvertrauen.

Ellen war in einem und in allem bodenständig. Die Grenze des Hofs war auch die Grenze ihres Geistes. Sie hatte es nur eben fertig gebracht, mit ihrer Liebe zum Nachbarhof zu wandern. Jakob war in ihren Traum von Glück hineingewoben worden. Andre Männer gab es nicht. Und nun saß sie hier in ihrer einsamen Kammer, die brennende Glut der Sorge im Herzen, während die übrige Jugend zum Tanz strömte.

Wieviel war die Uhr? Ja, nun mußte der Augenblick da sein, wo sie vom Essen aufstanden.

Sie öffnete das Fenster und ließ die Sommernacht herein. Der Mond hing groß über den betauten Feldern und der Abendnebel schob einen weißen See zwischen die beiden Höfe hinein. — Nun kamen aus dem Nebel heraus Töne; Geigentöne, Walzertöne; nun tanzte Stine den Brautwalzer mit ihrem Liebsten.

Ellen saß lange an dem offenen Fenster und starrte mit vom Weinen geschwollenen Augen in den weißen Nebel zwischen ihr und dem Festhof hinein.

Dann schloß sie das Fenster lautlos und zog in kurzen Rucken das Rouleau herab.

Sie öffnete ein kleines längliches Paket und holte dann alle Kerzen des Hauses zusammen. Aus dem Paket nahm sie 4 schwere Lichter heraus — den Rest ihrer Brautlichter, die sie verstanden hatte, vor der Mutter zu verbergen.

Sie waren zierlich in rotes Seidenpapier eingewickelt und dufteten schwach nach Lavendel — von dem Eichenschrank her, in dem sie verborgen gewesen waren. — Ellen steckte sie sorgfältig in die Kerzen und zündete sie behutsam alle an. In eine hatte eine Maus ein kleines Loch gefressen, die übrigen sahen alle so fein aus mit dem blaßroten Docht, der oben herausguckte.

Ellen ordnete die Kerzen mit zitternden Händen und saß vor den Lichtern wie an einem Altar.

Sie holte Jakobs Porträt aus der Schublade der Kommode hervor und setzte es zwischen zwei der Lichter.

Sie schneuzte die Flammen und ließ sie hell aufleuchten, während ihre Tränen wie kleine blitzende Funken auf die Tischplatte fielen.

Lange saß sie so in stummem Gespräch vor dem Bild ihres falschen Freundes.

Der Totenwurm schlug mit fernem, aber taktfestem Laut in dem alten Gebälk; in der Gerste auf dem Boden rasselten die Mäuse. In den Zwischenräumen siedete die tiefe Stille. — Das bittere Weinen ermüdete ihre Seele und ihren Sinn.

Plötzlich beugte sie sich auf ihren Arm herab und schlief.

Als die Mutter spät in der Nacht von dem Fest nach Hause kam, fand sie Ellen noch in der gleichen Stellung — in schwerem Schlaf zwischen den Resten ihrer niedergebrannten Brautlichter.

Aus den Theatern.

Die Wiener Hölle.

Die Wiener schwärmen von ihr, und in ihren Erzählungen erscheint sie als der Gipfel wienerischen Humors. Sie sehen in ihr den vollendetsten Ausdruck einer geistreichen Abendunterhaltung und reihen die Namen ihrer Größen im Gedächtnis neben die von Kainz, Girardi und der Niese ein. An der „Hölle“ gemessen, ist ihnen jedes norddeutsche kabarettähnliche Unternehmen geistlos und geschmacklos und stilverlassen. Die „Hölle“ erheben sie zum Zeichen ihrer höheren Kultur.

Wir haben sie nun auch in Berlin, die „Hölle“ — im holzgetäfelten Reinhardtschen Kammerspielhaus, in dem „Aglavaine und Selysettes“ Seelenschmerzen, Wedekinds Erotica, Hebbels wuchtige Tragik, Shaws dialektische Plauderkunst und jüngst Stuckens Sprachschönheiten ein Publikum fanden. Auf der Drehbühne, die sonst zur Szenenwechselbeschleunigung subtilster Dramen diente, baut man für jeden Kabarettvortrag eine eigene Dekoration auf und erschlägt mit der Größe des Aufwands kleine, gefühlvolle Podiumvorträge und gibt kurzen Szenen, die wie aus dem Stegreif gespielt erscheinen mußten, das Ansehen kleiner Dramen.

Aus einem Abend der Anregung wird ein Abend der Enttäuschung: von einer Kunst des Improvisierens, die eines wirklichen Kabaretts Lebensbedingung ist, spürt man nicht einen Hauch. Ein schlecht zusammengestelltes Programm, dessen Langweiligkeit durch keine unvorhergesehenen Ein- und Aus- und Zwischenfälle gestört wird, rollt man mit Hilfe der Drehbühne vor uns ab. Selbst bei Friedell und Polgars lustigem kleinen Scherze „Goethe“ wird man die fatale Empfindung nicht los, daß er doch eigentlich die Mühe des Szenenwechsels nicht lohnt. Dem Kabarett wird der Gebrauch der Hilfsmittel des Theaters zum Verhängnis.

So wirkt einzig der, dessen Art so gar nichts Theatermäßiges hat: Dr. Egon Friedell in den Geschichten aus seinem Leben. Um dieser Viertelstunde einer guten Unterhaltung teilhaftig werden zu können, zwei Stunden lang fade Vorträge und Szenen ohne Pointe anhören zu müssen, ist eine Zumutung, gegen die man nur durch Fortbleiben protestieren kann. Wie im Kammerspielhaus alltäglich zu sehen ist, tut dies denn das Publikum auch gründlich. Gustaf M. Hartung (Charlottenburg).

Digitized by Google

Randbemerkungen.

Die offene Tür in Persien
möchten englische und russische Journalisten, wie es scheint, dazu benutzen, um Deutschland hinauszuwerfen. Wie weit diese Machenschaften einen Rückhalt in den Kabinetten in Petersburg und London besitzen, ist nicht zu erkennen; aber man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß diese Preßäußerungen von der Diplomatie veranlaßt worden sind. Das Auswärtige Amt ist denn auch mit wünschenswerter Deutlichkeit dazwischengefahren, und der Erfolg des kräftigen Hagelschießens zeigte sich in der Erklärung der offiziösen „Rossija", worin Englands und Rußlands Recht auf Eisenbahnbau in Persien nebst einigen andern Konzessionen mit der politischen und strategischen Bedeutung dieser Unternehmen gerechtfertigt und bestritten wurde, daß dadurch deutsche Rechte verletzt werden. Nunmehr kann sich auch ein unpolitischer Laie ausrechnen, was dieser Standpunkt für die deutschen Interessen bedeutet; denn was gibt es, den Handel mit Nürnberger Spielwaren etwa ausgenommen, dem nicht ein findiger Kopf eine politische oder strategische Bedeutung beimessen könnte! Der Begriff ist viel zu dehnbar, um praktisch brauchbar zu sein, und kein deutscher Kaufmann, keine deutsche Bank würde sich unter diesen Umständen der nötigen Bewegungsfreiheit erfreuen dürfen. Unser Handel darf nicht böswilligen Auslegungskünsten überliefert werden, noch viel weniger den Zettelungen einer Konferenz. Vestigia terrent. Wir haben von Algeciras genug und lehnen es ab, über wohlerworbene Rechte abstimmen zu lassen. Bemerkenswert bei dieser Affäre ist wiederum die russische Willfährigkeit, sich für Englands Politik einspannen zu lassen. Das durch innere Wirren in seiner Stoßkraft geschwächte Persien wird jetzt nach berühmtem Muster saniert, pazifiziert, industrialisiert, und da erscheint es verständlich, wenn bei diesem politischen Kümmelblättchen Zuschauer möglichst ferngehalten werden sollen. Daß England als der gewandtere Spieler schließlich den ganzen Gewinn einstreichen wird, wer will daran zweifeln! Sein Bestreben, Rußland den Weg nach dem Indischen Ozean durch „Entgegenkommen" zu verlegen, ist klar, und wenn man sich an der Newa dieser Einsicht verschließt, so wirken hier eben die Künste Eduards nach.

Dr. K. F.

* * *

Die Bedrohung der städtischen Selbstverwaltung
ist ein nie versagendes Thema; sobald es im Landtag angeschnitten wird, beeilt sich ein Regierungsvertreter, beruhigende Versicherungen zu geben, und doch läßt sich dadurch die Furcht nicht bannen, und besonders in Berlin bricht bei gewissen Leuten regelmäßig Angstschweiß aus, wenn es an die Aufstellung des Stadthaushalts geht. Nur um aller Heiligen willen nicht mehr als 100% Kommunalsteuer-Zuschlag, sonst kommt der Spreepräfekt und knickt — man denke! – durch Nachprüfung des städtischen Etats die Selbstverwaltung. Dies Lied haben wir nun so regelmäßig zu hören gekriegt, wie den Choral, mit dem vom Rathausturm Neujahr angeblasen wird, ohne dadurch freilich gebessert zu werden; aber da diese Heidenangst vor dem Herrn Oberpräsidenten die Stadtväter zur Sparsamkeit zwingt, dürfen sich die Berliner damit zufrieden geben. Nur sollten sie sich nicht in Sicherheit einwiegen lassen. Vor dem Erbfeind in Potsdam sind sie ziemlich sicher, der darf nicht in die Speichen des Steuerrades greifen, aber unter der Besatzung des Stadtschiffs selber ist eine passive Resistenz ausgebrochen: es mangelt an unbesoldeten Stadtratstellen. Seit Monaten, wird magistratsoffiziös verkündet, werden diese Posten wie saures Bier ausgeboten. Woran liegt das? Ein derartiges Ehrenamt war früher stark begehrt, und der Titel Stadtrat hatte mit Recht einen guten Klang, und der Magistrat brauchte nicht lange nach Bewerbern zu suchen. Jetzt scheint die Pauke der Selbstverwaltung ein Loch zu kriegen, und Klagen über mangelnden Bürgersinn werden laut. Ein Gemeinwesen von dem Umfange der Reichshauptstadt mit zwei Millionen Einwohnern vermag wichtige Ehrenämter nicht zu besetzen, weil sich keine Kandidaten melden. Muß da nicht ganz von selbst die Frage auftauchen, ob bei dieser mehr einer Provinz als einer Stadt ähnlichen Menschenvereinigung die Selbstverwaltung noch am Platze ist, oder ob man nicht, den Blick auf die weitere Entwicklung gerichtet, wenigstens bei Zeiten an eine Dezentralisation, eine Neueinteilung in kleinere Bezirke nach Art der Londoner Munizipalboroughs denken sollte, wobei die aus Kurzsichtigkeit versäumte Einverleibung der Vororte nachgeholt werden müßte. In dem vielberufenen Zweckverband, der nicht leben, nicht sterben kann, stecken die Keime dieser Umgestaltung, die sich eines Tages gebieterisch zum Wort melden wird. Der Mangel an unbesoldeten Stadträten ist ein Zeichen dafür, daß die Fühlung innerhalb der Gesamtbürgerschaft mit deren Anwachsen allmählich verloren geht, und diese Fühlung würde sich von selbst bei Verkleinerung des Interessentenkreises wieder einstellen. Das ist vorläufig nur Zukunftsmusik und mag angesichts der verbrieften Selbstverwaltung unsrer Zeit wie Ketzerei klingen; aber es ist noch nicht aller Tage Abend, und allerlei Anzeichen verraten das Heraufsteigen einer neuen Ära. Unsre Kommunalpolitiker mögen sie beachten, ehe die durch Abwanderung der wohlhabenden Elemente in die Vororte von Jahr zu Jahr steigende Steuernot ihnen unliebsame Überraschungen bereitet.

Dr. K. F.

* * *

Bauernbefreiung in Rußland.

Es gibt Völker, die sich von der Nabelschnur des natürlichen Gattungszusammenhangs mit andern noch nicht befreit haben. Ein solches Volk sind noch die Chinesen, und auch das russische Bauerntum gehörte bisher dazu. Zwar sind im „Mir", der russischen Dorfgenossenschaft, schon längst Kräfte, staatspolitischen Ursprungs, wirksam, die auf eine Lockerung der Bande „natürlicher Beziehungen zwischen den Menschen", wie sie bei den Chinesen eine so hervorragende Rolle im wirtschaftlichen wie gewöhnlichen Leben spielen, hinarbeiten, aber die Geschlossenheit der Mir-Gruppen zwingt die einzelnen doch immer wieder in den Bannkreis der Blutsverwandtschaft, und insoweit die politischen Rechte der Generalversammlung der Dorfmitglieder der Autorität in den Familien Abbruch tun, geschieht es nicht der Freiheit des Individuums zuliebe, sondern um es desto stärker an die Gesamtheit der Genossenschaft zu fesseln. Jedenfalls gehört im Mir ebensowenig wie in den chinesischen Geschlechtsverbänden Clanen, der einzelne sich selbst, er gehört einer mehr oder weniger verschwisterten, verschwägerten, vervetterten Gruppe, die solidarisch für ihn haftet, deren Anordnungen er sich fügen muß, und von der er sich nicht feindselig losreißen kann, ohne als Geächteter, Verstoßener, mit einem Kainszeichen Behafteter unstet umherirren zu müssen.

Wie die Geschichte lehrt, ist die Befreiung des einzelnen aus der Despotie der Geschlechtsverbände nie und nirgends ohne äußeren Zwang ermöglicht worden. Auch die „Persönlichkeit" eines Menschen bedarf der Geburtshilfe. Das ist der Grund, warum die Befreiung des Individuums aus der Gebundenheit urwüchsiger Gesellschafts- und Wirtschaftsordnungen sich stets um so schwieriger erwies, je größer das Gebiet war, über das ein Volk verbreitet war. Nirgends sind für einen solchen Zweck von politischen Machthabern riesigere Anstrengungen gemacht worden als in China, und doch war dort bislang die Widerstandskraft der Massen im Bunde mit der Beschaffenheit des Landes, die überallhin eine rasche ungehinderte Ausbreitung ermöglichte, stärker als die Gewalt der größten Herrscher. Erst nachdem die moderne Technik die Entfernungen leicht überwindbar und die Machtmittel der Regierung verbessert und vervielfältigt haben wird, dürfte auch in China die Zeit gekommen sein, wo die Persönlichkeit sich aus Raupen- und Puppenzuständen zu einem Schmetterlingsdasein entwickeln kann.

In Rußland betrachtet es der Ministerpräsident Stolypin als seine vornehmste Aufgabe, den Bauern aus

Digitized by Google

der Gebundenheit des Mirs zu befreien. Die von ihm vorgeschlagenen und im Dezember vorigen Jahres von der Duma gutgeheißenen Maßnahmen sind in manchen Gegenden, besonders im Süden des Reiches, im vollen Gange. Vor kurzem weilte Stolypin in der Gegend von Pekaterinoslaw, um sich mit eigenen Augen von den Ergebnissen der Neuerungen überzeugen zu können. Er hatte die Genugtuung, von einer Anhöhe aus die Gegend, soweit das Auge reichte, von jenen „Kutors" bedeckt zu sehen, die sich einst über ganz Rußland erstrecken sollen. Frühere Kron- oder Apanageländereien oder Rittergüter sind mit Hilfe der Landbank aufgeteilt, in kleine Stellen zerlegt und, mit Häuschen und Gerät versehen, in den persönlichen Besitz selbständiger Bauern gebracht worden.

Prüft man das Erreichte freilich etwas näher, so erweist sich der erste Augenschein als trügerisch. Vom Oktober 1906 bis zum 16. November 1908, von wo der letzte Bericht datiert, hatte die Landbank für Ansiedlungszwecke 3 700 000 ha erworben, davon aber erst 650 000 ha an den Mann gebracht. Mehr als 3 Millionen Hektar verblieben zu ihrer Verfügung. Inzwischen dürften etwa 2 Millionen Hektar hinzugekommen sein, deren Ankauf eingeleitet, aber noch nicht vollzogen ist. Die Leitung ist jedoch außerstande, ihren Besitz ordentlich zu verwalten. Die Unkosten verschlingen die Pachterträge, während das angelegte Kapital mit 5 bis 6 v. H. verzinst werden muß. Die Mittel der Bank schmelzen infolgedessen beängstigend rasch zusammen.

Auch die Versuche, den Bauern innerhalb des Mirs zu persönlichem Eigentum zu verhelfen, wollen nicht recht gelingen. Theoretisch ist jeder Bauer auf Grund eines Ukases vom 1./14. Januar 1907 in der Lage, seinen Anteil am Gemeindeland für sich zu erwerben. Praktisch ist das meist unmöglich. Der Streit um die Höhe der Entschädigungen, die der Mir beanspruchen darf, ist schwer zu schlichten, und dann bestehen die Anteile der Mitglieder gewöhnlich aus unzusammenhängenden, oft weit auseinanderliegenden Parzellen. Weitere Schwierigkeiten ergeben sich aus dem Gefühl der Abhängigkeit, in das sich die Bauern dem Mir gegenüber eingelebt haben, ihrer geistigen Unreife für wirtschaftliche Selbständigkeit, ihrem Mißtrauen gegen die Bureaukratie, deren Befreiungswerk sie nicht trauen. Man begibt sich nicht gern des Vorteils, in der Dickhaut des Mirs gegen die Schläge der Bureaukratie ziemlich unempfindlich zu sein. Es wird noch ganz andrer Anstrengungen als der, die Stolypin bisher für ausreichend hält, bedürfen, um zu verhindern, daß das Bauernelend der Regierung über den Kopf wächst. Das Tempo der Bauernbefreiung durch Regierungshilfe muß erst ganz erheblich beschleunigt werden, wenn es nicht den Agrarsozialisten schließlich doch gelingen soll, die Bauern zu dem Versuch aufzureizen, das Joch des Zarismus abzuschütteln und einen ungeheuern Mir, eine das ganze Land umfassende Riesengemeinde mit nationaler Selbstregierung zu schaffen. Otto Corbach.

* * *

Vom Stamme Nimm.

Mit Staatsunterstützung entstehen überall landwirtschaftliche Einkaufs- und Verkaufsgenossenschaften und werden von den Behörden in jeder möglichen Weise gefördert. Insonders sind die Proviantämter angewiesen, mit Umgehung des Handels ihren Bedarf, so weit nur angängig, bei den Produzenten-Genossenschaften selbst zu decken, und sie tun es, obgleich sie durchweg nicht billigere Preise erzielen, als beim Händler. Nun fragte die Bayerische Regierung bei der Zentralleitung der pfälzischen, landwirtschaftlichen Genossenschaften an, wie diese sich zur Frage der Getreidelieferung im Kriegsfalle stellen würden. Zweifellos erwartete es zu hören, daß jene im Falle das Vaterland in Not und Gefahr geraten würde, daraus keinen Nutzen ziehen, sondern zu mäßigen Preisen liefern würden. Aber der Fall Tippelskirch & Co. hat Schule gemacht und die Antwort lautete so, als hätte sie ein ostelbischer Großgrundbesitzer verfaßt. Sie war eine Variation über das Thema business is business. Die Genossenschaften könnten sich unter keinen Umständen die Verpflichtung auferlegen, eine bestimmte Menge zu liefern. Die Erfahrung habe gezeigt, daß im Kriegsfalle die Preise stiegen, und dann kriege die Ware, wer am meisten zahle. — Waschecht agrarisch; sie sind doch alle vom Stamme Nimm. Dr. M. P.

* * *

Bezirkskommandos.

In letzter Zeit haben sich diese wichtigen Behörden mehrfach unliebsam bemerkbar gemacht. Allerlei Unerfreuliches hörte man von ihnen. Da wurde ein Rechtsanwalt wegen Verstoßes gegen einige Formalitäten mehrfach mit Arrest bestraft, oder der Reichstagsabgeordnete Dr. Jaenicke wurde gemaßregelt, weil er mit Harden (†††) verkehrte, und jetzt — aber das muß ausführlich erzählt werden. Ein Gewerbsmann wünscht von einer Übung, deren Erledigung ihm schwere geschäftliche Schädigungen bereiten würde, befreit zu werden. „Gehorsamst" macht er seine Eingabe und ist der „geneigtesten" Gewährung sicher. Da, kurz vor dem Anfangstermine des Soldatenspielens, erhält er die Eingabe zurück: sie hätte nicht weitergegeben werden können, da sie „unmilitärisch" gehalten sei. Der Petent habe nämlich der Militärbehörde das Prädikat „verehrlich" beigelegt. Er solle eine neue Eingabe einreichen. Dazu aber war es zu spät. Der allzuhöfliche Reserve- oder Landwehrmann mußte einrücken, und zweifelsohne wird sein Diensteifer und seine Liebe zu unsern militärischen Institutionen einen mächtigen Ansporn erhalten haben. Ein Reichskrüppel wird den Gedankengang des Bezirkskommandos nicht leicht fassen können und meinen, es hätte über das Gesuch nach dem Gewichte der darin angegebenen Gründe entscheiden und nebenbei den Mann wegen seines Formfehlers, wenn dieser wirklich so arg war, rüffeln sollen. Dafür ist er eben ein Reichskrüppel und hat keine Ahnung von militärischem Pli. Vorgesetzte dürfen nicht verehrt und geliebt, sondern nur geachtet und gefürchtet sein und werden. Der Kerl, der sich herausnahm, Vorgesetzte so zu behandeln wie eine lumpige Zivilbehörde, zeigte, daß er keinen Funken Disziplin in seinen schlappen Knochen hatte und hätte von Rechtswegen auf ein paar Tage in den Kasten fliegen müssen. Er kann Gott danken, daß er so billig davongekommen ist. Das ist alte gute Tradition von vor 1806 her, da es uns im Gamaschendienst kein Heer der Welt zuvor tat. Manche dachten, jenes alte Preußen sei tot — o nein, gottlob, es lebt noch im Bezirkskommando.

Dr. M. P.

* * *

Das Protokoll.

In diesen Tagen geschah etwas, über das man zunächst erfreut sein könnte: einen jungen Friseur, den ein Schwurgericht bereits zum Tode verurteilt hatte, verurteilte ein zweites nur zu fünf Jahren und acht Monaten Gefängnis. Man hat heute die Milde lieber als die Strenge und gönnt auch einem Zweiundzwanzigjährigen gern die reiche Hand voll Leben, die ihm nach Verbüßung seiner Strafe bleibt, so daß eine sonderliche Emotion mit diesem Spruche nicht verbunden schien. Indessen bleibt einiges Unerfreuliche, das einen erheblichen Ernst verlangt.

Die wohlfeile, aber doch traurige Betrachtung, daß eine Jury einen mit dem Tode und eine andre einen mit kurzfristigem Gefängnis bestraft, sei hier nicht angestellt. Man wird gleich erkennen, welchen doppelten Boden eine solche Betrachtung hat, und auf den andren Boden sich zu stellen, wird man hinterher von selbst versucht sein. Gefragt sei aber, wodurch dieser zweite Juryspruch zustande kommen konnte. Dem Anschein nach erledigt sich diese Frage ohne Anstand. Denn jeder Spruch von Geschworenen unterliegt dem Rechtsmittel der Revision. Hebt das Reichsgericht auf die Revision hin den ersten Spruch auf, haben neue Geschworene ein andermal zu sprechen, wie es geschah.

Aber — und man hat hier fortissimo zu reden, denn es handelt sich zuweilen um Blut- und fast immer um Lebenssachen — hob das Gericht zu Leipzig, dessen Mit-

Digitized by Google

glieder Mäntel in Scharlach tragen, das Urteil, das auf Tod ging, auf, weil es falsch war? Weil ein Meineid geleistet, Mord und Tötung verwechselt waren? Hob es den Spruch auf, weil ein neuer Entlastungsbeweis zu führen war, neue Zeugen zu hören waren, ein neuer Liebhaber sich gefunden hatte, der die Todessehnsucht und schwarze Melancholie der Getöteten bekunden konnte, so daß es glaubhaft erschien, daß kein Mord, sondern ein Töten auf ernstliches, ausdrückliches Verlangen vorlag (was nach deutschem Recht noch immer eine strafbare Handlung ist, obwohl der Selbstmord erlaubt und reich geübt wird)? Nein, das Urteil flog auf, weil eine Zeugin in der ersten Verhandlung vereidigt worden war, das Protokoll aber den Vermerk der Vereidigung nicht enthielt. Man denkt, sich an den Kopf fassend: wenn ein Kaufmann ein großes Geschäft abschließt, alle darüber gewechselten Briefe in eine Mappe der Reihe nach ordnet, aber beim Registrieren den Eingang des einen eingespannten Briefes vergißt — ob es billig sei, daß das Geschäft dann nichtig sei. Man fragt sich, die Zweifel rundend, welchen Sinn es habe, den Rechtsweg gegenüber dem Geschworenenspruch zu eröffnen, wenn er nur bei formellen Rügen eröffnet werde? Welchen Sinn es habe, bei der Verletzung formaler Vorschriften den Anspruch auf eine neue Verhandlung zu geben, bei der Verletzung materieller Vorschriften ihn aber zu verweigern? Wir Deutschen rühmen uns doch: daß wir unromanisch den Inhalt über die Form setzten. Aber wir scheinen ein nicht homogenes Volk: was den Künstlern Gesetz ist, ist den Juristen ein Wind. Sie stellen die Form großmächtig über den Inhalt und finden es richtig, daß wenn der Gerichtsschreiber und der Vorsitzende jener Verhandlung nicht den Vermerk der Vereidigung vergessen hätten, jener junge Friseur hingerichtet worden wäre, und daß er sein Leben der Zerstreutheit eines Gerichtsschreibers oder der Überbürdung eines Vorsitzenden verdankt. Die Juristen berufen sich auf die Blinddarmentzündung, die Diphtherie und das andre, wo auch der Zufall entscheide, und finden, daß sie natürlich handelten, da auch die Natur so verginge. Aber wir lieben wohl den Zufall, weil er das Leben bunt macht, doch wenn wir hingerichtet werden sollen, wollen wir Gesetz und wollen Vernunft. Der Entwurf einer neuen Strafprozeßordnung sieht die Berufung gegen die Urteile der Strafkammern vor. Man gebe sie auch gegen die Urteile der Schwurgerichte! Die Revision hat den Sinn, daß sie den Verhandlungsleiter zur Gesetzmäßigkeit durch die Drohung zwingt, daß das Urteil sonst revidiert und aufgehoben werde. Aber auf dem Umwege der Revision kommen neue Verhandlungen zustande, die aus einem Tode ein Leben weniger fünf Jahre und acht Monate Gefängnis machen. Wenn so etwas möglich ist, dann ist Irren als menschlich neu bestätigt. Die Revidierung eines solchen Irrtums kann aber heute nur mit Mittelchen auf dem Umwege der Revision erreicht werden. Wir haben in der Juristerei zu lange mit Mittelchen und Umwegen gearbeitet und verlangen den geraden Weg der Berufung. Die neuere Rechtsbewegung verlangt danach, ohne Mittelchen und ohne Form mit dem Sinn und dem Inhalt auszukommen, die doch schließlich keine schlechten Dinge sein können und vielleicht doch mehr, als es vielen Juristen scheint, hinreichende Mittel sind.

Dr. Martin Beradt (Berlin).

* * *

Berliner Fabrikmädel.

Zwei Mädchen, 18 und 19 Jahre alt, Arbeiterinnen in irgend einer Großbuchbinderei. Selbstverständlich „klassenbewußt“ und sexueller Aufklärung nicht mehr bedürftig. Eines schönen Tages wird an sie das unerhörte Ansinnen gestellt, zwei Stunden Überarbeit zu leisten. Als echte moderne Proletarierinnen weisen sie die entsetzliche Zumutung zurück und legen die Arbeit nieder. Ein freies Leben führen wir! Aber der Mensch muß essen, und so sehen sie sich nach neuer Beschäftigung um. Kriegen sie aber nicht, und nun meldet sich der Hunger. Und dazu kommt Liebesgram, wenigstens bei der einen. Ihr „Bräutigam“ schrieb ihr ab, weil er mehrfachen Grund zur Eifersucht zu haben glaubte. Die „Braut“ wird lebensüberdrüssig, und da sie die Fahrt in das grause Reich der Schatten nicht allein antreten will, beredet sie die Gefährtin mitzukommen. Die ist mit Vergnügen alsobald dabei. Die zwei springen ins Wasser. — Zur Beruhigung der Leser: man hat sie gerettet und sie leben. — Warum ich dem Polizeibericht diese Geschichte nacherzähle? Weil ich wieder einmal zeigen will, wie verwüstend die Großstadt auf die Jugend wirkt. Es ist jammervoll, was für ein Geschlecht uns herangezogen wird. Dieses Heer, das heranwächst auf der Straße, in Fabriksälen, in Spelunken, auf dem Tanzboden und Rummelplatz, dem kein Tacitus eine inexhausta venus wird nachrühmen können, ist der bitterste und gefährlichste Feind unsrer Zukunft. Man hat dieser Proletarierjugend alles genommen, die Gottesfurcht und den Gottesglauben, den Respekt vor Autoritäten, sie lebt dahin ohne Vertrauen und Hoffnung, sie kennt keine Freuden mehr, sondern höchstens noch „Verjniesen“, d. h. den gröbsten, sinnlichen Genuß. Und dieser armseligen, verbitterten, öden Horde redet die Sozialdemokratie ein, daß an ihr, der „Jugend des Proletariats“, die Welt genesen werde. Zwei junge Dinger, die in ihrer Jugend Reichtum und Glück besitzen, werfen das Leben weg, wie eine Apfelsinenschale Die eine hat noch einen „Grund“ dafür, die andre aber geht aus Gesellschaft mit. Wie muß es in der Seele einer Achtzehnjährigen aussehen, die sich vom Leben nichts, aber auch gar nichts mehr verspricht und um einer Freundin gefällig zu sein, den freiwilligen Tod wählt. Eine Zeit, die solche Erscheinungen hervorbringt, ist krank, und eine Kultur, deren Produkt solche Fabrikmädel sind, ist, um mit Luther zu reden, ein „übertünchtes Grab“.

P.

* * *

Berliner Finanzbericht.

Wie die besten Frauen, sind auch die besten Gesetze diejenigen, von denen nicht gesprochen wird. Solange das frühere Börsengesetz existierte, floß der Redestrom ununterbrochen dahin, ununterbrochen wurde protestiert, ununterbrochen judiziert, hüben wie drüben. Für die Börse war dies eine schlimme Zeit; sie war genötigt, auf ganz unsicheren Grundlagen ihre Geschäfte abzuschließen, und der Unredlichkeit war Tür und Tor geöffnet. Der Differenzeinwand war an der Tagesordnung: er war ein „Erwerbszweig“ geworden. Seit Jahren hat man nichts mehr von ihm gehört. Man muß allerdings berücksichtigen, daß die Zeiten gut sind, und daß überhaupt kein Anlaß vorliegt, den Differenzeinwand zu erheben. Aber man darf doch gespannt sein, wie die Dinge sich entwickeln, wenn die Verhältnisse sich verschlechtern und die Kundschaft nicht bezahlen will. Werden sich dann hilfsbereite Anwälte finden, die dem faulen Kunden die Wege weisen, wie man der festen Umschnürung des neuen Börsengesetzes entgehe? Unter dem alten Börsengesetz fanden diese Bestrebungen eine sehr wirksame Förderung seitens des Reichsgerichts, das den Wortlaut des Gesetzes ebenso konsequent ignorierte, einen so ausgiebigen Gebrauch es von dem „Willen des Gesetzgebers“ machte. Die Bankkundschaft erkannte dies dankbar an und machte ihrerseits einen so ausgiebigen Gebrauch von dem Differenzeinwand, bis das Reichsgericht, dem es schließlich zu bunt wurde, eine Schwenkung vornahm, der dann der Gesetzgeber folgte. Seitdem herrscht Ruhe und Frieden; man könnte glauben, das Gesetz sei aufgehoben.

Auf jeden Fall erleichtern die veränderten Verhältnisse in der Gesetzgebung der Börse ein Vorgehen. Als das Gesetz geändert wurde, sah man noch ziemlich trübe; inzwischen haben sich die Verhältnisse gebessert, die Börse ist erstarkt, und sie hat in den letzten Tagen gezeigt, was sie vermag. Sie ist völlig selbständig geworden und hat die übrigen Börsen mit sich gezogen. Damit ist eine wesentlich festere Stimmung eingekehrt. Auf den meisten Gebieten sind die Kurse gestiegen, besonders Montanwerte. Russische Werte standen im Vordergrunde des Interesses; von amerikanischen Papieren wurden Canada-Pacific-

Digitized by Google

aktien bevorzugt. Lebhafteres Interesse zeigte sich für die Veränderung in der Hohenlohegesellschaft. Es ist der Kampf um die Vorherrschaft unter den Großbanken selbst. Die Berliner Handelsgesellschaft hat in dem Hohenlohewerk ihre Demission gegeben, die Deutsche Bank schickt sich an, die Erbschaft zu übernehmen. Die Deutsche Bank ist eben die Allerweltsbank geworden, und die Bankenkonzentration spiegelt sich in ihr am stärksten wider.

Am meisten vernachlässigt ist die 4% Deutsche Staatsanleihe; ihr Kurs steht in keinem rechten Verhältnis zum Geldmarkt. Man hat das Reichs- und Staatsschuldbuch mit neuen Einrichtungen versehen, um die Besitzer der Schuldverschreibungen zu veranlassen, die Schuldverschreibungen in Buchschulden umzuwandeln und den Markt zu erleichtern. Alles schön und gut — aber doch kein Mittel, um den Kredit eines Landes zu festigen. Mercator.

Der Herr Gemeindevertreter und die Selbstmörder.

In der Gemeinderatssitzung einer kleinen Stadt in Norddeutschland hielt ein Gemeindevertreter folgende Rede:

„Meine Herren! Bei den nunmehr bevorstehenden Dynamitkriegen habe ich mir doch die Frage vorgelegt, ob das Publikum wohl die Massenverstümmelung bei den Explosionen vertragen dürfte. Diejenigen, die einer Explosion zusehen, werden nach meiner Meinung so aufgeregt werden, daß ein öffentliches Ärgernis und eine öffentliche Gefahr daraus resultieren könnte. Das muß aber entschieden verhindert werden. Und es kann verhindert werden, wenn wir rechtzeitig das Publikum an den ungewohnten Anblick gewöhnen. Wie wärs, wenn wir die Selbstmörder veranlassen würden, sich von unsern Beamten durch Dynamitpatronen töten zu lassen? Ich denke, das ist ein ganz feiner Vorschlag. Wenn Einer schon mal seinem Leben ein Ende machen will, so kanns ihm doch ganz egal bleiben, wie das ausgeführt wird. Man kann ihm ja seine Einwilligung als lobenswerte patriotische Tat anrechnen und ihm einen Ehrenstein auf dem Friedhof errichten. Und das Publikum gewöhnt sich dadurch an die Kriegszeiten, die ja nicht ausbleiben werden. Wenn man nur den guten Willen hat, gewöhnt man sich eben an alles.“

Nach längerem Schweigen der Versammelten beantragte der Vorsitzende, die Erledigung der Angelegenheit einer Kommission von sieben Mitgliedern zu überweisen. Damit waren alle einverstanden.

* * *

In der Kommissionssitzung ging es nun sehr stürmisch zu.

„Was?“ schrie der Herr Rosenhagen, „einen Ehrenstein sollen die verdammten Selbstmörder bekommen? Das geht mir denn doch über die Hutschnur. Das höchste, was der Mensch erreichen kann — den Nachruhm — den sollen die verdammten Selbstmörder so mir nichts dir nichts geschenkt bekommen? Ich ersticke vor Wut.“

Herr Rosenhagen mußte ohnmächtig hinausgetragen werden.

Da ergriff der Herr v. Itzenblitz das Wort und sagte salbungsvoll:

„Wenn die Herren Selbstmörder derartig ehrenvoll belohnt werden sollen, so dürften sich in Kürze sehr viele junge Leute als Selbstmordskandidaten melden. Und ich fürchte, wir werden nur mit großen Kosten so viel Dynamit zusammenbringen, um sie in ordnungsmäßiger Art in jene Welt, die nicht die unsre ist, befördern zu können. Zudem befürchte ich, daß durch diese sehr wenig zeitgemäße Neuerung der Staat viele Hunderte von brauchbaren Soldaten verlieren dürfte. Die Selbstmörder werden massenhaft antreten“.

„Halt!“ schrie nun der alte Kriegsveteran Kulicke, „da haben wir also Vaterlandsverrat. Raus mit der Neuerung. Sie gehört in die Versenkung!“

So kams, daß die Idee des Herrn Gemeindevertreters, dessen werten Namen ich nicht verraten will, nicht realisiert werden konnte.

Schade!

Na — vielleicht gehts in einer andern kleinen Stadt.

Paul Scheerbart.

Der versäumte Weltuntergang.

Noch lebt die schöne Welt ein bißchen,
Trotz der verschiednen Hindernischen:
Wie Eduard des Sieb'ten Ende
Und des Kometen Feuerspende.

Noch steht die Erde hübsch gegründet,
Der Zentrums-Turm noch fest gegründet,
Noch sieht man Deutschland reich an Staaten
Und die Kasernen voll Soldaten.

Noch kann man Bebels August schauen
(Selbst der Komet hat vor ihm Grauen)
Und ferner den nicht minder starken
Ohm Teddy aus den Cowboy-Marken.

Die ganze Angst war ganz vergebens —
Auf, freun wir feste uns des Lebens
Und nudeln uns vor Wohlbehagen!
Auf, laßt uns froh die Pauke schlagen!

Mit Allem bin ich einverstanden,
Seit den Komet wir überwanden —
Dann ach, das Beste ist nu äben
Vom Läben doch das bißchen Läben.

Nur dreierlei möcht ich vermissen:
Wahlrechtsdebatten, die beschämend;
Von Engelland die Stänkerdünste — —
Und die modernen Denkmalskünste.

Terentius.

Digitized by Google

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Carl Jentsch: Die Partei. Verlag von Rütten & Loening (Frankfurt a. M.). Preis: kart. Mk. 3.—.

In seiner bekannten großzügigen Weise schildert der Philosoph von Neiße das Parteiwesen aller Zeiten. Er weist nach, daß von jeher die Haupttreibkräfte des öffentlichen Lebens der Ehrgeiz vornehmer Geschlechter und einzelner begabter Männer einerseits und das Aufstreben der unteren Schichten andrerseits waren.

Das heutige Parteiwesen führt Jentsch mit Recht auf die mit der französischen Revolution beginnenden Bestrebungen zurück, die englische Verfassung nachzuahmen und weist überzeugend nach, daß dies den festländischen Politikern überall nur in sehr unvollkommener Weise gelungen, aus dem einfachen Grunde, weil das englische Parteiwesen der natürliche Organismus des britischen Volks ist und sich deshalb nicht kopieren läßt. Kontinentale Parteimänner versetzt oft das Bewußtsein ihrer Ohnmacht, ihrer fast absoluten Einflußlosigkeit und der Aussichtslosigkeit ihrer politischen Ideale in Wut und in Raserei. Der englische Parlamentarier erstrebt dagegen nichts, was außerhab des Bereichs der Möglichkeit läge, er rechnet mit den nun einmal vorhandenen, gegebenen Faktoren, ohne diese nach seinem Sinn umändern zu wollen, und darf daher immer hoffen, für das, was er will, eine Mehrheit der Wähler zu gewinnen, die dann ihn und seine Partei ans Ruder bringen.

Zum Schluß bespricht Jentsch in überaus fesselnder Weise die Neuzeit und stellt als das Ideal eines Parlaments die vollständige Vertretung aller Berufsstände hin, die so gestaltet sein müsse, daß dem Besitz und der Bildung die Entscheidung, den Armen und Ungebildeten das Recht öffentlicher Beschwerde und der Formulierung ihrer Wünsche gesichert sei. Es ist klar, daß die Einführung eines solchen Wahlrechts erst dann möglich sein wird, wenn das Volk so weit politisch erzogen wäre, daß es bei großen Entscheidungen der inneren und besonders der auswärtigen Politik den einzuschlagenden Kurs zu bestimmen vermöchte. v. Flöckher-Ankensen.

Alex. v. Gleichen-Russwurm: Geselligkeit. Verlag von Julius Hoffmann (Stuttgart).

Wenn die pragmatische Geschichtschreibung gleichsam den äußeren Gang und Umlauf eines Uhrwerks darstellt, so darf man in der sozialen und Kulturgeschichte dessen treibende Kräfte erkennen; ein Einblick in das gesellschaftliche Leben der führenden Kreise aber legt uns das feine Räderwerk und das geheime Ineinandergreifen desselben bloß, dessen große Wirkungen in den Staatsaktionen zutage treten. Jeder, der in das reichhaltige Buch von Gleichen-Rußwurm eindringt, wird finden, daß es für die Erkenntnis des historischen Geschehens tatsächlich ein Zwischenglied aufdeckt, das man sonst übersieht oder unterschätzt, und dieses wichtige Mittelglied der geschichtlichen Kausalkette weiß der Verfasser dem Auge bis in die letzten feinsten Verästelungen und Verzahnungen mit hellem, eindringendem Lichte interessant zu machen. Das Buch beschränkt sich auf die Zeit von der französischen Revolution bis zur Gegenwart; aber welche fast unbeherrschbare Fülle von Stoff wuchs dem Verfasser aus seiner staunenswerten Belesenheit und Kenntnis von Welt und Gesellschaft hervor, die er nun in einzelnen wohlgerundeten, innen harmonisch organisierten, sprachlich fein gefeilten und geglätteten Aufsätzen ohne Hast und Bedrängnis, ohne lehrhaftes Pathos oder überredenden Eifer, mit der Ruhe des Weltmannes, mit der edlen Geste vorträgt, die der Sicherheit stets eigen ist. So sehen wir in reichen Gruppenbildern die einzelnen Kulturperioden der neueren Zeit vorüberziehen als buntfarbigen und lebhaft bewegten Vanity fair; Menschliches, Allzumenschliches grinst höhnisch aus ehemals stolz ausgestatteten Staatsaktionen hervor; altbekannte Gestalten treten in neuen, überraschenden Zusammenhängen auf, und wie im Leben des Alltags und in der Welt der Dichtung, so ertönt auch hier immer wieder die Lösung des Rätsels in dem Ruf: cherchez la femme! Der Salon bietet das Paradebild der Kultur eines Volkes: feine und lose Sitten, tiefe oder oberflächliche Kunstbildung, ein geschlossenes oder zerfahrenes Nationalbewußtsein. Alles läßt sich aus seinen charakteristischen Zügen herauslesen, und Diplomaten mit offenen Augen haben nie verfehlt, die Tiefen auszusonden, die sich unter der leicht bewegten Oberfläche der Gesellschaft verbergen.

Von dem Reichtum, der Pracht und der gewichtigen Miene des Salons darf man sich aber auch nicht täuschen lassen über seine wahre Bedeutung. Das Wirken und Schaffen des Geistes der Geschichte vollzieht sich nicht in den konventionellen Zusammenkünften der zur Gesellschaft rechnenden Klasse, nicht mit Lauern und Überlisten, nicht durch die Hände intriganter Frauen, nicht ausgeliefert an die Interessen der Eitelkeit und an vornehme Tändelei. Hier wird man vielmehr nicht selten überrascht von dem draußen dröhnenden Schritt der Geschehnisse; hier glaubt man oft zu schieben und wird geschoben. Der Deutsche hat im allgemeinen weniger Begabung und Interesse gezeigt für den Salon, besonders den politischen, und man braucht ihm das nicht als bäurischen Sinn anzurechnen; es entspringt aus den besten Wurzeln seines Wesens, der Ehrlichkeit, Echtheit und dem männlichen Ernst, der alles eitle Getue verschmäht und dem Allzuglatten, dem Salonlächeln mißtraut und den Einfluß der Frauen bei aller Feinfühligkeit ihres Wesens nur mit gemischten Gefühlen zu sehen vermag. Wenn Bismarck in den Gedanken und Erinnerungen schreibt: „Ich bin schon 1847 dafür gewesen, daß die Möglichkeit öffentlicher Kritik der Regierung im Parlamente und in der Presse erstrebt werde, um den Monarchen vor der Gefahr zu behüten, daß Weiber, Höflinge, Streber und Phantasten ihm Scheuklappen anlegten“ so dürfen wir diese Worte, abgesehen von ihrer Bedeutung in einem besonderen Fall, als Ausdruck einer allgemeinen Überzeugung bei ihm ansehen.

Mit größerem Bedauern lesen wir heutzutage von den schönen, leider auch in Deutschland so selten gewesenen Symposien, wie sie unter dem bayerischen König Max in München abgehalten wurden. „An diesen Abenden voll Kunstfreude, edler Begeisterung und großer Gedanken blühte noch einmal eine vornehme Geselligkeit unter dem Schutz eines Mäcens. Seither verschwand sie aus den Annalen der Geschichte.“ Diese Worte werfen ein deutliches, wenn auch wenig erfreuliches Licht auf gewisse neudeutsche Kulturverhältnisse. Dr. Otto Knapp.

Paula Rösler: Karfreitag. Gedichte. Verlag von A. R. Meyer (Berlin-Wilmersdorf). Preis: Mk. 2.50.

Die kontemplative Seele kennt nur sich und ihr Erleben. Stille Kreise zieht sie um sich und die Welt wirkt draußen, irgendwo, fern. Sie kennt nur ihr Glück, und all ihre Schönheit ist in ihr. Was ihr auch geschehen mag, sie wandelt alles um in Glück, und selbst das widrigste Erlebnis wird Andacht unter ihren sehnsüchtigen, demütigen Händen. Weil sie die innere Harmonie hat, stört sie das Schicksal nicht, das mit hartem Finger an ihre Pforte klopft. Sie erwacht kaum; schlaffelig, traumglücklich fragt sie nur leise, warum der Tag ihre Sehnsucht stört. Solche Seele darf man nicht wecken. Manchmal möchte man ihr wünschen, daß sie erwacht und die Welt sieht; aber sie träumt ihren Traum. Sie sehnt sich wohl nach der Freiheit da draußen, und sie schenkt den Dingen des Alltags, die sie zu meistern scheinen und denen sie sich beugt. Hingabe wird Kraft, Demut wird Stolz, Melancholie Triumph.

Diese Melodie klingt in den Strophen; es ist die Melodie einer weiblichen Seele, einer mütterlichen, die die Welt liebt. Es ist, als wenn Glocken klingen, tief und schwer und verhalten. Zucht und Schönheit und Kultur formen aus den Erlebnissen die Kunst. Alle Schlacken

Digitized by Google

des Menschlichen glüht diese Sehnsucht aus, und die Reinheit des lyrischen Empfindens ist stärker als das Leben. Ernst Schur.

Prof. Dr. Hermann Muchau: Pfahlhausbau und Griechentempel. Kulturgeschichtlich-sprachwissenschaftliche Untersuchungen. Mit 60 Abbildungen. Verlag von Hermann Costenoble, 1909 (Jena).

Movers, so sagte Alfred v. Gutschmidt, schuf Keuniokammern für die Phönizier. Überall am Mittelmeer wollte der verdienstvolle, aber einseitig gebildete Gelehrte phönizische Spuren entdecken. Dieser Sucht, die noch keineswegs ganz aufgehört hat, tritt auch Muchau entgegen. Viele Bauten der nördlichen Mittelmeerwelt spricht er den Phöniziern ab und einer nordischen Rasse zu. Muchau ist einer der wenigen Philologen, die Vitruv gelesen, und mit Verständnis gelesen. Der fruchtbaren Verbindung zwischen Architektur und Philologie entspringt eine Reihe wertvoller Erkenntnisse. Auch die Prähistorie wird zugezogen. Nur für die Etymologie möchte ich wahrhaftig nicht die Hand ins Feuer legen. Muchau kommt auf äußerst merkwürdige Schlüsse. Er vergleicht Höhlenwohnung und Pfahlbauten mit griechischen Tempeln, wie das übrigens jüngst auch der Celebesforscher Sarazin getan hat, und geht mit seiner vergleichenden Methode bis zu den Samojeden und Aleuten, ähnlich wie dies Cardajak vor einigen Jahren mit großem Erfolg in seinem epochemachenden prähistorischen Werke versucht hat. Es ist kaum zu sagen, auf wieviel Dinge, von Homer bis zum heutigen deutschen Bauernhause, neues, unerwartetes Licht fällt. Auch für die Pyramiden eröffnet sich neue Perspektive. Es ist schade, daß der Verfasser nicht das Werk von Montelius, „Orient und Okzident", gekannt hat. Der schwedische Forscher rechnet nämlich ebenfalls die Pyramiden zu den megalischen Bauten, die sich von Ägypten über Iberien bis nach Skandinavien hinziehen.

Für zweifelhaft halte ich es, ob die Giebelverzierung eines Vierländer Bauernhauses wirklich, wie der Autor meint, Pferdeköpfe darstelle. Ich meine vielmehr, es sind Drachen. Dazu paßt sehr gut, daß der Autor selbst aus v. Reher, Hörnerartige Giebelverzierungen lykischer Felsgrabbauten, vergleicht. Auch in Oberbayern, besonders bei Schliersee, gibt es diese sich überquerenden Giebeldrachen. Prinz Rupprecht und Hofrat von Bälz haben sie mit chinesischer Dachzier zusammengestellt. Das klingt sehr kühn. Aber auch die norwegischen Kirchen, z. B. in Trondjem, erinnern entschieden an ostasiatische Pagoden. Wie das zu erklären sei? Nun, ich habe wohl eine Erklärung dafür. Aber das gehört nicht in diese Besprechung. Dr. Albrecht Wirth.

Im Verlage von Albert Langen (München) sind erschienen:

Lily Braun: Memoiren einer Sozialistin. Lehrjahre. Roman. Umschlagzeichnung von Professor Walter Tiemann. Preis: geh. Mk. 6.—.

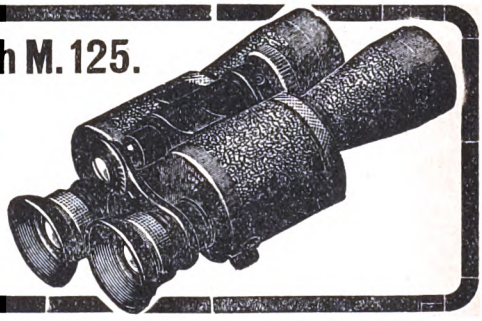
Paul Lindau: Ausflüge ins Kriminalistische. Umschlagzeichnung von Walter Tiemann. Preis: geh. Mk. 3.—.

Adolf Köster: Die zehn Schornsteine. Erzählungen. Umschlagzeichnung von Th. Th. Heine. Preis: geh. Mk. 3.50.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ∴ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Jagdglas „Perplex" 6fach M. 125.



Perplex-Prismenfeldstecher werden in optischer Leistung auch von den teuersten Spezialgläsern nicht übertroffen. **Zahlreiche glänzende Zeugnisse! Neue Modelle** „Perplex", „Armeemodell", „Autokrat". Vergrösserung 5- bis 18fach, M. 85 — bis M. 250.—.

Vor Kauf eines Prismenfeldstechers lasse man sich **im eigenen Interesse** von den Händlern unsere Fabrikate zum Vergleich vorlegen.

Katalog 50 kostenlos durch alle einschlägigen Geschäfte oder durch

Optische Werke, Cassel (Carl Schütz & Co.)

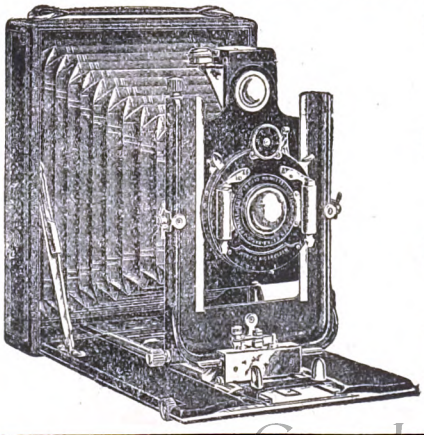
Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

Geringe Dimension, unverwüstliche Stabilität, optische Ausstattung bester Qualität, präzise Funktion



sind die Vorzüge der

„Ideal"-Camera.

Preisliste No. 513 kostenlos.

ICA AKT.-GES. **DRESDEN.**

Digitized by Google

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.
Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.
Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Hygienische
Bedarfsartikel. Neuest. Katal. m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Eduard Stucken

Es sind bisher in unserem Verlage erschienen:

Gawân, Drama	geb. M.	4.—
Lanvâl, Drama	br. M.	3.—
	geb. M.	4.—
Lanzelot, Drama	br. M.	3.—
	geb. M.	4.—
Die Gesellschaft des Abbé Châteauneuf	br. M.	2.50
	geb. M.	3.50
Myrrha, Drama	br. M.	2.50
	geb. M.	3.50

ERICH REISS VERLAG, BERLIN W. 62

der erfolgreiche Autor des „Gawân"

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Meißler, Marienborst. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Die Gegenwart.

Nr. 23. Berlin, den 4. Juni 1910. 39. Jahrgang Band 77.

Uff!

Ein Epilog zum Wahlrechtsstreit.

Allen war zuletzt die Geduld gerissen. Als am Freitag die Morgensonne über Berlin leuchtete, ließen sich noch einige gewerbsmäßige Optimisten vernehmen und meinten, bei einigem guten Willen könnte schließlich doch noch die Vorlage gerettet werden. Sie rechneten dabei auf eine Zurückweisung in die Kommission und bedachten nicht, daß die auf die Tafel geschobenen Anträge nicht genießbarer waren als ein Huhn von Pappe, das als Requisit in einem Schauspiel gebraucht wird. Die Parteien wollten höflich sein, und darum hatten sie ihr schroffes Nein, zu dem sie sich abends zuvor in den Fraktionssitzungen bekannt hatten, mit dieser Makulatur verbrämt. Noch ehe die vierte Nachmittagsstunde herangekommen war, zog Herr v. Bethmann sein Versuchskaninchen vom Operationstisch. Das arme Ding sah traurig genug aus; Beine besaß es gar nicht mehr, und von den verschiedensten Seiten waren ihm so verschiedenartige Bakterien eingeimpft worden, daß es höchst unwahrscheinlich ist, ob der so zugerichtete unglückselige Stallhase künftig ein brauchbares Wahlrechtsserum wird liefern können.

Es ist wohl überflüssig, noch einmal paragraphenmäßig zu rekapitulieren, welchen Werdegang die Vorlage bis zu ihrem unseligen Ende hat durchmachen müssen; kein Tag in den letzten Monaten ist vergangen, ohne daß die Leser der Parteizeitungen mit Artikeln über das Thema regaliert worden wären, und wenn an manchen Stammtischen die Erörterung dieses Themas bei harter Buße verpönt wurde, so ist das verständlich. Selbst der gewandteste Kannegießer vermochte keine neuen Gesichtspunke mehr beizubringen, und so nahm die Vorlage schließlich die Gestalt des Halleyschen Kometen an: statt den ganzen Himmel mit einem leuchtenden Schweif zu überstrahlen und aller Augen zu fesseln, war sie ein trüber Nebelfleck geworden, dem nur noch die Politiker vom Fach regeres Interesse entgegenbrachten.

Wie alle Kometen nach dem Volksglauben Unheil verkünden, hat sie aber genug Verwirrung angerichtet, alte Freunde entzweit, Gegensätze verschärft und zur Vergiftung des Parteikampfes beigetragen. Als die Vorlage auf der Bildfläche erschien, mittelstandsfreundlich zugeschnitten, mit Wahrung des Dreiklassensystems adjustiert, konnte man, falls Überraschungen ausblieben, auf eine Verständigung zwischen Rechts und Links hoffen, wenngleich auch manchem der alte tirolische Hausspruch in den Sinn kommen mochte:

„Allen zu gefallen, kann nicht möglich sein;
Es sein zu viel Köpfe und zu wenig Verstand darein."

Die alte Bauernweisheit hat sich wieder richtig erwiesen, doch verdient angemerkt zu werden, daß diesmal der Verstandesmangel nicht der Fehler des Zentrums gewesen ist, das, wie männiglich bekannt, dem Versuchskarnickel mit der Einspritzung des geheimen und indirekten Wahlrechts eine Ladung gab, von der es sich nicht mehr erholen konnte; von diesem Augenblicke an hatten die politischen Wetterpropheten nahrhafte Tage, und die Frage drehte sich nur noch darum, ob das Herrenhaus diese Latwerge schlucken, und die Nationalliberalen die Beschlüsse dieses Hauses trotz der von ihnen vorgenommenen Versüßung der Mixtur annehmen würden. Ziemlich unerwartet bequemte sich die preußische Pairskammer zur Annahme der modifizierten Geheimwahl, und der Antrag Schorlemer-Lieser machte die Vorlage den Nationalliberalen des Westens, soweit sie die Schwerindustrie repräsentieren, schmackhaft; nur fielen die Nationalliberalen im Abgeordnetenhaus selber nicht um und beendeten damit das anmutige Frageſpiel vieler Wochen. An freundwilligem Zuspruch zum Umfall hat es ihnen allerdings nicht gefehlt; besonders Kompromißfreudige verstiegen sich sogar zu der Auslegung, als ob die Magdeburger Beschlüsse keinen „Character indelebilis" trügen und wollten deren Wert lediglich im Programmatischen suchen. Das reizte zur Spottlust; denn ein Programm, dem man wie einem nassen Tonklumpen bald die, bald jene Form geben kann, wie es der Bildhauer tut, der einer Idealbüste heute diese und morgen jene Nase zurechtdreht, ist doch ein recht fragwürdiges Parteiinstrument. Die Programmatik verfing also nicht, und wie weit die Befürchtung, daß daraus eine Spaltung in der Partei eintreten und eine Abschwenkung der nationalliberalen Jugend stattfinden würde,

Digitized by Google

gerechtfertigt ist, vermag jetzt noch niemand zu sagen. Äußerlich ist die große Mittelparei geschlossen geblieben; es haben also die Elemente in ihr die Oberhand behalten, die bei ihrer Stellungnahme die kommenden Reichstagswahlen ins Auge faßten, und damit zugleich die Taube auf dem Dach. Zur innerlichen Festigung wird diese Haltung allerdings freilich kaum beitragen, denn daß sich der Hansabund, vergeschwistert mit dem Bund der Industriellen, nunmehr ernstlich mit der Schwerindustrie des Westens, die ohnehin längst freikonservativ schillert, in die Haare geraten wird, ist nicht zweifelhaft, und die Stimmen sind wohl zu verstehen, die zu einer Bescheidung mit dem Erreichbaren geraten haben und einen billigen Ausgleich, wenn auch unter Opfern, einem Bruderzwist vorgezogen haben würden. Unbeschädigt sind aus dem Streit die Konservativen und das Zentrum hervorgegangen, wenigstens, was ihre Prinzipien anlangt. Die Konservativen können sich im Punkte der geheimen Wahl vor ihren Wählern mit dem Hinweis rechtfertigen, daß sie nichts andres getan haben, als die vor dem Zentrum die Waffen streckende Regierung. Ob das die Wähler als Entschuldigung gelten lassen werden, ob sie mehr verlangen, entrückt sich zurzeit der Beurteilung. Jedenfalls hat die Wahrung von Parteigrundsätzen auf die Dauer noch nie einer Partei sich verderblich erwiesen, und mit diesem Argument wird auch das Zentrum, das so energisch für die Beibehaltung der Drittelung in den Urwahlbezirken und gegen die Kulturträger eingetreten ist, bei seinen Wählern keinen Schaden nehmen.

Preußen ist nun in eine neue Phase des innerpolitischen, alle Geister aufrüttelnden Kampfes eingetreten; wer sich noch der Erkenntnis verschlossen hatte, daß der Streit der Vater aller Dinge sei, wird jetzt hineingezogen und zur Stellungnahme gedrängt werden. Dafür werden die Radikalen mit ihrer Agitation sorgen, und ob man dies beklagen soll, ist zweifelhaft; denn innerhalb der schwarz-weißen Grenzpfähle war eine starke Stagnation eingetreten, eine Unlust, sich am öffentlichen Leben zu beteiligen, und das Reichsinteresse überwog im größten deutschen Bundesstaat das Landesinteresse im ungebührlichen Maße. Das Dreiklassenparlament war mit dem Odium einer Privilegiertenversammlung belastet, und mit manchen Kulturaufgaben, z. B. der Regelung des Volksschulwesens, wollte es nicht mehr vorwärts gehen. Seit der Zurückziehung des Volksschulgesetzes, das damals einer starken Minderheit zum Opfer fiel, verfolgte man die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses nur noch mit mäßigem Interesse, und die unkluge Maßregelung konservativer Kanalgegner förderte nicht die Mittelparteien und die Industrie, sondern war nur Wasser auf die Mühle der starren konservativen Opposition. Man muß diese beiden Vorlagen zum Vergleich heranziehen, da sie Ähnlichkeiten mit der heutigen Situation gezeitigt haben. Das Schulgesetz Zedlitzschen Angedenkens hätte in einem rein parlamentarisch regierten Staate längst in der Praxis erprobt werden können; aber die Regierung verleugnete ihr eigenes Kind, wie auch jetzt der Ministerpräsident es nicht auf einen neuen Waffengang zwischen dem Abgeordnetenhaus und dessen Majorität mit dem Herrenhaus ankommen ließ, und die Kanalvorlage kehrte in veränderter Gestalt zurück, um, befreit von ihrem Grundgedanken, ein Gesetz zu werden, das der früheren Opposition der Kanalgegner als unschuldiger Notbehelf erschien.

Werden wir dasselbe mit der Wahlrechtsvorlage erleben? Es ist kaum anzunehmen, daß die heutige Majorität im Bewußtsein ihrer Stärke sich zu Zugeständnissen bereitfinden lassen wird, nachdem die Regierung von ihr zurückgewichen ist, und die Minorität dürfte ebensowenig geneigt sein, ihren Standpunkt zu verlassen. Einen Ausweg aus diesem Dilemma zu finden, wird für Herrn v. Bethmann schwer sein, und Herr v. Moltke, der geistige Vater der Vorlage, ist in der letzten entscheidenden Sitzung nicht mehr auf den Plan getreten; das gibt zu denken. Der schwarz-blaue Block hat in Preußen die Feuerprobe bestanden, und ob man seiner nicht bei einer Erneuerung der Reichsfinanzreform, die bedrohlich auftaucht, bedürfen wird? Hier tut sich ein weites Feld für Kombinationen auf und ein furchtbares außerdem für diejenigen, die sich in heißen Sommertagen dem Anbau der sauern Gurke widmen wollen. Es war höchste Zeit, das Spiel zu beenden, dessen Schluß allen Beteiligten ein erleichterndes Uff erpreßte.

Der japanische Faktor in der Politik König Eduards.

Von **Otto Corbach** (Berlin).

Die öffentliche Meinung in Deutschland hatte König Eduard als einen vorzüglichen Staatsmann achten gelernt. Das kam in den Nachrufen deutscher Blätter deutlich zum Ausdruck, und es war so in der Ordnung. Man begnügte sich aber meist nicht damit, sondern stellte es in Rückblicken über seine Regierungstätigkeit so dar, als sei er ein übermenschlicher Dämon gewesen, der alles, was in den letzten Jahren politisch in Europa und oft auch anderwärts geschah, zum Schaden Deutschlands gelenkt hätte. Die Engländer selbst hatten am wenigsten Verständnis für ein solch kontinentales Spiegelbild der politischen Persönlichkeit des toten Königs. Bei ihnen fehlen alle subjektiven

Digitized by Google

Voraussetzungen, um in ihm einen gigantischen Staatsmann zu bewundern. Man beklagte in England den Verlust eines höchst populären Königs, der ein Meister in der Handhabung diplomatischer Mittel war, aber nicht den eines hervorragenden konstruktiven politischen Talents. Das englische Volk war am Schlusse der Regierungstätigkeit König Eduards mit sich und seinem Verhältnis zur übrigen Welt viel weniger zufrieden als bei ihrem Anfang, ein Beweis, daß die Spanne Zeit, die dazwischen liegt, gerade in England keine günstigen Wirkungen ausübte. Man vergleiche das Gefühl der Macht und Stärke, das das deutsche Volk in den letzten Jahren der Kanzlerschaft Bismarcks beseelte, mit der nervösen Invasionsfurcht, die in England gerade dann Platz griff, als König Eduard auf dem Festlande den Ruf des größten lebenden Staatsmannes erlangt hatte. Dann wird es sofort klar, daß die Steigerung des englischen Einflusses auf dem europäischen Kontinente während der Regierung König Eduards durch keine Steigerung der inneren politischen Stärke des englischen Volkes ausbalanciert wurde.

Was war es aber, das die so starke Wirkungen ausübende Diplomatie König Eduards im Gleichgewicht erhielt, wenn es nicht das politische Gewicht des englischen Volkes sein konnte? Darauf kann die Antwort nur lauten: die japanische Bundesgenossenschaft. Zu behaupten, auch das britisch-japanische Bündnis sei ein persönliches Verdienst König Eduards, wäre lächerlich. Dieses Bündnis war das natürliche und notwendige Ergebnis der Entwicklung der Verhältnisse im fernen Osten vor dem Abschlusse; es hatte seinen Schatten schon jahrelang vorausgeworfen, ehe König Eduard auf den Thron kam. Es ist in letzter Zeit wieder oft daran erinnert worden, daß Chamberlain einst der deutschen Regierung ein Bündnis vorschlug, das diese ablehnte. Wäre nicht, meint man, die Weltgeschichte in den letzten neun Jahren ganz anders verlaufen, wenn damals die Hand Englands nicht zurückgewiesen worden wäre? Darauf ist zu antworten, daß Deutschland für England nie das zu leisten unternommen hätte, was England von einem Verbündeten erwartete: ein den Krieg heraufbeschwörendes schroffes Vorgehen gegen Rußland. Wahrscheinlich hat der im Zwiespalt zwischen Onkel und Neffen sich widerspiegelnde englisch-deutsche Gegensatz der letzten Jahre in der Weigerung Deutschlands, d. h. seiner verantwortlichen Leiter, sich von England als Sturmbock gegen Rußland gebrauchen zu lassen, zuerst Wurzel gefaßt. Die Regierung König Eduards begann bekanntlich mit den freundlichsten deutsch-englischen Beziehungen. Am 27. Januar 1901 wurde Wilhelm II. zum britischen Feldmarschall ernannt; am folgenden Tage erhielt der Deutsche Kronprinz den englischen Hosenbandorden. Vom 20. Januar bis 5. Februar weilte der Enkel der Königin Viktoria in der englischen Hauptstadt. In China führte die deutsch-englische Freundschaft um diese Zeit zum Abschluß des bekannten Yangtse-Abkommens, das den Status quo in Ostasien erhalten helfen sollte. Als später englischerseits die Spitze gegen Rußland gerichtet werden sollte, erklärte Fürst Bülow im Reichstage, er wisse nicht, was Deutschland gleichgültiger sein könne, als das Schicksal der Mandschurei. Im Dezember 1901 gab es erregte deutsch-englische Preßfehden über Chamberlainsche Reden. In Berlin wurde die Reise des Prinzen Heinrich nach Amerika vorbereitet. Im Januar 1902 sagte Bülow im Reichstage von Chamberlain, er beiße in seinen deutschfeindlichen Reden auf Granit. Im Februar 1902 kam es zum Abschluß des englisch-japanischen Bündnisvertrages, als Antwort auf die Weigerung Deutschlands, vereint mit England Rußland zu bekämpfen. Durch Japan konnte England Rußland, seinen gefährlichsten Gegner in Asien, der ihm an allen Punkten, am Hindukusch ebenso wie in Persien und in China, erfolgreich entgegenwirkte, für absehbare Zeit unschädlich machen. Als das französisch-englische Abkommen gegen Deutschland zu stande kam, am 8. April 1904, war der ostasiatische Krieg schon in vollem Gange; glänzende japanische Waffenerfolge hatten den Kurswert des Zweibundes bereits bedeutend sinken lassen. Die eigentliche „Einkreisungspolitik", König Eduards Glanzleistung, konnte aber mit voller Kraft erst beginnen, als Japan im zweiten, erweiterten Bündnisvertrage verpflichtet worden war, Englands asiatische Besitzungen gegebenenfalls mit Waffengewalt zu schützen. Eine weitere Entlastung bedeutete es für die englische Macht, als die bekannten Vorgänge in Kalifornien einen dauernden japanisch-amerikanischen Interessenkonflikt an den Tag brachten, der die Regierung der Vereinigten Staaten zwang, sich auf eine Verteidigung seiner Westküsten einzurichten. Die amerikanische Flotte hörte damit für absehbare Zeit auf, als ein möglicher Gegner der englischen in Betracht zu kommen. So wußte England einstweilen auf Grund der japanischen Bundesgenossenschaft seine überseeischen Besitzungen vor jeder Möglichkeit eines äußeren Angriffes gesichert; fast seine gesamte Flotte konnte es infolgedessen in europäischen Gewässern vereinigen und mit dieser konzentrierten Seemacht im Rücken und der russischen Ohnmacht vor Augen, war es für König Eduard ein Leichtes, jene deutschfeindliche Verschwörung auf dem europäischen Festlande anzuzetteln, die ihn so geschätzt und gefürchtet machte, daß man bald seine Hand in allem witterte, was sich in Europa nur ereignete.

Ob diese Politik mit den dauernden Interessen des englischen Volkes vereinbar war, muß stark bezweifelt werden. Als die Regierung König Eduards begann, lenkte Chamberlain durch seine

Digitized by Google

grandiose Propaganda für den Übergang Englands zum Schutzzoll aller Welt Aufmerksamkeit auf sich, ohne damals selbst im konservativen Lager genügend Anhang zu finden, um während der Herrschaft der konservativen Mehrheit unter Salisbury und Balfour seinen Ideen in der Gesetzgebung zum Durchbruch verhelfen zu können. Bei den Wahlen im Jahre 1906 erfolgte die große Niederlage der Konservativen, der glänzende Sieg der Liberalen; aber bei den letzten Wahlen, am Ende der Laufbahn König Eduards, konnten die Konservativen, unter dem Banner der Tarifreform geeint, den Liberalen 100 Sitze abnehmen und deren Mehrheit schwer erschüttern. Läßt dieser Umschwung erkennen, daß Chamberlains Bestrebungen durch eine langsame, aber um so tiefer gehende Wandlung der politischen Bedürfnisse des englischen Volkes gerechtfertigt sind, so ist es um so merkwürdiger, daß die Diplomatie König Eduards damit zu keiner Zeit in Einklang zu bringen war. Nichts hat der Anhänglichkeit der englischen Kolonien für das Mutterland mehr geschadet, als die Abhängigkeit von der japanischen Bundesgenossenschaft, die die europäische Politik König Eduards schließlich für England mit sich bringen mußte, und nichts steht der Durchführung einer englischen Tarifreform heute mehr im Wege, als das Netz von Freundschaften und Bündnissen, worin der deutsche Imperialismus sich zutode zappeln sollte. In Kanada und Australien wittert man in Japan den Todfeind der Zukunft; in Indien erblicken die Eingeborenen, die nur noch die Furcht vor der englischen Waffengewalt vor offener Empörung zurückhält, in eben diesem Japan ihren geheimen Verbündeten, und in Südafrika ist das japanische Bündnis bei den Weißen verhaßt, weil es ihnen die Behandlung eindringender lästiger Asiaten erschwert. Die europäischen Freundschaften und Bündnisse würden bei der Gewährung von Vorzugszöllen für die Kolonien zu so vielen Ausnahmen nötigen, wenn sie nicht gefährdet werden sollten, daß die innerpolitische Wirksamkeit der ganzen Tarifreform dadurch in Frage gestellt wäre. Der Geist der Tarifreform ist der Geist der alten Politik einer „glänzenden Isolierung", mit der das Zeitalter König Eduards nichts mehr zu tun haben wollte, und ihre Durchführung würde auch eine Rückkehr zur vor-eduardschen Methode britischer Diplomatie notwendig machen. In der neuen Bahn, die König Eduard einschlug, kann die englische Staatskunst nur verharren, solange das Bündnis mit Japan währt. Dieses weist aber schon heute auffallend viele Verfallsanzeichen auf, so daß es sehr leicht möglich wäre, daß es gar nicht mehr lange dauert, bis das unsichere Fundament, auf dem König Eduard seine europäische Einkreisungsdiplomatie errichtete, nachgibt und diesen stolzen Bau in sich zusammenbrechen läßt.

Rückwandrerbewegung.

Von Georg Stammer (Berlin).

Seit über 100 Jahren bis in die neueste Zeit hinein wurden deutsche Kolonisten in den osteuropäischen Ländern zu sehr günstigen Bedingungen angesiedelt. Lohnender Verdienst und eine selbständige Betätigung mit Aussicht auf Erlangung eigenen Besitzes ließ tausende deutscher Familien aus allen Gauen des Landes nach dem fernen Osten wandern. An der Wolga, in Wolhynien, in Polen, in den südrussischen Provinzen, auch in Galizien, Ungarn, Rumänien und Bulgarien fanden diese Deutschen eine neue Heimat. Manche Erwartungen schlugen fehl; viele Deutsche aber brachten es zu Wohlstand und Ansehen und waren die Ursache, daß immer mehr neue Auswandrungslustige nachzogen.

Es waren keineswegs Abenteurer oder zweifelhafte Elemente, die die heimatliche Scholle verließen, um im Osten ihr Glück zu suchen. Sorgfältige Erhebungen haben ergeben, daß die Zusammensetzung der Kolonistentruppe gewiß eine bunte war, daß aber ehrliches Wollen und tatkräftiges Streben bei weitem überwog, namentlich bei den Bauern, Handwerkern und Gewerbetreibenden. Wohl blieb es nicht aus, daß auch einige verkommene Existenzen mitzogen; aber es war dies nur die Ausnahme von der Regel.

Seit etwa 30 Jahren stockt die Auswandrung nach dem Osten, und in allerneuster Zeit machte sich anstattdessen eine zunehmende Rückwandrung bemerkbar.

Verluste von Privilegien, Repressalien, Feindseligkeiten der einheimischen Bevölkerung, auch die politischen Wirren der letzten Jahre und ganz besonders die Religionsbedrückung, namentlich in der Schule, lösten eine ungeheure Unruhe aus, deren unmittelbare Folge die Rückwandrung in die alte Heimat ist. Tausende von unbescholtenen, arbeitswilligen Deutschen treibt es jährlich der Grenze wieder zu.

Die Unterbringung der Massen ist keine leichte. Wer eine Arbeitsstelle findet, ist Deutschland und dem Deutschtum wiedergewonnen; wer an der Grenze zurückbleiben muß, weil kein Obdach und keine Arbeitsstelle sich ihm bietet, wandert ab in transatlantische Länder und ist seiner Heimat für immer verloren. Hunderttausende fremdvölkischer Arbeitskräfte werden aus den benachbarten Staaten durch Agenten unter dem Schutze einer vorzüglichen Organisation alljährlich ins Land geführt, wo sie deutsches Kapital und deutschen Geist beschäftigen helfen. Tausende heimatsfrohe deutsche Rückwandrer, die aus innerem Drang dem Vaterlande zustreben, finden verschlossene Türen und sind hilflos und mittellos einem ungewissen Schicksal in überseeischen Ländern preisgegeben, die einladend und verheißend, meist aber nicht erfüllend ihre Arme ihnen entgegenstrecken.

Digitized by Google

Von der Ansiedlungskommission, von Hilfsausschüssen und Privatpersonen, wie von Landwirtschaftskammern ist versucht worden, dem Strom der Rückwandrer entgegenzutreten, ihn zu sammeln und in gesunde Verhältnisse weiterzuleiten. Als diese Hilfe zu versagen drohte, weil der Ansturm wuchs und den Anforderungen nicht mehr Genüge geschehen konnte, konstituierte sich vor Jahresfrist im Augenblicke höchster Not ein „Fürsorge-Verein für deutsche Rückwandrer“ in Berlin, der sich die Aufgabe stellte, in geeigneten Bezirken des Auslandes den Rückwandrungslustigen deutschen Stammes über die Verhältnisse, die Unterkunftsmöglichkeiten und die Aussichten für weiteres Fortkommen im Deutschen Reich Aufklärung zu geben, in geeigneten Bezirken des Inlandes für die zu erwartenden Rückwandrer Unterkunft vorzubereiten und das Interesse für sie durch organisierte, praktische Maßnahmen zu beleben, das Angebot von Rückwandrern und die Nachfrage nach ihnen zu regeln, unterstützungsbedürftigen und würdigen Rückwandrern mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, sowie auch die Interessen der inländischen Parteien den Rückwandrern gegenüber gebührend zu schützen.

Bis zum 31. Dezember 1909 waren 3420 Personen meist in landwirtschaftlichen, aber auch in industriellen Betrieben untergebracht worden. Einige fanden in Süddeutschland ein neues Heim; die Mehrzahl verblieb in den östlichen Provinzen.

Wie alljährlich im Frühjahr, so ist auch jetzt wieder damit zu rechnen, daß Tausende von Rückwandrern sich einfinden werden. Soll sie nicht das Schicksal ereilen, daß das Mutterland ihnen die Aufnahme versagt, so ist es nötig, daß sich Arbeitgeber in allen Provinzen und Staaten des Reiches, auch in den westlichen Provinzen, melden und diese deutschen Arbeitskräfte an Stelle von ausländischen zu sich ziehen. Die bisher gemachten Erfahrungen ermutigen durchaus zu Versuchen mit Rückwandrern. Der Fürsorge-Verein für deutsche Rückwandrer in Berlin hat es sich angelegen sein lassen, über die bisher untergebrachten Rückwandrer zu wachen und ihr Ergehen weiter zu verfolgen. Dabei hat es sich herausgestellt, daß den Leuten überwiegend das Zeugnis der Anstelligkeit, Zuverlässigkeit und Treue hat ausgestellt werden können.

Es ist ein nationales Werk, das wir an unsern Brüdern tun, die im Auslande als Pioniere deutscher Kultur und deutschen Wesens gearbeitet und gelitten haben. Deshalb ist die Arbeit an den Rückwandrern wert, das weiteste Interesse und auch die materielle und ideelle Unterstützung aller Kreise zu finden, die es mit dem Deutschtum und Deutschsein ernst meinen.

Die Sphinx der Berliner Großbanken.

Von Mercator.

Es ist eine eigentümlich widersprechende Erscheinung im menschlichen Dasein, daß in sehr vielen Entwicklungsprozessen auch schon die Prinzipien, die Keime ihrer Zerstörung, enthalten sind. Der Volksmund deutet dieses wohl mit dem Worte an, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und eine politische Weltanschauung unsrer Tage hat geradezu die Theorie aufgestellt, daß die ganze menschliche Entwicklung einem bestimmten Punkte zustrebe, mit dessen Erreichung auch der Zusammenbruch dieser Entwicklung zu erwarten sei. Jedenfalls kann man die Beobachtung machen, daß in dem Maße, in dem etwas an Bedeutung zunimmt, auch die ihm feindlichen Faktoren erstarken und seine Entwicklung zu hemmen suchen.

Seit etwa zwei Jahrzehnten zirkuliert in Deutschland das Wort von dem Konzentrationsprozeß im Bankwesen. Die Berliner Banken, deren Reserven heute größer sind, als zu jener Zeit ihre Grundkapitale, haben in den letzten zwei Jahrzehnten eine große Anzahl andrer Firmen und Institute in sich aufgenommen, selbst neue Zweigstellen gegründet und ihre Beziehungen über den ganzen Erdball ausgedehnt. Die Grundkapitale wurden von Jahr zu Jahr erhöht und die Bilanzziffern gingen ins Riesenhafte. Es ist klar, daß mit der beständigen Ausdehnung der Banken auch das Interesse der Öffentlichkeit an ihrer Entwicklung wuchs, der Wunsch, die genaue Beschaffenheit dieser Institute kennen zu lernen. Das formale Recht, welches in dieser Beziehung allein den Aktionären als den Eigentümern der großen Institute zusteht, kümmerte die Öffentlichkeit nicht, die von Jahr zu Jahr dringender in dem Begehren wurde, daß die Banken in Ansehung ihres Status sich zu einer gründlichen „Flucht in die Öffentlichkeit“ verstehen möchten, etwa in der Art, wie dies eine verschollene Bestimmung des Handelsgesetzbuches verlangt, die den Banken ans Herz legt, neben einer Bilanz, einer Gewinn- und Verlustrechnung auch einen den Vermögensstand und die Verhältnisse der Gesellschaft entwickelnden Bericht der Generalversammlung vorzulegen. Den ersten Anstoß zu einer dahingehenden Änderung gab der Spielhagenkrach zu Beginn dieses Jahrhunderts, der eine Reihe von Instituten zu einer über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Rechenschaftsablegung und die Direktion eines der großen Bankinstitute in der Generalversammlung zu der Bemerkung veranlaßte, daß man bereit sei, diese löbliche Gewohnheit beizubehalten, wenn dies auch von andrer Seite geschähe. Dies geschah indessen nicht; vielmehr wurde, nachdem die Aufregung sich gelegt, die frühere Schablone wieder eingeführt. Da kam die Bankenquete, und die Folge

Digitized by Google

war, daß die Banken sich entschlossen, Zweimonatsbilanzen zu veröffentlichen — die erste Konzession! Aber die Wünsche sind noch nicht befriedigt, und schon ist die Rede, daß eine ad hoc zu bildende Bankkommission geschaffen werden soll.

Wie berechtigt das Verlangen ist, über die Interna der Banken nach Möglichkeit unterrichtet zu werden, zeigt ein Blick auf ihre Bilanzen am Schluß des vorigen Jahres. Danach stellten sich die gesamten Aktiven und Passiven der acht Berliner Großbanken wie folgt:

Aktiva
(in Millionen Mark)

	Kasse, Sorten	Wechsel, Deutsche Schatzanw.	Reports Lombard	Warenvorschüsse	Eigene Effekten	Beteiligungen	Debitoren	Grundbesitz	Diverse	Total
Discontogesellschaft . . .	41,4	197,8	109,8	81,3	27,6	128	400,1	14,5	5,2	1005,7
Deutsche Bank	119,1	566,1	279	177,3	35,8	101,3	681,2	25,3	6,1	1991,2
Dresdner Bank	49,6	257,6	185,8	41,7	57,9	67,7	533,2	22,7	3	1219,2
Darmstädter Bank . . .	37,5	140,9	122,8	7,9	41,6	75,6	328	12	—	766,3
Schaaffhausenscher Bankver.	18,1	84,5	53,9	—	47,3	49,5	343,2	8,2	7,6	612,3
Berliner Handelsgesellschaft	25,5	98,4	66	—	36,5	44,5	206,5	7,1	2,8	487,3
Commerz- u. Disconto-Bank	12,3	74,8	80,1	21,3	29,6	23,2	182	9,3	—	432,6
Nationalbank f. Deutschland	11	65,6	109,5	—	21,5	31,6	167,6	5,5	—	412,3
Mitteldeutsche Credit-Bank	8,0	25,3	27,7	1,8	6,5	12,2	113,7	5,9	—	201,1
Total	322,5	1511,0	1034,6	331,3	304,3	533,6	2955,5	110,5	24,7	7128,0

Passiva
(in Millionen Mark)

	Kapital	Reserve	Kreditoren Depositen	Akzepte	Dividende	Diverse	Total
Discontogesellschaft . . .	170	60,1	509,9	232,6	16,1	17	1005,7
Deutsche Bank	200	103,7	1279,7	364,5	25	18,3	1991,2
Dresdner Bank	180	51,5	727,8	233,8	15,3	10,8	1219,2
Darmstädter Bank . . .	154	31,5	462,9	103,9	10	4	766,3
Schaaffhausenscher Bankver.	145	34,2	293,6	121,6	10,9	7	612,3
Berliner Handelsgesellschaft	110	34,5	255,7	70,3	9,9	6,9	487,3
Commerz- u. Disconto-Bank	85	12,8	254,8	72,8	5,1	2,1	432,6
Nationalbank f. Deutschland	80	14,4	251,6	58,5	5,2	2,6	412,3
Mitteldeutsche Credit-Bank	54	7,6	85	50,5	3,2	0,8	201,1
Total	1178,0	350,3	4121,0	1308,5	100,7	69,5	7128,0

Also je 7128 Millionen Mark betrugen Ende 1909 die Aktiven und Passiven der Berliner Banken gegen 3520 Millionen Mark im Jahre 1900, eine Vermehrung um das Doppelte in noch nicht einem Jahrzehnt! Können sich bei solchen Zahlen die Banken wundern, wenn die Neugierde geweckt wird, was dahinter steckt? Schlagen wir, um diese Neugierde zu befriedigen, die Geschäftsberichte der Banken selbst auf, so werden wir sie enttäuscht beiseite legen. Wir werden darin belehrt über die „Zerklüftung der politischen Parteien", über „das Wetterleuchten auf der Balkanhalbinsel", über „das nicht ganz ernst zu nehmende Gepolter jenseits des Kanals", auch über den Diskont der — Reichsbank erfahren wir etwas Neues, aber Erläuterungen zu den Ziffern der eigenen Bank sind so gut wie gar nicht geboten. Nach der vorstehenden Tabelle haben die Banken 5600 Millionen Gesamtverpflichtungen; um sie zu decken, müssen die gesamten Kassen-, Wechsel-, Report-, Lombardbestände sowie fast die gesamte Debitorenziffer herangezogen werden; in das übrige teilen sich die Aktionäre. Man sieht aus diesen Ziffern, daß die Banken noch mehr im Hinblick auf die Kreditoren und Depositen Veranlassung haben, Farbe zu bekennen als in Rücksicht auf ihre Aktionäre. Bilanzmäßig haben die Banken recht, wenn sie behaupten, daß ihre Depositen nicht zu Effekten- und Konsortialgeschäften verwendet werden, aber was ist in den drei Milliarden Debitoren, die 40 % der gesamten Aktivmasse umfassen, enthalten? Man erinnert sich, wie in einer früheren Generalversammlung ein Aktionär sich über den Unterschied von Konsortialbeständen und Debitoren orientieren wollte, wegen solcher Indiskretionen aber von dem

Digitized by Google

spiritus rector der betreffenden Bank unsanft angefahren wurde, der damals die Vertrauensfrage stellte. Wodurch könnte mehr die Wertlosigkeit der Geschäftsberichte gekennzeichnet werden als eben hierdurch?

Die sogenannte Bankfrage konzentriert sich in erster Linie auf die Frage: Sind die vier Milliarden Depositen bei den Großbanken unter allen Umständen gesichert? Diese Frage kann nur mit Achselzucken beantwortet worden. Niemand kann sie verneinen, aber daß sie nicht auch bejaht werden kann, das ist das Bedenkliche. Fragt man die Banken selber, so verweisen sie auf die Geschäftsberichte und — verlangen Vertrauen, da sie nicht alles offenbaren könnten. Das ist in mancher Hinsicht richtig, wenn auch in andrer Beziehung, namentlich wenn es sich um abgewickelte Geschäfte, wo also die Gefahr von Indiskretionen nicht vorlag, das Schweigen alles andre als Vertrauen einflößen könnte. „Das Vertrauen wird kommen, hat jeder nur erst seine Sicherheit", sagt Wrangel in Schillers Wallenstein. Mit dem Hinweis auf das Vertrauen kann man auf die Dauer die Neugier nicht beschwichtigen, die um so größer wird, je größer die Depositen der Banken werden. Diese Fragen mögen unsern Bankdirektoren schon manches Kopfzerbrechen verursacht haben, denn sie wissen: die Frage der Rechenschaftsablegung bei den Banken ist eine Frage ihres Seins oder Nichtseins! In dem beständigen Wachstum liegen hier auch die Gefahren! Wir haben die Empfindung, daß die Banken der „Entwicklung", der sie so viel zu verdanken haben, im Punkte der Rechenschaftsablegung noch einige Konzessionen werden machen müssen, ehe sie sich zu der Erklärung entschließen werden: Bis hierher und nicht weiter!

Ein pädagogisches Experiment.

Von Dr. Fritz Stürmer (Berlin).

Eine Sonderklasse für Hochbegabte soll in Berlin eingerichtet werden für besonders befähigte Schüler. Dazu läßt sich mancherlei sagen. Zunächst einmal die Frage, ob nicht ein bißchen zuviel reformiert wird. Seit nahezu zwanzig Jahren befinden wir uns noch immer in Schulreformen, unsre Jungen marschieren von Sedan und Gravelotte über Leuthen nach Mantineia zurück, und doch hören die Klagen nicht auf: jeder neue Schülerselbstmord gibt zu Angriffen auf die Lehrer oder das Unterrichtssystem Veranlassung, als wenn nicht die häusliche Umgebung, die den Schüler seiner ganzen Charakterveranlagung am genausten kennt, in erster Linie, zum mindesten wegen mangelnder Vorbeugungsmittel, als mitverantwortlich in Frage käme. Die Gründe für diese Selbstmorde sind gewöhnlich in gekränktem Ehrgeiz und in der Furcht vor Bestrafung durch die Eltern zu suchen. Der erstgenannte Grund dürfte überwiegen. Richtet man nun eine Sonderklasse für Hochbegabte ein, eine Selekta, so ist Ehrgeizigen ein neues Ziel gesteckt, das zur Anspannung aller Kräfte reizt und unvernünftige Eltern zur Aufstachlung ihrer Sprößlinge verleiten kann. Indessen, auf diesen Einwand soll man sich nicht versteifen, weil er bei den meisten eine besondere Kraftentfaltung erfordernden Aufgaben erhoben werden könnte. Aber warum will man jetzt plötzlich eine neue Unterscheidung einführen und eine Spezialklasse von Kulturträgern züchten? Zunächst: wer entscheidet darüber, ob ein Schüler hochbegabt ist? Natürlich der Lehrer. Sie kennen die Leistungen am besten, und wenn der klassische Philologe in der Konferenz über einen Jungen klagt, der gar kein Verständnis für Griechisch und Latein zeigt, tritt vielleicht der Mathematiker auf und stellt dem Lateinstümper das Zeugnis aus, ein ganz hervorragender Rechner zu sein, der jede arithmetische und geometrische Aufgabe spielend löse, selbständig sich auf das Gebiet der höheren Mathematik gewagt habe, kurz ein Könner von vielversprechendem Talente sei. Oder ein ganz schwarzes Schaf, das in Sprachen und Mathematik eine Last für den Unterrichtenden bedeutet, tritt dadurch in eine wesentlich andre Beleuchtung, daß ausgezeichnete deutsche Aufsätze von ihm, reif im Urteil, stilistisch gewandt, von einem die Klassenanforderungen weit übersteigenden Wissen, vorgelegt werden. So kann dieser oder jener einseitig, aber vorzüglich Begabte zu seinem Rechte gelangen; ob er aber kraft dieser eigentümlichen Begabung für die Sonderklasse geeignet ist, oder ob in diese nur in allen Fächern Vorzügliche aufgenommen werden sollten, mag dahingestellt bleiben. Im ersten Fall würden immerhin die Lehrer entlastet werden, die oleum et operam vergeblich auf einen in ihrem Fach Unbegabten aufzuwenden haben; im zweiten Falle wäre den Schülern genützt, die ein Jahrespensum in wenigen Monaten zu bewältigen imstande sind und dem Unterricht mit Unlust folgen; denn längst Begriffenes und Erlerntes im Kreise von langsamer Lernenden wiederkäuen müssen, kann auch einem Gewissenhaften die Unterrichtstunde verleiden und ihn zu Seitensprüngen auf außerhalb der Schule liegende Felder verleiten. Aber wozu ist denn Selbstdisziplin da! Von einer Schülerkategorie dürfte indessen auf der Konferenz niemals gesprochen werden — und das soll kein Vorwurf sein — von den Stillen im Lande, den Verträumten, den Gleichgültigen, die auf der letzten Bank ohne Ehrgeiz sitzen und nur dann Spannkraft entwickeln, wenn es die Versetzung gilt. Das sind die sogenannten schlechten Schüler, die scheinbar Energielosen, die dem vielgeplagten Lehrer kein Interesse

Digitized by Google

abgewinnen; denn mit ihnen sich zu befassen, ist wirklich kein Vergnügen. Hin und wieder verrät vielleicht ein Aufblitzen, daß mehr in dem trägen Kerlchen stecken könnte, indessen fehlt es an Zeit, diesen Anzeichen nachzugehen. So hapert es mit diesen Schlingeln an allen Ecken und Enden, und sie stehen in dem begründeten Rufe, in der Kunst des Abschreibens Meister zu sein, eine Kunst, die nachdenklich machen sollte; denn auch zu ihr gehört Talent. Schlecht und recht stuckern sich diese Faulpelze gleichwohl durch alle Klassen durch und überraschen eines Tages ihre früheren Lehrer: sie sind berühmte Leute geworden. Das klassische Beispiel hierfür, das viel zitierte, bietet Justus v. Liebig, auf den sich leider die Besatzung mancher letzter Bank in Erwartung künftiger Berühmtheit und in angeblichem Verkanntwerden zu berufen pflegt. Zweifellos befinden sich unter diesen im Unterricht links Liegengelassenen Hochbegabte; aber das Mittel, sie herauszuerkennen, ist noch nicht gefunden und wird es schwerlich jemals werden.

Möglicherweise führte zu dieser Erkenntnis eine Befragung der Mitschüler selbst, und da könnte sich herausstellen, daß, selbstverständlich in seltenen Fällen, diese eine feinere Witterung besitzen, als das ganze Lehrerkollegium, sie, die als Gleichaltrige lebendige Fühlung mit einem Zurückgesetzten oder scheinbar Zurückgebliebenen unterhalten, verborgene Fähigkeiten an ihm bestaunen dürfen, die sich nur bei näherem Umgange offenbaren, und zu deren Erprobung die Schule selber keine Gelegenheit bietet. In Zeiten, da eine Schülerselbstverwaltung, eine Art Schülerparlament greifbare Gestalt annehmen soll, würde eine derartige Mitwirkung der Kameraden an der Auslese für die Sonderklasse nicht mehr Befremdliches haben, als das ganze Selbstverwaltungs-Experiment. Indessen wird es wohl dahin nicht kommen, und die Direktoren und Lehrer werden ihre eigene gewissenhafte Überzeugung und ihre auf positiven Arbeitsleistungen beruhenden Beobachtungen für maßgebend genug erachten.

Nun wäre noch ein dritter Faktor zu berücksichtigen: die Eltern der Schüler. Erfahrene Pädagogen wissen ein Lied von Affenliebe und Selbstverblendung zu singen, die ihnen in jedem Quartal nach Erteilung der Zensuren entgegentreten. Schon bei der Auswahl der Schule setzt die Überschätzung der Kinder ein. Gerade die Großstadt mit ihrem alle Schichten durchwuchernden Parvenutum begünstigt den elterlichen Größenwahn: gewisse Gymnasien werden bevorzugt und können sich des Ansturms der Unbegabten nicht erwehren. Der Vater hats ja dazu, also muß das Söhnchen einmal studieren. Die höhere Beamtenlaufbahn oder irgendein gelehrter Beruf wird dem bedauernswerten Jungen als Endziel vorgesteckt, mag er seiner ganzen Veranlagung nach auch viel mehr geeignet sein zum Kaufmann oder — die Mittel sind vorhanden — zur Bewirtschaftung eines Ritterguts. Wieviel Jammer diese Art von Elternliebe, diese Sucht, mit den Erfolgen kluger Kinder zu prunken, über die Jugend bringen kann, das ist in Lehrerkreisen kein Geheimnis. Manche Knabentragödie spielt sich da in den Villen der Vororte, in palastähnlichen Behausungen ab, von der die Öffentlichkeit nichts erfährt, weil sie nicht erfahren darf, mit welchen Opfern an Leib und Seele der Unbegabte, gleichwohl Hoffnung und Stolz der eigensüchtigen Eltern, vom Privatlehrer mit Nachhilfestunden vorwärtsgepeitscht wird. An die Mitwirkung der Eltern bei der Auslese ist wohl von den Maßgebenden nie gedacht worden; aber sie ist unerbeten zu befürchten, und sie wird sich einstellen, wenn nicht von Anfang an ein eherner Riegel vorgeschoben wird. Sonst binden sich die Schulleitungen mit der neuen Teilreform selber eine Rute, und erfahrene Pädagogen können sich der Befürchtung nicht entschlagen, daß die den Hochbegabten eingeräumte Ausnahmestellung auf deren Charakter ungünstig einwirken und Überhebung großzüchten könnte. Wer gewissermaßen durch die Aufnahme in die Sonderklasse seine besonders hervorragende Begabung amtlich abgestempelt erhält, wird die Rückschläge schwerer tragen, die schon jetzt häufig im späteren Leben das Wunderkind zu treffen pflegen. Schulklassen für Minderbegabte besitzen wir schon in gewissem Umfange hier und da: die Schaffung der neuen Sonderklassen würde zugleich die Festsetzung einer Normalbegabung bedeuten. Die Zukunft mag lehren, ob das Experiment ersprießlich ist, jedenfalls läßt es sich nur im Rahmen sehr großer Schulen oder, was nicht ausgeschlossen wäre, von Verbänden anstellen.

Berliner Sezession 1910.

Von **Hermann Abeking** (Berlin).

II.

Wilhelm Trübner scheint sich dauernd verloren zu haben. Man sah es Jahre mit an, wie der Künstler verbissen maniriert nur die Flecken der Sonne seiner Beachtung wert hielt und das ruhige Licht des Zimmer und auch der klaren Landschaft nicht mehr zu bemerken schien. Man schwieg mit dem leisen Hoffen, daß es doch wieder anders kommen würde. Diese Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen. Und nun muß es einmal gesagt werden. Diese fast überlebensgroßen Pferde und Reiter, dieses blaue Grün, wie im Mosaik gefügt oder vielmehr roh zusammengehauen, ist schlechterdings unmöglich. Das ist keine Natur, nicht einmal an falscher Stelle gesuchte. So sehr Sonne gegeben werden soll, so wenig ist sie vorhanden. Denn auch der Schatten, der das Bunt

Digitized by Google

der Töne zeugt, ist doch luftig und nicht jeden Eigenlichtes bar. Trübner sieht eine feste, dunkle Masse, auch die Reflexe sind dunkel und zäh. Daß man so ein Porträt malen kann, in dem die Züge und der persönliche Ausdruck zerschnitten werden durch eine einer zufälligen Beleuchtung entnommene Zerhackung in Grün, Rot und Blau ist ausgeschlossen. Das Bildnis der Gattin des Malers ist hierfür ein rechtes Beispiel. Anmut und Charme, wohl jeder Frau ureigenster Besitz, sind wie mit Axthieben getötet. Die brutalen Flecke herrschen. Ähnliches gilt von den Porträts der Offiziere. Sich immer augenzwinkernd, von der durch Geäst und Blätter fallenden Sonne indianerhaft gemustert zu sehen, muß schrecklich sein. Eher mag diese Technik noch bei den Pferden angehen, die wenigstens große Flächen bieten. Aber die Akte sind ebenfalls kein Fleisch; von ihnen gilt dasselbe, wie von den Bildnissen. Am diskutabelsten sind die kleinen Landschaften; in ihnen ist noch etwas von der Ruhe, die der Natur und folglich auch der Kunst innersten Kern bildet. Wie sehr diese Ruhe einst gerade Trübner in Fleisch und Blut lag, das beweisen wieder die alten Arbeiten des Meisters, die nicht nur mit größtem Respekt, sondern auch mit naiver Genußfreudigkeit an wahrer Schönheit immer wieder begrüßt werden müssen. Ein ruhendes „Mädchen mit weißen Strümpfen" ist so fein in der Abstimmung des Schwarz und Weiß, so überzeugend klar und schlicht, daß wir aus tiefstem Herzen bedauern, den Künstler nicht haben auf diesem Wege fortschreiten sehen. Was eine Abschweifung sein konnte, ist eine dauernde Manie geworden, die in sich selbst den Tod trägt.

Sollte man in ähnlicher Weise Max Liebermanns früheres Schaffen gegen sein heutiges ausspielen? Das wäre weder gerecht noch berechtigt. Denn Liebermann hat sich als der ewig Junge erwiesen, den es drängte, von neuem in ungebundener Form die Sprache seines Talentes zu reden. So verdanken wir ihm aus junger und jüngster Zeit Meisterwerke oder doch künstlerische Anregungen. Trotzdem schweigt das „Aber" nicht ganz. Liebermann zeigt heute zwei Porträts, Richard Dehmel und Friedrich Naumann. So lebhaft, wirklich sprechend dieselben sind, so muß doch eingewandt werden, daß der Maler die Farbe allzu sehr beiseite drängt, die in lehmigbraunem Schmutze weder Fleisch bildet, noch einen stilistisch annehmbaren Ersatz bietet. Die „Reiter am Meeresstrande" sind groß, frisch und gut, stehen aber der Skizze näher als dem Bilde. Lovis Corinths Können reift von Jahr zu Jahr, es verliert sich nicht. Doch auch bei Corinth wäre eine Bitte am Platze. Könnte der Maler nicht ein Kleines, eine Kleinigkeit mehr tun, um seine Bilder auch denen rückhaltlos angenehm zu machen, die nun einmal, sei es auch aus kurzsichtigem Gefühl, vom Gemälde eine gleichmäßig ruhige Fläche verlangen. Ist es denn so schlimm oder so philiströs, einen Hintergrund, einen Stoff anstatt mit ein paar wirren Strichen in einem glatten Tone zu geben? Gewiß, der Künstler hat das unbestrittene Recht, ihm wichtigere Partien liebevoll zu behandeln und unwesentliche zu übergehen. Aber dieses Übergehen kann doch auch einfach sein, ohne daß es als unfertig auffällt oder gar in hastiger Unlust das Ganze beeinträchtigt. Seine, man möchte fast sagen, heute einzig dastehende Meisterschaft im Aktmalen beweist Corinth von neuem in einer „Fußwaschung" in „Die Waffen des Mars". Erstere zeigt einen Frauenleib in schöner Rückenlinie, wundervoll wahr im Leben des Fleisches, für jeden, dem das von der Natur Gebotene am höchsten steht, ein großer Genuß. Gleiches gilt von den Körpern des zweiten Bildes, das die sehr gelungene Komposition von Frau, Jüngling und Knaben weist. Das oben Gesagte mag dem unschönen Frauengesicht, in der Fußwaschung dem weißen Laken und der Gestalt der Alten gelten. Sehr munter ist die „Malerfamilie", Corinth selbst und die Seinen, die sich um die großen Augen des Babys gruppieren, ein Vorgang, der dadurch, daß Farbe und Bewegung von diesem einen Punkte ausgehen oder auf denselben hinstreben, auf das Glücklichste zur Wiedergabe gelangt. Weniger konstant als Corinths ist das Schaffen Max Slevogts, der überaus begabt von allen Schüsseln kostet, der heute in seidigen Stoffen und morgen in nackten Leibern sich erschöpft. Slevogt ist vielleicht zu sehr literarisch beeinflußt, um das Ding an sich zum Vorwurf seiner Gemälde wählen zu können. Er steht unter dem Bann von Ideen, in denen wohl sein technisch sicheres Vermögen zum Ausdruck kommt, dieses aber nicht als Einziges gewertet und genossen werden darf. „Der Hörselberg" ist ein großes romantisches Zauberstück. Venus, nackt, von gleichfalls nackten, in toller Liebeslust verschlungenen Paaren umgeben, schreitet, von weit sich dehnendem rosafarbenen Märchenlicht umflossen, dem Liebling entgegen, der, die Kutte von sich streifend, ihr verzückt zustrebt. Es ist merkwürdig, je mehr solche Gemälde auf augenfällige Sinnlichkeit angelegt sind, desto weniger können sie diese erwecken. Vielmehr gelingt das einem verträumten Eckchen, einem Knistern von seidenen Kissen, einem Kichern weicher Röcke und dem kecken Hervorlugen eines zarttönigen Strumpfes. Und so bleibt auch hier der gewollte Effekt aus; das Bild zerfällt in einzelne Gruppen, die trefflich gezeichnet sind. Weiter geht der Eindruck nicht. Das süße Rosa, dann Braun und Grau, halten das große Aufgebot von Figuren nur äußerlich zusammen.

Martin Brandenburg geht ganz im Märchenhaften auf. Das mag schade sein, denn dieses Flüchten in ein Traumland ist stets eine gewisse Schwäche, die den Wert des Realen nicht

Digitized by Google

zu ertragen und zu gestalten vermag. So leidet auch das malerisch Technische selbst. Irgendein phantastisches Gelb, Blau und Grün einigermaßen ansprechend in Zusammenklang zu bringen, ist nicht schwer. Fallende Blätter verkörpert der Maler in luftigen Gestalten, die im Wirbel ihr keckes Spiel treiben. Bewegung und Linien sind vorzüglich, so daß dem Künstler recht wohl Mittel zur Verfügung stehen, die man an einer ernsteren Aufgabe erprobt sehen möchte. Auch Ludwig v. Hoffmann weicht der Wirklichkeit aus. Aber seine Werke tragen ausgesprochen den Stempel der Dekoration, nicht des Staffeleibildes. Was dem letzten versagt und nicht unbedingt erwünscht ist, ist der ersteren Bedingung, so große, weithin leuchtende Flächen, muntere klare Bewegungen, die näherer Erklärungen nicht bedürfen. In diesem Sinne mag der Reigen „Mistral" im prallen Hell der Sonne und im fröhlichen Bunt seine Beachter und Anhänger finden.

Ernst Bischoff-Kulm ist ein Maler, dem nicht allzu große eigene Gestaltungskraft zu Gebote steht, der aber doch seine Mittel solide beherrscht. Er wählt sich die bunte Tracht der bäuerischen Mädchen, die er im Freien, im Walde, am Ufer belauscht. Sonne und Farbe sind trefflicher und gut, dennoch fehlt der intime Reiz, der allein den warmen Konnex zwischen Werk und Betrachter herstellen kann. Hans Baluschek bringt aus dem Gebiet, das er seit Jahren beackert, ein umfangreiches „Sommerfest in der Laubenkolonie". Baluschek dringt ein bis ins Herz. Gerade aber diese Motive aus dem Leben kleiner Leute, selbst aus dem Proletariat, bedingen ein Versenken und Mitfühlen, ohne daß der Stoff kalt und ohne Interesse bleibt. Baluschek ist zu gegenständlich; er sieht Züge, die er nicht zu deuten vermag. Auch die malerische Gesamtheit ist so aus vielen trockenen Einzeldingen zusammengesetzt, anstatt daß diese aus ersterer organisch erwachsen. Den Lokalton bildet ein etwas willkürliches abendliches Blau, das die Masse mühsam vereinigt. Ein frohes selbstverständliches Schaffen ist dem Künstler versagt; so kann auch der Erfolg nur ein gequälter sein.

Peter Altenberg.

(In memoriam.)

Von Dr. **Erhard Breitner** (Berlin).

Man hat Peter Altenberg in das Irrenhaus gesperrt, nachdem bei ihm der Ausbruch von schwerem Verfolgungswahnsinn festgestellt worden war. Dieser Katastrophe ist längere Krankheit und ein langes Hinsiechen bei scheinbar gesundem Leibe vorangegangen: sie bildet das letzte Glied einer Kette von Leiden. Es wird behauptet, in unsrer Zeit gäbe es keine „Dichterschicksale" mehr, Lebensläufe, wie die eines Lenz, Grabbe, Kleist. Man sagt, die Tragik des „verkannten Genies" sei unmöglich, da Begabung und Persönlichkeit sich durchsetzen könnten, ja der Dichterberuf sogar ein recht einträgliches Geschäft geworden wäre. Ich weiß nicht, wie weit diese Meinung, auf wirkliche Dichter, nicht auf Buchfabrikanten, zur Anwendung gebracht, ihre Richtigkeit besitzt, eins steht fest: Auch heute noch kann man Dichter sein und dabei kläglich zugrunde gehen. Es ist wahr, Peter Altenberg war kein Geschäftsmann. Er verstand es nicht, bürgerlich gradlinige Bahnen zu schreiten. Er hätte systematisch Novellen, Romane, Dramen und Zeitungsartikel schreiben, heiraten, sich eine Wohnung halten und ein Bankkonto anlegen müssen. Aber das alles verstand er nicht. Er ging durch das Leben wie ein hellsehender Traumwandler. Galt, nachdem er die Schulbank verlassen und sich jahrelang beruflos herumgetrieben, für den verlornen Sohn. Er irrte durch die Straßen Wiens, sah, sah, er sah soviel, daß sein Herz voll wurde bis an den Rand, und er wagte nicht auszusprechen, was er in sich trug. Dann als Siebenunddreißigjähriger ließ er sein erstes Buch erscheinen. Welch' Beispiel von Zurückhaltung, Künstlergewissen, welcher Beweis von Zagen, Kämpfen, Zweifeln! Und dann nach dem Buche? Das Publikum verstand nicht, hielt ihn für einen stammelnden Narren, ihn, der einen neuen, noch nicht dagewesenen Stil geschaffen, eine Sprache, deren Bilder ohne Muster, deren Ausdruckskraft ohne Vorgängerschaft dastand. Ihn abermals, der der Dichtung ein neues Gebiet aufgeschlossen: die Tragik oder bislang verborgen gewesene Schönheit täglicher Ereignisse. Und das ist noch nicht alles, er schuf viel mehr. Das alte Problem von der Beziehung der Geschlechter hat er — wiederum neu und in seiner Art grundlegend — gelöst. Die Gesamtheit seiner Skizzen und Aphorismen ergeben eine vollständige, lückenlose Weltanschauung. Doch man hat ihn nicht erkannt. Für Wien blieb er der Cafehauspoet, der „etwas verrückte Mensch", von dem die Jugend staunend erzählte, daß er die Nacht zum Tage mache, und von dem die Alten nichts Besseres zu sagen wußten, er sei ein Flaneur, Nichtstuer, ein unverbesserlicher Trunkenbold, oder wenn man gutmütig war, ein Sonderling. Außerhalb der Heimat schätzte man ihn höher ein und erklärte seine Werke für reizend, für wunderhübsch. Hätte ihm das genügen sollen? War dies ein befriedigendes Ergebnis nach dreißig langen Jahren, die nichts gewesen, wie ein ununterbrochenes Revoltieren, ein täglicher Kampf, heißes Suchen, wie qualvolle Martern tiefsten Schaffens. Es reichte nicht hin, um das tägliche Brot zu geben. Er, dem Luxus ein ästhetisches Lebensbedürfnis war, sah sich auf das Wohlwollen

Digitized by Google

splendider Gönner angewiesen, die auch nicht immer Mäzene waren, sondern oft genug Leute, die sich zur nächtlichen Unterhaltung um ein paar Flaschen Champagner einen kuriosen Menschen chartern wollten. Derselbe Mann, der wie kein zweiter den wunderbaren Frieden des eigenen Heims geschildert, mußte in Winkelquartieren seine Zuflucht suchen. Doch er schritt unentwegt weiter und wollte nicht nachgeben. Da kam endlich der letzte Schlag. Des Dichters Bruder und zugleich einziger Freund, der ihn lange Zeit in selbstloser Weise unterstützt, stand vor dem wirtschaftlichen Ruin, und Altenberg war gezwungen, um Nahrung zu haben, im Zeitungsdienste zu fronden. Man gab ihm — Variétékritiken zu schreiben, jede Woche zwei, drei, gegen ein Monatssalär von 100 Mk. Und auch das war mehr ein Gnadengeschenk; denn er schrieb schlecht; geschraubt, schwulstig, leer, wie eben ein Dichter Variéteberichte schreiben kann. Auch sonst war es mit ihm zu Ende, der Mechanismus wollte nicht mehr funktionieren, die Räder hatten sich abgelaufen. Nur ein trauriges Rasseln brachten sie hervor. Jetzt ist alles ganz aus. Schwer nervenkrank wurde Altenberg vor etlichen Wochen in das Sanatorium gebracht, und als man dort daranging, ihm das einzige Linderungsmittel, den Alkohol, zu entziehen, begann er zu toben und mußte in die Irrenzelle gesteckt werden: der Beschluß eines Dichterdaseins. Wie endet doch Dostojewskys „Doppelgänger“: „Sie kriegen freie Wohnung mit Heizung, Licht und Bedienung, aber Sie verdienen es nicht!“ — Unser Held stieß einen Schrei aus und griff sich an den Kopf. Oh weh! Das hatte er schon längst geahnt.

Die Namen.

Von **Emil Lucka** (Wien).

Der Namen ist so schön und feierlich,
Der dir am ersten Tag entgegenkam
Und dich, ein Engel, in die Arme nahm
Und barg und führte — und so traf ich dich.

Elisabeth war über deinem Haupt,
Und einem schmalen Schild von Silber glich
Der Namen, und vor diesem Leuchten wich,
Was meinem Leben allen Mut geraubt.

Wie ist dein Name schön und feierlich!
Und so, daß er in diesen Wundertagen
Mir gar nicht glückt: ich muß dir Lieslein sagen —
Und tiefer reich ich so hinein in dich.

Wir wachsen nah und immer enger tu
Ich dir ums Herz mein warmes, weiches Lieben.
Alles verdämmert, was noch Zwei geblieben,
Und Nächte sind — da ist nichts mehr als: Du ...

Die Hausgeisterchen.

Aus dem Dänischen des **Jules**.

Buchhändler Boldt war ein alter Junggeselle und ein stiller, einsamer Mann, der keiner Katze etwas zuleide tat, geschweige denn einem Menschen.

Boldt ging nie aus. Von seiner Buchhandlung begab er sich nach seiner Junggesellenwohnung und von da zur Buchhandlung. Und er war glücklich dabei. Glücklich, wenn er von Hause kam und auf dem Wege durch den Laden zum Kontor einen Blick an dem riesigen Bücherregal hinaufwarf, das die Gedankenprodukte der Welt trug. Zu diesem Regal sah er auf wie zu einem Altar. Er war glücklich, wenn er einen großen Auftrag für den Gutsbesitzer effektuierte, und glücklich, wenn er ein Stück Löschpapier für 2 Pfennige an einen Schulbuben verkaufte.

Am glücklichsten war er jedoch, wenn er wochentags am Abend oder an den Sonntagen in seiner großen Wohnstube hin und her ging, hin und her, und an die Welt dachte, die er nie gesehen hatte und doch kannte.

Doch dann nahm Boldt eine Wirtschafterin ins Haus — eine gar zu tüchtige Wirtschafterin.

Boldt erlag ihrer Übermacht.

Die Wirtschafterin führte ihn zur Schlachtbank. Er verheiratete sich mit ihr.

Herr und Frau Boldt waren sehr verschiedne Naturen.

Und das war durchweg Boldts Schuld. Wir wollen ihm nur lieber gleich den richtigen Stempel aufdrücken. Dann ist es geschehn.

Vor seiner Heirat trug er lackierte Morgenschuhe, und er trug sie auch nach seiner Heirat. Frau Boldt pflegte vorher in sehr eleganten amerikanischen Schuhen zu erscheinen. Als sie verheiratet war, begann sie, Pantoffeln zu tragen.

Ein so großer Unterschied im tiefern Sinne bestand zwischen Herrn und Frau Boldt.

Und es war Boldts Schuld, daß er diesen Unterschied nicht sofort ausglich. Er war ja doch der Mann und hätte sich einfach selber auch ein Paar Pantoffeln kaufen können.

Boldts Gang war fest, ohne schwerfällig zu sein. Die Absätze der Morgenschuhe waren ein ganz klein wenig abgetreten. Sein Gang war gemütlich wie alte Erinnerungen, gute Bücher und feiner Tabak.

Frau Boldts Gang dagegen war lautlos, nicht schwebend-lautlos, sondern derart, daß man glaubte, das Gehör verloren zu haben, wenn sie einem über die Teppiche entgegenging, oder als ob sie ohne Unterleib wäre oder sich auf Schlittenkufen fortbewegte.

Sie war, wie eine Frau sein muß. In Boldts Junggesellenzeit war nie der Staub aus den Ecken entfernt worden. Boldt war in allen

Digitized by Google

Stuben umhergegangen und hatte ihnen Leben gegeben. Die Winkel erfüllte eine alte Atmosphäre. Die rührte eben von dem Staub her, der dort im Schatten still und geschützt lag, von dem alten feinen Tabakgeruch, den vielfältigen Stimmungen langer, einsamer Monologe, den guten Büchern und den freundschaftlichen Gedanken.

In diesen Winkeln saßen ja die Hausgeisterchen und lauschten Boldts Schritten über die Teppiche hin.

Wenn Boldt früher am Abend oder des Sonntags durchs Zimmer ging und an die weite Welt dachte, die er nie gesehen hatte und doch so gut kannte, dann kamen sie hervor, huschten und krochen hinter ihm her und zogen an seinen Morgenschuhen; sie umschwebten ihn und schufen die Stuben um zu unendlichen Welten.

Aber dann kam Frau Boldts Zeit. Anfangs, als sie noch in den amerikanischen Schuhen umherging, waren die Geisterchen ganz vertrauensvoll; als aber die Pantoffeln an die Reihe kamen, wurden sie mißtrauisch.

Eines Tages sagte Frau Boldt:

„Puh, dieser dumpfe, modrige Geruch!“

Da erbebten die Hausgeister in den Winkeln, und dem armen Boldt schnitten die Worte ins Herz.

Seine Frau befahl dem Stubenmädchen abzustäuben und half ihr eifrig dabei.

Sie wurde zur Hellseherin. Schon von weitem entdeckte sie das feinste Stäubchen. Keine ruhige Stunde gönnte sie sich mehr; denn wenn sie glücklich einmal saß, sah sie plötzlich in irgendeiner Ecke vermöge ihres innern Sinns ein Stäubchen und fuhr empor.

Boldts Paradies, seine große, herrliche Wohnstube, in der alles das, was er am meisten liebte, aufgehäuft war, wurde geschlossen und nur zum Zweck des täglichen Staubwischens geöffnet. Den früher so traulichen, gemütlichen Raum, aus dem einem der Hauch einer andern Welt entgegengeweht hatte, erfüllte jetzt eine schaurige Kälte. Die Geisterchen schrien vor Angst; und Boldt hörte es, während Frau Boldt nichts vernahm.

In Frau Boldt erwachte der Abstäube-Hochmut. Sie sah auf die andern Frauen der Stadt herab, weil sie wußte, daß Staub hinter ihren Möbeln lag.

In seinen einsamen Stunden — wenn die Frau ausgegangen war — gab Boldt sich ganz seinem Kummer hin und weinte zusammen mit seinen Hausgeisterchen, die dürr und eingeschüchtert waren und sich an ihn anschmiegten, um sich zu wärmen.

Aber Boldt hatte keine Wärme mehr zu vergeben; die hatte er eingebüßt, sie war mit dem Staub hinausgefegt worden. Eines Tages legte er sich zu Bett, und der Tod holte ihn heim.

Frau Boldt saß bei ihm, als er verschied. Sie drückte ihm die Augen zu, stäubte seine Stirn mit ihrem Batisttaschentuch ab, wischte eine einsame Träne fort und überlegte, ob die Stuben zum Begräbnis nun auch sauber genug seien, und ob die Gardinen etwa gewaschen werden müßten.

Die Geister aber schrien:

„Wir wollen Boldt wiederhaben. Fort mit Frau Boldt!“

Frau Boldt hörte es jedoch nicht.

Ihr Mann wurde begraben. Die Geisterchen in den Ecken verzehrte eine ewige Angst vor Frau Boldts Staubtuch. Wenn sie ihren leichten, leisen Gang über die Teppiche hörten, flogen sie erschrocken zur Decke empor. Und auch sie starben hin.

Als der letzte der alten Hausgeister tot war, sagte Frau Boldt voller Stolz:

„Jetzt riecht es hier nicht mehr modrig!“

(Deutsch von Hermann Kiy, Berlin.)

Im Wanderschritt des Lebens.

Motto: Es ist meine Unart, immer die Wahrheit zu sagen. Meist sag ich „Freunden“: Habt mich gern, und oft „Feinden“: Ich hab euch gern so. Ich will aber nichts dafür haben!

Vor mir liegt ein dickes Buch. Ich hab es zufällig in die Hand gekriegt, da ich, um meinem Buben, wie täglich fast, etwas vorzulesen, unter zahlreichen Anthologien einige herausgegriffen hatte. Ein neues Buch: „Im Wanderschritt des Lebens“, herausgegeben von Theodor Scheffer (Buchausstattung von Hugo Steiner-Prag; R. Voigtländers Verlag in Leipzig). Ein Buch, das einen reichen Schatz deutscher und fremder Lebensweisheit und -Schönheit enthält und mit Liebe und Fleiß gemacht ist, aber — mit „System“, und — ich muß es sagen, denn darum sag ichs ja; was geht mich die Sache sonst an! Sie geht mir eben nah, heute und zufällig, wie gesagt — leider ohne Geschmack. Diese ganze Weisheit und Schönheit ist nämlich ebenso gründlich wie zufällig etikettiert. Ich blättere: „Zeugnis ablegen“, „Der Weg zum Ziel“, „Handlungsgewinn“, „Der Hausherr“, „Ein Weib gewinnen“ usw. Der ganze „Wanderschritt“ (O Wanderschritt! O Werdegang!) aber „zerfällt“ (so sagt man ja bei uns) in „folgende Abschnitte“: „Frühes Leben, Lebens Mitte, Die Ernte, Diesseits und Jenseits“. O Volk der Dichter und Denker, ahnst du, wie wenig du deine Meister durch solche Schnittware ehrst? Alles mit Buchschmuck. . . . Dixi. Et salvavi? Es wird eine Menge Menschen geben, die es von mir lieblos finden, und was weiß ich noch (vielleicht sogar — jetzt haben mich die Schlingensteller ganz gewiß — „persönlich“; ich bin nämlich bloß mit drei Zeilen darin vertreten, also muß ich tadeln; Logik eines der „üblichen“ — kommt von Übel — Literaten). Im Ernst: es ist sehr traurig.

Geht es denn sonst besser bei uns zu? „Kultur“ und „Schönheit“ und „Sinn“ an allen Ecken und Enden, und das Ergebnis bei bestem Willen (daran liegt es eben, man darf nicht wollen, muß können) unzulänglich, wenn nicht kläglich. Warum benennt Will Vesper seine herrlichen Goethe-Bücher mit Devisen? Warum stattet M. Bern seine reichhaltige, liebenswürdige „Deutsche Lyrik“ mit unsäglich jämmerlichem Bilderwerk aus (statt daß der Verleger besseres Papier dafür spendete)? Warum ist Avenarius' schönes „Hausbuch“ mit klobigen Vignetten verunziert? Warum gibt Hesse seiner verdienstvollen Klassikerausgabe einen „modernen“ Leineneinband mit einem Ornament, das einem das Vergnügen am Dasein

Digitized by Google

vergällt? (Und die Halbfranz-Ausgabe gar — — —!) Warum? Ja! Laßt uns psalmodieren: Werdegang, Auslösen, Kulturbewegung, Höhenkunst.

Richard Schaukal (Wien).

Schundliteratur.

Eine letzte Abrechnung mit Victor Blüthgen.

Herr Blüthgen hat sich bemüßigt gefühlt, in einem Flugblatt die Bestrebungen der Vereinigten Deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften in einer jedes Maß überschreitenden Art zu verdächtigen. Wer mit so schlechten Waffen kämpft, der verdient keine Schonung mehr. Jetzt heißt es darum: Farbe bekennen, Herr Blüthgen, herunter mit den gleißnerischen Adlerfedern!

Vorerst aber zu Ihren Adlersöhnen und Ihrer „Adlerbibliothek"; ich will Ihnen und Ihrem „Prüfungssenate" einmal zeigen, was Sie für „erstklassige Jugendliteratur" erklären.

Da ist zunächst Fritz Ohle mit seinem Bändchen: „Der Tod des Fremdenlegionärs". Gleich auf der zweiten Seite macht sich ein „betrunkener preußischer Unteroffizier" breit, der den Helden Ohles „Du Lump, du Gauner, ich schlage dir alle Zähne in den Tornister hinein, halt dein Maul, du dreckiger Saurekrut" bewillkommnet und dafür das schwere Faschinenmesser „mit voller Wucht über den Schädel" kriegt. Dieser pädagogische Held trifft alsbald einen Schweizer, der eben so Erzieherisches zu berichten weiß. Er hatte in Trier vierzehn Tage im „stinkigen Loch" gesessen und wurde dann „von einem preußischen Teckel unter den Schutz seiner Adlerflügel" genommen; dafür schimpft er dann mit Recht: „Alle Tüfel emal, diese kaibe Prüße". Noch eine andre köstliche Figur will ich hier dem Leser in Kürze mit ihren eigenen Worten vorführen, den Berliner Zinken. Er ist ein bißchen naseweis und hat denn auch sehr bald mit unserm Helden ein Renkontre. Er hat dem Exinfanteristen erklärt, daß „Kies Jeld is — du Schafsdämel". „Schwapp, hatte der freche, zudringliche Patron für seinen ‚Schafsdämel' von Steffens nerviger Hand eine schallende Ohrfeige, daß er mit der Nase im Sande saß." Dieser Zinken berlinert etwas stark: „Ick habe da unten in der Dunstkiste jeschlafen wie 'ne dode Ratte!" sagt er bei der Überfahrt von Marseille nach Oran „sein Hinterteil reibend". „Jetzt fiehle ick in meinen Herzen een menschlichet Riehren, wat man mit'n wissenschaftlichen Ausdruck ‚Kohldampf' nennt. Ick werde mal in die Kambiese jehn und sehn, ob da nischt zu schnappen is!" Als ihm seine Sachen gestohlen werden, meint er: „Det det hier so eene ausjefuchste Jaunerbande is, det hätte man mir jleich sagen sollen"; jetzt werde er aber „uffpassen, un jeden die Foten quetschen, der mir wat klemmen will", und schließlich geht er selbst und „klemmt, wat er kriejen kann". Aber dieser „allererste Autor des Inlandes" weiß auch sonst köstlich zu schildern. Z. B. eine stürmische Überfahrt. „In dem engen, lichtlosen Raume lagen auf dem von Schmutz und Unrat starrenden Boden zweihundert Menschen mit todbleichen, entstellten Gesichtern und krümmten sich unter Stöhnen und Jammer wie die Würmer, bald hier, bald da vernehmlich dem Gott des Meeres ihren Tribut zahlend. Der Gestank war entsetzlich. Bei jeder starken Schwankung, die das Schiff machte, wurde der Haufen Menschen wie Kegel in dem Kot durcheinander geworfen."

Das dürfte von Ohle genügen.

Nummer zwei. Herr Pastor E. Steurich, Senatsmitglied der Adlersöhne, hat eine Geschichte gestiftet: „Das Verbrechen auf dem Throne". Das erste Kapitel schildert uns die Herzogin Sophie von Pommern als „Rabenmutter". „Diese, eine Frau von leichten Sitten und zänkischem Gemüt, lebte von ihrem Gemahl getrennt. Sie hatte versucht sich wieder mit ihm auszusöhnen; aber der Herzog hatte jede Annäherung zurückgewiesen. Darum ließ die Herzogin den Haß, den sie gegen ihren Gemahl hegte, ihre Söhne bitter empfinden. Jedes mütterliche Gefühl schien in ihr erstorben zu sein. Sie hielt die Söhne von sich möglichst fern, um nicht immer das Abbild des von ihr gehaßten Gatten vor Augen zu haben; und wenn jene doch einmal unvermutet mit ihr zusammentrafen, so stieß sie sie in roher Weise von sich und schalt und schlug sie." Gleich auf der dritten Seite führt uns dann der Herr Pastor und Senator eine pädagogisch sehr wirksame Szene vor. Hier ist sie. „Nun hört einmal den großmäuligen Jungen!" wandte sich die Herzogin zu ihrer Umgebung. „Er ist schon ebenso frech wie sein liebwerter Herr Vater!" Da rief Bogislav zornig: „Ich lasse meinen Vater nicht schmähen, auch von Dir nicht, Mutter!" „Willst Du, Bube, wohl schweigen!" schrie die Herzogin erbost und schlug mit der Reitgerte nach ihrem Sohne. Aber dieser wich dem Streiche aus. Er richtete sich stolz auf und rief mit zornfunkelnden Augen: „Ich dulde es nicht, daß ich mit der Peitsche geschlagen werde! Ich bin ein Herzogssohn!' „Was? Willst Du mir noch trotzen? kreischte die Herzogin mit gellender Stimme, „Du böse Range, Du! Warte, ich werde Dich lehren!" Sie gab ihrem Pferde die Sporen und wollte ihren eigenen Sohn überreiten. Bogislaw ergriff jedoch das Pferd beim Zügel und lenkte es beiseite. Klatsch, hatte er eins mit der Reitpeitsche über die Schulter! Seiner selbst nicht mächtig, riß Bogislav seiner Mutter die Peitsche aus der Hand, zerbrach sie in seiner Wut in zwei Stücke und warf diese auf die Erde."

Ich denke, das genügt von Steurich.

Ein zweiter pastoraler Adlersohn und „Senator" — merkwürdig wieviel „Senatoren" zugleich zu den „allerersten Autoren" der Adlerbibliothek gehören — ist Herr W. Mader. Dieser Pfarrer hat eine geradezu dämonische Phantasie. Er hat ein Opus: „Die Flucht aus dem Sudan" im Schundliteratenstile geschrieben. Vorerst den Beweis für dieses Urteil über seinen Stil. „Du ahnst mein Hiersein nicht!" murmelte der Entwichene in deutscher Sprache. „Ich aber werde dich verderben mit der ganzen Sippe, und als mein Sklave sollst du das tägliche Opfer meiner Rache sein!" „Ein Teufelskerl, dieser Ingenieur!" dachte der verblüffte Schurke. „Wie er das Ding nur daherschaffen konnte? Aber es ist alles umsonst! Der Geiger ist dir auf der Spur und wird dir ein böses Lied vorgeigen!" . . . „Emin durchbohrte nun kalten Herzens die unselige Mutter und hätte auch das Kind gemordet, wenn die Derwische selber ihn nicht daran gehindert hätten (s. Titelbild). Dann stürmte er fort, um den Ingenieur in der Stadt auf gut Glück aufzuspüren. Das alles war das Werk von zwei oder drei Minuten gewesen. . . . . Wie vom Donner gerührt stand der bejammernswerte Gatte da, als er seine Frau leblos in ihrem Blute fand. Doch bald schreckte ihn der Gedanke an sein Kind aus seiner Erstarrung. Weinend umarmte und küßte er die Gemordete; dann riß er sich los, um wenn möglich sein Söhnchen zu finden und vielleicht vor einem gräßlichen Schicksal zu bewahren." . . . Die Geschichte erzählt, wie ein Ingenieur und ein Offizier, der sich für einen Brudermörder halten muß, in die Hand der Mahdisten fallen und schließlich auf die wunderbarste Weise ihre Freiheit erlangen. Der Ingenieur baut sich erstens eine „elektrische Dynamomaschine", zweitens eine Bohrmaschine, mit der er eine Felswand von 400 m Dicke durchbohrt, — „na, das nenne ich genial", ruft mit vollem Recht der Offizier, als er die Maschine sieht — drittens zwei Luftvelozipede aus Aluminium. Auf diesen merkwürdigen Erzeugnissen Maderscher Phantasie entkommen die Flüchtlinge zu einem Negerstamme, wo der Offizier, dessen Verführer der

Digitized by Google

oben erwähnte „Schurke“ Geiger einst war, als Minister seinen totgeglaubten Bruder antrifft. Mehr kann man an Phantasie doch wirklich nicht für 10 Pfennige verlangen. Aber unser Pfarrer hat nicht nur eine dämonische Phantasie: er hat auch gar keine naturwissenschaftlichen Kenntnisse. Da spielt eine „todbringende“ eiserne Schwelle, durch die der Ingenieur einen „elektrischen Kraftstrom“ (M. meint offenbar einen Starkstrom) schickt, eine bedeutsame Rolle. Wenn man diese geladene Schwelle mit beiden Beinen betritt, „kann der tödliche Strom nicht durch den Körper hindurch“! Der Sohn des Ingenieurs hat ein neues Aluminium erfunden — wie er es in einem mit „Kohlenstoffstein“ ausgekleideten Metalltiegel erzeugt, hat mich Tränen lachen gemacht; aus diesem „Aealuminium“ wird nun ein Zylinder hergestellt und luftleer gepumpt. Und: Sonne, stehe still zu Gibeon und Mond im Tale Ajalon . . . „Alsbald stieg das luftleere, zugelötete Gefäß mit rasender Geschwindigkeit empor, bis es an der Decke fest saß“! Wenn ein Tertianer solchen Unsinn behauptete, steckte ihn der Physiklehrer in den Karzer, Herr Pfarrer Mader.

Nummer vier. Ernst A. Fuhr: Im Dschungel. Ein paar ganze kurze Proben dürften genügen. Z. B. gleich auf S. 1: „Die Hyäne verdankt ihren Namen den Griechen und der schweineartigen Erscheinung, die diesem Tiere eigen ist.“ Das steht, weiß Gott, wortwörtlich da! Fuhr schildert außerordentlich anschaulich, wie: „Der bloße Gedanke, machtlos unter den Tatzen eines solchen Ungetüms (Tiger) zu liegen, während es das Fleisch von den Knochen reißt, macht unser Blut in den Adern erstarren“. Aber zweifellos! Noch eine etwas längere naturwissenschaftliche Schilderung soll hier stehen. „In den Augen europäischer Jagdliebhaber, die bereits einige Zeit in Algier verweilt haben, sind Hyänen und Schakale verächtlicher als unsre Ratte, die doch wenigstens bisweilen Mut zeigt und, wenn zum äußersten gebracht, sich gegen den stärkeren Feind wendet, tapfer kämpft und ihr Leben so teuer als möglich verkauft. Dem Schakal kommt eine derartige Anwandlung nie. Selbst wenn er verwundet ist oder Junge bei sich hat, denkt er nur daran, sich feige davonzuschleichen und den Rest seiner heilen Haut in Sicherheit zu bringen. Die Jungen überläßt er philosophisch ihrem Schicksale. Kurzum, Meister Schakal ist eine Memme und ein Windbeutel. Noch ist die um vieles stärkere Hyäne ihm an Mut erheblich überlegen. Wir haben sie bei Tage von einem Knaben mit der Stange in die Flucht jagen sehen, und selbst zur Nachtzeit, wenn diese Tiere sich ein Herz fassen und in Scharen aus ihren Schlupfwinkeln hervorbrechen, um das abscheuliche Werk, was sie sich ausersehen haben, zu verrichten, sind sie für Erwachsene wenig zu fürchten.“ Die letzte Erzählung des Buches dieses „allerersten Autors“ heißt: „Ein entsetzlicher Gebrauch“ (Fuhr meint Brauch) und zeigt, daß dieser „Elite“-Adlersohn nicht nur mit der deutschen Sprache, sondern auch, wie er das ausdrücken würde, mit der Wahrheit und der englischen Nation auf dem Kriegsfuße lebt.

Numero fünf. Ein alter Bekannter: Pajeken. Die Geschichte — kompletter Schund mit der sentimentalen Note des seligen Nieritz — heißt: Das Geheimnis des alten Hauses. Nur ein paar Stilproben; Pajekens Art ist ja uns allen sattsam bekannt. „Aha! Da haben wir die Bescherung“, sagte er. „Der Mann hat die dritte und vierte Rippe gebrochen; die zweite und fünfte scheinen mir nur geknickt zu sein. — Die Sache müssen wir dem Arzt überlassen“. . . . „In demselben Augenblicke spritzten die Fluten neben ihm hoch empor, dann kam dicht vor ihm der scheußliche Kopf eines großen Krokodils zum Vorschein. Voll maßlosem Entsetzen verzerrte sich sein wachsbleiches Gesicht, und als die Echse jetzt weit den Rachen öffnete, um ihn zu packen, da fühlte er, wie sich ihm die Haare auf dem Kopfe sträubten. Ein gellender Schrei, wie ihn nur ein Mensch in der höchsten Todesnot auszustoßen vermag, löste sich von seinen weißen Lippen. Er gab sich verloren und schloß die Augen. Doch vergeblich wartete er unter der qualvollsten Angst darauf, daß das grauenhafte Tier zuschnappte. Er hörte ein Brausen, ein Schlagen auf das Wasser. Als er, noch immer den Angriff des Krokodils gewärtig, scheu die Augen wieder öffnete, sah er seinen Gefährten in den Fluten im Kampfe mit der Bestie. Die Finger der linken Hand hatte jener derselben in die Augen gekrallt, und mit der Rechten stieß er sein Jagdmesser der wild mit dem Schwanze das Wasser peitschenden Echse immer wieder in den Rücken und in die Seite. Verzweifelt schnappte das Krokodil um sich, und immer war Antonio nahe daran, erfaßt zu werden. — Ein Ringen war es auf Leben und Tod.“ Diese Szene hat Herr Kunstmaler A. Wald, der auch als „Senator“ am Beratungsfeuer der Adlersöhne sein Kalumet schmaucht, mit großer Realistik und viel roter Farbe drastisch wiedergegeben.

Numero sechs — und ich verspreche, daß es der letzte Mohikaner sein soll, der hier sein Skalp lassen muß: Ascot R. Hope, zur Abwechslung mal ein „allererster Autor des Auslandes“, ist mit der Geschichte „Treu in Gefahr“ vertreten, einer Indianergeschichte, die sich nur dadurch von den blutrünstigen Schaudermären Bufallo Bills und ähnlichen unterscheidet, daß der Verfasser einmal, eine Szene erklärend, sagt: „ein Beweis, daß die Rothäute in der Wirklichkeit keineswegs die trefflichen Scharfschützen sind, als die man sie in der Romanliteratur beschreibt.“ Herrn Fuhr hat man diesen Indianerschmöker „ver“deutschen lassen, und er hat das auch zur Genüge getan. Z. B. „Lautlos, unter Deckung heranzuschleichen — sich schlangenhaft durchs hohe Gras winden, — in der Taktik waren sie (die „roten Gesellen“) Meister, und so möchte es ihnen gelingen, hier und da ein Haus in Brand zu stecken, was die schlimmsten Folgen haben könnte.“ . . „Die Frauensleute trugen hellfarbige Kleidung, wie sie fürs Hochzeitsfest gepaßt hätte, aber das alles sah jetzt schlapp, zerrissen und beschmutzt aus. Alle hatten Tücher um den Kopf gewunden, aus welchem Grunde gleich verlauten wird.“ . . . „Als wir aber noch so dalagen, die Nerven stählend für den Zeitpunkt der Tat, welcher nahe herangerückt zu sein schien, kam es uns auf einmal vor, als ob etwas Absonderliches da unten vorgehe.“ Herr Fuhr hat in diesem Buche auch die deutsche Sprache um ein hübsches Wort bereichert; es heißt „Waisling“ — „ach, du armer Waisling“, rief Karl — wir nehmen es ad notam zu gelegentlicher Verwendung.

Ich bin am Ende, ich muß nur noch betonen, daß nach meinem Dafürhalten von den Werken ernst zu nehmender Schriftsteller, die in der „Adlerbibliothek“ vertreten sind, weder Björnsons „In ehrlichem Kampfe“ — „eine unbedeutende Erzählung, in der der Held ein roher Kraftmensch ist“, beurteilt sie auch der Björnsonbiograph und Heidelberger Literarhistoriker Prof. Dr. B. Kahle — noch die „Blutrache“ von Richard Voß, Wilbrandts „Am Heiligen Damm“ — beide psychologische Studien und die Erzählung von Voß höchste Decadence (ein Schlafender wird ermordet, ein Wahnsinniger geschildert) — Ernst Wicherts „Bahn des Verbrechens“ eine düstre Littauer Geschichte voll entsetzlicher Geschehnisse — und viele andre ganz und gar keine Jugendlektüre und nicht einmal geeignete „Entwöhnungs“-Erzählungen sind.

Und nun, Herr Blüthgen, zu Ihnen, Ihrer letzten Heldentat und Ihren Mithelfern. Wer Bücher, wie die hier kurz charakterisierten, auch nur mit einem Worte zu verteidigen wagt, geschweige denn sie mit Emphase preist, wie Sie es tun, der gehört nicht in die Reihen derer, die ehrlich und uneigennützig gegen die Schundliteratur kämpfen.

Wenn das Organ des preußischen Rektorenvereins, die „Schulpflege“, von der „Adlerbibliothek“ sagt: „Sehr sorgfältig prüfen und — empfehlen“, so rate ich

Digitized by Google

den Herrn Rektoren, die jene Auslassung gelesen haben, sich vor allem den ersten Teil dieses Satzes recht fest ins Gedächtnis zu prägen. Wer solche Machwerke, wie die von mir oben charakterisierten, empfehlen kann, der ist mit Blüthgens Wort „kunstkritischer Dilettant" und ein Pädagoge, dem wir niemals unsre Kinder anvertrauen möchten! Man greift sich an den Kopf und fragt, wie es möglich sei, daß Urteile über die „Adlerbibliothek" abgegeben werden konnten wie die folgenden:

Staatsminister v. Breitenbach nennt die Erzählungen „hübsch". Herr Staatsminister, auch ich finde den „betrunkenen preußischen Unteroffizier", der dem „dreckigen Saurekruten" die „Zähne in den Tornister schlägt", „hübsch", sogar sehr „hübsch", wenn auch vielleicht in anderm Sinne als Sie.

Der Vorsitzende der Reichs-Schul-Kommission, Kaiserl. Wirkl. Geheimer Ober-Regierungsrat Kelch, nennt den „Lesestoff für die reifere Jugend in der Tat recht geeignet". Eine bescheidene Frage, Herr Ober-Regierungsrat: Halten Sie die mit „gellender Stimme": „Er ist schon ebenso frech wie sein liebwerter Herr Vater" „kreischende" pommersche Herzogin Steurichs oder den „preußischen Teckel mit den schützenden Adlerflügeln" für empfehlenswerter, oder verdienten endlich die physikalischen Lehren Maders die Palme?

Herr Bürgermeister Dr. Weinreich, Rixdorf, urteilt: „Die geschickt ausgewählten Erzählungen von anerkannt ersten deutschen Schriftstellern erfüllen alle berechtigten jugendlichen Anforderungen an spannende Handlung und lebendige Darstellungsweise und vermögen gleichzeitig unbewußt nicht nur den Sinn des Lesers für das Gute und Edle zu erwecken, sondern auch das Verständnis für eine gute Ausdrucksweise und damit sein Sprachgefühl zu heben." — Verzeihung, Herr Bürgermeister, würden Sie dem „anerkannt ersten deutschen Schriftsteller" Herrn Fuhr mit seinem „Die Hyäne verdankt ihren Namen den Griechen und der schweineartigen Erscheinung" uff. oder lieber dem „Deutsch" der Herren Pajeken und Mader den Vorzug geben, wenn es sich darum handelte, das „Sprachgefühl" der Rixdorfer Schulkinder „zu heben"?

Der Geh. Ober-Regierungs-Rat Professor Dr. Leuchtenberger, Berlin, urteilt: Alles ist sittlich und religiös ganz unbedenklich, wohl geeignet, das jugendliche Interesse zu wecken, zu fesseln, auch Liebe zum Guten, Wahren und Schönen in die Herzen zu pflanzen. Nirgends tritt dabei das hervor, was man moralisieren nennt, nirgends die Absicht, pietistisch zu wirken." — Ach, Herr Geh. Ober-Regierungs-Rat, da habe ich wohl ganz altmodische Vorstellungen und Begriffe vom „Guten, Wahren und Schönen"! Mich dünkt, was Ohle schrieb, ist weder gut, noch schön, und Pfarrer Mader — sagen wir mal: „fabuliert" ganz ausbündig! Ich kann auch Steurichs „Rabenmutter" nicht gerade sittlich finden — „sie war eine Frau von leichten Sitten und zänkischem Gemüt und lebte von ihrem Gemahl getrennt". Und ist das gerade so sehr religiös, daß der Sohn die Hand gegen die Mutter erhebt? —

Wie stehts des Ferneren mit dem famosen „Prüfungssenat für Jugendschriften"? Was sagt der zu den Heldentaten der Adlersöhne — sofern er nicht selbst Adlersohn ist, wie Mader, Steurich, Pajeken, Schott, Wald u. a. —, zu dieser vorbildlichen Jugendlektüre?! Herr Hauptmann Otto Gernandt und Herr Hauptmann Paul Wichert, haben Sie zu der Geschichte vom „betrunkenen preußischen Unteroffizier" u.s.f. wirklich Ihr „Placet" gegeben? Heißen die Herren Vize-Präsident des Königl. Provinzial-Schulkollegiums Dr. Mager und Provinzial-Schulrat Dr. Ostermann solche Bücher wirklich gut? Oder soll ich lieber fragen: Hat auch nur ein einziger der Herren Senatoren eines der hier charakterisierten Bücher in der Hand gehabt? Und wenn dem nicht so ist, und zweifellos hat kein einziger der nicht mit einem Bande unter den „erstklassigen Autoren" der „Adlerbibliothek" vertretenen Senatoren diese Hefte gelesen — welche Aufgabe hat dann der besagte „Prüfungssenat"? Hat er sich nur (ich zitiere jetzt den Häuptling aller Adlersöhne) von Herrn Blüthgen „düpieren und zu Werkzeugen gewinnen" lassen? Waren den Herren, möchte ich weiter fragen, einige der früheren Heldentaten des Verlages der „Adlerbibliothek" bekannt? Wußten Sie z. B. nicht, daß dieser Verlag W. Herlet die klassische Literaturgeschichte Vilmars zu Weihnachten 1906 durch ein Vorstandsmitglied des Borromäus-Vereins, den Gymnasialprofessor Mack, aufs Schmählichste hat verballhornen lassen, daß er es wagte, das bis zur Unkenntlichkeit verdorbene Werk des aufrechten Marburger Protestanten unter dem ursprünglichen Titel „A. F. C. Vilmar: Geschichte der deutschen National-Literatur". „Neu bearbeitet und fortgesetzt", auf den Markt zu bringen und als „katholischer Verleger" diesmal „gerade der katholischen Welt" zu empfehlen?! Stehen die Herren des Herletschen Prüfungssenats allen literarischen Dingen so fern, daß sie von dieser Affäre nichts gehört haben, die in gleicher Weise die katholischen wie die protestantischen Literarhistoriker zu der schärfsten Verurteilung veranlaßte?! — Sie haben jetzt das Wort, meine Herren Senatoren . . .

Und nun zum Schluß zu Blüthgen. Er ist der Hauptschuldige. Er ist uns für den Schund der „Adlerbibliothek" verantwortlich; er hat sie inauguriert, er ist bislang ihr erkorener Sprecher gewesen. Er hat damals auf seinen „Kollegen" Laverrenz den ersten Stein geworfen; er scheut sich nicht, den Prüfungsausschüssen der deutschen Lehrerschaft das Ärgste vorzuwerfen. Was nach all dem hier Gesagten sein Heerbann macht, nämlich „Vorstöße, die darauf abzielen, die Behörden zu düpieren und zu Werkzeugen zu gewinnen, die keine Ahnung davon haben, was bei dieser Großsprecherei des Pudels Kern ist", das zu tun, zeiht er die Hamburger Lehrerschaft. Mit „großem Aufwand von Emphase werden unter der Spitzmarke ‚Tendenz' vernehmt: Byzantinismus, Militarismus, Hurrapatriotismus, Konfessionalismus. Aber keineswegs nur Auswüchse, sondern durchweg das, was wir im gewöhnlichen Leben Königstreue, Waffenfreudigkeit und Wehrhaftigkeit, Vaterlandsliebe und Frömmigkeit nennen. Jugendschriften, die auch nur Spuren von diesen Parfüms an sich haben, werden ‚abgelehnt', wie jede Nummer der Jugendschriftenwarte bezeugt", schreibt er, obschon ihn jede Nummer der Jugendschriftenwarte eines Bessern belehren könnte, obwohl in der „Deutschen Jugendbücherei" der Prüfungsausschüsse Liliencrons Kriegsnovellen stehen, das Walthari-Lied u. a. m. vertreten ist, und er ist so von allen guten Geistern verlassen, daß er naiv in einer Fußnote uns den Grund seines Zorns offenbart. Die Prüfungsausschüsse haben „meine Dichtung ‚Königin Luise', Festakt für Schulen und Vereine, Musik von Arthur Egidi, dem Kaiser gewidmet!" abgelehnt. Hinc illae lacrimae, Herr Blüthgen! Er scheut sich ferner nicht, in diesem Zusammenhange die deutschen Lehrer der „sozialistischen Maulwurfsarbeit" zu bezichtigen. Und was für ein Schundliteratenstil ist dies, Herr Viktor Blüthgen: „sozialistische Maulwurfsarbeit unter der Decke einer halbverdauten Ästhetik im Dienste eines Geschmacks so eng wie das Heinesche „Loch der Armenbüchs"! Lassen Sie sich das Bild von Ihrem Senator Wald einmal malen. Und auch dies kann er dann gleich mit illustrieren: „dem Massenhunger auf Lektüre, den die Schundliteratur erzeugt, ästhetische Sonntagspuppen in die Arme legen". Zum Schlusse orakelt dann Blüthgen: „Die Herausgeber der Adlerbibliothek haben nicht die Absicht gehabt, Wände für die Hamburger aufzurichten, um sich daran zu verewigen. Wenn sie das nicht lassen können, so müssen sie sich schon gefallen lassen, wenn man sie abwehrt." „Um sich daran zu verewigen"? — das soll wohl in richtigem Deutsch heißen: damit sie sich darauf verewigen können"? Ach,

Digitized by Google

Ihre ‚Wände', Herr Blüthgen, gleichen nur zu sehr der aus dem „Sommernachtstraum", „die unsre Lieb' tut' scheiden", und Ihr Adler — „ein stolzer und edler Name", sagt Ihr Senator F. A. Köhler — ist ja doch nur ein „Hans Schnock, der Schreiner"! Sie können uns damit nicht fürchten machen.

Wir aber sind für alle Zeiten nun mit Ihnen und Ihrer „Adlerbibliothek" fertig.

Dr. Adolf Heilborn (Steglitz).

Aus den Theatern.

Bemerkung über den Sinn der Tanzkunst. Zum Gastspiel des Kaiserlich Russischen Ballets in Berlin.

Die kinematographische Schwerkraftsaufhebung und Mühelosigkeit der russischen Tänzerinnen, vor denen die unsrigen wie Knödelfresser erscheinen, erlaubt es endlich, auszusprechen, was uns die Kunst des Tänzers zu geben hat. Es wird nur noch den Zeitungsreferaten violett meckernder Schmocks überlassen werden dürfen, uns jede Woche von neuem tanzende Buchschmuckkünstlerinnen mit dem fatalen Seminaristenschema der „Dionysischen Kunst" anzubieten, und dabei schnalzend mit gefalteten Händen allerlei von „Gebärden" und „Seltsamkeiten" zu murmeln. Die Russen-Gastspiele zeigen endgültig, was künstlerisch empfindende Menschen schon längst gewußt haben: daß der Tanz keine Kunst ist, sondern eine Technik. Ballet kein Gebiet der Kunst ist, sondern eine gesellschaftliche Funktion. Es ist, in jedem Sinne, eine Souper-Angelegenheit. Wer ohne sentimentale Verhüllung spricht, muß zugeben, daß die sogenannte Handlung aller Pantomimen von einer geradezu gebrechlich wirkenden Komik ist. Es ist erschütternd uninteressant, wenn in der „Sumurun" des Deutschen Theaters, oder jetzt in der Kleopatra der Russen der Dollich gezückt wird oder der (hu hu!) Giftbecher arbeitet.

Doch das Kleopatra-Ballet zeigt auch diese Szene: die riesenhaft sich drehende Woge aufgeregter Menschen über die ganze Bühne hin, in Rot und Blau; im Vordergrund steht halbnackt die lange Kleopatra mit grünem Haar steif da, und im roten Licht der Säulenhalle tut sie nichts weiter. Das Ballet „Karneval" bringt diese ornamentale Zwecklosigkeit zu ihrer schönsten Erfüllung. An der ungeheuren Faltenwand von grüner Seide tanzen die kleinen Paare biedermeierischer Menschen ratlos, verliebt, ehrbar und ängstlich vorbei. Unendlich schlotternde Arme Harlekins sind stets auf sehr melancholischer Suche nach einem gespenstischen Etwas. Ein bärtiger Herr in eckigbrauner Taille mit grünen Handschuhen entlief einer Gogolschen Bürgernovelle, und mischt sich in alles hinein. Spitzentänze im Reifrock steigern absichtslos die schweigsam wirren und unnotwendigen Ereignisse der Traumbühne, und das Orchester spielt Schumanns Karneval. Das Pantomimische deutet nicht Schumanns symphonische Musik, sondern geht so unabhängig neben ihr her, wie im Kontrapunkt eine Stimme neben der andern. Unbeschreibliche Leichtigkeit tut sich auf. Höchstes sinnliches Genießen, wie beim Anblick von zwei tief leuchtenden Farbenflecken, die sinnlos, und ohne etwas Bestimmtes bezeichnen zu wollen, irgendwo nebeneinander gesetzt wurden. Diese stärkste Leistung körperlicher Mühen bringt die größte Entspannung des Zuschauers hervor. Sie fordert von ihm weder Nachschaffen noch Einfühlung in Gleichnisse des Geschehens. Sie bringt bequeme Vergleiche, das herrlichste Ausruhen, und hat garnichts mit Kunst zu schaffen.

Ludwig Rubiner (Halensee).

* * *

Leipziger Theater.

Noch zwei Uraufführungen zum Schluß der Winterspielzeit. Josef Snaga, bisher Kapellmeister bei Marterstein in Köln, hat eine Operette geschrieben, der ein größerer Erfolg beschieden sein dürfte. Es ist in Leipzig Sitte, Operetten besonders gut auszustatten; kein Wunder also, daß sich auch die Komponisten hier melden. Snaga ist noch jung und wird dazulernen; es ist sein Erstlingswerk. Leo Kastner schrieb einen sehr mäßigen Text. „Der Rodelzigeuner" heißt nun das Werk; aber der Komponist schrieb eine Musik, aus der Leben sprüht, Temperament, und dabei doch auch — eigentlich schon ein Zug der komischen Oper — das Schwermütige der galizisch-polnischen Heimatsmusik zum Ausdruck kommt. Die eigenartige Vertonung der tragischen Momente in dem Werk und die freie Verwendung der heimatlichen Volksmelodien dabei sind wohl mit das Beste. Das Milieu ist der Wintersport: es wird in St. Moritz gerodelt, und dabei lernt der edle Vinko Vereszy, wegen seiner dunkeln Hautfarbe und seiner Passion „Rodelzigeuner" genannt, seine Wanda kennen. Später sind wir in Galizien, und der Schluß ist eitel Fröhlichkeit.

Wesentlich für den Bühnenerfolg war die flotte Wiedergabe im Alten Stadttheater. Besonders auch die Regie und Inszenierungskunst des feinsinnigen Oberspielleiters Karl verdient Anerkennung.

Zum zweiten kam man uns literarisch. Schiller, unser großer Schiller, hinterließ den Entwurf zu einem historischen Drama „Warbeck", im Stil, in der Größe der Empfindung seinen Meisterwerken, besonders der „Maria Stuart", verwandt, in der Tragik und dramatischen Wirkung womöglich noch überlegen. Auch sein Demetriusfragment reizte schon manchen Unberufenen zur Nachdichtung und Ergänzung; sie haben sich die Finger daran verbrannt. Jetzt gibt es, sogar gedruckt, Warbeck, ein Schauspiel in fünf Aufzügen nach Fr. Schiller von Hermann Riotte, seines Zeichens Schriftsteller und Rezitator; ein braver Mann, aber kein Dichter, keiner, der sich an Schillers Hinterlassenschaft vergreifen sollte. In einer interessanten Studie weist Klaus Behrens in der Leipziger Volkszeitung nach, daß Schiller bewußt, an der inneren tragischen Kraft seines Vorwurfs zweifelnd, das Werk als Torso hinterlassen hat. Zum Unglück hat der Nachdichter, der sich sonst ganz an Schillers Entwurf hielt, eine wesentliche „Verbesserung" angebracht, die nun im Gegenteil dramatisch höchst unwirksam und störend auftritt. Also das Endergebnis:

Si tacuisses .... Dazu kam noch eine ganz verunglückte Aufführung unter Leitung des hierzu ganz unfähigen Verfassers, mit einem halb dilettantischen Ensemble auf einer Varieté-Bühne, und das Schicksal dieser „literarischen" Unternehmung war besiegelt. Warum ich das erzähle: um einmal zu zeigen, was in Leipzig am 9. Mai, an Schillers Todestage, möglich ist. Und dabei war noch die Bevölkerung so klug, sich nicht einzustellen; nur die gesamte Kritik war erschienen und ein Häuflein Neugieriger und Freunde. Aber das Traurige ist, daß man für die Sache Worte der Entschuldigung fand in der Presse, weil die Aufführung zum Besten des Fonds für ein Schiller-Denkmal stattfand. Das ist typisch für den Leipziger Literaturbetrieb, über den Professor Witkowski in seinem großen Werk ein so vernichtendes Urteil fällte.

Franz E. Willmann (Leipzig).

Randbemerkungen.

Die Museumsteuer in München

wird, wie uns von dort geschrieben wird, den echten Münchner nicht sehr in Wallung versetzen und sein treues Bierherz nicht zornig klopfen lassen. Das Zentrum hat seine Bildungsfreundlichkeit dadurch bekundet, daß die Besucher der alten Pinakothek eine Mark Eintrittsgeld an vier Wochen zu zahlen haben. Das ist in erster Linie auf die Fremden gemünzt, und man rechnet mit

Digitized by Google

20 000 Mark Einnahme, was gewiß eine bescheidene Zubuße zu den bayerischen Finanzen ist. Trotz alles Schürens will aber die Volksseele ob dieser Maßregel nicht ins Kochen geraten, es brodelt nichts, kaum daß einmal ein besonders Bildungsbeflissener feststellt, wie viel Bier man trotz der Bierpreiserhöhung für eine Mark trinken könnte. Man vertrinkt sie eben, denn der Durchschnittsmünchner taucht in der alten Pinakothek so häufig auf wie der Seehund in der Isar. Das ist die Wahrheit, und darum konnte das Zentrum, unbeschadet seiner Popularität, diesen Schritt getrost wagen und sich zudem auf das löbliche Beispiel der Berliner Museumsverwaltung berufen. Die Spreeathener haben also gar keinen Grund, sich in dieser Hinsicht besonderer Vorzüge zu rühmen, und — Hand aufs Herz! — wie viele von ihnen haben Zeit zum Museumsbesuch? Berlin, die Stadt der Arbeit, sendet ein ganz bestimmtes Kontingent Besucher in seine Museen, und das sind, wie in München, meistens Fremde. Ich kann also, so schmerzlich mirs ist, diesmal dem Zentrum nichts am Zeuge flicken, ohne zugleich Ihrem Herrn Bode zu nahe zu treten. Andrerseits sucht sich diese Partei wirkliche Verdienste um die Biertrinker zu erwerben, indem sie eine Verschärfung des Polizeistrafgesetzes in puncto des betrügerischen Einschenkens im Abgeordnetenhause beantragt hat. Wenn man bedenkt, wie die bayerischen Schankkellner beständig den edelsten bayerischen Körperteil, die Kehle, mißhandeln, indem sie ihr Schnitt auf Schnitt anstatt der vollen Maße beibringen, wundert man sich nur, daß die Herren Lerno und Genossen diese Bierhinterziehung nicht als schwere Körperverletzung qualifiziert haben. Böse Menschen wollen zwar den Antrag als einen Beschwichtigungsversuch ansehen, als eine Ablenkung der Aufmerksamkeit auf die kleinen Spitzbuben, während die großen, die an der Bierverteurung Schuld sind, wohlgemut „haltet den Dieb!“ rufen. Aber das ist eine wage Unterstellung, deren sich ernsthafte Politiker nicht schuldig machen sollten, während die Flammen des Bierbürgerkrieges immer höher lodern und nun schon nach Franken hineinschlagen. Der Sommer naht, der Durst und die Hitze werden größer und größer, nur der Inhalt der Bierkrüge verkleinert sich, und man würde wohl Bittgänge mit Fahnen und Rosenkranzbeten veranstalten, wenn man davon eine Verminderung der Trockenheit im Halse sich versprechen könnte. Wir gehen furchtbaren Hundstagen entgegen und können uns auch von der kirchlichen Trinkerrettungsarbeit, wie sie in Norddeutschland betrieben wird, keine Hilfe versprechen, denn es sollen damit Zwecke verbunden sein, die, so löblich sie sind, in Bayern jedem Zentrumspfarrer sein Abgeordnetenmandat kosten würden. R.

* * *

Gesindeordnung.

Das Verhältnis zwischen Herrschaften und Dienstboten in unsrer Zeit ist jammervoll. Schuld daran sind drei Faktoren, die Herrschaften, die Dienstboten und — in Preußen wenigstens, die ihre Beziehungen regelnden Gesindeordnungen. Es gibt hier mehrere, darunter eine vom Jahre 1811, und was unter diesem Gesetzespretrefakt möglich ist, und wie er tyrannische und unvernünftige Dienstgeber in ihrem Gebaren bestärkt, lehrt folgende wahrhafte Geschichte. Ein Dienstmädchen, das bei einem pensionierten Offizier zu dienen das Glück hatte, erhielt die Weisung, von seinem Ausgange, der jeden zweiten Sonntag gestattet war, Punkt zehn Uhr abends zu Hause zu sein. Einmal versäumte es sich um eine Viertelstunde und fand die Tür geschlossen. Es klingelte; aber der humane Dienstherr verbat sich das und hieß sie gehen, woher sie gekommen sei. Das tat sie und ging in ein benachbartes Dorf zu ihren Eltern, bei denen sie ihre freie Zeit zugebracht hatte. Am nächsten Tage kam sie, um, was ihr kein Mensch verübeln kann, den Dienst zu verlassen. Der Offizier sagte, sie tue es auf eigene Gefahr, und stellte Strafantrag wegen Kontraktbruches. Die Strafkammer kam auch wirklich zu einer Verurteilung zu einer Geldstrafe. „Zwar könne das Gesinde nach § 137 der Ges. O. den Dienst verlassen, wenn es die Herrschaft mit „ausschweifender und ungewöhnlicher Härte“ behandelt habe; eine solche Härte liege aber nicht vor, wenn auch anerkannt werden müsse, daß die Behandlung ungeeignet war. Das „ungeeignet“ behandelte, aber trotzdem verurteilte Mädchen legte Revision ein und wies auf die Gefahr hin, die ihr drohte, als der Hausherr sie in der Nacht aus dem Hause stieß; aber ein hochpreisliches Kammergericht konnte einen Rechtsirrtum in der landgerichtlichen Entscheidung nicht entdecken.

Nach dem geltenden „Recht“ konnte es wohl auch nicht anders erkennen; aber darf solch ein „Recht“ noch weiter sich wie eine ewige Krankheit forterben? Entspricht das unsrem sozialen Empfinden? Gewiß werden in den meisten Fällen, wenigstens in der Großstadt, die Dienstmädchen wie die rohen Eier behandelt, und Exemplare von Dienstgebern, wie jener Herr v. K., sind rar; aber das ändert nichts daran, daß eine vernünftige Form des Gesinderechts verlangt werden muß. Die Herrschaften selber sollten darauf dringen, damit der Dienstbotenmangel nicht noch größer werde. Dr. M. P.

* * *

Zwei Kritiken.

Anläßlich der Uraufführung eines Schauspiels „Falschspieler“ in der Volksoper erschienen die beiden folgenden Kritiken:

In der National-Zeitung:

„Dieses Schauspiel ist eine recht klägliche Dilettantenarbeit mit einem Phantasiemilieu und lauter unmöglichen, gänzlich verzeichneten Figuren, von denen auch nicht eine einzige dem wirklichen Leben entnommen ist. Ein dramatisierter Kolportageroman für Küchenfeen.

Ebenso kläglich war die Aufführung, sie hätte auch jedes bessere Stück umgebracht. Es ist wirklich kein kleines Kunststück, in der Sommersaison, in der man für die denkbar billigsten Gagen mit größter Leichtigkeit eine Unzahl von guten Schauspielern bekommen kann, so viele schlechte Mimen aufzutreiben. An ihrer Talentlosigkeit sind diese unschuldig, und man kann daher nicht ihnen, sondern nur der Direktion die Vorwürfe machen. Aber ihre Rollen lernen — das hätten die Herrschaften wenigstens tun sollen. Zeit hatten sie mehr als genügend dazu. Auf gleicher Höhe wie die Darstellung standen Inszenierung und Ausstattung. Das war alles „Striese“ in Berlin!“

Im Berliner Börsen-Courier:

„Dank der starken Dramatik, mit der das Stück aufgebaut ist, dem knappen und scharf pointierten Dialog und den energisch silhouettierten Charaktergestalten aus dem Milieu des grünen Tisches, und Dank, nicht zum wenigsten, dem tüchtigen Spiel der Darsteller, die es verstanden, den Figuren Leben einzuhauchen und in den hochdramatischen Szenen packende Leidenschaft zu geben, übte das Schauspiel tiefe Wirkung aus.“

Da ich ein naiver Mensch bin und als solcher beide Kritiker sehr ernst nehme, entstehen für mich folgende bedeutsame Fragen:

1. Ist dieses Schauspiel eine klägliche Dilettantenarbeit oder ein starkes dramatisches Werk?
2. Sind die Sprecher des Stückes lauter unmögliche, gänzlich verzeichnete Figuren oder sind es energisch silhouettierte Charaktergestalten?
3. Spielt die Handlung des Stückes in einem Phantasiemilieu oder ist das Milieu des grünen Tisches getroffen?
4. Waren die Darsteller ausgesucht schlechte Mimen oder vermochten sie es, den Figuren Leben einzuhauchen und in den hochdramatischen Szenen packende Leidenschaft zu geben? Brachte der Abend

Digitized by Google

also eine Aufführung im Geiste Emanuel Strieses oder eine Musteraufführung?

U. A. w. g. H. H. D.

Die Nachtseite der Venus.

Wir saßen am Ufer des Missouri. Nicht weit ab war eine große Eisenbahnbrücke. Es war mondlose Nacht. Fern am Horizont leuchtete die Venus sehr hell — wie ein unruhiges Auge.

Frau Haverland neben mir sprach sehr lebhaft von der Venus.

„Es ist doch höchst merkwürdig," sagte sie, „daß man auf astronomischen Gebieten alles Mögliche behaupten kann, ohne Ärgernis zu erregen. Das gilt auch von der Bewohnbarkeit der Planeten. Tausendmal haben große Astronomen erklärt, daß auf den Planeten ganz andre Stoffverbindungen möglich sind, die eine ganz andre Art des Lebens ermöglichen könnten. Aber trotzdem erörtert man immer wieder, ob auf der Venus erdhaftes Leben möglich ist. Selbst wenn es ganz klar bewiesen wäre, daß dort drüben auf der Venus erdhaftes Leben unmöglich ist — so ist doch ohne weiteres klar, daß ein andres, von allem Erdhaften gründlichst verschiedenes Leben doch dort da sein kann. Regen wir uns nicht darüber auf. Jedenfalls nehme ich an, daß auf der Venus sehr viele vernünftig denkende Lebewesen existieren können."

„Sie existieren!" sagte ich sehr bestimmt.

„Ah!" rief Frau Haverland erregt, „weswegen? Woher wissen Sie das?"

„Auf der Nachtseite der Venus", versetzte ich rasch, „sehen wir doch sehr viele helleuchtende Flecke. Die sind immer da. Das ist elektrisches Licht — und zwar in einer Fülle, wie wirs auf Erden in unsren Nächten nicht kennen. Auf der Venus ist eben das elektrische Licht so billig — wie das Wasser auf der Erde."

„Ah!" rief Frau Haverland abermals, „und daraus folgt, daß Lebewesen dort sein müssen, die das elektrische Licht erzeugen, nicht wahr?"

„Freilich!" erwiderte ich milde, „man könnte natürlich auch annehmen, daß sich auf der Nachtseite der Venus elektrische Lichtquellen, den Polarlichtern der Erde analoge Erscheinungen, ohne die Arbeit von Rindenbewohnern bilden. Aber solche Polarlichter bleiben nicht an einem Punkt. Darum ist es das Wahrscheinlichste, daß Rindenbewohner die Lichter hergestellt haben. Nun sind diese aber so stark, daß wir gezwungen sind, gleichzeitig in den Händen dieser venusischen Rindenbewohner ganz besondre Maschinerien zu vermuten, mit denen sie Elektrizität in überflüssiger Fülle herzustellen vermögen. Wissen Sie schon, wo ich hinaus will?"

„Nein!" rief Frau Haverland lachend.

Ich aber fuhr also fort:

„Ich bin der festen Überzeugung, daß die Venusianer bereits das Perpetuum mobile erfunden haben, das die erdianischen Gelehrten immer noch für unmöglich halten."

Frau Haverland stand auf, warf eine Kußhand zur Venus und sagte herb:

„Ich schäme mich, daß ich nur eine Erdianerin auf einem Stern lebe, auf dem man die volle Ausnutzung der auf unsrer Sternrinde perpetuierlichen Anziehungskraft immer noch für unmöglich hält. Die Phrasen der Antiperpetuierlichen kenne ich zur Genüge; sie sagen immerzu: Eine Last muß sich der Sternrinde nähern, wenn sie wirken soll. Und dann muß sie natürlich auch wieder gehoben werden. Daß sich ein Radsystem also von einer Last in Bewegung setzen ließe, ohne daß sich die Last der Sternrinde nähert — das halten die Erdgelehrten für unmöglich. Warum denn nur? Was nicht alles unmöglich sein soll! Es ist zum Lachen!"

„Es ist zum Lachen!" rief auch ich ganz laut.

Und dabei brachen wir beide in ein fürchterliches Gelächter aus; die Echos hallten donnernd unser Gelächter wider. Und zugleich brach mit entsetzlichem Gekrach die anfangs erwähnte Brücke in der Mitte durch.

Ehe wir aber zur Besinnung kamen, sauste ein langer Eilzug auf die Brücke rauf und fiel in den Missouri. Hochauf spritzte das Flußwasser.

Und Frau Haverland lag ohnmächtig neben der Bank, auf der wir uns vor ein paar Sekunden noch so lustig von der Nachtseite der Venus unterhielten.

* * *

Als die Dame wieder zu sich kam, rief sie gleich in höchster Angst:

„Wir müssen fliehen. Das Unglück haben wir verschuldet."

Ich erwiderte nichts. Und wir flohen.

In New York las ich die ersten Notizen über das Missouribrückenunglück.

Da stand aber sehr deutlich:

„Eine Räuberbande, die sich des Zuges bemächtigt hatte, wurde so mit einem Ruck vernichtet. Ein Zugbeamter, der von den Räubern davongejagt war, hatte rechtzeitig den Raubanfall der nächsten Station telegraphiert. Und dort hatten die Bahnbeamten rechtzeitig die Brücke gesprengt."

Als Frau Haverland das las, mußte sie lächeln.

Ich aber sagte ernst:

„Man darf die Wirkung eines fürchterlichen Gelächters in keinem Falle allzu hoch einschätzen."

„Ja," sagte Frau Haverland mit hochgezogenen Augenbrauen, „aber ich hätte doch beinahe gewünscht, daß durch unser Lachen Brücken zerbrochen werden könnten."

„Nun," sagte ich da ganz leise, „wir können zufrieden sein, wenn es ein paar Naturgesetze zerbricht."

Frau Haverland drückte zornig ihre Sonnenschirmkrücke so intensiv, daß die kaputt ging.

Paul Scheerbart.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Alfred Freiherr v. Berger: „Meine Hamburgische Dramaturgie". Verlag Christoph Reißers Söhne (Wien).

Das ist kein konstruiertes, aus leerem Ehrgeiz geborenes Theaterbuch, wie sie uns zu Dutzenden auf den

Digitized by Google

Tisch gelegt werden, um die Verfasser zu Theaterfachmännern zu stempeln, das ist entwickeltes Leben, aus dem Geiste Lessings gewachsen. Und drum wüßte ich auch keinen treffenderen Titel für dieses Buch, als den, den es trägt, ungeachtet dessen, daß Nörgler darin Entweihung und Überhebung gefunden haben wollen. Sie sollen die Einleitung lesen. „Von der künstlerischen Gedankenarbeit, welche ich in zehn Jahren als Direktor des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg geleistet habe, hat nur ein verhältnismäßig kleiner Teil den Weg auf das Papier gefunden. Das allermeiste meiner „Hamburgischen Dramaturgie" ist gesprochenes Wort geblieben und hat ein den Augenblick überlebendes Dasein höchstens in den Schauspielern gewonnen, an welche dieses Wort gerichtet war, und in den zahlreichen theatralischen Gestaltungen klassischer und moderner Werke, die als Regisseur aufzubauen mir vergönnt war." — Dieses Zurücktreten um der großen Sache willen, für die Berger glüht, füllt das Buch. Mit klopfendem, jubelndem Herzen habe ich gelesen, was der neue Burgtheaterdirektor, das Gewissen der deutschen Dramaturgie, über den Großen sagt, „der seine Freude dran hatte, seelische Urpremieren zu erleben" — über Hebbel. „Bühnenpraktiker geraten leicht dahin, vom dramatischen Dichter zu fordern, daß er ihnen seine Schöpfungen so bühnen- und spielgerecht liefere, daß sie glattweg szeniert und heruntergespielt werden können. Daher finden Stücke jener routinierten Bühnenschriftsteller oft Gnade vor ihren Augen, die beim Schreiben die Bühne mit dem Souffleurkasten und dem aus dem Orchester aufragenden Baßgeigenhals anschaulich vor sich sehen. Ein solcher Autor ist Hebbel freilich nicht. Aber was im Wesen dramatisch empfunden ist, das läßt sich immer in den Rahmen der realen Bühne und ihrer Darstellungsmittel zwingen." — Das ist ein goldenes, mutiges Wort in heutiger Zeit, ein Wort, an dem nicht zu rütteln ist, das wie dies ganze Buch von geklärter Stärke der Überlegenheit zeigt, von einer Überlegenheit, die snobistischen Widerspruch zusammenrasseln läßt, ein Wort, das den Weg weist, den unsrer Bühnen Denken wandeln muß, will es aus der Totenstarre des Geschäftsschiebens zur Kunst zurück. Das Buch ist so reich, daß man es abschreiben müßte, wollte man es richtig würdigen; es gibt dem Künstler und Laien, dem Schöpfer und Genießer, dem Dichter, Regisseur, Schauspieler und Überhaupt-Literaturfreudigen in gleicher Weiser mehr als jedes andre Theaterbuch, es gibt alles, was es in unsrer Zeit vom Theater geben kann. Das Bergersche Buch ist die Bibel der Dramaturgie — und die Bibel soll jedermann lesen, gleich, ob er glaubt oder nicht.

Walter v. Molo (Wien).

Im Verlage der Concordia (H. Ehbock) Berlin sind erschienen:

Karin Michaelis: Däumelinchen. Erzählung. Deutsch von Mathilde Mann. Preis: geh. Mk. 2.50.

Adele Gerhard: Die Familie Vanderhouten. Roman. Preis: geh. Mk. 5.—.

Heinrich Ilgenstein: Die beiden Hartungs. Roman. Preis: geh. Mk. 4.—.

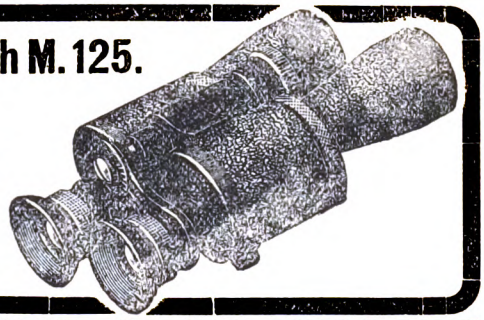
Robert Saudek: Der Mikado. Ein Seeroman. Preis: geh. Mk. 4.—.

Ernst Eilers: Haus Ellerbrook. Hamburger Roman. Preis: geh. Mk. 4.50.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
—— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. ——

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung.
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Jagdglas „Perplex" 6fach M. 125.



Perplex-Prismenfeldstecher werden in optischer Leistung auch von den teuersten Spezialgläsern nicht übertroffen. **Zahlreiche glänzende Zeugnisse! Neue Modelle** „Perplex", „Armeemodell", „Autokrat". Vergrösserung 5- bis 18fach, M. 85 — bis M. 250.—.
Vor Kauf eines Prismenfeldstechers lasse man sich **im eigenen Interesse** von den Händlern unsere Fabrikate zum Vergleich vorlegen.
Katalog 50 kostenlos durch alle einschlägigen Geschäfte oder durch
Optische Werke, Cassel (Carl Schütz & Co)

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

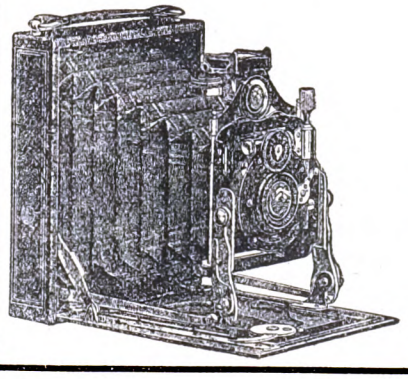
Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

Ica

„Cupido"



Die Camera, die sich selbsttätig einstellt.

Preisliste No. 513 gratis.

ICA,
Aktiengesellschaft
Dresden.

Grösstes Camerawerk Europas.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.: Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.
Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.
Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Hygienische
Bedarfsartikel. Neuest. Katal. m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Eduard Stucken

Es sind bisher in unserem Verlage erschienen:

Gawân, Drama	geb. M. 4.—
Lanvâl, Drama	br. M. 3.— geb. M. 4.—
Lanzelot, Drama	br. M. 3.— geb. M. 4.—
Die Gesellschaft des Abbé Châteauneuf	br. M. 2.50 geb. M. 3.50
Myrrha, Drama	br. M. 2.50 geb. M. 3.50

ERICH REISS VERLAG, BERLIN W. 62

der erfolgreiche Autor des „Gawân"

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Meßler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 24. Berlin, den 11. Juni 1910. 39. Jahrgang Band 77.

Die Enzyklika.

Der Seminarist in Arosa hatte sich doch nicht getäuscht, als er erzählte, der heilige Borromeo habe gelächelt. Ein der Hinneigung zum Modernismus verdächtiger Kamerad hatte zwar gemeint, das Spiel der Maimorgensonne hätte wohl die Züge des Standbilds belebt; aber nun zweifelte keiner mehr an der Erscheinung und das ganze Priesterseminar gab fleißig Obacht, ob sie sich wiederholen werde. Da erhob sich an die hundert Fuß hoch der eherne Heilige, ein Gigant sondergleichen, wie er es im Leben gewesen, als er mutig die Pest in Mailand und die noch ärgere Seuche der Reformation bekämpfte. Wahrlich, ein Lächeln mußte über die starren Züge des Grafen Carlo, des Kardinals und Erzbischofs, gehuscht sein, ein Lächeln der Befriedigung, wie es einem Glaubensstreiter geziemt in der Stunde, da Pius X. seine jüngste Enzyklika erließ und dem Grafen Lob spendete, der vor 300 Jahren heilig gesprochen wurde. Dem Lobspender und dem Gelobten, beiden war der Modernismus ein Greuel, und stets hat es in der römischen Kirche diesen — anathema sit! — Modernismus gegeben, mochte er sich Reformation nennen oder irgendeine mildere Abart der Häresie sein. Der als Mußösterreicher geborne Papst, der Bauernsohn aus Riese, müßte nicht zwei Spanier bigottester Färbung um sich haben, einen als Staatssekretär, Merry del Val, und einen als Beichtiger, den Kapuzinergeneral Vives y Tuto, um nicht von Zeit zu Zeit einen Dreadnought in Gestalt einer Bulle gegen den Modernismus vom Stapel zu lassen. Die wohlbestückte Encyklika Pascendi domini gregis kreuzte noch munter gegen die Feinde der Kirche, als das neue Schlachtschiff seine Geschütze löste. Im allgemeinen nimmt man in protestantischen Kreisen diese dogmatischen Zornausbrüche gelassen hin: mögen die Katholiken sich damit abfinden. Ihre ans Komische grenzende Verzweiflung über die Modernistenschnüffelei berührt die Protestanten wenig; wem sie unerträglich erscheint, mag das Schifflein Petri verlassen und anderswo Unterkunft suchen. Wer sich einschüchtern und durch die Indexkongregation von den deutschen Klassikern absperren und mit Kinderbrei für geistig Minderwertige abfüttern läßt, verdient kein Mitleid. Die Untersuchungen über die soziale Minderwertigkeit, die vor Jahr und Tag auf katholischer Seite angestellt wurden, vermieden ein Eingehen auf das rein geistige Kapitel oder drückten sich schlau daran vorbei. Der Prügel der Enzyklika gegen modernistische Gelüste stand eben handgerecht daneben. Es lag also damals für die Angehörigen der evangelischen Kirche kein Grund vor, sich in den häuslichen Streit der Katholiken einzumengen, und wo es geschah, klang Schadenfreude über diesen Entmündigungsversuch durch. Die jüngste päpstliche Kundgebung hat diesmal jedoch im protestantischen Lager ein gereiztes, unwilliges Echo erweckt und mit gutem Grund. Als die „Deutsch-evangelische Korrespondenz" zuerst den Wortlaut der Bulle in Übersetzung verbreitete, mußte die Bezeichnung der Reformatoren als Männer viehischen Sinnes wie ein Schlag ins Gesicht wirken. Später stellte sich heraus, daß ein Übersetzungsfehler (terreni heißt nicht viehisch sondern irdisch) vorlag, indessen blieb noch genug übrig, was den Zorn und die Empörung begreiflich macht. Wenn ein Luther den Feinden des Kreuzes Christi, deren Gott der Bauch ist, zugerechnet werden soll, wenn die evangelischen Herrscher und Völker als sehr verkommen und die Reformation als die Quelle der Revolutionen und lasterhaften Verderbtheit angesehen werden soll von den gläubigen Katholiken — denn der Papst spricht hier ex cathedra, als Unfehlbarer — dann ist das gerade genug. Der Versuch, diese bäuerische Ausdrucksweise, wie es von der katholischen Presse geschah, als eine dogmatische Gepflogenheit hinzustellen, ist doch nur ein Verlegenheitsausweg, auf den sich nur außergewöhnlich geduldige Schafe treiben lassen. Die Tatsache, daß der Protestantismus in seinen Grundlagen, seinem ganzen Wesen nach, gröblich beschimpft worden ist vom Oberhaupt der katholischen Kirche, wird mit halben Entschuldigungen nicht fortgeräumt; außerdem sind diese Exegetiker zu diesem Verfahren weder berufen noch geeignet. Sie verstehen sich nur zu diesen Entschuldigungen wegen des allgemeinen Entrüstungssturmes und haben ähnliche Anschul-

Digitized by Google

digungen selber je nach Bedarf und Gelegenheit öfters erhoben. Stand doch z. B. unlängst völlig im Sinne des Fanatikers Johannes Janssen in der Passauer Monatsschrift aus der Feder des bayerischen Zentrumsführers Dr. Pichler zu lesen, Luther sei ein Fälscher der heiligen Schrift und seine Werke stellten ein wahres Arsenal von Waffen für die Umsturzmänner unsrer Zeit dar. Das ist nur ein Beispiel. Wer sich die Mühe nimmt, die Kaplanpresse zu verfolgen oder in die Laboratorien der katholischen „Geschichtsforschung" einzudringen, kann eine ganze Blütenlese von Lutherbeschimpfungen zusammenbringen. Die Beklommenheit der „Germania" und ihrer Geschwister wird jedoch erklärlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", augenscheinlich in amtlichem Auftrage, Stellung gegen die Encyklika nahm, indem sie sich den scharfen Protest der „Kreuz-Zeitung" gegen die Beschimpfung der evangelischen Christenheit zu eigen machte. Das war zwar nicht viel, aber es darf als diplomatischer Wink mit dem Zaunpfahl gelten in einer Zeit, da das Zentrum einen Teil der Regierungsmehrheit bildet. Die Konservativen haben übrigens einmütig, ohne Rücksicht auf ihre heutige Bundesgenossenschaft zu nehmen, das päpstliche Elaborat als ein Dokument der Unduldsamkeit verurteilt und es an energischer Abwehr nicht fehlen lassen. Damit ist allerdings wenig geholfen. Man hätte von der Regierung mehr erwarten dürfen, und es ist nicht zu verstehen, warum sie, die einen überwiegend evangelischen Staat vertritt, sich „vinkuliert" ansieht und statt in eigener Sprache zu reden, sich die Worte vom führenden Organ der konservativen Partei leiht. Wenn der Vatikan sich so deutlich ausdrücken darf, wird das Gleiche den deutschen Staatsmännern nicht zu verwehren sein. Wir erleben hier dasselbe wie bei der Canisius-Bulle Leos XIII., wo der grobe Klotz gleichfalls ohne groben Keil blieb. Das ist bedauerlich und mag diplomatischer Schulung Ehre machen; aber dem Volksempfinden entspricht das Stillhalten keineswegs, und es wird uns bei dieser Gelegenheit wieder einmal zum Bewußtsein gebracht, wie schwach es um den Schutz des Protestantismus im Vergleich zum Katholizismus bestellt ist. Waren denn erst drei Interpellationen nötig, um den sonst so gesprächigen Herren der Regierung die Zunge zu lösen!

Der Kanzelparagraph des Strafgesetzbuchs ist auf den vorliegenden Fall nicht anwendbar. Jeder katholische Geistliche kann straflos die Bulle von der Kanzel verlesen und erörtern; denn diese Bestimmung bedroht nur den mit Strafe, der „Angelegenheiten des Staats in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstande einer Verkündigung oder Erörterung macht". So dehnbar, wie es zur Bestrafung nötig wäre, ist nun aber der Begriff Staatsangelegenheiten nicht; es muß eine Angelegenheit sein, die wesentlich in den Begriff der Staatsverwaltung fällt. Aber auch § 166 des StGB versagt, der die „christlichen Kirchen oder eine andre mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebiets bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche" vor Beschimpfung schützt. Natürlich kämen für die Strafverfolgung nur die Verbreiter der Beschimpfung in Betracht; aber die verletzenden Stellen der Encyklika betreffen nur Angehörige der evangelischen Kirche, wenn dem Sinne nach auch diese selbst gemeint ist, und die Reformatoren fallen nicht unter den Begriff einer kirchlichen Einrichtung. Luther ist für jeden Hetzkaplan vogelfrei, aber niemand soll es sich beikommen lassen, mit den von Luther gebrauchten Worten heut über Papsttum, Ablaß, Reliquien und ähnliches zu reden. Der Staatsanwalt wäre nicht weit, und ebenso würde er nicht mit einer Anklage zögern, wenn jemand auch nur sich geringschätzig oder herabwürdigend über die Messe, das Zölibat, die Heiligsprechung, die Marien- und Heiligenverehrung, die Konzile, das geistliche Ordenswesen äußern wollte. Unwillkürlich zieht man den Fall Gurlitt zum Vergleich heran, wo wegen Gotteslästerung die Voruntersuchung eingeleitet worden ist. Wie schnell ist nicht ein „Ärgernis" im gesetzlichen Sinne konstruiert, und doch wiegt das, was dieser Professor in Dresden über Religion gesagt haben soll, federleicht, wenn man die rustikale Unfläterei der Encyklika dagegen hält. Jetzt gehen wir einer Umgestaltung des Strafrechts entgegen. Der Vorentwurf eines deutschen Strafgesetzbuchs und seine Begründung sind veröffentlicht worden. Da zeigt sich, daß der alte Paragraph (§ 166) des elften Abschnitts, der sich mit den Vergehen, die sich auf die Religion beziehen, befaßt in der neuen Fassung (9. Abschnitt) in zwei Paragraphen zerlegt werden soll (§§ 155 und 156). Der erstere Paragraph (Gotteslästerung) interessiert hier nicht. Wohl aber § 156 mit folgendem Wortlaut: „Wer öffentlich oder böswillig eine der christlichen Kirchen ..... beschimpft, wird mit Gefängnis &c bestraft." Der besondere Schutz der Einrichtungen und Gebräuche ist also weggefallen; aber wer nun etwa glaubt, ihm sei dadurch Schimpffreiheit gewährleistet, wird durch die Motive eines andern belehrt. Denn das Reichsgericht hat festgestellt, daß die Beschimpfung einer Religionsgesellschaft sich nicht notwendig unmittelbar auf diese selbst zu beziehen brauche, sondern auch dann vorliegen könne, wenn sich der Angriff unmittelbar nur gegen gewisse das Wesen der Religionsgesellschaft im innersten Kern berührende Dinge richte. Das heißt also soviel als, es bleibt alles beim Alten und der Auslegung ist nach wie vor Tor und Tür geöffnet. Katholischen Heiligen von der Art eines Peter Arbues muß respektvoll begegnet werden, wenn uns auch der Duft von gebratenem Ketzerfleisch unlieblich noch nach Hunderten von Jahren in die Nase steigt bei seiner Namensnennung, und Luther ist wie früher

Digitized by Google

der gemeinsten Herabwürdigung preisgegeben, wie die ganze Reformation. Im Begründungsentwurf ist zwar gesagt, man habe versucht, den Tatbestand des § 156 so zu gestalten, daß er der Parität in erhöhtem Maße Rechnung trage und den Frieden unter den Religionsgesellschaften mehr als bisher gewährleiste. Worin diese Gewährleistung und diese Erhöhung der Parität besteht, ist nicht recht erkennbar, und da der Entwurf zur allgemeinen Kritik veröffentlicht worden ist, nehmen nunmehr auf Grund des Enzyklika-Tatbestandes juristische Köpfe Anlaß, darüber nachzusinnen, wie eine wirkliche Parität hergestellt werden und die evangelische Kirche vor römischen Anrempeleien erfolgreich gesichert werden könnte. Bis dahin wird wohl noch manches Jährchen ins Land gehen, und wenn das Antlitz des heiligen Borromeo am Lago Maggiore wieder einmal durch ein Lächeln verklärt werden sollte, wird es vermutlich ein Lächeln über die Unzulänglichkeit der deutschen Rechtswissenschaft sein. Oder amüsiert er sich über die Interpellationen der Nationalliberalen und Konservativen im preußischen Abgeordnetenhaus? „Was gedenkt die Königliche Staatsregierung zu tun?" &c. Ein Abgeordneter kann eben mehr fragen, als zehn Minister zu beantworten vermögen.

Das Finanzduell im preußischen Herrenhause.

Von Mercator.

Wie verwandelt man in einfacher, aber geschmackvoller Weise ein Defizit in einen Überschuß? Mit dieser interessanten Frage stellte sich am 30. Mai d. J. das neue Herrenhausmitglied, der Bankdirektor v. Gwinner, dem preußischen Herrenhause vor, um sie wie folgt zu beantworten: Man nimmt einen besonders „anleihefähigen", das Defizit übersteigenden Ausgabeposten aus dem Etat heraus, wandelt diesen in eine Anleihe um, und man erhält ohne weiteres den gewünschten Überschuß! Das war des Pudels Kern der langen Reden, die an jenem Tage über den preußischen Etat gehalten wurden und die für die Mehrzahl der Blätter die Veranlassung bildeten, die Darlegungen des Herrn v. Gwinner als den Ausfluß aller finanziellen Weisheit zu preisen. Wenn ein süddeutsches Blatt unter besonderm Hinweis auf England meinte, es sei schon mit Rücksicht auf das Ausland von großer Wichtigkeit, ob wir einer Anleihe den Namen einer Defizitanleihe oder Eisenbahnanleihe geben, so weiß jeder, daß man namentlich in England Etats zu lesen versteht, und daß man durch dergleichen Bezeichnungen dem Auslande kein X für ein U vormachen kann. Durch derartige Vorschläge wird man den Kurs der deutschen Staatsanleihen ebensowenig auf einen grünen Zweig bringen, wie durch die sonderbare Ansicht des Herrn v. Gwinner, daß „wir nicht zu viel, sondern zu wenig pumpen". Wir glauben nicht, daß durch die Abstellung dieses „Übels" der preußische Staatskredit sich höbe, und unsre Anleihen infolgedessen an Beliebtheit gewinnen würden.

Wir haben keine Veranlassung, den preußischen Finanzminister in Schutz zu nehmen; haben wir doch an dieser Stelle wiederholt darauf hingewiesen, daß bei der Ausgabe neuer Anleihen nicht immer richtig verfahren ist. Bei allem Rechte der Sparsamkeit ist der fiskalische Gesichtspunkt zu sehr in den Vordergrund getreten. Ein Fehler war es jedenfalls, in einer Zeit, da der landesübliche Zinsfuß längst auf 4% hinaufgegangen, an dem $3\frac{1}{2}$% Zinsfuß krampfhaft festzuhalten, im Landtage die Erklärung abzugeben, daß die Annahme des 4%igen Zinsfußes im Ausland als ein Zeichen wirtschaftlicher Schwäche angesehen werde und ein Jahr darauf diesen 4%igen Zinsfuß unter den drückendsten Bedingungen — Unterpariemission und zehnjährige Unkonvertierbarkeit — anzunehmen. Auch die Bemessung der Bedingungen für die das Übernahmskonsortium mitvertretenden Banken, die man doch nun einmal, wie die Debatte deutlich gezeigt hat, für die Unterbringung der Anleihen notwendig braucht, gehört zu diesem Thema. Wir sind aber auch nicht der Meinung, daß der jetzige Finanzminister für alles verantwortlich gemacht werden kann, da er auch die Erbschaft des „Hexenmeisters" Herrn v. Miquel übernommen hat, vor allem die große Konversion des Jahres 1897, die, mochte sie auch durch die damaligen Verhältnisse begründet sein, sich auf die Dauer doch als ein Fehler erwiesen hat. Niemand hat diese Transaktion falscher beurteilt als Miquel selbst, indem er eine achtjährige „Schonzeit", wie er es am 17. Dezember 1896 im Herrenhause nannte, d h. eine achtjährige Unkonvertierbarkeit festsetzte; denn genau mit dem Ablauf dieser Zeit wurden preußische Schuldscheine (Schatzanweisungen) konvertiert, aber nicht etwa auf 3% herunter, sondern auf 4% hinauf!! Auch wollen wir daran erinnern, daß kein Minister das sog. Preußenkonsortium so unnötigerweise vor den Kopf gestoßen hat, als der „Hexenmeister" v. Miquel, als er im Jahre 1899 mit der Deutschen Bank eine 200 Millionen-Anleihe kontrahierte und die übrigen Mitglieder des Konsortiums von der Teilnahme ostentativ ausschloß, ihnen vielmehr die Rolle von Unterbeteiligten zuzuweisen suchte! Das war die überflüssigste Provokation, die der Unterbringung der Anleihen auch später sehr geschadet hat.

Weder der Vorschlag des Finanzministers, der den Banken von neuem — nach meinem Gefühl mehr als dem Ansehen der Regierung zuträglich war — nahelegte, recht viele Staatspapiere zu kaufen, noch die Gegenvorschläge des Herrn v. Gwinner

Digitized by Google

sind imstande, irgend etwas zur Besserung des heutigen Kursstandes der Anleihen beizutragen, deren Verfassung in erster Linie durch die allgemeinen Verhältnisse erklärt wird. Wenn Herr v. Gwinner zum Vergleich die italienische Rente heranzog, deren Kurs den der deutschen Anleihen beträchtlich überschreitet, so kennt niemand mehr als er selbst das Unpassende eines solchen Vergleichs, da auf der deutschen Kapitalkraft eine ganz andre Anleihelast ruht als auf Italien. Es ist bereits früher darauf hingewiesen, daß vor einiger Zeit die Emissionsbanken beschlossen haben, keine $3^1/_2$ %igen Stadtanleihen mehr aufzunehmen; die Folge war, daß die Kommunen, und mit ihnen die Landschaften, Hypothekenbanken und damit die Bundesstaaten und das Reich auf 4% heraufgehen mußten. War damit der landesübliche Zinsfuß erstklassiger Anlagewerte wieder 4%, so mußte auch der Kursstand dementsprechend sein; denn 4% Konsols, die 110% stehen, sind in Wahrheit $3^1/_2$ %ige. Die Banken haben im Augenblicke selbst kein Interesse an einer Steigerung, da diese ohne weiteres den $3^1/_2$ % deutschen Anlagetypus, mit dem man so wenig gute Erfahrungen gemacht, im Gefolge haben würde. Nach einer Zusammenstellung des Direktors des Statistischen Amtes der Stadt Düsseldorf hatten am 31. März 1907 insgesamt 165 Städte Deutschlands 3790 Milliarden Mark Schulden, darunter 3 Milliarden in Obligationen! Das sind die Konkurrenten unsrer Staatsanleihen und zahlreiche andre Geldnehmer in unsrem industriellen Vaterlande! Ja, als noch die Preußischen Konsols nahezu „Alleinherrscher" auf dem soliden Teile des Kurszettels waren! Aber die verwünschte Konkurrenz, die ist an allem Schuld! Und wenn wir dies System noch mehr entwickeln, d. h. noch mehr „pumpen", wie Herr v. Gwinner wünscht, dann werden wir noch recht viel Angenehmes mit unsern Anleihen erleben.

Der Etat dürfte für Herrn v. Gwinner wohl nur der Vorwand für seine Angriffe gewesen sein, die in Wahrheit aus der Mißstimmung der Großbanken über die schlimmen Erfahrungen hervorgegangen sind, die die Großbanken bisher mit den Anleihen gemacht haben. Schlimm, namentlich deshalb, weil ihre Kundschaft das Geld bei diesen Anleihen verloren hat, und weil sie sich infolgedessen in Mißkredit bei ihrer Kundschaft gebracht haben. Sie selbst haben nur geringe Gewinne bei diesen Anleihen gehabt, und ihre Kundschaft hat das Geld verloren — Grund genug für die Banken zur Verstimmung. Es war sehr bezeichnend, daß Herr v. Gwinner die Regierung aufforderte, ihr eigener Bankier zu sein und nach Art der französischen Eisenbahngesellschaften selbst den Vertrieb der Anleihen zu übernehmen. Vielleicht entschließt sich der Staat hierzu einmal, anstatt immer bei den Banken zu petitionieren.

Herr v. Gwinner hat dem preußischen Finanzminister vorgeworfen, bei der Aufstellung des Etats nicht genügende Voraussicht bewiesen zu haben, und diese Behauptung in einem am Tage nach der Debatte von ihm offenbar inspirierten Artikel eines hiesigen Börsenblattes mit der Begründung verstärkt, daß die von ihm geleitete Bank in ihrem Geschäftsbericht vom Jahre 1906 die ungünstige Konjunktur bereits vorhergesagt habe. Der betreffende Passus des Geschäftsberichtes der Deutschen Bank hatte folgenden Wortlaut:

„Da die Ursachen der gespannten Verhältnisse auf dem Kapitalmarkte keine vorübergehenden sind, vielmehr sich nur allmählich durch Sparsamkeit und Einschränkung beseitigen lassen, so vermögen wir für das laufende Geschäftsjahr kaum ein Anhalten der glänzenden Konjunktur zu erhoffen, obgleich die Spekulation sich von Übertreibungen ferngehalten hat.

Diese Reminiszenz wäre besser unterblieben, und zwar deshalb, weil in der diesem Geschäftsberichte folgenden Generalversammlung der Bank der Vorstand eben wegen dieses Passus von den eigenen Aktionären in der heftigsten Weise angegriffen, von ihnen der Tendenzmacherei beschuldigt und zum Widerruf oder doch zu wesentlicher Einschränkung dieser Anschauungen gezwungen wurde! Auch andre Großbanken, z. B. die Diskontogesellschaft, haben sich mit deutlicher Anspielung auf jenen Passus abfällig über diese Anschauungen ausgesprochen.

Doch genug! Ich glaube, wenn die sämtlichen Berliner Bankdirektoren mit der Leitung des Preußischen Finanzministeriums betraut würden, sie würden den Stand der Anleihen auch nicht in die Höhe bringen, wenn es die Verhältnisse nicht selber tun. Wir haben nicht so viel Geld wie England und Frankreich, aber eine große Industrie und eine große Papierlast. Immerhin war die Aussprache ganz nützlich und dürfte auch für den Finanzminister manchen Fingerzeig enthalten, zumal, wie schon angedeutet, die großen Banken für die Plazierung der Anleihen ein wichtiger Faktor geworden sind.

Zigeunerleben im Winter.

Ethnologische Studie von **F. W. Brepohl** (Wiesbaden).

I.

Unter allen Völkern Europas ist keines dem forschenden Auge der Wissenschaft so verborgen geblieben, wie jenes Volk der Zigeuner. Wohl kommt unsre Bevölkerung häufig mit den Zigeunern in Berührung. Aber über ihre Herkunft, Eigenart, Sitten und Gebräuche herrscht Dunkel und Unkenntnis. Wenn hier vom Winterleben der Zigeuner die Rede sein soll, so sind nicht jene braunen Gestalten gemeint, die in großer Anzahl

Digitized by Google

alljährlich ihr Winterquartier in Hamburg aufschlagen, um, sobald das Mailüftel wieder weht, sich aufzumachen und die Ortschaften des Hamburger Staatsgebietes und der Provinzen Hannover und Schleswig-Holstein zu brandschatzen. Diese Art von Zigeunern besteht zum großen Teil aus solchen, die von ihrer ursprünglichen Zigeunereigenart nur die Verschlagenheit, die Lust zum Diebstahl und den Hang zum Herumtreiben behalten haben. Aus der Stammesgemeinschaft der Zigeuner sind sie ausgeschlossen, sei es, daß sie gegen die Stammesgesetze verstoßen oder gegen Stammesangehörige sich unehrlich betragen haben — auch die Zigeuner sind unter sich verbunden, betrachten sich als eine Nation, die in verschiedene Stämme eingeteilt ist,*) und jeder Stammesälteste wacht über die Reinerhaltung seines Stammes und handhabt ungeschriebene Zigeunergesetze. Jene Zigeuner also, die im Winter Hamburg besuchen, dürfen daher keineswegs als typische Zigeuner angesehen werden, sie stellen nur den Auswurf des Volkes dar, und das führt leicht irre.

Schon Dr. Graffunder bekannte 1835 in seinem Werk „Sprache der Zigeuner" (Erfurt 1895): „In mir haftete das Bild ihres wunderbaren Elends, mich fesselte die Gestalt, in der mir unter ihnen der Mensch erschienen war, und ich vermochte nicht mehr meine Gedanken von ihnen zu trennen." In neuerer Zeit haben bedeutende Gelehrte Deutschlands, Englands und Österreich-Ungarns, ja, selbst ein Mitglied des österreichischen Kaiserhauses, Erzherzog Joseph, sich bestrebt, in das Seelenleben dieses Volkes einzudringen, um so Verständnis für es zu gewinnen. Da nun der deutsche Reichstag sich jedenfalls mit einem Gesetzentwurf über das Zigeunerwesen zu befassen hat, erscheint es angebracht, zu versuchen, einen Einblick in das Wesen der Zigeuner zu erhalten.**) Es bietet sich hier wirklich ein Bild wunderbaren Elends, besonders wenn man das Leben der Zigeuner im Winter betrachtet.

Jene Zigeuner, die noch zur Zigeunergemeinschaft gehören, ziehen gegen Ende des Jahres in weniger bewohnte Gegenden (Galizien, Bukowina, Ungarn), um dort in Erdhöhlen zu überwintern. Jeder Zigeunerstamm hat einen bestimmten Sammelpunkt; denn die Überwinterung geschieht stammesweise. Alle Angehörigen des betreffenden Stammes strömen, sofern sie nicht durch Polizeigewalt aufgehalten werden, diesem zu. Ist ein Stamm ziemlich vollzählig geworden, so beginnt er mit dem Bauen von Erdhöhlen. Diese werden von allen Stammesangehörigen gemeinsam gebaut, und zwar für jede Sippe eine. Solche Sippe besteht aus mehreren Familien, da alle Schwiegersöhne zur Sippe gezählt werden, immer also drei Generationen dazu gehören. Bis zur Fertigstellung der Höhle kampieren die Zigeuner im Freien oder in Zelten. Bevor die Höhle bezogen wird, findet eine eigenartige Abwehr-Zeremonie statt. Der Ansicht der Zigeuner zufolge gibt es Menschen, die durch Telepathie andern Schaden zufügen können. Solch Einfluß muß also unschädlich gemacht werden, und zwar geschieht dies, indem ein Feuer von Stechapfelstauden angezündet wird, in das die Zigeuner Alaun schütten. Von diesem Abwehrfeuer wird in jede einzelne Höhle etwas getragen. In früheren Zeiten, als die Wanderzigeuner in Deutschland noch nicht so sehr in ihrem freien Umherstreichen durch die Wachsamkeit der Polizeiorgane behindert waren, bezogen sie Winterquartiere auch an den Südabhängen deutscher Gebirge, z. B. am Spessart und in den Vogesen, im Odenwald usw. Man findet dort bei der Landbevölkerung hin und wieder noch den Glauben, daß der Stechapfelstrauch eine den „bösen Blick" bannende Wirkung habe, und dieser Glaube läßt sich bestimmt auf den Einfluß der Zigeuner zurückführen. Das Stechapfelfeuer ist für sämtliche Zigeunerstämme der Bukowina, Galiziens und der Slowakei unbedingt vor Einrichtung der Winterquartiere erforderlich.*) Erst nach diesen Vorbereitungen bringen die Zigeuner ihre wenigen Habseligkeiten in den Höhlen unter. Mit einer Emsigkeit und einem Arbeitsfleiß, den man bei diesem Volk gar nicht vermuten sollte, werden die Höhlen nun nach Möglichkeit wohnlich zu machen gesucht. Sämtliche Vorbereitungen zum Bewohnen der Höhlen müssen in einem halben Tag vollendet sein, da die zweite Hälfte des Tages einem Stammes-Festgelage gewidmet ist. Es berührt ordentlich wohltuend, zu sehen, wie bei den Einrichtungsarbeiten sämtliche Hände im Dienste des ganzen Stammes sich fleißig regen. Überhaupt scheint bei dieser Arbeit die Losung zu sein: Einer für alle, alle für einen. Gerade hierbei zeigt sich am deutlichsten, welche Liebe zu seinem Stamm jeder Wanderzigeuner besitzt, und wie die Stammesidee in gewissem Sinne eine Art von Ethik bei den Zigeunern erzeugt.

Sind die Arbeiten beendet, so versammelt sich der Stamm zu einem gemeinschaftlichen Mahl, das aus in Schlingen gefangenem Wildbret, erbettelten oder gestohlenen Gemüsen, Wein oder Branntwein besteht und bei dem, wenn eben möglich, auch gebratene Igel, der Leckerbissen der Zigeuner, nicht fehlen dürfen. Während des Mahles spielen die Männer ihre stürmischen Weisen,

*) Näheres darüber siehe in meiner Schrift: „Die Zigeuner nach Geschichte, Religion und Sitte". Göttingen 1909, Vandenhoeck & Ruprecht.

**) Am 1. Dezember hat Freiherr Dr. v. Hertling und am 4. Dezember Herr v. Normann folgenden im Wortlaut übereinstimmenden Antrag an den Reichstag gestellt: „Der Reichstag wolle beschließen: Den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, einen Gesetzentwurf vorzulegen, der das Verbot des bandenweisen Umherziehens der Zigeuner ausspricht."

*) Jene Zigeuner sind auch die, welche, von Schlesien kommend, unser deutsches Vaterland im Sommer durchwandern.

Digitized by Google

die, um mit Liszt zu reden, doch eine Veredlung der primitiven Instinkte des Wesens der Zigeuner hervorgerufen haben. In dieser Musik liegt die Arbeit des Zigeuners, aber auch seine ganze Erholung und Lust: „Dieser diskreten Kunst vertraute sich das Zigeunervolk, in diese rätselhafte Gießform warf es die Verherrlichung des Zaubers, der es von unsern Beschäftigungen fernhält, der es unsre Arbeiten verachten läßt, der es für alle unsre Lockungen unzugänglich erhält und es einzig und allein despotisch beherrscht.“ *) Hier bei diesen großen Stammeszusammenkünften zeigt sich der Zigeuner in seiner vollen kindlichen Sorglosigkeit. Nach der Arbeit der Einrichtung des Winterquartiers, als Stamm und Nation zum Mahle vereint, fühlen sich alle Zigeuner ganz „rom“ (d. h. Zigeuner) und geben sich angesichts des drohenden Winterelends noch einmal ihrer ausgelassenen, aber harmlosen Freude hin. Man hat oft angenommen, jedenfalls auf Grund von Berichten älterer Schriftsteller, die aber keineswegs sich eingehender mit der Zigeunererforschung befaßt haben, daß die Zigeunerstammesfeste wüste Gelage seien. Das kann wohl nur vom Hochzeitsgelage gesagt werden; denn bei dem Winterfest, dem einzigen eigentlichen Stammesfest, geht es wohl fröhlich, aber keineswegs wüst zu. Auch sieht der Abend des Festtags den Zigeuner nicht mehr beim Feiern. Er hat Wichtigeres zu tun. Mit dem Einrichten der Höhlen ist die Tagesarbeit noch nicht getan. Nach seiner Vorstellung hat er noch gegen mancherlei geheime Mächte vorher Maßregeln zu treffen. Hat die Zigeunersippe vor dem Mahl die Einflüsse fremder Personen bannen müssen, so hat sie es nach dem Mahl mit dem Tod zu tun. Es ist eigentümlich, daß die Zigeuner im unmittelbaren Anschluß an eine Stammesfreudenfeier des Todes gedenken, so zwar, daß nach einer stürmischen Musik gleich das „Memento mori“ erschallt. Kaum ist das Festmahl beendet, so wird zur Verbrennung einer mit Tannengrün und Efeu geschmückten Strohpuppe geschritten, deren Asche die Kraft hat, den Tod zu bannen, weshalb sie auch zunächst in die Höhlen gestreut wird, um dadurch den Sensenmann für den Winter vom Lager fernzuhalten. Außerdem füllt jede Sippe des Stammes ein Säckchen mit dieser Asche, das sie auf allen ihren Fahrten im nächsten Sommer mitnimmt, um nötigenfalls die Füße todkranker Familienangehöriger damit einzureiben. Es wäre interessant festzustellen, ob dieser Brauch der Puppenverbrennung und der in der Frühe schon stattfindenden Feuerverteilung früheren zigeunerischen Gebräuchen entstammt, oder ob er katholischen Ursprungs ist.**) Jedenfalls geht man nicht fehl, wenn man in diesen Verbrennungszeremonien eine Verquickung christlicher und heidnischer Vorstellungen erblickt.

Größere Zigeunerstämme halten an diesem Tage auch noch eine Zählung ab. Der Stammesälteste zählt die einzelnen Sippen und stellt die Zahl ihrer Mitglieder fest. Hierbei werden die jungverheirateten Ehepaare nicht etwa zur Sippe des Mannes, sondern zur Sippe der Frau gezählt; denn der Mann tritt durch seine Verheiratung aus der väterlichen Familie in die seiner Frau. Bei dieser Zählung vermissen die Zigeuner wohl manchen der Ihren, der im verflossenen Sommer-Halbjahr auf seinen Wanderungen gestorben oder mit den Behörden in Konflikt geraten ist. Es ist Pflicht des Stammesältesten, bei dieser Gelegenheit festzustellen, wo die Verstorbenen geendet haben und begraben sind, und er tut dies nicht etwa aus Urkunden, sondern aus den Erzählungen der Angehörigen der Sippe, die bei dem Begräbnis zugegen waren. Es ist Ehrenpflicht des ganzen Stammes, dafür zu sorgen, daß das Grab eines Stammesangehörigen, auch wenn es weit vom Winterquartier entfernt liegt, im nächsten Sommer-Halbjahr mindestens einmal von Stammesangehörigen besucht wird. Diese haben das Grab mit dem Lieblingsgetränk des Verstorbenen zu benetzen.

Berliner Sezession 1910.

Von Hermann Abeking (Berlin).

III.

Max Beckmann will mehr als er vermag. Nur die größte Fläche, ein Riesenaufgebot von Figuren erscheint ihm recht. Aber er hat Temperament, echtes, stürmendes, das, wenn sich einst zu diesem klärende Ruhe gesellt, zu Hoffnungen berechtigt. Auch der inneren Stimme ist der Maler nicht bar; vielleicht kommt der Tag, da er dieser hingebender lauscht als dem Vertrauen auf seine Kraft. So ist die „Ausgießung des heiligen Geistes“ mit einer sehr guten Figur schlicht gesteigerten Ausdrucks zur Rechten und zweier wirklich herzvoller Gestalten von Weib und Mann zur Linken, aber einer sonstigen wirren Masse von nur zwiespältigem Wert. Fritz Rhein zeigt einen Rückenakt, der in gleichmäßigem Braun und nicht einmal besonderer Zeichnung kaum akademisch genannt werden kann. Besser ist die „Dame mit Kind“, ebenfalls eintönig braun, das aber in Haar und Kleid gut und abwechslungsreich gestimmt ist. Farbig ist das munter aus den Kissen

*) Franz Liszt, Gesammelte Schriften, herausgegeben von L. Hamau, Leipzig 1883, S. 10.

**) Heute noch wird in Tessin und Ober-Italien in jedem Ort zur Osterzeit ein großes Feuer angezündet, das der Priester mit Weihwasser besprengt, und dessen glühende Kohlen von den einzelnen Familien auf den häuslichen Herd getragen werden. Auch diese Kohlen bannen böse Einflüsse.

Digitized by Google

des Körbchens blickende Baby, in Vorwurf und zarter Wiedergabe ein sehr erfreuliches Stück. Ganz allerliebst ist das „Bretonische Bauernkind“ von Heinrich Linde-Walther mit seiner hellrosa Schürze zu hellem Gelb und mit dem drallen Kindergesicht. Auch die Szene „Nach dem Bade“ mit der Mutter und dem nackten Rücken des Kleinen ist gleich lebens- und liebevoll. Leo v. König wählt dieses Mal einen „Pierrot und Colombine“, ein „Bohème-Café“, Stoffe, die schon an sich reizen dürften, aber auch in der bizarren Auffassung und im mehligen Ton das Richtige treffen. Die schmal nach oben stehende Nase Colombines ist gewagt, erzielt aber einen kecken Klang. Der jüngere Graf v. Kalckreuth ist dem Ruhme dieses Namens nicht gewachsen. Zäh, trocken und steif findet er sich mit Motiven, wie die „Krankenstube“ ab. Arg vergriffen hat sich Bernhard Pankok mit einem Herrenbildnis, dessen weinroter, getipfelter Hintergrund auch auf die Technik des Kopfes abfärbt und in einem scharfgrünen Ordensband den Gipfel der Geschmacklosigkeit erreicht. Anders Emil Orlik. Er ist ganz Duft und Zartheit in luftigstem Strich. Sein Blumenstück, der „liegende Akt“, besonders „der junge Komponist“, dieser im roten Ecksopha am runden Tisch, gibt ein Bild seiner schönen anspruchslosen und doch herzlichen Kunst. Joseph Oppenheimer bringt das überaus muntere Porträt eines jungen Mädchens, das lachend die Zähne zeigt. Charlotte Behrend führt in die Wöchnerinnen- oder Krankenstube. Zwei Frauen, die eine tröstend, die andere leidend, liegen sich in den Armen. Die Farbe ist gegeben durch das kalte Weiß der Kleidung, das sich, fast zu kalt in den Köpfen wiederholt. Dora Hitz schildert südliches Leben und Glut in den „Kindern mit Kirschen“, in der „Weinernte“, verliert aber etwas die Ruhe bei breitem, weit ausholendem und deshalb zum Schlenkern geneigtem Pinsel. Amandus Faure spielt mit einem Harem, dem durch die klägliche Figur des Paschas eine humoristische Note gegeben ist, Hans Meid mit einer auch technisch ausgelassenen Orgie, „Der verlorene Sohn“, in den Orient hinüber. Eugen Feiks erweist sich mit dem kraß beleuchteten Grün eines Billardsaales als Persönlichkeit, Lyonel Feininger überträgt die grotesken Verzeichnungen der Häuser und Gestalten seiner Zeichnungen nicht ohne Glück auf das malerische Gebiet.

Die Landschaft, das Interieur, treten in der sicheren Entwicklung edler Geschlossenheit in den Reigen. Hans v. Volkmanns „Erntereifes Kornfeld“ sei an erster Stelle genannt. Ein breiter, letzter Sonnenstreif trifft die Masse der vollen Garben, vom leichten Rosa der Wolken gekrönt. Das ist reine, im besten Sinne bieder gesehene Natur, jeder Pose fern. Wie stets von wuchtig schwerer Kraft ist Ulrich Hübner. Der Hamburger Hafen mit seinem fast öligen Wasser, die Zahl der Dampfer und Kähne, hierzu die von grauem Nebel durchfeuchtete Luft ist Hübners eigentliche Domäne. Ein sehr schönes, sattes Garteninterieur malt Konrad v. Kardorff, einen tiefinneren Winkel im Schatten auf sommergelbem Grün. Theo v. Brockhusen schreitet stetig fort. Es will scheinen, als ob mehr noch als in den weiten Flächen mit den kahlästigen Bäumen der Künstler in intimeren Ausschnitten, wie „Kähne auf der Havel“, „Biergarten in Baumgartenbrück“, bei der aparten Wahl seiner Mittel dem Allgemeinempfinden nahe kommt. Kurt Herrmann fügt Strich an Strich in bunter Folge und läßt so warme, sonnige und lebhafte Bilder entstehen. Besonders die „Fliederblüte im Park des Schlosses Belvedere bei Weimar“ ist sehr reizvoll im herrschenden Gelb des Gemäuers zum Glitzern des Weges und der Büsche. Das Interieur meistert unübertrefflich Heinrich Hübner, ohne je durch Gleichartigkeit der Stoffe oder des Vortrages zu ermüden. Was die rechte Lust an Farbe und dem Wechsel der Beleuchtung ist, zeigt dieser Künstler. „Das geblümte Zimmer“ (Schloß Paretz) setzt seinem Titel gemäß den geblümten Stoff des altmodischen Sofas zur gleichfalls geblümten Tapete in sicheren Einklang, schlicht und prickelnd zugleich. Größer im Motiv, daher auch in der Arbeit, ist das „Musikzimmer“ in brillantem duftigem Ton, mit dem Spiegel des Parketts und dem japanischen Wandschirm. Emil Pottner gibt freundliche, sonnengetränkte, gut beherrschte Stücke, einen „Kahn im Rohr“, eine „Sonnige Veranda“ mit dem Gewirr der Käfige und ihrer Insassen. Im Stilleben ist die große Note durch George Mosson vertreten, dessen reifes Können in Silbergerät und weißen Blumen prunkt. Robert Breyer ist anspruchsloser, aber gleichfalls durchdrungen von einer Kunst, die die Farbe und ihre Variationen vor das Werk setzt.

Die Zahl der Ausländer vervollständigt Kees van Dongen. Seine „Liegende Frau“ zeigt plakatmäßig ein schwarzes Kleid auf Weiß, das sehr gut gestimmt ist, und durch die weißen Flecken oberhalb des Knies einen besonderen Reiz erhält. Auch die Behandlung des Kopfes im festen Einsetzen der Brauen, Augen und des Mundes ist vortrefflich. Wozu Henry Matisse sich hier mit raumfordernden Arbeiten breit macht, ist unverständlich. Man kann bei den sogen. Bildnissen, die kindisch in plumper Farbe und dürftigster Zeichnung sind, auch nicht das Geringste entdecken, das zu einer Ausstellung berechtigte. Die Landschaften von Alcide le Beau gehen in eigenwilliger Auffassung und Technik auf das Märchenhafte, ja Schwülstige aus, so „Die Nacht“ und „Große Hitze“. Walter Bondys großer Frauenakt „Pédicure“ ist hart und ebenso wie seine Landschaften von äußerst trockener Farbe. Sehr gut ist das Doppelbildnis von Olga v. Boznanski, „Mutter und Kind“. Es gibt im Duftigen, dabei

Digitized by Google

vollkommen Realen ein ausdrucksvolles Kindergesicht, dessen rötliches Haar und eine Rose im Schoße der Dame als lebhafte Klänge geschickt verwertet sind. Giovanni Giacometti zeigt eine Frühlingsstimmung, eine Frau mit den Köpfen dreier Kinder im sonnigen, stumpfen Ton, Abraham Hermenjat in ähnlicher Technik einen „Mittag", einen im Dunst zerfließenden Garten und den Teil eines weißen Hauses, im Vordergrund einige Flecken roten Mohns. Paul Baum ist Pointillist. Seine beschränkte Farbskala fließt in diesem Aneinandersetzen von Punkt zu Punkt sehr hübsch zu einem echt sonnigen, naturwahr erscheinenden Gesamtbilde zusammen.

Zwanglos seien hier noch einige Namen genannt; so Josef Block mit einer „Grablegung", die akademisch nüchtern korrekt keine Ansprüche auf Interesse erheben kann, Karl Strathmann mit einer „Kreuzigung", die mit all ihrem bizarren Kleinkram sich doch nicht zu überzeugender Größe erwächst. Emil Rudolf Weiß' wattige Akte stehen hinter seinen Blumen zurück, auf welch letzterem Gebiet auch Hedwig Weiß gutes leistet. Erwin Vollmer malt einen Garten am See, der mit seiner rosa Erde und dem Rot der Blumen besonders hervorgehoben werden muß. Karl Walser bringt ein Berliner Motiv, „Am Bahnhof Tiergarten", das ihm in seiner mehr zeichnerischen Art köstlich gelungen ist. Benno Berneis führt zum Theater, sein „Max Reinhardt" und „Theaterprobe" sind allzu flüchtig und roh; glücklicher ist Ernst Oppler mit dem „Metropoltheaterball", der die Masse sehr treffend in ihrer Wirrnis meistert. Farbig und zeichnerisch munter in fast dem Holzschnitt entnommener breiter Fläche ist Walther Klemms „Eisschneiden" und „Eisplatz", ebenfalls Winterszenen von Ruhe und malerischem Können Fritz Oßwalds „Erster Schnee" und „Bahnhof München". An gleiche Stelle kommt ein blaugrauer Winterabend von Willibald Krain. Die Straße schildern mit ihrem farbigen Treiben, das einen guten Einklang erhält, Paul Kayser und Philipp Franck, der „Alt-Berlin" mit den hohen Häusern am Ufer der Spree aufsucht. Werner Hoffmann, Klein-Diepold, der eigenartige Felix Klipstein, Richard Dreher und Eva Stort weisen sich als tüchtige Landschafter aus. An Porträts heben sich noch der Kopf des Einjährigen von Wilhelm Giese, das tonige Kindergruppenbildnis von Sabine Lepsius, das Bildnis des Herrn A. K. von Paul Oberhoff, letzteres apart und großzügig durch das Blau des Anzugs im Freien, hervor.

In der Plastik herrscht das Bestreben, mit einer Formel zu brechen und an deren Stelle Eigenes, Selbstgeschautes zu fügen. In der Plastik ging und geht die Erhebung langsamer vor sich als in der Malerei. Ob dieses daran liegt, daß der Stein einer allzu großen Variation einen zu schroffen Widerstand entgegenhält, oder daß das Denken der Bildhauer allzu konservativ geschult ist, mag dahingestellt bleiben. In der Sezession sehen wir fast ausschließlich Neuerer auf diesem Gebiet, solche, die die antike Form durch ein selbständiges Stilgefühl ersetzen, dann solche, die durch lockeren Antrag dem Leben seine Lebendigkeit abzulauschen versuchen. Zu ersteren gehört Fritz Klimsch, der in den Bildnisbüsten zweier jungen Damen zeigt, wie eine schlichte Übertragung in die große Form auch Anmut und Wärme zu Worte gelangen lassen kann. Max Kruse geht auf die Seite der letzteren. Sprühend, fast sprechend ist die Bildnisbüste mit dem mokanten Zug des Mundes, ebenfalls nur auf ursprüngliche Lebhaftigkeit des Fleisches bedacht die hohe, schlanke, sehnige Mädchengestalt, „Typ 20. Jahrhundert." Beide Werke schuf der Künstler aus dem Holze, das an sich schon die Struktur des beweglichen Daseins hegt. Georg Kolbe bringt das Modell zu einer Bronzefigur. Fleck setzt er an Fleck, so daß schon hierdurch ein Wechsel des Lichtes bedingt wird, ähnlich wie ihn das Fleisch aus sich selbst zu entwickeln vermag. Das kindlich Schlanke der jungfräulichen Gestalt, das Unentwickelte, Knospende ist reizvoll, letzteres auch im Ausdruck des Kopfes zur Darstellung gebracht. Glatter, ruhiger gibt sich die Gartenfigur in Sandstein, ein stehendes Weib, das den Mantel achtlos um die Hüften schlägt. Das Liebespaar ist weniger ursprünglich, doch von schöner Linie. Das „Gehende Mädchen" von Hermann Haller scheint zunächst auf den Begriff der Schönheit zu verzichten, doch sehen wir, wenn wir uns in eben diese Arbeit vertiefen, wie wandelbar dieser Begriff an sich ist, wie sehr er von dem Künstler, nicht von dem Beschauer bestimmt werden muß. Denn auch hier ist warmes Leben und eine Schönheit, die anspruchslos aus dieser entspringt. Die mageren, kaum erwachsenen Glieder schreiten fast zögernd dahin, die rechte Hand hält einen Strauß, die linke lässig spielend eine Blüte. Ähnlich fügt Karl Albiker eine „Überraschte Susanna" in sehr lebhafter Biegung des Körpers und impulsiver Technik. Richard Engelmanns „Die Schlafende" ist groß und streng in der Wirkung, doch haben Halbfiguren plastisch stets etwas Durchschnittenes, mag dieser Durchschnitt auch noch so gut kaschiert sein. Franz Löhr gibt die Körper einer ruhenden „Mutter und Kind", die, unterstützt durch das Rotgesprenkelte des Steines, in schöner, ruhiger Form den Duft des Fleisches atmen. Hans Schmidt versucht es in seiner „Zwiesprache" an Stelle der Geschlossenheit mit einer offenen Linie, die das kniende Weib und den liegenden Mann mit einander verbindet. Rein plastisch ist dieses kaum. Aber in Anbetracht der vielen längst bekannten Wiederholungen, die bei dem dichten Aneinanderfügen der Gestalten entstehen und entstehen müssen, mag auch eine solche Komposition

Digitized by Google

als Abwechslung seine Berechtigung haben, zumal hier Können und Gestaltungsvermögen vorhanden sind. „Die schlafenden Kinder“ von Tina Haim machen nicht die freistehende Silhouette, sondern nähere Aufsicht zur Bedingung. Wie im Bettchen ruhen die Kleinen, das jüngere an die Hüfte des älteren geschmiegt. Die Arbeit selbst ist schlicht, liebevoll und jeder Kleinlichkeit fern. Wilhelm Groß archaisiert, Paul Peterich läßt kalt mit der aus der Renaissance übernommenen Glätte. Aus Wachs, selbst fremde Stoffe, wie Glasperlen und Wollhaar nicht verschmähend, fügt Clara Sievert einen überaus bewegungsvollen „Kampf um das Gewand“. Blaufarbenes Tuch, die nackte Gestalt des einen Weibes umschlingend und zu Boden reißend, verbindet diese mit der andern Frau, die wütend zerrend die Beine stemmt. Der Vorwurf ist eigenartig und meisterhaft bewältigt. Nur im großen Umriß, alles Unwesentliche beiseite drängend, schaffte Richard Scheibe seinen Affen in Kalkstein, Ernst Barlach seinen Berserker in Holz. Die Arbeiten des Letzteren mögen dem Kunstgewerbe näher stehen als der figürlichen Kunst, da sie eben die Linie höher einschätzen als das von der Natur Gegebene. Dennoch, oder gerade deshalb verleiht der Künstler ihnen den lebhaftesten Ausdruck seiner Idee.

Die Kondottieri.

Von **Lothar v. Fredrik** (Berlin).

Es ist in der Gegend von Rimini und im Jahre 1268. Ein leuchtender, sonnenheller Herbsttag liegt flimmernd auf der blauen Adria. Wie strahlende Sterne heben sich die roten und weißen Segel der Barken vom tiefen Dunkel der Flut ab, mit deren Farbe sich fern das Blau des Himmels mischt. Durch die letzten Ausläufer des Apennin zieht ein abenteuerlicher Troß gepanzerter, mit Schwertern und Hellebarden bewaffneter Gestalten. An seiner Spitze reitet ein großer starkgebauter Mann, das energische, dunkelbärtige Antlitz wie in trübes Sinnen verloren auf die schwarze Mähne des Schlachtrosses niedergesenkt. Guido der Alte, wie ihn die Geschichte nennt, zieht als Gebannter von Rom nach seiner Stadt, nach Monteferetrum, das wie ein kühnes Raubnest an einer der steilsten Bergspitzen zwei Wegstunden etwa von Rimini entfernt drohend hängt. Von hier sieht man an klaren Tagen die Wogen der Adria, und hier in dem alten Tempel des Jupiter Feretrius, des Edelbeuteträgers, um den herum allmählich sich Monteferetrum erhob, will Graf Guido von Montefeltre warten, bis ein neuer Kampf ihn ruft und seinem scharfen, sieggewohnten Schwerte neue Arbeit gibt. Nicht der Bann kümmert ihn; in jener Zeit wurde soviel gebannt, daß man des kaum noch achtete, zumal meistens die Mittel, den Bann wirksam zu machen, fehlten; aber doch er ist in Trauer versunken. In Rom traf ihn die Unglücksbotschaft von Skurkola, als er noch mutig und hoffenden Herzens die heilige Stadt dem letzten Staufen hielt, für dessen Väter seine Vorfahren gestritten hatten. Und dieser Unglücksbotschaft folgte der Bluttag von Neapel, an dem das jugendliche Haupt des blonden Konradin unter dem Henkerbeil des Anjou in den Staub rollte . . .

Guido der Alte ist der erste große Kondottiere aus dem Hause der Montefeltre. „Schlachtenführer“ heißen ihn die Zeitgenossen, und die Chronisten überschütten ihn mit Ruhm, sie preisen ihn als ersten Kriegsmann seiner Zeit, als den größten Weisen. Auch Dante beschäftigt sich viel und gern mit ihm; er erwähnt seiner in der Fahrt durch die Hölle. Nach einer schwindelnden Wanderung durch die Welten der Geister folgt der Florentiner seinem Führer Vergil in die achte, flammendurchloderte Höllenbulge, wo Diomedes und Odysseus leiden, weil Troja unterging und Achill starb. Da naht sich ihm eine Flamme, aus deren züngelnder Spitze verworrene Laute klingen, die sich nicht zu Worten formen können, die an sich selber ersticken. Endlich erkennt der Dichter den Kriegsmann, der sich ihm zu erkennen gibt:

„Ein Kriegsmann war ich einst, dann Franziskaner;
Denn mit dem Strick zu gehn hielt ich für Buße.
Und sicher wär mir ganzer Glaube worden,
Doch weh, der große Priester — Fluch sei ihm drum! —
Der stürzte mich zurück in frühre Laster:
Das Wie und Warum sollst du jetzo hören!“

Und der Gequälte teilt dem Dichter sein Verbrechen mit, wie er dem Papst Bonifaz VIII. den trügerischen Rat gegeben habe, sich Palestrinas, der Stadt der Colonna zu bemächtigen, und das, als er selber schon die Kutte trug, um die Sünden eines langen und rauhen Kriegerlebens zu sühnen. — Seltsam genug mutet es uns an, daß dieser wilde und trotzige Mann des Schwertes, der so oft den starken Stahl für die Ghibellinen wider den Papst geschwungen hatte, als Mönch endete. Aber in der Seele dieses seltsamen Menschen ist auch hier des Rätsels Lösung zu suchen. Guido der Alte, den man gerne den Odysseus des XIII. Jahrhunderts nannte, besaß einen Zug, der ihn einem nicht minder gewaltigen Feldherrn im Anfang des XVII. Säkulums verwandt erscheinen läßt: Wallenstein. Wie dieser seinen Sterngucker und Seher, seinen Seni besaß, so verknüpft diesen ersten großen Montefeltre ein festes, dunkles, geheimnisvolles Band mit dem Arzte und Astrologen Bonatti, dem „Hexenkünstler und Phantasten“, wie ihn das Volk nannte und der in der Tat ein bedeutender Gelehrter war. Doch das trübte sowenig seinen wie Wallensteins Blick für die Dinge der Wirklichkeit: als die Guelfen die Oberhand haben,

Digitized by Google

eilt der Kampfgefährte Konradins, ein Menschenalter später allerdings, dem zweiten Anjou zu Hilfe. — Man sieht auch, dieser große Kondottiere nimmt es mit den Idealen nicht genau, noch weniger plagt er sich mit Skrupeln. Es war eine rauhe Zeit, die die Renaissance gebar. Auch das ist wie ein Treppenwitz der Weltgeschichte: die Zeit, in der die Sehnsucht nach dem alten hellenischen Idealismus in Kunst und Philosophie zum ersten Male emporloderte, ist vollkommen bar jedes eignen Ideales. Es sei denn, man sieht die Selbstsucht, die allenthalben die Zügel führt, als ein, als das Ideal an, da sie allerdings die Wurzel ist für die spätere Beschäftigung mit dem Menschen, ja in gewissem Sinne auch für unsern modernen Individualismus. Diese rauhe Zeit des wildesten Existenzkampfes konnte nur rauhe Menschen formen und auch nur brauchen; und nur die rauhesten und stärksten vermochten sich zu behaupten. Denn einer stand wider jeden andern, und jedes Mittel, die eigene Herrschaft zu stützen, war recht. Man fragte nicht, woher die Geschlechter kamen, und die Bastarde galten den Legitimen gleich, ja sie liefen ihnen oft den Rang ab. Nur der Tüchtige hatte Daseinsberechtigung. Hatte ein Geschlecht erst einmal durch einige glückliche Siege sich Geld und Ruhm erworben, so war es immer noch Zeit, den Dichter in Sold zu nehmen und eine „Feltria“ oder „Sforziade“ entstehen zu lassen und als Ahnherrn irgendeinen Helden des Altertums, einen Hannibal oder Scipio oder Mucius Scaevola, heranzuziehen; so führten willige Historiker das Geschlecht der Montefeltre bis auf Kaiser Justinian zurück, ohne daß sich ihre Auftraggeber jedoch anders als offiziell über ihren Stammbaum getäuscht hätten, so wenig wie die Gonzaga in Wahrheit Kaiser Lothar für ihren Ahnen hielten.

Doch erst mußten die fremden Eindringlinge verschwinden, die mit den deutschen Herrschern über die Alpen gekommen waren, ehe Raum ward für die freie Entwicklung der italischen Geschlechter. Denn nicht von Söhnen des Landes ist das Kondottenwesen geschaffen worden, sondern von Parteigängern, von abenteuernden Rittern, die das Ideal oder die Sucht nach Geld zu der Fahne des Fürsten trieb. Bei den deutschen Bandenführern wenigstens, wie bei dem Herzog Werner v. Urslingen, Konrad v. Landau oder Albert Sterz, darf man auch mit dem ersten Grunde rechnen; denn weder das deutsche Volk, noch auch die deutsche Ritterschaft war damals schon reif für das Evangelium der Renaissance, das sich mit so derben Schlägen einführte; ihre Rauh- und Reifezeit kam noch. Aber John Hawkood, einer der ersten Kondottieri und einer der berühmtesten, suchte während seines langen Lebens auf der Halbinsel wenig mehr als Geld und Ruhm. Und beides, in unermeßlicher Menge fast, ist diesem italienisierten Engländer geworden. Als ihn in Florenz, für das er stritt, der Tod ereilte, forderte der englische König seinen Leichnam, und so ruht der Abenteurer im Schoße des Vaterlandes. John Hawkoods Beispiele folgten viele, und lange Jahre war Italien den Abenteuergelüsten fremder Söldnerführer preisgegeben und ihren Befehlen unterworfen.

Erst die Schlacht von Marino schafft hierin Wandel. Gegen die französischen Banden, die für den Gegenpapst Clemens nach Italien gekommen sind und sich der heiligen Stadt zu bemächtigen drohen, ruft der Papst Urban den Feldherrn Alberico da Barbiano zu Hilfe, nachdem schon vorher die heilige Katharina v. Siena ihm mit einem ebenso entflammenden, wie kapuzinischen Briefe ins Gewissen geredet hatte. Albericos Sieg von Marino entscheidet über das künftige Kondottenwesen. Das Nationalbewußtsein erwacht. Die Gemeinden, die bisher aus Furcht willenlos den fremden Kondottieri zur Verfügung gestanden hatten, schließen vor ihnen die Tore. Kriegsleute erstehen in ihnen, die ihre Sache führen. Ein Pandolpho Malatesta, Giacomo del Verme, Facino Cane und Dutzende anderer tauchen empor. Und mit dem Erwachen des Nationalgefühles schlägt der Sinn für die Geschichte, für die Vergangenheit die Augen auf. Mit Staunen sieht man auf Rom, auf die „ewige, heilige“ Stadt. Die Helden des Altertums leben auf. Der Geist der alten Römer scheint in den Kondottieri aufzuflammen, und Künstler und Gelehrte reichen ihnen die Hand zum Bunde. So erwuchs in Italien aus dem nationalen Geiste der Geist der Renaissance, der seinen internationalen Charakter durch einen noch nicht dagewesenen Siegeszug über alle Kulturlande erweisen und konstituieren sollte. Und fast zwei Jahrhunderte halten die Kondottieri ihre Macht aufrecht, sprechen sie das entscheidende Wort und spielen sie die erste Rolle. Sie waren in der Gewalt, also waren sie im Recht! Dann fluten die Wogen des Lebens in Italien gleichmäßiger, der Sturm läßt allmählich nach, und die schäumende Brandung ebbt ab. Jetzt tagt es in Deutschland; der Humanismus faßt Wurzel. Nicht in wilden Kämpfen Stadt gegen Stadt äußert sich hier das gärende Leben, aber im heißen Ringen Stand wider Stand verrät sich der neue erwachende Geist, bis er in der Reformation zum Durchbruch gelangt. Die Ständekämpfe in Deutschland waren gewiß weniger wild und blutig, sicher aber nicht weniger bitter als die Schlachten, die man in Italien schlug. Erst nachdem die Gemüter durch jahrhundertelanges, stummes Ringen erglüht waren, flammten sie auf. Dann erst griff man zu den Waffen, um nun noch am Ende des eigentlichen Kampfes, gewissermaßen als Gottesurteil, für oder wider das Recht des neuen Geistes einzutreten. Auch dieser Wesenszug ist echt germanisch; und darum haben die Bandenführer in Deutschland

Digitized by Google

kaum eine andre Rolle gespielt, als daß sie das Land verwüsteten, weil sie konnten, da sie die bewaffnete Macht in Händen hatten.

Dieser große und bedeutsame Unterschied zwischen den italienischen Kondottieri und den Bandenführern, die das deutsche Land brandschatzten, ist streng im Auge zu halten. Jene waren Befreier, waren Vorkämpfer, waren die Träger einer neuen Zeit und einer neuen Kultur; diese nichts mehr als armselige Raubgesellen und Mordbuben. Darum werden die Namen Montefeltre, Malatesta, Sforza, Gonzaga und wie sie alle heißen, nicht allein für das Ohr des Kulturhistorikers einen guten Klang behalten, sondern auch für das jedes Gebildeten, den es bisweilen lockt, in die erzählenden Tiefen der Vergangenheit hinabzusteigen und seltene und seltsame Geister aus versunkenen Tagen zu sich reden zu lassen.*)

Oden des Horaz.

Übertragen von **Lothar Treuge** (Berlin).

I.

An Pyrrha.

Welch ein Knabe bedrängt schlank in den Rosen dich?
Hat ihn feuchtes Gedüft, Pyrrha, beronnen ganz
In entzückender Grotte?
Flichst dein helles Gelock für ihn,

Einfach in deinem Schmuck? Ach, wie er oft um Treue,
Um der Götter Verrat weint und das rauhe Meer
Und die finsteren Stürme
Anstaunt ohne Begreifen einst,

Der dich heute genießt und an die goldene glaubt,
Ewig frei dich erhofft, ewig geliebt sich wähnt,
Weil ihm fremd eines Atems
Launen! O wie verblendet ist,

Wer dich nimmer erprobt. Ich überlieferte
An geheiligter Wand meiner Gelübde Schrift,
Meine nassen Gewänder
Dem gewaltigen Gott der See.

An Thaliarch.

Du siehst wie blendend in der Lawinen Wucht
Sorakte dasteht, kaum ihrer Lasten noch
Die müden Wälder schleppen, Flüsse
Unter der schneidenden Kälte stockend.

Den Frost zu schmelzen, lege der Scheite viel
Dem Herde zu, und gütiger, reichlicher
Entnimm den Kernwein vierten Jahres,
O Thaliarch, dem Sabinerkruge.

Den Rest den Göttern! Zwingen sie einmal doch
Den Kampf der Winde wider des Ozeans
Empörung nieder, und Zypressen
Und die gealterten Eschen schlafen.

Was morgen sein wird, weiche dem Rätsel aus.
Wie auch der Zufall immer die Tage gibt,
Nimm als Gewinn sie. Süße Buhlschaft,
Knabe, verachte nicht, nicht die Tänze,

Denn kräftig bist du, mürrischem Greisentum
Noch ferne. Feld und Plätze, besuche sie,
Der Nacht verhaltenes Geflüster
Suche zur Stunde des Stelldicheines,

Ein hold Gekicher aus ihrem Nestchen her
Verrät die Dirne, die sich verbarg vor dir,
Du darfst ein Pfand dem Arm entreißen
Oder dem neckisch gesträubten Finger.

*) Wir verweisen an dieser Stelle auf das vorzügliche kürzlich erschienene Werk von Alfred Semrau: Die Kondotten und Kondottieri. Verlag von Eugen Diederichs (Jena).

Einsamkeit.

Brief eines jungen Bauern.

Von **Otto Ernst Sutter** (Karlsruhe).

Verehrte Frau,

des Kopfschüttelns und ungläubigen Lachens wollte es kein Ende nehmen, als ich in unsrem Freundeskreise, der sich während des letzten Sommers wöchentlich einmal auf den samtenen Rasenflächen Ihres unvergleichlichen Gartens zusammenfand zu abendlichen Gesprächen, den bestimmten Wunsch aussprach, ein Jahr in die stillste Einsamkeit irgendeines Bergtales zu gehen. Man begann zu spötteln und vermutete den Grund meines Vorhabens in einem verschwiegenen Verliebtsein. Ich blieb still. Man höhnte, und das Spiel schlug in ein scharfes Wortgefecht um. Da kam ich ins Feuer: „Jawohl, verehrte Damen und liebe Herren, ich habe eine verschwiegene Liebe, das ewigschaffende Land, die reifenden Äcker und Felder draußen vor der Stadt. Ich will ein Bauer werden“ — das brüllte ich geradezu heraus —. „Wohl ist mir bekannt, daß der Bauer nicht nur Tage der Ernte sieht, ich weiß, wie schwer es ist, Ungemach und Mißerfolge, die das Wetter schickt, aufrecht zu ertragen, dreimal schwer für den, in dessen Adern nicht das Blut eines uralten Bauerngeschlechtes gleichmäßig und in sicheren Takten fließt. Ich besitze nicht das Glück der bäuerlichen Abstammung, muß mir den

Digitized by Google

Ehrennamen Bauer erst erwerben. — Allein ich will keine Experimente anstellen auf einem eigenen Grund und Boden und darnach elend scheitern. Ich will eines Eigenlandes wert sein. Und um den Anfang zu machen, werde ich in die Einsamkeit gehen, in einem weltentlegenen Forstwärterhaus als Knecht einstehen, zunächst auf eines Jahres Dauer. Die Sehnsucht nach dem Eigenland wird mich führen." Die Freunde waren still geworden nach dieser kleinen Rede, die mir heute nicht ganz frei scheint von theatralischem Gepränge und bengalischer Beleuchtung. . . .

Nach einem halben Monat schnürte ich mein Bündel und ging in die Einsamkeit. Das war vor schier dreiviertel Jahren. Niemand wußte wohin.

Ihnen, verehrte Frau und mütterliche Freundin, habe ich mit Frühlingsanfang einen Bericht versprochen. Haben Sie die Güte, ihn jetzt entgegenzunehmen.

Die Einsamkeit heißt Silbertal, ist ein zweistöckiges Forstwärterhäuslein mit einem kleinen Nebengebäude für Stall und Scheune, vier Bergäckern, einem Morgen schlechten Wiesengrund und einem Garten, ein paar Meter nur im Geviert. Als Knecht wohne ich in einer Kammer des Nebengebäudes. Diese wohnlich zu machen, war meine erste Sorge neben den bäuerlichen Geschäften des Tages.

Da ich im September ankam, begann mein Dienst mit der Ernte. Ein kleiner Haferacker an steiniger Halde war einzuholen: o, die Sonne hatte noch eine teuflische Kraft und bräunte mir die Haut tiefrot. Wie ungeschickt bin ich mit der Sichel anfänglich umgegangen, wie ungeschlacht waren die ersten Garben des mageren Berghafers. Aber allmählich ging es besser. Dann brachte ich den Ertrag eines schmalen Streifen Kartoffellandes heim, und da und dort gab es noch eine Fuhre auf dem Zweiradkarren, den ich vorsichtig die Hänge auf und ab zog. Der Forstwart ist tagsüber beinahe immer im Wald, seinem Beruf nach. Wenn er auf den Abend heim kommt, beschaut er meine Arbeit, hat ein lobendes Wort, wenn es zulässig ist, und gibt für den nächsten Tag Anweisung. Da hat er in den ersten Wochen manchmal ein Auge zugedrückt. Mitunter indes lachte er herzlich ins Tal hinaus über mein Werk, so, als die Furchen des zur Wintersaat gepflügten Ackerleins kreuz und quer verliefen. . . . . Im Stall haben „wir" zwei Kühe stehen von einer kleinen Schweizerrasse, und in einem dunklen Anbau rumorte bis vor vier Monaten ein feistes Säulein. — Verzeihen Sie, verehrte Frau, meine breite Schilderung. Aber Sie wollen doch ein ganzes Bild haben.

Von meiner Kammer noch ein wenig. Einen halben Tannwald habe ich verfeuern müssen, um nicht zu erfrieren, da der Wind durch die Spalten der dünnen Bretterverschalung unerbittlich hereinpfiff. Und doch ist mir diese Stube lieb geworden. Ihre kahlen Wände habe ich mit drei Bildern geschmückt aus Büchern, die in meinem Koffer mit in die Einsamkeit zogen. So ist ein freundlicher Schimmer in das Gehäuse gekommen.

Der Winter hat frühzeitig und recht heftig eingesetzt. In drei, vier Tagen waren wir eingeschneit. Wenn in der Frühe die Tiere gefüttert und getränkt waren, das Kurzfutter für den Mittag geschnitten worden, blieben Holzspalten und das oder jenes Nebengeschäft. War nichts zu tun in Haus und Hof, schaute ich wohl bisweilen den Kühen zu, wie sie fraßen oder wiederkäuten. Und freute mich der Stille und des Hungers der Tiere.

Nach Feierabend sitze ich drüben im Forstwärterhaus vor dem behäbigen grünen Kachelofen, unterhalte mich mit dem Forstwart und seiner Frau oder lese in dem kleinen Amtsverkündiger, der uns einmal in der Woche — die nächste Siedlung und Poststation ist drei und eine halbe Stunde entfernt — heraufgebracht wird, wo die Maul- und Klauenseuche ausgebrochen, oder welche Viehschäden sonsten unsern Bezirk betroffen. — Die Forstwärtersleute gehen mit den Hühnern ins Bett. Dann bin ich bisweilen noch bis Mitternacht über meinen Gartenbüchern und Landwirtschaftlichen Wegweisern. Und die Sehnsucht nach dem Eigenland wird stärker und stärker.

Zu Weihnacht hat die junge Meisterin einen schönen Christbaum gerüstet und auch mir eine Ecke des kleinen Beschertisches zugedacht: ein gestricktes Halstuch, rot mit gelben Franzen, und ein Paar treffliche warme Strümpfe. Zum Dank habe ich des Peter Cornelius Weihnachtslieder gesungen. Schlecht und recht, wie ich sie im Kopfe hatte. Der Forstwart schaute ernst darein, und seine Frau wischte sich ein wenig die Augen: der Mai will ihr mütterliche Freuden geben. —

Und nun habe ich mich oft gefragt, ob das eigentlich eine Einsamkeit ist. Ich glaube es nicht ganz. Aber ich bin so eifrig und gerne hinter meinen Geschäften her im Stall und in der Scheune, oder wo sonst eine Arbeit zu besorgen, wie die ersten Tage. Das ist doch auch ein Stück zum Beweis für die Brauchbarkeit zum bäuerlichen Werke. Glückselig gar bin ich in diesen Tagen, da ich, nachdem das Tal im ersten Frühlingstrieb steht und die Weidenkätzchen die Luft mit gelbem Blütenstaub erfüllen, die steinigen Äckerlein an der Berglehne zu neuer Tracht bestelle. Doch davon darf ich Ihnen, wenn ich aus der „Einsamkeit" komme, mehr erzählen, in einer Laube Ihres schönen Gartens . . . Dann will ich Ihnen auch meine Hände zeigen, in deren Flächen die Arbeit manche tiefe Linie gegraben. Ich bin stolz auf diese Hände.

Neben den bäuerlichen Hantierungen habe ich mich in allerlei „Hilfswissenschaften" umgesehen. So bin ich ein tüchtiger Schreiner und Zimmermann geworden. In der Futterkammer des

Digitized by Google

Stalles stöberte ich eine brauchbare Werkbank auf und eine Kiste mit allerlei Handwerkszeug.

Auf mein Gesellenstück tue ich mir besonders viel zugute. Die Wiege für der Meisterin Maienkind. Sie erinnern sich vielleicht an das kostbare Bild des Michael Pacher „der heilige Ambrosius", das in der Augsburger Galerie hängt. Auf dieser Tafel liegt ganz im Vordergrund in einer gar schönen Wiege ein vollbackiger Bub. Die Formen jener Wiege habe ich nie vergessen, und nun habe ich sie zur Grundlage für die Handrisse zu meinem ersten Schreinerkunstwerk gemacht . . . Es war unterhaltsam während der Arbeit in meiner zur Werkstatt gewandelten Futterkammer. Bei dem lauten Schreien des Hobels streckten die Kühe verwundert ihre dummlieben Köpfe zu mir herein, und die Mäuse, die nach Körner suchten, schnellten in ihre Löcher. Als ich die Wiege, grün gestrichen, mit rot und gelbem Blumengerank, in das Forstwärtershaus hinübertrug, habe ich die ersten Finken trillieren hören. Frühling und Eigenland.

Mein Bericht ist viel zu lang geworden. Indes hoffe ich, daß er Ihnen das sagt, was Sie zu erfahren wünschen, verehrte Frau. Meine Sehnsucht nach dem bäuerlichen Lebenswerke ist gewachsen und reiner geworden mit jedem Tag, und wenn ich in einem Vierteljahr das Silbertal hinter mir lasse, so bin ich dem Eigenland näher, seiner würdiger.

Die Lehrzeit bei den Forstwärtersleuten werde ich nie vergessen, diese „Einsamkeit" war so froh und kraftspendend.

So bin ich denn erfüllt von Hoffnung und gefestetem Wollen. Auf den Abend in Ihrem sommerlichen Garten freue ich mich. Einen bunten Strauß unsrer Blumenbeete, die ich vor einer Woche umgestochen und geebnet, werde ich Ihnen mit nach der Stadt bringen und ein Büschel reifender Fruchthalme von den Bergäckern. Dann ist auch meine Haut wieder tiefbraun geworden. — Darf ich noch einen Wunsch aussprechen: wenn Sie ein neues, gutes Garten- oder Bauernbuch finden, senden Sie es mir, bitte, in die Einsamkeit. Am Ende schreibe ich selber einmal eins über die Herrlichkeit des Eigenlandes in der winterlichen Stube des Hofes, in drei oder vier Jahren.

Derweilen kommen aus dem Silbertal viele schöne Grüße von Ihrem treulich ergebenen

Johannes Morgenweg.

Silbertal, Ende Grasmond.

Lanx satura aus Bayern.

Zwar sagt ein schönes Lied: „Gefährlich ists, den Leu zu wecken und fürchterlich des Tigers Gier; jedoch das schrecklichste der Schrecken, das ist der Bayer ohne Bier"; indes wäre der im Irrtum, der meint, uns Bayern sei wegen des offnen und latenten Bierkrieges der Humor versiegt. Wenn trinkfeste Schrannenbauern in der Kornkammer Niederbayerns aus dem Straubinger Stadtbrunnen Wasser trinken; wenn Münchener Arbeiter Limonade und Springerl dem Gerstensaft vorziehen; wenn von den Kasernenkantinen die Banzen ungeöffnet wieder abgeholt werden müssen, dann möchte man fast glauben, der Halleysche Komet zertrümmerte mit seinem Meteorschweif die Mutter Erde.

Aber auch sonst sorgt insbesondere unser Landtag für Stoff zu göttlichem Lachen. Wissen Sie schon das Neueste? die hohe Kammer der Abgeordneten ließ sich zum Passionsspiel in Oberammergau einladen. Warum auch nicht? Konnte man in corpore nach der Pfalz reisen, um Gratisweine zu schlürfen, so konnte man sich auch die Passion vormimen lassen, bevor das profane Volk sich daran ergötzte. Die kgl. bayerische Staatsbahn tat ein Abriges und stellte einen Sonderzug zur Verfügung — wir habens ja! — und nun können die Herren Deputati, ohne für Übernachten ihre Diätenkasse in Anspruch zu nehmen, an einem Tag hin und zurück. Nicht wahr, die hohen Herren geben dem Volk ein erbauliches Beispiel der Sparsamkeit. Aber auch der Uneigennützigkeit. Denn so schnöd sind sie nicht, daß jeder nur für seine Person ein Freibillett beansprucht; nein, sie erstanden pro Kopf drei Freibillette; also können Mann, Frau und Kind; Pfarrer, Köchin und Schwester; unser bekannter Josef Filser mit seinem Freunde und der „Bekanntschaft" ihre Augenlust weiden. Ein richtiges Triolengeschenk. Sie meinen, der Landtag hätte allen Anlaß, mit der Zeit haushälterisch umzugehen? Aber — Gottesdienst geht doch vor Herrendienst!

Man ruft immer nach mehr kaufmännischem Zug in unserm Staatsleben. Auch hierin gibt unser Landtagspräsidium mit Herrn v. Orterer an der Spitze ein leuchtendes Beispiel. Wir haben bekanntlich in München ein Hof- und Nationaltheater. Der Hof hat auf Grund der Zuschüsse des kgl. Hofes bestimmt abgestufte Freiplätze für seine Beamten. Aber die Nation? Bis jetzt nicht. Da aber die Nation ihre Vertretung im Landtag hat, verlangte das Präsidium nicht — 163 Freiplätze, — so unbescheiden ist es nicht —, sondern nur 4. Die Intendanz mochte sich sträuben wie sie wollte, die Repräsentanten der Nation verlangten, wie seinerzeit der athenische Demos sein Theorikon — und siegten. Weh euch, ihr Balletteusen, nun schauen scharfe Augen auf eure Mängel — der Bekleidung; und falls Josef Filser in der nächsten Session ins Präsidium gewählt wird, dann wird eine strenge Zensur einkehren!

Bei uns kann man das bekannte Wort Talleyrands also umkehren: „Das Zentrum herrscht, aber regiert nicht". Aus der Zwitterstellung, in der sich unsre sogenannte Regierung befindet, erwachsen Wirrnisse, die manchmal zu köstlichen Ergebnissen führen. So sagte der Ministerialdirektor v. Schätz, der ev. Stellvertreter des Kultusministers, dessen Duz- und Kouleurbruder, jüngst zu dem zeitlich pensionierten Lyzealprofessor Dr. Sickenberger — — doch langsam! Besagter Lyzealprofessor hatte in der alten Bischofsstadt Passau, wo die „schwarze Kunst" seit alters bekannt ist, modernistische Anschauungen verlautbart, so daß sich der Infulträger beim Ministerium beschwerte. Dies gab dem Angeklagten den Auftrag, sich krank zu melden. Dr. Sickenberger war aber ganz gesund und wollte um der schönen Augen des Herrn v. Wehner willen nicht simulieren. Was nun? Man pensionierte ihn „wegen Krankheit". Nicht wahr, ein abgekürztes promptes Verfahren, entsprechend dem Worte des Jesus Sirach: „Sei unerschrocken, wenn du urteilen sollst".

Dr. Sickenberger hing nun die Theologie an den

Digitized by Google

Nagel, ließ sich einen Bart wachsen, ging aber nicht nach Jericho, sondern nach München und unterzog sich mit ausgezeichnetem Erfolg der Prüfung für das höhere Lehramt. Dann stülpte er seinen weltlichen Zylinder auf sein Modernistenhaupt, klopfte beim Personalreferenten, obgenanntem Herrn v. Schätz, an und bat bescheidentlich um Verwendung im Staatsdienst, den er als Gesund-Kranker hatte quittieren müssen. Aber nun fand er einen Odysseus mit wachsverstopften Ohren. Und als er sich auf die Verfassung berief, nach der alle Bürger gleiches Recht hätten, da verkündete unser vielgewandter Beamte: „Das Recht ist eine Theorie; mit andern Beamten, z. B. mit denen, die in Mischehe leben, haben wir die gleiche Schwierigkeit; nach der Verfassung haben ja auch die Juden gleiches Recht, aber wir stellen sie eben nicht an.“ Die Verfassungsrechte sind also eine bloße Theorie; die Praxis pfeift darauf. Ist dieser Ausspruch nicht humorvoll? Haben wir hier nicht ein Dokument jener Bürokratie, die auch anderswo nach eigenen Rezepten ordiniert, unbekümmert um vergilbte Rechte und Verfassungen? Aber daß man derlei Maximen ausspricht, ist köstlich; sonst handelt man nur stillschweigend nach ihnen.

Wie ist aber derlei möglich? Bei Gott und in Bayern ist zurzeit alles möglich. Weil man bei allem danach schielt, was die Partei des H. v. Orterer sagen wird. Ob der Gestrenge nicht seine Heldenstirn in Falten zieht. Ob er nicht die Volksseele ins Kochen bringt. Ob er nicht Joseph Filser und Konsorten aufbietet.

Deswegen werden auch Prof. Schnitzer Schwierigkeiten gemacht, in die philosophische Fakultät überzutreten. Die ganze Fakultät in München befürwortete den Übertritt; nur drei ultramontan gesinnte Professoren sprachen sich dagegen aus. Ebenso der Minister, der die wissenschaftliche Qualifikation des Prof. Schnitzer anzweifelte!! Ist das nicht auch ein komisches Bild? Und so pensionierte man Dr. Sickenberger, gab Dr. Schnitzer Urlaub, um dem Zentrum und dem Nuntius nicht zu mißfallen; das kostet zwar Geld, aber in dem Falle wird von der Finanznot geschwiegen. Man will ja auch dem Eichstätter Lyzeum, einer der zahlreichen Winkeluniversitätchen Bayerns, eine jährliche Subvention von 17 000 Mk. spenden, obwohl diese Anstalt ausdrücklich als kirchliche erklärt ist; man will auch an den 8 bayrischen Lyzeen Pädagogikprofessuren errichten, auch ein jährlicher Aufwand von rund 50—60 000 Mk., trotz der Finanznot; aber für solche Zwecke fehlt es unsrer Staatskasse nie an Geld.

Und wie man die Staatskasse vor Ausfällen schützt, auch das ist ein humoristisches Kapitel. Das Finanzministerium erließ jüngst einen Erlaß, wonach die Beamten und Bediensteten seines Ressorts aufgefordert werden, bei einem etwaigen Bierkrieg sich nicht zu beteiligen und sich aller Gegenagitationen zu enthalten. Daß ein solcher Erlaß, wenn er durch verschiedene Instanzen geht, schließlich so umgedeutet wird, daß die p. t. Beamtenwelt zur kräftigen Alkoholvertilgung ermuntert wird und Widerstrebende disqualifiziert werden, das ist der Humor der Zukunft. Dann heißt die Devise: „Hopfen und Malz, Gott erhalts!“ Und im Hinblick auf unsern Finanzminister Pfaff singen wir das bekannte Trinkerlied aus Hornfecks „Schenkenbuch“:

„Trinke nie ein Glas zu wenig,
Denn kein Pfaff und auch kein König
Kann von diesem Staatsverbrechen
Deine Seele ledig sprechen.“

Menippus (Augsburg).

Aus den Theatern.

Deutsches Theater (Sommerdirektion).

Björnson: „Aber unsere Kraft“. Die diesjährige Sommerdirektion des Deutschen Theaters (Dr. Emil Geyer) schafft jetzt allabendlich dem Andenken Björnsons die stärkste und würdigste Resonanz durch Aufführung seines „Aber unsere Kraft“. Da Björnson selbst sich aus den reinromantischen und durch und durch poesieklaren Anfängen seiner Jugend mehr und mehr zu diesen viel starreren und bleibenderen Zügen entwickelt, ja wie mit Wucht nach ihnen hingedrängt hat, so muß man wenigstens schon einräumen — die richtigste und gerechteste; von den Schwächen und Schlacken in dieser genialen Natur, die Schlaiffer hier erst vor wenigen Wochen so psychologisch-kühl und von der Feierwut der Zeitungen unangesteckt betrachten lehrte, kommt gerade auch in diesem für Björnson charakteristischen Werk viel, sehr viel zum Durchbruch, und immer wieder wurde ich auch auf Strindbergs Beobachtungen gestoßen: „da war der Priester (das väterliche Erbe), der zur Gemeinde spricht, ohne einen Widerspruch zu dulden; da war der Bauer mit einem kleinen Zug von Schlauheit; da war der Theaterdirektor, der den Effekt sucht; der Volkstribun, der aufwecken, erschüttern, fortreißen will. Aber hinter allem war ein gutes Kind.“ Vor allem jedoch ist dieses Stück, das so unendlich von Milde und Güte, von Glauben und Menschenliebe und himmlisch-irdischer Barmherzigkeit trieft, wirklich und ernstlich kein Drama. Eine unsagbar primitive und langatmige Exposition klärt dich sogleich bei Aufgehen des Vorhangs über alles auf, was schon einmal geschehen ist und wieder geschehen kann und soll; von da ab liegt alles Positive und Eigentliche nur noch in der stummen Pantomime und Geste. Aber das Dürftige der Fabel muß natürlich ausgestopft werden; man zeigt uns die Landschaft, den gläubigen Widerschein des Wunders auf dem Antlitz der Bauern, den listigverschlagenen auf dem der Pfaffen. Damit es nicht zu still zugehe, läßt der „Theaterdirektor“ Björnson einen ungeheuren Bergsturz hinter der Szene donnern, der mit dem eigentlichen Wunder nichts zu tun hat, es immerhin zu mehren geeignet erscheint; viel, viel schlimmer jedoch benimmt sich das „gute Kind“ Björnson in diesem Stücke. Der Pfarrer Sang, obgleich der ganzen heimlichen, dramatischen Intention nach nur als etwas Überlebensgroßes, Dämonisches, Altheidisches möglich, soll doch durchaus auch wieder das Reinnatürliche, Gewöhnliche, Alltagemögliche, Imgrundeschlichtmenschliche bleiben — weil ja sonst für Björnson alles Typische, Volksvorbildliche verloren ginge! — und sinkt vor so kindischem Trotz natürlich nur zum verzweifelten Zwitter zusammen. Man stelle sich nur einmal die biblischen Heilungen (die für das „Wunder“ doch vorbildlich bleiben) ohne die gleichzeitigen Gottgestalten eines Elias, eines Jesus vor Augen, sie verlieren sofort alles Packende, einzig zum Drama Befähigende; von den Neueren läßt Arthur Schnitzler durch seinen Parazelsus Wunder auf der Bühne verrichten — aber wie ist hier die Figur des Arztes mit aller abenteuerlichen Romantik umgossen! An der bösen Rolle des Pfarrers Sang, der einerseits ein braver, biederer Mensch, Gatte und Hausvater sein soll, andrerseits jeden Augenblick über alles Maß des Gewöhnlichen und Verständlichen riesenhoch emporwachsen soll und kann, zerbricht sich der beste Schauspieler die Zähne; Friedrich Kayßler tat sein Möglichstes, diese Figur mit innerem Leben zu erfüllen, und wahrlich, sein Genie bringt es wenigstens in der Schlußszene zustande, daß man plötzlich einen Halbgott sterben zu sehen wähnt — die Szene, wo Pfarrer Sang sich trotz allem äußeren Siegsanschein nun doch überhaupt auf eine Art Disput und Diskussion über den Glauben mit seinen Kindern eingelassen hat, wird niemals zu voller Natürlichkeit zu gestalten sein, denn für den sinnlichen Eindruck bedeutet selbst dies Geringste schon: Zweifel! Fast wahrer und natürlicher wird neben diesem Pfarrer immer die kranke bettlägerige Frau Klara zu verkörpern sein, besonders wenn man es wie Helene Fehdmer versteht, dieser innerlich widerspruchsloseren Rolle noch den ganzen Charme leidender Hilflosigkeit und ergebungsvollen Mutes zu leihen. Die Szene mit den Geistlichen wurde vielfach zu dick aufgetragen, in zu starker Karikatur gespielt — ich glaube nicht, daß dies Björnsons Absicht

Digitized by Google

war; sehr vorteilhaft hob sich von diesem Schelmengrunde die schlichte Eindringlichkeit und natürliche Einfachheit des Pfarrers Kröjer ab, den Georg Schubert spielte, der mit Recht einen stillinnerlichen Glaubenszug in all das zu starke Gepränge brachte. Lang aufgespeicherte, verhaltene Glaubenswut und -sehnsucht brachte Erich Ziegel als Bratt überzeugend zum Ausdruck; sehr zu tadeln war dagegen das gar nicht gehaltene, allzu wenig maßvolle Spiel des Erwin Kalserschen Elias; wie denn die sonst löbliche Regie in der äußeren Charakteristik beider Pfarrer Sangschen Kinder wenig Geschmack bewies. Im ganzen bringt diese Direktion einen erfreulich tieferen Zug in unser Sommertheaterleben. Dr. Anselm Ruest (Berlin).

* * *

Die Opernfestspiele in Lauchstedt.

In stiller Abgeschiedenheit von dem Trubel der Großstadt, an einer Nebeneisenbahnlinie unweit Merseburg liegt das kleine Bad Lauchstedt, zu Goethes Zeiten aber einstens Modebad und beliebter Aufenthaltsort der großherzoglich weimarischen Herrschaften. Ein Bad, ein Kurort ohne Theater, das war damals schon so unmöglich wie heute, und so ließ Goethe, der Staatsminister, Dichter und Theaterleiter daselbst eine kleine Bühne, ein Miniaturtheater herrichten. Wie so manche Erinnerung an die gute alte Zeit wurde es dann vergessen und war dem Verfall nahe; da kam man in Halle auf den Gedanken, es möglichst unverändert neu erstehen zu lassen, und der Munifizenz des Halleschen Bankiers Geheimen Kommerzienrat Dr. Lehmann dankt man es heute, daß die Idee zur Tat wurde. 1908 gab man dann zuerst Goethes Iphigenie, im nächsten Jahr folgten kleinere, selten gegebene und wenig bekannte Dichtungen Goethes, wie Pandora und Satyros. Für dieses Jahr hatte der spiritus rector des Lauchstedter Theatervereins, der Archäologe Geheimrat Robert in Halle, einen ganz besonderen Kunstgenuß vorbereitet. Man wagte es, Musik zu bringen und die akustischen Verhältnisse daraufhin einmal auszuprobieren. Und der Versuch ist glänzend gelungen; hatte man doch auch zu Goethes Zeiten Mozarts „Titus“ dort gespielt, wie der in dem Wandelgang des Theaters ausgehängte alte Spielplan beweist. Es wurde eine so intime Wirkung erzielt, daß man wirklich in eine fast elegische Stimmung kam, wenn man dann in den Pausen heraustrat ins Freie und in den herrlichen alten Kuranlagen in der Umgebung des Theaters sich erging. Das Programm war diesmal besonders glücklich gewählt; drei kleine Opernwerke, wie sie zu Goethes Zeit besonders beliebt waren, zugleich geeignet, von der Entwicklung der heiteren Oper im Laufe des 18. Jahrhunderts ein Bild zu geben; alle drei selten, nur zu selten, wie sich zeigte, gegeben und schon deswegen einem zunächst historischen Interesse begegnend. Den Beginn machte G. B. Pergolese, der mit 26 Jahren verstorbene Italiener, durch sein „Stabat mater“ besonders bekannt. Zur Erinnerung an seinen 200. Geburtstag (1. Januar 1710) gab man sein einziges, aber geniales Opernwerk, das zweiaktige Intermezzo „La serva padrona“, einen echten Vertreter der italienischen opera buffa. Verständigerweise hatte man auf die Originalfassung zurückgegriffen und nicht die schlechte französische Bearbeitung gewählt, in der das Werk ehedem nach Deutschland gekommen war. Ein kleines Orchester von 8—10 Streichern führte die Musik sehr dezent aus, vom Cembalo unterstützt, das hauptsächlich die Secco-Rezitative zu begleiten hat. In dieser Form so gesanglich wie darstellerisch von Frau Beling-Schäfer vom Mannheimer und Kammersänger Gmur vom Weimarer Hoftheater vorzüglich wiedergegeben, löste es stürmischen Beifall aus. Vielleicht hat das den Erfolg, daß auch anderwärts dieses Meisterwerks musikalischer Kleinkunst wieder gedacht wird. Ein Menschenalter weiter und Ritter v. Gluck beschenkt uns mit seiner ganz unter französischem Einfluß stehenden opéra comique „Der betrogene Kadi“. Auch dies Werk ist Volksoper im Gegensatz zur Renaissanceoper, die damals in argen Verfall geraten war; aber die wenn auch stark groteske, so doch sehr volkstümliche Empfindung der Italiener ist dem Franzosen fremd — und Gluck hat hier mit einer erstaunlichen Sicherheit den französischen Geschmack und Stil getroffen; es sind gewisse Längen vorhanden, die ganze verfeinerte Musik strebt immer nach Tanz- und Balletrhythmus, die Secco-Rezitation ist durch das gesprochene Wort ersetzt. Das alles zusammen mit der geringeren Originalität der Komposition, der Disharmonie zwischen den tief angelegten andren Werken Glucks, wie der „Iphigenie in Aulis“, und diesem Gelegenheitswerke lassen es verständlich erscheinen, daß ihm die überaus freundliche Aufnahme Pergoleses nicht zuteil wurde. Anders wieder das dritte Werk, „Abu Hassan“, von unserem deutschen Meister C. M. v. Weber, gelegentlich an Mozart erinnernd, aber schon gleich in dem kurzen Vorspiel den späteren Freischütz-Komponisten ankündigend, ein typischer Repräsentant der deutschen Singspiele. Wie kürzlich in München, wo es übrigens vor 100 Jahren im Hoftheater seine Uraufführung erlebte, war auch in Lauchstedt sein künstlerischer Erfolg sehr stark.

Die ganze musikalische Leitung lag in den Händen eines befähigten und fein, stilvoll empfindenden Dirigenten, des Halleschen Theaterkapellmeisters Ed. Mörike, eines Großneffen des schwäbischen Dichters. Das wohleinstudierte, kleine Orchester war von der Berliner Volksoper geliehen. Die Gesangspartien lagen in den Händen erster Kräfte; außer den beiden schon vorher Genannten waren zur Mitwirkung gewonnen der Dresdener Hofopernsänger Puttlitz, der Düsseldorfer Tenor Barré und der zukünftiger Weimarer Hofopernsänger Bergmann. Die vorzügliche Ausführung des Programms durch diese Künstler verhalf der Idee der Lauchstedter Festspiele zu neuer nachdrücklichster Anerkennung. Möchten auch die künftigen Unternehmungen des diese Bühne nicht ohne große Opfer unterhaltenden Vereins von Erfolg begleitet sein! Der schöne Maientag in dem reizenden Fleckchen Erde, dies zierliche Theater im Grünen mit seiner intimen Wirkung wird jedem Festspielbesucher als ein angenehmes Erlebnis in seiner Erinnerung verbleiben.

Franz E. Willmann (Leipzig).

Randbemerkungen.

Ostasiatische Sturmzeichen.

Das jungtürkische Beispiel macht auch im fernen Osten Schule. Chinesische Offiziere mit ihren Truppen marschieren an der Spitze der Revolution. Vor einiger Zeit wäre es zu einer Meuterei der Garnison der Hauptstadt von Anhui, Hautschiufu, gekommen, die die sofortige Zusammenberufung der Nationalversammlung fordern wollte, hätte die Regierung dem nicht durch eine List vorgebeugt. Sie ließ die Truppen inspizieren, und dabei mußten zuverlässig ergebene Soldaten die Gewehre für kurze Zeit in ein abseits gelegenes Gebäude tragen und sie dort heimlich eines notwendigen Bestandteiles berauben. Man wagte es jedoch nicht, die Rädelsführer zur Rechenschaft zu ziehen. Schlimmeres erfährt man jetzt aus Hunan. Dort ist die Bevölkerung dagegen, daß der Teil der Hankau-Kanton-Bahn, der durch diese Provinz führt, mit Hilfe einer auswärtigen Anleihe gebaut werde. Die Bewohner Hupes und Kuangtungs unterstützen sie dabei. Eine Gesellschaft wurde gebildet, um das erforderliche Kapital aufzubringen. Die Regierung versagte jedoch ihre Genehmigung. Sofort erklärten sich die in Human stehenden 30 000 Mann moderner Truppen mit der Bevölkerung solidarisch, und der Provinziallandtag drohte offen, daß diese Truppen die Autorität der Pekinger Regierung und die des Generalgouverneurs der Huprovinzen niederwerfen würden, wenn man die angebotenen chinesischen Gelder ablehnte. Die Regierung wandte sich an den Kriegsminister, aber der Kriegsminister behauptete, außer-

Digitized by Google

stande zu sein, den Aufruhr gewaltsam zu unterdrücken. Darauf kam eine Bekanntmachung vom Verkehrsministerium heraus, wodurch die Regierung sich bereit erklärte, die einheimische Unterstützung beim Bahnbau anzunehmen. Daß fremdes Kapital nicht mehr zugelassen würde, war damit nicht gesagt, aber die Leute in Hunan legten es so aus. Diese Vorgänge lassen auch die Unruhen, die sich kürzlich in Tschangtschou, der Hauptstadt Hunans, ereigneten, in neuem Lichte erscheinen. Wie jetzt bekannt wird, steckten einflußreiche Personen dahinter, die die Erbitterung des Volkes deutlich zum Ausdruck kommen lassen wollten.

Die gegenwärtige Zerfahrenheit der innerpolitischen Verhältnisse Chinas scheinen sich Japan und Rußland gemeinsam zunutze machen zu wollen. Japan soll beabsichtigen, Korea jetzt endgültig in aller Form als bleibenden Bestandteil seines Reiches in Anspruch zu nehmen, und gleichzeitig gehen Gerüchte um über ein gemeinsames Vorgehen Japans und Rußlands gegen China zur Schlichtung aller schwebenden Streitfragen. Es ist kaum anzunehmen, daß sich Japan gegenwärtig zu schwach fühlt, um gegebenenfalls seine Forderungen gegen China gewaltsam durchzusetzen. Indessen könnte ihm die russische Unterstützung als Blitzableiter für den Zorn des chinesischen Volkes sehr wertvoll werden.

Otto Corbach (Charlottenburg).

* * *

Im Kampfe gegen die Schundliteratur hat die Hamburger Detaillistenkammer das Wort genommen und Bedenken gegen die gesetzliche Regelung der Frage geäußert. Erhebliche Bedenken sogar. Was helfen alle Redensarten, alle Empfehlungen der Selbsthilfe gegen den Schund, wenn die gesetzliche Handhabe zum Einschreiten fehlt! Man darf überzeugt sein, daß kein einziges Mitglied jener Kammer dem Unwesen Vorschub leistet und so viel es an ihm liegt, die Jugend vor Verseuchung mit dieser Unterliteratur zu schützen sucht. Aber es bleibt doch eine Halbheit, wenn in Hamburg der Buchhandel und die Verkaufsstände für Zeitschriften ihre Auslagen säubern und der Schmutz ungehindert in die kleinen Papiergeschäfte und die Tabakläden fliegen darf. Es werden sich stets Krämerseelen finden, die den von anständigen Kaufleuten verabscheuten Gewinn auflesen. Das Non olet hat zahlreichere Anhänger, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist, und wo das Gewissen versagt, muß es eben durch das Gesetz geschärft werden. Das ist der Weisheit letzter Schluß. Die Aufklärung der Jugend, die Mitarbeit der Eltern, der Schule, der Behörden, was vermag das alles, wenn ein Elender straflos die besten Absichten vereiteln darf. Man muß alle Ansteckungsherde vernichten, das Bestehen eines einzigen läßt die Seuche jederzeit wieder aufleben. Das öffentliche Gewissen würde sich aufbäumen, wollte man unter Schonung der individuellen Freiheit, einem Prinzip zuliebe, nur stellenweise und nicht radikal desinfizieren, vor gewissen Brutstätten Halt machen. Der Junge, der im Buchladen, beim anständigen Sortimenter, keine Schmutzschrift in der Auslage sieht, findet die schlüpfrige Ware haufenweise, wenn er in ein Postkartengeschäft tritt. Ihm das Betreten dieser Läden zu verbieten, ist eine undurchführbare Maßregel. Niemand wird etwas dagegen haben, wenn der Verkauf von Schnaps an Minderjährige verboten wird, niemand wird da über Gewerbebeschränkung klagen, aber Kindern seelisches Gift, das schlimmste von allen, anzubieten, ist heut erlaubt. Gegen diese Art der Gewerbefreiheit kann man eben nicht mit Selbsthilfe, mit Warnungen, Bitten, Ermahnungen vorgehen, weil sich immer einzelne räudige Schafe finden. Die Detaillistenkammer verweist selbstzufrieden auf die mit diesen Mitteln, d. h. im Wege der freiwilligen Verständigung, erzielte Beschränkung des Vertriebes der Schmutz- und Schundliteratur. Ein Erfolg mag das sein, jedoch nur ein Teilerfolg, und darum wirkt es komisch, wenn nur auf eine „tunlichste Beschränkung" dieses Vertriebes hinzuwirken empfohlen wird. Dies „tunlichst" spricht ganze Bände, denn es enthält das Eingeständnis, daß mit Selbsthilfe hier doch nicht gründlich Wandel geschafft werden kann. Hier heißt es ganze Arbeit liefern, und die zu liefern ist nur das absolute gesetzliche Verbot imstande, das keine Kompromisse zuläßt. Dr. F. St.

* * *

Die Berliner Billettsteuer, diese Ausgeburt steuerpolitischer Hilfslosigkeit, hat wie ein Alarmschuß unter den Interessenten gewirkt und u. a. auch die Blicke auf die Konzertsäle gelenkt. In einem Blatte las man, die Reichshauptstadt habe sich im Laufe der letzten Jahrzehnte zu einem Weltmarkt für ausübende Tonkunst entwickelt und die Debütanten aus aller Herren Länder strömten in Berlin zusammen. Das stimmt: der Auftrieb dieser Lämmer füllt den Markt, und sie müssen dort hübsch Wolle lassen. Eine Steuer auf Konzertbillette würde ein klägliches Resultat ergeben, wollte man sie in der vorgeschlagenen Form inszenieren. Abgesehen von einigen erprobten Konzertgrößen, einigen populären Musikergruppen, wird in den Berliner Konzertsälen keine Seide gesponnen, sondern es wird von den Veranstaltern zugesetzt. Wollte man nun von den verkauften Billetten eine Steuer erheben, so käme nichts dabei heraus, sie müßte also von den Freibilletten, den Nassauern, den studierenden Musikbeflissenen erhoben werden, und ob die bei meist kärglichen Mitteln geneigt wären, ihrer Liebhaberei dies Opfer zu bringen, dürfte recht fraglich erscheinen. Die ohnehin schon ziemlich leeren Räume würden gänzlich veröden. Eine Umfrage bei den Musikreferenten der Presse würde dies vollauf bestätigen. Einen größeren Saal zu füllen, wenn eine Novize sich hören läßt, ist eine größere Kunst als unsre städtischen Steuertechniker ahnen, und das Freibillet wandert durch gar viele Hände, bis es einen Benützer findet. Ob nicht damit, daß der Debütantenbetrieb mit der neuen Steuer erstickt wird, der Kunst ein Dienst und der Musikkritik eine große Erleichterung verschafft wird, das steht auf einem andern Blatt. Das Konzertwesen würde andre Formen annehmen, das billettlose Konzert, die Probe — denn im Grunde handelt es sich bei diesen Debütanten nur um Proben — würde allgemein werden, und wer öffentlich gegen Entgelt sich produziert, wird dann entweder ein anerkannter, begabter Künstler oder einer sein, der in der Wahl seiner Eltern die dann unumgänglich notwendige Vorsicht bewiesen hat. Eine oft talentlose Künstlerplutokratie wird sich breit machen, und auf der andern Seite wird der Weg für das wirkliche Talent noch dornenvoller werden, als er jetzt schon ist. Ob das wohl die Stadtväter bezweckt haben?

Dr. F. St.

* * *

Vom 7. Allgemeinen Tag für deutsche Erziehung in Weimar.

Zu Pfingsten nach Weimar — das ist seit 1904 alljährlich die Losung für einen stetig wachsenden Kreis von Männern und Frauen, denen der Ruf nach deutscher Erziehung unsrer Jugend ins Herz gedrungen ist und die ihn weitergeben wollen. Als vor 6 Jahren der Herausgeber der „Blätter für deutsche Erziehung", Artur Schulz (Birkenwerder b. Berlin), zum ersten Male seine Freunde nach Weimar berief, war es ein Wagnis. Der Erfolg hat dem mutigen Manne recht gegeben: kein Saal in Weimar wäre groß genug, die Tausende zu fassen, die sich im Laufe der Zeit zu Anhängern erklärt haben. Welches ist der Geist, der sie beseelt, welches das Band, das sie einigt? Ist es ein Schlagwort: „Deutsche Erziehung"? Nein; vielmehr der Glaube und die Erfahrung, das starke innere Erlebnis, daß um der Zukunft unsres Volkes willen unsre Jugend andre bessere Ziele braucht als sie die heutige höhere Bildung, vor allem das Gymnasium, vortäuscht: das seine Zöglinge entläßt mit genauer Kenntnis der Verfassungen von Rom und Athen, aber ohne Wissen von den Pflichten des deutschen Staatsbürgers, das ihnen die Mythologie des Altertums bietet an Stelle des unergründlichen Sagenschatzes der germa-

Digitized by Google

nisch-nordischen Welt, das ihre Gesundheit ruiniert durch überfüllte Klassen mit schlechter Zimmerluft, die Sinne, zumal die Augen, abstumpft und nervös überreizt. Beweise: die zunehmende Militäruntauglichkeit der „höhern" Jugend, das stete Anwachsen der Brillenträger die Schülerselbstmorde und vor allem der große Prozentsatz der Studenten an den venerischen Krankheiten (25%), auch im Grunde Willenslähmung infolge von Nervenüberreizung. Oder von diesen physischen Resultaten zu den allgemeineren Kulturerscheinungen: die Unterschätzung der nichtakademischen Berufe und zufolge dessen die jetzt bereits enorme Ansammlung von Gelehrtenproletariat und Überfüllung der akademischen Berufe. Ja manche gehen so weit — ich glaube, Ludwig Gurlitt ist es —, daß sie den Mangel an Persönlichkeiten, an führenden nationalen Geistern, an großen Staatsmännern und Politikern der Schule zuschreiben, die das Persönliche unterdrückt und bei ihrem rückständigen Bildungsideal statt zu erziehen mit ihrem Intellektualismus ein retardierendes Moment unsrer Kultur ist und bleibt. Es gehen nicht alle so weit, aber die Erbitterung ist doch groß; das zeigte eine von Tausenden besuchte öffentliche Versammlung in der Berliner Philharmonie im letzten Winter und eine von der Stettiner Ortsgruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehung einberufene Aufsehen erregende Versammlung; das zeigen die Maßregeln und Kriegsrüstungen der Gegner, vor allem der „Freunde des humanistischen Gymnasiums", die schon vor einer Schlacht auf offnem Felde ausweichen und eine öffentliche Disputation in Berlin „wegen voraussichtlicher Ergebnislosigkeit" ablehnten.

Nun zurück nach Weimar. Die Vorträge dort, meist je 3—4, an den 2 Verhandlungstagen, bieten Anregungen, Berichte aus der Praxis, Ergebnisse eigener fortschrittlicher Arbeit und zeichnen sich aus durch den Mangel jedes akademischen Tons, vielmehr durch stark persönliche Note. Nach allen Richtungen hin wird die große Kulturfrage der deutschen Erziehung behandelt. Von der Stoßkraft der Weimarer Erziehungstage sprach ihr Begründer und Leiter Artur Schulz und berichtete von den Erfolgen des letzten Jahres. Am schärfsten in der logischen Durchführung, am schwersten in der Anklage gegen das heutige Schulsystem und doch sachlich und objektiv, typisch für die ganze Bewegung, sprach Berthold Otto, der bekannte Pädagoge und Herausgeber des „Hauslehrers" in Großlichterfelde in seinem Vortrag „Arbeit oder Spiel?"; zwingend in seiner Beweisführung für die Notwendigkeit von Reformen der Arzt Dr. Liebe (Elgershausen) über die Ausbildung der Sinne; weihevolle Andacht begleitete die Rede des Münchener Bildhauers Dr. Hermann Obrist von der Weltanschauung, zu der die Kunst uns führen sollte. Mit feinem Takt behandelte ein früherer Geistlicher, jetziger Leiter des Landeserziehungsheims Schondorf am Ammersee, Lohmann die Frage der sexuellen Aufklärung. Ihm folgte eine Dame, die Schwester des oben genannten Pädagogen, die Berliner Lehrerin Katharina Otto, die über ihre Erfahrungen mit dem Unterricht im Freien berichtete. Die beiden letzten Redner, Pfarrer Spieser (Waldhambach), der unermüdliche Vorkämpfer des Alt-Deutschtums im Elsaß, und Dr. Hugo Göring (Weimar), streiften schon leise das politische Gebiet mit einem scharfen Feldzug gegen den Bildungsschwindel und die Überschätzung des Wertes der Fremdsprachen und einer, vielleicht zu subjektiven Wiedergabe persönlicher Erlebnisse auf der von Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1890 nach Berlin einberufenen Schulkonferenz, wo der geniale Wille des Kaisers geheimrätlichem Besserwissen zum Opfer fiel.

Wie die Vortragenden, sind auch die Hörer aus allen Ständen und Berufsarten, Chamberlain (Bayreuth) und Rosegger haben schon früher mit Begeisterung den Zielen der Bewegung zugestimmt. Möchten sich alle Einsichtigen beizeiten um die Sache kümmern und dem Rufe folgen, der alljährlich zu Pfingsten nach Weimar an sie ergeht!

Franz E. Willmann (Leipzig).

* * *

Literaturkenner.

Der gute Adolf L'Arronge war gewiß keiner von den Großen und wird in der Literaturgeschichte nicht allzu lange fortleben. Gymnasiasten und höhere Töchter werden die ihn und seine Werke betreffenden Daten nicht auswendig zu lernen brauchen, und ein Denkmal wird man ihm selbst in Berlin, wo es auf eines mehr nicht mehr ankommt, nicht setzen. Aber er hat doch manches nette und reinliche Lustspiel geschrieben, und die Theater führen „Mein Leopold", „Doktor Klaus", „Hasemanns Töchter" und „Registrator auf Reisen" immer noch auf. Einen gewissen Anspruch auf Beachtung hat er also wirklich, und wer Anspruch auf ein wenig Litteratur- und Bühnenkenntnis erhebt, vor allem jeder Berliner sollte etwas von seinem Leben wissen, von seinem Leben und seinem Sterben, denn bekanntlich ist L'Arronge schon zwei Jahre tot. Was aber für die Berliner insgesamt und für alle gebildeten Deutschen gilt, gilt noch lange nicht für Berliner Richter. Man erinnert sich an jenen Assessor der Staatsanwaltschaft, der keine Ahnung davon hatte, daß die Chiffre W. T. B. Wolffs Telegraphen-Bureau bedeutet, er ist damals tüchtig ausgelacht worden; nun kann er sich trösten, denn es sind andere Juristen in Amt und Würden zum Auslachen da. In einem Prozeß vor einer Zivilkammer des Landgerichts I einigten sich die Parteien dahin, daß über eine bestimmte Frage ein literarischer Sachverständiger vernommen werden sollte. Vertrauensvoll überließ man dem Gerichte die Bestellung dieses Sachverständigen, und das Gericht rechtfertigte dieses Vertrauen, indem es den toten L'Arronge bestellte. Ob die Ladung in die Gefilde der Seligen abgegangen ist, ist unbekannt, Folge ist ihr jedenfalls nicht geleistet worden. — Ob diese Herren Richter jemals eine Zeitung lesen? Es hat nicht den Anschein. Dr. P.

* * *

Der mitleidige Pfarrer.

Wie handelt ein Verkündiger der christlichen Nächstenliebe? In einem lothringischen Dorfe liegt eine Wöchnerin in schweren Kindesnöten. Sie leidet sehr große Schmerzen, und die Hebamme bittet den Pfarrer, ihr die Benutzung des Telephons zu gestatten, damit sie einen Arzt herbeirufen könne. Pfarrer Kirch lehnt unter dem Vorgeben ab, daß am Sonntag das Telephon nur zu bestimmten Stunden benutzt werden könne, und soll dabei die Bemerkung gemacht haben: „Das Telephon ist geschlossen, laßt sie (die Wöchnerin) nur strampeln." Auf seinen Vorschlag wurde ein Radfahrer abgeschickt, der aber, weil er Krüppel war, zu seinem Wege ungewöhnlich viel Zeit brauchte. Dieses liebliche Geschichtchen wurde in zwei Zeitungen wiedererzählt, und der Herr Pfarrer stellte gegen die verantwortlichen Redakteure prompt Strafantrag. In der Beweisaufnahme wurde festgestellt, daß der Geistliche oft außer der Zeit telephoniert und stets Anschluß bekommen habe. Der vernommene Postverwalter erklärte, er sei erstaunt gewesen, daß man einen Boten geschickt habe, anstatt zu telephonieren, er hätte, da es sich um einen dringenden Fall handelte, die Verbindung hergestellt. Die Preßsünder bekamen wegen formaler Beleidigung je drei Mark Geldstrafe; eine geringere gibt es nicht. — Etwas hinzuzusetzen, wäre unrecht, das hieße die Wirkung des Histörchens abschwächen. Allenfalls könnte man sagen, daß der geistliche Herr an das Ev. Matthäi, Kap. 5 V. 7, nicht recht zu glauben scheint.

Dr. M. P.

* * *

Das verpönte Kino.

Das moderne Kinematographen-Theater hat viel gesündigt. Es konnte von Anfang an ein Volksbildungsmittel ersten Ranges werden und zog es statt dessen vor, sich in den Dienst der Albernheit, Frivolität und offenbaren Unsittlichkeit zu stellen. Die „Kientöppe" haben anfangs unberechenbares Unheil angestiftet und haben manche Kindesseele auf dem Gewissen, leider nicht ohne Mitschuld der Polizei, die viel zu lax gegen ungehörige Vorführungen vorging. Seit einiger Zeit machte sich aber entschieden ein Umschwung zum besseren geltend. Polizei,

Digitized by Google

Presse und ein großer Teil der Kinobesitzer selber erhoben ihre Stimme gegen kinematographische Obszönitäten, und es gibt genug dergleichen Theater, deren Darbietungen einwandsfrei sind. Aber nun auf einmal wird die Polizei überstreng und schüttet in ihrem Eifer das Kind mit dem Bade aus. Der Polizeipräsident von dem überhaupt sehr scharf regierten Breslau hat kurzer Hand den Schulkindern den Besuch des Kinos überhaupt verboten und Zuwiderhandelnde werden mit den strengsten Schulstrafen belegt. Die sehr zweifelhafte Gesetzlichkeit dieses Verbotes soll hier nicht nachgeprüft, es soll nur als viel zu weitgehend bezeichnet werden. Die Polizei sollte auf reinliche Programms halten, ev. nur gewissen Theatern, die ihre Darbietungen besonders sorgfältig wählen, die Erlaubnis erteilen, Kinder aufzunehmen; aber sie sollte ein so vortreffliches Anschauungsmittel, wie den Kinematographen, nicht in Grund und Boden verdammen. Allzu scharf macht schartig, und schließlich hat die große Kinoindustrie auch Anspruch auf eine gewisse Berücksichtigung.

Dr. M. P.

Endlich entdeckt!

In einem kühlen Grunde ging ich langsam dahin — im Abendsonnenschein. Und da war natürlich auch ein Mühlenrad in der Nähe. Etwas seitwärts stand eine Bank von Stein. Ich aber setzte mich in einen hohlen Baumstumpf, so daß mich niemand sehen konnte.

Und siehe: da kamen zwei kleine Mädchen aus dem Dorf herbei. Das eine hatte einen Strickstrumpf in den Händen und strickte, während es ging. Das andre spielte mit einer kleinen, nicht sehr sauberen Puppe.

Die beiden Mädchen setzten sich auf die Bank von Stein. Das Mühlenrad rauschte in der Tiefe. Und ich lauschte im hohlen Baumstumpf.

„Du lieber Himmel!“ sagte das Mädchen mit der Puppe, „wenn man diese alten Herren im Gasthof so reden hört, so kann mans wirklich nicht lange aushalten. Da erzählte heute ein sehr magrer Professor aus der Stadt, daß man ein Perpetuum mobile niemals auf Erden erfinden würde. Und es ist doch schon längst entdeckt.“

„Was du sagst!“ rief das Mädchen mit dem Strickstrumpf, „von dir kann man doch immer was lernen. Wer hat denn das Perpetuum mobile entdeckt? Solltest du vielleicht so glücklich gewesen sein?“

„Natürlich!“ erwiderte das Puppen-Mädchen, „unten das Mühlenrad — das ist doch ein leibhaftiges Perpetuum. Das Wasser friert nie zu, und das Rad bewegt sich immerfort. Willst es bestreiten? Na — also! Nachher verdunstet das Wasser im großen Meer, steigt als Wolke wieder empor, kommt als Regen in die Berge und macht, daß der kleine Fluß immerzu in die Tiefe runterfällt. Raufsteigen und Runterfallen passiert dem kleinen Fluß ohne Unterbrechung — immerzu — perpetuierlich. Was will man denn mehr? Hier haben wir doch das langersehnte Perpetuum. Wers nicht glaubt, zahlt einen Taler.“

„Ich glaubs schon“, versetzte das Strickmädchen, „von mir bekommst du keinen Taler. Ich finds auch gar nicht nett, daß die Stadtleute so viel Aufhebens mit dem Gesetz von der Erhaltung der Energie machen. Mit dem Perpetuum hats ganz bestimmt nichts zu tun — da kann Robert Mayer reden, was er will. Eine tote Kraft gibts eben nicht. Jeder Gegenstand auf der Erdoberfläche wird perpetuierlich angezogen. Und diese perpetuierliche Anziehung in perpetuierliche Bewegung umsetzen, macht das Gesetz von der Erhaltung der Energie nicht entzwei — widerstrebt dem Gesetz gar nicht. Ja das Mühlenrad! Ich glaube, daß auch den Professoren mal ganz dumm im Kopfe werden wird, wenn ihnen auch da das Mühlenrad tüchtig herumgehen wird.“

„Weißt du auch“, hub nun das Puppenfräulein wieder an, „warum dieser Robert Mayer das Perpetuum nicht für möglich erklärte? Weil er sich selber drei Jahre hindurch vergeblich mit dieser schönen Erfindung abgegeben hat.“

„Ach so!“ rief nun die mit dem Strumpf, „weil er es selber nicht rausbekam, da hat er gedacht: jetzt kanns keiner, denn klüger als ich kann doch keiner sein! Jetzt müssen wir aber nach Hause, denn die Sonne ist schon untergegangen.“

Sie standen auf und gingen ins Dorf zurück. Ich kam aus meinem Versteck heraus und sah ihnen nach. Da kam der Vollmond hinter dem Waldesrande ganz dunkelrot hervor. Und das Mühlenrad rauschte immerzu — perpetuierlich ....

Paul Scheerbart.

Ghaselen.

Rat an Theobald.

Mein Sohn, Du mußt, wirst Du Politikus,
Im Meinungswechsel was Konstantes haben;
Wählst Du Dir Meißel oder Pegasus,
Muß Deine Leistung was Pikantes haben;
Und wirst Du, Deutscher, etwa Kritikus,
Muß Deine Feder was Frappantes haben.
Doch wirst Du Kanzler, der viel reden muß,
Muß Dein Benehmen was Charmantes haben.
Und geht es schief, so zieh zum Tartarus,
Wo sie ein Wahlrecht, ein vakantes, haben.

Zeitungsfülle.

Der Leser ist von großer Pein befangen,
Nie kann er mehr zu sich allein gelangen.
Ach, er versinkt in seinem Zeitungsmeer —
Er kann nicht raus- und kann nicht reingelangen.
„Zu viel, ihr Götter! Schaut nur her!
Das Druckzeug macht mich mehr als Wein befangen!
Heut krieg ich vierzehn — zwing ich dieses Heer.
Muß ich zu einem Heil'genschein gelangen!“ —
Mit schwankem Schritt und weltverachtungsschwer
Ist er zur Post voll Bebens reingegangen — —
Da hört er tröstend die willkommne Mär:
's sind eben sieben wieder eingegangen!“

Terentius.

Digitized by Google

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

„Licht und Schatten" nennt sich eine neue, im gleichnamigen Münchener Verlage Oktober d. J. erscheinende, von Hanns v. Gumppenberg herausgegebene, reinproduktivtendenzlose Wochenschrift, die ein Zentralorgan für Schwarzweißkunst, für lyrische Dichtung und für die Kunst der dichterisch wertvollen Novellette ernsten wie heiteren Charakters werden will. Um in letzterer Richtung der deutschen Produktion eine kräftige Anregung zu geben, veranstaltet der Verlag schon jetzt ein Preisausschreiben für Novelletten von dichterischem Wert, das für die drei besten ernsten und die drei besten heiteren Novelletten je drei Preise von 1500, 1200 und 1000 Mk. aussetzt. Als Preisrichter fungieren Thomas Mann, Dr. Ludwig Thoma und der Herausgeber; letzter Einsendungstermin ist der 1. August 1910. Nähere Auskünfte über die Bedingungen erteilt die Redaktion von „Licht und Schatten", München, Kaiserstraße 5.

Alfred Schumann: Der junge Schumann. Dichtungen und Briefe. Insel-Verlag (Leipzig). Preis in Pappband 2 Mk.

Das von einem Urenkel des Komponisten herausgegebene Buch kommt zur rechten Zeit. Am 8. Juni ist Schumanns hundertster Geburtstag, und die musikalische Welt begeht ihn mit festlichem Gepränge. Aus Robert Schumanns reichem literarischen Nachlaß leuchten nun aber auch Aufsätze hervor, die nach Form und Inhalt Dichtungen sind, und Briefe, die sich wie solche lesen. Rückt das Buch, das diese Stücke sammelt, somit das Schriftstellerische, Dichterische in den Brennpunkt, so kann und will es seine Leser unter dem Publikum im weitesten Sinne suchen. Die ausgewählten Aufsätze und Briefe fallen zeitlich zusammen und runden sich unter Hinzufügung weniger Striche zwanglos zu dem Bilde des „jungen Schumann".

H. Sandt und W. Schlegel: Königin Luise. Mit zahlreichen Abbildungen. Ganz Leinenband im Geschmack jener Zeit. Schiller-Buchhandlung (Charlottenburg). Preis geb. 3 Mk. Einfache Ausgabe Preis 1,80 Mk.

„Die Herausgeber wollen nicht die vielfachen Gedenkschriften vermehren, die aus Anlaß der bevorstehenden hundertsten Wiederkehr des Todestages der Königin Luise bereits erschienen sind; sie sehen grundsätzlich davon ab, in der üblichen Weise den Lebensgang der Königin unter Heranziehung von allerhand näher- oder fernerliegenden Zügen aus der Zeitgeschichte und zahlreicher mehr oder minder wichtiger Einzelheiten zu erzählen. Ihrem Buche liegt der Gedanke zugrunde, das innere Wesen der Königin, ihr Verhalten in den verschiedensten Lebenslagen und ihre Stellungnahme zu den Hauptfragen ihrer Zeit, wie zu allen wichtigen Seiten des Menschenlebens, zu denen sich jede tiefere Natur in ein bestimmtes Verhältnis setzt, möglichst zuverlässig und anschaulich zu kennzeichnen."

Soweit die Selbstanzeige. Sandt und Schlegel wählten zu diesem Zweck einen besondern Weg, den denkbar glücklichsten. Aus den Briefen der Königin selbst, aus Briefen ihrer Zeitgenossen und aus dem Urteil der Nachwelt zeichneten sie das Charakterbild, und gerade deshalb sind die Züge so rein und edel geworden, tritt das Bild uns ohne alles versüßlichende Byzantinertum als das Porträt einer wahrhaften großen und guten Frau entgegen. Eine kurze Biographie bildet die vorbereitende Einführung, ein Kapitel, darin die Dichter, Maler und Bildhauer zu Worte kommen, den Beschluß. Es ist eine in jeder Beziehung vornehme, würdige Gabe zu dem Gedenktage, und als solche sei das Buch aufs wärmste empfohlen.

Dr. A. Hn.

Immanuel Kant: Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. Neudruck der Ausgabe von 1764. Mit einer Einleitung von A. Pieper. Verlag von P. Brandt (Steglitz). Preis geh. 80 Pfg., in Pappband 1,25 Mk.

Ein neuer Verlag führt sich mit diesem prächtigen Büchlein, dessen Ausstattung von vornehmem Geschmack und feinem Verständnis zeugt, aufs glücklichste bei uns ein. In diesem Gewande wirkt der alte Kant wie ein ganz Moderner; das erscheint alles so lebendig, frisch und fesselnd, daß man überrascht ist. Es ist eine Freude, das Werk in dieser hellen Übersichtlichkeit wieder einmal genießend zu lesen, und eine Freude, das Büchlein in dieser liebenswürdigen Gestalt im Schranke zu haben.

Dr. A. Hn.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

(„Agfa" 118)

Keine Fehlexpositionen! Keine Enttäuschungen!

Benutzen Sie die

„Agfa"- (Pat.) Belichtungstabelle

- Ermittelt mechanisch,
- ohne Berechnung, die
- richtige Belichtungszeit.

Leicht, flaches Format.

Bequem in die Rocktasche passend.

Schnelle bequeme Handhabung. (Mit Blitzlichttabelle kombiniert.)

à 75 Pfg. zu beziehen durch die Photohändler.

Digitized by Google

Jagd-Trophäen, in- und ausländische völkerkundliche **Waffen u. Gebrauchs-Gegenstände**
für Dekorations- und Sammelzwecke.
Wiedmann & Schoeffler, Nürnberg H.
Ill. Prachtkatalog „H" geg. 35 Pf. i. Briefm.

Bücher Katalog

über interessante, hochwichtige und belehrende Bücher versende an Jedermann gratis und franko.
Reform-Verlag Fr. Schneider, Halle a. S. 115, Zwingerstr. 4/5.

Hygienische
Bedarfsartikel. Neuest. Katal. m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.: Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.) Am Kurhaus u. Kgl. Theater.
Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.
Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

„AFRANA"-Nähmaschinen :: nähen, sticken, stopfen.

In fast allen besseren Nähmaschinengeschäften der ganzen Welt erhältlich.

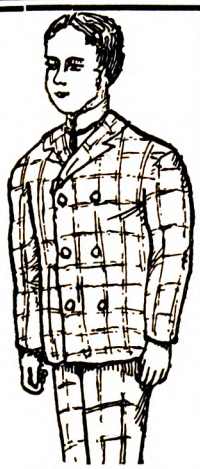
Biesolt & Locke, Meissner Nähmaschinen-Fabrik,
Gegründet 1869. **Meissen** (Sachsen). Gegründet 1869.
Über 40 der wertvollsten Auszeichnungen, Staatsmedaillen usw.
Wo noch nicht vertreten, Vertreter gesucht.

Nr. 705 Preis 20 Pf.
Kürschners Bücherschatz
Breite Schultern
Der Vergnügungskommissar
Zwei Erzählungen von Friedrich Spielhagen
Hermann Hillger Verlag Berlin • Leipzig

Ich war mager.

Dr. med. Eisenbach's
Kraft- und Nährpulver
für Erwachsene und Kinder
Dose Mk. 3,50 franko
wird überall ärztlich empfohlen.
Erfolg garantiert.
Friedr. Sievers, med. Versandhaus
Hamburg, St. Pauli Nr. 104.

So **war** ich



So **bin** ich

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.
Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-Versicherung.
Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.
Prospekte kostenfrei.
Vertreter überall gesucht.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Mießler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 25. Berlin, den 18. Juni 1910. 39. Jahrgang Band 77.

Bernhard Dernburg.

Meine lieben Kinder, lassen wir die Dinge gehen, wie sie gehen, und klären wir die großen Herren nicht mehr auf, als sie es schon ohnedem sind; wir geben ihnen ja nur guten Rat gegen uns selbst. Wir müssen uns zu halten suchen, wie es der Adel in Brandenburg macht.“ Diese staatsmännischen Worte, die eine tiefgründige Kenntnis der Fürstenpsyche verraten, schrieb der sächsische Generalleutnant Benkendorf nieder, ein geborner Brandenburger, der seine Landsleute kannte. Sie haben sich seitdem nicht geändert und suchen sich mit denselben Mitteln in ihrer Stellung zu halten wie vor zweihundert Jahren. Gute Ratgeber für sich selbst, verschleudern sie diese kostbare Ware nicht. Das mephistophelische Diktum: „Am Ende hängen wir doch ab — von Kreaturen, die wir machten“, gilt nicht für den preußischen Adel und die mit ihm versippte Beamtengilde. Freimeister wie Bönhasen werden da nicht geduldet. Nicht ein durch Staatsprüfungen erhärtetes Wissen und Können — auch ein Bismarck hat es nur bis zum Referendarius gebracht — gewährleisten in Preußen eine Stellung: die Zugehörigkeit zur Kaste entscheidet. Wir haben bürgerliche Minister gehabt, die, in andern Ländern ein alltägliches Vorkommnis, aus andern Berufen in den Staatsdienst übergingen: Hobrecht, einstmals Oberbürgermeister von Berlin, Miquel, Moeller, und es kam Tag und Stunde, wo ihnen die Mohrenerkenntnis von getaner Schuldigkeit und offner Tür aufging. Der Jüngste in dieser Reihe ist Bernhard Dernburg, der ehemalige Staatssekretär des Reichskolonialamts, Wirklicher Geheimrat, Exzellenz. Dem breitschultrigen Hessen bekam trotz seiner robusten Konstitution die Luft der Kolonien nicht; er war nicht mit dem richtigen Beamtenserum geimpft; keine Beziehungen verknüpften den vom Gymnasium Weggebrochnen mit einflußreichen Studienfreunden, mit dem Korpsanhang, und dem preußischen Adel stand der Direktor der Darmstädter Bank so fern wie nur möglich. Er war nicht einmal der Finanzaristokratie des alten Schlages zuzurechnen, von der gelegentlich Fäden hinüberleiten zu ostelbischen oder schlesischen Adelssitzen. Ein Bankmann war er, und noch dazu einer, der, als rücksichtsloser Reorganisator aufs Ganze zu gehen gewohnt, in der Börsenwelt einen klangvollen Namen besaß.

Als er sich im September 1906 in die Staatskutsche einspannen ließ, zeigte sichs bald, was für ein Strangschläger er war; er brachte ein ungewohntes Temperament mit, ungewohnt für die im Diensttrott Steifgewordenen. Das sollte nun flott galoppieren! In der Tat, eine starke Zumutung. Wie hübsch ruhig war es früher in der Kolonialabteilung gewesen, als Herr v. Buchka mit seinen in der großen Seestadt Rostock als Jurist erworbenen Kenntnissen vom Kolonialwesen mit gleichgesinnten Seelen die Einfuhr von Tinte, Federn und Papier in den Schutzgebieten zu erfreulicher Höhe anschwellen ließ. Auch die Episode Hohenlohe-Langenburg war nicht aufregend gewesen. Dies Dahindämmern störte der neue Mann.

Eine andre Zeit zog mit ihm herauf, eine Zeit harter Arbeit, tatkräftiger Initiative, und die junge Exzellenz wurde bejubelt als Retter in der Not. Er war es wirklich, und seiner Ernennung ist die Bekehrung der heut als fortschrittliche Volkspartei zusammengeschlossenen Elemente zur Kolonialfreundlichkeit zu verdanken. Das will etwas bedeuten. Als Bamberger noch lebte, Caprivi so wenig wie möglich Afrika für sein Ideal erklärte und damit bei Eugen Richter sich eine gute Note erwarb, konnte man wohl an der Zukunft unsrer Schutzgebiete verzweifeln. Die Opposition schwelgte in Erörterungen der Kolonialgreuel, Männer, die draußen gewesen waren, aus eigener Anschauung mitsprechen durften, die Gouverneure und die hohen Offiziere der Schutztruppe wurden als Phantasten verhöhnt, kurz, die Kolonialgeschichte war ein trauriges Kapitel der Etatsberatungen gewesen. Das änderte sich mit einem Schlage, als Dernburg an die Spitze seines Ressorts trat. Als Kaufman wohnte ihm eine andre Autorität inne wie seinen Vorgängern, und sobald er die Rechnung buchmäßig aufmachte über die in den Kolonien steckenden Werte, begann man die Sandbüchsen und kulturlosen Länder daraufhin anzusehen, ob nicht von dort doch mehr zu holen sei, als es eine in ewiger Negation verharrende Nörgelei wahr haben wollte. Der Bureaukrat des

Digitized by Google

grünen Tisches war er nicht. Nicht wie sein Vorgänger unglückseligen Angedenkens, Herr Dr. Kayser, ließ er sich an Ort und Stelle nur feiern, sondern er strengte seine Augen an und brachte von seinen Besichtigungsreisen in Ost- und Südwestafrika nützliche Beobachtungen heim. Was er damals gewirkt hat, z. B. für die Baumwollenkultur, wird die Zukunft erweisen, genug, seine Schätzungen erhielten Kurswert, und inmitten der Beamtenhierarchie entfaltete er eine noch nicht dagewesene Tätigkeit, getragen von den Sympathien weitester Kreise. Damals kam das Schlagwort von der mehr kaufmännisch zu betreibenden Staatsverwaltung auf, ein Schlagwort, von dessen Güte ein Mann, wie Dernburg, sicherlich nicht vorbehaltlos überzeugt war; denn ein kaufmännischer Betrieb muß auf Gewinn ausgehen, und sobald der Staat sich darauf legt, wird er zum Konkurrenten der Steuerzahler. Dieser Einsicht kann sich ein Dernburg nicht verschlossen haben: Staatsbetriebe, wie sie z. B. die Militärverwaltung eingerichtet hat, sind stets Gegenstand von Angriffen der Industrien gewesen, die sich dadurch benachteiligt glauben, und die Einschränkung dieser Betriebe war von jeher eine Hauptforderung der Linksliberalen. Man täte dem Staatssekretär Unrecht, wollte man annehmen, er habe sich widerspruchslos für die liberale Partei reklamieren lassen. Dazu war er eben viel zu viel Kaufmann großen Stils, und er hatte gerade im Bankfach Gelegenheit gehabt, sich jene mit allen Faktoren rechnende Diplomatie anzueignen, die allein den Erfolg verbürgt. Nur über eines kam er nicht hinweg und konnte nicht hinwegkommen. Ein Erdenrest, zu tragen peinlich, war, wie wir wissen, im Kolonialamt vorhanden in Gestalt der Hintertreppenwirtschaft des Zentrums. Das ging so weit, daß die Verwaltung überall die Hand der Zemtrumspolitiker und ihre Eingriffe und Übergriffe verspürte. Unsagbar widerliche Kolonialskandale zwangen zur Abwehr, wollte die Regierung auch in ihrem innern Betriebe nicht in dauernde Abhängigkeit von der größten Partei des Reichstags geraten. Da schlug die Stunde der Abrechnung iu den denkwürdigen Dezembertagen des Jahres 1906 mit ihrer Reichstagsauflösung: hier zog der Staatssekretär alle Register einer zielbewußten Demagogie, und ohne ihn, das erfordert die Gerechtigkeit zu sagen, wäre dem Fürsten Bülow der Streich gegen das Zentrum und die Einigung des Blocks nicht gelungen. Damit trat auch alsbald das Reichskolonialamt als selbständige, dem Reichskanzler unterstellte Behörde in die Erscheinung, und dem autokratisch veranlagten Staatssekretär wurde mehr Ellbogenfreiheit zuteil. Allerdings bezweifelten schon damals kühler Denkende die Dauer der liberal-konservativen Paarung und sahen den Zerfall des Blocks infolge der Finanzreform voraus. Das Zentrum war nicht geschwächt, sondern gestärkt aus den Wahlen hervorgegangen und sann auf Rache. Daß von diesem kalt zu genießenden Gericht auch dem Helfer des Fürsten Bülow sein gebührender Teil zugemessen sein würde, wer hätte das in Abrede stellen mögen! Einstweilen wurde ein fauler Friede aufrecht erhalten. Zwei Stämme auf einen Hieb zu fällen, davon riet die Klugheit ab, und man begnügte sich vorderhand mit dem Sturze des Kanzlers. Dieser hat kein Hehl daraus gemacht, daß er sich als Opfer der Koalition der Konservativen und des Zentrums betrachte, hat bis zuletzt am Blockgedanken festgehalten und war demgemäß, mit wohlwollenden Nekrologen von der liberalen Presse versehen, vom Schauplatz abgetreten. „Bei Philippi sehen wir uns wieder." Dies auf die nächsten Reichstagswahlen zielende Drohwort liegt seinen Gegnern noch heute in den Gliedern, und es ist zu verstehen, wenn sie sich eifrig dagegen verwahren, als hätten sie den vierten Kanzler des Deutschen Reiches mit Hilfe des Zentrums beseitigt, Minister stürzen hat einen fatalen Klang in konservativen Ohren. Mit Recht: es würde eine Beschränkung der Prärogative der Krone sein; darum durfte auch nicht entfernt etwas davon verlauten, als sei nunmehr der Staatssekretär aufs Korn genommen worden.

Der Grund seines Rücktritts läßt sich authentisch nicht feststellen. Die Beflissenheit, womit nach diesem Grunde gesucht wird, verrät indessen dem Kundigen genug. Eine Version spricht von Zwistigkeiten Dernburgs mit dem Reichsschatzsekretär. Tiefgehender Art können sie nicht gewesen sein, und welcher Ressortchef geriete gelegentlich nicht in Meinungsverschiedenheit zu dem auf Sparsamkeit bedachten Finanzgewaltigen. Daß aber gerade der Staatssekretär, der dem Reich aus Südwestafrika so reiche Einnahmen zugeschanzt hat, mit Herrn Wermuth sich entzweit haben sollte, ist nicht recht glaublich. Andrerseits ist auch nicht anzunehmen, daß lediglich die allgemeine innerpolitische Lage, die Parteikonstellation, wie sie sich im schwarzblauen Block darstellt, den einstmaligen Schildträger Bülows zum Rücktritt bewogen haben sollte. Mitgesprochen wird dieser Umstand wohl haben, aber ausschlaggebend war er nicht; denn sonst hätte der Schrittmacher der Blockwahl schon längst die Konsequenz aus seiner Vereinsamung ziehen müssen, um so mehr als der Nachfolger Bülows von Anfang an zeigte, aus wie reicher Legierung sein Regime bestand.

Bernhard Dernburg hätte, obwohl er mit liberalen Grundgedanken durchtränkt war, ruhig seines Amtes weiter walten können, wäre es des Rückhalts bei Herrn von Bethmann Hollweg sicher gewesen; seine Verdienste um unsere Kolonien stehen fest, sie sind sein unvergängliches Ruhmesblatt, das ihm weder ein Erzberger noch die Agrarier zerzausen können. Aber trotzdem ihm amtlich bescheinigt worden ist, daß sich in keinem einzigen Falle eine sachliche oder persön-

Digitized by Google

liche Differenz zwischen ihm und dem Reichskanzler eingestellt habe, — wer will ihm verargen, wenn er vielleicht dies Vertrauen für später nicht aufzubringen vermochte. Eine starke Strömung ist in Ostafrika gegen ihn entstanden, seit er eine Negerschutzgesetzgebung nicht sowohl aus humanitären als auch aus wirtschaftlichen Erwägungen eingeleitet hatte; in Südwestafrika verübelt man ihm das Abkommen mit der Kolonial-Gesellschaft, im Reichstag wälzte ihm das Zentrum Steine in den Weg, und Erzberger durfte mit seinem Kriegskostenantrag dilettieren und brach in ein Freudengeschrei aus, weil sich unter Dernburg kein Gouverneur mehr für die Diamantenkolonie mit den auffässigen Ansiedlern und dem gleichgestimmten Landesrat fände. Ein Exodus der Beamtenschaft bereite sich vor. Das ist in gewissem Maße zuzugeben; es gärt in der Beamtenschaft, die Diamantenpolitik hat böses Blut gemacht, und es beginnt ein Sturmlauf dagegen. Die Preßstimmen, die jetzt bei Dernburgs mit Ehren gekröntem Abschied laut werden, verbreiten Licht über bisher geschickt verborgene Gegnerschaften. Die „Germania“ triumphiert hämisch, das „Reich“ hält ihm seine Mitgliedschaft bei der Freisinnigen Vereinigung vor, und dieser Chor würde von Tag zu Tag stärker angeschwollen sein, zumal Dankbarkeit keine politische Tugend ist. Die Schonzeit für den Retter der Kolonien war vorüber, und beim nächsten Anlaß wäre es hart auf hart gegangen. Beistand hatte der Angegriffene schwerlich von den Mehrheitsparteien zu erwarten, und der Beamtenkaukus erblickte in ihm doch nur einen von der Woge des Glücks emporgetragenen Eindringling, den Bankroutinier, den unbequemen Eiferer, der je eher je besser ins Privatleben zurückzutreten habe. Zu andern Zeiten hätte er wohl ausgeharrt, obschon er auf ein vollendetes Werk mit gerechtem Stolz hinweisen darf; aber er hat, wie das Kaiserliche Handschreiben betont, auf seiner Entlassung „bestanden“, was auf Versuche, ihn zu halten, schließen läßt.

Niemand fand sich, der der Krone guten Rat gab und sie aufklärte über die Wirkung dieser Verabschiedung; denn sie vertieft den Riß zwischen der Regierung und der heutigen Minderheit im Reichstag und Landtag; sie wird als ein Sieg der Bureaukratie und des Ostelbiertums über ein hervorragend befähigtes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft angesehen und hat aufs neue Mißtrauen in die Massen, die einmal in Dernburgs Berufung einen Bruch mit bureaukratischen Gepflogenheiten, eine Wendung zu einer freieren Verwaltungspraxis sahen. Wie viele Minister haben wir in den letzten zwanzig Jahren blühen und welken sehen! Verbraucht oder halbverbraucht verschwanden sie, und ihr Abgang berührte uns nicht sonderlich. Haare werden abgeschnitten und wachsen wieder, nach diesem Naturgesetz beurteilen wir die Ministerwechsel, aber einen Dernburg, den Kolonialreformator, den elastischen, ideenreichen Arbeiter entlassen zu sehen in seiner Vollkraft, das ist ein Verhängnis.

In die Scheidung der Geister, die sich infolge der Wahlreform auch im Reiche anbahnt, fällt der Rücktritt des populärsten Staatssekretärs, des einzigen, dem auch der erbitterste Widersacher greifbare Erfolge nicht abstreiten kann. Ein Aufrechter war er, kein Kleber, keiner von denen, die da nach der Devise handeln: „Wir müssen uns zu halten suchen, wie es der Adel in Brandenburg macht“.

Zigeunerleben im Winter.

Ethnologische Studie von **F. W. Brepohl** (Wiesbaden).

II.

Sind die Winterquartiere bezogen, so werden Vorbereitungen für den Winter getroffen. Zunächst werden Schlingen gelegt, um Hasen zu fangen, die in der Weihnachtswoche zu braten sind, weil ihr Fett, wenn es in dieser Woche ausgelassen ist, zu Zaubermitteln in Liebesangelegenheiten dienen kann. Daneben machen die Zigeuner kleine Handarbeiten, wie Holzschnitzereien, allerdings sehr primitiver Art. Es liegt hier der Gedanke nahe, daß eine Pflege dieser Arbeit neben der Musik dereinst die Grundlage des Erwerbslebens seßhaft gemachter Wanderzigeuner werden könnte. Bekanntlich sind die Versuche, die Zigeuner zur Landwirtschaft, zur Fabrikarbeit oder dergleichen heranzuziehen, fehlgeschlagen. Kaiserin Maria Theresia hat in dieser Beziehung sehr schlechte Erfahrungen gemacht. Vielleicht würde eine Beschäftigung nach der Art, die ihnen liegt, sie für die menschliche Gesellschaft noch einmal nützlich machen. — — —

Ist nun die Weihnachtswoche herangekommen, so hat der Zigeuner eine weitere Aufgabe, die ihn in fieberhafter Tätigkeit hält. Er muß Fledermäuse fangen, die allerdings um Weihnachten sehr selten zu finden sind, da sie ja ihren Winterschlaf halten. Das Blut der Fledermäuse, die in der Weihnachtswoche gefangen und geschlachtet werden, braucht man zur Heilung kranken Viehes, z. B. der Pferde, wenn diese an Blähungen leiden.

Der heilige Abend aber hat für den Zigeuner die größte Bedeutung. Glaubt er doch, daß in der Weihnachtsnacht eine Menge böser Dämonen ihm sein Wohlergehen streitig machen will. So stellt eine Art von Geistern dem weiblichen Geschlecht nach, um ihm Böses zuzufügen. Eine andre Art geht auf Tötung der Männer aus. Aus verschiedenen Anzeichen sucht der Zigeuner in dieser Nacht auch sein ferneres Schicksal zu erkennen. Ist z. B. die Christnacht trübe, so gibt

Digitized by Google

es einen bösen Sommer, und der arme Zigeuner wird es im kommenden Jahr sehr schwer haben. Bellen die Hunde in dieser Nacht viel, so wird der Stamm viele Angehörige durch den Tod verlieren. Grunzen die Schweine nicht in hellen Tönen, so werden auch die Töchter der Sippe, der die Schweine gehören, sich im kommenden Jahre nicht verheiraten. Quieken sie dagegen, so finden noch am kommenden Pfingstfest Hochzeiten in der Familie statt. Schweine werden von den Wanderzigeunern nur im Winterlager gehalten. Um Weihnachten werden sie besonders gepflegt, damit sie in der Christnacht wohlauf sind. In der Christnacht selbst aber geben die Zigeunertöchter den Schweinen, um freudiges Grunzen oder Quieken hervorzurufen, sehr gerne besondere Leckerbissen, wie z. B. Maisbrot und Salz.

Jedoch nicht nur Böses und Gefahren bringt die Christnacht. Dem mutigen Zigeuner kann sie auch Schätze bringen. Allein, er hat dann große Gefahren zu bestehen. Eine alte Zigeunersage erzählt, daß diejenigen Zigeuner, die in der Christnacht auf einem Dorfe die zuletzt beerdigte Leiche ausgraben und dreimal um die Kirche tragen, besondern Reichtum erlangen werden. Allerdings ist hierbei Bedingung, daß die Leiche erst wenige Tage im Grabe gelegen hat. Nach einer alten Erzählung wurden zu Gießen in Oberhessen am 15. November des Jahres 1726 mehrere Zigeuner durch das Schwert hingerichtet, die geständig waren, wie Raub und Diebstahl, auch in der Weihnachtsnacht des Jahres 1725 das Verbrechen der Leichenschändung begangen zu haben. Dieser Aberglaube scheint in verschiedenen Variationen bei allen Zigeunerstämmen verbreitet zu sein. So wurde er mir auch 1906 in Ober-Ungarn als bei den slowakischen Zigeunerstämmen herrschend geschildert. Jedoch habe ich nicht erfahren, ob man Beweise dafür hat, daß dieses Experiment von slowakischen Zigeunern erprobt worden sei. Dagegen erzählt der bedeutende Zigeuner-Ethnologe Dr. Heinrich v. Wlislocki in einem seiner Werke,*) daß bei den transsylvanischen Zeltzigeunern Siebenbürgens dieser Glaube vorhanden sei. Nur liegt hier eine andre Variation vor. Der Glaube erstreckt sich dort auf sämtliche drei Christnächte, und nach Wlislocki sollen die transsylvanischen Zigeuner die Leiche auch noch mit einer gabelförmigen Weidenrute peitschen, damit die Seele der Verstorbenen nicht in einen der Zigeuner fahre und ihn zum Selbstmord reize. Dabei müssen stets zwei, aber auch nur zwei, die Tat ausführen. Daß dies tatsächlich früher geschah, beweist, daß im Jahre 1831 zwei Zigeuner wegen überwiesener Leichenschändung in der Christnacht zu Szitasch-Keresztur zum Tode am Galgen verurteilt wurden.**) Ob auch andre Zigeunerstämme die ausgegrabene Leiche peitschen, ist mir nicht bekannt. Bei unsern deutschen Zigeunern ist es nicht der Fall. Vielmehr suchen sie sich durch Zaubersprüche vor der fremden Seele zu schützen.

Am ersten Weihnachtstag harrt des Zigeuners wieder eine zeremonielle Feier. Schon am heiligen Abend wurde diese: die Feier der Verbrennung der „verheirateten" Bäumchen, vorbereitet. Die Verheiratung besteht darin, daß ein Weiden- und ein Tannenbäumchen miteinander verbunden werden, indem die Zweige ineinander geflochten und beide mit einem roten Faden umwickelt werden. In der Frühe des ersten Festtages reichen nun sämtliche Männer und Weiber des Stammes sich die Hände und bilden so einen Kreis um die Bäumchen. Während sie ihre Lieder singen, machen einige Burschen ein Feuer unter den Bäumchen, sodaß diese mitverbrennen. Die Asche ist auch hier ein Zaubermittel. Sie wird von jedem Sippenältesten in seine Erdhöhle getragen, wo etwas davon in einen Stiefel gestreut wird, den hierauf jedes männliche Familienmitglied an- und auszieht. Hierdurch wird nach Ansicht der Zigeuner die Familienzusammengehörigkeit gestärkt. Wlislocki ist der Meinung, daß die Zeremonie der „verheirateten" Bäumchen mit einer Sage vom „Allsamenbaum" zusammenhänge, die unter den transsylvanischen Zigeunern überall verbreitet ist. Nach dieser Sage warfen einst die Menschen in einem Land, das einem schönen, großen Garten glich, und das von einem großen Fluß und einer Mauer umgeben war, einen bekränzten Ochsen, der einen Korb Eier und Früchte um den Hals trug, alljährlich in den Fluß. Dies geschah 1000 Jahre hindurch am Neujahrstag, bis Verführer die Leute abhielten, diesen Brauch fortzusetzen. Als Folge dieser Unterlassungssünde brach eine Hungersnot über das Land herein. Die Leute zogen in die ferne Welt hinaus, um nimmer in ihre Heimat zurückzukehren. Nur einem frommen Einsiedler ward nach Jahren von einem aus dem Wasser steigenden Mann ein Baum gezeigt, der alle Früchte und Samen der Welt trug. Um diesen „Allsamenbaum" sehen zu können, pflanzen, nach der Ausführung Wlislockis, die siebenbürgischen Zeltzigeuner die verheirateten Bäume, die sie in ähnlicher Weise wie auch die deutschen Zigeuner nachher verbrennen. Bei den deutschen Zigeunern aber ist keine Spur von dieser Sage bisher zu finden gewesen. Ich nehme an, daß diese sie nicht kennen. Auch habe ich bei meinen Streifereien weder in Kroatien, noch in Serbien, auch nicht im Banat und in der Slowakei Spuren einer solchen Sage gefunden.

Die Zeit nach Weihnachten führt der Zigeuner ein einförmiges elendes Leben, das nur durch Musizieren einigermaßen erträglich gemacht wird. Er legt Schlingen zum Wildfang, fertigt Holzschnitzereien, und wenn die Not groß ist, geht er mit einigen Genossen vielleicht auf eine kleinere Bettel- und Diebesfahrt. In dieser Zeit ver-

*) Wlislocki, Vom wandernden Zigeunervolke, Hamburg 1890, Seite 149.

**) Ebenda.

Digitized by Google

schmäht er auch das Fleisch von krepierten Tieren nicht. Es ist aber ein Fehler, ihm hieraus, wie es Grellmann tut, einen Vorwurf machen zu wollen oder sich deshalb mit Abscheu von ihm zu wenden; denn nur die Not treibt ihn dazu. Übrigens habe ich das gleiche Tun auch bei ärmeren Italienern gefunden. Über die Abneigung gegen Fleisch gefallener Tiere setzt sich der Zigeuner leicht hinweg, indem er sagt, daß das Fleisch eines Tieres, das Gott geschlachtet, besser sein müsse als das Fleisch eines von der Hand des Menschen getöteten.

Der Spätwinter und die Wochen vor Fastnacht bringen dem Wanderzigeuner wieder reiche Abwechslung, da in dieser Zeit in der Bukowina und Ungarn die meisten Hochzeiten stattfinden, zu denen die Zigeuner die Musik stellen. Mit dem hereinbrechenden Frühjahr strömen sie dann aber wieder hinaus in die Ferne, um ihren Wandertrieb auszuleben.

Das bisher Gesagte bezieht sich alles auf die Wanderzigeuner, die nicht zu verwechseln sind mit den seßhaften Zigeunern. Diese haben meistens ihren reinen Volkscharakter verloren. Bei ihnen hat, sei es durch Zwang der Gesetze oder durch die Umgebung, eine Art von Kultur Eingang gehalten, die ihren Charakter noch verschlagener macht. Aus freiwilligem Entschluß sind sie gewiß nicht seßhaft geworden. Nur Not oder gesetzlicher Druck führte dazu. In Österreich, Süd-Ungarn und Rumänien haben sie ihre Lehmhütten meistens in der Nähe kleiner Landstädte und Dörfer, in sogenannten Un- und Ödländern. Hier treiben sie spärlich Landwirtschaft und Viehzucht und leben von Musik und vom Bettel. — In Berlin haben sie sich im hohen Norden niedergelassen und sind ängstlich bedacht, Kulturmenschen von ihren Wohnstätten fernzuhalten. — In Süd-Rußland (Kiew und andern Städten) leben sie abseits von der Stadt in dreiseitigen Zelten, sich durch Musik, Wahrsagerei u. a. m. ernährend. In den russischen Städten selbst dürfen sie nachts nicht weilen. In Ober-Ungarn (Slowakei) arbeiten sie als Chausseearbeiter und Steineklopfer, gehen auch wohl zu Leuten Holz hacken. In Serbien und Montenegro sind sie auch als Hirten tätig, in Montenegro übrigens ganz slawisiert. So bemerkenswert scheinbar diese äußerlichen Fortschritte sind, hat den Zigeunern diese äußere Kultur doch wenig ethische Besserung gebracht. Ihr Aberglaube ist nicht verschwunden, und man könnte fast sagen, auch die Kulturmittel müssen ihrem Aberglauben dienen. So erfuhr ich von einem seßhaften Zigeuner in einer Niederlassung an der serbisch-ungarischen Grenze, daß er zu Weihnachten nach dem neuen Kalender in einer Hütte einen serbischen Kalender aufhänge, damit die Dämonen der Meinung seien, er sei Serbe. Umgekehrt hänge er am serbisch-orientalischen Weihnachtstage (alten Kalenders) einen ungarischen auf, damit die Geister diesmal keine Gewalt über ihn hätten, da für ihn Weihnachten schon vorüber sei.*)

Diese Leute wissen sehr gut, daß die Christen Weihnachten in Gebestimmung sind. Deshalb treten sie mit allerlei Schwindel- und Bittgesuchen an diese heran, die meistens ohne Prüfung erfüllt werden. Ihre Tricks zeugen von noch größerer Verschlagenheit und Hinterlist als die Betrugsstückchen der Wanderzigeuner. Ich durfte davon ein Beispiel erfahren. Am 24. Dezember 1907 erschien in aller Morgenfrühe ein nordungarischer seßhafter Zigeuner in meiner im Trenciner Komitat gelegenen Wohnung und bat um ein Totenhemd für seine am vorhergehenden Abend plötzlich verstorbene Frau. Da ich aus Erfahrung wußte, daß Zigeuner es für Ehrenpflicht halten, die Verstorbenen nur in ihren eigenen Kleidern zu beerdigen, kam mir diese Bitte verdächtig vor. Ich ließ den Bittsteller in mein Arbeitszimmer treten, um ihm einige Fragen vorzulegen. Er warf sich auf den Boden und beschwor mich, meine Knie umfassend und die Hände ringend, doch für ein anständiges Totenhemd für seine verstorbene Frau zu sorgen. Die Szene hatte etwas Rührendes, wurde aber zur komischen, als einer meiner Hausgenossen mir erzählte, er habe die Frau soeben gesehen. Der Zigeuner, der nicht verstand, was jener mir sagte, wunderte sich über das Lächeln, das in mein vorher ernstes Gesicht kam. Als er aber hörte, um was es sich handelte, brach er in ein jämmerliches Geheul aus, so daß ich schließlich bestimmte, ein Hausgenosse solle mitgehen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Vor den Augen des Zigeuners wurde ein zum Totenhemd bestimmtes neueres Kleidungsstück verpackt. Der Zigeuner bezeugte mir seinen Dank, indem er plötzlich eine Drossel aus seinem Busen holte und mir als Weihnachtsgeschenk übergab. Gerührt durch diese Dankbarkeit wollte ich schon die Prüfung der Sache unterlassen. Aber meine Hausgenossen rieten doch dazu. Der Zigeuner schien seine Sache noch nicht verloren zu geben und entfernte sich ruhig mit meinem Boten. Kaum einige Meter vom Hause entfernt, versuchte er diesen zu bewegen, ihm das Hemd zu geben, um den weiten Weg zu sparen, und bot ihm schließlich 10 Kreuzer an. Als dieser sich hierauf nicht einließ, verfiel der Zigeuner auf einen andern Trick, um es mit mir nicht zu verderben. Er fragte seinen Begleiter, wie spät es sei. Dieser erklärte, nach 9 Uhr. Nun ging ein Gejammer und Geheul los. „Oh, dann komme ich ja zu spät und meine liebe Frau ist schon beerdigt; denn um 7 Uhr (früh!) wollte der Pfarrer schon kommen!“ Mit diesen Worten rannte er, was er rennen konnte, — das Hemd im Stiche lassend, davon. Vier Tage später aber

*) In Süd-Ungarn feiern die orientalischen Christen (Serben und Walachen) dreizehn Tage später als die übrigen Landesbewohner (Magyaren, Deutsche und Kroaten) Weihnachten.

Digitized by Google

saß die „tote“ Frau, gesund und heil, in meinem Stall und hackte Holz!

Diese seßhaften Zigeuner sind genau zu unterscheiden von den Wanderzigeunern. Für die Ethnologie bieten sie wenig Anhaltspunkte, da sie eifrig bemüht sind, sich einen kultivierten Anstrich zu geben und ihre zigeunerischen Sitten zu verstecken. Sie betonen aber stets stolz, daß sie zur „großen“ Nation der Zigeuner gehören.

Offener und vertraulicher dagegen ist der Wanderzigeuner. Hat er einmal erkannt, daß man ihm freundlich und mit Interesse entgegentritt, so teilt er gern aus seinem Wissen etwas mit. Es ist oft rührend, diese braunen Gestalten zu beobachten. Der Reisende, der die Winterquartiere der Wanderzigeuner besucht, lernt hier einen Menschenschlag kennen, den man wirklich schön nennen kann, besonders bei jenen Zigeunern, die sich Rassenreinheit erhalten haben. Tatsächlich macht es den Eindruck eines wunderbaren Elends, wenn man ein Wanderzigeunerlager passiert und halbnackte und nackte Kinder im Schnee sich tummeln sieht, die, sobald sie den Fremden entdecken, flink herbeieilen, um ein Almosen bitten und dabei dankbar für die kleinste Gabe sind. Daneben dann alte, verwitterte Zigeunergestalten, die nur notdürftig bekleidet sind. Ich habe oft Zigeuner und Zigeunerinnen gesehen, die einen direkt verwitterten Eindruck machten. Dieses Naturvolk ist ja so abgehärtet und fast unempfindlich gegen jede Witterungseinflüsse, daß es wie festes Eisen erscheint, das nur allmählich der Verwitterung anheimfällt.

Vitalismus und Mechanismus.

Von Professor Dr. **Richard Hesse** (Berlin).

Die mannigfachen Unterschiede der belebten Wesen gegenüber den unbelebten Naturkörpern haben nie verfehlt, auf den denkenden Naturbeobachter einen tiefen Eindruck zu machen. Es tut sich vor seinen Augen eine tiefe Kluft zwischen Leben und Unbelebtem auf: die Stoffe, an die das Leben gebunden ist und die beim Leben entstehen, erscheinen auf dieses beschränkt; die Vorgänge in den Organismen verlaufen, im Gegensatz zu denen in der unbelebten Natur, gleichsam nach „den Gesetzen eines vernünftigen Plans mit Zweckmäßigkeit“; in ihrem Aufbau sind die Teile dem Zwecke des Ganzen untergeordnet. Alles treibt dazu an, nach einer Erklärung für diese besonderen Eigenschaften der Lebewesen zu suchen. Solche Überlegungen führten bei den Naturforschern des 18. Jahrhunderts zu der Annahme einer besonderen, in den Lebewesen wirkenden Kraft, die von den Kräften der unorganischen Natur verschieden sei, der Lebenskraft.

Die Lebenskraft wurde von verschiedenen Denkern und zu verschiedenen Zeiten nicht gleich aufgefaßt. Der eine sah in ihr ein der Seele verwandtes Wesen, das neben dieser im Körper hause; ein andrer setzte sie der bewußten Seele selbst gleich. In dem sogenannten Nervenprinzip glaubten manche die Lebenskraft näher bestimmt zu haben, andre in der tierischen Wärme. Während die meisten eine Kraft in ihr sahen, die den Organismus beherrsche, vermuteten einige darin eine unwägbare Materie, die alle Teile der lebenden Körper durchdringe. Als Beispiel möge die geläuterte Auffassung von der Lebenskraft, der wir bei dem großen Physiologen Johannes Müller begegnen, hier etwas näher dargelegt werden. Die Lebenskraft oder organische Kraft ist für ihn eine zweckmäßig, aber nach blinder Notwendigkeit bewußtlos sich äußernde Schöpfungskraft, die nicht mit den allgemeinen Naturkräften, wie Wärme, Licht, Elektrizität, identisch ist. Sie bewirkt die Zusammensetzung der organischen Substanz, indem sie die Materie zweckmäßig verändert. Bei der Fortpflanzung multipliziert sich die organische Kraft in der Keimbildung und geht so auf die Nachkommen über; sie „ergießt sich gleichsam in einem Strom von den produzierenden Teilen aus in immer neu produzierte“. Bei der Entwicklung des Keims bewirkt die organische Kraft die Formbildung und schafft die Harmonie der zum Ganzen notwendigen Teile. Dagegen scheint in dem Sterben der organischen Körper die organische Kraft zugrunde zu gehen. Gerade dieses Vergehen der organischen Kraft und deren Multiplikation bei der Fortpflanzung macht dem Forscher große Schwierigkeiten: er sucht sich mit der Annahme zu helfen, daß bei der Ernährung fortwährend organische Kraft regeneriert werde, und daß sie sich beim Tode in ihre allgemeineren natürlichen Ursachen auflöse. So ist die organische Kraft die „Endursache des organischen Wesens“. „Organisches Wesen, Organismus ist die faktische Einheit von organischer Schöpfungskraft und organischer Materie.“

Diese Einführung einer besonderen „vitalen“ Kraft in die Erklärung der Lebenserscheinungen heißt Vitalismus. Nachdem schon von einigen Forschern, wie Vicq d'Azyr und Keil, theoretische Einwendungen gegen diese Lehre erhoben waren, erhielt sie einen kräftigen Stoß, als es im Jahre 1828 Wöhler zum ersten Male gelang, einen organischen Stoff, den Harnstoff, aus anorganischen Bestandteilen aufzubauen. Damit war der Lebenskraft eines ihrer Wirkungsgebiete entzogen, und die Möglichkeit, manche mit dem Leben verknüpfte Vorgänge nach den in der anorganischen Natur waltenden Gesetzen zu erklären, wurde näher gerückt. Waren doch die chemischen Grundstoffe, die sich in der lebenden Substanz und ihren

Digitized by Google

Umsetzungsprodukten fanden, die gleichen wie in den anorganischen Stoffen, und es lag kein Grund vor, daß sie in den Lebewesen ihre Eigenschaften veränderten. Dazu kam die Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie durch den Heilbronner Arzt Robert Mayer, das ja gerade an lebenden Wesen zuerst erkannt und nachgewiesen wurde. Die Schwierigkeiten, die z. B. Joh. Müller in dem Vergehen der Lebenskraft beim Tode, in ihrer Multiplikation bei der Fortpflanzung gefunden hatte, wurden hiermit zu Unmöglichkeiten. Die weiteren schnellen Erfolge der physiologischen Forschung hatten eine hoffnungsfrohe, schaffensfreudige Naturbetrachtung zur Folge, und die Meinung, daß sich die Lebenserscheinungen in eine Anzahl physikalisch-chemischer Prozesse auflösen lassen, wurde von den meisten als eine unantastbare Gewißheit aufgenommen. Die Lehre von der Lebenskraft verlor ihre Anhänger: an die Stelle des Vitalismus trat der Mechanismus mit der Behauptung, daß sich die Lebenserscheinungen vollständig auf die Geschehensweisen der anorganischen Natur zurückführen lassen.

Daß die Lebensvorgänge nichts andres als sehr kompliziertes physikalisch-chemisches Geschehen sind und nach denselben Gesetzen verlaufen wie die Vorgänge in der anorganischen Natur, dürfte jetzt von den meisten Forschern zugestanden sein. Bewiesen aber ist es keineswegs; denn der Beweis ist nur zu erbringen durch wirkliche und vollständige Ausführung einer kausalen Erklärung der Lebenserscheinungen auf Grund der Gesetze der anorganischen Natur. Aber wenn auch im Verhältnis zur Größe dieser Aufgabe noch überaus wenig geleistet ist, so brauchen wir doch nicht daran zu zweifeln, daß es gelingen wird, die Lebenserscheinungen in dieser Weise zu begreifen. Wir finden uns in derselben Lage wie einem Zauberkünstler gegenüber: wir sind überzeugt, daß alles „natürlich“ geschieht, ohne im einzelnen zu wissen wie. In ihrem innersten Wesen erfaßbar ist auch die anorganische Natur nicht, „weder Materie, noch Kraft, noch erste Bewegung“.

Damit ist aber das Rätsel des Lebens noch nicht erschöpft. Die chemischen Stoffe befinden sich im Protoplasma in einer bestimmten Lage zueinander, so daß sie sich gegenseitig beeinflussen können. Nicht jede Zusammenlagerung der wirkenden Stoffe hat Leben zur Folge: aus der endlosen Zahl möglicher Strukturen werden nur wenige derart sein, daß das Zusammenwirken der Stoffe in ihren Beziehungen zueinander und zur Außenwelt das zur Folge hat, was wir Lebenserscheinungen nennen. Nur solche bestimmten Anordnungen sind lebensfähig. Und ebenso wie das Protoplasma seine Lebensfähigkeit den gegenseitigen Beziehungen seiner Teile verdankt, so sind auch in den zusammengesetzten Organismen die einzelnen, aus Protoplasma bestehenden oder von ihm gebildeten Abschnitte, die Organe, in harmonischer Weise angeordnet, derart, daß ihre Leistungen nach Art und Stärke zu einheitlichen Erfolgen zusammenwirken. Zugleich aber ist der Organismus mit seinen Teilen so eingerichtet, daß die durch äußere Reize an ihnen hervorgerufenen Lebenstätigkeiten der Erhaltung des Ganzen dienen.

Man hat die Organismen häufig mit Maschinen verglichen, und wenn dieser Vergleich nicht in allen Beziehungen zutrifft, so sind der Vergleichspunkte doch viele. Die Teile einer Maschine sind so angeordnet, daß sie harmonisch zusammenwirken zu einem bestimmten Zweck, den der Mensch beim Bau dieser Maschine gerade im Auge hat: sie sind zweckmäßig eingerichtet. So hat man den Organismus ebenfalls zweckmäßig genannt: doch kann man von einem Zweck des Organismus nicht im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes reden; höchstens könnte man sagen, der Organismus ist Selbstzweck. Die Einrichtungen eines Lebewesens haben die Wirkung, daß es lebt, daß es sich erhält und fortpflanzt: sie sind erhaltungsgemäß. Die Vorgänge beim Arbeiten der Maschine nun beruhen alle auf physikalisch-chemischen Erscheinungen: so wird z. B. die chemische Energie, die in der Kohle liegt, bei der Verbrennung als Wärme frei; die Wärme bewirkt die Ausdehnung des Wassers beim Übergang in die Dampfform und setzt sich so in Bewegung um, und diese Bewegung wird durch Anbringung von Hebeln verschiedener Anordnung in der dem Zweck entsprechenden Weise modifiziert. Diese Vorgänge sind also auf physikalisch-chemische Gesetzmäßigkeiten zurückführbar, d. h. sie sind uns begreiflich. Aber der Bau der Maschine ist dabei als gegeben vorausgesetzt. Sie ist nicht einfach auf mechanische Weise geworden, sondern der grübelnde Verstand des Menschen hat sie erdacht und zweckmäßig gestaltet; er hat die Bauverhältnisse und die Zusammenordnung der Teile hergestellt, in und an denen das physikalisch-chemische Geschehen abläuft. So können wir annehmen, daß auch die Vorgänge in den Lebewesen sich alle einmal auf physikalisch-chemische Gesetzmäßigkeiten werden zurückführen lassen; aber die Zusammenordnung der Teile wird damit noch nicht erklärt. Das physiologische Geschehen mag Mechanismus sein, aber „Mechanismus auf der Basis der gegebenen Struktur“.

Wie nun die Zweckmäßigkeit der Maschine der menschlichen Intelligenz ihre Entstehung verdankt, sollte nicht auch die erhaltungsgemäße Einrichtung der lebenden Substanz und der Organismen durch ein besonderes, außerhalb der physikalisch-chemischen Kausalität gelegenes Prinzip bedingt sein? Oder sollte die Erhaltungsgemäßheit oder, wie meist gesagt wird, die Zweckmäßigkeit, die wir im Bau der Organismen und damit auch in ihren Reaktionen überall beobachten, eine andre Erklärung zulassen?

Aber „solange es möglich ist, durch die überall geltenden Gesetze der Natur eine Erscheinung zu

Digitized by Google

erklären, solange ist es methodisch verboten, zu neuen transzendentalen Gesetzen seine Zuflucht zu nehmen" (Lotze). Die Aufgabe ist zu verlockend, auch nach einer einfach kausalen Erklärung für die Erhaltungsgemäßheit im Bau der Lebewesen zu suchen.

Bütschli hat unsre Hauptfrage so gefaßt: „Ist es zulässig, das Entstehen des eigentümlichen Bedingungskomplexes, von dem die Lebenserscheinungen abhängen, sowie dessen Fortschreiten zu höherer Ausbildung als ein im Laufe der Erdentwicklung (oder Weltentwicklung) zufällig eingetretenes zu beurteilen oder nicht?" Die Antwort lautet verschieden: die Mechanisten antworten mit ja, die Vitalisten, oder sagen wir Neo-Vitalisten, verneinen es. Aber es sind zwei metaphysische Glaubensbekenntnisse, die sich da gegenüberstehen. Beweisen kann keine von beiden Seiten die Sätze, die sie verteidigt. Man kann fast sagen, es sei Temperamentssache, ob man sich hoffnungsfreudig für das glatte, restlose Aufgehen des Exempels der Lebenserklärung entscheidet, oder ob man ungläubig meint, daß ein unlösbarer Rest übrigbleibt.

Darwin hat den großartigen Versuch gemacht, in seiner Theorie vom Überleben des Passendsten im Kampfe ums Dasein die Erhaltungsgemäßheit der Lebewesen mechanisch zu erklären. Daß mit Darwins Theorie jene Erklärung wirklich geliefert ist, wird von den Vitalisten bestritten. Wir jedoch stehen auf dem gegenteiligen Standpunkte, daß sie das Bestehenbleiben des einmal entstandenen Erhaltungsgemäßen und das Zugrundegehen des Lebenswidrigen begreiflich macht und uns damit die Erklärung für die „Zweckmäßigkeit" der Lebewesen liefert. Ja, sie gibt uns die Erklärung dafür, daß die Erhaltungsgemäßheit nur eine relative ist, daß sie für einen gegebenen Bedingungskomplex gilt, aber bei Änderung dieser Bedingungen oft einer entsprechenden Änderung nicht fähig ist. Die Annahme mancher Vitalisten aber, daß mit der lebenden Substanz ein Zweckmäßigkeitsgeschehen notwendig verknüpft sei, bietet keine Erklärung der zahlreichen Zweckwidrigkeiten, die uns bei den Lebewesen begegnen, und setzt sich in offenbaren Widerstreit mit der Tatsache, daß eine Unmenge Arten von Lebewesen, wie die Ammoniten, viele Stachelhäuter, ganze Familien von Sauriern, sich den veränderten Bedingungen nicht anpassen konnten, sondern ausgestorben sind, ohne veränderte, besser angepaßte Nachkommen zu hinterlassen.*)

*) Wir entnehmen den obigen Artikel mit Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung dem soeben erschienenen ersten Bande des Werkes „Tierbau und Tierleben" von Professor Dr. Richard Hesse-Berlin und Professor Dr Franz Doflein-München (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. Zwei Bände, geb. je M. 20.—). Es ist uns eine Freude, auf dieses Werk hinweisen zu können, das aus der gewaltigen Fülle naturwissenschaftlicher Schriften und Bücher, hervorgerufen durch das in immer weitere Kreise dringende Verlangen nach naturwissenschaftlicher und hauptsächlich biologischer Erkenntnis, in mehr als einer Beziehung hervorragt. Keineswegs sich auf eine Beschreibung der einzelnen Tiere beschränkend, sondern in meisterhafter Weise das Typische, allen Lebewesen Gemeinsame herausgreifend, schildert es die tierische Organisation und Lebensweise, die Entwicklungs-, Fortpflanzungs- und Vererbungsgesetze, die Abhängigkeit der einzelnen Teile vom Gesamtorganismus und ihren Einfluß auf das Ganze, kurz, alle die Fragen, die heute den Forscher, wie den interessierten Laien bewegen, auf Grund der modernsten und, was hervorgehoben werden muß, zum Teil auf Grund eigener Forschungsergebnisse. Dabei vereinigt es mit unbedingter wissenschaftlicher Zuverlässigkeit eine selten klare und verständliche, von überflüssigen Fachausdrücken freie Schreibweise, die eine Lektüre des Werkes für jeden Gebildeten zu einem Genuß gestaltet. Wenn wir noch hervorheben, daß eine besonders große Zahl künstlerischer Bilder und Tafeln den Text unterstützt, so dürfen wir wohl erwarten, daß der „Hesse-Doflein" in nicht ferner Zeit in jeder Bücherei einen Ehrenplatz einnehmen wird, wie bisher der Brehm, zu dem er eine wertvolle Ergänzung bildet.

Der Politiker Freiligrath.

Zu seinem 100. Geburtstag am 17. 6. 1910.

Von **Victor Klemperer** (Oranienburg).

I.

Nasen, Relegat und Haft,
Consilium abeundi!
O Wartburgfest und Burschenschaft —
Sic transit gloria mundi!

Der Spruch der Studenten aus Ferdinand Freiligraths Capriccio „Auch ein Walpurgisnachtstraum" gewinnt die besondre Bedeutung einer Klage um literarhistorische Benachteiligung, wenn man ihn neben den üblichen Satz stellt, wonach „das Geburtsjahr der revolutionären deutschen Lyrik" 1840 oder 41 sei. Das ist genau so richtig, als wollte man die Geburt eines Abgeordneten auf den Tag seiner Wahl in den Reichstag datieren — eine nur scheinbar willkürlich groteske Vergleichung, die sofort begründet werden soll. Viel früher ist die Revolutionsdichtung geboren worden, und auch Christian Petzet, der in seinem großen Werk über die politische Lyrik von 1840—50 auf das Jahr 1831 zurückgreift, in dem Anastasius Grüns „Spaziergänge eines Wiener Poeten" erschienen, unterschätzt noch bedeutend ihr Alter. Nein, in dem Augenblick, da Ernst Moritz Arndt mit dem letzten Teil seines „Geistes der Zeit" hervortrat, nunmehr ein Kämpfer für die innere Freiheit, da er die Verse schrieb: „Vorwärts, vorwärts rief der Blücher — rückwärts klingt ein Klang der Hölle", da war die revolutionäre Lyrik geboren. Und eine unübertrefflich deutliche Sprache hatte sie gleich mit auf die Welt gebracht. In den „Freien Stimmen frischer Jugend", dem Liederbuch der Burschenschaft von 1819, spielte neben dem anrüchig gewordenen Worte „Freiheit" das viel anstößigere „Gleichheit" auch schon eine Rolle, es war vom Haß gegen Knechte und Herren die Rede, man begnügte sich auch nicht immer mit

Digitized by Google

allgemeinen Andeutungen, sondern nannte schon verhaßte Namen. Und dann kamen Chamisso und Uhland und Platen und Wilhelm Müller, der die griechischen Rebellen besang und die deutsche Rebellion hörbar ersehnte, und endlich der Graf Auersperg, der anonym, doch um so gründlicher den allgewaltigen Metternich befehdete. Wenn man diese ganze Entwicklung streicht oder zum mindesten als eine embryonische betrachtet — und das tut man doch durch die Aufstellung jenes Geburtsdatums —, so muß es wirklich heißen: Sic transit gloria mundi!

Nicht um die Geburt der revolutionären Lyrik handelt es sich 1840 — sie war damals schon mündig. Ein andres Neues ereignete sich: das Parlament der Lyriker trat im Geiste zusammen, acht Jahre vor dem tatsächlichen Frankfurter Parlament, auf das es sehr und vielleicht allzusehr eingewirkt hat. Ich meine so. Daß sich die Dichter gleicher Epochen des gleichen zeitgeschichtlichen Themas bemächtigt hatten, war oft der Fall gewesen. Viele hatten den Schill und den Blücher gepriesen, viele das Schicksal der Polen und Hellenen beklagt. Aber bei diesen Sängern war nicht nur der Stoff, sondern im wesentlichen auch die Richtung der Lieder gleich. Sie lobten dasselbe und rügten dasselbe. Und hierin trat nun ein eigentümlicher Wandel ein. Das gemeinsame Thema wurde jetzt von verschiedenen Seiten erörtert, es war gewissermaßen zur Debatte gestellt. Die Dichter stritten hin und wider; der Streit vergrößerte die Anzahl der Gedichte, verschärfte ihren Inhalt, drückte allerdings auch häufig die einzelnen Lieder ins Rhetorische hinab. Um noch einen Augenblick im Bilde zu bleiben, so veranlaßte Nikolaus Beckers „Rheinlied" die feierliche Eröffnung dieses Parlamentes. Die vielen, die sich zum Worte meldeten, betonten noch die gemeinsame Hauptsache, daß sie sich alle als gute Patrioten fühlten, daß sie alle „den freien deutschen Rhein" liebten. Und nur nebenher und in gedämpften Tönen klangen links und rechts Parteiwünsche auf. Dann aber kam es zum ersten unfeierlich scharfen Waffengang. In den schönen Strophen „Aus Spanien" besang Freiligrath den Märtyrertod eines Royalisten und beanspruchte für sich und für den Dichter überhaupt das Recht, jegliche Größe zu preisen, die Welt eben von einer höhern Warte zu betrachten, als von „den Zinnen der Partei". Mit heißer Leidenschaft machte Georg Herwegh dagegen den Parteistandpunkt geltend, andre Stimmen griffen in die Fehde ein, neue Themen schossen an, und ein Jahrzehnt lang sollte das poetische Treiben nun nicht mehr aufhören.

Was den jungen Radikalen gegen Freiligrath so sehr in Harnisch gebracht hatte, war sicherlich nicht nur das einzelne Gedicht gewesen; die ganze Persönlichkeit des Mannes mußte Herwegh zuwider sein. Da saß am Rhein in vergnüglicher Muße ein gefeierter und — bereits abgestempelter Dichter, kümmerte sich nicht um die Not seines Volkes, die Forderungen seiner Zeit, schickte seine Phantasie in den bunten Orient, in die brennende Wüste, malte die Kämpfe wilder Tiere, die Gefühle exotisch wilder Menschen und verzehrte behaglich die Pension, die der Romantiker auf dem Thron dem unverfänglich romantischen Dichter gewährt hatte. Und solch ein Herzloser wollte nun mitreden im Zeitkampf! Und natürlich als Royalist, denn: Weß Brot ich esse, deß Lied ich singe .... Wie mag der starrköpfige Herwegh ein Menschenalter später seine Abneigung gegen Freiligrath bestätigt gefunden haben, als dessen Lieder wiederum monarchische Dinge priesen! Aber zwischen jenen Anfängen und diesem Ausgang des Freiligrathschen Schaffens liegt doch eine Phase, die den Dichter als den bedeutendsten Revolutionssänger zeigt. Und aus all den verschiedenartigen Gedichten bricht soviel wahres Gefühl hervor, daß man nirgends auf den Gedanken kommen kann, in Freiligrath einen gewissermaßen berufsmäßig unwahren Menschen zu sehen, ich meine einen Literaten, der aus nur ästhetischen Gründen und ohne Herzensbeziehungen den ihm jedesmal ergiebigsten Stoff aufgreift. Die merkwürdigen und für viele beste Köpfe seiner Generation typischen Wandlungen des Wüstensängers, Rebellen und Trompeters von Gravelotte, Wandlungen, die niemals einen Überzeugungsverrat bargen, sollen in diesem Gedenkblatt skizziert werden.

* * *

Vom Kontorpult in Soest und Amsterdam, vom ungeliebten kaufmännischen Berufe fort hatte sich der junge Freiligrath in seiner Sehnsucht nach starkem, farbigem Leben in exotische Fernen geträumt. Man hat die einst vergötterten Gedichte seiner ersten Epoche in neuerer Zeit sehr hart beurteilt und sie, statt ihre offenkundigen einzelnen Schönheitsfehler zu rügen, samt und sonders als „unwahr" abgetan. Das ist ungerecht; denn viele Stücke der ersten Sammlung besitzen die Wahrheit der Ballade (wahres Gefühl bei überzeugender Plastik des Dargestellten) und sind durchaus eigentümliche, sicherlich von Victor Hugo beeinflußte, sicherlich aber auch im Deutschen ganz neue, sind malerische Balladen.

Nun war der Dichter der Berufsfessel ledig, kam mit manchem bedeutenden Zeitgenossen in Berührung, wurde auch durch die Gründung seines Hausstandes dazu veranlaßt, nicht mehr bloß ins Weite zu träumen, sondern auf den heimischen Boden, die heimischen Zustände zu achten. Auch gewannen ja nun diese Zustände an Farbigkeit. Friedrich Wilhelm IV. hatte den Thron bestiegen, die Hoffnungen der Vaterlandsfreunde hoch empor getragen, allmählich zu enttäuschen begonnen. So gelangte Freiligrath zu einer Vertauschung der raum- und zeitfernen Stoffe mit gegenwärtigen. Der Umschwung war kein gewaltsamer. Der

Digitized by Google

Dichter schrieb ein paar innige Liebeslieder, er besang die Schönheit seiner westfälischen Heimat, er widmete, als er sich immer mehr von den Zeitereignissen angezogen fühlte, der Romantik herzliche Abschiedsstrophen. Ein politischer Dichter war er damit noch nicht geworden. Noch meinte er unparteilich betrachten, unpolitisch das Große und Schöne, das Heldische besingen zu können. So entstanden die Verse „Aus Spanien". Aber dann zwang ihn sein Herz, Partei zu ergreifen. Dabei bestimmten ihn offenbar nicht nur die rein politischen Tatsachen; er hatte auch einen scharfen und durch die Lektüre und das Übertragen fremder, zumal englischer Dichter ausgebildeten Blick für die Notlage der Armen. Freiligrath ist wohl der erste bedeutende deutsche Dichter auf sozialem Gebiet geworden. Chamisso hat diese Dinge doch nur erst in Einkleidungen und gelegentlich behandelt, Karl Beck ihnen mehr guten Willen als dichterisches Können entgegengebracht, Herwegh kam nie über einen Anfang hinaus. Und dieser erste soziale Dichter Deutschlands zählt auch unter den bedeutendsten und umfassendsten mit. Er hat die schmerzvollsten Töne für die Not des Proletariers gefunden; aber er hat nicht vergessen, daß auch andre Menschenklassen die Mühsal des Lebenskampfes durchkosten müssen . . . .

Es mußte den Dichter einen schweren Entschluß kosten, mit seinen Oppositionsdichtungen hervorzutreten. In seinem Einladungsgedicht „An Hoffmann von Fallersleben" vom Mai 1844 heißt es:

Ja, auch ich steh' kampfbereit,
Gleich sind unsre Zeichen:
Mit Bewußtsein wag' ichs heut,
Dir die Hand zu reichen!
— — — — — — — — —

Komm darum und glaub' an mich —
Aber komm in Eile!
Komm, solang ich festiglich
Noch am Rheinstrom weile!
Eh ich selber meinen Herd
Seh zum Teufel stieben,
Eh des eignen Liedes Schwert
Westwärts mich getrieben!

Daß er das königliche Gnadengehalt aufzugeben hatte, wenn er nun sein „Glaubensbekenntnis" veröffentlichte, war ihm selbstverständlich; doch fühlte er auch, daß er sich um den „Herd" schrieb. Dennoch gab er sein Buch heraus und ging freiwillig in die Verbannung. Das „Glaubensbekenntnis" enthält aber noch eine andre, minder beachtete Tapferkeit. Was wäre natürlicher, als daß der neue Parteigänger der Linken sich mit vollem Pathos als Radikaler und nur als solcher darstellte. Das tat Freiligrath nicht. „Die jüngste Wendung der Dinge in meinem engern Vaterlande Preußen hat mich . . . . schmerzlich enttäuscht . . . Indem ich mich . . . offen und entschieden zur Opposition bekenne, schicke ich gleichwohl der zweiten Abteilung die erste, schicke ich den unzweideutigen Stimmen einer ausgeprägten und in sich gefesteten politischen Meinung die minder sicheren und bewußten einer erst werdenden und sich gestaltenden voraus. Ich kann nicht anders! Wer am Ziele steht, soll auch den Ufern nicht verleugnen, auf welchem er es erreicht hat!" So heißt es im Vorwort des „Glaubensbekenntnisses", das demgemäß vor seinen Befehdungen Friedrich Wilhelms IV., vor seinen bittern sozialen Strophen die Verse „Aus Spanien", den schroffen „Brief" gegen Herwegh bringt. Da steht also Freiligrath doch eigentlich über der Partei, indem er sich stolz das Recht der eignen Entwicklung wahrt. Zwar glaubt er sich nun am „Ziele" seines politischen Weges, aber wenn ihn sein Herz zum Weiterschreiten treibt, so wird er nicht stehen bleiben.

Oden des Horaz.

Übertragen von **Lothar Treuge** (Berlin).

II.

An Diana.

Wächterin von Berg und Gebüschen, Jungfrau,
Dirnen hilfreich, die dich in Mutternöten
Dreimal anflehen, sie vor dem Tod zu schützen,
Dreifache Göttin,

Dir geweiht sei vor meinem Haus die Fichte,
Jährlich will ich sie mit dem Blut des Frischlings,
Der auf seitlich stoßenden Angriff ausgeht,
Freudig beschenken.

An Phidyle.

Wenn du die Hände flehend im Hornenschein
Gen Himmel richtest, ländliche Phidyle,
Wenn du den Laren Weihrauch spendest,
Heurige Frucht und ein gierig Ferkel.

So gilt der unheilschwangere Südwind nichts
Der vollen Rebe, oder der kranke Rost
Der Saat, noch auch dem zarten Sprößling
Strenge des Wetters im Früchtejahre.

Mag in den Schneegefilden des Algidus,
Mag unter Eichen und in der Felsenforst
Und in Albaniens Trift das Opfer
Grasen, mag unter dem Beil des Priesters

Sein Joch sich färben, nimmer gelüstet dich
Nach dem gewagten Morde der Erstlinge,
Mit Rosmarin und zarter Myrte
Krönst du gebrechlich die kleinen Götter.

Digitized by Google

Hat nur den Altar keusch deine Hand berührt,
Bedarf sie keines mächtigen Opfers mehr,
Denn es besänftigt die Penaten
Heiliges Mehl und ein knisternd Salzkorn.

An den Weinkrug.

O Schwester aus dem Manlischen Jahr wie ich,
Ob du Betrübnis oder Gelächter bringst,
Ob Zwietracht und verbuhltes Rasen,
Friedlichen Schlummer, o fromme Flasche,

Ob Launen auch dein Massiker vielfach birgt,
Zur guten Stunde stelle dich würdig ein,
Laß dich herab: befiehlt Coroin doch,
Daß man ihm edleren Wein verschenke.

Zwar trieft er von Sokratischer Redekunst
Und wird dir doch nicht schroff aus dem Wege gehn.
Es heißt, daß auch der alte Cato
Oft seine Tugend mit Wein befeuert.

O zarte Folter, die du den Geist verjüngst,
Der sonst verhärtet. Nackt überlieferst du
Des Weisen tiefbesorgte Pläne
An den Lyäus und seine Gelächter.

Du gibst die Hoffnung ängstlichem Herzen neu,
Gibst Kraft ihm, leiheſt Hörner dem Dürftigen;
Hat er nur dich, schadet ihm nimmer
Zorn einer Krone noch Söldnerrüstung.

Dich leiten Bacchus, Venus die freundliche,
Den Gürtel löst bedächtig die Grazie,
Dich leiten die lebendgen Kerzen,
Bis wieder Phöbus die Sterne scheuchte.

An Melpomene.

Wen, Melpomene, du einmal
Mit gefälligem Blick bei der Geburt bedacht,
Nicht in Isthmischer Arbeit wird
Weit berühmt seine Faust, nicht das behende Roß

Vor Achäischen Wagen zieht
Ihn als Sieger dahin, nimmer im Delischen
Lorbeer hebt ihn des Krieges Werk,
Das der Könige Trotz und ihren Hochmut schlug!

Prächtig zum Kapitol empor;
Doch die Woge, die dich, fruchtbares Tibur trifft,
Der Gebüsche gedrängtes Heer,
Im Aolischen Lied geben sie Meisterschaft.

Fürstin unter den Städten, Rom,
Deiner Jugend zu Dank in den gefälligen
Chor der Dichter mich einzureihn,
Hindert minder bereits bissiger Neideszahn.

Die ihr güldenes Saitenspiel
Mit so holdem Gebraus, Pieris, anerfüllt,
Die du schweigsamen Fischen selbst,
Wenn es je dir beliebt, Sprache des Schwanes leihst,

Ganz zu deinem Geschenk gehört,
Daß der Finger mich zeigt, wenn man vorübergeht,
Als den Meister der Laute Roms:
Wird mein Odem geliebt, daß man ihn liebt, ist dein.

Warum der Christoph kein Bauer wurde.

Von **Ernst Schur** (Gr. Lichterfelde).

Ja, der Christoph war ein Kopfhänger, und sicher würde er niemals einen richtigen Bauer abgeben, das wußte schon das ganze Dorf.

Es verging Jahr um Jahr, und Christoph wuchs heran und konnte sich zu nichts entscheiden.

Nun denkt ihr sicher, er war ein Taugenichts und ein rechter Faulpelz. Aber dem war nicht so: er hatte nur so schwere Arbeit mit seinen Gedanken, die er nicht loswerden konnte, wenn sie zu ihm kamen.

Denn sonst war der Christoph ein ganz anstelliger Junge: darum hatte ihn auch der Lehrer des Orts weiter unterrichtet, als er die kleine Dorfschule verlassen hatte, und da er für die gewöhnliche Bauernarbeit nicht taugte, half er dem Amtsvorsteher bei den schriftlichen Arbeiten.

Von Zeit zu Zeit kamen Fremde durch den Ort, sie kamen aus der Stadt und hielten sich auch wohl eine Zeitlang hier auf, und da sah Christoph manches Neue und hörte viel, das ihm zu denken gab. Das erschien ihm wie ein Gruß aus einer andern Welt, nach der er sich sehnte. Aber er wagte nicht, davon etwas laut werden zu lassen.

So kam es, daß er immer mehr auf sich selbst angewiesen war. Seinen Altersgenossen war er zu „gelehrt“ und zu grüblerisch; die liebten Tanz und Spiel und oft ging es, namentlich Sonntags, laut genug in den Wirtshäusern her. Das waren die reichen Bauernsöhne, die ein flottes Leben führten; bei denen kam es auf das Geld nicht an.

Bei Christophs Eltern aber war die Sorge eingekehrt. Manche Mißernte hatte ihnen schon das Leben erschwert. Alles wurde immer teurer, und mit der neuen Art, dem Boden die Frucht abzuringen und die Felder rücksichtsloser auszubeuten, kamen sie nicht mit. Kein Wort kam da über die Lippen des Vaters; er mühte sich ab, dem Sohn das Gütchen zu erhalten, aber er sah

Digitized by Google

die Zeit kommen, wo sie es nicht mehr halten konnten. Das wäre der härteste Schlag gewesen, wenn er das Land verlassen müßte, auf dem er und seine Eltern gearbeitet. Dann kamen die Stadtreisenden und boten leichtfertig allerlei Neuerungen an, und das Geld war auch leichter zu bekommen, wie früher; man trug es förmlich ins Haus; aber nachher waren schwere Zinsen zu bezahlen, und aus Freundschaft und Zusammengehörigkeit, wie früher, wo die Gemeinde eins war, halfen in schweren Zeiten die Bauern auch nicht mehr aus. Die spekulierten wie die Stadtleute mit ihrem Grund und Boden und schacherten damit wie die geriebensten Geschäftsleute.

Christoph fühlte, daß die Luft im Hause drückend war; die Mutter wurde immer stiller und die Arbeits- und Sorgenfalten mehrten sich auf ihrem Gesicht. Christoph sah, daß die Welt nicht so war, wie man es ihn in der Schule und in der Kirche gelehrt hatte. Da hatten sich seine Eltern immer redlich gemüht und sich abgerackert, hatten immer rechtlich gehandelt und hatten sich nicht viel gegönnt, hatten ehrlich und rechtschaffen gelebt, und nun drohte ihnen im Alter die Not; andre aber, die leichtsinnig gelebt und nichts getan hatten, denen fiel das Geld in den Schoß, und sie triumphierten. Warum gab es das? Warum war es so? Er hätte seinem Vater gern helfen mögen. Lag es daran, daß er seine Pflicht nicht tat, daß er nicht mit ganzer Seele mithalf? Aber er strebte nach ganz etwas Anderem. War das verboten? War das Sünde?

In Zweifeln ging Christoph herum. Das dauerte immer lange, bis er zu einer Klarheit kam; denn das waren schwere Gedanken, die er da in seinem Kopf wälzen mußte.

Von Jugend auf war es so gewesen, daß er sich über alles Gedanken machen mußte. Und so hatte er es sich zur Gewohnheit gemacht, wenn er freie Zeit hatte, in den Wald zu gehen und da seinen Grübeleien nachzuhängen. Da war es still und einsam, und niemand störte ihn.

Da saß er im Graben unter den Bäumen, und wenn er lange so gesessen hatte, dann wurde ihm leichter zumut.

Woher wohl die Ungerechtigkeit in der Welt kam? Also, daß sich die Bösen brüsten durften? Die Bäume rauschten, und mit dem Rauschen kamen und gingen dem Christoph Gedanken. Das hatte etwas Tröstliches. Und das Rauschen der Bäume war wie ein Kommen und Gehen leiser Stimmen. . . .

„Das ist so im Leben“ — rauschten die Bäume —, „den einen wird alles leichter gemacht, ihnen fällt das Glück in den Schoß, und sie brauchen sich nicht zu mühen. Andre wieder, die es recht und ehrlich meinen, kommen nicht vorwärts. Da scheltet ihr die Welt ungerecht und meint, Gott anklagen zu können. Was ist Glück? Seht doch die an, die nach eurer Meinung so begünstigt sind. Sind sie so besonders glücklich? Ja, sie lachen vielleicht laut und geben Feste, und das Leben scheint ihnen im Rausch zu vergehen. Aber haben sie Zeit und Lust, in sich hineinzublicken? Sie scheuen sich davor, denn in ihrem Innern ist es leer. Da meldet sich dann wieder die Lust, diese Stimmen zu betäuben, die Langeweile zu vertreiben.

Dann war es eine Weile still.

Und wieder rauschten die Bäume:

„Möchtest du sein wie sie? Sie sind wie Schellen, die immer lautere Töne von sich geben wollen und schließlich wohl gar zerspringen. Denn der Lärm und das Vergnügen, die sie umgeben, lassen sie zu keiner Ruhe kommen. Möchtest du sein wie sie? Überlege dir doch einmal! Sie fühlen, daß ihnen das Beste fehlt, darum suchen sie Beifall und Genuß, darum klammern sie sich daran, daß ihr sie beneidet. Gerade du aber bist von ihnen gegangen, weil du etwas andres suchst. Dann sind da noch die Andern, die Kargen, die Geizigen, die wohl das Geld haben, aber sich und Andren nichts gönnen und neidisch auf alles Glück sehen. Ihnen ist die Freude so kurz zugemessen, daß wohl niemand sie beneidet, es sei denn um das Geld, das sie nutzlos anhäufen, von dem sie nichts haben. Sie sehen mit trüben Augen in die Welt und nichts gibt ihnen Vergnügen. Da gehen die einen an dem wahren Glück vorbei, weil sie zu laut und lärmend sind, und die andern sehen es überhaupt nicht, weil sie zu enge Blicke haben und ihre Seele knauserig ist. Des Menschen Seele soll aber jung und freudig sein und alle Tage die Welt grüßen. Nur so erschließt sich auch der Reichtum!“

„Weshalb aber bin ich nicht so, wie die andern?“ fragte der Christoph.

„Weil du das in dir hast, was den andern fehlt und was sie suchen, das Glück. Die einen werfen das Geld fort und meinen damit, glücklich zu werden; die andern kratzen es zusammen und hoffen, dabei sich zu befriedigen. Beide aber sind innerlich unzufrieden und decken nur ihre Unzufriedenheit äußerlich zu, und ihr glaubt ihnen, daß sie glücklich sind, weil sie alles zu haben scheinen, und sie sich so stellen, als besäßen sie das Glück. Frage sie aber einmal, sieh einmal in ihr Inneres, da wirst du finden, daß sie selbst staunen: eigentlich, so sagen sie sich, müßte ich ja nun glücklich sein, ich habe alles, alles steht mir zur Verfügung, und die Menschen sagen mir alle Tage, daß ich ein glücklicher Mensch sei. Aber da ist etwas in mir, das unbefriedigt ist, das noch mehr will, das nicht ruhig ist und immer wieder bohrt und bohrt, die Unzufriedenheit und die Langeweile. Und da merken sie, daß ihnen etwas fehlt; etwas, das du hast, du, der Christoph, den sie über die Achsel ansehen; daß du nämlich über die Welt nachdenkst und hier allein im Wald sitzt und die

Digitized by Google

Bäume rauschen hörst, die dir so viel erzählen, soviel schenken, was dir niemand rauben kann. Das ist etwas; denn es ist der Frieden deiner Seele, um den du stetig kämpfst, den du dir immer wieder neu erringst. Erkenntnis ist auch etwas wert; die macht die Seele klar und darum werden dich die Menschen vielleicht einmal beneiden. Denn das ist, was ihnen fehlt, die Klarheit und Freudigkeit, das können sie nie erringen, da ist ihnen ihr Reichtum ein Hindernis; er führt sie abseits, auf Irrwege und niemals tun sie die Einblicke, die du schon jetzt hast. Da muß man wählen, das Eine oder das Andre. Und diesen Unterschied wirst du oft finden. Die einen scheinen im Glück zu leben; die andern darben; aber gerade das ist ihnen ein Ansporn, sich zu mühen, zu arbeiten und zu schaffen, und auf diese Weise lernen sie wirklich die Welt kennen, und sie freuen sich darum an ihr, ihre Armut ist ihnen wie eine Wünschelrute, die ihnen Eingang verschafft zu den bleibenden Reichtümern; die andern aber sind nur äußerlich froh, innerlich leiden sie Mangel; denn da ihnen der Antrieb fehlt, bleibt ihnen das Suchen und die Sehnsucht verschlossen und die Welt lernen sie nicht kennen. Sie sind scheinbar täglich froh, aber innerlich hungern sie; die andern haben wohl Entbehrungen, aber wenn du sie ernsthaft fragst und sie ein bißchen Zeit zum Besinnen haben, so fühlen sie sich glücklich. Kennst du nicht das Märchen von dem Königssohn, der so gern erfahren wollte, was Sorge und Not ist? Er wußte, was ihm fehlt!"

„Aber warum ist die Ungerechtigkeit in der Welt? Wäre es so, wie der Pastor und der Lehrer sagen, so müßten doch die, die es ehrlich meinen, die Oberhand haben und belohnt werden. Das werden sie aber nicht?"

„Wer will hier sagen" — rauschten die Bäume wieder —, „was gerecht und ungerecht ist. Jeder Mensch handelt und lebt so, wie es seiner Natur entspricht. Überlege dir doch: wenn du dich nun zwingen müßtest, so zu sein, wie die andern, etwa nur an das Geld zu denken und es zusammenzuscharren oder es leichtsinnig zu vergeuden und Tag für Tag dem Vergnügen nachzulaufen und nur daran zu denken, wie du deine Langeweile betäubst, ja, würdest du das auch nur kurze Zeit aushalten? Es würde dich unglücklich machen. Dir würde es sein, als wäre dir das Beste genommen, als solltest du ausgeschlossen werden von dem, um deswillen du eigentlich lebst, und es würde dir gehen, wie dem Königssohn, der mitten im Reichtum darbte. So erst kannst du das in dir zur Entwicklung bringen, was in dir noch schlummert; so erst fühlst du dich reicher als die andern und gewinnst etwas Unverlierbares. Dein Weg muß so sein, wie er ist, wenn es dir auch manchmal sauer ankommt, damit du das findest, was du suchst."

„Nein, das geht gar nicht anders", rauschten die Bäume weiter, „und überhaupt jeder bildet sich ein, daß der andre es besser hat. Und wenn es dir manchmal so vorkommt, als seien die begünstigt, die es nicht verdienen, so sieh es so an, daß sie Mittel, Werkzeug sind, damit alles weiter geht und weiter strebt. Feuert dich das nicht gerade an, daß es deinen Genossen so gut geht? Wer weiß, vielleicht dient der eine immer dem andern zum Beispiel, und wenn das nicht wäre, stände alles stille, und auch die guten Menschen hörten auf, Gutes zu wirken. So aber wird der Widerstand in ihnen geweckt; sie können nicht anders sein, als sie sind; beinah werden sie unterdrückt, aber sie lassen sich nicht unterdrücken, sie stehen fest auf ihrem Platz. Was du Ungerechtigkeit nennst, ist nur die Außenseite des Lebens; vielleicht muß es so sein, damit alles in Fluß bleibt und sich entwickelt. Die Welt ist weder gut noch schlecht, sie ist weder gerecht noch ungerecht; sie ist gut, solange noch gute Menschen ihren Platz behaupten; sie ist schlecht, sobald die schlechten Menschen überwiegen. Also behaupte deinen Platz und glaube, daß es noch Genossen gibt, die ebenso denken wie du. Du kannst nicht anders sein, als du bist. Gut und böse liegen nicht so weit von einander. Jeder hat in sich die Kraft, nach der er handeln muß, und aus dem Zusammenwirken, dem Gegeneinanderwirken ergibt sich das Leben. Glaube nicht so sehr denen, die sagen, daß die Welt so moralisch und gerecht sei. Sei, wie du fühlst, sein zu müssen, und sei das mit aller Kraft. So setztest du dich durch wie die andern und das ist ein herrlicher Kampf; denn jeder Widerstand reizt und lockt, und also müßte der Gute eigentlich den Bösen lieben. Denn er dient ihm, daß er so werde, wie er werden muß. Schlösse er sich aber ab, so bliebe er auf sich beharren und all das Schöne, die Taten, die blieben ungetan. Und das ist vielleicht die Schuld deines Vaters; er hat es immer gut gemeint; aber er hat sich vielleicht zu sehr abgeschlossen und sich hartnäckig auf sein Gut-Sein versteift und sich zum Richter aufgeworfen und sich immer mehr zurückgezogen von der Welt. Wo käme da die Welt hin? Man muß die Welt lieben mit all ihren Erscheinungen und Menschen. Wirken — das ist die Hauptsache. Die Guten ziehen sich gern in die Winkel zurück; dann fühlen sie sich beiseite gesetzt und klagen die Welt an, die nicht auf sie hört, daß sie ungerecht sei. Schritt für Schritt aber geht das Leben weiter, und jeder muß da mittun und seinen Platz ausfüllen. Das ist leicht, sich zurückzuziehen. Das ist der alte Glaube, der meint, genug getan zu haben, wenn der Mensch „gut" sei. Oft aber ist Gutsein nur Schwäche, und darum sitzen die „Guten" dann abseits und fühlen sich zurückgesetzt und klagen die Welt an. Gutsein will aber bewiesen werden, und dazu bedarf es der Taten und des Mitwirkens."

Digitized by Google

Sinnend ging Christoph den Feldweg entlang. Frisches Grün war an den Bäumen am Wege, und manche Amsel sang. Ach, wie eng und armselig war diese Welt, die ihn umgab. Sollte sie ihn ewig festhalten? Oder würde er sich nicht doch einmal aufmachen und jene andre Welt da draußen suchen, von der er träumte.

Fast träumend kam er ins Dorf. Leute standen vor den Türen. Er kannte sie alle, aber ihm schien, sie seien ihm alle fremd.

Sie sahen ihm nach. Wußten sie, daß er nicht mehr zu ihnen gehörte. Der Abend war still, und man hörte nur hier und da Rufe, die seltsam verklangen, und in den Ställen regte sich das Vieh und schlug mit den Ketten an die Krippen.

Christoph aber ging und ging ....

Vom Tonkünstlerfest in Zürich.

Nicht jede Stadt, in der Musikfeste gefeiert werden, ist eine Musikstadt, aber auch nicht jede Stadt, in der keine Musikfeste begangen werden, muß deswegen das Odium der musikalischen Verständnislosigkeit auf sich nehmen. Bester Beweis: Berlin, dessen Musiksaison die allerfieberhafteste in Europa ist, während man sich dort seit Jahren vergeblich bemüht, etwas Festliches zu arrangieren. Auch in Wien will es sich in dieser Beziehung durchaus noch nicht regen. Daß Zürich, die ideelle Hauptstadt der Schweiz, erst in den letzten Jahren ein modernes Musikleben erhalten hat, daß aber überhaupt die Schweiz in neuerer und neuester Zeit keinen ganz großen Meister hervorgebracht hat, dies festzustellen, haben die Musikzeitungen einen mir etwas überflüssig erscheinenden Wetteifer bekundet. Freilich, wenn man die schweizerische Produktion ins Auge faßt, wie sie das diesjährige 46. Tonkünstlerfest des Allgemeinen Deutschen Musikvereins gezeitigt hat, so möchte man wirklich fast an eine Inferiorität der schweizerischen Musikbegabung glauben. Da dirigierte beispielsweise der Direktor des Baseler Konservatoriums, Hans Huber, sein 3. Klavierkonzert (op. 113), während Rudolf Ganz in seiner mir nicht sympathischen, etwas bewußt brillierenden Art den Klavierpart spielte. Aus einer pauspäckig übergesunden Thematik entwickeln sich Gedankenreihen von einer überaus langweiligen Gradlinig- und Durchsichtigkeit. Nirgends erhebt sich diese Musik zu echter innerer Leidenschaft, überall hört man das schmunzelnde Behagen des musikalischen Philisters an der tadellosen Arbeit heraus. Bezeichnet sonach der, übrigens in der Schweiz übermäßig beliebte Huber die eigentliche Schaffens-Mittellinie der musikalischen Schweiz, so ist Hermann Suter, von dem ein Streichquartett aufgeführt wurde, ein sich der deutschen Moderne zu nähern suchender Musiker, der zwar klanglich die erstrebte Eigenart hie und da erreicht, aber höchstens formell neues bietet. Sein Quartett besteht nämlich nur aus zwei Sätzen, von denen der zweite, in der Variationsform gehaltene Satz der gelungenere ist: aber es fehlt dem Werke die Ursprünglichkeit und Klarheit. Hierin ist Sutern sein Landsmann Emil Frey, den die Berliner, und auch sonst die Musikstädtler, trotz seiner Jugend (er zählt erst einundzwanzig Jahre!) schon seit einigen Jahren als trefflichen Klavierspieler kennen, fast schon überlegen. Er führte in Zürich seine Violinsonate Nr. 3 (D-dur) auf, ein absichtlich sehr knapp gehaltenes Werk, das formell etwas abgerissen erscheint; immerhin finden sich in dem Scherzo-Intermezzo und auch sonst eigenartige harmonische Kombinationen. All diese produktiven schweizerischen Künstler überragte nun aber der Dirigent der Festkonzerte, der kaum dreißigjährige Volkmar Andreae, um mehrere Haupteslängen. Dieser Künstler, der seit fünf Jahren den durch seine Männerchöre auch in Deutschland sehr bekannt gewordenen Friedrich Hegar ersetzt und das Züricher Musikleben zu hoher Blüte gebracht hat, dieser Vollkünstler hat mit der Leitung fast sämtlicher großer Orchesterkompositionen eine Riesenaufgabe auf sich genommen und durchgeführt, die ihm so leicht kein zweiter Dirigent nachmacht. Was nämlich Volkmar Andreae besonders auszeichnet, das ist die durch gesunde Intelligenz im Zaum gehaltene Leidenschaftlichkeit seines Dirigierens. Am erstaunlichsten war seine Leistung als Dirigent des 100. Psalmes von Max Reger. Wie er hier die Chor- und Orchestermassen im Zaum zu halten wußte, das grenzte ebenso sehr ans Fabelhafte, wie diese Komposition selbst. Man ist, wenn man dieses gewaltige Chorwerk zum ersten Male hört, beim besten Willen nicht imstande, endgültig darüber zu urteilen, wie umrauscht von dem Dankgesang der Menschheit fühlt man sich als Teil dieser dem Herrn jauchzenden Masse, die da ein Tongenie zu einer herrlichen Einheit zusammenzufassen wußte. Die Ruhepunkte sind bei den Worten „Danket ihm“ und „Dienet ihm“ so plastisch angebracht, daß den Hörer absolut keine Ermüdung befällt; übrigens bezeichneten auch sonst die Chorwerke die Höhepunkte des Festes, zumal die im letzten Konzert aufgeführten, wo des gemäßigten Friedrich Klose melodramatisches Chorwerk „Die Wallfahrt nach Kevlaar“ einen lauten Publikumserfolg, des Jungmünchners Walter Braunfels „Offenbarung Johannis“ aber einen begeisterten Erfolg bei den Modernen errang. Kloses Werk ist vielleicht formell das interessanteste unter allen Novitäten des Züricher Festes. Wie hier der Komponist versucht, Heines schon so oft in Musik gesetztes Gedicht in neuartiger, halb chorisch-orgelmäßiger, halb melodramatisch-deklamatorischer Art zu interpretieren, darin liegt Zukunftsstil oder zum mindesten das Ringen um einen neuen melodramatischen Stil. Interessant und neu ist jedenfalls die Idee, ein Gedicht orchestral resp. orgelmäßig in Grundstimmung zu tauchen, und besonders feinsinnig mutet die Steigerung der Illustration des Stimmungsgehaltes von Orgel und Chor bis zum Orchester an, das bei der Stelle, wo sich in des kranken Wilhelm Gehirn die süßen Marienlieder verzerren, überaus anschaulich wird. Bleibt Klose immer auf dem Boden des gleichsam realen Idealismus, so geht Walter Braunfels bei der Komposition der „Offenbarung Johannis“ (VI. Kapitel) bis an die äußerste Grenze des durch die Musik Darstellbaren. Das Werk bezeichnet nach der verhältnismäßig zahmen Partitur zu der Oper „Prinzessin Brambilla“, die wir im vorigen Jahre in Stuttgart hörten, einen ganz immensen Fortschritt in der Beherrschung der Ausdrucksmittel. Braunfels ist ein Meister der Steigerungen des Ausdrucks. Es ist erstaunlich, wie er die sich immer mehr häufenden Schrecken bei der Eröffnung der sechs Siegel in Tönen malt und den Chor immer durch das Orchestermeer durchdringen läßt. Seine Musik befleißigt sich ebenso der kühnsten Harmoniefortschritte wie der tollkühnsten Instrumentaltricks; man wartet mit wahrer Höllenangst die Eröffnung des sechsten Siegels ab, allwo „ein großes Erdbeben ward und die Sonne schwarz ward wie ein härener Sack“. . . . Nicht ohne Absicht hatte man offenbar diese beiden Werke an den Schluß des dritten und letzten Orchesterkonzertes gestellt, denn sie bedeuteten in der Tat die überragenden Höhewerke, neben denen sich nur noch einigermaßen die folgenden neuen Kompositionen behaupten konnten: erstens eine Symphonie des Jungwieners Karl Weigl, ein Werk, das an altklassischen Vorbildern geschult ist und in dessen erstem Satz sich ein echt wienerisch schwärmerisches Thema nach Herzenslust tummelt, während in dem in Form eines Doppelfugato gehaltenen Scherzo sich ein von Bruckner beeinflußtes, aber selbständig weitergebildetes, humoristisches Tonspiel geltend macht. Auch der langsame Satz, bekanntlich sonst die Klippe, an der die meisten

Digitized by Google

jungen Komponisten scheitern, ist zwar sehr breit durchgeführt, aber Weigl hat eben den langen Atem des erfindungsreichen Musikers. Ferner ist ein neues Streichquartett von Max Reger zu nennen, das erst vor wenigen Wochen fertiggestellt und von dem Komponisten mit den Mitgliedern des Züricher Streichquartetts, de Boer, Ebner und Röntgen, vom Manuskript gespielt wurde, ein prachtvoll gegliedertes, mit ruhiger Stetigkeit dahinfließendes, mit einem klassisch schönen Larghetto ausgestattetes Werk. Eine Violinsonate für Violine allein von dem Freiburger Komponisten Julius Weißmann zeugt von gereiftem Kunstverstande und höchstem stilistischen Feingefühl. Auch unter den Klavierstücken, die der Weimarer Komponist Walter Lampe vortrug, ragen einige durch Eigenart der Harmonik und Stimmung hervor: ein ganzer Musiker und ein ernster deutscher Künstler spricht aus diesen, hie und da von Schumann inspirierten Klaviergebilden. Erschreckend mager fiel die Liederernte aus. Immer mehr wird das Klavierlied, als dessen begabteste Vertreter ich die in München lebenden Komponisten Richard Mors und Richard Trunk nennen möchte, von dem Orchestergesang verdrängt. Sigmund v. Hausegger scheint sich ausschließlich diesem Zweige der Vokalkomposition widmen zu wollen, nur daß er dabei ein wenig in den nahe liegenden Fehler verfällt, der Stimmungscharakteristik durch die Instrumente so viel Bedeutung zuzuweisen, daß dadurch die Singstimme schon an und für sich unterdrückt werden muß. Unter den Orchesterwerken möchte ich hier noch Frederick Delius' „Brigg Fair" betiteltes rhapsodisches Orchestergedicht nennen, weil wir hier in Delius von neuem einen zartsinnigen Neuromantiker erkennen, der seine eigenen Pfade geht und seine Natur liebt und kennt und ihr flirrendes Silberlicht an einem Sommersonntagsmorgen mit schöner Innigkeit in Tönen zu bannen gewußt hat. Auch in Schillings' Violinkonzert spricht sich die sympathische Energie dieses feinen Künstlers in beredter Weise aus. Was aber sonst noch an falschverstandener Mythologie und an ungarischem Virtuosentum an unserm Ohr vorüberrauschte und vorüberrasselte, das wollen wir unerwähnt lassen und uns lieber zum Schluß noch des wunderlieblichen Trachtenfestes erinnern, mit dem der Festsonntag, der uns per Extradampfer in das alte Schweizer Städtchen Rapperswyl geführt hatte, beschlossen wurde. Aus allen Gauen, auch aus dem wälschen Waadtland, zogen die als Burschen und Mädchen gekleideten Herren und Damen der Züricher Gesellschaft fröhlich jodelnd und juchzend in den Saal und sangen ihre Lieder, unbekümmert um die Stirnrunzeln, die sich auf den Mienen einiger Nurkritiker zeigten, als ein alter Herr einen noch älteren Volkssang knödelte mit Lust und Liebe, kernfrisch und froh! . . Wer weiß, ob nicht manch einer nächstes Jahr so eine ähnliche „Hetz" sich wünschen mag, wenn höchst feierlich in Weimar die Zentenarfeier Franz Liszts begangen werden wird! . . . Dr. Arthur Neisser.

Randbemerkungen.

Nachklänge zur Enzyklika-Debatte.

„Dieser Mann ist uns ein Segen, das muß man sagen, ein wahrer Segen", heißt es in Shakespeares Wintermärchen, und das paßt auf Seine Heiligkeit den Papst Pius X. geb. Sarto. In mehrfacher Hinsicht sogar hat er sich für Deutschland als Segenspender erwiesen. Zunächst zeigte sich bei den Interpellationen wieder einmal die Zusammengehörigkeit der Polen und des Zentrums sowie der konfessionelle Charakter dieser Partei. Diese angeblich von der Kirche so unabhängigen Politiker verstummten als „klägliche Verstummer", während Gesinnungsgenossen von ihnen außerhalb des Hauses keinen Anstand genommen hatten, freimütig das unter spanischer Assistenz in Rom veranstaltete Auto zu verurteilen. Die Modernistenfuchtel scheint demnach viel von ihrem Schrecken verloren zu haben, oder ist es nur ein Spiel mit verteilten Rollen? Die Fraktion als solche hüllt sich in Schweigen, gibt keinen Schuß ab, nur die Plänkler tun es, entfernt vom Gros, aus klug gewählter Deckung, und lassen sich mit verständnisvollem Schmunzeln gefallen, verleugnet zu werden. Das macht sich gut den gereizten Evangelischen gegenüber, beschwichtigt sie und erleichtert den in der Diaspora lebenden Katholiken die Lage. Davon abgesehen, hat die Debatte den weiteren Vorzug gehabt zu zeigen, wie schwach es in Wirklichkeit um den Schutz der Reformation gegen römische Anwürfe bestellt ist. Im Vatikan lacht man sich ins Fäustchen. Einen Schlag ins Gesicht mit einer Entschuldigung zurücknehmen, warum denn nicht; er bleibt ein Schlag, und die Verfasser der Enzyklika müßten nicht die feine Witterung besitzen, die sie auszeichnet, wenn sie nicht fühlen sollten, daß die preußische Regierung sich nur durch die Volksstimmung auf den Weg des Protestes hat drängen lassen. Die Haltung der zu halbamtlichen Kundgebungen benutzten Presse, so flau, so lau wie nur möglich, läßt darüber keinen Zweifel. Dem entsprach die vom Ministerpräsidenten verlesene Erklärung. Ohrenzeugen berichten, sie habe sehr „energisch geklungen". Gewiß, der Ton macht die Musik, nur daß es hier nicht auf den Ton allein ankam. Auch der Inhalt will berücksichtigt sein, und der klang wie ein Kinderlied von einem Männerbaß vorgetragen. Das ist die Meinung aller unter keinem Fraktionszwang stehenden, auch recht konservativ gerichteter Männer. Sie konnten erwarten, daß die Regierung auf einen Schelmen anderthalbe setze, und das um so mehr, als sie die weitaus überwiegende Mehrheit des Hauses und vor allem weite Volkskreise hinter sich wußte. Da durfte man kräftige Töne erhoffen. Statt dessen wurde eine formelle Erklärung daraus, die an die Publikation des ewigen Landfriedens auf dem Wormser Reichstag von 1495 gemahnt, insofern als niemand an diese Ewigkeit und diesen Frieden glaubt. Der Vatikan entschuldigt sich; das ist alles, und er entschuldigt sich so, daß alles beim Alten bleibt. Es wäre besser, er hätte Gelegenheit, in Klagen wegen unzweideutiger Grobheit auszubrechen. Und darin müßte er bestärkt werden durch die Haltung der Konservativen. Der Schluß der Debatte, der als ein dem Zentrum erwiesener Dienst aufgefaßt wurde, traf ja nicht nur die Sozialdemokratie, sondern vor allem die Nationalliberalen, deren Fraktionsredner gleichfalls mundtot gemacht wurde. Das war eine Unklugheit. Hier hätte auch der Anschein vermieden werden müssen, als würden bei dieser das protestantische Bewußtsein so tief aufwühlenden Angelegenheit die Geschäfte des schwarzblauen Blocks betrieben. Dieser Augenblickserfolg dürfte bittere Früchte tragen. Gewiß ist es ziemlich gleichgültig, was ein außerhalb der Kirche stehender Zehngebote-Hoffmann über eine kirchliche Sache verlauten läßt, gewiß hätte er das Wort nur benutzt, um seine Lazzi zum Besten zu geben und alle Parteien zu reizen und zu verhöhnen; aber mit ihm kamen ernster zu Nehmende zu kurz, und so schloß die mit dem schweren Geschütz von drei Interpellationen eingeleitete Aktion mit einem scharfen Mißklang, mit Uneinigkeit, wo fester Zusammenhalt und Vermeidung aller Parteigegensätzlichkeit dringend geboten war. Dadurch ist lediglich das Zentrum zum tertius gaudens gemacht worden. Dr. Fr. St.

* * *

Der Kampf aller gegen alle,

meinen Schwarzseher, scheint hereinzubrechen, wenn nicht die Vernunft die Oberhand gewinnt. Aus Oletzko, der Wahlstatt, wo über den im Wahlstreit Gefallenen die Geister weiterstreiten, kommt die Nachricht, der Bund der Landwirte habe die Namen der nationalliberalen Kaufleute und Handwerker bekannt gegeben, mit dem Bedeuten, sie wegen ihrer Stimmabgabe zu boykottieren. Wenn die Chinesen amerikanische Waren zurückweisen, die Türken sich zum Boykott gegen Griechenland rüsten, Polen und Tschechen dasselbe Verfahren einschlagen, um gegen die preußische Ostmarkenpolitik durch Verzicht auf die deut-

Digitized by Google

schen Lieferungen zu demonstrieren, so ist das für die davon Betroffenen manchmal schmerzlich, aber begreiflich: die Boykottierenden glauben durch dies Mittel ihrer nationalen Sache zu dienen. Volk steht gegen Volk. Und wenn die Arbeiterschaft denselben Weg beschreitet, z. B. in Bayern, um den Bierpreis wieder herabzudrücken, so spielt sich dies auf wirtschaftlicher Grundlage ab, und solange sich die Boykottierenden innerhalb der gesetzlichen Schranken bewegen, wird sich die Staatsgewalt nicht einmischen. Nun ist es wohl in frischer Erinnerung, was mit den Berliner Abgeordnetenmandaten der Sozialdemokratie geschah; sie wurden für ungültig erklärt, weil zahlreiche Gewerbetreibende wegen ihrer politischen Haltung von den Genossen terrorisiert worden waren. Politischer Terror in Reinkultur war geübt worden. Die Belege dafür waren in großer Zahl erbracht, aber, und das ist bezeichnend, die Sozialdemokratie bestritt aufs äußerste, sich dieses Mittels bedient zu haben; denn es involviert nicht mehr und nicht weniger, als die nackte Vergewaltigung eines wirtschaftlich Schwachen, aber Andersdenkenden. Der Anstand — das liegt in dem Bestreiten — muß wenigstens äußerlich gewahrt bleiben; um für seine Überzeugung Anhänger zu werben, stehen Überredung und Belehrung in Wort und Schrift zur Verfügung, aber ein Terrorismus, der dem politischen Gegner den Brotkorb höher hängt, gilt mit Recht als verpönt. Sobald wir in Ansehung des Stimmrechts bei dieser Verquickung von Begriffen angelangt sind, die den Grundsatz sanktioniert: „Weß Brot ich eß, deß Lied ich pfeif", hört Preußen auf, ein Verfassungsstaat zu sein, und die Wähler sind zu Wesen minderen Rechts herabgedrückt. Es gibt kein kräftigeres Argument für die Geheimwahl, als den politischen Boykott in Wahlfragen, und bislang haben die Konservativen sich stets dagegen gewehrt, auf ihre ländliche Klientel einen Druck ausgeübt zu haben. Jetzt hat der Bund der Landwirte die Maske fallen lassen, sicherlich nicht zur Freude besonnener Parteiführer, vor allem gewiß nicht im Einverständnis mit der konservativen Parteileitung. Man ziehe nur die Konsequenzen aus dem Verhalten der Oletzkoer Bündler, und man wird sehen, wohin dies führen muß. Das von den bürgerlichen Fraktionen im Landtag mit erfreulicher Einmütigkeit perhorreszierte Verfahren der Sozialdemokraten von den bürgerlichen Parteien gegeneinander angewandt, dürfte den Anfang vom Ende darstellen und einen wirtschaftlichen Bürgerkrieg heraufbeschwören. Wir belustigen uns von Zeit zu Zeit über den Paritätsjammer des Zentrums, der bei der katholischen Schule beginnt, um bei katholischen Badeanstalten; auch solchen mit Astlöchern in der Umzäunung, zu enden, aber das wären harmlose Späße im Vergleich zu den nationalliberalen, d. h. von einem Anhänger Bassermanns feilgebotenen Strümpfen und Schürzen oder der konservativen Gutsmilch, dem konservativen Landbrot und den freisinnigen Semmeln, deren Genuß der Herr Rittergutsbesitzer bei einem Stadtaufenthalt zu vermeiden hat. Dies Thema ist unerschöpflich an Variationen, und es ist fraglich, ob gerade der Bund der Landwirte bei einem derartigen Boykott obsiegen würde. Finanziell stärker ist und bleibt die Stadt, und darum dürfte schleunig Halt geblasen werden. Staatserhaltende Parteien dürfen die sozialdemokratischen Waffen nicht anwenden, sonst verneinen sie die Grundlagen ihrer Existenz, und deshalb wollen wir hoffen, daß das Oletzkoer Muster nicht den Musterschutz erhält, sondern, ein Produkt augenblicklicher Verärgerung, nur als Kuriosität bewertet und beiseite geschoben wird.

Dr. Fr. St.

* * *

Von der Feuerbestattung in Preußen

ist es nach der stellenweise grotesken Besprechung im Herrenhause still geworden. Seit Jahren wird der größte deutsche Bundesstaat vergeblich gedrängt, das zu tun, was in kleineren Staaten Rechtens ist, ohne daß dadurch Schaden geschieht. Selbst die Beteiligung der Geistlichen an der Feuerbestattung ist dort erlaubt. Dabei handelt es sich gar nicht um eine religiöse Frage oder um eine obligatorische Maßnahme. Die Anhänger der Einäscherung wünschen bloß das Maß von Freiheit zugebilligt zu haben, das man in Hamburg, in Gotha, in Baden und sonstwo längst besitzt. Seit das Reichsgesundheitsamt nachgewiesen hat, daß hygienische Gründe nicht gegen die Bestattung in der Erde sprechen, hat man kläglich die Ansteckungsgefahr und die Verseuchung des Grundwassers nicht mehr ins Treffen geführt und doch jedesmal im Landtag eine Mehrheit für die Feuerbestattung erzielt; aber man scheint es behördlicherseits darauf anzulegen, für den rückständigsten Staat in Europa zu gelten. Die Frage ist nach allen Richtungen hin so geklärt, daß Neues pro et contra nicht beigebracht werden kann. Robert Kochs Leiche ist eingeäschert worden, und die Urne mit den Überresten soll im Bakteriologischen Institut pietätvoll Aufstellung finden. So wird ein Mann der Wissenschaft geehrt in Preußen, der zu diesem Zwecke nach seinem Tode die Reise nach dem Krematorium in Eppendorf antreten mußte.

A. B. F.

* * *

Der Evangelisch-soziale Kongreß

tagte in der Pfingstwoche in Chemnitz, nicht ohne große Besorgnisse für sein weiteres Bestehen und eine erfolgreiche Wirksamkeit wachzurufen. Selten sind die innerhalb dieser Organisation bestehenden Gegensätze so schroff hervorgetreten, selten sind die Angriffe in der Presse, von den verschiedensten Seiten kommend, so stark gewesen wie dieses Mal. Das hat seine besondern Gründe. Mit seinen drei Hauptvorträgen: „Sozialistische Weltanschauung und christliche Religion"; „Käuferpflichten"; „Fabrikarbeit und Frauenleben" hatte sich der Kongreß diesmal stark auf das sozialpolitische Gebiet hinüberbegeben. Dazu kommt, daß die allermeisten sächsischen Mitglieder des Kongresses eine besondre, geschlossene Gruppe bilden, die sehr selbständig vorgeht und im Gegensatz zu den meisten übrigen Kongreßmitgliedern so ungefähr die äußerste Linke darstellt. Sie ist besonders bekannt und Gegenstand heftigster Angriffe geworden wegen ihrer immer erneuten Versuche, innerhalb der Sozialdemokratie durch Diskussionsabende aufklärend zu wirken und wird repräsentiert vor allem durch die sächsischen Pastoren Herz, Israel, Gottfried Naumann und besonders Georg Liebster, den Verfasser des vielbefehdeten Buches „Kirche und Sozialdemokratie", dem diesmal das Referat über das erstgenannte Verhandlungsthema zugefallen war. Sein damit erneuter Versuch, Christentum und Sozialismus auszusöhnen, ist mit bemerkenswerter Schärfe von der ganzen rechtsstehenden sächsischen und preußischen Presse zurückgewiesen worden. In gar keinem Verhältnis zu dieser scharfen Tonart steht aber die unentschlossene Behandlung, die man in der Diskussion dieser prinzipiell sehr wichtigen Frage zuteil werden ließ; und in diesem Versagen sehe ich einen Grund zur Besorgnis um die Fortentwicklung des Kongresses. Wenn nicht Adolf Harnack mit erstaunlich großer diplomatischer Gewandtheit die Verhandlungen leitete und zum Schluß alles wieder ins richtige Geleise brächte, der Kongreß wäre längst einer neuen Krisis verfallen, wie 1896, als Stöcker sich loslöste ganz nach rechts hin, nachdem Göhre zwei Jahre früher schon den entgegengesetzten Weg eingeschlagen hatte.

Die beiden andern Hauptvorträge, die von Prof. Dr. Herkner von der Charlottenburger Hochschule und Frl. Dr. Marie Baum aus Düsseldorf gehalten wurden, ebenso die verschiedenen nebenhergehenden Sonderveranstaltungen, die öffentlichen Versammlungen und die an sich bemerkenswerten Ansprachen, wie die von Harnack in der Eröffnungsrede: sie alle treten zurück hinter dem Eindruck, den Liebsters Vortrag und die sich anschließende Aussprache machte. Man vergleiche nur in dem bald im Druck erscheinenden Protokolle die ungeheure Differenz, die zwischen den Meinungen des sächsischen Ministerialdirektors Roscher und des Leipziger Theologieprofessors Gregory besteht; man nehme dazu die Äußerungen von Prof. Weinel (Jena), Pfarrer Traub (Dortmund), Prof. v. Schulze-

Digitized by Google

Gaevernitz (Freiburg) und Landgerichtsrat Kulemann (Braunschweig) und vergleiche damit die Stellungnahme Harnacks, der zugleich Präsident des Kongresses ist; dann fragt man sich schließlich bei allem Interesse für die Sache: wo will das hinaus? Da denkt man eher, in einem allgemeinen politischen Diskutierklub zu sein als auf der Jahresversammlung einer geschlossenen Vereinigung. Den absoluten Wert einer solchen Veranstaltung wird niemand bestreiten können: es ist nicht nur in hohem Maße von Interesse, sondern vor allem anregend, diesem Parlament sozial interessierter Menschen anzugehören oder den Erörterungen zu folgen. Aber die Zukunft des Kongresses als eines fördernden Faktors in unserm öffentlichen Leben ist mir bei solchen Differenzen dunkel, die Möglichkeit eines geschlossenen Vorgehens bei solchen Differenzen unter den Mitgliedern und derartiger diplomatischer, beinahe reaktionärer Leitung scheint mir je länger je mehr gänzlich ausgeschlossen. Es steht entweder eine neue Sezession bevor, oder der Kongreß hat seine Rolle als Mentor aller sozial gesinnten Evangelischen ausgespielt und wird bei seinen Tagungen außerhalb seiner noch nicht nach Tausenden zählenden Anhänger vielleicht wie bisher neugieriges Interesse, nicht aber Gefolgschaft und energische Mitarbeit erzielen. Dafür ist mir neben der diesjährigen Tagung und ihrer öffentlichen Beurteilung vor allem ein Beweis die nur sehr konventionell bedingte Zugehörigkeit der Sächsischen Evangelisch-sozialen Vereinigung zum Kongreß und die im umgekehrten Verhältnis zur Wichtigkeit der Programmfragen und der Lebensdauer des Kongresses stehende Zahl seiner Mitglieder.

Franz E. Willmann (Leipzig).

* * *

Prinz Heinrich-Fahrt.

Eine ganz bescheidene Anfrage, so bescheiden, wie sie einem Manne ansteht, der Benzin bisher nur zum Reinigen von Handschuhen benutzt hat. Wie groß muß die „Strecke“ werden, die auf der großen Hetzjagd zustande kommt, ehe das Rennen eingestellt wird. Ich meine nicht wieviel Kilometer gefressen werden sollen, sondern wie viele Menschen überfahren, zerschmettert und verbrannt worden sein müssen, ehe der Unfug aufgesteckt wird. Sollte diese Anfrage beantwortet werden, so würde ich um weitere gefällige Angabe bitten, ob es etwas ausmacht, wer zum Kuckuck geht, ein Fahrer, ein Kontrolleur oder ein ganz gewöhnlicher Fußgänger. Der Adel alter Zeiten machte ja mitunter auch die Straßen unsicher, aber er ist doch ein gut Teil sympathischer als der neumodische Benzinadel. Die Stegreifritter gingen die Pfeffersäcke an, weil sie nichts zu brechen und beißen hatten, die Herren vom Volant aber sausen in und aus purem Übermute durchs Land und tun dabei, als ob sie wunder wer weiß was für patriotische Taten vollbringen. Und wenn ein paar Spaziergänger kaput gehen, nun dann zeigen sie ein feines Herzensempfinden, indem sie weiter rasen. Hat das deutsche Volk wirklich nicht mehr den Mut und die Macht, sich diese gefährliche Sportfexerei zu verbitten?

Dr. M. P.

* * *

Geschmacklosigkeit.

In Weimar am Karlsplatz steht ein vernünftig geleitetes großherzogliches Museum für Kunst und Kunstgewerbe; das hat einen von Van de Velde eingerichteten Oberlichtsaal, worin monatlich wechselnde Ausstellungen moderner Künstler veranstaltet und viel besucht werden. Ehe man den Saal betritt, kommt man durch einen kleinen Vorraum, in dem ein Tisch steht und ein Glaskasten darauf. Und unter dem Glas liegt ein großes Buch aufgeschlagen, in das sich vermutlich fremde Besucher der Ausstellung haben eintragen sollen. Weshalb es wohl jetzt unter Glas liegt? Auf der aufgeschlagenen Seite ist die Antwort klar und beschämend zu lesen; da steht sauber und groß der Namenszug Kaiser Wilhelms II., Höchsteigenhändig natürlich. Daß man hinter diesem Namen keinen andern geduldet hat, daß man das Autogramm als höchst wertvoll aufbewahrte: das ist einem mittelmäßigen Kopfe wie mir gerade noch verständlich. Warum aber unter Glas ausgerechnet an den Eingang einer Ausstellung für moderne Kunst? Vor einen Raum, dessen Bestimmung mit Politik und Nationalbewußtsein auch nicht das geringste zu tun hat? Vor eine Ausstellung moderner Kunst, deren Bestrebungen der Kaiser bekanntlich mißbilligt? Wie überhaupt das Autogramm eines Fürsten in Beziehung steht zu der Stimmung, die man für eine Rodin- oder Putz- oder Slevogtausstellung mitbringt — das alles geht diesem Kopfe leider gar nicht ein. Und gar manchem andern Besucher der Ausstellung auch nicht. Denn es sind ja die mittelmäßigen Köpfe, ach, so zahllos heutzutage.

Willy Stötzer (Jena).

* * *

Syphilis oder Zungenkollaps?

Nach wirksamen Mitteln gegen Lungenschwindsucht und gegen Syphilis suchen die Mediziner immer wieder. Koch wollte mit seinem „Tuberkulin“ kranke Lungen heilen, jetzt glaubt Prof. Paul Ehrlich aus Frankfurt a. M. ein sicheres Mittel gegen die Syphilis gefunden zu haben. — Der Kampf gegen diese Seuche wurde in den letzten Jahren hartnäckig und auf der ganzen Linie geführt. Die von Metschnikoff als Schutzmittel gegen die Infektion hergestellte Kalomelsalbe machte Dr. Maisonneuve, der versuchshalber mit dem Gifte sich impfen ließ, immun. Professor Neisser empfahl Sublimat und Chinin als vorbeugend. Schaudinn und Hoffmann erleichterten durch die Entdeckung der Spirochaeta pallida die Diagnose, und mit Hilfe der Wassermannschen Reaktion kann man auch die latente Erkrankung positiv bestimmen. Vor einigen Tagen führte Sanitätsrat Dr. Weetselmann im Berliner Rudolf Virchow-Krankenhaus eine Anzahl von Infizierten vor, bei denen er schon nach einer einzigen Einspritzung des Ehrlichschen Antisyphilis-Mittels die besten Heilresultate erzielt habe. Sollte das Ehrlichsche Heilmittel in Zukunft sich bewähren, so würde von Tausenden die Last der Angst und der Leiden genommen werden. Die statistischen Zahlen zeigen una perduta gente, die bis jetzt jeder Hoffnung bar sein mußte. Goethes Gebet an die Götter aus den „Römischen Elegien“ um Schutz vor der Seuche haben oft nicht die Unwürdigsten vergeblich wiederholt. Und so wäre ein Ziel aufs innigste zu wünschen, wenn endlich . . .

Hoffentlich werden wir also Ehrlich für seine Entdeckung dankbar sein können. Doch ich möchte mir erlauben, schon heute eine bescheidene Bitte an ihn zu richten. Sie sei mir auch gewährt, er ändere nur schnell den Namen seines Heilmittels. Herrlich ists, sich auszudenken, daß Ehrlich die Menschheit von einer schrecklichen Geißel befreien werde, doch traurig stimmt mich die Vorstellung, daß er die Menschheit mit einem Zungenkollaps bedroht. Denn Prof. Ehrlich nannte sein Heilmittel einfach:

— „Dichlorhydratdioxydamidobenzol!“ —

Brüder — ich bitte euch — wiederholt nur nicht diesen Namen.

J.

Die Entwicklung der Stadt.

Über Rainer Maria Rilke ist kürzlich ein kleines Buch bei A. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf, erschienen. Es soll ein „Versuch zu einer Einführung in sein Werk“ sein. Der Verfasser (Franz Wagner) setzt besonders überzeugend auseinander, daß Rilke keineswegs nur ein Formalist ist. Mich berührte namentlich der Anfang des Essays sehr heftig, und zu diesem Anfang möchte ich einige Worte sagen.

Digitized by Google

Franz Wagner spricht von Natur und Stadt und sagt: „Eine neue Zeit beginnt. Und diese heißt: Zeit des Verkehrs, Zeit der Großstädte, Zeit der Masse. Wir stehen an ihrem ersten Anfang. Aber es kann jetzt schon kein Zweifel sein, daß in absehbarer Zeit ganz Deutschland, ganz Europa eine große Stadt sein wird, verschieden dicht gebaut, aber so vom Verkehr ineinander verknüpft, daß ein Unterschied in Bildung, Kultur zwischen den verschiedenen Ländern nicht möglich sein wird, wie er ja schon heute vielfältig aufgehoben ist."

Zukunftsphantasien können mir gar nicht kühn genug sein — aber diese Stadtentwicklungsphantasie scheint mir auf falscher Grundlage zu ruhen. Wenn tatsächlich sich alle Städte so dezentralisieren, daß sie das ganze Land überschwemmen, so sind diese Zukunftsstädte gar nicht mehr Städte zu nennen — wie große Parkanlagen mit kleinen Häusern dazwischen würden diese Zukunftsstädte wirken.

Und — der Verkehr mit seinen Straßen und Bahnschienen — kann doch nicht das Natürliche eines Landschaftsbildes zerstören. Mit dem gleichen Rechte könnte man sonst auch behaupten, daß die gradlinig abgeteilten Ackerfelder die Natürlichkeit des Landschaftsbildes — dessen, was man schlechtweg „Natur" nennt — zerstören.

Ich bin auch nicht der Meinung, daß wir eine Zeit der Großstädte noch vor uns haben. Diese zerbröckeln bereits. Das Leben in den Vororten entwickelt sich immer mehr und dürfte die eigentliche Großstadt sehr rasch entvölkern. Diese ist ja in ihrer jetzigen Form noch lange nicht hundert Jahre alt. Was so schnell entsteht, hat sicherlich nicht lange Bestand.

Man überschätzt wohl auch die Freude am Verkehr. Ich glaube: die Zahl derer, die nur noch gezwungen mit den Bahnzügen fahren, dürfte heute schon recht groß sein.

Außerdem weiß ich aus sicherster Quelle, daß sich die Nervenärzte zu einem Kongreß rüsten, auf dem sie einstimmig Verkehr und Großstadt als gesundheitswidrig bezeichnen und von den Regierungen der einzelnen Staaten verlangen werden, daß sie durch erhöhte Fahrpreise den Verkehr beschränken und durch erhöhte Kommunalsteuern den Aufenthalt in den Großstädten für den größten Teil der Bevölkerung zur Unmöglichkeit machen werden . . .

Man unterschätze die Macht der Nervenärzte nicht! Sie können viel Böses anrichten — aber auch sehr viel Gutes. Es lebe der Nervenarzt!

Paul Scheerbart.

Die frumme Frau.

Das läßt den Deutschen nicht verzagen:
Daß wir das Banner kühnlich tragen
Der höhern Seelentrostmoral!
Ein Hoch Euch, liebe Moralisten,
Euch, sanftgeölte Musterchristen,
Vopeliussen, Dir zumal!

Ach, einer blonden Semmelseele
Erscheint die Welt so voller Fehle,
Sie selbst nur kömmt sich sittsam für.
Rings lauern Sünden, wüst und schrecklich,
Die Keuschheit wird verletzt erklecklich,
Die Semmelseele schämt sich schier.

So sieht auch Frau Vopeliussen
Viel Grund zu schlimmen Ärgernussen,
Als Christin ist sie strengen Sinns.
Drum schenkt sie frumm dem Arbeitsweibe
Auf all ihr bettelndes Geschreibe
Die Fülle ethischen Gewinns:

„Sie wollen bettelnd sich erdreisten?
Und tun sich vierzehn Kinder leisten?
Ne, Frau, das ist döch ein Sssskandal!
Man muß aufs Kinderkriegen pfeifen!
Und will Ihr Mann das nicht begreifen —
Her mit dem kalten Wasserstrahl!"

So löst die Frau Vopél die Fragen,
Um die sich manche scheußlich plagen —
Die fromme Christeneinfalt siegt!
Der Gatte staunt, der Kompetente —
Diätenstark im Parlamente
Sitzt er und lächelt still vergnügt:

„Die Leute, die da vierzehn kriegen,
Die müßten aus dem Staate fliegen —
Ein kluger Christ lebt stets frugal!
Wer wird sich immer amüsieren?
Uns könnte sowas nie passieren — —
Ich lobe meinen Wasserstrahl!"

Terentius.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Rainer Maria Rilke: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. Insel-Verlag (Leipzig). 2. Bd. Preis geh. 4,50 Mk.

Ein seltsames Buch, bizarr wie eine Orchidee und von der befremdlichen Schöne und Farbenpracht dieser. Ein seltsames Buch von höchster Kunst der Sprache, voll grausiger Bilder und Träume und wieder von anschaulichster Schönheit und süßem Duft wie eine Goldbandlilie. Man mag es abweisen, man kann es lieben; aber niemanden wird es gleichgültig lassen. H.

Adalbert Luntowski: Menschen. Xenien-Verlag 1910.

Der rührige, aufstrebende Leipziger Verlag, der auf dem besten Wege ist, sich, was geschmackvolle Ausstattung anbetrifft, in die Reihe unsrer ersten Verlage zu stellen, hat mit diesem Buch einen neuen wertvollen Beitrag zu der von ihm erstrebten „deutschen Renaissance" geliefert. Das Buch nimmt insofern eine beachtenswerte Sonderstellung ein, als es nicht nur literarische Porträts zeichnen will, wie wir deren ja mehr als genug haben, sondern eben eine ganz bestimmte Kategorie von Künstlern und Schriftstellern behandelt, die weit über das rein Artistische hinaus nach einer Regeneration der Kultur strebten. Die

Digitized by Google

Auswahl ist natürlich subjektiv und deshalb auch einerseits unvollständig, andrerseits nicht immer gleichwertig.

In der Gesellschaft eines Carlyle, Emerson, Wagner, Beethoven, Kleist einen kleinen Stern, wie den Zeichnerromantiker Fidus, zu sehen, befremdet. Auch Thoreau, der prächtige Waldschwärmer, fällt ab, aber da es ja dem Verfasser mit vollem Recht auf das Menschliche, das Agens all dieser großen Kultursehnsucht ankommt, so soll dieser herrliche Mensch in seiner echten Einfalt nicht aus dem hohen Kreise durch krittelnde Nörgelei verbannt sein. Ganz prachtvoll weiß Luntowski, selbst ein „Glühender", oft ganz verschiedenen Naturellen gerecht zu werden, so stehen für mein Empfinden die eingehenden Charakteristiken Carlyles, Beethovens und Emersons auf gleicher Höhe der Vollendung, obgleich Luntowskis Naturell Carlyle und Beethoven unendlich verwandter ist als dem „gedämpften" Emerson. Natürlich ist nicht alles gleich gut gelungen. So scheint mir persönlich der Abschnitt über Wagner der am wenigsten geglückte zu sein. Schon durch seine äußere Form dokumentiert er sich als Einschiebsel. Dagegen finden sich unter den kürzeren Charakteristiken noch mehrere höchst sichere und wertvolle, so gibt der Verfasser mit großer Prägnanz ein gutes Bild von der Psyche Nietzsches und Kleists. Auch Dehmel und Whitman hat er in ihrer Bedeutung als Entwicklungsfaktoren richtig erfaßt und gewürdigt.

Luntowskis Stil ist noch nicht ausgeglichen. Aber er ist körnig, urwüchsig und bilderreich. Das ganze Buch macht den erfreulichen Eindruck innerer Notwendigkeit. Es ist ein Hymnus auf die schöpferische Mannheit, also auf die Genialität, die sich in den Dienst des Höchsten, was wir suchen und noch nicht erreicht haben, der Kultur, gestellt hat.

Das gedankenreiche Buch kann namentlich der männlichen deutschen Jugend von heut nicht warm genug empfohlen werden. Es zeigt, daß Idealismus nicht nur eine beauté du diable und daß der „Schneid" des Korpsstudenten und Reserveleutnants nicht die höchste Blüte deutscher Mannheit ist. Paul Friedrich (Berlin).

Albert Geiger: Passiflora. Eine Geschichte. Verlag von Eugen Salzer (Heilbronn).

Wenn man den Inhalt dieser merkwürdigen Geschichte erzählt: ein junger Ritter heiratet seine Schwester, zeugt mit ihr ein Kind und wird, nachdem die Sünde entdeckt worden, verbrannt. Und wenn man etwa hinzufügt: die Geschichte wird von diesem Kinde, das Mönch geworden und ruhelos die Welt durchwandert, einer hohen Frau berichtet, so hat man gar nichts gesagt. Denn der Inhalt der Geschichte bedeutet wenig. Die Art der Erzählung desto mehr. Sie ist von ganz außerordentlichem Reiz. Die Geschichte wird in eine frühere Zeit, die letzten Jahrhunderte des Mittelalters oder des 16. Jahrhunderts, verlegt, volle Romantik durchkreuzt und belebt sie. Passiflora (die Leidensblume), eben die schuldig-unschuldige Gattin, wird in der Nacht geboren, da das Schloß ihres Vaters, eines grausamen Raubritters, geplündert wird; die Mutter stirbt unmittelbar nach der Geburt. Die Art, wie diese Greuel geschildert, das zarte Weib neben dem harten Mann beschrieben wird, den sie durch ihre Gegenwart, aber auch nur dann, zu zügeln weiß, ist von vollendeter Kunst. Von dem Mädchen, das durch wunderbare Zufälle — sie wird von dem Bruder, der durch ein seltsames Geschick am Leben bleibt, zu einem Mönche gebracht, diesem durch den Vater geraubt und von einem Grafen aufgezogen — ein reiches Ritterfräulein wird, erfährt man erst, als sie in holder Schönheit erblüht ist. Dagegen steht der Bruder im Mittelpunkt der Geschichte. Auch er hat die merkwürdigsten Schicksale zu bestehen: er wird, da er an der Seite eines schlimmen Verbrechers gefunden wird, als Sohn eines verbrecherischen Vaters zum Tode verurteilt, von der Scharfrichterstochter abgeschnitten, zum Leben erweckt, von ihr heiß geliebt und verflucht, wenn er einer Andern seine Liebe schenken würde. Er kommt als Landstreicher in eine wilde Gesellschaft, wird Page bei einem Grafen und im Laufe der Zeit ein glänzender Ritter. Dieser bunte Wechsel von Abenteuern — alle nur dadurch glaubwürdig gemacht, daß sie in eine wunderreiche Zeit verlegt sind — wird mit zwingender Kunst dargestellt. Diese Kunst erweist sich gleich mächtig in der Darstellung blutiger Kämpfe, glänzender Aufzüge, wilder Kneipszenen, wie in der humoristischen Darstellung der drei Genossen des jungen Ritters: des Narren, des Musikers, des Propheten, in der ergreifenden Vorführung sinnlicher Ausschweifungen und holdester Minne, innigen Glaubens und wilder Gotteslästerung. Man muß, wenn man sich auch manchmal Zwang anzutun hat, dem Erzähler folgen, wohin er den Leser geleitet, und man läßt sich gern im Garten der Märchendichtung herumführen, wenn er vielleicht auch manchmal ein Irrgarten ist. Das Ganze ist trotz seines grausigen Inhalts mit soviel Humor ausgeschmückt, mit solcher Poesie umwoben, daß man sich dem Zauber willig fügt. Prof. Dr. Ludwig Geiger (Berlin).

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

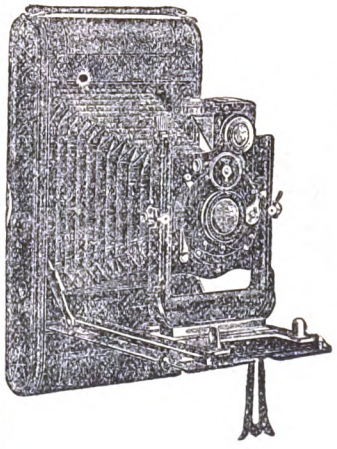
Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —



Ica „Lloyd"

Rollfilm-Camera mit leichter Handhabung und geringem Gewicht.

Preisliste No. 513 gratis.

ICA, Aktien-Gesellschaft Dresden.

Grösstes Camerawerk Europas

Digitized by Google

Jagd-Trophäen, in- und ausländische völkerkundliche
Waffen u. Gebrauchs-Gegenstände
für Dekorations- und Sammelzwecke.
Wiedmann & Schoeffler, Nürnberg H.
Jll. Prachtkatalog „H" geg. 35 Pf. i. Briefm.

Bücher Katalog

über interessante, hochwichtige und belehrende Bücher versende an Jedermann gratis und franko.
Reform-Verlag Fr. Schneider,
Halle a. S. 115, Zwingerstr. 4/5.

Hygienische
Bedarfsartikel. Neuest. Katal. m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
E. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.: Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Aué, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Rang.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.
Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.
Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hartz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Verlag von Georg Müller, München

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Adolf Heilborn:

Wach auf, mein Herz

Bilder und Klänge

Geschmackvoll broschiert Mk. 3.—, in schönem Pappband Mk. 4.—.

Verlag von Georg Müller, München

:::: Bücher der Gegenwart ::::

Band I

Schiller

Gesammelte Aufsätze aus der „Gegenwart" (1872—1909)

Herausgegeben von Ignaz Ježower

Zahlreiche, überaus lobende Kritiken :: :: sind über das Buch erschienen :: ::

Zu beziehen durch jede Buchhandlung
Preis 2 Mark

Hermann Hillger Verlag
Berlin W. 9 Leipzig

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Meißler, Mariendorf. — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 26. Berlin, den 25. Juni 1910. 39. Jahrgang Band 77.

Eine Blockprobe?

Eine halbamtliche Verlautbarung hat uns auf die Erneuerung des Quinquennats vorbereitet, und vor seinem Ablauf am 31. März 1912 wird sich der Reichstag damit zu beschäftigen, der schwarz-blaue Block also zu erweisen haben, ob er waschecht gefärbt ist. Daß die konservativen Parteien Stich halten werden, ist nicht zu bezweifeln: bei Rüstungsfragen haben sie nie versagt und unbeirrt von demagogischer Hetze der Wehrkraft Deutschlands jedes Opfer gebracht, haben sogar in der zielunsichern, schwankenden Ära der Caprivischen Neuerungen aus höheren Erwägungen heraus sich den damaligen militärischen Sachverständigen gebeugt und berechtigten Bedenken gegenüber sich zum Schweigen verurteilt. Die Wehrhaftigkeit des Reiches zum Gegenstand politischer Handelsgeschäfte zu machen, das Markten und Feilschen um parlamentarische Macht, haben sie andern überlassen, die dies traurige Kapitel unsrer neueren Geschichte um manchen Abschnitt bereichert haben, als wenn es sich wie im England Karls I. um Tonnen- und Pfundgelder, den Kampf eines Parlamentsheeres gegen Despotismus handelte. Unsre Volksvertretung hatte damals eben noch nicht die Kinderschuhe ausgetreten, während in andern Staaten über militärische Forderungen kaum nennenswerte Debatten stattfanden oder stattfinden und ein löblicher Bewilligungseifer eher gezügelt als angespornt werden muß. Hier und da sind seit geraumer Zeit Stimmen laut geworden, die eine Verkürzung des Reichsheeres zugunsten der Flotte befürchteten. Es ist richtig: die aufblühende Marine hat die Mittel der Steuerzahler so in Anspruch genommen, daß das Heer, der Stammhalter der Reichsmacht, darüber zu kurz zu kommen schien. Bei den Beratungen über den Reichshaushalt trat die Armee in den Hintergrund, als wollte die Heeresverwaltung die Wahrheit des Spruches erhärten: artige Kinder fordern nichts, artige Kinder kriegen nichts. Darum sind die Warnerstimmen wohl zu verstehen, und mancher alte Militär wird aufgeatmet haben, als die Quinquennatsfrage wieder auf der Bildfläche erschien.

Von der Presse ist die Ankündigung mit ziemlicher Reserve aufgenommen worden. Einzelne Äußerungen freisinnigerseits lassen erkennen, daß der alte Sauerteig Eugen Richterscher Mache noch nicht ganz verdaut ist, und daß die an versetztem Generalstab leidenden Strategen a. D., die „Ehemaligen“ sich zum Widerspruch rüsten, falls etwa eine generelle Erhöhung der Präsenzziffer beabsichtigt sein sollte. Darüber oder über die Eventualität einer Lückenausfüllung wird später zu reden sein. Aber auch im Zentrumslager hat der Hahn gekräht.

Es ist Herr Matthias Erzberger gewesen, der sich vernehmlich machte. Nur scheinen seine Hühner diesem Chantecler nicht folgen, sondern vorläufig weiter der Ruhe pflegen zu wollen. Man darf die Meinungsäußerungen dieses Herrn nicht zu hoch bewerten: er ist jüngst erst wieder in aller Form aufs schärfste von der Leitung der Zentrumspartei wegen seines Antrags über die südwestafrikanischen Kriegskosten desavouiert worden, so nachdrücklich und so bündig, daß er sich die vom Fürsten Bülow jetzt nicht mehr benötigte Rhinozeroshaut des Diplomaten ausleihen sollte. Für jeden andern Politiker vom Fach wäre eine derartige Verleugnung tödlich, nur nicht für den red- und schreibseligen Sohn Buttenhausens. Er duftet nach Kamillenart um so stärker weiter, je mehr er getreten wird; er nimmt keinen Schaden dabei wie der Wegetritt, der platt, aber grün bleibt, auch wenn hundert Füße über ihn hinwegschreiten. Mag also der Fraktionsvorstand in der „Kölnischen Volkszeitung“ ihm in sechs Punkten bescheinigen, daß er mit seinem berühmten Antrag nur eine Privatarbeit geliefert habe, Herr Erzberger betätigt sich nach wie vor privatim. Gleichwohl gewährt uns dies Privatgelehrtentum journalistischer Betriebsamkeit gewisse zu Schlüssen berechtigende Einblicke. Denn, das darf nicht außer Acht gelassen werden, er ist Fleisch vom Fleisch des Zentrums, er spricht dessen Sprache, selbst wenn er eigentlich — schweigen müßte. Da sei denn gleich ein Irrtum dieses Zentrumsstrategen vorweg genommen, der eine Seelenverwandtschaft mit dem vorher gekennzeichneten Freisinn offenbart.

Herr Erzberger klammert sich gleichfalls an den Ausdruck der offiziösen Ankündigung „Lücken

Digitized by Google

in der Organisation" und sucht dies dafür auszulegen, daß sie in erster Linie beim Train und den technischen Truppen vorhanden seien, während Infanterie und Artillerie sie „nach den bindenden Zusagen bei der letzten Militärvorlage" nicht mehr aufwiesen. Damit ist die Erklärung des früheren Kriegsministers v. Einem gemeint, der davon durchdrungen war, „daß in dem Tempo der letzten Jahre in der Tat die Kosten für das Heer nicht vermehrt werden können". Wie wir sehen, hat der Minister auch nicht ein Sterbenswörtchen verlauten lassen über das Nichtvorhandensein von Lücken bei der Infanterie und Artillerie. Er hat sich auch gar nicht über die Schlagfertigkeit geäußert, und wie weit diese bei den tatsächlich vorhandenen Lücken gefährdet sein könnte; er hat es um so weniger tun können, als ihm, dem Fachmann, bekannt war, daß von den 216 Infanterie-Regimentern dreiunddreißig nur zwei Bataillone besitzen. Es sind dies folgende: Das 5. Garde-Regiment zu Fuß, das Garde-Grenadier-Reg. Nr. 5, die Regimenter Nr. 127, 148, 149, 152—164, 166—170, 173—176, 178—181 und die bayerischen Inf.-Reg. Nr. 22 und 23. Ob der jetzt amtierende Kriegsminister zur Ausfüllung dieser Lücken schreiten, ob er die längst als notwendig erkannte Umformung der Artillerie als unabweisbare Forderung vertreten wird, ganz zu schweigen von der Vervollständigung unserer Küstenartillerie! In der militärischen Fachliteratur wird auf die Vorzüge hingewiesen, die die Vier-Geschütze-Batterie, wie sie Frankreich besitzt, vor der mit sechs Geschützen hat. Daß alsdann eine Vermehrung dieser Waffe nicht zu umgehen sein wird, falls nicht Lücken entstehen sollen, ist klar. Das Artillerie-Gesetz vom 1. Oktober 1901 ist, wie alle derartigen Gesetze, ein Provisorium von beschränkter Dauer, und keine gewissenhafte Verwaltung kann sich der Verpflichtung entziehen, Wandel zu schaffen, sobald sich die Notwendigkeit hierzu herausstellt. Selbstverständlich gilt dies auch vom Quinquennat, in dessen Rahmen weitergearbeitet werden muß, soll nicht ein gefährlicher Stillstand eintreten. Indessen diese Erzbergerschen Hoffnungen und Irrtümer sind es nicht, was seinen Vorstoß interessant macht; es ist vielmehr der Versuch, die Verlängerung des heut bestehenden Zustandes um ein Jahr hinauszuschieben. Dem um das deutsche Heerwesen Besorgten scheint es zwar doch noch zweifelhaft, ob die Regierung dazu geneigt sein werde, aber er macht den kritischen Punkt des Finanzjahrs 1911 geltend und findet in dieser Hinsicht sogar in der süddeutschen nationalliberalen Presse Unterstützung. Dort wird angenommen, keine der bürgerlichen Parteien werde wünschen, mit der Wahlparole größerer Heeresforderungen die nächsten Wahlen zu bestreiten. Diese Besorgnis durchklingt auch, ganz leise zwar, die Auslassungen Erzbergers, aber vielleicht aus einem andern Grunde. Das Zentrum tut freilich so, als wenn es zuversichtlich den Wahlen entgegengehe; aber recht wohl ist ihm doch nicht bei der Sache. Eine Unterströmung ist erkennbar, die Nachwirkung der Reichsfinanzreform, die sich in Bayern zunächst in Bierkrawallen austobt. Sodann dürften die Zentrumswähler, soweit sie aus Arbeiterkreisen stammen, nicht sonderlich von dem Bündnis ihrer Wortführer mit den Konservativen erbaut sein. Der „ungereimte Landtag" hat diese demokratisch gerichteten Elemente verschnupft, sie bilden keine verläßliche Truppe mehr; denn die Scheingründe, die das Zentrum gegen die Erbschaftssteuer ausspielte, verfangen auf die Dauer nicht bei dem besitzlosen kleinen Mann, mag ihm der Herr Kaplan im Gesellenverein noch so wunderbare Aufschlüsse über die Parteidevise von „Freiheit, Wahrheit und Recht" geben. Warum jedoch die nationalen Parteien einen Wahlkampf scheuen sollten, falls im Reichstag eine aus dem Zentrum, der fortschrittlichen Volkspartei, den Polen und den Sozialdemokraten bestehende Mehrheit eine Militärforderung ablehnte, und es deshalb zur Auflösung käme, das ist nicht ersichtlich. Schlimmer, als sich heut mancher Politiker den künftigen Wahlausfall vorstellt, könnte es nicht werden. Jedenfalls wäre dann der schwarz-blaue Block gründlich gesprengt, und das Zentrum müßte alle noch im Zeitenschoße schlummernden Ambitionen aufgeben, und es wäre nicht das erste Mal gewesen, wenn die Linksliberalen nach der Wahl ihr besseres Ich entdeckt und zur Regierung hinübergeschwenkt wären, und daß einmal die Partei wegen einer Militärfrage sich selber auseinandersprengte, weiß jedes Kind. Indessen: es ist müßig, sich über derartige Möglichkeiten den Kopf zu zerbrechen; nur soviel darf als sicher angesehen werden, daß die baldige Einbringung der Quinquennat-Vorlage sachförderlich sein und eine Bürgschaft des Erfolges in sich schließen würde. Das Zentrum hat zu beweisen, daß es die nationale Partei ist, die es sein will, und eine wichtigere, die vitalsten Interessen des Reiches berührende Angelegenheit als die Festigung und den Ausbau der Wehrkraft gibt es nicht. In ihr liegen die stärksten Anreize für den sonst politisch Lauen verborgen, in ihr steckt die zugkräftigste Wahlparole, der Appell an das nationale Gewissen. Alle wirtschaftlichen Momente müssen hinter den rein politischen verschwinden, und die Erinnerung an jene Sturmtage wird wach, da Bismarck die Notwendigkeit der Heeresverstärkung betonend ausrief: „Worte sind keine Soldaten, und Reden sind keine Bataillone, und wenn wir den Feind im Lande haben, und wir lesen ihm diese Reden vor, dann lacht er uns aus". Wer vermag mit gutem Gewissen zu behaupten, wir gingen friedlichen Zeiten entgegen, und eine Ablehnung der Vorlage würde die Stillegung der englischen Seerüstungen einleiten! Der Altreichskanzler gab in jener bedeutungsvollen Stunde des Januartages von 1887 der Überzeugung Ausdruck,

Digitized by Google

daß der historische Prozeß, der seit dreihundert Jahren zwischen Deutschland und Frankreich schwebt, nicht beendigt sei, und daß wir darauf vorbereitet sein müssen, ihn von französischer Seite fortgesetzt zu sehen. Das wird zwar im Namen des Antimilitarismus von unsern Radikalen bestritten, man beruft sich auf die Schwierigkeiten, die der Heeresergänzung in Frankreich erwachsen; aber man übersieht bei dieser Beweisführung geflissentlich die Anstrengungen der französischen Heeresverwaltung, diesem Übelstand durch das Kadregesetz zu begegnen, und den Plan, die Eingeborenen von Nordafrika auf europäischen Kriegsschauplätzen zu verwenden. Dazu gesellt sich das neueste Kriegsbudget, das das vorjährige um rund 25 Millionen übersteigt. Die Revanche-Idee, verbreiten Friedensschwärmer, sei tot, der Antimilitarismus mache täglich Fortschritte, die Arbeiterschaft, dem Kriege abgeneigt, werde sich ihm widersetzen. Wie die Machthaber der Republik darüber denken, haben wir aus der rigorosen Verurteilung des Antimilitaristen Hervé gesehen. Diese Schwalbe macht keinen Friedenssommer, diese Anwandlungen verfliegen, wenn die kriegerische Disziplin mit ihrer Unerbittlichkeit in ihr Recht tritt, und es wäre eine arge Verkennung des gallischen Volkscharakters, wollte man annehmen, Parteistreitigkeiten könnten das Heer in seiner Aktion lähmen. Eine glatte Bewilligung aller Forderungen ist in der Deputiertenkammer sicher; in Deutschland, dem von einem Krieg nach zwei Fronten ausgesetzten, bedarf es regelmäßig erheblicher Anstrengung, auch nur das Allernötigste der Volksvertretung abzuringen. Was bei der gegenwärtigen Konstellation der Mächte eine Schwächung des Quinquennats bedeuten würde, welchen Eindruck dieser Fehlschlag auf das Ausland hervorrufen müßte, ist nicht auszudenken. Dieser Gesichtspunkt möge entscheidend sein, nicht Sparsamkeitsrücksichten, und die Partei hätte ihre Existenzberechtigung verwirkt, die lediglich im Hinblick auf die Stimmung der Wähler ihr Votum abgäbe. Gewiß wird zu prüfen sein, ob zu hohe Anforderungen gestellt werden; aber man wird sich darüber nicht täuschen dürfen, daß eine Kürzung der Friedenssicherungs-Prämie, als welche der Militäretat anzusprechen ist, verhängnisvolle Folgen haben kann. Die Vorlage wird eine Blockprobe sein, jedoch nur, wenn sie vor den Neuwahlen zum Reichstag eingebracht wird; spaltet sich der schwarzblaue Block bei dieser Gelegenheit, um so besser! Die mit einer Ablehnung jetzt spielenden freisinnigen Organe sind für die fortschrittliche Volkspartei nicht maßgebend, und gut national, wie sie sich zu Zeiten des Bülowschen Blocks geführt hat, wird sie sich wieder zu bewähren Gelegenheit haben, nicht um den Konservativen und den mit ihnen gehenden Parteien dienstbar zu werden, sondern im Interesse des Vaterlandes.

Großbritannien und die englische Rasse.

Von **Otto Corbach** (Charlottenburg).

Mit steigender Sorge nehmen britische Imperialisten wahr, wie in den bedeutendsten englischen Kolonien das Wachstum des angelsächsischen Elements sich in dem Maße verlangsamt als das der fremden Bevölkerungsbestandteile sich beschleunigt. In Kanada ist dieser Vorgang neuerdings besonders ersichtlich geworden. Es gibt hier zunächst 2 Mill. Franzosen, von denen 1 350 000 in der Provinz Quebec wohnen, wo das Französische die vorherrschende Sprache ist und die Massen noch so streng an französischen Sitten und Gewohnheiten festhalten wie vor hundert Jahren. Anglisierungsversuche kanadischer Staatsmänner erwiesen sich immer als erfolglos und wurden längst aufgegeben. „Ich persönlich“, äußerte hierüber schon vor Jahrzehnten Lord Elgin, „bin von der Torheit aller Versuche, die Franzosen zu entnationalisieren, überzeugt. Sie erzeugen im allgemeinen das Gegenteil des beabsichtigten Erfolges, indem sie die Flamme nationaler Vorurteile und nationalen Hasses nur entfachen. Aber angenommen, sie wären erfolgreich, was wäre das Ergebnis? Man kann vielleicht die französischen Einwohner durch derartige Methoden amerikanisieren, man wird sie sicher nicht anglisieren. Wenn man sie aber statt dessen empfinden läßt, daß ihre Religion, ihre Gewohnheiten, ihre Anschauungen, ja meinethalben ihre Vorurteile hier mehr berücksichtigt und geschont werden, als in andern Teilen dieses großen Erdteils, dann mag es vielleicht einmal geschehen, daß der letzte Arm, der auf amerikanischem Boden ein britisches Banner schwingt, einem französischen Kanadier gehört.“ Diese letztere Hoffnung erweisen die gegenwärtigen Verhältnisse schon als eitel. Der Führer der französischen Kanadier, Broussa, ist auch derjenige kanadische Politiker, der am beredtesten, eindringlichsten und wirkungsvollsten bei jeder sich bietenden Gelegenheit für Kanada ein Selbstbestimmungsrecht gegenüber dem Mutterlande fordert. Um so bedenklicher ist es für den britischen Imperialismus, daß die französische Rasse, die in der alten Welt schon seit Jahren auf den Aussterbeetat gesetzt zu sein scheint, in Kanada eine erstaunliche Erneuerungskraft entfaltet. Überall, wo sie mit angelsächsischem Element in Berührung kommt, schmilzt dieses dahin, wie der Schnee vor der Märzsonne. Schon sind die Franzosen auch in den südwestlichen Bezirken zahlreich. In Glengarry verdrängen sie das altschottische Element. Längs der Ströme und Eisenbahnen dringen sie in die nördlichen Distrikte vor. In Neu-Schottland gibt es 50 000 Franzosen, 80 000 in Neu-Braunschweig, 20 000 in Manitoba und 10 000 in Alberta und Saskatschewan. Kanada ist in 221 Wahlkreise eingeteilt; in 89 davon sind die Franzosen zahlreich und von großem Einfluß, und in welcher

Digitized by Google

Richtung sich dieser Einfluß geltend macht, erhellt aus der Klage eines britisch-kanadischen Politikers: „Die Franzosen in Kanada sind ordentliche, fleißige, fruchtbare, tüchtige Bürger, aber das Englische ist nicht ihre Muttersprache und England ist nicht ihr Mutterland, und es ist nicht zu erwarten, daß sie so leidenschaftliche Treue zu Großbritannien empfinden als die Abkömmlinge von Untertanen des Vereinigten Königreichs oder der ursprünglichen britischen Siedler in Oberkanada und den Küstenprovinzen.“ Noch viel weniger ist dies jedoch von den Zuwanderern aus der nordamerikanischen Union zu erwarten, deren Zahl schon 600 000 beträgt und immer rascher anschwillt. Mehr als 280 000 kamen in den letzten fünf Jahren und fast 104 000 in den letzten 12 Monaten vor April. Viele von ihnen sind Deutsche oder Skandinavier, aber auch soweit sie von angelsächsischer Abstammung sind, bedeuten sie keine Stärkung für das britische Element. Noch Jahre hindurch werden sie amerikanische Zeitungen lesen, amerikanische Maschinen kaufen und Anhänglichkeit an das Sternenbanner bewahren. Sie mögen mit der Zeit gute Kanadier werden, aber nie werden sie sich als Untertanen eines überseeischen Königreichs fühlen lernen. Bei der Einwanderung aus überseeischen Ländern ist das britische Element auch schon stark zurückgegangen. Von 104 996 europäischen Einwanderern, die im letzten Jahre im kanadischen Hafen landeten, kamen 59 790 aus England und englischen Kolonien, 45 206 vom europäischen Festlande. Wahrscheinlich sind hierbei Festlandseuropäer, die über englische Häfen auswanderten, den britischen Einwanderern zugerechnet, so daß das wirkliche Verhältnis noch viel ungünstiger für das Angelsachsentum wäre.

Australien hat bisher keine besondere Anziehungskraft als Einwanderungsland auszuüben vermocht, hat dieser Erdteil doch in dem Zeitraume von 1906 bis 1909 nur 47 463 Einwanderer aufgenommen. Für die noch vorwiegend angelsächsische Bevölkerung ist es aber bezeichnend, daß ihre Geburtsrate unheimlich schnell sinkt. Von 38 pro Tausend im Jahre 1871 ist sie auf 26 im letzten Jahre zurückgegangen; sie steht also heute um 5 bis 6 ‰ unter der deutschen. Ebenso nimmt die Zahl der Eheschließungen ungemein rasch ab. Daß unter solchen Umständen die Aussichten für die Zukunft der englischen Rasse in Australien sich immer mehr verschlechtern müssen, sobald sich erst, was nur eine Frage der Zeit ist, eine stärkere Einwanderung entwickelt, unterliegt keinem Zweifel. Das lehrt auch die Umfrage, die neulich besorgte britische Imperialisten bei australischen Arbeitgebern veranstalteten, die bewogen werden sollten, Einwanderern aus dem Mutterlande vor andern den Vorzug zu geben. Die Antworten lauteten durchweg dahin, daß nicht englischen Einwanderern, sondern deutschen, als den bei weitem tüchtigeren, bei Anstellung von Arbeitern der Vorzug gegeben würde. Ein Unternehmer in Queensland findet die Deutschen fleißiger, zuverlässiger, intelligenter und körperlich rüstiger als Engländer; in Zeiten, wo die Betriebe stocken, findet man unter den Beschäftigungslosen nie einen Deutschen. Der Geschäftsführer einer großen Firma für Eisenbahnbauten in Neu-Süd-Wales, die Skandinavier, Italiener, Deutsche wie Briten in großen Mengen beschäftigt, erklärte, die Engländer, die heutzutage einwanderten, seien ein engbrüstiges, unzufriedenes Volk, ganz verschieden von den Leuten, die vor 10 oder 15 Jahren zu kommen pflegten.

Daß in Südafrika der Zusammenschluß der einzelnen Kolonien das Burenelement auf Kosten des englischen stärkt, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Die Engländer stellen nur den sechsten Teil der weißen Bevölkerung des Vereinigten Südafrika vor und sie nehmen langsamer zu als das holländische Element.

Die einseitige industrielle Entwicklung des englischen Wirtschaftslebens hat die natürlichen Quellen der englischen Auswanderung zum Versiegen gebracht. Was in England noch an Bauerntum existiert, muß mit allen Mitteln an die Scholle gefesselt werden, wenn die englische Landwirtschaft nicht völlig zugrunde gerichtet werden soll. Aus den Städten wandern aber meist nur solche Elemente aus, die in Zeiten niedergehender Konjunktur beschäftigungslos werden, und das sind fast durchweg Leute, die das städtische Milieu entnervt und abgestumpft hat, so daß sie sich in den unentwickelten Verhältnissen der Kolonien als ganz unbrauchbare Elemente erweisen. Jetzt ist man in England auf die Idee verfallen, städtische Kinder und Jugendliche nach den Kolonien zu verpflanzen, die das aufreibende Leben in den englischen Industriezentren noch nicht verdorben hat. Das Mutterland müßte aber, wenn dieses Experiment im Großen ausgeführt werden soll, dabei allmählich verbluten, ohne daß es an den wirklichen Verhältnissen Wesentliches zu ändern vermöchte. Früher oder später wird man sich in England damit abfinden müssen, daß sich eine Hegemonie der englischen Rasse in britischen Kolonien auf die Dauer nicht aufrecht erhalten läßt.

Eine Warnung an die Abstinenten.

Von Erich Schlaikjer (Groß-Flottbeck).

Die Abstinenz marschiert in Deutschland, und wie man auch persönlich zu ihren Grundsätzen stehen mag, wird man sich über die Tatsache freuen müssen. Man braucht nur den Blick nach Skandinavien zu lenken, um den enormen Zuwachs an nationaler Tüchtigkeit und nationaler Gesundheit zu ermessen, den man dort oben einer starken Abstinenzbewegung zu danken hat. Man betrachtet in Deutschland

Digitized by Google

die Sache noch viel zu sehr unter dem Gesichtspunkt des Bierphilisters, der eine sehr ernste Frage mit einigen Stammtischwitzen glaubt abtun zu können. Im besonderen die Politiker werden immer mehr einsehen müssen, daß ein tüchtiges und gesundes Volk auch am ehesten politische Arbeit leistet, und daß der Alkohol nicht am Mark des Volkes fressen kann, ohne zugleich am Mark der deutschen Tüchtigkeit zu fressen. Es ist glücklicherweise in diesem Punkt ein sehr hübscher Fortschritt zu verzeichnen: die für Deutschland immer noch neue Bewegung hat in ernsthaften Kreisen sehr viel Ansehen und Beachtung gewonnen. Die Intelligenz hat immer mehr begriffen, daß es sich hier nicht um einzelne „wunderliche Heilige" handelt, sondern vielmehr um eine Volksbewegung, die aus der Tiefe heraufkommt und aus der Not geboren wurde. Man nennt sie bereits allgemein mit Sympathie und überläßt die Witze den Philistern und die Gehässigkeiten dem Alkoholkapital. Die Sympathien hat sich die abstinente Bewegung nicht zum wenigsten auch dadurch errungen, daß sie sich mit ihrer Agitation immer nur an den freien persönlichen Entschluß wandte. Sie nahm niemandem etwas, der nichts hergeben wollte. Sie gewann als Anhänger nur, wen sie überzeugt hatte, und das war eine so unanfechtbare Methode, daß sich irgend etwas Begründetes gegen sie überhaupt nicht sagen ließ. Es besteht indessen die Gefahr, daß sich in die Agitation allerhand Dinge einschleichen, die in weiten Kreisen sehr stark verstimmen würden. Und um vor dieser Gefahr zu warnen, werden die folgenden Zeilen geschrieben.

Neben der freien Abstinenzbewegung, die überall starke Siege erfochten hat, gibt es im Kampf gegen den Alkohol auch das staatliche Verbot, das so gut wie nirgends etwas Wirkliches erreicht hat. Man kann drei Formen des staatlichen Verbots unterscheiden: das sogenannte Lokalveto, das allgemeine staatliche Verbot und eine starke Besteuerung der alkoholischen Getränke. Das Lokalveto ist das Recht einer lokalen Organisation — z. B. einer Gemeinde —, den Alkoholvertrieb innerhalb ihres Machtbereiches zu verbieten. Es kann überhaupt nur in dünnbevölkerten Distrikten eingeführt werden und ist unseres Erachtens auch hier nur von fragwürdigem Nutzen. In Amerika besteht es in der Hälfte aller amerikanischen Staaten; in einer größeren Stadt aber hat es nie eingeführt werden können, weil es allzu tief in das gewerbliche und gesellige Leben einschneiden würde. Das allgemeine Staatsverbot hat in Amerika im Laufe der Zeit in 16 Staaten bestanden, ist aber fast überall wieder aufgehoben worden. Auch die Abstinenten selber geben den Mißerfolg zu, und leider ist er nicht auf Amerika beschränkt geblieben. Die unerfreulichen Zustände, die sich in einem solchen Staat entwickeln müssen, die Umgehung des Verbots auf allerhand Schleichwegen und andres mehr haben dem Alkoholkapital ein Material geliefert, das es benutzt hat, um auch von der freiwilligen Abstinenz abzuschrecken. Die starke Besteuerung endlich hat keinen Erfolg erzielt und ist außerdem als eine abermalige Belastung des Volkes abzulehnen oder doch nur als eine Aufbesserung der notleidenden Staatskasse zu diskutieren. Die Fragwürdigkeit der hier genannten Mittel wird nun glücklicherweise auch in abstinenten Kreisen richtig erkannt. Man weiß, daß der persönliche Entschluß zur radikalen Enthaltsamkeit das tragende Prinzip der ganzen Bewegung ist. Man rechnet darum auch kaum in einem ernsthaften Grad mit den untergeordneten staatlichen Mitteln. Dagegen scheint ein andres Mittel Anklang zu finden, das wenigstens in seiner radikalen Form den Alkoholinteressenten sehr unwillkommene Waffen liefern könnte. Das sogenannte Gothenburger System.

In Gothenburg in Schweden wurde im Jahr 1865 zum erstenmal der Branntweinausschank und Kleinhandel an eine gemeinnützige Gesellschaft vergeben, die ausschließlich im Dienst der öffentlichen Interessen stehen mußte. Die Teilhaber der Gesellschaft durften und dürfen keinen andren Gewinn haben, als eine Verzinsung des Kapitals zu 5 %. Von dem Überschuß erhält die Stadtgemeinde $^7/_{10}$, der Staat $^2/_{10}$ und die landwirtschaftliche Gesellschaft des betreffenden Bezirks $^1/_{10}$. Die Gesellschaft wirtschaftet durch eigene Angestellte, die festes Gehalt bekommen und daneben nur am Essen, an Kaffee, an Selters und Zigarren verdienen, am Branntweinkonsum also gar nicht interessiert sind. Das System trifft, wie man sieht, hier nur den Branntwein und kann in dieser Begrenzung vielleicht segensreich wirken, indem es die unheilvolle Tätigkeit wucherischer Branntweinwirte ausschaltet. Es wird aber auch dann nur wirklich etwas leisten, wenn es von einer starken Strömung der freiwilligen Abstinenz getragen wird. Irgendeine Einengung der persönlichen Freiheit aber mutet es auch dem Branntweintrinker nicht zu. Im Gegenteil: An Wohnlichkeit werden die Räume der Gesellschaft die Branntweinspelunken naturgemäß übertreffen müssen. Ohne das System in seinen Folgen zu überschätzen, kann man ihm in dieser Form also sehr wohl freundlich gegenüberstehen.

In einigen Kreisen der Abstinenten aber scheint man sich Hoffnungen hinzugeben, die eine starke und unsres Erachtens unerträgliche Verschärfung des Gothenburger Systems zur Folge haben müßten. Es ist ohne weiteres verständlich, daß sich die Abstinenten durch die zum Teil sehr raffinierten Verführungskünste des Alkoholkapitals beunruhigt fühlen. In einem Aufruf zum Kampf gegen dieses Kapital sagt beispielsweise der bekannte Professor v. Bunge: „Der (gesellschaftliche) Trinkzwang ist nicht die Hauptquelle der Trunksucht. Tausendmal gefährlicher als der Zwang ist die Verführung, die systematische raffinierte Verführung,

Digitized by Google

wie sie ausgeführt wird von den Alkoholinteressenten, von den Brauereiaktionären. Man sehe doch nur die Bierpaläste aus der Erde wachsen wie die Pilze! Man sehe, wie sie nachts mit elektrischem Licht und den Klängen des vollen Orchesters die Menge anlocken, mit Vergnügungen aller Art, mit Theater und Konzerten, mit Tänzerinnen und Sängerinnen, mit Akrobaten und Jongleuren, mit Taschenspielern und Rechenkünstlern. Man denke an alle die Überbrettl, an alle die kleineren Tingeltangel bis in die entlegensten Vorstädte, welche nachts die Menschen hineinziehen wie die Nachtfalter in die Laterne.“ Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß die hier geschilderten Verführungskünste bestehen, wenngleich sie in ihren Wirkungen mit stark pessimistischer Tendenz betrachtet sind. Um aber diesen Künsten beizukommen, wäre es nötig, das Gothenburger System auch auf das Bier und den Wein auszudehnen. Denn mit Bier und Wein sind alle diese Künste verbündet, nicht etwa mit dem Schnaps. Ein derartig verschärftes Gothenburger System besteht aber selbst in dem radikal abstinenten Norwegen nur in ganz vereinzelten Fällen, im allgemeinen hat die Stadt nur den Branntweinausschank in die Hände der gemeinnützigen Gesellschaft gelegt. Eine so schroffe Revolution des Schankwesens würde auch so tief in das gewerbliche und gesellige Leben der Bevölkerung hineingreifen, daß sie sich einfach von selbst verbietet. Die Trinksitten sind mit dem Leben des Volkes so tief und so mannigfach verwachsen, daß eine derart einschneidende Maßregel notwendig eine Gegenrevolution im Publikum hervorrufen müßte. Und wäre denn wirklich viel damit gewonnen, wenn man die vielen Verführungen durch Musik und Tanz und Gesang aus der Welt geschafft hätte? Es soll zugegeben werden, daß sie manchen leichtsinnigen Rausch auf dem Gewissen haben, aber aus einem leichtsinnigen Rausch entsteht noch lange kein Alkoholiker. Der Alkoholismus ist die Folge einer bestimmten individuellen Veranlagung und kann darum auch nur durch das bestimmte individuelle Gelübde zur radikalen Abstinenz beseitigt werden. Wenn die Abstinenten darum dieser Hauptwaffe gegenüber alle andern Waffen als niederen Ranges betrachten, so haben sie recht. Wenn in Norwegen wirklich an einigen wenigen Orten das verschärfte Gothenburger System eingeführt worden ist, so auch nur, weil vorher mit dem Schwert der freiwilligen Abstinenz das ganze Land erobert war. Wenn irgendein Land der Erde, so zeigt Norwegen die Macht der freiwilligen Abstinenz. Erst nachdem der freiwillige Entschluß zur völligen Enthaltsamkeit als Parole ausgegeben wurde, hat der Kampf gegen den Alkohol Erfolge großen Stils errungen. Die Abstinenten sollten sich darum auch auf den Gebrauch dieser ebenso schönen wie kräftigen Waffe beschränken. Alles, was auch nur im entferntesten nach einem behördlichen Verbot schmeckt, erreicht nichts und liefert dem Alkoholkapital sehr gefährliche Agitationsmittel in die Hände. Im besondern in dem aus lauter Verboten zusammengesetzten Preußen-Deutschland würde jede weitere Einengung der persönlichen Freiheit von der Bevölkerung als ein starkes Übel empfunden werden.

Und das mit Recht.

Große Berliner Kunstausstellung 1910.

Von **Hermann Abeking** (Charlottenburg).

I.

Mit der Großen Berliner Kunstausstellung ist es immer wieder dieselbe Sache. Es ist eine Anzahl, vielleicht sogar eine große Zahl guter tüchtiger, auch wohl hervorragender Arbeiten vorhanden. Aber das Mittelmäßige, das ganz Schlechte, bedrängt diese Werke und zwingt sie nieder, so daß der Gesamteindruck stets ein wenig erfreulicher sein wird. Könnte man einmal den Kern herausschälen und diesen zu einer kleinen Ausstellung vereinigen, so würde man gewiß staunen, was für eine künstlerische Kraft und künstlerisches Empfinden zutage treten würde. Hier aber sehen wir wieder, wie gerade das Schlechteste sich am anspruchsvollsten spreizt, wie es, wenn es sich um die Träger bekannter Namen handelt, die ersten Plätze zu heischen vermag. So wird das Schauen getrübt, der Sinn verärgert, die harmlose Freudigkeit, die vor mancher Arbeit am Platze wäre, verschwindet. Aber auch um den Nachwuchs steht es wenig gut. Es scheint fast, als ob die Türen sich nur den Philisterhaften öffneten, die ihr weniges Können dokumentieren, sich dagegen den Stürmenden, Drängenden mit all ihrem unsicheren Tasten, aber doch wahren Temperament, auf immer verschließen.

Das Porträt liegt zurzeit außerordentlich darnieder. Dieser Satz bezieht sich nicht auf die heutige Ausstellung allein. So sehr Landschaft, Interieur und Stilleben zu einer Blüte gelangt sind, ebensosehr hat man das wirkliche Bildnismalen verlernt. Heutzutage schafft jeder Maler auch Porträts, ohne zu ahnen, welches Separatstudium dieses Gebiet bedingt, welch feines Empfinden und Geschmack es erfordert. Die Künstler klagen über Mangel an Aufträgen. Wenn aber jetzt der reiche Mann käme und fragte: bei wem lasse ich mich malen, koste es, was es wolle, wir müßten ihm trotz eifrigen Grübelns die Antwort schuldig bleiben. — Am ersten kommt für diesen Zweig Fritz Burger in Betracht. Er hat innerlichst erfaßt, welche Faktoren ein Bildnis erst zu einem solchen zu machen vermögen. Das sind Lebendigkeit des

Digitized by Google

Ausdrucks und scharfes Charakterisierungsvermögen, dabei eine vornehme Abstimmung der malerischen Werte. Aber auch Burger ist nicht ganz ohne Fehler. Die Farbe selbst leidet unter einer gewissen Willkür, der Künstler übersieht ihren wahrsten Wert leicht zugunsten des Akkords, den er gerade im Sinne trägt. Doch ist Fritz Burger stark genug, daß ihm dieser Umstand als Stil angerechnet werden kann, daß er sich hüten wird, ihn zur Manie auswachsen zu lassen. Restlos schön ist das Bildnis des „Malers Paul Herrmann". Hier vereinigen sich künstlerische Ruhe und schlichtnatürliche Arbeit. Sehr munter ist auch das Knabenporträt, besonders der Kopf, während der hemdartige Kittel, der Stoff des Stuhles allzu sorglos gegeben sind. Rudolf Schulte im Hofe ist dem Herrenporträt nicht gewachsen. Seine Zeichnung, der dünne Auftrag der Farbe sind nüchtern und ohne Kraft. Besser ist das Damenbildnis „Meine Frau", das diese Weichheit eher vertragen kann und sie berechtigt erscheinen läßt. Georg Ludwig Meyn findet sich mit seinen Vorwürfen mehr schlecht und recht ab, als daß er sie durch Persönlichkeit zu beleben vermag. Fleisch in seiner Leuchtkraft und Leben darzustellen, ist ihm nicht gegeben. Schwarze Seide zu weißen Spitzenärmeln wählt Carl Albrecht im „Bildnis meiner Frau". Die Gesichtszüge streben Verinnerlichung an, sind aber etwas verquält. Sehr gut in toniger Tiefe und reizvoll einfacher Komposition ist Robert Vonnohs „Bildhauerin Bessie Potter Vonnoh". Schlimm sind die Herrenbildnisse von Rudolf Bacher, noch schlimmer ist es, daß diese riesengroßen, dünnen und bis zur Unerträglichkeit flauen Arbeiten hier Platz gefunden haben. Gleichfalls abschreckend wirken die Damenbildnisse von Hermann Fenner-Behmer, besonders das „Andante resoluto" mit der barbarischen Häufung von Stoff und Beiwerk. Heinrich Hellhof bleibt mit dem Jäger-Porträt des Herrn Wiersdorff-Wegeleben in einer seichten Oberflächlichkeit stecken, die in dem papiernen landschaftlichen Hintergrund noch ein übriges tut. Und in dieser Weise geht es fort. Da wären zu nennen — nein, es ist doch besser, den Schleier der Vergessenheit über all das zu breiten, was auf diesem Gebiete gesündigt wurde. Es würde ein gar zu trauriges Kapitel werden.

Einen Saal hat die Ausstellung großen Kartons geopfert. Da ist zunächst Pierre Puvis de Chavannes, dessen drei Arbeiten allein drei Wände bedecken. Man steht hier und fragt sich: irgend einen Reiz muß die Sache doch haben, sonst hätte man sie wohl nicht importiert. Ist es die Komposition? Nein, die ist mehr als trocken. Kein Schwung, kein zielsicherer Aufbau, kein Effekt ist vorhanden. Ist es die Zeichnung einzelner Figuren? Auch das nicht; denn die Zeichnung — o heilige Anatomie! — steht unter der Durchschnittsleistung eines akademischen Schülers. Ja, was bleibt dann? Das zu beantworten, müßte sich ein ganz Berufener finden. Auch Hans Looschen hat sich, sehr zu seinem Unglück, in der Dekoration versucht. Die Erfindung in der „Arbeit" und „Hygeia" ist überaus schwach und auf ein kindliches Gemüt berechnet. Aber auch die technische Sicherheit verläßt den Maler. Es ist, als ob der große Karton ihn ganz vergessen macht, welche Gliedproportionen der menschliche Körper bedingt. Erst bei G. Picards Aufzeichnungen „Der Kampf" und „Die Geburt des Paris" atmet man wieder auf. Hier ist wahres Können vorhanden, sowohl in der souveränen Beherrschung der Figur, als auch des reizvollen Wechselspiels der Linien. Von der farbigen Ausführung geben die kleinen Skizzen an andrer Stelle keinen rechten Begriff. Otto Marcus setzt die Bildfolge für das Rathaus der Stadt Quedlinburg fort. „Quedlinburg wird von der Abtissin unterworfen." Marcus hat sich den rechten Stil für diese Aufgabe geschaffen, farbenfroh und groß in der Wirkung. Letzteres verführt ihn hier zu einer gewissen Eintönigkeit des tiefen Schattens, aus dem sich im Licht die Gestalt des Bürgermeisters und die der Abtissin im brennend roten Gewand auf weißem Rosse hervorhebt. Alles in allem reiht sich auch dieses Bild den früheren würdig an.

Manchen Landschafter lockt ausschließlich das Meer, der Hafen. Emmy Lischke zeigt einen klaren weiten Himmel über der ruhigen, spiegelnden See. Sehr kraftvoll ist John Michaux in seinem „Fischerboote bei Nieuport", die in fester, fetter, abgespachtelter Farbe mit dem weißgrauen Meer und dem rotbraunen Segel einen überzeugenden Ausschnitt bieten. Matt, mehr gezeichnet, ist Karl Leipolds „Böiges Wetter". Hans v. Bartels wählt das Aquarell in einem Format, wie es sonst nur dem Ölbilde eigen ist, beherrscht aber die Technik vollkommen und zeigt, wie auf diese Art das Luftige, feucht Getränkte doppelt gut zum Ausdruck gelangt. Da sind holländische Fischerfrauen, die sorgenvoll, vom Sturm gepeitscht, die Heimkehr der Boote erwarten, dann eine Brandung an der bretonischen Küste, die nur das Meer in seinem Tosen weist. Friedrich Kallmorgen verliert sich ein wenig in kleinlichen Szenen, wie „Beim Netzflicken", „Die Kameraden", schwingt sich aber in der „Mittagspause", Arbeiter, die die Dampffähre verlassen, zu Ton und Stimmung wieder auf. Hans Hermann ist mit seinen Fischmärkten vertreten, die schließlich bei der häufigen Wiederholung des Motivs ihren Reiz verlieren. Auch die Farbe hält auf die Dauer nicht völlig stand. Hans Bohrdt bringt eine ganze Kollektion von Guaschen, die nicht ohne Geschick den grauen Ton der Pappe zu verwerten wissen. Schließlich bleibt hier aber doch nur eben diese Geschicklichkeit, eine Routine, die mit dem Naturstudium, das immer frisch und

Digitized by Google

wach von neuem betrieben werden muß, nicht mehr viel Gemeinsames hat. Besonders vergriffen ist „S. M. Kreuzer Hamburg und Sleipner im Kielwasser der Hohenzollern", das allzu sehr die Absicht verrät, möglichst viel Gegenständliches zu zeigen.

In die Heide führt Karl Kayser-Eichberg. In stumpfer, breiter Art, die das Bild wie einen Teppich erscheinen läßt, schafft er Gutes. Eugen Kampfs „Baumgruppe bei Nieuport" ist etwas fest, die grauen Wolken schwer. Max Uth gibt einen sehr düsteren Mondaufgang hinter massigen Bäumen in edler Farbe. Leonhardt Sandrock verwertet keck und geschickt das Rot eines Schiffsrumpfes in seinem Motiv „An der Mottlau". Otto H. Engel bleibt in Friesland. Sein „Friesisches Dorf" ist wieder von den Vorzügen einer sehr schlichten Sonne erfüllt. Einen sehr wirkungsvollen Vorwurf entnimmt Max Schlichting einem belgischen Seebade. Er läßt dieses von der Seeseite aus in des Abends blauem Dunste verschwinden. Nur schwach erheben sich die Konturen der Wolkenkratzer, prägnant setzen die Lichter der Fenster und der vielen bunten Laternen ein. Alfred Scherres malt diesmal einen „Februarabend am Grunewaldsee". So sehr der Künstler Stoffe beherrscht, wie alte Straßen am kahnreichen Fluß, so weiß er doch hier nicht im gleichen Maße den Beschauer restlos zu erfreuen. Das macht, weil Trübe mit Schwere verwechselt ist, so daß bei aller guten Arbeit die Stimmung ausbleibt. Wilhelm Feldmann in seinem „Mondaufgang", Heinrich Schlotermann in seinem „Herbstabend" dokumentieren Empfinden und sichere Hand. Franz Hoffmann-Fallersleben bleibt wie stets süß empfindsam mit seinem roten Herbstlaub, das er über Charlotte von Steins Platz in Goethes Garten am Stern breitet. Felix Krauses „Grüne Tiefen" sind mehr romantisch als wahr. Vor einer Afterkunst, wie die Karl Heffners, die die Natur dazu benutzt, allerlei Mätzchen und Beleuchtungseffektchen an ihr zu verüben, von einer Kunst, die an die längst überwundene Zeit des Öldrucks gemahnt, möge uns eine gütige Vorsehung freundlichst bewahren.

Das Interieur meistert August v. Brandis in seiner vortrefflichen Art. Er trägt die Farbe schwer und ölig auf, um durch ihr Glimmern das Luftige, das all das glitzernde Bunt zusammenhält, zum rechten naturwahren Ausdruck zu bringen. Dabei ist er ein eminenter Zeichner, der in dieser vielen Farbe nie den Faden seiner Darstellung verliert. Besonders ein Treppenaufgang mag heute fesseln. Vorn windet sich das Geländer, von der Rücktür des Flures flutet das Licht über die Wand und den spiegelnden Estrich. Franz Skarbina arbeitete gleichfalls weiter auf diesem Gebiet. Er wählte sich vornehmlich das Innere alter Rokokoschlößchen, in das er reizvoll ein Figürchen, diesmal ein Kammerkätzchen, rosa auf grau fügte. Maximilian Schäfer ist etwas bunter und doch nicht so ganz fein, wie er erscheinen möchte, doch sind sein „Heimlich", mehr noch sein auf Gelb gestelltes „Schlafzimmer der Herzogin" achtungswerte Leistungen. Ernst Kolbe weist einen friesischen Innenraum mit schönem grünen Licht. Anspruchsvoll theatralisch, dabei durchaus unstudiert und ohne Geschmack sind die Stilleben von Marg. Hormuth-Kallmorgen. Wenn solche Stücke nicht nur einen Platz, sondern auch einen guten Platz finden, fragt man sich doch, ob es nichts Besseres gäbe, das diesen verdiente.

Das erzählende Figurenbild tritt immer mehr in den Hintergrund, ein Umstand, der nur freudig zu begrüßen ist, da einem Vorherrschen der Idee fast stets die malerische Arbeit zum Opfer fällt. Aus religiösem Stoffgebiet bringt Ferdinand Graf Harrach einen Paulus, der den Galaterbrief — speziell diesen — diktiert. Die Handlung ist auf das höchste utriert, im Plastischen konnte sich der Maler nicht genug tun und vergaß hierbei das Leben selbst völlig. Josef Scheurenberg malt einen Jesus, der von seiner Mutter scheidet, ebenfalls mehr Mache, als warmes Empfinden atmend. Die Schlachtenbilder, in der Zahl recht beschränkt, toben sich in den Nebensälen aus. Nur Eduard Kaempffers „Leuthen" hat eine bessere Stelle erhalten, ohne ihr sonderlich mit seinen dünn- und gleichfarbigen Pferden gerecht zu werden.

Sehr amüsant ist ein kleiner weiblicher Akt von Heinrich Brünne, ein gähnendes Modell. Eine treffliche Leistung ist Hela Peters' „Vor dem Spiegel". Ein nacktes Mädchen, vom Rücken aus gesehen, vom Spiegel das Antlitz und der Leib wiedergegeben, ist mit rechter Freude und im schönen Ton des Fleisches gemalt. Emil Burmester weist Männerakte im Ringkampf. Die Zeichnung ist sehr beherrscht, doch stehen die Körper etwas hell und hart auf dem dunklen Teppich. Hermann Groeber bringt eine Gruppe „Die Malschüler". Die Lustigkeit der Schar wirkt gezwungen, auch die malerische Aufgabe ist durchaus nicht gelöst. Hans Looschen erfreut mehr als durch seine Dekorationen durch eine helle, schlichte „Mutter und Kind", überrascht auch durch einen sehr kecken Wurf „Die Verteilung der Beute", der aus früherer Zeit stammen mag. In tiefem Braun spielt sich die kleine, sehr humoristisch gefaßte Szene unter den Schnapphähnen ab. August Wilckens schildert eine Hochzeit auf Fano, die Jungen und Alten in ortstümlicher Tracht. Paul Meyerheim möchte man nicht gern etwas Böses sagen; er hat seine Zeit gehabt. Aber besitzt er keine Freunde, die ihn davon abhalten könnten, solche ganz kläglichen Arbeiten wie „Das Zigeunerlager am Komersee" und andres mehr der Öffentlichkeit zu unterbreiten? Franz Eichhorst ist reich an Farbe, Munterkeit und

Digitized by Google

auch Humor, alles Dinge, die ein rechter Maler wohl brauchen kann. Sein Sonnenschein ist wirklich sonnig in Garten und Figur, sein Laubenkoloniefest ist wirklich fröhlich mit den Gruppen im Schatten und den im Lichte sich drehenden Paaren. Auch das Waldfest mit den Kindern steht dem gleich. Hendrik Joh. Havermann nennt sein weiches Bild einer Mutter „Aufopferung"; er erschöpft den tiefen Ausdruck der Frau, die ihr Liebstes an das Gesicht drückt. Die „Zigeuner von Sacramento" von M. Rodriguez-Acosta sind anspruchsvoll aufgebaut, ergeben aber bei näherer Betrachtung sehr wenig. Friedrich Stahl hat sich bewußt die Malweise der alten Italiener angeeignet. Er trifft das Alte ausgezeichnet in Landschaft, Figur, Tracht und Beiwerk; aber man muß sich doch fragen, was es für einen Zweck hat, sich als halber Kopist zu erweisen, und weder der Natur noch seinem Gefühl, denn das hier Gebotene ist auch nicht eigen, zu folgen. Fritz August Pfuhle gibt eine Madonna, die in der Zeichnung der Hände mißglückt ist, wie auch die ganze Auffassung nicht ursprünglich erscheint. Um so besser ist „Das Frühstück", eine Mutter, die ihr Kind füttert. Hier stimmt Ton zu Ton, das blaue Gedeck zum Gelb, das mattrosa Kleid zum Rot des Hintergrundes. Das Köpfchen des Kindes mit dem aufgesperrten Munde ist echt und lebensvoll.

Kleistdenkmal und Kleistforschung.

Von **S. Rahmer** (Berlin).

In diesen Tagen wird die Stadt Frankfurt a. O. ein Denkmal ihres größten Sohnes enthüllen, Heinrichs v. Kleist*), den wir nicht nur als den hervorragendsten Dichter der Mark feiern, sondern auch als Politiker und Freiheitshelden, als Lichtfreund und als Zukunftsmenschen. Wenn wir von der Herme im Berliner Viktoria-Park absehen, die Kleists Namen trägt, so wird das Denkmal seiner Vaterstadt das erste sein, das Kleists Andenken auf öffentlichem Platze verherrlicht. „In Berlin ist ein ganzer Markt von Denkmälern für preußische Feldherren errichtet — der größte Dichter Preußens aber wird einer gleichen Ehre nicht gewürdigt" — so schrieb schon im Jahre 1868 an des Dichters Todestage die „Neue freie Presse" in Wien. Seitdem ist der Ruf nach einem Kleists würdigen Denkmal oft ertönt, besonders eindringlich in neuerer Zeit durch Franz Servaes, der als äußeres Zeichen der Anerkennung vor der ganzen Welt ein Denkmal Unter den Linden in Berlin fordert. Der eindringliche Ruf hat bisher in Berlin keinen Widerhall gefunden.

Für die wachsende Gemeinde der Kleistverehrer war bald nach dem Tode des Dichters der stille Winkel am Wannsee, wo seine Gebeine liegen, die geheiligte, oftmals poetisch besungene Stelle, wo ihre Gedanken sich fanden; der Wallfahrtsort, zu dem sie pilgerten. In der stillen Verehrung für das einsame Grab, in dessen Nähe sich die Katastrophe abspielte, die Kleists Leben ein Ende setzte, kommt bewußt und unbewußt der Gedanke zum Ausdruck, daß das Rätsel von Kleists Tode auch das Rätsel seines Lebens bedeutet, daß das Kleistproblem ungelöst bleiben wird, bis jene Vorgänge, die sich am Ufer des stillen Wassers abspielten, mit allem, was vorangegangen, klar und psychologisch verständlich vor uns liegen werden. Kein Zweifel, das Dunkel, das Kleists Tod umhüllt, beginnt sich ganz allmählich aufzuhellen. Jene Erklärung, die alle psychologischen Schwierigkeiten mit Leichtigkeit überwindet, indem sie den Dichter für geistesgestört erklärt, ist heute völlig unhaltbar geworden; auch allgemeine Fährnisse, äußere Not, unbefriedigte Eitelkeit und andres Unglück, das diesen Riesengeist gebeugt haben soll, kann als Motiv für seine Handlung nicht mehr ernsthaft in Betracht kommen, und positive, ganz spezielle Gründe treten an die Stelle haltloser Konjekturen und aller möglichen Hypothesen.

Die Forschung steht nicht still, und in der angegebenen Richtung hat sie uns manche bedeutungsvolle Entdeckung in letzter Zeit gebracht. Die philologische Untersuchung von Kleists Werk ist bis zu dem Punkte gediehen, daß sie systematisch das historisch Genetische und den Prozeß des Werdens ins Auge faßt, daß sie Spezialanalysen bietet mit energischer Beziehung zu Entwicklungsproblemen. Die Untersuchungen von H. Günther (Euphorion Bd. XVI, XVII) haben das überraschende Resultat ergeben, daß Kleists „Findling" eine Jugendarbeit und seine früheste Erzählung ist, und daß auch manche andre Erzählung in dem letzten von Kleist herausgegebenen Bande einer viel früheren Periode seines Schaffens angehört, als man bisher angenommen hat. Das ist für die Bewertung Kleists und seines Werdegangs von großer Tragweite. Denn in seltener Einmütigkeit glaubten früher die Biographen Kleists geistigen Niedergang aus den Werken der letzten Periode konstatieren zu können, die ein Absteigen in künstlerischer wie technischer Hinsicht bedeuten sollte. Noch einige schlechte Novellen, so charakterisiert Treitschke die letzte Periode, einige kleine Anekdoten, um wenig Geld für ein Berliner Winkelblatt hastig auf das Papier geworfen, und der Dichter — „legt die Leier tränend aus den Händen". Dieser Auffassung, die so treffend zu der vorgefaßten Mei-

*) Das Kleist-Denkmal des Bildhauers Gottlieb Elster in Berlin-Grunewald wird am 25. Juni, mittags 12 Uhr, enthüllt; die Festrede hält Prof. Dr. Erich Schmidt.

Digitized by Google

nung von Kleists geistiger Umnachtung paßte, schon durch frühere Arbeiten erschüttert, ist durch Günthers überzeugende Forschungsergebnisse die letzte Stütze entzogen worden. Auch andre Untersuchungen aus neuester Zeit, wie die von Kleists Verhältnis zu Fichte und Arndt von B. Schulze (Preuß. Jahrbücher CXL, 3) lassen Kleist von neuem als den unermüdlichen Streiter erkennen, der mit den bedeutendsten Geistern und Vorkämpfern bis zuletzt in gegenseitiger Fühlung stand.

Wenn die erwähnten Forschungsergebnisse nur indirekt das Charakterbild des Dichters ergänzen, so bedeutet einen positiven Gewinn die Veröffentlichung dokumentarischer Aufzeichnungen von der Hand der Cousine und vertrautesten Freundin des Dichters, Maria v. Kleist, die in seinem Leben eine entscheidende Rolle gespielt hat, und die doch in seinen Biographien nur hier und da als ein ungreifbares Schattenbild plötzlich und flüchtig zu erscheinen pflegte. Nachdem ich vor Jahren auf die intime Beziehung Kleists zu dieser Frau, die dem Hofe sehr nahe stand, mit aller Entschiedenheit hingewiesen hatte, war ihre Person in den Mittelpunkt der Kleistforschung gerückt. Ich hatte aus drei, zunächst von Paul Lindau in dieser Zeitschrift mitgeteilten Briefen Kleists vom Ende seines Lebens den Schluß gezogen, daß zwischen beiden ein sehr intimes Verhältnis bestand, und daß wir in diesem Verhältnis das letzte Motiv zu Kleists Tat zu suchen haben. Meine Hypothese wurde so heftig angefeindet, wie alle Behauptungen, die auf psychologisches Verständnis rechnen. In der Kleistausgabe des bibliographischen Instituts wird sie ganz verschieden beurteilt. Im Kommentar des Schlußbandes wird sie entschieden verworfen mit dem Zusatz, daß „jeder Einsichtige von vornherein mißtrauisch sein mußte"; in der Einleitung des ersten Bandes wird wohl der Gewissenskonflikt Kleists anerkannt, aber sichere Daten werden vermißt. Was ich aus Kleists Briefen herauslesen konnte, das stellen die eigenen Geständnisse seiner Geliebten außer Zweifel. B. Hennig hat einen Herzenserguß der fast 70jährigen Frau veröffentlicht (Sonntagsbeil. d. Voss. Ztg. 09 Nr. 37, 38), der in hohem und schönem Schwunge Kleists einstige leidenschaftliche Liebe schildert, dem ich die folgenden zwei Sätze entnehme: „Was ist alle Liebe der Sterblichen hier auf Erden, was sind alle Romane, alle Gedichte im Vergleich mit seiner Liebe und seinen Briefen. Solch ein Feuer konnte nur in seiner Seele, in seinem Herzen, in seinem Busen lodern." Jeder Versuch, die letzte Tat Kleists menschlich zu erfassen und verständlich zu machen, wird in der Zukunft bei dieser verhängnisvollen Leidenschaft für die mütterliche Freundin anknüpfen müssen.

Wie der Bildhauer in dem für Frankfurt bestimmten Denkmal Kleists Züge nur andeuten kann, so haben auch die Literarästheten in den letzten Kleistausgaben sich nur mit allgemein gehaltenen biographischen Skizzen begnügt; ja W. Herzog in seiner prächtig ausgestatteten, textlich sehr sorgfältigen und gut kommentierten Kleistausgabe des Inselverlages, die bis zum fünften Bande gediehen ist, verzichtet mit gutem Recht auf die übliche einleitende Biographie. Die ernste Forschung resigniert; aber die flüchtige Feder des einseitigen Fachmannes versteht es, in kühnen und phantastischen Hypothesen dem Charakterbilde des Dichters ganz neue Lichter aufzusetzen. Der Nervenarzt J. Sadger in Wien, der bereits 1897 eine in ihrer Kritiklosigkeit kaum ernst zu nehmende Studie über Kleist veröffentlicht hat, sucht in einer neuen Arbeit „Heinrich v. Kleist, eine pathographisch-psychologische Studie" die psychopathische Belastung des Dichters zu erweisen und die ganze Eigenart des Dichters vom psychosexuellen Standpunkt aus zu erklären. Nach seiner Auffassung ist das Leben des schwer belasteten Dichters hauptsächlich durch die Männerfreundschaft beherrscht; alle großen Krisen in seinem Dasein bis auf die Schlußkatastrophe entspringen getäuschter Liebe zum Manne oder der „Anhoffung" neuer Liebe; das Sterben verhilft ihm zur Liebe, von der sein Dasein den Ausgang nahm, und die er in sämtlichen Männerfreundschaften unbewußt suchte: zur Liebe der Mutter. Diese verblüffende Auslegung fußt auf der Hypothese von Freud, die die Neurosen und ihre jeweiligen Symptone auf sexuelle Erlebnisse und Traumen in frühester Kindheit zurückführt. So wertvoll die Anschauungen Freuds sind, so befruchtend sie wirken und so hoch ihre Bedeutung als wissenschaftliche Grundlage der Psychologie zu schätzen ist, so wenig angebracht ist der Versuch, nachträglich eine Persönlichkeit und ihren Charakter auf diesem Wege enthüllen und klarlegen zu wollen. Das Verfahren widerspricht entschieden der Eigenart und dem Wesen der Freudschen Psychoanalyse; denn selbst das reichste, autobiographische Material kann für ihre Zwecke nicht ausreichen, nur das lebende Subjekt und seine verständnisvolle, richtig geleitete und selbstlose Mitarbeit kann einen Erfolg in Aussicht stellen. Sadgers Versuch muß also schon vom prinzipiellen Standpunkt zurückgewiesen werden, und es erübrigt sich deshalb, im einzelnen noch auf alle Irrungen und Flüchtigkeiten des Autors einzugehen, der das Material für seine Zwecke ganz willkürlich zurechtlegt und ohne Kritik von Voraussetzungen ausgeht, die längst widerlegt und als haltlos nachgewiesen sind.

Eine zutreffende Charakteristik und eine erschöpfende Biographie Kleists zu schreiben, dazu ist das Material bei weitem nicht ausreichend und nicht sichergestellt. Man mag sich zu der Denkmalsfrage stellen, wie man will, viel wichtiger ist im Augenblick die Eroberung der Bühne, die den hervorragendsten Werken des Dichters noch ver-

Digitized by Google

schlossen ist, und ebenso die mühselige Kleinarbeit des Forschers, die freilich nur dann ein befriedigendes Resultat verspricht, wenn sie systematisch organisiert und geleitet, die verschiedensten Kräfte zu gemeinsamer Tätigkeit vereinigt.

Der Politiker Freiligrath.

Zu seinem 100. Geburtstag am 17. 6. 1910.

Von **Victor Klemperer** (Oranienburg).

II.

Und es treibt ihn sehr bald weiter, vorderhand stürmisch nach links. Zur Erbitterung über die trostlosen Zeitverhältnisse gesellte sich wohl der Kummer um die eigne Not. Er wurde in Belgien und der Schweiz umgetrieben, er mußte schließlich in England einen kaufmännischen Posten annehmen. Er tat es mit ungebrochenem Mut, aber doch voller Bitterkeit.

Wider dich, weil froh du sangst,
Das Gebell von tausend Hunden,
Wider dich die blöde Angst
Vor dem Dichter-Vagabunden!
Wider dich und deinen Trutz
Alle Waffen des Gemeinen:
Kälte, Dünkel, Eigennutz —
Alles wider dich, den einen!

So zeigt denn das kleine Liederheft von 1846: „Ça ira" Freiligrath als überzeugten Revolutionär. Er sieht keinen andern Ausweg mehr als die gewaltsame Abschüttlung des unerträglichen Joches „von unten auf"; er schwelgt in der Ausmalung der nahenden Revolution, läßt das Volk, durch dessen „Lumpen der Wind pfeift", das Landwehr-Zeughaus erstürmen, läßt in der Druckerei aus Lettern Kugeln gießen. Die furchtbarsten und schönsten Verse aber dichtet er, als nun die Revolution losbricht. Es hat ihn damals nicht in England geduldet, er ist an den Rhein geeilt, hat wegen seiner als Flugblatt verkauften „Toten an die Lebenden" vor Gericht gestanden, hat mit Karl Marx zusammen die blutrote „Neue Rheinische Zeitung" geleitet, in ihrem Feuilleton seine wildesten Lieder veröffentlicht. Man pflegt ihn den „Trompeter der Revolution" zu nennen. Das ist zu wenig. Er ist auch ihr Maler, ihr Balladiker, er schildert sie, wie er den Löwenritt, wie er den Kampf der Bestien um einen Leichnam geschildert hat. Es ist einzigartig, wie hier Rhetor und Maler, unmittelbarer Lyriker und Balladiker in eins verschmelzen. Wenn er Berlins „Fahnenwacht auf deutschen Barrikaden" besingt, so erweckt er in seinem Leser nicht nur Zorn und Mitleid, sondern stellt ihm auch die Barrikadenkämpfe leibhaft vor Augen, entrollt ihm ein balladisches Bild.

Sie fochten dreizehn Stunden lang,
Die Erde hat gezittert!
Sie fochten ohne Sang und Klang,
Sie fochten stumm erbittert!
Da war kein Lied wie Ça ira —
Nur Schrei und Ruf und Röcheln!
Sie standen ernst und schweigend da,
Im Blut bis zu den Knöcheln!

Wenn er in den „Toten an die Lebenden" mit ungeheurem Redepathos den Befreiungskampf, die Vernichtung des „Tyrannen" predigt, so knüpfte er an ein malerisch-balladisches Moment an:

Die Kugel mitten in der Brust, die Stirne breit gespalten,
So habt ihr uns auf schwankem Brett hoch in die Luft gehalten!
Hoch in die Luft mit wildem Schrei ....

Und ein balladischer Maler bleibt er auch, wenn er im „Lied vom Tode" über das einzelne Ereignis hinausgreift und eine Symbolisierung des Ganzen gibt.

Auf den Hügeln steht er im Morgenrot,
Das gezückte Schwert in der sehngen Hand.
Wer ich bin? Ich bin der Befreier-Tod;
Bin der Tod für die Menschheit, das Vaterland!

Erst als die Revolution völlig unterlegen war, wandte sich Freiligrath nach England zurück. Harte Londoner Arbeitsjahre folgten. Wohl hielt er tapfer an seinem Vorsatz fest, „Tagelöhner und Poet" zu sein, griff tapfer nach „beider Würden Kranze"; aber starken Abbruch tat das Übermaß der kaufmännischen Beschäftigung dem Dichter doch wohl. Es ist ihm nicht viel Wertvolles in den fünfziger und sechziger Jahren geglückt. Doch die politische Entwicklung des Mannes stand inzwischen nicht still. Mit tiefem Mißtrauen zwar, aber unverblendet folgte er aufmerksam dem preußisch-deutschen Werdegang. 1857 schrieb er einem Freunde: „Ich bin weder so einseitig noch so schroff, wie Du mich dir wahrscheinlich vorstellst. Ich halte fest an meinen Überzeugungen und wirke für sie nach dem Maß meiner Kräfte, wo ich immer kann, aber ich bin kein Fanatiker. Ich bin, eben weil ich die Freiheit will, tolerant. Wer das Gute und Rechte anstrebt, ist mir wert, auch wenn er es nicht auf meine Weise und auf meinem Wege anstrebt." Was ihm diese Toleranz erleichterte, war offenbar ein kindlicher Glaube an göttliche Vorsehung, den er von früh auf — er hatte Theologie studieren wollen! — bis an sein Ende besessen hat, und der ihn in den schwersten Momenten seines Lebens, auch in der wilden Rebellenzeit, tröstete. Zwiespältig war seine Stellung zum 66er Kriege. Er sah in den Ereignissen vor allem einen traurigen Bruderkampf:

Es singt ein Vöglein auf der Haar:
Am Elbstrom und am Maine,
Da liegt, der hier ein Pflüger war,
Erschlagen auf dem Raine.
Er war der Seinen Stolz und Lust,
Ein Bruder schoß ihn durch die Brust ...

Er sah „Cäsarismus und Prätorianismus voraus", „perhorreszierte die selbstischen Zwecke der

Digitized by Google

Hohenzollern". Aber sein Groll klang doch recht besänftigt, er „bewunderte die Tapferkeit des preußischen Heeres", hatte gar nichts dagegen, daß „der Stellung Preußens und Deutschlands Respekt verschafft" würde.

Die nächsten Jahre belehrten ihn darüber, daß doch nicht nur Cäsarismus und Prätorianismus von Preußen zu erwarten war. Er konnte jetzt die deutschen Dinge im Vaterland selbst betrachten, da ihn eine stattliche Nationalspende der Sorge ums Brot überhoben, da man ihm auch bei der Rückkehr keine Schwierigkeiten wegen seiner einstigen Beteiligung an der Revolution gemacht hatte. (Preußen freilich hat er um unerledigter Prozesse willen doch lieber vermieden; der liberalere Süden sagte ihm besser zu, und so hat er erst in Stuttgart und dann in Cannstatt gelebt.) Da fand ihn denn der siebziger Krieg sogleich auf deutscher Seite. „Daß ich mit jeder Faser meines Herzens deutsch bin und mich in aller Sorge stolz und gehoben fühle durch das einige einheitliche Vorgehen Deutschlands, brauche ich nicht zu sagen. Es ist eine schwere, aber auch eine große Zeit, und ich hoffe zu Gott, daß Deutschland größer, stärker, herrlicher aus dem Kampfe hervorgehen wird, als es je zuvor gewesen!" (Aus einem Brief vom Juli 1870). Und nun stand ihm auch sogleich wieder das alte Pathos, die alte Balladenkraft bereit. Man muß die „Trompete von Gravelotte" den besten modernen Balladen, den Liliencronschen und Münchhausenschen, gleichstellen. Doch über dem Kriegsjubel vergaß Freiligrath nicht, wie damals mancher andre, wie etwa Geibel tat, der milden Menschlichkeit. „An Wolfgang im Felde", seinen als Krankenpfleger tätigen Sohn, schrieb er:

Rundum der Kampf aufs Messer:
Lern' du zu dieser Frist,
Daß Wunden heilen besser,
Als Wunden schlagen ist!

Durch Sterbende und Tote
Geh deines Weges treu:
Halt' hoch das Kreuz, das rote,
Ob Blut und Barbarei;
Laß Freund und Feind es scheinen
Auf deinem ernsten Gang —
Und fluche nur dem einen,
Der uns zum Schlachten zwang!

Und ebensowenig vergaß er im deutschen Machtrausch der alten freiheitlichen Überzeugung. In seiner Widmung „An Deutschland" vom Oktober 1870 hat er deutlich ausgesprochen, wofür er das furchtbare Blutopfer gebracht sehen wollte:

Daß aufs Geklirr der Waffen
Ein langer goldner Tag
Für der Freiheit fröhliches Schaffen
Den Völkern glänzen mag;
Daß thronend in aller Mitte
Du walten magst in Ruh
Des Rechts, des Lichts, der Sitte
Freieiniges Deutschland du!

Man kann diesen Wunsch als Ferdinand Freiligraths Schlußwort und dichterisches Vermächtnis bezeichnen; denn er hat dem in den letzten sechs freundlichen Lebensjahren nichts mehr hinzugefügt . . . .

In neuerer Zeit ist ein Parteienkampf um ihn üblich geworden. Die Sozialdemokraten sagen, Freiligrath sei ihr Mann, die Liberalen beanspruchen ihn für sich allein, und etliche Konservative meinen auch wohl, der ganz Vollendete und Gereifte habe ihnen angehört. Sie alle haben recht, wenn sie sich auf einzelne Gedichte des Mannes stützen, aber auch nur dann. Der ganze Freiligrath war bei all diesen Parteien nur zu Gast, gekettet war er an keine. Er war ein edler Patriot, ein entwicklungsfreudiger Mensch, ein für alles Heldische und alles Freiheitliche begeisterter Dichter. Der ganze Freiligrath stand trotz „Schwarz-Rot-Gold" und „Hurra, Germania!" dennoch „auf einer höhern Warte, als auf den Zinnen der Partei".

Zwei Gedichte.

Von **Richard Schaukal** (Wien).

Juninacht.

Sternestarrende Ferne,
schwarzschwebende, nie zu begreifende,
ach, die sehnend sonst an deinen Grenzen
schweifende
Seele taucht in dich wie der Mond
in die tiefe Zisterne!

Die Kleinigkeiten.

Warum die dummen kleinen Sachen
uns doch gar so verdrießlich machen,
die wir die großen begreifen —?

Weil die großen im Stillen reifen
und sich verstecken,
bis wir sie entdecken;
während die kleinen lärmend schweifen,
nach uns greifen,
sich versteifen,
schrill kreischen
und unsern Ärger heischen:
sie leben zuwider den großen Werken
ja nur von unserm Bemerken.

Digitized by Google

Eine Hochzeitsreise.

Von **Wilhelm Schussen** (Schwäb.-Gmünd).

I.

Das nannte sie nun eine Hochzeitsreise.

Sie hatten in Titisee zum erstenmal übernachtet. Und er hatte gedacht, man werde nun gemütlich ausschlafen, dem Wirt das Frühstück schenken und dann so um die Mittagszeit herum zu einem kühlen Glase Pilsner in die untern Räume hinuntersteigen. Er hätte sich dann noch ein halbes Stündchen auf einen Balkon oder eine Veranda oder was sonst an Bequemlichkeit da war, gesetzt und vor dem Mahle eine Festzigarre in die gute Luft hinausgeraucht.

Er hatte sich alles so schön vorgestellt und sich schon am Abend zuvor auf diese Freuden gefreut.

Er war ein hartnäckiger Raucher.

Und er machte vor niemandem ein Geheimnis daraus. Er schätzte ein Gericht guten Tabaks nach Gebühr. Das war weiter nichts als schuldige Dankbarkeit, und daran hatten auch die Verlobung und die Vermählung nichts geändert. Und auch die Hochzeitsreise nicht. Sonst hätte er nicht heute Nacht vom Rauchklub träumen können.

Und Euphrosine hätte während seiner Frühzigarre so hübsch Zeit gehabt, ihre Erlebnisse aufzuschreiben. Er hatte gar nichts dagegen. Die Geschichten, die sie so niederschrieb, trugen ihr dann und wann ein paar Mark ein. Wenig genug war es ja freilich, was sie eroberte. Aber sie war eine Frau von Namen. Ihr Porträt befand sich in so und so vielen Katalogen und Büchern, und wenn sie irgendwo erkannt wurde, drehten die Herrschaften die Köpfe nach ihr, wurden leise im Gespräch und entfalteten ihre Bewunderung. Das war alles, wie es nun einmal war. Er hatte gar nichts dagegen. Gegen den Ruhm nichts und gegen das bißchen Geld nichts.

Vielleicht waren die beiden sogar schuld gewesen, daß alles so weit gekommen war.

Und sie freuten ihn immer noch.

Namentlich das Geld verwarf er nicht.

Das tut kein verständiger Mensch, auch wenn er kein Kaufmann ist. Und Hugo war doch Kaufmann und besaß einen einträglichen Eisenladen.

Aber diese Frühzigarre, um die er betrogen war, ärgerte ihn. Gestern abend hatte Euphrosine doch selber erklärt, man werde erst im Laufe des Spätnachmittags von Titisee aufbrechen und ganz langsam in der Kühle dem Feldberg zuwandern und im dortigen Hotel ein gutes Abendbrot einnehmen. Nun war sie bereits um fünf Uhr aus den Federn gesprungen, hatte ihm die Augen geküßt und ihn geweckt und ihm, noch ehe er die Lider aufgebracht hatte, einen Fahrplan hingehalten. Um halb sieben gehe von hier ein Auto weg, um sieben schon sei man in Schluchsee und um acht in Sankt Blasien! Was waren ihm Schluchsee und Sankt Blasien!

Es hatte alles nichts genützt.

Er hatte schließlich aus dem schönen Bett müssen und in dem kalten Kraftwagen sitzen müssen.

Es war ja wahr: es war heute das erstemal, daß er in einem solchen Wagen saß — Euphrosine übrigens auch — und es ließ sich nicht leugnen, es war in der Tat ein gewisses Hochgefühl, das man in diesem Fuhrwerk genoß. Es war wirklich sehr hübsch, zu beobachten, wie der Staub in Wirbeln auf der Straße tanzte, wie er die Karren und Kutschen einhüllte und in die Waldwiesen hinunterwehte. Es war sehr hübsch, die grimmigen Gesichter der Fuhrleute mit einem herrenhaften, gütigen Lächeln zu vergelten und ihre schauerlichen Flüche als der bessere Christenmensch mit verdienstlichem Verzeihen anzuhören. Doch zu all dem genügten ein paar Minuten und von Zeit zu Zeit ein Blick durchs Fenster; aber man konnte doch nicht in einemfort seine Augen in den Staub nageln und hier, wie Euphrosine, graue Schlangen und einen großen Vogel, mit wehendem Gefieder und ein Heer juckender Höllenmännchen und Gott weiß was alles in den Sandwolken entdecken. Zudem saß man nicht allein im Wagen. Der Raum war im Gegenteil dicht gefüllt, und die Leute nebenan hatten alle ebenfalls zwei Augen, die die Staubwirbel und die Fuhrleute und die juckenden Männchen gerade so gut sehen wollten. Für Euphrosine schienen diese reisenden Mitmenschen nicht auf der Welt zu sein. Sie hatte alles und jedes um sich her verloren, starrte nach dem Wolkenschweif hinaus und sprach von ihrem Vogel und den Höllenmännchen.

Aber soviel Geistesanwesenheit hatte sie doch noch besessen, um die Bemerkung einzuschalten: „Du wirst doch hier nicht etwa rauchen wollen, Hugo. Bestenfalls müßtest Du zuvor die beiden Damen dort um ihre Erlaubnis angehen.“ Er hatte die Zigarre lieber wieder eingesteckt und sich zurückgelehnt und in Schweigen gehüllt und auch die wohlgemeinte Frage des gemütlich ausschauenden Nachbars mit dem Spitzhut: „Werden Sie in Schluchsee aussteigen?“ mit einem einsilbigen Nein beantwortet.

Nun war man dort und sah den dunklen See unten liegen, und nun wollte sie plötzlich, allen Plänen entgegen, in Schluchsee anhalten, und rund ums Wasser wandern und dann im Hotel oben Mittag halten und gegen abend hin ein Bad nehmen.

Er stand als ein regelrechter Lügner vor dem Mann mit dem Spitzhut, der das volle Recht hatte, ihm den Abschiedsgruß nur halb zurückzugeben.

Der Tau sei hier so einzig herrlich, und alles Gras sei lauter Silber, hatte sie nun wieder gefunden.

Nach dem Mittagsmahl hatte man in dem

Digitized by Google

kleinen schattigen Garten der nahen Konditorei Platz genommen und war mit einer Hamburger Familie in ein Gespräch geraten und dabei wieder einmal entdeckt worden. Nun hatte das Geflüster wieder eingesetzt, und die bewundernden Blicke waren wieder an Euphrosinen auf- und niedergestiegen.

Er selber war dabei die reine Null gewesen. Ein kleiner Backfisch, der ihn in vielem an Friedel erinnerte, hatte ihn sogar ganz offen bemitleidet.

Euphrosine aber hatte, um die wundergernen Herrschaften in dauerndem Hochrespekt zu erhalten, hohe Töne angeschlagen.

Sie hatte auf die Stadt, in der sie nun doch nach der kurzen Hochzeitsreise für lange oder vielleicht für immer wohnen würden, herabgesehen wie der Adler auf ein Lerchennest, daß die Herrschaften nur so an ihr emporgeschaut hatten und die schönen durchgeistigten Züge aufgesaugt hatten, um sie für diese und für die andre Welt dem Gedächtnisse einzuverleiben, und daß der kleine Backfisch von neuem sein tiefes Beileid geäußert hatte. —

Gegen abend hatten sie im See gebadet, er in der Zelle, weil er nicht schwimmen konnte; Euphrosine aber hatte sich gleich einer Wasserfrau ins minnende Blau gestürzt, wie sie sagte, und hatte ihr rotes Kostüm unter den Augen der paar Zuschauer tosende Triumphe feiern lassen, wie sie sagte.

Gottlob war man tags darauf im Wagen mit dem grauen Höllenschweif in der Richtung Sankt Blasien abgedampft. Daß man dort, wie geplant war, einige Tage rasten und rauchen werde, glaubte er nach all dem Bisherigen ja nicht mehr.

In Sankt Blasien stand denn auch an der Haltestelle bereits ein zweistöckiger, vierspänniger, gelber Postwagen, wie man ihn noch nie gesehen hatte, Hugo nicht und Euphrosine nicht, und den man natürlich, da er allsogleich ins wundervolle Albtal abfuhr, in Eile besteigen mußte.

Ein Glück noch, daß Hugo in Schluchsee ein bißchen Schinken und ein Tröpfchen Kognak zu sich gesteckt hatte. Auch war Euphrosine diesmal so vernünftig, ihm den luftigen Platz beim Postillon oben anzuraten. Man merkte es deutlich, sie hätte sich selber am liebsten dorthin gesetzt, und nur dem Umstande, daß der Postillon und der Postbote, die rechts und links des freien Platzes aufstiegen, Leute mit rauhen, abwehrenden Mienen waren, hatte er die Gelegenheit zu danken.

Er verabschiedete sich von Euphrosinen und half ihr in den Wagen.

Dann erklomm er frohgemut seinen Hochsitz, verteilte nach rechts und links ein paar Zigarren und begann, den süßen Rauch vor sich hinzublasen.

Es war ein wirklich schöner Anblick, wie sie da oben selbdritt ein blaues Wölkchen erschufen und es den hellen Lüften zum Spiel überließen.

Aus den Theatern.

Brahms in Hamburg.

In der Provinz spielt man Henrik Ibsen äußerlich, überdeutlich; als gelte es Raupach, Bauernfeld, Sudermann auf die Beine zu bringen. Bessere Leiter ringen sich zu einer Art von ibsenisierendem Schnitzlertum, Tschechowtum, Hebbeltum, Maeterlincktum durch. Die gegenwärtige Depravation der Ibsenspiele Brahms' darf schließlich nicht der Zerstörung Jerusalems an Bedeutsamkeit angereiht werden. Aber schade, dennoch schade.

Sie hatten aber schon immer ihren Fehler. Als im Süden der Charlottenstraße Stanislawski den „Volksfeind" darbot, spürte man unwillig: Moskau. In Brahms' Ibsen gibt es zuviel Berlin; ich glaube nicht, daß man dem Propheten des ewig kommenden Theaters durch Hinzufügen von Fontane- bis L'Arrongequalitäten Ehre erweist. Brahms' Nachfolger werden das Berlinische ebensosehr meiden müssen, wie das Österreichische, Norwegische, Holsteinische und Russische.

Kurz gesagt: es fehlt das Letzte und Ewige. Die Offenbarung, — sie war da, verwischt sich aber immer mehr. Sauer und Bassermann führten die Metaphysik und die leuchtende Innerlichkeit im besondern Safte . . . hélas! . . . Irene Triesch bringt mit ihren Sarah Bernhardt-, Rossi- und Japankünsten etwas Kosmopolitisches hinein. Ida Orloff besitzt vom Kosmopolitismus und von der Metaphysik je ein Tröpflein. Je ein Tröpflein nur.

Sah jemand davon ab, daß der Lessingtheater-Ibsen — soweit er genrehaft, rationalistisch, wie Literatur, wie Prosa, wie Konversation, nicht symbolisch klingt — im Grunde einer entschwundenen Epoche angehört, so konnte er, selbst an den Trümmern noch, seine Freude haben. Die boten sich im Carl Schultze-Theater auf Sankt Pauli dieser wehmütigen Freude sieben Abende lang zur Schau.

Else Lehmanns urechte und doch gespielte Gina, und derselben Künstlerin tiefbefriedigende (obgleich berlinische) Mutter Alving sind Sonnen für sich. Irene Triesch-Rebekka West ist eher ein Vampir, der sich das Bluttrinken hat abgewöhnen müssen, als eine innerlich geläuterte, durch weißeste Magie Bezauberte. Hedda und die Frau vom Meere tun von neuem kund, wie sehr diese mit allen Wassern gewaschene Schauspielerin nunmehr ihre Sache auf das Ganzschauspielerische, auf die Technik, die Faceltierung, gestellt hat. Als Nora erwacht sie nicht vom Spielzeug zum Menschen; denn sie wacht immer, sucht immer ihr artistisches Wissen zu realisieren. Der Vergleich mit Adele Doré lag nah. Die Triesch ist entschieden vielseitiger, aber auch manierierter; die Seelenpotenz der Doré wenn nicht heißer, so doch künstlerisch elementarer, minder durch intellektuelle Bedenken getrübt, weiblicher, ekstatischer, überzeugender und darum einnehmender. Irene Triesch ist jeder Zoll ein Übergangstypus: sie bietet Auffassungen und kann jedenfalls widerlegt werden; während man die Mariamne der Doré kaum leichter zu widerlegen vermag, als die Nora oder Kleopatra der Duse. Hochbedeutsam war die Solneß-Hilde der Ida Orloff, die zwischen den allzu robusten Hilden Skandinaviens und den allzu weichen, „somnambulen" Rußlands sich recht beseligend und rätselhaft ausnimmt; bei ihrer Wildenten-Hedwig wurde ich den fatalen Beigeschmack von etwas Dehmelepigonenhaftem nicht los. Heinz Monnard mischte als Solneß, Rank und Brack geschickt und frei Grundstoffe Bassermanns, Sonnenthals, vielleicht noch einiger mehr — gleichsam skeptisch; so daß ein recht Bekömmliches herauskam, obwohl die Inklination zur Manier unverkennbar scheint. Aus solchem Holz schnitzt man die Bozenharde. Dr. Relling, Rektor Kroll und Jörgen Tesman von Hans Marr schätze ich als liebe Nachbarn; auf die Dauer aber wirkt dieser Realismus als Selbstzweck ermüdend. Reicher exzellierte als Tischler Engstrand, beseelte den alten Werle; sein Rosmer klingt nur mit ein paar schwermütigen Momenten nach. Reicher ist der typische Progone; außerdem

Digitized by Google

schienen sich er und Herr Rickelt zu sorglos auf die umfängliche Zelebrität zu verlassen. Von den andern versagte (neben Herrn Oscar Fuchs) niemand so recht.

Aus den hamburgischen Ergebnissen der Ibsendemonstrationen Brahms' sei hervorgehoben: — Wohlbegabte Schauspieler finden sich nicht allein in Berlin. Aber in Berlin wird der Schauspieler mit Theaterkultur vollgepfropft, weniger verwöhnt und relativ bald erkannt. Man läßt ihn selten rosten, sich mit Armen und Beinen an das bißchen Talent von Gottes Gnaden hängen, zwingt ihn nicht zu ach so leicht geschlossenen Kompromissen. In Hamburg wären Irene Triesch vermutlich, Heinz Monnard und Hans Marr sicher zu Histrionen entartet. Ida Orloff wäre vermöge stumpfsinniger Rollen normalisiert worden; und daß man die Herren Stieler, Gebühr, Köhler, Fräulein Herterich, Fräulein Sussin nicht ohne weiteres aus dem Bereiche der auch-nenne-ich-Schauspieler hätte auftauchen lassen, — dafür könnte wohl Herr Forst die Hand ins Feuer legen.

Dr. Arthur Sakheim (Hamburg).

Lanx satura aus Bayern.

II.

Der Prophet Jeremias klagt (5,30) einmal: „Es stehet gräulich und scheußlich im Lande; die Priester herrschen in ihrem Amt und mein Volk hat es gerne also. Wie will es Euch zuletzt darob gehen?“ Wenn er die Folgen sehen wollte, dürfte er nur nach Bayern wandeln. Der Landtag ist, wie Vollmar witzig bemerkte, die reinste „Kirchenversammlung“ geworden. Das zeigte sich deutlich bei der Beratung des Kultusetat, wo „Kirchenzwang“ und „Konfessionalisierung der Schulen“ das Leitmotiv wurden.

Lessing läßt die „Emilia“ das kühne Wort aussprechen: „Ich will doch sehn, wer mich zwingt, — wer der Mensch ist, der einen Menschen zwingen kann“. Haben Sie Kinder, Frau Emilia, und senden sie's an eine bayrische Mittelschule, und Sie werden sehen, wer sie zwingen kann! Die Disziplinarsatzungen — „es ist gar viel Dummes in den Satzungen“, meint der alte Goethe im Gespräch mit Eckermann — befehlen im § 1: „Alle Sonn- und Feiertage haben die Schüler dem Gottesdienste ihrer Konfession mit Andacht beizuwohnen“. Sie meinen, diese Vorschrift wäre Sache der Kirchengemeinden? Da kennen Sie unsern Vater Staat wenig. Wer den Gottesdienst ohne hinreichenden Grund (Krankheit) versäumt, wird bestraft, wie wenn er die Schule selber schwänzte. Alle Finessen eines raffinierten Kontrollsystems werden ersonnen: Kontrollmarken, die von Klosterfrauen, noch dazu alten, gezwickt werden; Stichproben nach dem Gottesdienst, Auszählen durch aufgestellte Mitschüler, Appell durch aufsichtführende Lehrer — denn auch diese sind turnusmäßig zur Aufsicht verpflichtet — und ähnliche Mätzchen. Die Religion wird eben unsrer Jugend eingebläut und Andacht befohlen. Sie ist aber auch darnach. Zwar hat W. v. Humboldt vor mehr wie 100 Jahren (1792) „über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates“ höchst bedeutsame Erörterungen gepflogen und war zu der Schlußfolgerung gekommen, „alles, was die Religion angehe, liege außerhalb der Grenzen der Wirksamkeit des Staates“; aber was kümmert das unsre erleuchteten Staatsmänner? Nach unsrer Verfassung ist zwar jeder Gewissenszwang ausgeschlossen — aber nur bei Mündigen! Und für die Eltern besteht kein Zwang, weil der Besuch der Mittelschulen ein freiwilliger ist. Köstliche Logik! Gerade so freiwillig, wie die Eisenbahnfahrt von München nach Berlin! Man muß ja nicht die Eisenbahn benützen; man kann ja auch zu Fuß hinwandern, radeln, auf dem Kopf gehen! Ebenso freiwillig wie das Einheizen im Winter! Man muß ja nicht; man kann ja auch frieren. Mit derlei logischzwingenden Gründen hat unsre Kultusexzellenz die Stürme der „Kirchengegner“ siegreich abgeschlagen und blinzelte mit Augurenlächeln den Zentrumsmannen zu. — Wir wissen zufällig den Grund. Waren da zu Ostern einige Zentrumsherren aus Bayern beim Enzyklika-Papste. Nachdem sie den Fuß geküßt und die προσκύνησις vollzogen, fragte Pius sie, ob sie nicht einen Wunsch hätten. Verschämt meinte nun der Wortführer, ob er nicht Herrn Antonius v. Wehner, der Wunder übte im Bereiche des Münchener Nuntius, heilig sprechen möchte. Mit tiefem Bedauern erklärte S. Heiligkeit, es könnten leider nur Tote heilig gesprochen werden. Da war nun tiefe Bestürzung im Kreise der christlichen Bajuvaren. Nun aber flüsterte dem hl. Vater ein Jesuit etwas Italienisches ins Ohr und der Pontifex Maximus flötete mit süßer Stimme: „Wir können doch Eurem Wunsche willfahren: Euer Antonius soll sich einige Zeit scheintot stellen und Wir werden ihn dann — scheinheilig sprechen“. Diesen Bescheid brachten die Zentrumsbrüder nach Bierathen und drum lächelte Herr v. Wehner sein eigentümliches Lächeln. Und er will sich Roms Dank verdienen: Bayern soll wieder werden wie es vor Max Joseph und Montgelas war. Der Besuch von Predigt, Amt und Vesper war damals Bürgern und Beamten „mit Weib und Kind“ befohlen und fünfmalige Versäumnis mit Dienstentlassung geahndet. Beim Gebetläuten mußte jedermann — auch auf der Straße — mit entblößtem Haupte niederknien, der Reiter vom Pferd, der Fahrende aus dem Wagen steigen. Beichtversäumnisse wurden mit Geld, Haft und Landesverweisung gerochen; noch 1796 wurde das Fastengebot durch kurfürstlichen Erlaß aufs neue eingeschärft und eine achtsame Polizei spionierte nach verdächtigen Bratendüften. 1788 wurde der Hofkämmerer, Bücherzensor und Fiskalrat v. Hillesheim wegen derlei Religionsvergehungen auf ewig zu Arrest verurteilt. Ein öffentliches Amt konnte nur Katholiken nach Ablegung des tridentiner Glaubensbekenntnisses übertragen werden.

Max Joseph hatte in einem Dekrete von 1804 bemerkt, „er betrachte die Schulen nicht als religiöse Institute und werde sie auch nicht als solche behandeln lassen. . . . Abgesehen von Kirchensystem und Glaubenslehre ist der übrige Lehrstoff weder katholisch noch protestantisch, und es muß jedem Parteilosen gleichgültig sein, durch welche Konfessionsverwandte die Sprachen, Geographie, Naturwissenschaften, Mathematik usw. gelehrt werden“. Und Herr v. Wehner 1910? „Erziehung zu religiössittlicher Tüchtigkeit ist eine wesentliche Aufgabe der Gymnasien. Diese Erziehung ist und kann keine andre sein als eine konfessionelle“. Was Dr. Bartsch von dem Rossebändiger vor dem Berliner Schlosse sagte, gilt auch von A. v. Wehners Wirken: „der gehemmte Fortschritt und der beförderte Rückschritt“. Die Schulen Bayerns gehen einer fortwährenden Klerikalisierung entgegen. Von den ordentlichen Volksschulkräften — also die Religionslehrer nicht inbegriffen — waren geistlichen Standes 1884/85: 877, 1906/07: 1452, also + 65,6%; dabei beträgt die Zunahme des Lehrpersonals überhaupt nur 35%. Im engsten Zusammenhang damit steht die Zunahme der Mönchs- und Nonnenorden. 1825 betrug die Zahl der klösterlichen Niederlassungen nur 27; 1906 sind es 995 mit rund 13000 Mitgliedern. Unter den weiblichen Klöstern befassen sich etwa 400 mit Krankenpflege, etwa 500 mit Erziehung und Unterricht. — An den Mittelschulen wird in erster Linie bei Besetzung von Vorstandsstellen auf die Konfession gesehen, bei Katholiken nicht bloß auf den Taufschein, sondern auch auf die religiöse Gesinnung. Mischehen machen jeden suspekt. „Leute mit protestantischer Familie können wir nicht brauchen“, sagt der zentrumstreue Minister. Noch verdächtiger sind natürlich „Modernisten“.

Unsre freigesinnten Abgeordneten gaben dem sog. Kultusminister kräftige Bissen zum Kauen; aber Antonius v. Wehner „ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken und tät nur spöttlich um sich blicken“; weiß er sich doch unter

Digitized by Google

dem mächtigen Schutz der parlamentarischen Mehrheit und der stultitia hominum. Er ließ die andern reden, reden und holte zur Antwort seine Klischees, die er für jede Session schon bereit hat, alte Ladenhüter seiner Regierungsweisheit. Und ging ihm die Spule leer, so schlug er mit seiner kräftigen Faust auf den Tisch des Hauses, daß die Büchsenspanner seines Geistes erschreckt zusammenknickten. Und jene energische Bewegung brachte die Moleküle seines Denkapparates wieder in eine brauchbare Verfassung.

Aber wir sind nicht unglücklich; toute nation a le gouvernement qu'elle mérite, sagt Jos. de Maistre und er hat recht. Sobald das Sommerbier gut gerät, der Viertel Liter nicht 10, sondern 8 Pf. kostet; sobald Kühe und Kälber gut gedeihen und die Religion nicht in Gefahr ist, sind wir zufrieden; wie der Mohammedaner sind wir fatalistisch gesinnt, meinen, wenn wieder Zwillinge kommen, unser Herrgott wolle das, und wenn Fremde ins Land gehen, nach Oberammergau pilgern oder sonstwohin, so sei es Christenpflicht, den Ketzern ihr sündiges Geld abzunehmen, und wenn Versuchungen nahen, ihnen nach standhafter Abwehr zu unterliegen, auf daß der Beichtvater nicht um einen interessanten Ohrenschmaus komme.

Menippus.

Randbemerkungen.

Die Ministerwechsel in Preußen.

Es ist in diesen Blättern im Hinblick auf das Schweigen des Herrn v. Moltke bei der letzten Debatte über die Wahlrechtsvorlage gesagt worden, dieses sein Verhalten gäbe zu denken. Was längst, schon vor Monaten, gewispert wurde von der Amtsmüdigkeit des Ministers ist plötzlich Tatsache geworden, und paarweise, wie es bei Zyklopenmahlzeiten üblich ist, verschlang das Schicksal gleich zwei Exzellenzen: auch der Minister für Landwirtschaft zieht sich auf seinen Stammsitz zurück, um sie praktisch zu betreiben. Sein Ressort, so wirtschaftlich bedeutungsvoll es ist, rangiert doch erst in zweiter Reihe. Es hat nie einen Minister gegen die Landwirtschaft gegeben, und der einzige, der mehr von sich reden machte, war Herr v. Podbielski gewesen, und zwar waren es weniger seine fachmännischen Großtaten als seine nebenamtlichen Beschäftigungen, die Aufmerksamkeit erregten. Mit seiner geräuschvollen Originalität läßt sich das stille Wirken des Herrn v. Arnim nicht vergleichen, und wenn jetzt sein Scheiden gleichwohl Aufregung und Staunen hervorruft, so ist die Persönlichkeit seines Nachfolgers daran schuld. Herr v. Schorlemer-Lieser war es gewesen, der mit seinem Kompromißantrag im Herrenhause die Wahlvorlage zu retten versucht hatte. Aber er vermochte keinen Keil in den schwarz-blauen Block zu treiben, und mit diesem Versuch verschüttete er es völlig mit dem Zentrum, bei dem er ohnehin als „Regierungskatholik" schlecht angeschrieben ist. Seine Berufung in das wenngleich neutral-landwirtschaftliche Ministerium ist als Billigung seines vom Zentrum gemißbilligten Vorgehens an allerhöchster Stelle zu deuten, und man irrt wohl kaum, daß er, zu einem späteren Kampfminister ausersehen, vorläufig noch bis zur weiteren Entwicklung der Dinge im zweiten Treffen gehalten wird. Er soll vielleicht eines Tages die Arbeit verrichten, die Herr v. Moltke, des Streits überdrüssig, von den Parteien auftrennen ließ, ohne die Hand zur Abwehr zu rühren. Einstweilen wird der Nachfahr des Kulturkampf-Schorlemer in der Einrichtung einer paritätischen Ziegenbockhaltuug und ähnlichen die katholische Volksseele in den Rheinlanden zum Kochen bringenden Angelegenheiten den Zentrumswünschen gerecht werden müssen. Bis er seinen ernsten Waffengang antritt, mag der neue Minister des Innern, Herr v. Dallwitz, ihm das Feld planieren. So fassen manche Wetterpropheten die Wolkenbildung auf und rechnen auf das Eintreffen des kritischen Minimums im Landtag nach den Reichstagswahlen. Möglicherweise täuschen sie sich. Dernburgs Entlassung sah nämlich einer Kapitulation vor dem Zentrum, nach dessen Triumphgeschrei zu urteilen, verzweifelt ähnlich, und wenn in Preußen angesichts dieser Sachlage der von dieser Partei bestgehaßte Mann, Herr v. Schorlemer, auf einen Ministerposten gestellt wird, muß dies das Zentrum aufs neue reizen. Warum wird diese Reizung vorgenommen? Glaubt man im Reich mit, und in Preußen gegen das Zentrum regieren zu können? Das wäre ein erfreulicher Glaube. Dem neuen Minister des Innern, Herrn v. Dallwitz, wird Entschlossenheit und Tatkraft nachgerühmt, die er wohl zunächst gegen die Sozialdemokratie zu betätigen haben wird. Ihn lediglich als Platzhalter für den Kollegen vom Rhein anzusehen, heißt ihn unterschätzen; er dürfte als Polizeiminister noch nicht am Ende seiner Laufbahn stehen.

Dr. Fr. St.

* * *

Dernburg und die Politik.

Dernburg hat seinem Rücktritt eine unverkennbare parteipolitische Deutung geben lassen, nicht nur in negativem, sondern auch in positivem Sinne. Er hat Wert darauf gelegt, bei dieser Gelegenheit seine Zugehörigkeit zum Liberalismus unterstrichen zu sehen, damit es so schiene, als habe es sein politisches Gewissen nicht länger geduldet, daß er mit den gegenwärtigen Regierungsparteien zusammenarbeitete. Das ist vielleicht das Merkwürdigste an dem bedeutungsvollen Ereignisse. Einst meinte Dernburg, die Frage der deutschen Kolonien, ihre Behandlung und ihre Zukunft sei „ganz unabhängig von der Stellung, welche man im deutschen politischen Leben als Parteipolitiker einnimmt, ... unabhängig von der Konfession ..., unabhängig von der sozialen Stufe, auf welcher sich der Beurteilende befindet"; und es war ihm heiliger Ernst damit. Sicher hat er auch noch nach dem Zerfall des Blocks eine Weile geglaubt, er könne sich als ruhender Pol in der Flucht der Erscheinungen am Regierungstische behaupten, wenn er sich den Parteien gegenüber streng neutral verhalte; darauf deutete während der Debatten über die Diamantenfrage seine Erklärung hin, er habe dem Abgeordneten Lattmann gesagt, dieser möge die Sache der Kolonien, jene nationale Sache, sein lassen, die sie bis dahin gewesen wäre, und sie nicht in den Parteihader hineinzerren. Es handelte sich bei diesem Bestreben Dernburgs seiner Amtstätigkeit ein gänzlich unpolitisches Gepräge zu geben, um keine Maskerade. Nicht umsonst legte er gerade nach dem denkwürdigen Zusammenstoß mit Roeren, der den Anstoß zur Blockpolitik gab, so großes Gewicht darauf, sich gegen die Unterstellung zu verwahren, als habe er die „Politik des Zentrums" bekämpft. „Ich habe die Politik aus der Kolonialverwaltung hinausgeworfen", erklärte er und wollte damit sagen, daß er auch jeden von andrer Seite kommenden Versuch, politische Bestrebungen auf das koloniale Gebiet zu übertragen, zu vereiteln wissen werde. Zu einer Maskierung seines liberalen politischen Gesichts lag aber damals, als die Regierung offen mit dem Zentrum brach, und der Beifall im Lande dem Gedanken einer konservativ-liberalen Paarung besten Erfolg verhieß, für Dernburg kein Grund vor. Nicht umsonst mied er auch ängstlich den Weg der Volksversammlung, um für seine kolonialen Ideen Propaganda zu machen. Er hielt seinen ersten Vortrag vor einer freien Vereinigung von Gelehrten und Künstlern; seinen zweiten vor Kaufleuten; er wollte unmittelbar mit einzelnen Berufsgenossenschaften, nicht mit politischen Parteien und nicht mit chaotischen Volksversammlungen, wo Kreti und Plethi mit Schlagwörtern bearbeitet werden, Fühlung gewinnen. Besonders kennzeichnend für ihn war es auch, daß er sich einmal im Reichstage als „Volksvertreter" in Gegensatz zu den Abgeordneten brachte und damit den Stolz des Abgeordneten v. Liebert kränkte, der ihm heftig entgegnete: „Die Volksvertreter, das sind wir, die wir durch das Feuer des Wahlkampfes gegangen sind". Wahrscheinlich hegt Dernburg die Überzeugung,

Digitized by Google

daß die modernen Parlamente keine richtigen Volksvertretungen sind, weil sie sonst aus Abordnungen von Berufskörperschaften zusammengesetzt sein müßten. Und er befände sich damit in guter Gesellschaft, teilen doch viele der bedeutendsten Staatsrechtslehrer und andrer Gelehrten diese in der „Gegenwart" schon oft vertretene Ansicht. Trifft das zu, so wird er inzwischen erkannt haben, daß unser Jahrhundert seinem Ideal nicht reif ist, und da er nicht wie der Dichter „ein Bürger derer, welche kommen" sein mag, sucht er sich den Anforderungen der Gegenwart anzupassen.

Solange Parteipolitiker die Drahtzieher der öffentlichen Meinung sind, vermag auch ein Staatssekretär für die Kolonien nicht dauernd auf einsamer Höhe zu thronen, ohne sich auf eine Partei oder mehrere stützen zu können. Das ist bei uns heute um so weniger mehr möglich, als wir uns immer schneller einer rein parlamentarischen Regierungsweise nähern. Die frühere deutsche Kolonialpolitik war im parteipolitischen Sinne konservativ. Sie war es nach den Personen, die in ihr die Hauptrolle spielten, und nach den Anschauungen, die in ihr als maßgebend betrachtet wurden. Konservative Kapitalfeindschaft behinderte die Investierung von Kapital in den Kolonien, und konservativen Parteizwecken entsprach es, daß die Kolonialpolitik benutzt wurde, um gegen England zu hetzen. Daß eine solche Kolonialpolitik mit vollständigem Bankerott enden müsse, hat schon vor zehn Jahren der früh gestorbene kolonialpolitische Schriftsteller Dr. Hans Wagner vorausgesagt, und gerade dieser entwarf damals zum erstenmal ein klares Programm einer liberalen Kolonialpolitik; er gab dabei dieselben Richtlinien an, die Dernburg später einschlug und innehielt, und die sich schließlich als unvereinbar mit konservativen und klerikalen Parteibestrebungen erwiesen.

Es ist übrigens nicht zufällig, daß die Führer des Hansabundes, die ja dem gleichen Milieu entstammen wie Dernburg, zu Beginn ihrer öffentlichen Wirksamkeit in die gleichen Fehler verfielen wie dieser. Auch sie wähnten und wähnen zum Teil noch, daß sie sich für ihre Zwecke um Parteipolitik nicht zu kümmern brauchten, daß es genüge, dahin zu trachten, „Männer des praktischen Lebens in das Parlament zu entsenden, um dort die gewerblichen Interessen zur Geltung und Anerkennung zu bringen". Darin liegt eine ebensolche Verkennung des Einflusses, den die Parteipolitiker im öffentlichen Leben heute noch ausüben, wie sie Dernburg sich zu schulden kommen ließ. In beiden Fällen handelt es sich im Grunde um dieselbe außerordentlich wichtige Erscheinung, daß weite Kreise des Handels und der Industrie, die sich bisher von aller Politik möglichst fern hielten, angefangen haben, in das politische Getriebe einzugreifen, daß sie dabei parteipolitische Bahnen meiden möchten, aber sich durch die Macht der Verhältnisse zum mindesten zu Kompromissen gezwungen sehen. Otto Corbach (Charlottenburg).

* * *

Oletzko-Lyk-Johannisburg,
dies Dreiblatt aus dem Masurenlande ist entschieden eine der interessantesten Pflanzen im Irrgarten der Politik. Jetzt stehen wir vor der Frage, ob die Kreisverwaltung in Johannisburg das dortige Kreiskrankenhaus wirklich schließen wird. Bis vor kurzem wenigstens hatte sich kein Bewerber um die Stelle des dirigierenden Arztes gefunden. Warum? Der bisherige Inhaber der Stelle, Dr. Thomalla, war wegen seiner Parteinahme für die Liberalen im jüngsten Wahlkampf gemaßregelt worden, und da ist es keinem Arzt zu verdenken, wenn er den heißen Boden meidet, wo die Ausübung des ärztlichen Berufes von der politischen Gesinnung abhängig gemacht wird. Im übrigen deutet das Vorgehen der Kreisgewaltigen auf äußerst gesunde Verhältnisse hin, und alle Kranke beeilen sich natürlich mit ihrer Genesung. Fast könnte man meinen, nur die bösen Liberalen erkrankten in Johannisburg, während die Konservativen als gesunde Jungen von Leiden und Gebrechen verschont bleiben. Wie sich sonst die Ausübung der Praxis für die dortigen Mediziner gestaltet, vermögen Fernerstehende nicht zu beurteilen. Aber in jenen glücklichen Gefilden, wo, wie neulich an dieser Stelle erzählt wurde, der bündlerische Boykott gegen nationalliberale Kaufleute und Handwerker in Szene gesetzt worden ist, läßt sich ein Konservativer überhaupt nur von konservativen Ärzten behandeln und stirbt lieber, ehe er sich einem Liberalen anvertraut. Kein konservativer Weltbürger beschreit die vier Wände, sobald eine des Liberalismus verdächtige Hebamme seiner Frau Mutter Dienste leisten will, und ehe sich ein richtiges Mitglied der Kreisverwaltung von einem liberalen Totengräber einscharren läßt, bleibt es lieber am Leben. Ehre dieser Prinzipientreue, Preis und Ruhm einem preußischen Kreise, der sein Klima und seine Gesundheitsverhältnisse lediglich durch Schließung eines Krankenhauses zu verbessern versteht. Ob auch die Irrenanstalten geschlossen worden sind, darüber ist noch nichts in die Öffentlichkeit gedrungen.

Dr. Fr. St.

* * *

Auf Jauer-Landeshut: Usedom-Wollin,
ein recht netter Ausblick auf die kommenden Reichstagswahlen. Nachdem in dem schlesischen Wahlkreis die Konservativen den Freisinnigen Hilfe geleistet hatten, durften auch Unbeteiligte nach dem Grundsatz der Gegenseitigkeit erwarten, daß die freisinnige Parteileitung in dem pommerschen Wahlkreise sich bemühen würde durch eine unzweideutige Erklärung ihre Wähler zur Stimmabgabe für den konservativen Kandidaten zu veranlassen. Das war um so nötiger, als diejenige Berliner Presse, die bald dem Freisinn schmeichelt, bald ihn mit Fußtritten regaliert und so den Anschein einer höheren Instanz bei Unwissenden zu erwecken sucht, offen zur Unterstützung des Sozialdemokraten aufgefordert hatte. Die örtliche Parteileitung erließ nun eine Erklärung, die den Wählern die Stellungnahme anheimstellte, d. h. auf gut Wahldeutsch: Wir wünschen, daß ihr den Konservativen im Stich laßt; aber wir möchten es nicht offen aussprechen. Für den Rest der Session ist es ziemlich gleichgültig, ob ein Sozialdemokrat mehr — wie hier geschehen — oder ein Konservativer im Reichstag sitzt. Eine besondere Probe auf den Zug nach links braucht nicht gemacht zu werden, denn er ist unbestreitbar vorhanden; aber daß sich bürgerliche Wähler, bürgerliche Zeitungen zu Schrittmachern der Sozialdemokratie hergeben, ist unklug. Die Massen, die heut sich unter die rote Fahne stellen, holt kein fortschrittliches Programm in zehn Jahren wieder zurück; denn wenn schon einmal „voll und ganz" radikal gewählt werden soll, dann sozialdemokratisch. Ist einmal der Sozialdemokrat für das kleinere Übel erklärt worden, dann bleibt er es für den Durchschnittswähler. Es ist bedauerlich, daß die bürgerlichen Parteien bei den Nachwahlen nicht zusammengehen. Die Verärgerung ist wie der Haß ein schlechter Berater, und die Sozialdemokratie hat, das sollten die Freisinnigen nicht vergessen, ihre besten Geschäfte stets auf Kosten des Freisinns gemacht. Dr. Fr. St.

* * *

Zur Privatdozentenfrage.

Man geht mit der Absicht um, die Privatdozenten an der Universität nur noch auf Zeit zuzulassen, und es von ihren Leistungen und Erfolgen abhängig zu machen, ob ihnen nach fünf Jahren die Dozentur von neuem verliehen werden soll. Der Vorschlag ist nicht neu, und gerade gegenwärtig, da wir bald die hundertjährige Geschichte der Berliner Universität erwarten, dürfte die folgende Reminiszenz von Interesse sein.

In sein Tagebuch trägt Varnhagen unter dem 11. März 1845 das Folgende ein: „Der Minister Eichhorn hat wieder zwei alberne Verordnungen ergehen lassen wegen der Privatdozenten, die künftig nur auf Zeit zugelassen werden sollen, auf vier Jahre, nach denen der Minister ihnen die Vorträge wieder untersagen darf, dann wegen der Examinatorien, die er anempfiehlt, preist, verlangt. Einige Fakultäten haben schon gegen beide Verordnungen scharf protestiert, Boeckh sagt, Eichhorn werde sich schwer ärgern! — — Eichhorn will die Universitäten herabbringen, Lehrer und Studenten dem

Digitized by Google

Schulzwang unterwerfen, alles in unwürdige Abhängigkeit von der Behörde zwingen."

Soweit Varnhagen. Die Zeiten haben sich geändert. Im Jahre 1845 verordnet der Minister die Anstellung der Privatdozenten auf Zeit; seine Verordnung scheitert an dem Widerstand der Fakultäten. Heut wird dieselbe Art des Vorgehens von seiten der Fakultäten propagiert.

Dr. S. R.

* * *

Philister über dir!

Frau v. Schönebeck und ihr momentaner Gatte gehören nicht zu den Leuten, denen ich die größten Sympathien entgegenbringe, ich will und brauche nicht zu erklären, warum. Nichtsdestoweniger kann einen anständigen Menschen ein Ekel überkommen, wenn er hört, wie ein Berliner Bezirksverein, diese Inkarnation des Philister- und Banausentums, in das schwebende Verfahren einzugreifen versucht hat. Er entrüstete sich in einer Versammlung darüber, daß die Angeklagte „Frau Angeklagte" genannt und nicht inhaftiert würde. Er beschloß demgemäß, den Justizminister durch ein eiliges Schreiben zu ersuchen, er möge die Verhaftung der Frau Weber veranlassen. Bis jetzt hat die Justizexzellenz den Wunsch dieser liberalen Mannesseelen noch nicht erfüllt. Natürlich stecken die wackern Gattinnen der Bezirksvereinsmitglieder hinter dieser Manifestation, die sich nicht so elegant kleiden, wie die „Frau Angeklagte", nicht so hübsch sind und nicht soviel Liebhaber gehabt haben. Als sie von dem Beschlusse ihrer Eheherren gehört hatten, werden sie die Gardinenpredigt, die sie dem spät Heimkehrenden halten wollten, verschoben und ihm die Urlaubsüberschreitung verziehen haben. Und das war vielleicht auch allein der Zweck der Übung. Wie gesagt, Frau Weber, ob schuldig oder, wie ich meine, der Anstiftung zum Morde nicht schuldig, ist nicht mein Schwarm, aber das Vorgehen des Bezirksvereins könnte mir beinahe Sympathie für sie einflößen. Philister über dir!

Dr. M. P.

Das Vulgäre in der Sprache.

Das Zeitungsdeutsch, das wir heute haben, ist keineswegs ein schlechtes Deutsch. — es ist sogar in den größeren, vielgelesenen Zeitungen ein tadelloses Deutsch. Ist aber das Tadellose immer sehr interessant? Man kann das wohl bezweifeln. Das Tadellose packt sehr selten, und das ist doch eigentlich bei allem, was gedruckt wird, die Hauptsache.

Nur die Sprache ist wirklich eine vollendete Sprache, die in jeder Silbe den Leser zwingt, ohne ihn zu ermüden. Das ist ein hübsches stilistisches Ideal!

Aber man wird die Berechtigung dieses Ideals bestreiten.

„Zwingen kann", wird man sagen, „eine Sprache nur dann, wenn sie sich der vulgären und familiären Ausdrücke bedient, die rasch ganze Gedankenketten zu übermitteln vermögen. Das populäre Deutsch verbindet sich aber nicht mit dem guten Schriftdeutsch, das immer noch von unsern bessern Zeitschriften sorgfältig gepflegt wird."

Demnach — die rasche Uebermittlung ganzer Gedankenketten durch Vulgarismen wird also zugegeben. Das Vulgäre hat also in der Sprache eine Berechtigung . . .

Viele werden diese Bemerkung nicht als „neu" empfinden.

Und dieser Meinung bin ich auch, denn schon Lessing sagte in einer Fußnote der Theologischen Streitschriften u. a. das Folgende:

„Und nun drittens, Else, was wißt denn ihr von der Orthographie? Ich habe nie eine Bettel orthographisch schreiben sehen. Das klascht ihr wieder nur so nach und merkt nicht, daß auch ihr dadurch Anlaß gebt, daß ich mich auf Nebendinge einlassen muß. Sagt selbst, was hat es mit der Auferstehungsgeschichte oder mit sonst einem Punkte in den Fragmenten und meiner Widerlegung desselben zu schaffen, daß ich schreibe vorkömmt und bekömmt, da es doch eigentlich heißen müsse vorkommt und bekommt? Es kränkt euch, daß ein so großer Sprachkundiger wie ich — (niemals seyn wollte) — in solchen Kleinigkeiten fehlt? Ei, gutes Mütterchen! weil ihr ein gar so zartes Herz habt, muß ich euch ja wohl zurechtweisen. Nehmt also eure Brille zur Hand und schlagt den Adelung nach. Was leset ihr hier: „Ich komme, du kommst, er kommt; im gemeinen Leben und der vertraulichen Sprechart, du kömmst, er kömmt". Also sagt man doch beides? Und warum soll ich denn nicht auch beides schreiben können? Wenn man in der vertraulichen Sprechart spricht: du kömmst, er kömmt: warum soll ich es denn in der vertraulichen Schreibart nicht auch schreiben können? Weil ihr und eure Gevattern nur das andre sprecht und schreibt? Ich ersuche euch höflich, Else, allen euern Gevattern bei der ersten Zusammenkunft von mir zu sagen, daß ich unter den Schriftstellern Deutschlands längst mündig geworden zu seyn glaube, und sie mich mit solchen Schulpossen ferner ungehudelt lassen sollen. Wie ich schreibe, will ich nun einmal schreiben! will ich nun einmal! Verlange ich denn, daß ein andrer auch so schreiben soll?"

* * *

Vorsichtig sollte man nur bei der Verwendung vulgärer Redensarten sein. Diese haben sehr häufig einen sexualen Nebensinn, der uns nur noch selten zum Bewußtsein kommt. Wenn er aber zum Bewußtsein kommt, kann er sehr viel verderben.

Novalis sagte:

„Der Dichter bedarf oft wiederkehrender, durch den Gebrauch ausgespielter Worte."

Das ist zweifellos richtig: je mehr Assoziationen an einem Worte hängen, um so intensiver muß es doch wirken.

Die vulgären Worte aber sind oft wiederkehrende, durch den Gebrauch ausgespielte Worte; sie sind deshalb für die Sprache, die wirken will — also auch für die journalistische — von allergrößter Bedeutung und haben neben dem korrekten Schriftdeutsch eine berechtigte Stellung.

Paul Scheerbart.

Der standhafte Zinnsoldat.

Er segelt hinauf und hinüber,
Die Wogen torkeln umher —
Er steht je länger je lieber
Fest wie ein Fels im Meer.

Digitized by Google

In seiner papierenen Schale
Ragt er mit steifer Ruh —
Er kümmert sich nicht ums Reale,
Er sieht den andern zu.

Die andern stürzen und fallen,
Selbst Dernburg, die Kraftnatur —
Und ach, so vielen Vasallen
Winkte die seidene Schnur.

Der Moltke, der Arnim wallten
Ergebungsvoll nach Haus,
Er aber will Stange halten,
Er guckt noch starr gradaus . . .

* * *

Der Zinnsoldat, der glatte,
Er segelt auf dem Damm
Und denkt: Ich hatte, ich hatte,
Ich hatte mal ein Programm.

Das hab ich trotz manchen Knickes
Gehegt als tapfrer Gesell,
Es lebe mein liebes dickes,
Mein Zinnsoldatenfell!

Platz da, ich komme geschwommen,
Und konnte doch schwimmen nie —
Ich bin heruntergekommen,
Und weiß doch selber nicht wie.

Ich segle noch fort ins Leere,
Ins selige Nichts hinein — —
Und wenn ich nicht Zinnsoldat wäre,
Könnt ich der Bethmann sein.

Terentius.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usf. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Der amtliche Katalog der Weltausstellung in Brüssel 1910, Deutsche Abteilung, herausgegeben vom Reichskommissar, ist soeben im Verlage von Georg Stilke (Berlin NW. 7) in einer deutschen und einer französischen Ausgabe zum Preise von je 2,50 Mk. erschienen.

Das unter der künstlerischen Leitung des Professors Walter Tiemann in der Reichsdruckerei hergestellte Werk repräsentiert sich als ein vornehmes Erzeugnis deutscher Buchkunst.

Der Katalog enthält einen farbigen Plan des Ausstellungsgeländes sowie mehrere Abbildungen und div. Orientierungspläne.

Die jede Abteilung einleitenden Artikel statistischen und volkswirtschaftlichen Inhalts machen das Buch besonders wertvoll. B.

Im Verlage von Stephan Geibel (Altenburg) sind erschienen:

Gustav Adolf Erdmann: Unter deutscher Kriegsflagge. Eine Erzählung. Preis: geh. Mk. 1 50.

Berthold Roy: Als neu das Deutsche Reich erstanden war (1871—1900). Amerika und die Zukunft der Germanen. Preis: geh. Mk. 3.60.

Eine Auswahl guter und nützlicher Geschenkwerke aus dem Verlage des **Bibliographischen Instituts zu Leipzig** bietet der unsrer vorliegenden Nummer angefügte Prospekt dieses rühmlichst bekannten Verlagshauses. Die literarischen Unternehmungen des Bibliographischen Instituts sind jedem Gebildeten und jedem nach Bildung Strebenden so gut bekannt, daß sich eine besondre Empfehlung an dieser Stelle erübrigt. Alle Werke tragen bei vornehmster Ausstattung ein einheitliches charakteristisches Gepräge: sie sollen nicht nur Bildung und Wissen in immer weitere Kreise tragen, sondern auch an sich der Auferziehung guten Geschmacks, wie der Freude an dem Besitz gediegener Bücher in der Bibliothek, wie im Hause dienen. Wir machen unsre Leser auf diesen Prospekt ganz besonders aufmerksam.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. — Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ∴ Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 669. —

130 seitiges leinengebundenes **„Agfa"-Photohandbuch** à 80 Pf. durch Photohändler.

„Agfa"-Entwickler:

- Rodinal, Metol,
- Amidol, Glycin,
- Eikonogen,
- Hydrochinon etc.

in **Substanz** resp. **Patronen** resp. **Lösung** konz.

sind bei Fach- wie Amateurphotographen gleichermaßen beliebt u. geschätzt.

Bezug durch die Photohändler

Digitized by Google

Jagd-Trophäen, in- und ausländische völkerkundliche
Waffen u. Gebrauchs-Gegenstände
für Dekorations- und Sammelzwecke.
Wiedmann & Schoeffler, Nürnberg H.
Jll. Prachtkatalog „H" geg. 35 Pf. i. Briefm.

Bücher Katalog

über interessante, hochwichtige und belehrende Bücher versende an jedermann gratis und franko.
Reform-Verlag Fr. Schneider, Halle a. S. 115, Zwingerstr. 4/5.

Hygienische
Bedarfsartikel. Neuest. Katal. m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:
Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:
Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.: Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):
Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne". Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:
Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:
Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:
Hôtel Aue, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:
Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:
Hôtel „Schiesen"-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:
Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:
Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:
Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:
Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.
Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.
Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross". Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:
Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Verlag von Georg Müller, München

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Adolf Heilborn:

Wach auf, mein Herz

Bilder und Klänge

Geschmackvoll broschiert Mk. 3.—, in schönem Pappband Mk. 4.—.

Verlag von Georg Müller, München

::: Bücher der Gegenwart :::

Band I

Schiller

Gesammelte Aufsätze aus der „Gegenwart" (1872—1909)

Herausgegeben von Ignaz Ježower

Zahlreiche, überaus lobende Kritiken :: :: sind über das Buch erschienen :: ::

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Preis 2 Mark

Hermann Hillger Verlag
Berlin W. 9 Leipzig

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10 I. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Adolf Wiepler, „Marienhorst". — Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google